Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft

Digitized by Google

FOUNDED

Hackley Public Library.

MUSKEGON, MICHIGAN

MAY 25TH 1888.

T OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Franz Hirsch.

Band I. 1880.

Verlag von A. H. Payne.

Leipzig.

Digitized by Google

N. Campus
AP
30
.S17
1880
v.1

[illegible] Public Library

15408 A

Digitized by Google

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Wenn die Blätter fallen. Eine Herbstgeschichte von *F. von Zobeltitz* 1
Herbstmorgen am Meer. Gedicht von *Richard Winchenbach* . . 26
Beaumarchais und der Chevalier D'Eon. Historische Skizze nach neuen Quellen von *Adolf Glaser* 27
Die hohe Schule. Eine Geschichte aus der fashionablen Welt Von *Emil Marriot* 52
Die Eifersucht in der Liebe. Eine psychologische Studie von *Julius Duboc* 73
Junggesellen 83
Der ersten Liebe jüngster Tag. Gedicht von *P. Gisbert* . . . 88
Unheimliche Geschichten. Von *Herbert Franz* 89. 204
Cairoli und seine Familie. Von *Meta Wellmer* 101
Der Hahn im Korbe. Gedicht von *F. H.* 100
Carmen. Erzählung von *Fr. Levanti* 129. 257. 385. 555. 693
Aerztliches Sprechzimmer. Der Magenkatarrh. Von Dr. med. *Penn* 154
Graf Hoditz. Ein culturgeschichtliches Porträt. Von *Alexis Stoll* 158
Letzte Rose. Gedicht von *Alfred Friedmann* 164
Don Juan in Fesseln 165. 348. 480. 597. 735
Das Mannweib. Culturhistorische Skizze von *M. Heyret* . . 185
Allerseelen. Gedicht von *G. von Berlepsch* 189
Ein verhängnissvoller Wurf. Von *Ferdinand Gilles* 190
Erinnerungen an Caroline Ungher-Sabatier 198
Der alte Schreibtisch. Ein Stillleben von *Ernst v. Wolzogen* . 221
Bilder aus dem Kaukasus. Von *M. A. Lerei* 224
Die Klingenprobe. Gedicht von *Alexis Aar* 232
Im Fluge. Von Dr. *A. Boehme* 233
Die Launen der Mode. Culturhistorische Skizze von *E. Pohl* . 281
Petersburger Indiscretionen. Von *A. N.* 293
Das Paradies der Kindheit. Ein vertraulicher Brief an die Leserin 301
Marinirte Fasanen. Humoreske von *R. v. G.* 305
Strumpfästhetik. Ein Kapitel von und für unsere Damen . . 331
Ein literarischer Speisezettel. Humoreske von *Hermann von Glasenapp* 335
Der Herr Professor. Ein Genrebild von *W. Emden* 341
Bilderrahmen. Zu unseren Bildern 347

Digitized by Google

Seite

Heinrich Leuthold. Ein Gedenkblatt von *A. Moeser* 417
Amerikanischer Spiritus. Eine Illustration zur Branntweinsteuer-frage. Von *H. B.* 421
Ein Weihnachtsmärchen. Gedicht von *Elly Gregor* 429
Der musikalische alte Dessauer. Reminiscenzen von *B. Wolff* 431
Schulmeister Hans. Eine Dorfgeschichte aus Ungarn von *Julian Weiss* 437
Der kleine Dieb. Skizze aus dem Familienleben nach *E. Legouvé* 452
Einer der nicht im guten Geruch steht 458
Meine Griechin. Ein Abenteuer im Orient von *H. Palmé* . . 464
Dorfscheerers Philosophie. Gedicht von *Franz Hirsch* . . . 473
Der Traum einer Neujahrsnacht Von *A. W.* 474
Epistel eines Damenfreundes 477
Die weisse Dame. Novelle von *N. von Eschstruth* 513
Beethovens letzte Liebe. Von *Ludwig Nohl* 537
Die Germanisirung Oberschlesiens. Eine bleibende Erinnerung an Minister *Falk*. Von *Edwart Kattner* 546
Wunsch. Nach dem Italienischen des *Ulysse Tanganelli* . . . 554
Gesunde Lyrik. Eine Studie von *Wolfgang Kirchbach* . . . 576
Erinnerungen eines alten Schulpförtners. Von *C. R.* 581
Dimensionen. Gedicht von *Alfred Friedmann* 593
Die russische Frau. Von *St. v. Jezewski* 594
Aus den Memoiren der Madame Etikette. Von Dr. *August Carl Müller* 611
Die beiden Schulschwänzer. Gedicht von *F. H.* 617
Die Frau. Frei nach *J. Michelets* „La Femme“ von *Bret Harte* . 618
Der tolle Junker. Novelle von *Hans Arnold* 641
Das ewige Räthsel. Gedicht von *Philipp Fiedler* 675
Der Pessimismus im Spiegel der Dichtung. Von *Fritz Lemmermayer* 677
Der Erlöser vom Egoismus. Von *Franz Hirsch* 685
Schönbrunn. Von *Karl Beer* 716
Gerechtigkeit für die Oper. Ein Mahnwort von *Wilhelm Wolff* 719
Die Kunst des Geschmackvollen in Frankreich. Von *Eufemia von Kudriaffsky* 723
Wie die Alten sungen. Gedicht von *Oswald Lenz* 746
Eine Frauenconvention in Amerika. Von *J. Wackwitz Lösch* . 747
Poetisches Turnier 109. 364. 621
Dichtungsräthsel 495. 749
Für den Bücherschrank 110. 238. 365. 492. 622
Salonpost 111. 239. 367. 496. 623. 752
Neueste Moden 113 241. 369. 497. 625. 753

Digitized by Google

Kunstblätter.

Grosse Kinderwäsche.
Der Hahn im Korbe.
Uhrendoctoren.
Scene aus dem Wildererleben.
Ein Anhänger der Kunst.
Legitimire er sich.
Die Klingenprobe
Die kranke Kuh.
Im Herbststurm.
Ein leckeres Mahl.
Musikalischer Thee.
Sehnsucht.
Weihnachtsgratulation.
Ein Weihnachtsmärchen.
Der Dorfcoiffeur.
Ueberrumpelt.
Die beiden Schulschwänzer.
Orpheus als Gänsedieb.
Schach—Matt.
Lampe und sein Todfeind.
Wie die alten sungen.
Die beiden Kameraden.
Schloss Schönbrunn.
Das Lager der Heimatlosen.

Digitized by Google

Grosse Kinderwäsche.

Nach einem Gemälde von G. Laeverenz.

Digitized by Google

Der Salon.

Wenn die Blätter fallen.

Eine Herbstgeschichte von **F. von Zobeltitz.**

Mitten im Walde lag das Schloß, im rauschenden, brausenden, sturmdurchwehten Wald.

Wenn man aus der dämmernden Einsamkeit der Eichen und Buchen auf die Lichtung hinaustrat, sah man, wie ein Zauberbild aus altem Märchenbuche, das Schloß mit seinen luftigen Zinnen und Kuppeln, seinen durchsichtigen, vergoldeten Gittern und den grünenden Gärten dahinter vor dem staunenden Auge auftauchen. In der blauen Luft wiegten sich die schlanken Wipfel der Silberpappeln, die Trauereschen beugten sich tief über die schimmernden Spitzen der gußeisernen Umzäunung und streiften beinahe die Erde jenseits des Gitters, an das beim Sonnenuntergange hin und wieder neugierig ein Rudel Rehe aus dem nahen Walde herantrat. Durch das Buschwerk funkelten die Perlen der kleinen Fontaine, die auf dem Rasenplatz dicht vor der Auffahrt des Schlößchens ein Steintriton in die Höhe warf und deren Schaumkronen noch ringsum den Fahrweg benetzten, so daß es zwischen den blanken Kieseln wie Edelsteine lag. Wunderbar schön war dies kleine Tableau an thaufrischen, duftigen Sommermorgen und an goldigen Frühlingstagen in jenem sehnsuchtsvollen Reiz, den der blumenumwundene Lenzesgott über die Erde gezaubert.

Nun war es Herbst, und die Blätter fielen. In tiefem Schweigen lag der Wald, nur wenn der Sturm kam und mit voller Gewalt die Baumkronen durchraste, daß sie sich bogen in wildem Schmerze, dann sang und brauste und heulte es so schauerlich, wie die Verzweiflungsschreie aus bangster, verwunderter Menschenbrust. Um die Thürme des Schlosses mit ihren zitternden, kreischenden Wetterfahnen kreisten die Dohlen wie die verkörperten Phantasien eines angstgepeitschten Gewissens, und zerrissene, graue Nebelschleppen hingen gespensterhaft über der schnurgeraden, öden Pappelallee. Und zuckte einmal ein Sonnenstrahl fast schamhaft geschwind durch die Wolkenflocken und zitterte an dem vergoldeten Blitzableiter herab über das Schieferdach in die Fensterscheiben hinein, so sah das aus wie ein Blutstreif, der über einen lebendigen Körper perlt.

Digitized by Google

Im Herbst war es traurig, erschreckend traurig auf der Lichtung im Walde, wo das Schloß des Grafen von Dönjes stand.

Die Dönjes waren seit einer Reihe von Jahrzehnten die Oberstjägermeister des regierenden Königs und das Schloß im Walde war ihre Sinecure gewesen. Mit dem greisen, verbitterten Menschenfeind, dem Letzten aus dem einst mächtig blühenden, kraftstrotzenden Grafengeschlecht, der jetzt allein das reizende Idyll bewohnte, starb die Generation aus — Staub zum Staube!

Es ist eine wehmüthige Geschichte, die mit diesem Letzten des Stammes verknüpft, eine Geschichte, wie sie in tausendfältiger Nüancirung tagtäglich in der Welt passirt, so lange das hohe Lied der Liebe gesungen wird und seine überwältigende Macht behält. Es war auch im Herbste, da im Waldeswehen die kleine Tragödie spielte — darum denk' ich auch jedesmal daran zurück, wenn ich die Lichtung betrete, und wenn die Blätter fallen.

* * *

Das Hallali war geblasen, und schon begannen die ersten Dämmerschatten zu wachsen. Auf den Spitzen der Schloßthürme flammte noch die Sonne wie elektrische Feuer und über die rothgelben Blattkronen hatte sie tiefgoldene Flocken gestreut.

Eine kleine Gruppe von Jägern ritt langsam aus der Lisière des Waldes dem Parkthore zu. Es waren kraftvoll elegante, moderne Rittergestalten, die tadellos sicher auf den edlen, schweißbedeckten Pferden saßen, den rothen Jagdrock zur Hälfte geöffnet, die Füße in den hohen, lackirten Stiefeln bis zum Absatz in den Bügel geschoben, die Parforcepeitsche lässig um das Handgelenk geknüpft. Die jugendlich frischen Gesichter der Reiter waren lebhaft geröthet von den wilden, soeben beendeten cavaliermäßigen Vergnügen, und in den lebenslustigen Augen blitzte es voll kecken, sprühenden Uebermuths.

Auch eine Dame befand sich unter den Reitern. Eng legte sich das Sammetkleid um die herrliche Gestalt und zeichnete die zarten Contouren in wunderbaren Wellenlinien ab. Der breitkrämpige Federhut saß auf einem Köpfchen, so rococohaft zierlich, wie jene reizenden Figuren aus **ancien saxe**, die als Boudoirmiaiserien momentan so in der Mode sind. Unter dem wallenden Reitkleid kam zeitweise, wenn der Rothfuchs Capriolen zu machen begann, ein besporntes, winziges Füßchen zum Vorschein, und die nervigen kleinen Fäuste in dänischem Leder verstanden dann kräftig die Zügel zu brauchen.

„Was meinen Sie, Gräfin, habe ich Recht, wenn ich behaupte, daß in einem so wunderbar duftigen Herbstabend, wie wir ihn heut haben, sich eine seltsam tiefe Lebensphilosophie begründet? In solchen schweigenden Stunden ladet die Natur gewissermaßen zum Philosophiren, zum beschaulichen Insichgehen, zum Selbsterkennen ein. Barry meint freilich in seinem materiellen Cynismus, eine **pâté à la moscovite**, eine Roederer und ein schönes Weib sei der vollendetste Naturgenuß!"

Der das sagte, in jenem ungezwungen freien Ton, wie ihn das Hofparquet geschaffen hat, war ein stattlicher, junger Mann mit träumerisch braunen Augen. Er ritt dicht an der Seite der Gräfin.

„Ich halte den Geschmack des Baron Barry für nicht so tadelns-

Digitized by Google

werth", entgegnete sie und neigte den Kopf ein wenig. „Der Materialismus regiert das Jahrhundert und seine Philosophie ist in unserer Zeit zur Lebensweisheit geworden. Ich muß Ihnen übrigens Unrecht geben, Herr von Möhring, ich kenne beschaulichere Herbstabende als diesen heutigen voll Waldesduft und Sonnengold. Wenn der Sturm durch die Forsten jagt und die Baumwipfel peitscht, wenn die Wolken fliegen, und wenn ein mattgelber, fahler Dämmerschimmer über der Erde liegt wie Schwefellicht, wenn Alles tobt und pfeift und heult hoch oben in den Lüften, als zürne Gott über die sündige Welt unter ihm — dann kommt erst so recht die Poesie des Herbstes zur Geltung! Ich wenigstens liebe solche Abende, in ihnen liegt die Lehre von der Vernichtung, wie die Natur sie uns giebt, charakteristisch ausgesprochen, und die Vernichtung ist es ja auch, der jedes Menschenherz, so oder so, langsam entgegengeht!"

Wie können Sie so pessimistisch sprechen, Gnädigste", rief laut Herr von Barry, ein junger Gardeofficier, und strich sich lächelnd den strohfarbenen Schnurrbart auseinander. „Ueberlassen Sie das den Alnachoreten der Gesellschaft, jenen Leuten, die nach einem verwüsteten Leben das Recht zu haben glauben, ihr zersetzendes Seecirmesser an das Schönste und Höchste zu legen! Sie, Gräfin, sind in Figura der goldigste, sonnigste Optimismus, warum geben Sie sich nicht, wie Sie sind? Aphrodite setzte sich auch keinen Chignon auf den Kopf und zog sich keine Crinoline an, um ihre schaumentstiegene Schönheit nicht zu verunstalten!"

Ueber die Lippen der schönen Frau zuckte ein leichtes Lächeln, aber es sah nicht freudig aus, fast schmerzhaft.

„Bester Baron, wir sind Alle nicht das, was wir sind. Wir tragen sämmtlich Masken, theils ostentativ, meist aber, ohne daß wir es merken. Die Maskirung ist uns in Fleisch und Blut übergegangen, ins Denken und Fühlen. So auch vielleicht bei mir, vielleicht, sage ich! Früher mag ich wohl einmal Pessimistin gewesen sein aus — wie soll ich sagen — aus Oppositionsgeist, mit der Zeit bin ich es völlig geworden, obwohl längst kindischer Trotz und Widerspruchssinn aus mir entschwunden ist."

„Das ist ein seltsames Bekenntniß von einer Frau, die zu den Sonnen der Gesellschaft gehört, wie Sie, Gräfin", sagte Herr von Barry. „Die Sonnen strahlen nicht nur, sie erwärmen auch, aber Pessimismus ist eine Eigenschaft, die abkühlt, weil sie keine Zufriedenheit kennt. Sehen Sie, Gnädigste", fuhr der sich gern reden hörende junge Mann lächelnd fort, „par exemple meine Wenigkeit an. Ich wünsche mir keine bessere Welt, ich bin mit allen ihren Institutionen zufrieden und werde es bleiben —"

„Bis ein unglücklicher Zufall Sie einmal aus Ihrer behaglichen Lebensstellung heraushebt, Herr von Barry", sagte die Gräfin. „Mit diesem Moment wird auch Ihr Optimismus ein Ende erreicht haben."

„Ja, mein Gott, gnädigste Gräfin, aber bei Ihnen ist doch ein solcher Moment noch nie eingetreten und deshalb —"

Barry schwieg plötzlich still, als fühle er, etwas sehr Unpassendes gesagt zu haben. Er sah, wie die Gräfin finster die schöne Stirn furchte und wie der neben ihr reitende Herr von Möhring, Attaché bei der

Gesandtschaft, sein Gesicht tief über den Kopf seines Pferdes beugte. Barry machte eine verlegene Miene, die Unterhaltung schwieg einen Augenblick.

Aus dem Walde sprengte in verhaltenem Galopp auf einem großen, starknochigen Apfelschimmel ein älterer Herr im Jagdcostüm auf die Gruppe zu. Rechts und links flog der Staub auf und der weiße Schaum des erhitzten Thieres warf eine Anzahl schneeiger Perlen auf das Sammetkleid der Gräfin, als der Herr das Pferd neben ihr in Schritt fallen ließ.

„Verzeihung, meine Herrschaften, daß ich auf mich warten ließ", sagte er und strich mit dem seidenen Foulard über die sehr hoch gewordene Stirn, die der weit zurückgeschobene Cylinderhut freigab, „ich hatte ein kleines Rencontre mit einem der Oberförster; ich bin frappirt über die Opposition, die im Beamtenthum einzureißen beginnt. Ich hoffe, Dir ist das unvermeidliche Echauffement der Jagd gut bekommen, Clotilde", wandte sich der alte Herr an seine Gemalin, die mit leichtem Kopfnicken die Frage bestätigte, „mir scheint, als sähest Du ein wenig bleich aus — doch trägt wohl die Dämmerung Schuld daran. Sie haben apropos ein capitales Thier erlegt, Herr von Möhring, eine Krone, bei deren Anblick einem alten Waidmann, wie ich bin, das Herz im Leibe lacht! Ich bin dafür, daß wir diese Abnormität dem zoologischen Museum überlassen oder nach Moritzburg schicken! Sie hatten überhaupt mächtiges Glück heute, Herr von Möhring", der Oberstjägermeister lächelte, „ich weiß nicht, ob das Sprüchwort vom Glück im Spiel u. s. w. in seinen bösen Consequenzen auch auf die Jagdgöttin Anwendung findet — ich würde Sie sonst bedauern."

„Ich hoffe nicht, Excellenz; bisher habe ich mich immer mit den Gottheiten vertragen, vielleicht gerade deshalb, weil Beide mit ihren Pfeilen verwunden, Diana den Körper, Amor das Herz."

„Aber nicht das Ihrige, das ist gewappnet!" lachte der alte Herr. „Messieurs, ich sehe Sie beim Diner wieder. Addio so lange!"

Die kleine Cavalcade hielt vor der Schloßrampe.

Der Oberstjägermeister hatte einem Reitknecht die Zügel zugeworfen und war vom Pferde gesprungen, um seiner jungen Gemalin beim Absteigen behülflich zu sein. Er reichte ihr die Hand, während ein junger, schlank gewachsener Jägerbursche sich niederbeugte und den kraftvollen Arm krümmte, um den zierlichen Fuß der Gebieterin darauf setzen zu lassen.

Er fühlte sich aber bei Seite geschoben und mußte Herrn von Möhring weichen, der mit heiterem Gesicht seinen Arm vor das Füßchen der schönen Amazone hielt.

„Ritterdienst, aber nichts für den Troß", sagte er dabei, und seine Stimme vibrirte seltsam.

Der Oberstjägermeister verzog keine Miene, aber fast rauh war die Bewegung, mit der er die Gräfin beim Absprung unterstützte.

Baron Barry schlug Möhring auf die Schulter, als das gräfliche Paar hinter den Oleandern der Schloßrampe verschwunden war.

Du bist süperb, Egon", sagte er lachend, „ich glaube, Du bist noch ein vergessenes Ueberbleibsel aus der Zeit der fahrenden Minneritter! Ich würde mich nicht wundern, drückest Du Dir heute Nacht ein Feder-

Digitized by Google

barett auf die wallenden Locken, drapirtest malerisch Deinen Mantel um Hüften und Schultern und sängst unter ihrem Fenster bei Guitarrenbegleitung: „Si vous n'avez rien à me dire", oder irgend ein anderes modernes Liebeslied oder Lied von der Liebe."

Die anderen Herren hatten ihre Pferde den Dienern übergeben und schritten plaudernd in das Schloß, indeß die Reitknechte die dampfenden Thiere in Decken hüllten und nach den Ställen führten.

„Ciel!" sagte der blutjunge Majoratserbe von Alt-Frauenstätt, der Graf von Gleiben, zu Herrn von Möhring. „Sehen Sie nur einmal den finsteren Burschen dort drüben, lieber Möhring, derselbe, den Sie bei Ihrem — Ritterdienst nannten Sie es ja wohl — bei Seite schoben, er macht ein Gesicht, als verspüre er Appetit, uns sämmtlich auf seinen niedlichen Hirschfänger zu spießen!"

„Aber, liebster Gleiben, warum soll solch armes Kerlchen nicht auch einmal trüberen Gefühlen Ausdruck geben, statt ewig das devot lächelnde Antlitz des ergebensten Unterthanen zur Schau zu tragen", entgegnete der Attaché. „Wer weiß, was ihm fehlt, vielleicht ist ihm seine schwarzäugige Waldnymphe untreu geworden."

* * *

Lange Schatten warfen die Silberpappeln, die in kurzen Zwischenräumen rechts und links den hellen Kiesweg begrenzten, der vom Parkthor nach der Rampe führte. Am Himmel hingen schwarzgraue, weit ausgedehnte Wolkenschleier, hier und da zerrissen, so daß der Mond durch sie leuchten konnte. Der Wind hatte sich aufgemacht und rauschte in den herbstlich falben Blättern und riß sie von den Aesten und warf sie hoch in die Luft, in der sie noch lange hin und her taumelten, bis sie geknickt und zerfetzt zu Boden sanken, wie arme Seelen, die im Sturm des Lebens Schiffbruch gelitten.

Hinter den leicht verhangenen Schloßfenstern flammten helle Lichter, und Silhouetten zeichneten sich in deutlichen Umrissen von dem Weiß der herabgelassenen Rouleaux ab. Die Tafel war oben zu Ende und man saß nun plaudernd, rauchend und Mokka schlürfend vor den hohen, französischen Kaminen, in denen so gemüthlich die Feuer prasselten, oder man amüsirte sich in den Spielzimmern bei einem Rubber Whist oder einem Schlag lustigen Makao's.

Die große Halle mit dem mannshohen Eichengetäfel an den Wänden und dem mit prächtig antiken Trinkgefäßen besetzten Sims war von der Gesellschaft verlassen, nachdem das Diner aufgehoben worden war. Die Jäger und Kammerdiener, die vorher servirt hatten, beschäftigten sich damit, das geniale Chaos, in das die anfangs so graziös und sauber arrangirte Tafel nach dem letzten Gange versetzt worden war, zu ordnen, und verfehlten dabei nicht, nach Lakaienart ihre Glossen über die verschiedenen Gäste ihres Herrn zu machen. Nur Einer aus dieser unaufhörlich schwatzenden Bedientengesellschaft war still und in sich gekehrt, ein schlanker, etwas blasser Jägerbursche, mit hübschen, aber tiefliegenden Augen und einem ganz wunderbar schönen, volllockigen, schwarzen Haar. Der Kopf des Jünglings hatte Aehnlichkeit mit jener Studie Gustav

Digitized by

Richters, die unter dem Namen: „Neapolitanischer Knabe“ in der Kunstwelt bekannt ist.

Auf der Thürschwelle rauschte es, als streife ein schwerseidenes Gewand das Parket. Es war die Gräfin. Sie hatte, wie das Usance war bei den Jagddiners des Oberforstmeisters, nicht mit den Herren zusammen getafelt, sondern war erst zur Kaffeestunde auf einige Minuten herabgekommen. Offenbar war es der Gräfin zu heiß geworden in den raucherfüllten Zimmern, in denen die Kaminfeuer brannten. Sie hatte den Spitzenshawl weit über die Schultern zurückgeworfen, so daß der entblößte Hals mit dem durchsichtig zarten Geäder aus dem viereckigen Ausschnitt der Robe wie Marmor hervorleuchtete. Langsam schritt sie durch den Saal, an der respectvoll ausweichenden Dienerschaft vorbei.

„Unsere Gnädigste ist doch zauberhaft schön“, sagte ein alter Bedienter mit eisgrauem, aber stark gepuderten Haar und carmoisin geschminkten Wangen, als Gräfin Dönjes die Halle wieder verlassen, zu dem neben ihm stehenden Collegen.

„Schön ist sie“, nickte der Angeredete zurück und machte ein hochwichtiges Gesicht, „aber, ich kann mir nicht helfen, es überläuft mich immer ein Schauer, wenn ich gezwungen bin, ihr in die tellergroßen, himmelblauen Augen zu blicken.“

Und als müsse er sich bei der bloßen Erinnerung daran schon stärken, goß die Lakaienseele einen stehen gebliebenen Rest Rheinwein in die schneeweiß umschnürte Kehle so kunstgerecht hinab, daß nicht ein Tropfen in dem grünen Römer zurückblieb.

Er setzte übrigens das geleerte Glas sehr schnell wieder auf den Tisch zurück, denn in der geöffneten Thür erschien mit etwas erhitztem Gesicht der junge Herr von Möhring und schritt rasch durch die Halle.

„Nun, Leopold“, wandte sich der alte Diener an den blassen, schwarzlockigen Jägerburschen, der stillschweigend bisher dem Geschwätz der Anderen zugehört hatte, „Sie sehen ja so blaß aus auf einmal! Junge, was fehlt Ihnen? Ist Ihnen nicht wohl? Na ja, Sie sind die Jagdstrapazen noch nicht so gewohnt, sind noch zu jung dazu — wissen Sie was, gehn Sie doch 'mal herunter zu meiner Frau und lassen Sie sich ein paar Hoffmannstropfen auf Zucker geben! Das stärkt!“

„Ich danke sehr, Goddy“, entgegnete der Jüngling leise, „es war nur vorübergehend, mir ist schon wieder völlig wohl.“

* * *

Draußen im hochgewölbten, kühlen Corridor zog Gräfin Dönjes schauernd den Shawl um die Schultern. Ihre Wangen glühten plötzlich nicht mehr, sie fror. Ihre Glieder bebten, und nur mit Ueberwindung konnte sie es hindern, daß sie nicht ohnmächtig zu Boden sank, sie fühlte sich namenlos matt.

Auf einer Seite des Vestibüls war ein hoher Spiegel in die Mauer gelassen, an dessen Umrahmung zwei Armleuchter flammten. Vor diesen Spiegel trat sie. Forschend betrachtete sie die üppig schlanke, so reizende Gestalt, die ihr, von dunkelblauer Seide umflossen, entgegentrat, wie ein Physiognomiker studirte sie die Züge, die sie aus dem Glase heraus so wehmüthig ernst, so blaß und schweigsam anschauten.

Digitized by Google

Ein tiefer Seufzer bewegte die Brust, dann aber hob sich majestätisch die Junogestalt der schönen Frau, sie wollte nicht zeigen, daß es ihr Anstrengung kostete, das liebenswürdige Lächeln conventioneller Höflichkeit zu wahren, wenigstens nicht den glattzüngigen Herren dort drinnen. Mit dem kleinen, so zierlich chaussirten Fuß warf sie die Schleppe zurück, daß der schwere Stoff auf den Steinfließen knisterte, und schritt langsam die gewundene Treppe hinab, die nach dem Seitenportal in den Park führte.

Der Herbstabend lag mondhell vor ihr. Leise knirschte der Kies unter den schmalen Sohlen und die blanken Steinchen kugelten rechts und links, vom Kleide bei Seite gefegt, über den Fußpfad. Keine Vogelstimme ließ sich vernehmen, nur zeitweise war es der Gräfin, als höre sie den gellen, langausgezogenen Schrei eines Käuzchens, so schauerlich klagend, daß sie jedesmal fast erschreckt zusammenzuckte.

In den Ulmen und Buchen und Eichen sang der Wind seine Lieder und aus der Ferne klang ein Brausen und Tönen wie ein Choral, den hundert Hände auf einer Riesenorgel spielen. Das war auch der Wind, der sich im Walde verfangen und mit mächtiger Gewalt die alten Bäume schüttelte.

Gräfin Clotilde fühlte wohlig die kühle Abendluft um ihre Schläfe streifen und trank mit vollen Athemzügen die herbstlich erquickende Frische. Sie riß ein Weinblatt, das die Sonne dunkelroth gefärbt, vom Spalier und zerpflückte es langsam und schaute dann gedankenvoll den einzelnen Theilchen nach, die wie Glühwürmchen durch die Luft wirbelten.

Da verdoppelte sich auf einmal der leise Schall ihrer Schritte, ein dunkler Schatten wuchs über den Weg, und sie fühlte, wie ein warmer Athem sie streifte. Eine jähe Ahnung durchzuckte sie und trieb ihr siedend heiß das Blut in das Gesicht; sie blieb stehen, aber sie fürchtete sich vor dem Umwenden.

„Störe ich, Gräfin?“ fragte eine fast flüsternde Stimme, und mit halber Verbeugung trat Egon Möhring auf sie zu. Voll lag der Mondschein auf seinem Gesicht, in seinen tiefbraunen, so schwärmerisch glühenden Augen. Ein schwaches Lächeln zuckte um die leicht geöffneten Lippen, die rechte Hand lag, als suche sie einen Ruhehalt dort, zwischen den Knopfreihen des eleganten Jagdrockes.

„Es ist gefährlich, allein im Mondschein zu wandeln, gnädigste Gräfin“, fuhr Herr von Möhring fort, „die Gnomen und Elfen, die auf den Strahlen tanzen, sollen keine guten Geister sein, dem alten Volksmärchen nach Dämonen vielmehr, die sich in Herz und Gehirn schleichen und Unheil zu stiften verstehen.“

„Ich kenne die alte, irische Sage wohl, Herr von Möhring“, entgegnete die Gräfin, sie hatte mit Gewalt sich zusammengerafft, um in harmlosem Ton ihm Antwort geben zu können, aber fast ungestüm fiel Möhring ein:

„Und wissen Sie auch, daß die Ueberlieferung sagt, der verhängnißvolle Bann löse sich und die Dämonen würden zu Engeln des Friedens, wenn in dem Herzen des einsamen Wanderers nur ein Tropfen, ein glühender Tropfen aus jenem wonnigen Borne des Glücks pulsirt, den man — die Liebe nennt!? Gräfin — Clotilde! Haben Sie ein

Digitized by Google

Herz von Stein, daß Sie nicht mit einem Wort, nicht einmal mit einem Blick mir Antwort auf die tausend Fragen geben, die ungesprochen und doch laut genug an Ihre Seele klingen müssen, haben Sie kein Erbarmen mit so einem wunden, zerschmetterten Herzen, das eine ganze Welt für einen Strahl der Liebe aus Ihren Augen geben würde?"

Ihr wars wie im Traume. Das Rauschen des Windes klang ihr wie ferne Musik, die Bäume ringsum, durch die der Mond zitterte, bekamen Leben und die glänzenden Kiesel am Boden tanzten vor ihren Augen. Mit einer beinahe mechanischen Bewegung faßte sie nach dem nächsten Baum, um sich zu stützen, und verhüllte den leuchtenden Hals dicht mit dem Shawl. Sie war nicht erschreckt über die Worte des Stürmischen, sie hatte längst, seit Monden schon, bei jeder Zusammenkunft mit Egon solch plötzlichen Ausbruch seiner Leidenschaft gefürchtet, aber gefürchtet mit jener bebenden Herzensangst, die fast ein Hoffen ist, ein zagendes, bangendes Hoffen. Wie kams, daß sie nun muthlos war, jetzt, wo der Augenblick gekommen, in dem sie zeigen wollte, wie muthig sie sei?!

Halb abgewendet, die schönen Augen fast ganz von ihren Lidern bedeckt und leise zitternd wie im Fieberfrost, gab sie zur Antwort:

„Wollen Sie eine Unglückliche noch unglücklicher machen, Herr von Möhring? O Gott, ich habe ja Niemand, dem ich mein Leid erschließen kann, keine Seele, keinen Himmel! Wollen Sie mein Elend vergrößern? Gehen Sie, Herr von Möhring, lassen Sie mich allein mit meinem Schmerze — Sie tödten mich, ich trage das nicht länger — gehen Sie, wenn Sie mich lieb haben, ich bitte Sie."

Und dabei faltete sie so flehend die weißen Hände und hob sie zu Egon empor, daß er nicht anders konnte, als sie zu ergreifen, vor ihr niederzustürzen und heiße, flammende Küsse auf diese zarten Finger zu pressen.

„Ich gehe nicht, Clotilde", keuchte er, „ich gehe nicht eher, als bis ich Gewißheit habe! Ich habe lange gekämpft und gerungen, nun ist es vorbei! Die Fesseln, die mich in Schranken gehalten haben bis jetzt, sind zerbrochen, nichts gilt mir das Leben, die Vorurtheile der Menschen, meine Stellung, mein ganzes Sein Deiner Antwort gegenüber! Ich will es wissen, Clotilde, will es aus Deinem Munde hören, als Bestätigung dessen, was eine süße, beglückende Ahnung mir sagt, und dann folgsam sein wie ein Kind — hast Du mich lieb, Clotilde? — gieb Antwort!"

Da richtete sich die schöne Frau herausfordernd auf, aber sie schaute nicht in die Augen des vor ihr Liegenden, als sie sagte:

„Sie wollen es wissen — ich liebe Sie nicht, Herr von Möhring — ich kann Sie nicht lieben!"

Wie von einer Schlange gestochen, sprang Egon empor und umspannte mit beiden Händen krampfhaft die Arme Clotildens. Im Wahnsinn blitzten seine Augen, seine Stimme klang heiser.

„Gräfin, Sie lügen! Das ist nicht wahr, das kann ja nicht wahr sein! Sie lieben mich nicht — o Gott, es ist unmöglich — Sie müssen mich lieben, Clotilde, Du mußt! Mein Herz sagt mirs ja, seit Wochen schon, können denn die Ahnungen der Seele so täuschen? Clotilde, nicht wahr, Du scheuest Dich nur, die Wahrheit zu sprechen, habe Barmherzigkeit, einzig angebetetes Weib, sage ja! Siehe, es hört uns kein Mensch,

kein Lauscher ist in der Nähe, nur die Bäume flüstern, der Wind — Clotilde, Clotilde, liebst Du mich wirklich nicht?"

Egon schrie es fast. Ringsum war es still, todtenstill. Am Himmel zogen Wolken auf, und der Mond hüllte sich in sie.

Der Gräfin Augen verschleierten sich, sie sah nichts mehr. Die schöne Brust hob und senkte sich wie in unermeßlichem Schmerze, und fast unhörbar kam es von ihren Lippen:

„Nein, ich kann Sie nicht lieben!"

Egon stieß die Arme der Gräfin von sich und stürzte hinweg, hinein in das Gebüsch. Die Zweige ächzten und knackten, und er schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn und zog einen blitzenden Gegenstand aus der Brust und murmelte verzweifelt:

„Das war der Tod — ade Leben, ade Welt!"

Da — wer ist das?"

* * *

Gräfin Clotilde hatte in wildem Schmerze die Hände vor das Gesicht gedrückt.

„Ich konnte nicht anders", flüsterte sie, „es wäre Ehebruch gewesen!" Sie schauerte zusammen. „O, wie furchtbar war es für mich, ihm dies sagen zu müssen, so schonungslos, so grausam kalt! Ich *ihn* nicht lieben — — Barmherzigkeit, *wen* liebe ich dann!?"

Es wurde dunkel um sie her, die Sinne schwanden ihr, der schöne Kopf, um den wie ein Madonnenschein die blonden Haare flutheten, sank hintenüber, und lautlos brach sie am Stamme der Ulme zusammen.

Ganz oben im Gezweige klagte ein Käuzchen, das klang so schaurig. Ueber den Fußpfad raschelte eine harmlose, kleine Schlange; sie war durch den Fall Clotildens in ihrer Ruhe unter dem herbstlichem Laube aufgestört worden und kroch nun dicht an ihrem Gewande vorbei nach der andern Seite des Weges. Es war, als fliehe der schönen Frau das Sinnbild der Sünde. Die Wolken am Himmel ballten sich dichter und dichter, nur vereinzelt brach ein Mondstrahl silbern von oben herab, der Wind hatte sich völlig gelegt, Stille vor dem Sturm.

Den Kiesgang herauf kamen leichte Schritte. Einen Augenblick blieb der Wanderer, ein blutjunger Jägerbursche, stehen, als er an die Biegung des Weges kam. Am Fuße einer hochstämmigen Ulme sah er etwas liegen, etwas Schimmerndes, Glänzendes, Unbestimmtes, bewegtos und starr. Er ging noch einige Schritte weiter, dann begann er zu zittern, seine Kniee wankten.

„Allmächtiger — die Gräfin!" flüsterten seine bleichen Lippen, mit einem Sprunge war er an ihrer Seite.

Er rührte die Ohnmächtige nicht an, nicht mit der äußersten Spitze seines Fingers. Er stand thatlos und stumm vor ihr, den Oberkörper weit nach vorn gebeugt, leichenhaft, blaß. Aber immer tiefer neigte sein lockiger Kopf sich herab, er spürte den leisen, duftigen Athem der schönen Frau — und da hielt es ihn nicht mehr — er drückte seinen Mund warm und innig auf die Lippen der Bewußtlosen.

„Egon", lispelte die Gräfin und schlang, noch mit geschlossenen Augen, ihre Arme um des Jünglings bebende Gestalt. Kaum hörbar

Digitized by

war der Name ihrem Munde entflohen, aber auf den jungen Jäger übte er eine seltsame Wirkung aus. Seine Stirn zog sich drohend zusammen, er löste sanft die Arme der Gräfin und richtete sich auf.

Da krachte ein Schuß.

* * *

Der Oberstjägermeister ließ die Hand mit dem Coeur-Buben sinken und horchte.

„Das war ein Wilddieb", sagte er, „ich möchte wetten! Schade, daß die guten, alten Strafgesetze keine Kraft mehr haben, ich weiß mich nicht mehr zu retten vor diesem Gesindel!"

Sein vis-à-vis lachte.

„Mon dieu", morgen ist Sonntag, vielleicht braucht ein umsichtiger Hausvater einen Festbraten dazu: Treff ist Atout, Pardon, Excellenz, Sie spielten falsch aus!"

„Wo steckt nur Don Möhringos ritterliche Gnaden?" fragte am Nebentische Herr von Barry ironisch seinen Nachbar zur Linken.

„Er wird die Harfe schlagen unter dem Fenster der Gräfin und dazu die Liebesklage Heinrichs von Offterdingen in die Nachtluft singen", tönte ebenso ironisch die Antwort zurück.

„Pst, um Gotteswillen, nicht so laut, Hohenegg", flüsterte Barry. „Wenn der Alte das hörte! Möhring ist so wie so auffällig genug in seiner Courtoisie der schönen Clotilde gegenüber, ich fürchte wahrhaftig, die Chose wird noch einmal mit einem Krach enden!"

„Allegorisch oder im Duell?" lachte Graf Hohenegg; da trat Egon Möhring ein.

Er sah furchtbar bleich aus, große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Sein Rock war beschmutzt, in den Knopflöchern hatten sich abgerissene, rothgelbe Blätter gefangen. Möhring ging geraden Weges auf den erstaunten Oberstjägermeister zu und sagte, anscheinend tiefbewegt, aber laut und mit ziemlich fester Stimme:

„Excellenz, ich bin ein Unglücksbote! Ich war soeben Zeuge eines Selbstmords, einer Ihrer Unterbeamten hat sich im Parke erschossen!"

Alles sprang auf, auch der alte Graf. Er blieb völlig ruhig und fragte nur:

„Wie liegt die Sache? Was sahen Sie, Herr von Möhring?"

Egon schöpfte tief Athem.

„Das ist kurz gesagt, Excellenz", entgegnete er hastig. „Als ich das Zimmer verließ, sagte ich Ihnen, mir sei nicht wohl. Eine kleine Promenade in der Nachtluft sollte mich curiren. Da hörte ich einen Schuß fallen, als ich zur Stelle kam, fand ich einen Ihrer Unterförster, einen jungen Burschen, mit zerschmettertem Kopf auf dem Erdboden. Er liegt am Stamm einer Ulme, in einem kleinen Seitenwege; ich bin bereit, Ihnen den Unglücklichen zu zeigen."

„Diable!" sagte die Excellenz, „das ist ein unangenehmes Ende des heiteren Tages! Meine Herren, ich bedauere die Affaire von Herzen, der Bursche hätte bis morgen warten können, aber ich kanns nicht ändern! Haben Sie die Güte, mich zu begleiten, Herr von Möhring, wir müssen die Sache protokolliren, um das Gericht zu befriedigen. Aber Sie, Messieurs, lassen Sie sich nicht im Spiele stören!"

Digitized by Google

„Gestatten Sie mir gleichfalls, Sie begleiten zu dürfen, Excellenz", sagte Baron Barry, „mich interessirt der unglückliche Fall."

Graf Dönjes zog die Stirn in Falten.

„Wie Sie wollen", sagte er kurz.

Diener und Jägerburschen mit Fackeln und Windlichtern begleiteten die Herren durch den Park.

Es war stürmisch geworden mittlerweile. Der Himmel hatte sich völlig schwarz überzogen, der Wind brauste gewaltig und löschte hier und da eine der Pechfackeln aus. Aufgescheucht flatterten Krähen und Raben durch das Gezweige. Ein Regen buntfarbiger Blätter rauschte von den Bäumen und tanzte in der Luft. Aus dem nahen Walde tönte zeitweise der schmetternde, wilde Brunstschrei eines Hirsches.

„Bei Gott, er ist es", flüsterte Barry Herrn von Möhring zu. „Hast Du gesehen, Egon, derselbe Bursche, der uns heute Nachmittag so feindselig anguckte, weil Du ihm den Ritterdienst, der Gräfin vom Pferde zu helfen, nicht gönntest! Wie seltsam!"

Der Oberstjägermeister stand schweigend vor der Leiche. Die Kugel hatte dem Armen vollkommen den Schädel zersprengt, das fast classisch schöne Gesicht des jungen Jägers war bis zur Unkenntlichkeit entstellt, der Körper lag tief im Grün der niedrigen Fliedergebüsche.

Plötzlich wendete sich Graf Dönjes um.

„Sie haben nicht persönlich gesehen, daß Teschner sich selbst erschoß, Herr von Möhring?" fragte er, doch so leise, daß die umstehenden Diener kein Wort verstehen konnten. „Sie hörten nur den Schuß und sahen das Resultat? Teschner ist der Name des armen Burschen", setzte er erläuternd hinzu.

„Ja, Excellenz", erwiederte Möhring, „ich hörte den Schuß — und eilte dann erst hierher."

„C'est fatalement", sagte der Graf, „da ist also auch ein Mord möglich! Ein Mord in meinem eigenen Parke! Wo ist die Waffe? Das Gewehr, die Pistole, mit der Teschner die That beging, muß ja doch hier liegen! Sie giebt vielleicht Aufschluß!"

Die Diener suchten, Barry und Möhring mit ihnen. Sie durchsuchten das ganze Gestrüpp im Umkreis der Leiche, aber sie fanden nichts.

„Also ein Mord!" sagte der Graf.

„Ja, ein Mord!" fügte Möhring hinzu.

Baron Barry trat an die Seite des Oberstjägermeisters.

„Verzeihen Sie, Excellenz, wenn ich mir erlaube, Sie auf etwas aufmerksam zu machen", sagte er. „Wäre es nicht gut, Sie nähmen das, was Teschner vielleicht in den Taschen trägt und das eventuell für das Gericht Bedeutung haben kann, an sich und ließen es vor Zeugen versiegeln?"

„Sie haben Recht", sagte der Graf lebhaft und gab seinen Dienern die dazu nöthigen Befehle.

Die Leiche wurde aufgerichtet. Auf einmal bedeckte jähe Bläße das Antlitz des alten Herrn, er schob die Diener bei Seite und trat dicht vor den Körper des Erschossenen. Seine Augen quollen fast unheimlich vor, das Gesicht des Oberstjägermeisters sah in diesem Augenblick wie eine Todtenmaske aus.

Digitized by Google

„Geht zurück", sagte er mit eigenthümlich tonloser Stimme zu den scheu ausweichenden Lakaien und Jägern, „ich werde die Taschen selbst untersuchen!"

Und mit zitternden Händen begann er den grünen Uniformrock des Ermordeten aufzuknöpfen, er, der sonst bei jeder degoutanten Berührung Glacés anzuziehen pflegte, betastete eine Leiche! Die Diener standen starr. Freilich sah Niemand von ihnen, wie diese mageren, bebenden Hände beim Aufknöpfen des Rockes fieberhaft hastig einige glänzende, rothblonde Haare von einem der blanken, wappengeschmückten Knöpfe löste, an dessen Oese sie sich verfangen hatten. Der Graf kannte die Farbe dieser Haare, nur ein einziges Weib weit und breit trug eine Gloriole aus solchem Gold um den Madonnenkopf gewoben, und dieses Weib — der Greis schauerte zusammen — war Gräfin Dönjes.

Es fand sich wenig in den Taschen des Todten. Eine Börse, einige Schlüssel, ein Notizbuch, eine Uhr, das war Alles. Auf den Befehl des Oberstjägermeisters, die Leiche vorläufig in die Gewehrhalle zu bringen, faßten zwei Diener den leblosen Körper und trugen ihn fort. Die Anderen folgten.

„He, Goddy", rief der Graf seinem alten Kammerdiener zu, „gieb mir Deinen Arm. Die Sache hat mich alterirt — ich komme nicht so fort."

Als Goddy dienstbeflissen seinen zitternden Herrn unterstützte, ertönte hinter ihm ein leiser Schreckensruf.

Herr von Möhring war ohnmächtig in die Arme Barrys gesunken.

* * *

In der Halle traten dem Grafen die meisten seiner Gäste bereits reisefertig entgegen.

„Meine Herren", sagte der Greis, „ich bitte Sie noch einmal wegen der unverschuldeten, traurigen Störung um Verzeihung und füge das Ersuchen hinzu, die auch mir sehr unangenehme Affaire nicht weiter zu verbreiten. Ich werde durch das Gericht die Angelegenheit zu Ende führen lassen. Ich rufe Ihnen ein fröhlicheres Wiedersehen zu. Adieu, meine Herren!"

Schon auf der Treppe zu seinen Gemächern wendete sich der Graf noch einmal um.

„Herr von Möhring, auch Sie hat die kleine Tragödie sichtlich erregt. Darf ich Ihnen den Vorschlag machen, bei mir zu übernachten? Sie sind krank, Sie müssen sich schonen."

Egon richtete sich am Arm Barrys empor.

„Ich danke, Excellenz", entgegnete er, „mir wird der Ritt nach Hause wohlthun."

Der Graf verbeugte sich noch einmal und schritt dann, von Goddy und zwei Dienern mit Leuchtern begleitet, langsam die Stufen hinauf.

Die Gäste umringten Möhring und bestürmten ihn mit Fragen. Er wies Alle mit bittender Bewegung zurück.

„Morgen", sagte er leise, „morgen erzähle ich Euch die ganze traurige Geschichte. Wir treffen uns zum Frühstück bei Zerloni. Jetzt bin ich unfähig zum Erzählen, also auf Wiedersehn!"

Digitized by Google

„Auf Wiedersehn!“ — „Addio, Möhring, komm gut nach Hause!“ — „Leben Sie wohl!“ tönte es durcheinander.

„Egon, Du kommst mit in unsern Wagen“, rief Barry, „Hohenegg, Boltronn und ich haben einen zusammen, es ist noch reichlich Platz für Dich! Heute laß ich Dich nicht allein reiten!“

„Paul, ich muß danken! Die Unglücksaffaire, deren indirecter Zeuge ich war, hatte mich ein wenig erregt, ich gestehe es offen, doch das ist jetzt vorbei! Ich werde unter allen Umständen nach P. zurückreiten. Morgen ein Weiteres. Gute Nacht, meine Herren.“

Möhring verließ, ohne sich an die erneuten Zurufe zu kehren, rasch die Halle.

„Der arme Kerl thut mir leid“, sagte Barry mitleidig, „wenn ihm unterwegs nur kein Unglück passirt. Die Nacht ist infam dunkel geworden und sein Fuchs scheut leicht. Er sah recht blaß aus, der Egon!“

„Ich muß bekennen, die ganze Sache kommt mir etwas mysteriös vor“, sagte Graf Hohenegg und warf den weiten Reitermantel um seine schlanke Figur. „Möhring geräth sonst nicht so leicht in Echauffement! Die Gräfin hat sich unbegreiflicher Weise auch nicht mehr sehen lassen, mir schwirren da allerhand verdächtige Gedanken im Kopfe herum.“

„Ach Unsinn!“ sagte Barry trocken, „Sie verfallen öfters auf derlei advocatorische Combinationen, mein lieber Hohenegg. Sind die Wagen vorgefahren?“

„Zu befehlen, Herr Baron“, rapportirte der Diener und leuchtete den Herren voran.

Egon von Möhring war über den Hof geschritten, an den auf der Rampe haltenden Wagen und Reitpferden vorbei, hinein in das Dunkel der Nacht. Er bog um das Schloß herum und blieb keuchend, beide Hände auf das Herz gedrückt, dem rechten Flügel des Schlößchens gegenüber stehen. Drei Fenster im ersten Stock waren auf dieser Seite erleuchtet; Egon schaute hinauf. Durch die weißen, gazeartigen Vorhänge schimmerte ihm das Licht entgegen, sonst war nichts zu sehen, so sehr er auch die Augen anstrengte. Er seufzte tief auf, legte die Rechte an den Mund und sandte eine Kußhand nach den schweigenden Fenstern hinauf. Dann wendete er sich kurz um und schritt nach dem noch halb offenen Pferdestall. Ein Reitknecht trat ihm in Hemdsärmeln gähnend und verschlafen entgegen.

„Wo ist mein Fuchs?“ fragte Möhring.

Der Bursche machte ein verwundertes Gesicht.

„Der steht ja schon längst auf der Rampe, Herr Baron“, antwortete er und schaute Möhring impertinent erstaunt in das todtenbleiche Antlitz.

„Ah so“, sagte dieser kurz und ging auf die Rampe.

Hier stand nur noch der Fuchs Möhrings und scharrte ungeduldig im Sande. Ein Diener hielt ihn an der Kinnkette, ein zweiter daneben trug eine Laterne. Egon schwang sich hastig aufs Pferd und ergriff die Zügel. Dann zog er die Börse aus der Tasche und gab jedem der Lakaien ein großes Goldstück als Trinkgeld, rief laut: „Adieu, Leute!“ und sprengte vom Platz aus im Galopp ab.

Die beiden Diener schüttelten die Köpfe über das wunderliche Be-

Digitized by

nehmen des Herrn, lauschten noch einen Augenblick, bis die gleichmäßigen Tritte des Pferdes verhallt waren, und gingen dann in das Schloß zurück.

* * *

Als Graf Dönjes im oberen Corridor angelangt war, nahm er Goddy den Armleuchter aus der Hand und sagte:

„Ich brauche Dich heute nicht beim Auskleiden, Du kannst gehen!"

Und Goddy ging, ohne ein Wort zu sagen, aber fast starr vor Erstaunen. Es war das erste Mal in vierundfünfzig Jahren, daß der Graf Goddys Hülfeleistung zurückwies.

Der Oberstjägermeister wartete im Corridor, bis Goddy die Treppe herab war, dann trat er an die Thür des Schlafzimmers seiner Gemalin und klopfte an.

Kein Ton ließ sich hören.

Der Graf klopfte stärker, ohne Erfolg. Er rief leise: „Clotilde, öffne, ich bin es, ich will Dich sprechen!" — aber nichts rührte sich drinnen.

Der alte Mann wartete noch einen Augenblick, den schmalen Kopf mit den spärlichen Haaren und den eingesunkenen Schläfen horchend vorgebeugt, dann drückte er energisch auf die Thürklinke und trat in das Boudoir seiner Frau.

Auf dem Spiegeltisch des weiten, reizend eingerichteten Gemachs brannten mehrere Lichter, deren Glanz vom Spiel hell reflectirt wurde. Am Kopfende des Himmelbettes, dessen Gardinen Amoretten hielten, stand ein hoher, vergoldeter Papageienständer. Das Thier selbst mit seiner langen Fußkette saß auf dem weißen Arm des Weibes, das langgestreckt im Fauteuil daneben ruhte. Es war die Gräfin.

Der blonde Kopf lag auf der Kante des Sessels. Das Antlitz war bleich, die Augen geschlossen, der schöne Mund ein wenig geöffnet, so daß das Email der Zähne hinter den Lippen hervorleuchtete. Die Brust hob sich nur schwach unter dem Spitzengekräusel, das den Halsausschnitt umsäumte, die blaue Seide der Schleppe rieselte über den Teppich und lag wie eine glänzende Schlange zu Füßen der Gräfin. Ihr linker Arm, auf dem bewegungslos ihr Papagei saß, ruhte auf der Lehne des Sessels, der rechte auf dem mit Geschmeide bedeckten Tischchen, das vor dem Bette stand. Mit dieser Hand hielt die Gräfin eine Pistole umspannt, der weiße Zeigefinger lag noch auf dem Drücker.

Der Oberstjägermeister war an der Thür stehen geblieben und hatte lange und schweigend sein schönes Weib betrachtet. Sein greisenhaftes, gefurchtes Antlitz, das durch eine lange Kette von Jahren in allen Lagen eines vielbewegten Lebens niemals die Maske vornehmster Ruhe verloren hatte, sah fast wächsern aus, die rothumränderten Augen, in denen sonst noch so viel Energie und Lebenslust glänzte, schauten gebrochen und müde.

„Clotilde!" sagte der Graf. Es lag ein so tiefer Schmerz, eine so namenlose Verzweiflung in dem Ton seiner Stimme. „Clotilde, schläfst Du? Verzeihe, wenn ich Dich störe, ich möchte Dich sprechen, auf wenige Minuten nur."

Langsam schlug die Gräfin die schweren, langbewimperten Lider

Digitized by Google

auf. Ein irrer Blick ſtreifte den Gatten, dann, als käme plötzlich eine ſchreckliche Erleuchtung über ſie, ſprang ſie wild auf, die Piſtole noch immer in der Rechten, und ſtürzte dem Grafen entgegen.

„Ich war es“, kreiſchte ſie auf, „ich habe ihn ermordet, Leopold — nicht er! Mit dieſer Waffe geſchah die That, ich weiß ſelbſt nicht, wie ich dazu kam, ſie aus dem Jagdzimmer mit in den Park zu nehmen, zu meinem Glück und ſeinem Unheil! Er wurde zudringlich, Leopold, ich mußte mich wehren, und als ich mir nicht anders zu helfen wußte, da — da ſchoß ich.“

Und mit einem Wehſchrei ſank ſie zu Boden.

Auch der Graf taumelte. Der Thürpfoſten mußte ihn ſtützen.

„Barmherziger Gott“, ſtammelte er und blickte entgeiſtert ins Leere, „iſt das Wahrheit oder — Wahnſinn! O, das iſt zu viel!“

Es war ganz ſtill im Zimmer. Der Papagei, der bei dem Aufſpringen der Gräfin kreiſchend auf ſeinen Ständer zurückgeflogen, war ſchon wieder eingeſchlafen. Nur die Lichter kniſterten bisweilen und der Regen, der draußen zu fließen begonnen, klopfte mit ungleichmäßiger Heftigkeit gegen die Fenſter.

Graf Dönjes beugte ſich über ſeine Gemalin, zog vorſichtig die Piſtole aus ihrer Hand und ſteckte ſie in die Bruſttaſche. Dann umfaßte er die Ohnmächtige und trug die leichte, ſo ſüße Bürde auf das Himmelbett, wo er ſie niederlegte.

Mit leiſen Schritten verließ er das Gemach, ſchloß aber die Zimmerthür nicht hinter ſich. Im Corridor zog er den Klingelzug, der nach der Stube der Zofen führte und wartete hier, bis Marie, das Mädchen der Gräfin, verſchlafen und in derangirtem Coſtüm die Treppe heraufkam.

„Gehe ſofort zur Frau Gräfin, Marie“, befahl der Oberſtjägermeiſter, „ſie iſt unwohl! Hilf ſie entkleiden und bringe ſie zu Bette! Und höre, noch eins! Du bleibſt die ganze Nacht im Zimmer der Gräfin und wachſt bei ihr, verſtehſt Du? Du verläßt ſie nicht einen Augenblick, ich fürchte, die Gräfin wird ſehr krank werden, ſei alſo vernünftig, Marie!“

Das erſchrockene Mädchen verſprach ſtrengſte Befolgung und der alte Herr ging langſam in ſein Zimmer.

Es war ein ſeltſamer, beunruhigender Anblick, wie er hier, tief in einen Fauteuil gedrückt, langſam die Hähne des Piſtols ſpielen ließ, das er vorhin den Händen der Gräfin entwunden hatte. Ein Lauf war entladen, der zweite nicht. Der Greis wendete das Piſtol und betrachtete die Arabeskenciſelirung des Handgriffs mit aufmerkſamen Augen. E. M. war da in zierlicher Verſchlingung, mit ſiebenzackiger Krone darüber, auf eine der eingelegten Silberplatten gravirt. Der Graf ſtützte den Kopf auf die Hand und verſank in tiefes, träumendes Sinnen.

Bilder aus vergangenen Tagen ſtiegen vor ihm auf und verrannen wieder.

Vater und Mutter waren ihr geſtorben, ſie ſtand allein in der Welt, ohne Verwandte, ohne Geldmittel, mit ihrer ſinnberückenden Schönheit. Am Grabe der Mutter hatte er ſie zum erſten Mal wieder geſehen, ſeit ihrer Taufe. Damals hatte er den kleinen, ſchreienden Säugling über das Weihbecken gehalten, er war ein Freund des Vaters geweſen, dann hatte ihn das Schickſal weit in der Welt umhergeworfen, nun ſah er ſie wieder im Trauergewande, aber um ſo liebreizender darum. Wenige Wochen nach-

Digitized by

her trat er vor sie, er, ein Greis schon, der kaum erblühten Rose gegenüber als Freier.

„Ich bin zu alt, Clotilde, um Ihr jugendfrisches Herz, das doch schon so viel ertragen, im raschen Sturme zu erobern", hatte er damals gesagt, „aber ich fühle noch warm genug, um in treuer, inniger Liebe um Ihr Vertrauen zu werben, um Ihre Freundschaft, die ja doch der Gattenliebe ähneln soll! Werden Sie mein Weib, Clotilde, ich schwöre Ihnen, ich will Sie beschirmen wie ein Vater und will Sie, die Elternlose durch das Leben führen als guter, treuer Kamerad. Ihnen bietet die Zukunft, gestehen Sie sichs, nur Dornen — an meiner Seite sollen Sie sorgenlos, hoffentlich glücklich werden!"

So hatte er gesprochen, ihm wars, als seis gestern gewesen. Und sie hatte das Haupt gesenkt, aber ihre kleine Hand vertrauensvoll in die seine gelegt und geantwortet:

„Ich will Ihr Weib werden, Graf Dönjes, obwohl ich Sie nicht liebe. Die Stürme, die meine Jugend verbitterten, haben mich frühzeitig gereift, ich fühle, daß ich niemals glücklich werden würde, wären Armuth und Entbehrung meine Begleiter, wie Sie, so hoffe auch ich das Glück, das ich suche, wenn nicht bei Ihnen, so doch an Ihrer Seite zu finden!"

So waren sie vor den Altar getreten.

Die Jahre rauschten dahin, Glück fanden sie Beide nicht. Er war zwischen den Klippen und Untiefen der großen Welt, im Wellengetriebe eines wüsten Schmarotzerlebens Cavalier geblieben vom Scheitel zur Sohle, aber Charakter und Gemüth waren untergegangen. Er hatte ihr Alles geboten, was ihre jugendliche Eitelkeit verlangte, mehr noch, aber er war nicht fähig gewesen, wie er einst versprochen, ihr ein warmes Herz entgegenzubringen, dem sie sich hätte anschließen können. So waren sie sich fremder und fremder geworden, kein Wort des Zankes fiel in ihrem ehelichen Leben, aber es lag auf demselben wie ein kalter, erschauernder Nachtfrost.

Und seltsam! Wie der alte Mann im Lehnstuhl noch darüber nachsann, ob es denn möglich gewesen, daß er in zufriedenem Glück seine Tage hätte beschließen können, da floß auf einmal ein anderes Bild in seinen wachen Traum, ein ferneres, aus seiner Jugendzeit.

Blauer Himmel wölbte sich über ihm, zu seinen Füßen rauschte eine Quelle und um ihn herum flüsterte der Wind in den Cypressenkronen, denn es war auf Italiens Auen, unfern des zauberisch schönen Pozzuoli. Er saß auf einem niederen Felsstein, der ganz von grünem Moos umzogen und aus dessen Fugen Lorbeergebüsch wucherte, und neben ihm kauerte eine Frauengestalt, die mit ihren Armen seine Kniee umschlungen hielt und ihn liebetrunken anschaute. Ihr schwarzes, üppiges Haar fiel in vollem Gelock über den Nacken und vorn in einzelnen wirren Strähnen in die weiße, etwas niedrige Stirn hinein. Der Kopf war so sehnsüchtig hintenüber gebeugt, die rothen Lippen lächelten so glückselig und die großen, dunklen Pupillen, die so effectreich contrastirten mit dem leicht blau schimmernden Email der Augen, blickten in so glühender Liebe auf den jungen Mann, daß dieser das Weib umschlang, an sein Herz drückte und heiß und lange küßte. Und dann gingen sie Arm in Arm durch den schattigen Cypressenhain und plauderten und kosten, bis der Abend dämmerte und die Pflicht das junge Weib zurückrief in das Getriebe der

Digitized by Google

Weltstadt. Auch sie war früh eine Waise geworden, aber sie hatte sich energisch auf die kleinen Füßchen gestellt und allein ihren Weg durch die Welt gesucht. Ein Impressario hatte Stimme in ihr entdeckt und sie ausbilden lassen, weil er hoffte, sie werde einst eine Goldgrube für ihn werden. In der That machte die kleine Soubrette Furore, wenn ihre Leistungen und ihre Erfolge auch nicht ganz den Erwartungen des Maestro entsprachen. Unter den jungen Männern von Distinction, die im schönen Neapel ihren Triumphwagen zogen, befand sich auch ein blonder Deutscher, Graf Dönjes. Er war es, der ihr allabendlich aus seiner Loge im Teatro nuovo die schönsten Bouquets zuwarf, der ihren weißen Hals mit den glänzendsten Perlen schmückte, der ihr am feurigsten seine Liebe zu schwören verstand, er war es auch, dem sie sich schenkte. Nun kamen wonnige Tage für glutäugige Lisa Castelli. Sie schaute zu ihm auf wie zu einem höheren Wesen, wenn sie zusammen nach dem Posilippo wanderten und er ihr am Grabmal des Virgil von den unsterblichen Dichtungen des alten Poeten erzählte, oder wenn er ihr im Serapistempel von Pozzuoli in glühenden Farben die Herrlichkeiten ihres Vaterlandes malte, als noch ein Domitian und ein August es beherrschte. Armes Weib! Du wußtest noch nicht, daß die Liebe des ritterlichen Grafen nichts war, als eine chevalereske Passion, daß Du ihm nur als hübsches Spielzeug galtst, als **joujou capricieux**! Was nutzten Deine heißen Thränenströme, als es ans Abschiednehmen ging, was nutzte es, daß Du die schönen Haare raustest und in maßlosem Schmerz die weißen Arme mit den Nägeln zerkratztest, bis das Blut über sie tropfte, daß Du die goldgefüllte Börse, die er auf einem Tischchen Deines Boudoirs „vergessen", wie eine giftige Schlange von Dir schleudertest! Er kam nicht wieder — nie mehr!

„Ah!"

„Wie kams nur, daß vor dem träumenden Greis da plötzlich eine Gestalt sich zu erheben begann, die er vor Kurzem erst zu sehen vermeint hatte, eine schlanke Jünglingsgestalt in grünem Jägerrocke, das schwarzlockige Haupt blutend, ja blutend zur Seite geneigt? Wars eine Erscheinung, wars Traum?

„Allmächtiger Gott!"

Die zitternden Hände des Grafen wühlten in seiner Brusttasche und rissen die Gegenstände heraus, die er dem Erschossenen im Parke abgenommen hatte. Da war die Uhr, da die Börse, die Schlüssel, ah, und da die Brieftasche des Todten. Wie rissen die mageren, weißen Finger des Greises in den einzelnen Blättern umher, um einen Anhaltepunct zu suchen für die Vision, die Ahnung, die ihn soeben erschreckt! Da lag zwischen zwei längst vertrockneten Myrthenblättern ein vergilbtes Stückchen Papier, darauf stand mit zierlicher Mädchenhand ein Lied geschrieben, ein italienisches Chanson, das er kannte. „**Sul mare il lucido**", ja, er kannte das Lied, so oft hatte sie es gesungen am Strande des Meeres, wenn das Mondlicht über die Wellen zitterte und sie zu seinen Füßen saß und mit großen Augen hinausschaute auf das leuchtende Wasser. Er kannte auch die Schriftzüge auf dem vergilbten Blatte, er hatte sie ja hundertmal gelesen in jenen vergangenen Tagen. Thräne auf Thräne perlte über die Wangen des alten Mannes, über den nun die Erinnerung kam, Schlag auf Schlag!

Digitized by Google

In Ischl war es gewesen, just vor einem Jahre, da hatte ein armer Gebirgsjäger dem vornehmen Herrn, der sich mit seiner schönen Gemalin der Cur halber in dem reizenden Badeort aufhielt, einen jungen Burschen zugeführt mit der devoten und innigen Bitte, ihn unter seine Dienerschaft aufzunehmen. Der alte Jäger hatte in Langem und Breitem erzählt, daß vor Jahren einmal eine durchreisende Schauspielerin in seinem Haus an der Schwindsucht gestorben sei und ihm und seinem Weibe außer wenigen Habseligkeiten auch einen frischen, dreijährigen Buben zurückgelassen habe. Die Leute seien kinderlos gewesen und das muntere Wesen des kleinen Burschen habe ihnen gefallen, so sei es gekommen, daß sie ihn bei sich behalten und ihn später adoptirt hätten. Der Junge sei ihnen ans Herz gewachsen, es gäbe keinen weit und breit, der wie er einen Geier im Fluge zu treffen im Stande sei, aber die Zeit, die böse Zeit ließe sie, die nun fast arbeitsunfähig geworden seien, nicht mehr so viel verdienen, daß sie auch noch für den Leopold Sorge tragen könnten. Der Herr Graf Excellenz, der ja selbst ein großer Waidmann wären, könne vielleicht einen tüchtigen Jäger gebrauchen, er möchte doch barmherzig sein und den Leopold Teschner bei sich anstellen, ganz gleich als was. Und der Graf hatte es gethan, auf Zureden seiner Frau, der die Armuth der alten Leute dauerte, er hatte es gethan, ahnungslos, wen er aufgenommen. Der junge Teschner, alle seine Papiere lauteten auf den Namen seiner Adoptiveltern, hatte sich niemals die Unzufriedenheit seines Gebieters zugezogen, der sich im Allgemeinen wenig um seine Dienerschaft zu kümmern pflegte. Ob Teschner wußte, wer seine Mutter, sein Vater gewesen, oder ob er die alten Tyroler Jägersleute für seine rechtmäßigen Eltern gehalten — der Graf beugte tief den greisen Kopf auf das kleine Papier vor ihm — wer konnte das sagen!

Es ist etwas wunderbar Geheimnißvolles um jenen göttlichen Funken ‚Erinnerung', den wir Menschenkinder in uns tragen. Ein einziger, plötzlich auftauchender Gedankenblitz genügt, um uns mit Zauberschnelle ein ganzes gewaltiges Stück Leben wieder erschauen zu lassen, das wir längst begraben und vergessen vermeint haben. Jedes kleine Detail malt die erwachende Phantasie in neuerstandener Frische aus, sie verdrängt die Ereignisse der Gegenwart und läßt sie völlig zurücktreten vor dem immer mächtigeren Auftauchen einer halb versunkenen Welt.

So wars auch mit dem alten Grafen. Die fast visionäre Lebhaftigkeit, bedingt durch seinen momentanen Gemüthszustand und eine ganz naturgemäße Combination, die ihm mit überwältigender Wucht ferne Erinnerungen vorgezaubert, hatte ihn die Gegenwart vollkommen vergessen lassen. Er dachte nicht daran, daß wenige Wände von ihm geschieden ein schöner Frauenkopf in Fieberphantasien brannte, er dachte nicht an den Mörder des ihm so nahe stehenden Todten, seine Gedanken weilten nur bei diesem selbst und bei ihr, die ihm das Leben gegeben.

Er nahm den Leuchter und schwankte zur Thür hinaus. Auf dem Corridor lauschte er einige Augenblicke. Alles war stumm und schweigend um ihn, nur wie zuvor peitschte der Regen gegen die Bogenfenster.

Unhörbar glitten die Schritte des Oberstjägermeisters über die dicken Teppiche die Treppe hinab. Die Lichtreflexe huschten hin und her an den Wänden und, als er unten die große Vorhalle durchschritt, zitterten sie so seltsam über die braunen Gesichter der hier aufgehängten Ahnen-

Digitized by Google

bilder, daß es aussah, als bekämen die alten geharnischten Herren und die Reifrockdamen aus dem Kurfürstenregime Athem und Leben.

Ein ziemlich schmaler, gewölbter Gang führte aus dem Vestibül in die Gewehrhalle. Dies war ein hoher, runder Raum, in welchem rings an den Wänden bis zur Decke reichende Glasschränke entlang liefen, die einige hundert Gewehre, vom Rad- und Steinschloß bis zur modernsten Construction, enthielten.

Das Licht flackerte stark, als der Graf eintrat. Das einzige Fenster in der Gewehrhalle war geöffnet, der Regen klatschte auf den Fußboden, wo er kleine Pfützen gebildet hatte, und der Wind bauschte die dicken, dunkelgelben Gardinen wie Segel auf.

Das kümmerte den Grafen nicht. In der Mitte des Zimmers waren drei Stühle zusammengerückt und ein Bret darüber gelegt worden, auf welchem ein verdeckter Körper ruhte. Dönjes stellte das Licht auf den Fußboden, so daß der Wind es nicht verlöschen konnte, und schlug dann die braune Decke von dem Leichnam zurück.

Er schauerte zusammen, so sehr er sich sonst zu beherrschen verstand. Das Gesicht des Todten war nicht mehr erkennbar, es war völlig zerschmettert, eine einzige blutgeronnene Masse. Der grüne Rock war aufgeknöpft und ließ am Halse der Leiche ein kleines, goldenes Medaillon sehen, das der Graf mit fast hastiger Bewegung ablöste und öffnete.

Es war merkwürdig, wie sich die Züge des alten Mannes beim Anschauen des schwarzlockigen Frauenkopfes veränderten, dessen Bild in den Rahmen des Medaillons gefügt war. Ein wehmüthiger Zug umspielte den bartlosen Mund und das nasse Auge schaute so mild, wie man es nie gesehen bei dem gemüthlosen Hofmann.

Draußen wurde es plötzlich lebendig. Schnelle Schritte liefen die Treppen hinab und wieder herauf, Thüren wurden geschlagen und dumpfes Geräusch drang an des Grafen Ohr. Er deckte rasch die Decke wieder über den Todten, verbarg das Medaillon und eilte, von einem unbegreiflichen Gefühl ihn auf einmal überkommender Angst getrieben, rasch den Gang zurück in die Vorhalle.

Mehrere Diener mit Lichtern standen hier rathlos an den Pfeilern herum, und jammernd stürzte ihm Marie, die Zofe der Gräfin, entgegen.

Der Oberstjägermeister erbebte, ihm ahnte, daß die Schrecken dieser Herbstnacht noch nicht ihren Abschluß gefunden.

„Excellenz, gnädigster Herr Graf", keuchte das Mädchen, „mein Gott, mein Gott, ich kann kaum sprechen vor Angst, sie schnürt mir die Kehle zu! Excellenz, ich bin im Zimmer geblieben, wie Excellenz es befohlen, aber ich sollte ein Glas frisches Wasser vom Brunnen holen, hatte die gnädige Gräfin mir aufgetragen, und da mußte ich doch fort, und als ich wiederkam, ach Gott, ach Gott!"

Das arme Mädchen hielt schluchzend die Schürze vor das Gesicht, ein Strom von Thränen erstickte ihre Stimme.

„Weiter, weiter", drängte der Oberstjägermeister und umspannte den Arm der Zofe, „was war da? Ist die Gräfin kränker geworden?"

„Mein Gott, mein Gott, Excellenz, ich bin unschuldig daran, ich mußte doch das Wasser holen und konnte nicht wissen, daß die allergnädigste Gräfin einen so erschrecklichen Anfall kriegen würde, mein Gott, mein Gott, Excellenz, wie soll ich mich nur rechtfertigen?"

Digitized by Google

Der Graf schleuderte das Mädchen zurück und stürzte die Treppe hinauf, in das Boudoir seiner Gemalin.

Ein einziger Blick sagte ihm Alles.

Todtenbleich lag die Gräfin unter dem Plumeau. Sie hatte die weißen Hände gefaltet, die Augen geschlossen. Die rothseidene Decke, die ihre Brust bedeckte, hob und senkte sich schwach.

Neben dem Bett lag ein zerbrochenes Wasserglas. Die Wachslichter auf dem Nachttischchen waren fast ganz heruntergebrannt und flackerten hin und her.

Der Graf kniete am Kopfende des Bettes und weinte große, schwere Thränen. Sein Blick war auf einen Ring an der linken Hand seiner Gemalin gefallen, in dem bisher ein großer, prächtiger Brillant gefunkelt hatte. Jetzt fehlte dieser Stein, ein zartes Riefengewinde in der leeren, goldenen Fassung zeigte, daß er herausgeschraubt worden, der Graf wußte, zu welchem Zweck.

Langsam schlug Clotilde die Augen auf.

„Leopold", sagte sie in leisestem Flüstertone, ohne ihre Stellung zu bewegen, „Leopold, sage mir, hältst Du mich für ein treues, ehrliches Weib?"

„Clotilde", schluchzte der Greis, „für das treueste, reinste Herz unter Gottes Sonne, das schwöre ich Dir."

Der Gräfin Antlitz verklärte sich hell.

„Höre mich, Leopold, ich sterbe, aber ich habe noch einen Wunsch, dessen Erfüllung Du mir versprechen mußt, soll ich in Frieden heimgehen. Du hast mir vorher die Pistole genommen. E. M. steht darauf, Du weißt also, wer der Mörder jenes Knaben ist! Vernichte Alles, was auf ihn den Verdacht lenken konnte, er schoß — o, es war ein unseliges Mißverständniß, aus — Liebe zu mir! Ich will für ihn beten, oben vor Gottes Thron, leb' wohl, Leopold!"

Und die Augen brachen langsam, ein tiefer Seufzer hob noch einmal die schöne Brust, die Lippen bewegten sich leise:

„Egon!"

Dann ein kurzes Röcheln, eine letzte krampfhafte Bewegung — die Vernichtung war da.

Eine Stunde mochte verronnen sein, da erhob sich Graf Dönjes. Sein Gesicht war tiefernst, aber gefaßt und ruhig.

„Ich habe Dich nicht verdient, Du schöne Todte", murmelte er leise, „aber er, er auch nicht!"

Dann nahm er das Medaillon des Jägers aus der Tasche, öffnete es und küßte in Gegenwart seiner todten Gemalin das Bild seiner einstigen Geliebten.

„Du bist gerächt, Lisa!" sagte er.

Graf Dönjes war in seinem Leben nie poetisch gewesen ohne die berechnende Ueberlegung, einen Effect erzielen zu wollen, jetzt war er es unbewußt.

Durch die Fenster dämmerte der Herbstmorgen in das Zimmer hinein.

* * *

Digitized by Google

„Excellenz zu sprechen?“

„Barmherziger Himmel, Herr Baron von Barry, Sie fragen so kühl, als ob Sie noch keine Ahnung von der entsetzlichen Nachricht hätten, jammerte der alte Goddy.

Barry, der um die Mittagsstunde des andern Tages auf schweißbedecktem Pferde auf der Schloßrampe hielt, machte eine unwillige Bewegung.

„Ach was“, rief er ärgerlich, „habe die Selbstmordgeschichte gestern im Park ja mitgemacht! Excellenz zu Hause? Ich hab' nicht viel Zeit!“

„Herrjeh, herrjeh, liebster, gutster Herr Baron, wer spricht denn von dem Leopold Teschner in einem Augenblicke, wo ein viel schrecklicheres Ereigniß Alles in Aufruhr hält! Wissen Sie denn rein noch gar nichts?“

„Na, was ist denn nun eigentlich los?“ brummte Barry. „Ich muß um Drei wieder im Dienst sein, habe aber Excellenz vorher noch nothwendig zu sprechen! Beeilen Sie sich also ein wenig, lieber Goddy!“

„Excellenz ist nicht zu sprechen, Herr Baron, den ganzen Tag nicht, denn“, die Stimme des alten Dieners wurde gerührt, „unsere gute, gnädige Gräfin ist heute früh fünf Uhr am Herzkrampf gestorben.“

Der Rappe bäumte sich. Barry hatte vor Schreck die Zügel in die Höhe gerissen.

„Die Gräfin todt?!“ schrie er. „Herr des Himmels, das ist ja furchtbar! Goddy, alter Goddy, sagen Sie mir um Alles in der Welt willen, wie ist das so plötzlich gekommen? Gestern war sie noch die Lebenssonne selbst, heute kalt und starr, o es ist entsetzlich!“

„Gewiß ist es entsetzlich, Herr Baron“, sagte der alte Diener, „wir alle haben sie lieb gehabt und trauern um sie. Sie sollten nur einmal Excellenz unseren Herrn sehen, wie der jetzt aussieht. Es ist, als ob er selbst eine Leiche wäre, so schmerzt ihn der große Verlust. In aller Frühe schon hat ein Reitknecht den Medicinalrath Beer aus P. holen müssen, es ist ein alter Freund Excellenz unseres Herrn, das wissen Sie ja, um den Tod zu constatiren. Ueber zwei Stunden hat er oben bei der Leiche gesessen, und als er das Zimmer verließ, hat er zum Herrn gesagt, so laut, daß wirs hören konnten: „Herzkrampf, mit Herzschlag geendet!“ O, Herr Baron, so eine Nacht, wie die vergangene, haben wir noch niemals im Schlosse verlebt — zwei Leichen, die der gnädigen Gräfin und des Leopold Teschner — Herr Baron, das hat etwas zu bedeuten, ich will meinen Kopf zum Pfande lassen!“

„Ei, alter Goddy“, sagte Herr von Barry, „wer wird so abergläubisch sein! Es ist ein Unglück, ein großes Unglück, aber nichts weiter! Die Sonne scheint darum ebenso hell, wie sonst, die Natur kümmert sich nicht um unsere Leiden und Schmerzen! Excellenz kann ich unter diesen Umständen nicht sprechen, das ist natürlich, ja aber Auskunft muß ich haben! Goddy, wissen Sie vielleicht oder einer der anderen Diener etwas über Herrn von Möhring? Sein Fuchs ist heute früh ohne Reiter vor seinem Stalle in P. gefunden worden. Wir fürchten, Herrn von Möhring wird ein Unglück zugestoßen sein.“

„Hab' ichs nicht gesagt“, fiel der alte Goddy fast triumphirend ein, „sehen Sie wohl, Herr Baron, das ist der erste Nachklang der zwei Leichen in unserem Schlosse! Ein Unglück kommt niemals allein! Mein

Digitized by Google

Gott, der arme Herr von Möhring, wenn auch ihm etwas zugestoßen ist, das wäre schrecklich! Gestern Abend ist er ganz munter und fidel hier abgeritten, er hat noch dem Max und Franz, die ihm das Pferd vorführten, zwei große Goldstücke als Belohnung gegeben, er muß also sehr guter Laune gewesen sein."

„Das war er nun zufällig nicht", sagte Barry, „das kann ich bezeugen. Ja, da kann ich mir nicht anders helfen, als bis heut Abend zu warten und dann eventuell Anzeige über Möhrings Verschwinden zu machen. Sie würden mir einen Gefallen thun, Goddy, wollten Sie einmal durch einige zuverlässige Leute das Waldterrain bis P. durchsuchen lassen. Vielleicht ist Herr Möhring abgeworfen worden und hat sich irgendwie so verletzt, daß er ohne Hülfe nicht weiter kann. Ich verlasse mich auf Sie, Goddy. Empfehlen Sie mich Excellenz und überbringen Sie ihm meine gehorsamste Condolation; mein Himmel, was wird die Residenz sagen, wenn ich mit dieser Trauerbotschaft zurückkehre! Guten Morgen, Goddy!"

„Ergebensten guten Morgen, Herr Baron!"

Barry drückte die Schenkel an und galoppirte davon.

Nicht lange darauf rasselte ein schwerfälliger Reisewagen auf die Rampe. Er brachte die Gerichtsherrn, die über den Selbstmord des Jägers Leopold Teschner Protokoll aufnehmen sollten. Der Graf war nicht zu sprechen, aber in seinem Namen berichtete Goddy über die Sachlage. Er übergab den Herren die kleine Hinterlassenschaft des Todten, die lediglich aus ganz unwichtigen Papieren und Kleinigkeiten bestand, außerdem aber die Waffe, mit welcher wahrscheinlich der Selbstmord ausgeführt worden war. Der Graf hatte in seinem Beisein in dämmernder Frühe noch einmal das Gebüsch durchforschen lassen, in dessen Nähe das Unglück geschehen war, und da hatte sich denn wunderbarer Weise die Pistole gefunden, nach welcher man in der Nacht vergeblich gesucht hatte. Es war eine jener Waffen, mit denen ein jeder Unterjäger des Oberstjägermeisters ausgerüstet war; sie war entladen, der Selbstmord lag also ziemlich klar auf der Hand, das Gericht zerbrach sich den Kopf nicht weiter.

„Der junge Teschner ist in letzter Zeit immer etwas melancholisch gewesen", hatte Goddy erklärt, „er wird wohl irgend eine unglückliche Liebe gehabt haben, wer weiß es! Der Herr Graf Excellenz wird übrigens für ein anständiges Begräbniß Sorge tragen."

Die Herren vom Gericht hatten hierauf feierlich mit dem Kopfe genickt und waren abgefahren.

* * *

Am Nachmittag wurde die Leiche Leopold Teschners auf dem Friedhofe von Dönjesdorf zur Ruhe gebettet. Man hatte in früher Morgenstunde nach Ischl an die Adoptiveltern Teschners telegraphirt und bald darauf, gleichfalls telegraphisch, die Antwort erhalten, die alten Jägersleute seien vor etwa vier Wochen, Beide im Laufe dreier Tage an der Ruhr gestorben, die zu dieser Zeit in Ischl und Umgegend grassirt hatte. Die Einsargung der Leiche konnte umgehend vor sich gehen; Graf Dön-

Digitized by Google

jes hatte dieselbe eifrig betrieben und hatte befohlen, daß die gesammte Dienerschaft dem Begräbniß beiwohnen sollte.

Dönjesdorf, eine Besitzung des Oberstjägermeisters, lag nicht weiter als eine halbe Stunde vom Waldschloß entfernt. Es war ein freundliches, kleines Dörfchen, rings von Forst umgeben; aus seiner Mitte ragte der kreuzgekrönte Thurm der schlichten Kirche hervor, um die sich der Friedhof kränzte.

Der stürmischen Nacht war ein stiller, sonnenheller Herbsttag gefolgt. In den Zweigen der Bäume hingen noch die Regentropfen, hell und glänzend, sangen die Vögel und flüsterte friedlich der Wind. Rein und blau strahlte der Himmel, die Luft war erquickend frisch.

Kein glänzender, aber doch ein feierlicher Zug war es, der den todten Knaben durch den Wald nach Dönjesdorf geleitete. Sechs Jäger in ihrer stattlichen Uniform trugen den Sarg, auf den man die letzten Georginen und Herbstrosen gestreut hatte. Ihm folgten die übrigen Forstbeamten, die Diener und das ganze Hausgesinde des Grafen, schwarzen Crêpe um Arm und Hüte. In einer offenen, mit Rappen bespannten Equipage beschloß der Oberstjägermeister selbst den kleinen Trauerzug. Er war nicht in Uniform, in einfaches, schwarzes Civil gekleidet, und hielt während der ganzen Zeit den Kopf in beide Hände gestützt.

Im Dorfe, kurz vor der Pforte des Friedhofes, vergrößerte eine Reihe eleganter Wagen den Leichenzug. Es waren mit Ausnahme eines einzigen, sämmtliche Gäste des Grafen vom vorhergehenden Abend. Baron Barry hatte gehört, daß das Begräbniß des armen Burschen schon am Nachmittag stattfinden sollte und war so aufmerksam gewesen, die übrigen Herren zur Betheiligung an demselben aufzufordern. Schlanke Officiersgestalten in schimmernden Uniformen umstanden nun den einfachen Sarg, in dem der schlichte Jägerbursche ruhte, der ein Selbstmörder sein sollte.

Als die Leiche in die Grube gesenkt worden, nahm der Graf als Erster drei Hände voll Erde und warf sie auf den Sarg. Der junge Graf Gleiben, der neben dem Oberstjägermeister gestanden hatte, beschwor später den anderen Herren gegenüber, er habe deutlich gesehen, wie in den Augen von Excellenz Thränen geschimmert hätten in diesem feierlichen Augenblick und setzte hinzu, man merke es recht, wie alt Excellenz würde.

Nach Beendigung der Ceremonie sagte der Graf seinen Gästen einige dankende Worte. Es habe ihn unendlich angenehm berührt, daß man, alle Vorurtheile bei Seite lassend, dem Unglücklichen die letzte Ehre erwiesen habe, weil dieser Unglückliche ein braver Diener seines Herrn gewesen sei. Und ohne sich mit einem der Herren noch in ein weiteres Gespräch einzulassen, warf der Oberstjägermeister sich in seinen Wagen und rollte nach dem Waldschloß zurück.

* * *

Als Herr von Barry spät Abends in seine reizend eingerichtete Junggesellenwohnung in P. trat, fand er einen Brief auf dem Schreib-

tisch. Die Handschrift auf der Adresse war ihm vollkommen unbekannt, die des Briefes selbst nicht, das war die Egon von Möhrings.

Das Schreiben lautete:

„Du mußt mir verzeihen, Paul, daß ich Deine Aufmerksamkeit noch einmal für einige, im Grunde genommen unwichtige Zeilen in Anspruch nehme, es wird das letzte Mal sein im Leben. Es giebt für jeden Menschen Momente der Verzweiflung, der rapidesten Gefühlsaufregung, bei dem Ruhigen, dem Apathischen weichen sie bald der Ueberlegung oder dem Stumpfsinn, den Leidenschaftlichen treiben sie nur zu oft an den Rand des Abgrunds. So mich. Frage nicht weshalb, warum, schenke mir die Antwort, durch die Du mich verachten lernen würdest. Laß Dir genug sein an dem Facit: ich bin verloren für Dich und Andere, für die Gesellschaft. Ich fühle das selbst, und ich habe darnach bereits meine Maßregeln getroffen. Anfangs dachte ich daran, mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen, aber im nächsten Augenblick überlegte ich mir, daß es doch zu erbärmlich sei, mit diesem gewöhnlichen Finis aller verzweifelten Sünder mein Lebensbuch zu schließen. Ich will nicht sterben, ich will weiter existiren, will nach Rechtem und Gutem streben, vielleicht sühnen, was ich verbrochen habe. Hier hält mich nichts mehr zurück, eine Woche noch die alten Gesichter, die alten Mauern um mich zu sehen, hieße mich wahnsinnig machen, ich will unter neue Menschen, neue Verhältnisse, in neue Umgebung. Ich bin schriftlich bei meiner Legation um vorläufigen Urlaub eingekommen, bis ich den erbetenen Abschied erhalten. Man wird ihn mir gewähren, denn ich werde unter allen Umständen in Sr. Excellenz dem Grafen Dönjes einen eifrigen Fürsprecher haben. Ich habe dem Grafen geschrieben, daß ich sehr leidend, sehr brustkrank sei, er wird meinen Urlaub, auch meinen Abschied aus . . . schen Diensten erwirken. Mein Bankier hat gleichfalls Anweisungen, Vater und Mutter habe ich nicht mehr, meine einzige Schwester lebt mit ihrem Mann in Indien, meine Verwandten und sogenannten Freunde sind mir gleichgültig, Du bist der einzige, dem ich Lebewohl sagen will. Du hast mich stets gern gehabt, ich weiß es, unter all' den leichtsinnigen Streichen, die nothwendig sind für den modernen Ritterschlag, hast Du Dir ein weiches Herz bewahrt; Du wirst mit mir fühlen, wirst zwischen meinen Zeilen den Jammer lesen, der meine Brust zersprengen könnte.

Forsche nie nach mir, meinem Dasein, Paul, es wäre nutzlos. Den Anderen erzähle, ich sei nach Afrika gegangen, nach Sibirien, nach Island, ganz gleich wohin, aus Langeweile, aus Spleen, ganz gleich aus welchem Grunde. Ihr werdet nie mehr von mir hören, verstehe mich recht, Paul, ich werde Alles aufbieten, daß Ihr im Leben nichts von mir erfahrt. Mag ich todt sein für Euch.

Noch eins, Paul! Gräfin Dönjes soll plötzlich verschieden sein, sei so gut und lege einen Kranz in meinem Namen auf ihr Grab, doch still und heimlich, es brauchts Niemand zu wissen.

Nun ade, Du einzigster Freund! Denkst Du in einsamen Stunden einmal an mich zurück, dann erinnere Dich, daß, wie ich auch gefehlt habe, ich stets mit treuem Herzen Dir zugethan war, lebe wohl!

Egon."

Barry legte schweigend den Brief auf den Schreibtisch zurück und klingelte.

Sein Diener erschien.

„Wer hat den Brief gebracht?“

„Ein fremder Mann, Herr Baron, der wie ein Arbeiter gekleidet war.“

Barry ließ sich in einem Sessel nieder und zerriß langsam und träumend Egons Schreiben. Im Herzen des jungen, leichtlebigen Mannes regte sich etwas, das er noch nie gefühlt. Er ahnte, daß es Stunden geben könne, die einen stürmischen Jüngling in einen müden Greis zu verwandeln im Stande seien.

Just um dieselbe Zeit hatte auch Graf Dönjes einen langen Brief von Egons Hand gelesen. Er hatte ihn in den Kamin geworfen, und nun saß er vor der zuckenden Flamme und starrte unverwandt in dieselbe hinein und achtete nicht darauf, wenn einmal ein blitzender Funke auf den Teppich sprühte und dort knisternd verlöschte. Das rothglühende Feuer bestrahlte sein durchfurchtes Gesicht, das so bejammernswerth wehmüthig aussah, es glich dem eines Menschen, der sich todt, todtunglücklich fühlt.

* * *

Die alten Eichen und Ulmen und Buchen im Parke des Waldschlosses hatten schon oft gar glänzende Gestalten unter ihrem Blüthenschmucke wandeln sehen, eine so exclusive Gesellschaft wie am Begräbnißtage der Gräfin Dönjes wohl aber nimmer. Die schöne Frau hatte einmal geäußert, sie wolle nie zwischen dem kalten Steinwerk eines Mausoleums beigesetzt werden, wenn sie einst stürbe, sondern im Schatten von Bäumen. Dieser Wunsch der Seligen war respectirt worden, ihr Grabhügel wölbte sich unter einer Ulmengruppe im Parke.

Darüber hin braust der Sturm, streut der Frühling seine Blüthenpracht, der Herbst seine flimmernden Perlen. Darüber hin ziehen die Vögel und jauchzen und zwitschern, wallen und wogen die Wolken, leuchten Sonne und Sterne. Darüber hin eilt auch so mancher Gedanke, der in weiter Ferne einem heißen Herzen entflohen, so manches Gebet aus tief inbrünstiger Seele.

Jahre sind verflossen, fast ein Decennium.

Im Waldschlosse lebt ein finsterer, vereinsamter Menschenfeind, der mit Keinem Verkehr hält, halten will. Er besucht oft zu heimlicher Stunde ein stilles Grab auf dem Friedhofe von Dönjesdorf, öfter noch ein anderes unter der Ulmengruppe im Parke. Dann zieht er den Hut von seinem schmalen, haarlosen Kopfe und bleibt still auf einer Stelle stehen, lange oft, sehr lange.

Wohl mag dann einer seiner Gedanken auch einmal an ein drittes, kleines Grab schweifen, das auf den Armenkirchhof im schönen Ischl liegt. Kein Kreuz steht darauf, keine Blumen bedecken es im Sommer, wilder Epheu umwuchert die Hügel über und über. Man sagt, eine Schauspielerin ruhe darunter, sie sei an der Schwindsucht gestorben. An der Schwindsucht, Du armes, junges Weib!

Nimm einer Blume das Licht, nimm einer frommen Seele den Glauben, nimm einem glühenden Herzen die Liebe, sie werden welken und siechen und sterben.

* * *

Um mich herum rauschte der Wald und singt seine alten Lieder. Vor mir liegt im Sonnenglanze die Lichtung, das Waldschloß, der Park, die sprudelnden Fontainen, und unwillkürlich denke ich wieder einmal zurück an jenes Drama, das hier einstmals spielte, denke daran zurück, wie immer, wenn ich träumend die Dönjes'schen Forsten durchschweife und — wenn die Blätter fallen.

Herbstmorgen am Meer.

Im Morgenglanze liegt das Meer
Wie schlafend noch zu meinen Füßen,
Es geht ein heimlich holdes Grüßen,
Wie Engelsfittich, drüber her.

In Eins mit ihrem Spiegelbild
Verschwimmt, in Duft getaucht, die Küste —
Es ist, als ob der Wind es wüßte,
Daß hier ein Hauch schon Scheidung gilt!

Lautlos mit ihrem Häuserhauf'
Ruht dort die Stadt noch schlafversunken.
Es blitzt nur hie und da wie Funken
Aus Nebeldampf der Thürme Knauf.

Da schwingt ein leiser Glockenklang
Von fern sich zitternd durch die Stille;
Er grüßt des Frühlichts ros'ge Fülle,
Die zögernd sich der Flut entrang.

Und sanft verklärt das Himmelslicht
So märchenhaft die weiten Räume,
Wie eines Kindes Weihnachtsträume
Sein schlafgeröthet Angesicht.

Richard Winchenbach.

Digitized by Google

Beaumarchais und der Chevalier D'Eon.

Historische Skizze nach neuen Quellen von **Adolf Glaser.**

(Mit D'Eon's Porträt.)

Es giebt noch immer Menschen und wird deren auch wohl zu allen Zeiten geben, die in harmlosem Idealismus der Ansicht huldigen, daß die Worte Goethe's, welche er seinem Faust in den Mund legt:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust —"

sich auf eine besondere psychologische Ausnahme beziehen, während man doch häufig im Leben die Erfahrung machen kann, daß ein und dieselbe Brust verschiedenartige Seelen beherbergt. Die Psychologie ist eine schwierige Wissenschaft, weil sie in der Verstellungskunst, die eine der wichtigsten Rollen im äußeren Leben des Menschen spielt, ihr größtes Hinderniß findet. Wäre unsere Kenntniß von dem inneren Wesen des Menschen, von den Triebfedern seiner Gesinnungen und Handlungen, vollkommener, als sie es in Wirklichkeit ist, so würden uns eine Menge Erscheinungen auf dem Gebiete des Seelenlebens weniger räthselhaft sein, aber wir würden damit auch alle Unbefangenheit des Verkehrs einbüßen und an die Stelle des frischen, von Hoffnungen und Befürchtungen bewegten Daseins würde ein todter Mechanismus fortwährender Berechnung und öden Nützlichkeitsstrebens treten.

Welche seltsame Ueberraschungen würden uns gegenseitig zu Theil werden, wenn sich plötzlich durch ein Wunder der innere Kern unseres Wesens den forschenden Blicken enthüllte! Wie groß die Ueberraschung wäre, können wir daraus ermessen, wie unglaublich oft einzelne Züge im Leben von Menschen erscheinen, deren Thun und Treiben die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen und ein günstiges oder ungünstiges Urtheil in der allgemeinen Meinung hervorgerufen hat. Im schroffsten Widerspruch stehen oft die Ansichten über den menschlichen Werth großer Charaktere und namentlich die politischen Führer werden von den Parteien in geradezu entgegengesetzter Weise beurtheilt. Seltsam geht es auch bei der Beurtheilung von Dichtern und Künstlern zu, eines Theils, weil die Rückschlüsse von ihren Werken auf den persönlichen Charakter gar zu nahe liegen, und andern Theils, weil hier die Meinung der Frauen ganz besonders in die Waagschale fällt. Frauen aber, namentlich schöngeistige Frauen, sind von Hause aus Idealistinnen und selbst die geistreichsten unter ihnen können die Worte:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust!"

nicht nach ihrer vollen Bedeutung erfassen.

Digitized by Google

Man darf nur daran erinnern, welcher große Gegensatz z. B. zwischen dem Schriftsteller Rousseau und dem Menschen Rousseau, zwischen dem Dichter Voltaire und dem Menschen Voltaire besteht, um die Anwendung des Goethe'schen Spruches in zwei großen Beispielen vor Augen zu haben. Rousseau brachte einen ganz neuen Geist der edelsten Humanität in das Erziehungswesen und sandte unterdessen seine eigenen Kinder in das Findelhaus; Voltaire ließ seine Helden in den erhabensten Empfindungen von der Bühne herab die Zuhörer begeistern, während er selbst aus kleinlichem Geiz sich bis zu Wuchergeschäften erniedrigte. Noch ein anderer französischer, schöner Geist, von dem auch die deutsche Kunst und Literatur ästhetischen Gewinn gezogen hat, der liebenswürdige, graziöse Beaumarchais, dessen Gestalt Goethe im „Clavigo" so muthvoll und großherzig geschildert hat und der am Hofe Maria Antoinettens so viele harmlose Heiterkeit bewirkte, läßt manche Schattenseiten erkennen und wenn die Gerüchte über eine gewisse Affaire, die er in London abzuwickeln hatte, auch nur zur Hälfte wahr sind, darf auch von ihm in vollem Maße das Goethe'sche Wort gelten, denn neben der schalkhaft übermüthigen Seele, die wir aus seinen Lustspielen kennen, trug er noch eine andere recht widerwärtige Seele in seiner Brust.

Goethe hat Beaumarchais im „Clavigo" persönlich eingeführt und durch die edle und muthvolle Haltung, die er ihm giebt, ein so günstiges Vorurtheil für ihn bewirkt, daß es keine sehr dankbare Aufgabe ist, seine wahre Gestalt zu schildern. Hören wir dagegen den Literarhistoriker Julian Schmidt, so erfahren wir Folgendes:

„Beaumarchais übte einen großen Zauber auf das schöne Geschlecht. Im dreiundzwanzigsten Jahre heirathete er die Witwe eines kleinen Hofbeamten, mit der er früher im Verhältnisse gestanden, er verlor sie bald, wie es ihm auch mit seiner zweiten Frau begegnete, aber er gewann durch sie die kleine Charge ihres verstorbenen Mannes und dadurch den Zutritt in die Hofkreise; sein geschicktes Zitherspiel gewann ihm die Gunst der königlichen Prinzessinnen, Graille, Chiffe, Coche; er trat bei ihnen in Dienst, halb als Musiklehrer, halb als Lakai, und wurde durch sie einem reichen Finanzmann empfohlen, der ihn für seine Geschäfte benutzte. Er begründete ein industrielles Unternehmen in Spanien und hatte dort das bekannte Rencontre mit Clavigo: Die erste Unterredung hat Goethe wörtlich seinen Memoiren entlehnt, der tragische Ausgang dagegen lag durchaus nicht in Beaumarchais Charakter, der nichts weniger als blutdürstig war.

Als reicher Mann kam er nach Paris zurück, in der Familie wegen seines tugendhaften Verhaltens, in Spanien als zweiter Grandison verehrt. In der Manier Grandisons sind denn auch die beiden Stücke, die er demnächst verfaßte; die Maske steht ihm nicht besonders. Nun erfolgte der plötzliche Verlust seines Vermögens, er suchte dasselbe durch eine Reihe von Processen wiederzugewinnen, verlor sie, ließ sich in einen Bestechungsversuch ein, und seine Lage schien nach allen Seiten hin eine verzweifelte. Da wandte der letzte Proceß unerwartet sein Schicksal.

Die Gattin des Richters, die er hatte bestechen wollen, weigerte nach dem Verlust des Processes die ausbedungene Rückzahlung der Bestechungssumme; er klagte gegen sie und entwickelte in der Klageschrift, die bald veröffentlicht wurde, ein so brillantes Talent der Persiflage, daß sie allgemeine Aufmerksamkeit erregte. „Ich habe mich selten so amü-

Digitized by Google

sirt", schreibt Voltaire, als er sie gelesen hatte, „und gebe diesem brillanten Tollkopf im Grunde Recht gegen alle Welt. Was für ein Talent! Er vereinigt Alles, Scherz und Ernst, Vernunft und Tollheit, Kraft und Rührung; er beherrscht alle Künste der Beredsamkeit, ohne sie zu suchen; seine Naivität bezaubert mich; ich vergebe ihm seine Uebereilungen und seinen Muthwillen. Man sage mir nicht, daß dieser Mensch seine Frauen vergiftet hat", (das wurde nämlich ausgesprengt) „er ist viel zu heiter und drollig dazu."

Das Ende des Processes war, daß beide Parteien am 26. Februar vor Gericht gefordert wurden. Beide mußten auf den Knieen einen Verweis anhören und wurden für ehrlos erklärt; Beaumarchais Denkschriften wurden von Henkershand verbrannt als schandbar und verleumderisch.

Nun kam es aber Beaumarchais zu statten, daß der Gerichtshof, der ihn verurtheilt hatte, beim Adel wie beim Publicum höchst unpopulär war, und so wurde ihm die Verurtheilung zur Ehre angerechnet. Ein Polizeipräsident sagte zu ihm: „Es ist nicht genug, einen Verweis zu erhalten, man muß auch bescheiden sein!" Der Prinz von Conti lud ihn ein: „Unser Haus ist gut genug, um Frankreich zu zeigen, wie man einen großen Bürger ehren soll". Der ganze Hof riß sich um ihn, er erhielt eine geheime Mission nach England und Deutschland, wo er allerlei lustige Abenteuer hatte. Dies war die Zeit, wo der „Barbier" zur Aufführung kam, den er schon vor einem Jahre eingereicht hatte.

Eben diese geheime Mission nach England soll durch die nachfolgenden Mittheilungen in ein etwas helleres Licht gerückt werden, und wenn dies Licht nicht dazu beiträgt, den Charakter des liebenswürdigen Dichters zu verschönern, so hat nicht das Licht, sondern der Dichter die Schuld, denn die Sonne scheint bekanntlich über Gute und Böse.

Es ist überflüssig, die Zeit Ludwigs XIV. und seines Nachfolgers hier ausführlich zu schildern, denn die bodenlose Entsittlichung, die Jagd nach Stellen und Einkünften, die Kriecherei und Heuchelei in den oberen Schichten der damaligen französischen Gesellschaft, sind bekannte Dinge und werden überdies durch die nachfolgenden Mittheilungen aufs Neue bestätigt. Unter den vielen abenteuerlichen und räthselhaften Erscheinungen, welche zu jener Zeit an den verschiedensten Orten auftauchten, ist der ehemalige Chevalier D'Eon de Beaumont, oder vielmehr das Fräulein de Beaumont, diejenige, welche eine zeitlang in den höchsten Kreisen der Gesellschaft zu Paris, Petersburg und London Aufsehen machte und zuletzt zu den scandalösesten Vorgängen Veranlassung gab, bei welchen Herr von Beaumarchais keine sehr erfreuliche Rolle gespielt zu haben scheint.

Wenn man im Brockhaus'schen Conversationslexikon den Artikel „Eon de Beaumont" nachschlägt, so erhält man eine kurze Uebersicht der diplomatischen Carrière dieses seiner Zeit berühmten geheimen Agenten. Dann heißt es: „Auf Befehl Ludwigs XV. hatte er durch Anlegung weiblicher Kleider sein Geschlecht zweifelhaft machen müssen; den Scandal, den dieser Umstand fortwährend in London erregte, nahm man zum Vorwande, um seine Zurückberufung zu beschönigen. Einer Einladung des Ministers Vergennes zufolge, mußte er 1777 zu Versailles erscheinen, wo er sehr günstig aufgenommen wurde, aber von Ludwig XVI. von neuem den Befehl erhielt, sich auch künftig weiblicher Kleider zu bedienen.

Digitized by

Die Ungelegenheiten, die ihm die Erfüllung dieser Weisung zu Wege brachte, bewogen ihn, auf eine Einladung des Barons von Breteuil 1783 wieder nach London zu gehen. Nach dem Ausbruche der französischen Revolution eilte er in sein Vaterland zurück und bot demselben seine Dienste an. Damit abgewiesen, mußte er wieder nach London wandern, wurde aber dennoch auf die Emigrantenliste gesetzt. Seit dieser Zeit versank er in eine so dürftige Lage, daß er sein Brod mit Fechtstunden zu erwerben suchte. Er starb am 21. Mai 1810. Sein männliches Geschlecht ward durch gerichtlichen Befund außer Zweifel gesetzt. Seine Werke erschienen unter dem Titel „Loisirs du Chevalier d'E." (13 Bde., Amsterd. 1775.) Die „Mémoires", die seinen Namen tragen, sind unecht.

In der neuesten Auflage von Meyers Conversationslexikon findet sich nach den allgemeinen biographischen Mittheilungen das Folgende:

„Im Jahre 1768 ging er mit dem Herzog von Nivernois als Gesandtschaftssecretär nach London. Hier erhoben sich zuerst Zweifel über sein Geschlecht, welche sogar zu Wetten und infolge davon zu Processen führten, und er soll durch einen Abgesandten Ludwigs XV. in Bezug auf sein Geschlecht untersucht worden sein. Verschiedene Differenzen mit dem Gesandten Guerchy und dem Minister Choiseul veranlaßten seine Abberufung. Dennoch blieb er noch vierzehn Jahre als geheimer Agent in London und setzte seine Correspondenz mit Ludwig XV. fort, der ihm persönlich wohlwollte. Erst unter Ludwig XVI. kehrte er (1777) nach Frankreich zurück, mußte aber auf ausdrücklichen Befehl der Regierung weibliche Kleidung tragen. Im Jahre 1783 ging er wieder nach London, ward in der Revolution auf die Liste der Emigrirten gesetzt und verdiente sich seinen Unterhalt durch Fechtunterricht; aber auch in England behielt er die weibliche Tracht bei. Er starb 1795, nach Andern erst am 21. Mai 1810. Ob E. ein Mann oder ein Weib war, ist nicht authentisch bekannt. Während die oben genannte, auf Befehl des Königs veranstaltete Untersuchung, in Uebereinstimmung mit den Kirchenbüchern, das weibliche Geschlecht constatirt haben soll, wurde auf Grund ärztlicher Untersuchung nach dem Tod Eon de Beaumonts behauptet, er sei männlichen Geschlechts gewesen. Wenn er ein Mann war, so ist schwer zu erklären, warum er weibliche Kleider tragen mußte und auch später in England zu tragen fortfuhr. Andererseits wird (vorausgesetzt, daß er weiblichen Geschlechts war) die Erziehung zum Mann dadurch erklärt, daß die Eltern eine Erbschaft in Aussicht hatten, die nur einem männlichen Sprößling zufallen konnte. Volle Gewißheit hat man, wie es scheint, nicht erlangt. Die Mémoires du chevalier d'E." (Par. 1837; deutsch von Brinkmeier, Braunschw. 1837, 2 Bde.) sind unecht. Vgl. „Neuer Pitaval", Bd. 21. (Leipz. 1861.)

Man sieht hieraus, daß die Frage über das Geschlecht des Ritters D'Eon keineswegs endgültig entschieden ist, und jeder Unbefangene wird der Bemerkung in Meyers Conversationslexikon beistimmen, daß es unerklärlich sein würde, wie die Regierung einem Manne den Befehl ertheilen konnte, weibliche Kleidung anzulegen, wenn sie dazu keine gesetzliche Berechtigung hatte. Ueberdies hatte der Chevalier D'Eon in seinen verschiedenen Stellungen als Dragonercapitän und außerordentlicher Gesandter hinlänglich Gelegenheit gehabt, Thatkraft und Muth zu zeigen und ist daher sehr schwer anzunehmen, daß er sich einem für ihn als

Digitized by Google

Mann entwürdigenden und lächerlichen Befehle gefügt haben würde. Dieser einzige Umstand, daß die Regierung Ludwigs XVI. dem ehemaligen Ritter D'Eon den Befehl ertheilte, seine bisher mit vielem Erfolg gespielte Rolle aufzugeben und hinfort nicht nur weibliche Kleidung zu tragen, sondern überhaupt als Fräulein Eon de Beaumont aufzutreten, ist gewiß der beste Beweis für die wahre Lage der Sache, um so mehr, da es schwer hielt, das Fräulein zum Gehorsam zu bewegen, wodurch also die Ansicht ausgeschlossen bleibt, es handle sich um einen Mann, der die Liebhaberei besessen habe, für eine Frau zu gelten.

Darüber sind die Stimmen einig, daß die zu Paris im Jahre 1837 erschienenen Memoiren des Ritters D'Eon unecht sind; dagegen giebt es ein sehr seltenes Schriftchen, welches von einem gewissen Herrn de la Fortelle herrührt, im Jahre 1778 erschienen ist und sich in der Uebersetzung betitelt: „Das militärische, politische und Privatleben des Fräulein D'Eon de Beaumont, ehemaligen Ritters D'Eon." In dieser Schrift wird außer einem Resumé der historischen Thatsachen noch ein Anhang von Briefen und Actenstücken gegeben, die einigen Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben dürfen, umsomehr, da sie zum Theil amtlichen Charakter tragen und man doch zu Lebzeiten der Betheiligten kaum gewagt haben würde, derartige Veröffentlichungen zu fälschen. Allerdings scheint die ganze Schrift durch die Heldin selbst veranlaßt und die eigentliche Tendenz derselben richtet sich gegen den Graf von Guerchy und Beaumarchais, der die Mission übernommen hatte, die Angelegenheit des Fräuleins de Beaumont zu ordnen. Man vergegenwärtige sich einmal den öffentlichen Scandal, welchen die Thatsache erregen mußte, daß ein Mensch, der zwanzig Jahre lang hervorragende militärische und diplomatische Stellungen bekleidet und das vollste Vertrauen des mächtigen Königs Ludwigs XV. besessen hatte, plötzlich durch eine öffentliche Verfügung nicht nur seines Postens enthoben, sondern auch der bisher aufrecht erhaltenen Würde als Mann verlustig erklärt und dazu verurtheilt wird, in Zukunft nur noch als weibliches Wesen der Welt gegenüber zu erscheinen. Die Regierung hatte sich zu diesem Schritte genöthigt gesehen, da die Persönlichkeit des Ritters D'Eon in London zum Gegenstande der lächerlichsten und scandalösesten Vorfälle geworden war. Die Streitfrage über sein Geschlecht war ganz öffentlich verhandelt worden und es hatten sich zwei Parteien gebildet, welche Wetten über diese Streitfrage entrirten, die eine geradezu fabelhafte Höhe erreichten. Schon im Jahre 1771 waren Wetten auf das Geschlecht des französischen auswärtigen Ministers in London entstanden und die in dieser Angelegenheit ausgestellten Promessen bildeten mehrere Jahre hindurch den Gegenstand einer Art von Speculation, sie wurden gehandelt, in die Höhe getrieben oder gedrückt wie Börsenpapiere. Wie unangenehm dieser Scandal dem französischen Hofe war, kann man aus der Haltung sehen, die der Graf Guerchy beobachtete. Fräulein von Beaumont beschuldigt nun den Herrn von Beaumarchais, daß er den jungen Adel Londons zu weiteren Wetten in Bezug auf diese delicate Frage ermuthigt und eine große Anzahl der schriftlichen Verpflichtungen an sich gebracht habe, da er in der Lage war, den Ausgang vorauszuwissen. Ihrer Aussage nach, soll er die Heldin zuerst gedrängt haben, sich einer ärztlichen Untersuchung zu unterwerfen und dann, als sie dies entschieden verweigerte, durch einen

Digitized by Google

Heirathsantrag versucht haben, ihr Geschlecht in anderer Weise zu constatiren. Für den ruhigen Beobachter ergeben die festgestellten Thatsachen schon allein die Gewißheit, daß der vermeintliche Ritter D'Eon ein Weib war, denn welcher Mann würde so viele Umstände gemacht haben, um einer Constatirung seiner natürlichen Berechtigung zu den Aemtern und Würden, die er bekleidete, aus dem Wege zu gehen und die Sache soweit zu treiben, daß man erst an seiner Leiche Gewißheit erlangen konnte? Nimmt man an, daß Fräulein D'Eon de Beaumont trotz ihrer männlichen Erziehung, ihrer Laufbahn als Soldat und Diplomat, ein richtiges Weib war, so erklären sich die späteren Vorgänge ganz naturgemäß und gereichen ihrem zwar entschlossenen, aber nicht schamlosen Wesen zur Ehre, während bei der Annahme, daß sie ein Mann gewesen, das Verhalten in London und darauf in Frankreich lächerlich und unmännlich erscheinen muß. Ich abstrahire dabei vollständig von dem Umstande, daß sie sich in den späteren Schriftstücken, welche dem erwähnten Buche beigegeben sind, ausdrücklich als Weib zu erkennen giebt.

Welcher Art die Beweggründe waren, in Folge deren die Eltern dieser merkwürdigen Persönlichkeit den Entschluß faßten, das Kind für einen Knaben auszugeben, ist niemals bekannt geworden. Die Meinung der Zeitgenossen ging dahin, daß der Vater sich einen Sohn gewünscht habe, um gewissen Bestimmungen in Bezug auf die Erbberechtigung zu genügen, und er habe das Kind deshalb sofort als Knaben in die Register eintragen lassen. Der erwähnten Schrift ist ein Geburtsschein beigefügt, unterzeichnet von dem Parlamentsadvocaten und früheren Schultheißen der Stadt Tonnere, dem Geburtsorte unserer Heldin, worin nur von „Charles, Genevieve Louis Auguſt André Timothée D'Eon de Beaumont" die Rede ist, welche Namen später in „Charlotte Genevieve Louise Auguſte Andrée Timothée" umgewandelt wurden. Um einige biographische Notizen über den späteren Dragonerofficier zu geben, ist es zweckmäßig, ihn als ein Wesen männlichen Geschlechts zu behandeln, bis zu der Zeit, wo die hierauf bezügliche Frage zum Austrag kam. Der Knabe genoß eine sorgfältige Erziehung und zeichnete sich frühzeitig durch hervorragende geistige Fähigkeiten aus. Er studirte dann Rechtswissenschaft und da die Verhältnisse ihn nicht drängten, zog er die Entscheidung für seinen eigentlichen Lebensberuf in die Länge und verbrachte die Zeit nicht nur hinter den Büchern, sondern auch auf der Reitbahn und dem Fechtboden, wo er sich durch Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit ausgezeichnet haben soll. Sechsundzwanzig Jahre alt veröffentlichte er zwei Werke, das eine handelte über „die verschiedenen Situationen Frankreichs in Bezug auf die Finanzen", und das andere enthielt „politische Betrachtungen über die Administration der alten und neuen Völker". Auch betheiligte er sich bei verschiedenen gelehrten Zeitschriften und lenkte die Aufmerksamkeit maßgebender Persönlichkeiten auf diese Arbeiten, so daß im Jahre 1755 der Prinz von Conti ihn dem Könige zu einer diplomatischen Mission vorschlug. Bekanntlich kam es in dem Kriege, welchen Frankreich gegen Oesterreich und England führte, viel auf die Haltung Rußlands an. Der französische Botschafter am Petersburger Hofe, Marquis de la Chotardie hatte nicht verstanden, das gute Einvernehmen aufrecht zu erhalten und es bestand bereits seit vierzehn Jahren eine

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Hahn im Korbe.

Digitized by Google

Digitized by Google

Spannung, die dem französischen Cabinet sehr unbequem war, da der Kampf zwischen England und Frankreich aufs Neue ausbrach und die Marquise de Pompadour den König zur Theilnahme an dem Kriege zwischen Preußen und Oesterreich, und zwar zu Gunsten Oesterreichs, zu bestimmen suchte. Die Pompadour war von größtem Einfluß auf die Entschlüsse des Königs, und es müßte wunderbar zugegangen sein, wenn dieselbe, obgleich sie in der erwähnten Schrift des Herrn de la Fortelle gar nicht erwähnt wird, bei der Wahl des Chevalier D'Eon keine Stimme gehabt hätte. Das weibliche Auge sieht schärfer, als das des Mannes, wenn es sich um solche Verkleidungen handelt, die das Geschlecht verbergen sollen. Man wünschte eine Aussöhnung mit dem russischen Hofe und es kam sehr darauf an, die Kaiserin Elisabeth für Frankreich zu stimmen. Der Großkanzler des russischen Reiches, Graf von Bestucheff-Rumin, war gegen Frankreich eingenommen und Herr Meissonnier de Valcroissant, ein französischer Abgesandter, den die Regierung nach Rußland geschickt hatte, um die Gesinnungen der Kaiserin zu erforschen, war als Spion betrachtet worden und schmachtete schon über ein Jahr auf Befehl des Großkanzlers in der Festung Schlüsselburg. Die Zustände im russischen Reiche waren derart, daß Alles davon abhing, die Kaiserin Elisabeth direct zu beeinflussen, um die tausendfachen Intriguen, welche am Petersburger Hofe herrschten, richtig zu benutzen. Der König ernannte also den Chevalier Douglas zum Gesandten und gab ihm den Ritter D'Eon mit, dessen besondere Aufgabe es war, sich die Kaiserin Elisabeth geneigt zu machen. Dem Chevalier Douglas gelang es, den russischen Reichsvicekanzler, Grafen Woronzow, für die Sache Frankreichs zu gewinnen und in gleicher Weise gelang es dem Ritter D'Eon, sich bei der Kaiserin Elisabeth beliebt zu machen. Bis dahin hatte der Chevalier D'Eon noch gar keinen amtlichen Charakter, sondern nur den Auftrag, sich das Vertrauen der russischen Kaiserin zu erwerben. Dies gelang ihm im hohen Grade und nach kurzer Zeit waren die Unterhandlungen zwischen Douglas und Woronzow so weit gediehen, daß der Chevalier D'Eon nach Paris abgefertigt wurde, um dem französischen Hofe von dem glücklichen Fortgang der Verhandlungen Nachricht zu geben. Als er von der Kaiserin Abschied nahm, bedauerte diese, ihn nicht in ihrer Nähe behalten zu können. Sie machte ihm den Vorschlag, in ihre eigenen Dienste zu treten und bot ihm ebenso ehrenvolle als vortheilhafte Stellen an. Der Chevalier versicherte die Kaiserin, er hoffe, daß der König von Frankreich ihn wieder in ihre Nähe senden werde, wodurch er in der Lage sei, ihr zu dienen, ohne deswegen den Dienst des französischen Hofes aufgeben zu müssen.

Die Kaiserin entließ ihn sehr gnädig, und nachdem er in Versailles Bericht erstattet hatte, ernannte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten ihn auf besonderen Wunsch des Königs zum Secretär des Chevalier Douglas. Als solcher reiste er nach Petersburg zurück und brachte zugleich dem Chevalier Douglas die Ernennung zum bevollmächtigten Minister des französischen Hofes. Douglas stellte den Chevalier D'Eon dem Vicekanzler Woronzow vor und dieser genehmigte, daß der so wohl empfohlene Gesandtschaftssecretär die ganze geheime Correspondenz zwischen der Kaiserin von Rußland und dem Könige von Frankreich führte. Fünf Jahre lang besorgte der Chevalier D'Eon diese Correspondenz und

Digitized by

unterhielt außerdem einen sehr geheimen Briefwechsel mit Ludwig XV., aus welchem hervorgeht, daß der König schon damals den Gesandschaftssecretär für ein weibliches Wesen hielt. Die vorsichtigen Intriguen des Legationssecretärs und das Wohlwollen, welches ihm die Kaiserin schenkte, machten es möglich, dieser Letzteren Nachrichten zukommen zu lassen, deren Verheimlichung vor dem Kanzler Bestucheff von Wichtigkeit war, da Letzterer dem Interesse Englands und Preußens sich zuneigte. Es ward eine vollkommene Verständigung zwischen Frankreich und Rußland erzielt. Der russische Hof, der bereits 80,000 Mann zur Unterstützung des Königs von Preußen marschbereit hielt, ließ diese nun gegen Preußen marschiren und der Chevalier D'Eon wurde zuerst nach Wien und dann nach Versailles gesandt, um die den veränderten Umständen angemessenen Feldzugspläne zu überbringen. Auf der Reise von Wien nach Versailles brach er ein Bein, aber er ließ sich nur rasch einen Verband anlegen und setzte die Reise fort, so daß er der Erste war, welcher die wichtigen und angenehmen Nachrichten dem König überbringen konnte. Ohne Zweifel konnte bei solchen Gelegenheiten den Aerzten der wahre Sachverhalt nicht verhohlen bleiben, aber wer würde gewagt haben, ein Geheimniß zu verrathen, durch welches König Ludwig XV. compromittirt worden wäre! Durch officielle Acte war das Vorhandensein des Chevalier D'Eon constatirt und es lag hier eine jener Ungeheuerlichkeiten vor, wie sie das „Je le veux" des ancien régime in seinem Souveränitätsdünkel hervorbrachte. Trotz der heftigen Schmerzen, welche ihm der Beinbruch verursachte, entwarf der Chevalier die schriftlichen Aufzeichnungen über seine Beobachtungen in Polen, Rußland und Oesterreich und entwickelte dabei so viel Scharfsinn und Sachkenntniß, daß der König und die Minister ihm ihre höchste Anerkennung aussprachen. Die intimen Beziehungen, welche zwischen ihm und der Kaiserin Elisabeth entstanden waren, hatten ihm den Einblick in die geheimen Verbindungen zwischen dem Großfürsten Thronfolger und dem preußischen Hofe verschafft, wodurch er sich als ein diplomatisches Talent ersten Ranges bewährte.

Es mag schwer sein, bei dieser ganzen Komödie, in welcher ein Weib die Rolle des diplomatischen Agenten spielte, einen Blick hinter die Coulissen zu thun. Drei bedeutende Frauennaturen standen an der Spitze von drei großen Nationen und es handelte sich um ganz besonders scharf zugespitzte Intriguen, da bekanntlich niemals die persönlichen Leidenschaften mehr mitsprechen, als wenn Frauen das Regiment führen. In Frankreich beherrschte die Pompadour den schwachen König, Elisabeth von Rußland wurde durch ihre Minister beherrscht und Maria Theresia war trotz ihres starken Geistes doch auch nur ein Weib. Das größte Raffinement besaß jedenfalls die Maitresse Ludwigs XV., und es ist ihr wohl zuzutrauen, daß sie ihre Hand dabei im Spiele hatte, als der glückliche Gedanke zur Ausführung kam, die wankelmüthige Kaiserin Elisabeth durch eine verkleidete Frau bearbeiten zu lassen, welche die Tollkühnheit eines jungen Abenteurers mit der Verschmitztheit des Weibes verband.

Die guten Dienste, welche der Chevalier D'Eon seinem Könige geleistet hatte, wurden von diesem mit dem Patente eines Dragonerlieutenants und reichen Geschenken belohnt. Obgleich der Großkanzler Bestucheff sich die größte Mühe gab, eine abermalige Absendung des gefähr-

Digitized by Google

lichen Gesandtschaftssecretärs zu verhindern, wurde diese dennoch durchgesetzt und der junge Diplomat ging mit neuen Verhaltungsbefehlen, den besten Empfehlungen und verdoppeltem Gehalte nach Petersburg zurück. Bald nach seiner Ankunft daselbst wurde der Großkanzler im kaiserlichen Palaste, ja sogar im Conseil, dem er präsidirte, verhaftet. Man durchsuchte seine Papiere und fand im Privatpulte seine ganze geheime Correspondenz und ein Verzeichniß von Personen, welche ihm verdächtig waren und die er sich vom Halse schaffen wollte. Der Chevalier D'Eon befand sich gleichfalls darunter. Woronzow wurde Großkanzler und die russische Politik nahm eine vollständig andere Wendung. Der Chevalier D'Eon, der die Hauptursache dieser Veränderung war, blieb bis 1759 in Rußland und besorgte neben den Geschäften eines Legationssecretärs die directe und geheime Correspondenz zwischen der Kaiserin und dem Könige. Elisabeth machte wiederholt Versuche, ihn in ihre Dienste zu ziehen, aber er blieb seinem angestammten Könige treu und dieser vergalt seine guten Dienste durch das Capitänspatent und die Zusicherung einer Pension von 200 Ducaten.

Eine ernstliche Krankheit nöthigte den Chevalier, die russische Hauptstadt zu verlassen, deren Klima er auf die Dauer nicht vertragen konnte. Die Kaiserin überhäufte ihn beim Abschied mit Beweisen ihres Wohlwollens und er erhielt abermals den Auftrag, über Wien nach Versailles zu reisen, um bei dieser Gelegenheit verschiedene diplomatische Aufträge auszuführen. Seine Krankheit hatte sich auf der Reise verschlimmert und er mußte im Hotel des Herzog von Praslin, der als französischer Botschafter in Wien residirte, seine Genesung abwarten. In Versailles empfing ihn der Herzog von Choiseul sehr gnädig und gab ihm schmeichelhafte Versprechungen für die Zukunft; auch wurde ihm ein jährlicher Gehalt von 2000 Livres aus der königlichen Chatoulle zugesichert.

Der Chevalier wünschte nun eine Veränderung seiner Laufbahn und trat bei seinem Regimente ein. Er nahm am Kriege Theil und brachte fast zwei Jahre in der Wesergegend zu, wo er bei einem Treffen in der Nähe von Soest am Kopfe und am Schenkel verwundet wurde. Bald wieder geheilt, zeichnete er sich aufs Neue durch Unerschrockenheit und Klugheit aus und nahm sowohl zu Höxter, wie zu Eimbeck und namentlich zu Wolfenbüttel an der Action Theil.

Die Friedenspräliminarien im September 1762 endigten seine kriegerische Laufbahn und er kehrte zur Diplomatie zurück. Er wurde ausersehen, als bevollmächtigter Minister wieder nach Petersburg zu gehen, aber der Tod der Kaiserin Elisabeth vereitelte diese Absicht und verschloß für immer das Terrain, für welches ihn seine seltsame Natur ganz besonders befähigt hatte. Da gerade der Herzog von Nivernois in der Eigenschaft als außerordentlicher Botschafter und bevollmächtigter Minister nach London abging, um die Friedensverhandlungen zwischen Frankreich und England zu leiten, gab man ihm den Chevalier D'Eon zum Legationssecretär mit und der französische Hof war der Ansicht, daß sein Talent zur Diplomatie sich auch auf diesem neuen Felde bewähren werde.

Anfangs hatte Alles den besten Erfolg. Der Gesandtschaftssecretär zeigte sich auch in London wieder von einer Verschlagenheit, die den intriguanten französischen Diplomaten in London und Versailles die besten

Digitized by

Dienste leistete. Der englische Unterstaatssecretär Wode kam eines Tages zum Herzoge von Nivernois, um noch über einige Puncte mit ihm zu reden. Er hatte das Ultimatum, die letzten Friedensinstructionen und die Depesche bei sich, die ihm der Staatssecretär, Lord Egremont, an den englischen Botschafter, den Herzog von Bedfort, der am französischen Hofe wegen des Friedens tractirte, zu übersenden aufgetragen hatte. Der Chevalier D'Eon sah ein, von welcher Wichtigkeit es für Frankreich wäre, von dem Inhalte dieser verschiedenen Stücke unterrichtet zu sein. Er hatte die Verwegenheit, die Papiere zu entwenden, und ließ sich indessen, daß Herr Wode mit dem Botschafter zur Tafel saß, eine genaue Abschrift davon machen, die noch an demselben Abend, mit besonderen Briefen des Herzogs von Nivernois an den König, an die Herzöge von Choiseul und Praslin begleitet, worin der Herzog den geschickten Streich seines Legationssecretärs meldete, nach Versailles geschickt wurde. Der schlaue Coup half der französischen Regierung über manche Schwierigkeiten hinweg, denn sie kannte die Instructionen des Herzogs von Bedfort und konnte sich darnach richten.

Inzwischen gelang es dem Chevalier, sich auch in der Gunst des Königs von England, Georgs III., zu befestigen; er wurde noch einmal zu einer besonderen Mission nach Versailles verwendet, dort abermals vom Könige und den Ministern glänzend ausgezeichnet und endlich als der Herzog von Nivernois wieder nach Frankreich zurückging, zum Residenten des französischen Hofes beim Könige von Großbritannien ernannt. Bald darauf erhielt er neue Beglaubigungsschreiben, worin ihm sogar der Titel eines bevollmächtigten Ministers beigelegt ward. Er setzte seinen geheimen Briefwechsel mit Ludwig XV. neben der üblichen Correspondenz mit den Ministern fort und hatte somit den Gipfel seines Glückes erreicht, als die Ankunft des neuen französischen Botschafters am großbritannischen Hofe, des Grafen von Guerchy, das Signal zu denjenigen Feindseligkeiten gab, die ihn schließlich von seiner Höhe herabstürzten und den Befehl bewirkten, daß der Chevalier D'Eon de Beaumont nur noch als Mademoiselle de Beaumont in der Welt existiren dürfe.

Vorläufig dauerte es allerdings noch eine Reihe von Jahren, bevor dieser äußerste Schritt geschah. So lange Ludwig XV. lebte, blieb der Chevalier D'Eon in London und setzte die geheime Correspondenz mit dem Könige fort. Man darf nicht übersehen, daß der Rücktritt des gewandten Diplomaten von den öffentlichen Geschäften mit der Krankheit und dem Tode der Marquise de Pompadour zusammenfällt. Wahrscheinlich war in ihr seine Hauptgönnerin gestorben und das Geheimniß seiner Persönlichkeit wurde nur noch respectirt, so lange Ludwig XV. lebte, für welchen es ein gar zu empfindlicher Schlag gewesen wäre, wenn man öffentlich constatirt hätte, daß er zwanzig Jahre lang wissentlich ein verkleidetes Weib zu den wichtigsten Staatsämtern berufen hatte. Unter allerlei Vorwänden entfernte der Graf von Guerchy den Günstling der Pompadour von den öffentlichen Geschäften und ließ ihm über zehn Jahre lang, bis zum Tode Ludwigs XV., Zeit und Muße, in London seinen Studien zu leben. Den Winter hindurch arbeitete er vom frühen Morgen bis zum späten Abend in seiner Bibliothek und lebte sehr eingezogen; den Sommer brachte er auf dem Landgute eines Freundes, des Lord Ferrers, Pairs von England, zu, wo er neben seinen Studien auch der

Digitized by Google

Jagd und dem Reiten Zeit widmete. In dieser Zeit schrieb er auch seine „Loisirs". König Ludwig bewahrte ihm fortwährend die freundschaftlichsten Gesinnungen. Während man den Chevalier in London von allen Seiten genau beobachten ließ, gab ihm der König Versprechungen, die allerdings niemals zur Ausführung gelangten; namentlich in Bezug auf den Geldpunct blieb es fortwährend bei leeren Worten. Es ist schwer zu entscheiden, ob die Klagen des Grafen von Guerchy über die Verschwendung des Chevaliers, oder die Vorwürfe des Letzteren wegen der Filzigkeit des Grafen gerechtfertigt sind. Sicher ist, daß der Aufenthalt des Chevaliers in London vom Tode der Pompadour bis zum Tode Ludwigs XV. nur eine Art Verbannung war und die Gewogenheit des Königs, der ihn bereits früher einmal mit 12,000 Livres Gehalt durch einen Erlaß vom Jahre 1766 zur Disposition gestellt hatte, fand nur in Vertröstungen ihren Ausdruck. Wahrscheinlich suchte der Chevalier nach Gelegenheiten, sich den König und die Regierung wieder geneigt zu machen, aber er fand überall Schwierigkeiten und kam zu keinem erfreulichen Ziele. Man darf dabei nicht vergessen, welch ein großer Unterschied zwischen dem Hof der Elisabeth in Petersburg und demjenigen des Königs Georg III. zu London bestand. Der König selbst war ein gutmüthiger, obgleich durch seinen Absolutismus wenig beliebter Monarch, der schon im Jahre 1765 Spuren von Geisteszerrüttung zeigte und immer weniger an den Regierungsgeschäften Theil nehmen konnte. Der jugendliche Prinz von Wales entwickelte jene geniale Ungebundenheit, die ihn später zu den tollsten Streichen führte. Der Boden war also ganz für den Scandal vorbereitet, der in Bezug auf die Person des Chevalier D'Eon sofort ausbrach, nachdem Ludwig XV. gestorben war. Das Interesse für einzelne Diplomaten war damals nur auf die Hofkreise beschränkt und dort nahm man selbstverständlich gewisse Rücksichten. Kaum aber war der Gönner und Beschützer des Chevaliers todt, so verbanden sich die Gerüchte über seine nicht ganz ehrlichen diplomatischen Künste mit den Zweifeln über sein Geschlecht, und es war natürlich, daß die ausgelassene Jugend des reichen englischen Adels abermals die Gelegenheit zu interessanten Wetten nicht unbenützt vorübergehen ließ.

Ludwig XV. Enkel bestieg den Thron. Er fand unter den Papieren seines Großvaters den Briefwechsel desselben mit dem Chevalier D'Eon und dieser Briefwechsel entdeckte das Geheimniß, welches Ludwig XV. und der Pompadour längst bekannt war. Der langjährige geheime Correspondent des Königs, der schlaue Unterhändler und mit kriegerischen Ehrenzeichen gezierte Dragonercapitän war ein Frauenzimmer und zwar jedenfalls ein sehr verschlagenes und muthiges Weib, das sich im Besitze einer großen Menge wichtiger Papiere befand und dessen man sich auf vorsichtige Weise versichern mußte, wollte man es nicht zum Widerstande und zur Rache reizen. Der König berieth mit seinen Ministern und der Graf von Vergennes sandte einen angesehenen Officier nach London, der dem Chevalier den Befehl brachte, unter sicherem Geleite nach Versailles zu kommen, um sich dem Könige vorzustellen. Es wurde ihm ein Gehalt von 15,000 Livres zugesagt und ihm die Rückkehr nach London freigestellt, wenn er später darauf bestehen sollte. Da jedoch des Chevaliers diplomatische Ehre durch mancherlei Verleumdungen compromittirt war, verlangte er, daß seine Unschuld öffentlich anerkannt würde, bevor er

Digitized by Google

nach Frankreich zurückkehre. Der Unterhändler mußte unverrichteter Sache nach Frankreich zurückkehren.

Bald darauf wurde dem vorsichtigen Chevalier das folgende Cabinetschreiben zugestellt:

„Im Namen des Königs.

Nachdem Se. Majestät sich Bericht haben abstatten lassen von den verschiedenen öffentlichen und Privataufträgen, die der hochselige König, Dero hochgeehrtester Großvater, vormals zu seinem Dienste sowohl in Rußland, als in England und an andern Orten dem Charles Genevieve Louis Auguste André Timothée D'Eon de Beaumont aufzutragen geruhet, und von der Art, wie er sie ausgerichtet hat, wie auch von den Militärdiensten des besagten D'Eon de Beaumont: so haben Se. Majestät erkannt, daß er als Officier und als Minister in Staatsangelegenheiten sowohl als im Kriege und in allen Umständen unzweideutige Beweise der Ergebenheit gegen sein Vaterland und des Eifers für den Dienst des höchstseligen Königs abgelegt hat, welche ihn des Schutzes würdig machen, den Se. Majestät ihn gnädigst angedeihen lassen wollen; und da besagten D'Eon de Beaument günstig zu behandeln willens sind, so geruhen Dieselben, ihm die Fortdauer des Gehalts von zwölftausend Livres, das der hochselige König, Dero Großvater, ihm im Jahre 1766 bewilligt hatte, und das ihm bisher ununterbrochen ausgezahlt worden ist, zu bewilligen.

Da es überdies Sr. Majestät Wille ist, daß die unglücklichen Streitigkeiten, die zum Aergernisse von ganz Europa nur gar zu bekannt geworden sind, in ewige Vergessenheit begraben werden mögen, so legen Se. Majestät in Zukunft über diesen Artikel besagten D'Eon de Beaumont das Stillschweigen auf und erlauben unter dieser Bedingung dem D'Eon de Beaumont, wieder in Dero Reich zu kommen, darin zu bleiben und seinen Geschäften in völliger Freiheit obzuliegen, wie auch sich nach Gefallen ein anderes Land zum Aufenthalt zu wählen, nach der Wahl, die der höchstselige König ihm unter dem 1. April 1766 deswegen zugestanden hatte. Da auch überdies Sr. Majestät Wille ist, daß besagter D'Eon de Beaumont in keinem Falle, zu keiner Zeit, an keinem Orte an seiner Ehre, Person oder Vermögen, von keinem der gewesenen, jetzigen oder künftigen Minister, noch von irgend einer andern Person, so wenig wegen der öffentlichen und geheimen Unterhandlungen und Aufträge, womit der hochselige König ihn beehrt hatte, als wegen einiger anderer Fälle, die aus seinem Zwist, Streitigkeiten und Processen entspringen, welche durch Gegenwärtiges, wie oben gedacht, auf ewig vernichtet werden: so sollen Höchstdieselben besagten D'Eon de Beaumont ein sicheres Geleite und völlige Sicherheit für seine Person gnädigst bewilligen, und ihn in besonderen Schutz und Schirm besagter Ihrer Majestät nehmen; doch unter der Bedingung, daß besagter D'Eon de Beaumont ein vollkommenes Stillschweigen beobachte und sich in allen Umständen als ein gehorsamer, ehrenbietiger und getreuer Unterthan betrage; und zur Versicherung Dero authentischen Willens in dieser Absicht haben Se. Majestät gegenwärtige Ordre und sicheres Geleit mit eigener Hand unterschrieben, und damit Niemand sich mit der Unwissenheit entschuldige, durch mich, Dero Rath und Staatssecretär im Departement der auswärtigen Angelegenheiten und Dero Befehle und Finanzen contrasigniren,

Digitized by Google

und besagtem D'Eon de Beaumont einhändigen lassen; zu Versailles den 25. August 1775."

(Unterzeichnet) Louis.

Und weiter unten unterzeichnet

Gravier de Vergennes.

Aus diesem Schreiben geht deutlich hervor, daß der König und seine Minister noch immer den Wunsch und die Hoffnung hatten, den drohenden Scandal zu verhüten. Man wollte den Chevalier vorsichtig aus der Oeffentlichkeit verschwinden lassen, denn es mußte der Regierung daran gelegen sein, wenn irgend möglich, die Metamorphose geheim zu halten und um jeden Preis den Vertrauten und Gesandten Ludwig XV. in seiner männlichen Würde unangetastet zu lassen. Die Haltung des königlichen Handschreibens brachte den Chevalier denn auch anfänglich zu dem Entschlusse, England zu verlassen. Allerdings walteten für ihn Bedenken ob, denn er mußte fürchten, irgendwo lebenslänglich eingeschlossen zu werden und überdies hatte er beträchtliche Schulden, und seine Gläubiger in London würden ihn nicht ohne Weiteres haben abreisen lassen. Es entstanden daher Unterhandlungen, welche die französische Regierung veranlaßten, einen vertrauten Mann nach London zu senden, der sich über den Stand der Angelegenheiten unterrichten und einen Ausgleich herbeiführen sollte, da man um jeden Preis die Papiere des verstorbenen Königs erlangen und den Chevalier unschädlich machen wollte. Zu diesem Unterhändler wurde Herr Caron de Beaumarchais erwählt, der sich darauf nach London begab. Wüßte man nicht aus der Lebensbeschreibung des graziösen Lustspieldichters, wie vortrefflich er es verstand, aus allen Umständen, in welche er gerieth, selbst aus den schmutzigsten, für sich eine Goldgrube zu machen und keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, um sich zu bereichern, so würde man die Anklage, welche der nachfolgende Brief des Chevalier D'Eon enthält, völlig bezweifeln dürfen, während man nun zwar den Ton für gereizt, aber die angeführten Thatsachen doch wohl für möglich halten muß. Das Schreiben ist an den Grafen von Vergennes, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu Versailles, gerichtet und lautet:

London, den 27. Mai 1776.

„Monseigneur!

Ich glaube, daß ich keinen größeren Beweis von meiner Mäßigung und von der Erkenntlichkeit, die ich dem Herrn von Beaumarchais schuldig zu sein glaubte, habe ablegen können, als daß ich es seit dem Octobermonate bis hierher verschoben habe, Ihnen von dem wunderlichen und unredlichen Betragen, das dieser außerordentliche Gesandte sowohl gegen Mylord Ferrérs, als gegen mich beobachtet hat, Bericht abzustatten. Da der größte Theil der Thatsachen in dem Briefwechsel, wovon ich Ihnen beigelegte Abschrift zu übersenden die Ehre habe, enthalten ist, und obgleich der Briefstil des Herrn von Beaumarchais den Unfug seiner Reden und seines Betragens nur nach dem verjüngten Maßstabe darstellt: will ich mich doch, aus Besorgniß, Dero Geduld und Zeit zu mißbrauchen, welche Sie zu den Erfordernissen des Staats besser anwenden können, damit begnügen, hier gegen Sie, Monseigneur, zu bemerken, daß die wahre, geheime Ursache der übeln Laune des Herrn von Beaumarchais gegen mich in dieser Sache von meiner beständigen Wei-

gerung herrührt, die ich gegen ihn und seinen vertrauten Freund, den Ritter de Morande geäußert habe, sie mit ihren Associrten alles das Geld durch die ärgerlichen Policen, wozu mein Geschlecht die Veranlassung gegeben hat, gewinnen zu lassen; ohne daß sie mich auch selbst durch ihr Versprechen, sechs bis achttausend Louisd'or in meine Tasche fließen zu lassen, wenn ich diese schändliche Gefälligkeit für sie haben wollte, dazu haben bewegen können. Diejenigen, welche in Frankreich, in Rußland, bei der Armee in Deutschland meinen eigentlichen Charakter genau gekannt, und die Engländer, welche gesehen haben, daß ich mich im Jahre 1771 beständig geweigert habe, für eine ähnliche Operation fünfzehntausend Guinees anzunehmen, werden ohne Mühe begreifen können, daß mein Unwille bei diesem Umstande hundertmal größer als meine Demüthigung gewesen ist.

Wenn diese hartnäckige Weigerung von meiner Seite das Unglück gehabt hat, das Herz des Herrn von Beaumarchais von mir abwendig zu machen, so ist es mir durch sein ungetreues Verhalten, durch den Bruch seines Ehrenwortes, und durch eine ebenso unglaubliche Unbesonnenheit, als seine ausschweifende Lebensart noch weit verhaßter geworden. Alle diese in dem Briefwechsel und in demselben beigefügten Noten enthaltene Thatsachen sind es, welche die Beendigung einer unglücklichen Sache, die so viele Jahre währt, verhindert haben; und die ohne den niederträchtigen Geiz und das unverschämte, unredliche und übermüthige Betragen des Herrn Caron de Beaumarchais unter Dero gerechtem Ministerio glücklich geendigt sein müßte.

Sollten Sie es wohl glauben, gnädiger Herr, daß seit beinahe einem Jahre, da der Herr Caron von Versailles nach London, und von London nach Paris, sowohl meiner besonderen Angelegenheit, als anderer allgemeinen und wichtigen Angelegenheiten des Hofes halber, welche, wie er sagt, ihm selbst und ihm allein aufgetragen sind, galoppirt, die ganze Zeit, die er mir zu seiner ernsthaften und spaßhaften Arbeit mit mir gewidmet hat, zusammengerechnet wohl nicht vier bis fünf Stunden beträgt? Es hat das Ansehen, daß er vielmehr seines Vergnügens, als Geschäfte halber, vielmehr mit Morande, als mit mir, Unterhandlung zu treiben nach London gekommen ist. Er hat nie eine ganze Stunde ununterbrochen mit mir gearbeitet, er hat nichts gründlich behandelt. Seine ganze Arbeit beschränkt sich auf einige kleine Redensarten, auf ein Hundert witziger Einfälle, die mit unserm Geschäft keine Verbindung haben; und kann er so wohl sagen, daß unsere Sache zur Richtigkeit gebracht ist?

Der Ruf, den sich Herr Caron durch seine Aufsätze gegen Gorzmann, durch seinen „Barbier von Sevilla" und durch seine Willfährigkeit, das Werkzeug, oder das Spielzeug der Partei in Frankreich zu sein, erworben, hat ihn nebst seiner natürlichen Unverschämtheit so übermüthig gemacht, wie einen glücklich gewordenen Lakai, oder einen Uhrmacherburschen, der von ungefähr das Perpetuum Mobile erfunden hätte. Er hält sich bereits für einen großen Herrn; er muß sein Lever, sein Coucher, er muß Reisegefährten und gefällige Freunde bei seinen Ergötzlichkeiten am Tage und zur Nachtzeit haben: und man muß es dem Geize dieses Schmeichlers der Minister zuschreiben, wenn er noch keine Tafel und Schmarotzer hält.

Ein zu großer Herr, um selbst mit mir zu tractiren, der ich doch

Digitized by Google

Chevalier D'Eon.

die Ehre gehabt habe, mit Königen, mit der Kaiserin von Rußland und ihren ersten Ministern in Unterhandlung zu sein, hatte dieser Caron seinen Freund Morande abgeschickt, um mit mir statt seiner Unterhandlung zu führen, da er selbst indessen, in seinen Schlafrock eingehüllt, denselben nicht ablegte, als nur, um seinem Vergnügen entgegenzueilen; und wenn er auch bisweilen einen Augenblick bei mir zubrachte, so geschah es doch meistens, ohne sich einmal die Mühe zu geben, aus seinem Wagen zu steigen; es war ihm genug, ein paar Worte mit mir vor meiner Thüre in seinem Triumphwagen zu reden. Ich habe, meinem eigenen Charakter zuwider, die Gefälligkeit gehabt, gar zu lange Geduld zu haben; aber endlich habe ich diesen Caron, seines so großen Uebermuthes, seiner Wendungen und Ausflüchte, und der Plaudereien und Lügen seines platten,

obgleich witzigern, und nur in Unterhandlungen ihn an Geschicklichkeit übertreffenden Morande überdrüssig fortgeschickt, und habe seinen Rath Bonneau zum Hause hinausgeworfen, der ihn dreimal wöchentlich in die Tempel von Coventgarden zu London führt, wo sie verschiedene Gruppen von Mädchen um sich versammeln, welche sie auf eine unanständige Art bei ihren herrlichen Bacchusfesten tanzen lassen. Diese nächtlichen Tänze, diese Gaukelspiele solcher nachtwandelnden Ministerlein sind hier öffentlich bekannt. Man weiß, daß der Director dieser unzüchtigen Ballets Herr Caron de Beaumarchais ist, welchem der König und seine hohen Minister aufgetragen haben, die Angelegenheiten des Fräulein de Beaumont in allen Ehren zu ordnen.

Es ist für mich in meiner Lage sehr traurig, daß ich die Besorgung meiner Angelegenheiten in so unredlichen und unreinen Händen sehen muß. Als Sie, Monseigneur, die Güte hatten, den Herrn von Beaumarchais hierher zu senden, glaubte ich, daß ich nur mit ihm allein zu verhandeln hätte. Wie groß war mein Erstaunen, als ich sah, daß ich vielmehr mit seinem Günstling Morande, dem Verfasser des „Gazettier cuirassé" zu thun haben sollte, d. h. mit einem Menschen, der weder etwas an seinem sittlichen Charakter, noch an Glücksumständen oder an Ehre zu verlieren hat und der die Seele aller Ergötzlichkeiten und aller Rathschläge des Herrn Caron ist. Wenn übrigens Herr Caron selbst mit mir verhandelt hätte, würden weder seine persönlichen Verhältnisse, noch sein hiesiges Betragen mir erlaubt haben, irgend eine öffentliche Unterhandlung mit ihm zu Ende zu führen.

Ich glaube in der That nicht, daß Herr Caron, der von dem Parlamente zu Paris einen Verweis erhalten hat und dem von allen Tribunalen, von der ganzen ehrlichen Gesellschaft Vorwürfe ertheilt werden sollten, dazu geeignet ist, den guten Namen irgend eines Menschen, der ein Opfer der Leidenschaften der Großen geworden ist, und noch viel weniger eines tugendhaften Frauenzimmers herzustellen. Noch viel weniger ist Morande geeignet, etwas zu geben, was er selbst nicht hat. Nur mit Widerwillen spreche ich den Namen dieses Menschen aus, der unter meiner Verachtung steht, ein Mensch, welcher die geheimen Memoiren der Gräfin Dubarry geschrieben hat und von angesehenen Leuten Geld zu erpressen weiß, indem er sie in Furcht vor seiner boshaften Feder erhält; ein solcher Mensch kann wohl der Freund und Vertraute des Herrn Caron sein, ist aber nicht geeignet, mit dem Chevalier D'Eon in Unterhandlung zu treten, selbst wenn er Befehl dazu hätte, und noch weniger mit dem Fräulein von Beaumont, deren Sitten und Betragen stets, zu jeder Zeit und an allen Orten, über allen Verdacht erhaben gewesen sind.

Ich bitte Sie daher, Monseigneur, daß Sie den klugen und festen Entschluß, den ich gefaßt habe, mit zwei Menschen dieses Gelichters nicht weiter zu verhandeln, nicht als Mangel der Ehrerbietung gegen Sie, noch als bösen Willen von meiner Seite ansehen wollen.

Herr Caron de Beaumarchais hat dem Herrn von Morande nicht nur Alles ausgeplaudert, was ich dem höchstseligen König in Bezug auf sein Werk über die Dubarry geschrieben habe, sondern ihm auch alle meine Verhandlungen mit dem Hofe mitgetheilt, damit Jener sie in der ganzen Stadt von einem Kaffeehause zum andern weiter tragen kann.

Digitized by Google

Wollten Sie, gnädiger Herr, auf diese Weise in einer Sache bedient sein, worüber Sie mir ein tiefes Stillschweigen auflegen ließen? Diese Unbesonnenheit ist gleichwohl eine der kleinsten, welche man begangen hat.

Welcher Gefahr hat sich nicht in der That Herr von Beaumarchais ausgesetzt, da er, ohne mein Wissen, aus dem Hotel des Lord Ferrers den Koffer mit meinen Ministerialpapieren durch seinen Freund Morande hat wegnehmen lassen, der bald hernach seine Reue darüber bezeugt hat, daß er diesen Koffer nicht behalten, um den Herrn von Beaumarchais, oder den französischen Hof in Contribution zu setzen? Welch einer Gefahr ist nicht ferner mein anderes besonderes Kästchen, worin mein geheimer Briefwechsel mit dem höchstseligen Könige und dem Grafen von Broglin befindlich ist, ausgesetzt gewesen, als sich Herrn Caron in der Nacht vom verwichenen 9. November zu Dover nach Calais einschiffte? Er ließ seinen Mantel im Wirthshause und das Kästchen mit der Correspondenz auf dem, an dem seinigen liegenden Schiffe zurück. Die aufmerksamern englischen Matrosen warfen es von einem Schiffe ins andere, und es wäre beinahe ins Meer gefallen. Herr Caron hatte in seiner Barke seine Augen nur auf ein kleines Kästchen geheftet, welches er allenthalben mit sich schleppte und worin sich die alten Diamanten seiner Frauen und Maitressen nebst tausend Ducaten befinden, von welchen er sagt, daß die Kaiserin Königin ihn damit wegen einer Sendung beschenkt hat, worüber er, seiner Sage nach, in dem Walde bei Nürnberg bald den Kopf verloren hätte. **Credat Judaeus Apella, non ego.**

Er thut so groß mit diesem Auftrage, den er gehabt hat, daß er, gleich einem Galeerensclaven, an seinem Halse eine Kette trägt, woran eine kleine, länglich runde, goldene Büchse hängt, in welcher eine kleine, geheime Commission befindlich ist, die höchstens einen bis zwei Zoll breit, von Ludwig XVI. unterzeichnet, und den 14. Juli 1774 datirt ist. Mit diesem Talisman, der ihm zufälligerweise durch ein ebenso erstaunliches Wunder das Leben gerettet hat, als dasjenige ist, wovon er ausstreuet, daß es seine unglaubliche Reise nach Spanien gekrönet hat, glaubt er sich weit erhaben über die Minister der Könige, und nicht allein weit erhaben über die Blame der alten und neuen Parlamenter, sondern auch selbst über das innerliche Urtheil von Privatpersonen, das hundertmal fürchterlicher ist, als alle Urtheile der Parlamenter im Pelzwerke. Was ist hierauf zu antworten? Was anders, als daß Herr von Beaumarchais durch die unbesonnenen Freundlichkeiten einiger unserer Prinzen im Kopfe verwirrt geworden und daß er immer dasselbe ist, d. h. voll Witz und Unwissenheit in den Welthändeln und dabei voll Stolz und Unbesonnenheit. Dieser Mann, der sich für erleuchtet hält, sieht nicht ein, daß die Großen sich seiner bedienen, wie der Affe sich der Pfote der Katze bedient, um die Kastanien aus dem Wasser zu holen und das klare Wasser zu trüben.

Ich bitte Sie, Monseigneur, vollkommen überzeugt zu sein, daß ich, obgleich ich ein Frauenzimmer bin, dennoch die Entschlossenheit und den Muth eines Mannes besitze und zwar des besten und muthigsten Mannes. Ich kann wohl, wie es schon geschehen ist, wenn es sein muß, meinen Aerzten und Wundärzten, mein Geschlecht entdecken, aber ich werde es nie für irgend eine Summe Geldes in der Welt thun, und wenn die

Digitized by Google

Vorsehung so gnädig ist, mich gesund zu erhalten, bin ich wohl noch zehn Jahre lang im Stande, meine Feinde zu Fuße und zu Pferde zu bekämpfen.

Seitdem die ärgerliche Frage die Welt beschäftigt, hat Ludwig XV. mich oft zur Geduld, zur Mäßigung und zur Hoffnung auf die Veränderung der Zeiten und des Ministeriums ermahnt, indem er versprach, mir eine Militär- oder Staatsanstellung zu geben, deren Besoldung ansehnlicher sein sollte, als das jährliche Gehalt von 12,000 Livres, welches er mir zu geben die Güte hatte.

Weniger bedenklich will Ludwig XVI. mir Gerechtigkeit widerfahren lassen und dasselbe wünscht der Herr Graf von Vergennes von ganzem Herzen; ist es also nicht grausam für mich, daß die Habsucht und die Kunstgriffe des Herrn Caron mich daran hindern, dem Könige und meinem Vaterlande aufrichtig zu dienen und daß die Leidenschaften des Herrn de Beaumarchais der Abwicklung meiner Angelegenheiten Fesseln anlegen und den Zeitpunct der Entscheidung aufhalten, statt ihn zu befördern?

Meine Angelegenheiten sind so weit gediehen, daß nur ein ehrlicher Mann nöthig ist, um sie zu beendigen. Wählen Sie, Monseigneur, einen, der des Königs, Ihrer und meiner würdig sei. Mein Schwager, Chevalier Gosmann, Ueberbringer dieses Briefes, kann, mit Ihrer Vollmacht versehen, allein und ohne Kosten Alles zu Ende bringen und Ihnen den Rest meiner Papiere überbringen. Hätte Herr Caron mir mit ebensoviel Treue und Glauben begegnet, wie er Witz und Uebermuth angewendet hat, so würde er alle meine Angelegenheiten in vierundzwanzig Stunden zu Ende gebracht haben. Dieser witzige Mann kann zwar die Betrügereien des Scapin und des Barbiers von Sevilla verfertigen, aber eine ernsthafte Unterhandlung zu einem glücklichen Ende zu bringen, ist er nicht im Stande, denn er hat zu viel Witz und nicht genug gesunde Vernunft, viel Einsicht und ist doch der Arbeit nicht gewohnt. Seine vielen und eilfertigen Reisen zwischen Versailles und London, die er für wichtig ausgiebt und doch nicht geheim zu halten versteht, haben weiter keinen Zweck, als die englische Regierung und die fremden Minister in Aufregung zu versetzen. Man könnte glauben, daß ihm alle Unterhandlungen von Europa auf dem Halse liegen, während er doch nur meine Angelegenheit, das Geschäft mit den Policen wegen meines Geschlechts und den Handel mit Schiffszimmerholz im Kopfe hat. Nehmen Sie noch einige andere Projecte, sein Spioniren und die boshaften Unternehmungen mit Morande, um durch geheime Druckschriften angesehene Personen zu London, Paris und Versailles zu beunruhigen, so wissen Sie Alles, womit er sich beschäftigt.

Er bildet sich ein, England vollkommen wohl zu kennen, weil er alle Poststationen von Dover bis London, die Theater und Venustempel in London kennt; er hält sich schon für einen großen Staatsmann, weil er mit einem emphatischen und epigrammatischen Tone eine paradoxe Staatsmaxime declamirt, die man wohl nur im Supplement zum Machiavell finden möchte; weil er in dem natürlichen Tone seiner stolzen Bescheidenheit dem Publicum im Vertrauen sagt, daß nur die Papiere einer Brieftasche, nie aber Angelegenheiten ihm zu schaffen machen. Indessen hat er doch ungeachtet dieses tiefen Wissens, dieser Geschicklichkeit

Digitized by Google

und seines leichten Hüpfens nach Versailles, um, wie er sagt, die langwierige Arbeit abzukürzen und desto besser damit zu Stande zu kommen, mir einen sichern Geleitsbrief gebracht, um als ein Mann wieder nach Frankreich zu kommen, da er gleichwohl verlangte, daß ich gleich in London wieder Weiberkleider anlegen sollte; er bedingt in seinem Vertrage aus, daß ich ihm alle meine Mannskleider ausliefern soll, und bringt mir doch keine Kleider meines neuen Geschlechts, giebt mir auch nicht das zu meiner Ausstattung bedungene Geld, so daß ich, wenn ich diesen Vertrag buchstäblich erfüllt hätte, mich im verwichenen December nackt und bloß zu London befunden haben würde; ein treffliches, vom Herrn Caron erfundenes Mittel, wodurch er mich wieder meinen Willen dahin gebracht hätte, dem Publicum einen Beweis von meinem Geschlechte zu geben und dadurch wider meinen Willen das Geld von den Policen einzustreichen, die er und seine Associrten zum Voraus eingekauft hatten.

Ich kann, Monseigneur, den außerordentlichen Botschafter Caron nicht besser vergleichen, als mit dem Olivier le Dain, einem Barbier, nicht von Sevilla, sondern am Hofe Ludwig XI. Er ist von gleicher Abkunft mit demselben und besitzt dessen ganze Eitelkeit und Uebermuth; man kann von Beiden sagen, daß ein zu einer Würde gelangter Mensch von niedriger Abkunft einem Bettler ähnlich ist, den man zu Pferde setzt; sie reiten Beide zum Teufel, wie ein englisches Sprüchwort sagt.

Im Jahre 1472 hatte dieser Lieblingsbarbier die Unverschämtheit, den Auftrag, sich der Stadt Gent zu bemächtigen, zu übernehmen; aber die Genter spotteten seiner. Im Jahre 1775 übernimmt der Barbier von Sevilla den bedenklichen Auftrag, zu London den unbezwinglichen Dragonercapitän zu scheeren und zu entwaffnen und ein Frauenzimmer zum Schweigen zu bringen; allein der Ritter D'Eon, der des Beaumarchais Kühnheit kennt, und im Stande ist, allen Barbieren von Sevilla den Bart zu scheeren, hat Mitleiden mit dem Herrn Caron; dieser Caron sollte fühlen, daß ein solcher Auftrag seine Kräfte übersteigt, besonders wenn er, anstatt auf Treu und Glauben zu handeln, mit listigen Kniffen kommt, und anstatt Geld zu bringen, nur unbescheidene Reden vorbringt.

Da er sich in den Kopf gesetzt hat, daß er, wenn er mich heirathen würde, gar bald außerordentlicher Botschafter und Morande sein Gesandtschaftssecretär werden würde, so können sie Beide nebenher bei dem Fräulein de Beaumont die Staatskunst lernen.

Wie auch mein Schicksal und die Entscheidung meiner Sache ausfallen mag, so bitte ich Sie, überzeugt zu sein, daß ich nicht aufhören werde, mit vollkommener Erkenntlichkeit und tiefster Erfurcht zu sein,

Monseigneur

Dero verbundenster Diener,
der Ritter D'Eon."

Aus diesem Briefe geht ziemlich unzweifelhaft hervor, daß ein eigentlicher Befehl zur Anlegung weiblicher Kleider bis dahin noch nicht erfolgt war. Der Chevalier D'Eon, obgleich er zugiebt, eine Dame zu sein, trägt noch immer Männerkleider und unterzeichnet sich als Mann. Da man sich Seitens der Regierung eines Unterhändlers bediente, hatte der Graf von Vergennes kaum Veranlassung, direct an den Chevalier zu schreiben. Der von ihm mit unterzeichnete königliche Brief vom 25.

Digitized by

August 1775 ist noch an den Chevalier D'Eon de Beaumont gerichtet. Am 12. Juli 1777 dagegen schreibt der Graf folgendermaßen:

„Madame!

Ich habe den Brief erhalten, welchen Sie unter dem ersten dieses Monats an mich zu schreiben mir die Ehre erzeigt haben. Hätten Sie sich nicht Eindrücken des Mißtrauens überlassen, welche Sie, wie ich versichert bin, nicht aus Ihren eigenen Gesinnungen geschöpft haben, so würden Sie schon längst in Ihrem Vaterlande der Ruhe genießen, die jetzt mehr als jemals der Gegenstand Ihrer Wünsche sein muß. Ist es Ihr Ernst, wieder zurückzukommen, so sind die Thüren Ihnen noch offen. Die Bedingungen, die man dabei gemacht hat, sind Ihnen bekannt: das vollkommenste Stillschweigen in Ansehung des Vergangenen; solche Personen zu meiden, welche Sie als die Ursache Ihres Unglücks ansehen wollen, und dann auch die Kleidung Ihres Geschlechts wieder anzulegen. Die öffentliche Bekanntmachung desselben in England kann Ihnen nicht weiter erlauben, deswegen Bedenklichkeiten zu hegen. Es ist Ihnen ohne Zweifel nicht unbekannt, daß unsere Gesetze in Ansehung solcher Verkleidungen eben nicht nachsehend sind. Ich muß noch hinzufügen, daß, wenn es Ihnen in Frankreich, nachdem Sie es versucht haben, sich daselbst aufzuhalten, nicht gefällt, man Sie nicht hindern wird, sich dahin zu begeben, wohin Sie wollen.

Alles, was ich Ihnen schreibe, geschieht auf Befehl des Königs. Ich setze noch hinzu, daß das sichere Geleit, welches Ihnen ertheilt worden, hinlänglich ist; nichts hindert Sie also, diejenige Partei zu wählen, die Ihnen gut dünkt. Wenn Sie zu der heilsamsten greifen, so werde ich Ihnen Glück dazu wünschen: wo nicht, so werde ich Sie nur beklagen können, daß Sie der Güte eines Herrn, der Ihnen die Hand reicht, nicht entsprochen haben.

Machen Sie sich keine Sorge. Wenn Sie nur erst in Frankreich sind, können Sie sich gerade an mich wenden, ohne Hülfe irgend eines Vermittlers.

Ich habe die Ehre, mit vollkommener Hochachtung zu sein, Madame, Dero ergebenster und gehorsamster Diener.

(Unterzeichnet)

De Vergennes."

Im Vertrauen auf diesen rücksichtsvollen Brief reiste der Chevalier am 13. August 1777 von London ab und kam, noch immer in der Uniform seines Regimentes, am 17. desselben Monats zu Versailles an. Dort machte er dem Grafen Vergennes seine Aufwartung und wurde mit vorzüglicher Achtung empfangen, bei welcher Gelegenheit ihm derselbe jedoch mündlich und später auch schriftlich den Befehl gab, weibliche Kleidung anzulegen und dieselbe, so lange er in Frankreich bleiben werde, nicht wieder abzulegen. Der Chevalier schien diesen Befehl nicht sehr ernst zu nehmen; er reiste am 2. September von Paris ab, um sich nach seinem Geburtsort Tonnere und zu seiner daselbst lebenden Mutter zu begeben, die er in vierundzwanzig Jahren nur ein einziges Mal gesehen hatte, als er auf der Durchreise war, um zur Armee nach Deutschland zu gehen. Er blieb sechs Wochen in seiner Heimat und kehrte dann, noch immer in seine Uniform gekleidet, nach Paris zurück. Der Minister wiederholte nun den Befehl des Königs mit größerem

Digitized by Google

Nachdruck und von nun an legte der seitherige Dragonercapitän weibliche Kleidung an und nannte sich Fräulein D'Eon de Beaumont.

Bisher hatten noch immer Viele an der Wahrheit der Gerüchte über den Chevalier D'Eon gezweifelt; nun zweifelte Niemand mehr, daß dieser geschickte diplomatische Unterhändler, dieser muthvolle Soldat und kenntnißreiche Schriftsteller in der That ein Frauenzimmer sei. Ganz Europa interessirte sich für den merkwürdigen Fall und es wurde nun auch vielfach von den Wetten geredet, welche in Bezug auf das Geschlecht des räthselhaften Wesens entstanden waren. Eine Anzahl Engländer und Fremde verschiedener Nationen hatten in London zwei Parteien gebildet und die Wetten, zu welchen sie sich gegenseitig verpflichtet hatten, sollen nach und nach zusammen 280,000 Pf. Sterling betragen haben. Es wäre dem Chevalier ein Leichtes gewesen, sich durch einen Vermittler an diesen Wetten zu betheiligen und sich auf leichte Art ein Vermögen zu machen. Aber er that im Gegentheil gerichtliche Schritte, um diese Wetten für null und nichtig erklären zu lassen. Als dies nicht geschah, protestirte er öffentlich und machte bekannt, daß er sich nie dazu verstehen werde, eine Aufklärung in dieser Sache zu geben. Am 31. Januar 1778 entschied endlich der Gerichtshof, daß alle jene Wetten ungültig seien.

Jahrelang hatte dieser unerhörte Scandal gedauert und das Endresultat war, daß sich Fräulein von Beaumont nach dem kleinen Montreuil bei Versailles in das Privatleben zurückzog, aus welchem sie im Jahre 1783 auf die Einladung eines wohlwollenden Freundes wieder nach London auswanderte. Man darf nicht vergessen, daß sowohl der französische wie der russische Hof ein Interesse daran hatten, die noch immer nicht ganz verscheuchte Ungewißheit aufrecht zu erhalten. Dann ist es begreiflich zu finden, daß selbst nach ihrem Tode jene Zweifel wieder auflebten.

Es würde ungerecht sein, wollte man aus einer Parteischrift ein endgültiges Urtheil ziehen. Die Verleumdung, welche Beaumarchais in seinem „Barbier von Sevilla" so treffend geschildert hat, mag wohl in Wirklichkeit in seinem Leben eine große Rolle gespielt und Fräulein de Beaumont wird nicht gezögert haben, auch diese Waffe gegen ihren Feind zu gebrauchen. Die Briefe, welche Herr de la Fortelle veröffentlicht, sind sämmtlich ihrer Zeit als Streitschriften in öffentlichen Blättern erschienen. Es befinden sich auch einige Schreiben darunter, welche Herr von Beaumarchais zu dem Zwecke drucken ließ, um sich selbst vor den Augen des Publicums zu rechtfertigen. Namentlich ein Brief von ihm an Herrn von Vergennes und die darauf erfolgte Antwort nebst dem Begleitschreiben von Beaumarchais an Mademoiselle D'Eon. Der letztere lautet:

Paris, den 13. Jan. 1778.

„Mademoiselle!

Ein Anderer hätte sich Ihrer Verleumdungen halber auf eine solche Art zu rächen gesucht, daß Ihnen auf immer die Lust, Ihren Wohlthätern zu schaden, vergangen wäre: mir ist es genug, Ihnen dadurch, daß ich Sie genau bekannt mache, den Credit dazu zu benehmen. Mein Brief an den Grafen von Vergennes und die Antwort dieses Ministers,

Digitized by Google

die ich Ihnen sende, werden einem Jeden beweisen, daß meine Rechtfertigung der einzige Gegenstand ist, um welchen ich gebeten habe.

Möchte doch eine so wenig verdiente Schonung Sie bewegen, in sich zu gehen und sie wenigstens gemäßigter zu machen, da meine vielen Dienste Ihnen weder Gerechtigkeit noch Erkenntlichkeit haben einflößen können. Dies ist zu Ihrer Ruhe wesentlich nöthig. Glauben Sie dies Demjenigen, der Ihnen verzeiht, es aber unendlich bedauern würde, Sie gekannt zu haben, wenn man es bereuen könnte, die Undankbarkeit selbst sich verbindlich gemacht zu haben.

Ich habe die Ehre, auf das vollkommenste zu sein,

Mademoiselle,

Ihr ergebenster und gehorsamster
Diener
Baron de Beaumarchais."

Die beiden eingeschlossenen Briefe mögen gleichfalls hier folgen. Zuerst das Schreiben des Herrn von Beaumarchais an den Grafen von Vergennes.

Paris, den 3. Januar 1778.

„Herr Graf!

Sie haben gesehen, daß ich, so lange Fräulein D'Eon sich begnügte, an Sie zu schreiben, oder Ihnen allerlei Böses von mir, in Beziehung auf die Dienste, die ich ihr in England geleistet habe, sagen zu lassen, die Undankbarkeit derselben stillschweigend verachtete und über ihre Thorheit seufzte, ohne mich darüber zu beklagen; ich sage, ihre Thorheit, weil in der That nichts thörichter war, als sich an Sie zu wenden, da Sie wissen, mit welcher Wärme ich ihre Sache geführt, mich ihres Interesse angenommen, ihre Glücksumstände vergrößert habe; mit welchem sanften Mitleiden ich ihre Fehler zu verbergen gesucht habe, indem ich selbige auf die Schwachheit eines Geschlechts schob, welchem man Alles verzeihen kann.

Erinnern Sie sich, Herr Graf, daß, als Sie mir bewiesen, daß sie mich in ihren Schriften lästerte, ich nicht aufgehört habe, bei Ihnen fast ungestüm um die Erlaubniß anzuhalten, die großmüthigen Gesinnungen des Königs, wovon Sie mir den Vorwurf machten, daß ich dieselben schon zu weit getrieben hätte, noch weiter zu des Fräuleins Vortheil auszudehnen. Erinnern Sie sich auch, wie oft ich meine Bitte wiederholt, in wie viele Falten ich mich geschmiegt, um von Ihnen und von Sr. Majestät die Herablassung zu erhalten, daß das schreckliche Wort Verzeihung in dem sichern Geleitsbriefe, um welchen ich für dies Amphibium anhielt, weggelassen werden möchte; und was für niederschlagende Beweise ich von dessen schwarzer Undankbarkeit und von ihrer Thorheit bekannt machen könnte, wenn ich meine Brieftasche öffnen wollte.

Jetzt sucht sie mir nicht mehr aus der Ferne oder schriftlich zu schaden; in Paris selbst und in den größten Häusern, wo die Neugierde ihr auf einige Augenblicke einen Zutritt verschafft, bei der Tafel und in Gegenwart der Bedienten treibt sie die Verleumdung so weit, mich öffentlich zu beschuldigen, daß ich zu meinem Nutzen 60,000 Livres zurückbehalten habe, die ihr aus den Geldern zukamen, wovon mir, wie sie sagt, aufgetragen worden, sie ihr auszuzahlen und welche Summe ihr zu entrichten sie mich mit Verlust meiner Ehre zwingen wolle.

Digitized by Google

Ob ich gleich, Herr Graf, mein Betragen in dieser Sache nur gegen den König und gegen Sie zu rechtfertigen brauche, und obgleich das Zeugniß von meiner Uneigennützigkeit, von meinem Eifer und von meiner Fähigkeit, welches Se. Majestät mir in Dero Namen in Rücksicht auf diese Sache zu geben, Sie berechtigt hat, mir hinlänglich sein müßte; so wissen Sie doch, wie sehr begierig man hier nach boshaften Verleumdungen ist; wie willkommen sie den Müßiggängern sind; wie viel Glauben sie aus Mangel des Widerspruchs gewinnen, und daß selbst aus dem Stillschweigen Derjenigen, welche sie verachten, diese verdrießlichen Vorurtheile entstehen, die das ganze Leben eines unschuldigen Mannes vergiften. Ich bitte Sie also, Herr Graf, Sie wollen geruhen, meine gerechten Klagen zu den Füßen des Königs zu legen; es ist mir abscheulich, daß ich Klagen über eine Person führen muß, der ich so viel Gutes gethan habe, und gegen welche ich so gut gesinnt gewesen bin. Allein ich kann nicht schweigen, ohne mich zu verunehren. Personen von größtem Stande haben die Güte gehabt, mir davon Nachricht zu geben. Ich verlange nicht, daß Demoiselle D'Eon bestraft werde, ich verzeihe ihr; aber ich bitte Sie, wenigstens zu erlauben, daß meine Rechtfertigung so öffentlich bekannt werden möge, als die Beleidigung, die mir zugefügt worden ist; weil es endlich bewiesen ist, daß man diesem Frauenzimmer nie etwas Gutes hat thun können, ohne daß zugleich für Diejenigen, welche sich damit abgegeben haben, viel Böses daraus entstanden ist.

Ich bin mit tiefster Ehrfurcht,
Herr Graf,
Dero
unterthänigster und gehorsamster Diener
Baron de Beaumarchais."

Die Antwort des Grafen von Vergennes lautet:

Versailles, den 10. Januar 1778.

„Mein Herr!

Ihren Brief vom 3. dieses Monats habe ich empfangen, und habe nicht anders, als mit dem größten Erstaunen sehen können, daß das Fräulein D'Eon Sie beschuldigt, Sie hätten sich zu ihrem Nachtheil gewisse Gelder zugeeignet, wovon sie behauptet, daß dieselben ihr bestimmt gewesen sind. Es fällt mir schwer, mein Herr, zu glauben, daß das Fräulein D'Eon sich bis zu einer so verleumderischen Anklage vergangen hat; hat sie es aber gethan, so dürfen Sie auf keine Weise darüber unruhig oder verdrießlich sein. Sie haben ein Pfand und einen Bürgen Ihrer Unschuld in dem Berichte, den Sie in der bewährtesten, auf authentische Urkunden gegründeten Form von Ihrer Verrichtung abgestattet haben, und in der Entlassung, die ich Ihnen mit Genehmigung des Königs ertheilt habe. Ihre Uneigennützigkeit kann so wenig in Verdacht gezogen werden, daß ich vielmehr nicht vergesse, daß Sie, mein Herr, wegen Ihrer gehabten persönlichen Kosten keine Forderung gemacht haben, und daß Sie mir nie ein anderes Interesse haben merken lassen, als dem Fräulein D'Eon die Mittel, wieder in ihr Vaterland zu kommen, zu erleichtern.

Ich bin auf das vollkommenste, mein Herr,
Ihr ergebenster und gehorsamster Diener
von Vergennes."

Digitized by Google

Es war vielleicht ein etwas seltsamer Einfall, daß Beaumarchais diese beiden Briefe selbst mit folgender Nachschrift beglaubigte.

„Ich bezeuge, daß gegenwärtige beide Briefe den Originalen, die ich in meinen Händen habe, gleichlautend sind.

Den 13. Januar 1778. Caron de Beaumarchais."

Fräulein de Beaumont zögerte nicht, auf diese Zuschickung in ihrer Weise zu antworten, indem sie einen Brief an den Grafen Vergennes und einen andern an Herrn von Beaumarchais schrieb und dieselben veröffentlichte, wobei sie die Bosheit hatte, sie durch folgende Nachschrift zu beglaubigen:

„NB. Pierre Caron, genannt Beaumarchais, hat die Abschriften zweier Briefe, die er bekannt gemacht hat, als gleichlautend bezeugt und unterzeichnet; ich lasse die Abschrift meiner beiden Briefe durch Bartholomäus Pille, genannt la Grenade, meinen Kammerdiener, dessen Unterzeichnung sowohl vor Gericht, als außer demselben stets gegolten hat, bezeugen und unterzeichnen."

Ich bezeuge, daß gegenwärtige beiden Briefe den Originalen, die ich in Händen habe, gleichlautend sind.

Den 2. Februar 1778. Pille, genannt la Grenade."

Die Briefe selbst dem Wortlaute nach mitzutheilen, würde viel zu weit führen. Sie sind witzig, schlagfertig und im höchsten Grade boshaft. In dem Briefe an den Minister wiederholt das Fräulein dieselben Klagen und Schmähungen, die wir bereits kennen. Sie erwähnt, daß Ludwig XV. ihr ein jährliches Gehalt von 12,000 Livres durch Handschreiben vom 1. April 1766 zugesagt und daß ihr der Hof 318,477 Livres schuldig sei, von denen Herr Caron ihr 61,714 bezahlt, oder sich vielmehr habe abzwingen lassen; sie geberdet sich darin ganz wie ein beleidigter Officier und spricht von Treulosigkeiten, die sich Beaumarchais dem Lord Ferrers gegenüber habe zu Schulden kommen lassen. Dabei recapitulirt sie alle öffentlichen Verleumdungen, die gegen den Dichter verbreitet waren, u. A. das Gerücht, daß seine drei Frauen keines natürlichen Todes gestorben seien und daß er den Versuch gemacht habe, durch die englischen Wetten auf das Geschlecht des Ritters D'Eon eine große Summe Geldes zu erschwindeln.

Der Brief an Beaumarchais selbst ist in spöttischem Tone gehalten und beginnt damit, ihm vorzuhalten, er habe die Anmaßung begangen, den Grafen von Vergennes „Monsieur le Comte" anstatt „Monseigneur" anzureden, wofür sie ihn selbst nun mit „Monseigneur betitelt und ihm allerlei spöttische Bezeichnungen beilegt. Sie macht sich darüber lustig, daß er der Sohn eines Uhrmachers sei und sich die Manieren eines großen Herrn beilege und überhäuft ihn mit Vorwürfen über sein Verhalten ihr gegenüber.

Es ist nicht unwichtig, daran zu erinnern, daß im Jahre 1778 die Königin Marie Antoinette nach achtjähriger kinderloser Ehe zum ersten Male Mutter wurde, wodurch sie sich den Haß derjenigen Verwandten, welche auf den Thron speculirt hatten, zuzog, so daß sie von nun an der Gegenstand der perfidesten Verleumdungen wurde. Bald darauf kam die berüchtigte Halsbandgeschichte und es wurde in Paris in Bezug auf Verleumdung in allen Gesellschaftsschichten das Unglaublichste geleistet, bis endlich das furchtbare Strafgericht der Revolution über

Digitized by Google

Schuldige und Unschuldige hereinbrach. Mit der Hindeutung auf diesen großen historischen Hintergrund ist denn auch die Frage beantwortet, welchen Zweck es haben könne, derartige unsaubere und längst vergessene Geschichten, wie die Beziehungen des Dichters Beaumarchais zu dem Fräulein D'Eon de Beaumont wieder aufzufrischen. Die Schicksale des zu seiner Zeit in ganz Europa berühmten Mannweibes sind oft genug zu obscönen Darstellungen verarbeitet worden und man hat selten dabei ins Auge gefaßt, welch' ein deutliches Bild sie von den Zuständen in Frankreich vor der französischen Revolution geben. Die glänzende Stellung des Ritters D'Eon an den Höfen zu Petersburg und Wien war offenbar ein diplomatisches Meisterstück, welches zwischen der ränkesüchtigen Pompadour und Ludwig XV. ausgeheckt wurde. Die Vermuthung liegt nahe, daß der Chevalier D'Eon am russischen Hofe in zweierlei Gestalt agitirte, denn die männersüchtige Kaiserin Elisabeth kannte gewiß das Geheimniß und bediente sich officiell des gewandten und liebenswürdigen Chevaliers und im Geheimen der intriguanten, scharfblickenden Französin zu ihren Zwecken gegen den Thronfolger und Bestucheff, dessen Herrschsucht ihr lästig geworden war. Es ist sehr möglich, daß sie zuweilen an demselben Tage in öffentlicher Verhandlung den Dragonerofficier und Gesandtschaftssecretär D'Eon empfing und später der in einer verschlossenen Sänfte im Palast anlangenden Mademoiselle de Beaumont geheime Audienz ertheilte. Die späteren Erlebnisse in London und namentlich die Verhandlungen mit Beaumarchais geben dann wieder einen deutlichen Einblick in die gewissenlose Habsucht, die rücksichtslose Verschwendung, die Verlogenheit und die Lust am Scandal, wie sie damals an den Höfen und in den nahestehenden Kreisen herrschten. Die geistreiche Phrase, das graziöse Talent und die eleganten Lebensgewohnheiten bildeten gleichsam die Vergoldung und verbargen vor den verblendeten Augen der gebildeten Welt die entsetzliche Fäulniß der gesellschaftlichen Zustände, bis endlich die Sündfluth hereinbrach und alle jene falschen Götter hinwegschwemmte, um einer neuen und unzweifelhaft bessern Zeit Platz zu schaffen.

Die Geschichte, namentlich wie sie der Jugend und den Frauen übermittelt wird, leidet so sehr an Schönmalerei, oder wenigstens an Einseitigkeit, daß es gar nichts schaden kann, wenn hier und da einmal der Schleier gelüftet wird. Liegt doch für die lebende Generation bei vielen öffenlichen Mißständen ein Trost in der Ueberzeugung, daß die Wahrheit auf allen Gebieten immer mehr Rechte erhält und freiere Bahn findet.

Und so kann zum Schlusse auch das gebrauchte Bild von der Vergoldung der Fäulniß sein Recht behaupten, denn so weit das Gold echt war, hat es seinen Werth behalten und die poetische Erfindungskraft, der sprühende Witz und die Anmuth der Sprache des Dichters Beaumarchais haben ihren Glanz und ihren Werth behalten, während seine üblen Eigenschaften längst von der Zeit hinweggeschemmt und aus den Augen gerückt sind.

Digitized by Google

Die hohe Schule.

Eine Geschichte aus der fashionablen Welt. Von **Emil Marriot.**

I.

Der Circus war, wie immer sobald Renz seine Vorstellungen in Wien eröffnet, zum Erdrücktwerden voll. Da sieben Uhr vorüber, die Productionen somit jeden Augenblick ihren Anfang nehmen mußten, waren auch die Logen schon ziemlich besetzt. — In eine dieser Logen sind soeben zwei Damen und zwei Herren getreten: Graf und Gräfin A. und Baron und Baronin S. Das Aeußere der Baronin, die den Vordersitz eingenommen hat, bekundet die Dame von Rang. Woran dies zu erkennen ist? Vor Allem an der Kleidung. Eine aus kärglichen Verhältnissen hervorgegangene Frau kann noch so viel Luxus entfalten, kann sich mit Spitzen und Juwelen, Sammet und Seide behängen, es wird ihr nun und nimmer gelingen, der einfachen, noblen Eleganz einer vollendeten Dame von Geschmack Stand zu bieten. Alles an der Baronin harmonirt: der hellchamoisfarbige Hut mit gleichen Bändern und Federn, der lange Paletot mit weiten Aermeln, Franzen und eingepreßten Palmen, die feine gantirte Hand und der kaum merkliche, sanfte, so wenig aufdringliche Parfüm, den die Kleider ausströmen. Die Gestalt ist hoch, schlank, vornehm. Das bleiche Profil mit der charakteristischen Adlernase zeigt regelmäßige, schöne Linien. Das wellenförmige Haar läuft in schlichten Scheiteln an den Schläfen herab. Die Augen sind dunkel, müde und lieben es, hinter die leise gesenkten Wimpern zu flüchten, sobald sie einen Menschen oder einen Gegenstand fixiren. Gesicht und Gestalt tragen den Stempel des Hochmuths und der Langeweile. Wenn man die Dame ansieht, meint mau, sie müsse frieren. Ihre Wangen bleiben trotz der im Circus herrschenden heißen Atmosphäre ganz bleich und wie der Baron sie nun fragt, ob es ihr nicht angenehm wäre, den Mantel abzulegen, verneint sie mit einer kühlen Bewegung des Hauptes.

Die Gräfin sieht ganz anders aus; sie nennt sich selbst im Scherze zuweilen einen „schön gekleideten Affen" und hat so Unrecht nicht. Sie stammt aus Böhmen und hat ein slavisches Gesicht: Aufgestülpte Nase, breiter Mund, hervorspringende Stirn und Backenknochen. Dabei ist sie klein und beweglich, schnürt und schminkt sich sehr stark und liebt die betäubenden Parfüms. Ihre Kleider duften so arg nach Jockey-Club, daß man in ihrer Nähe Kopfweh bekommen kann. Die beiden Herren sehen nicht besser und nicht schlechter aus als unsere Aristokraten im Allgemeinen. Sie tragen die Haare in der Mitte gescheitelt, kurze Bärte, das Kinn rasirt. Der Baron ist blond und hat ein scharf geschnittenes, anziehendes Gesicht, während der Graf braunes Haar und braune Augen hat und

Digitized by Google

sein breites, geröthetes Gesicht jeder Distinction entbehrt. Ins rechte Auge hat er ein Monocle geklemmt.

Die Damen haben die Vordersitze eingenommen, die Herren stehen hinter ihnen, halten das Opernglas an die Augen und tauschen ab und zu Grüße aus. Die Damen conversiren unter einander.

„Jetzt haben Sie allen Grund, an meine Freundschaft zu glauben, theure Baronin", sagte die Gräfin. „Denn es gehört meinerseits viel Muth dazu, mich an Ihrer Seite zu zeigen, ich muß neben Ihnen gräßlich aussehen."

Die Baronin zuckte lächelnd die Achsel.

„Neben einer Person, die so anerkannt langweilig ist, wie ich es bin, können Sie nur gewinnen, chèrie", antwortete sie.

Die Gräfin protestirte wohl mit vieler Verve, gestand aber im Geheimen bei, daß die Baronin trotz ihrer Schönheit, eine ganz bequeme Freundin wäre; sie hatte einen beispiellos guten Ruf, war eine „Tugend" im strengsten Sinne des Wortes, man konnte ihr nichts vorwerfen, nicht die kleinste Legèreté und sie that den Herren nicht einmal die Ehre an, sie kalt oder abstoßend zu behandeln, sie war gegen Alle gleichgültig, durchaus gleichgültig, und deshalb hatte man es längst schon aufgegeben, ihr den Hof zu machen. Man konnte sie mit Fug und Recht langweilig nennen, die schöne Baronin; sie war es in der That. Sie regte nie ein Gespräch an und ging auf keines recht ein; es war sehr schwer, mit ihr eine Conversation in Fluß zu bringen. Die kleine, lebhafte Gräfin empfand dies sehr bald und sie, die im Gegensatze zur schönen Baronin nicht stille sein konnte, wendete sich mit einer ungestümen Geberde nach rückwärts:

„Wovon sprachen Sie, meine Herren?"

„Von schönen Pferden, liebe Gräfin", versetzte der Baron, auf das Pferd hinweisend, auf dessen Rücken eine junge Dame ihre Sprünge machte.

„Dachte ichs doch! Wenn die Herren von Leidenschaften sprechen, dann denken sie gewiß niemals an ihre Frauen. Sagen Sie doch, Baronin, Niemandes Eroberung ist schwerer zu machen, als die unseres Gemals. Finden Sie nicht?"

Die Baronin schien die Frage nicht gehört zu haben. Sie hatte den pince-nez aufgesetzt und musterte aufmerksam das rastlos im Kreise rennende Pferd.

„Gestehen Sie aber auch, Gräfin", versetzte der Baron mit einem Lächeln, „daß die Damen auf nichts weniger Mühe verwenden, als auf die conquête ihres Gatten."

Die Baronin machte eine kaum merkliche Bewegung, die Gräfin aber rief lachend:

„Beklagen Sie sich noch, méchant! Und wenn wir uns alle erdenkliche Mühe geben würden, was würde es helfen? Ah! Jetzt kommt Constant Vallière mit seinem Apportirpferd Guerrier, ein herrliches Pferd! Wieder ein Rival, mit dem wir das Herz unseres Gatten theilen müssen."

Es war in der That ein herrliches Pferd, dieser edle Rappe und der Mann, der es vorführte, eine graziöse Erscheinung. Er war mit einem Costüme von polnischem Schnitt bekleidet. Als er jetzt die Mütze

Digitized by Google

abnahm und sich gegen das Publicum verneigte, glich er einem vollendeten Cavalier.

Er war nicht mehr sehr jung, er mochte etwa fünfunddreißig Jahre zählen. In sein hageres Gesicht hatten die Anstrengung seines Berufes, vielleicht auch zu viel Freuden, scharfe Linien gezogen; das Gesicht mit der leicht gebogenen Nase, dem ovalen Schnitte, dem braunen, hängenden Schnurrbarte und vornehm gescheiteltem Haar war trotzdem immer noch schön zu nennen. Das dunkle, leicht verschleierte Auge senkte sich oft zu Boden und das Lächeln, welches um die feinen Lippen spielte, war müde und zerstreut. Er war mehr als schön, dieser Mann, er war interessant, die kleine Gräfin hatte das sofort herausbekommen und flüsterte es der Baronin zu.

„Das Pferd? Interessant?" wiederholte diese fragend.

„Nein, der Mann."

„Ach!"

„Ein echter Franzose; ein Franzose durch und durch."

Hierin irrte die kleine Dame: Constant Vallière mochte in seinem Aeußern vielleicht manches von einem Franzosen haben, indeß war er von Geburt ein Pole, Böhme oder sonst ein Abkömmling slavischer Nationalität. Er hatte auch einen abscheulichen, schier unaussprechlichen Namen gehabt, und hatte denselben gegen einen französisch klingenden **nom de guerre** vertauscht. Da er sehr gut französisch sprach und ein französisches Gesicht hatte, pflegte er sich für einen Franzosen, selbstverständlich einen Pariser reinsten Wassers, auszugeben. Alle in der Fremde lebenden Franzosen sind bekanntlich Pariser. Die Menschen hatten die Gefälligkeit, auf seinen harmlosen Betrug willig einzugehen und ihm war es angenehm, für einen Franzosen gehalten zu werden: **Ça vous rebausse toujours un peu, surtout aux yeux des dames, que diable!**

Die Gräfin musterte den „Franzosen" durch die Lorgnette.

„Man könnte sich in ihn verlieben, wenn er nicht Kunstreiter wäre. Was meinen Sie, **chèrie**?"

Die Baronin sah sie von der Seite an.

„Was haben unsere Herren, im Durchschnitt nämlich, vor einem Kunstreiter voraus?" entgegnete sie. Sie rauchen, reiten, tanzen, spielen, wetten, das Alles kann der Mann da auch thun. Der einzige Unterschied, der zwischen ihm und Jenen besteht, ist, daß er besser reiten kann als sie und daß sie mit einem Freiherrn-, Grafen- oder Fürstentitel auf die Welt gekommen sind. Wenn man also im Stande ist, sich in einen unserer Herren zu verlieben, kann man wohl auch für einen Kunstreiter schwärmen. Es kommt ja ungefähr auf dasselbe heraus."

„Mein Gott! Wie böse Sie sein können, **chèrie**", sagte die Gräfin kichernd. „Wenn unsere Herren Sie gehört hätten! Aber diese Production ist entzückend, das Pferd gehorcht auf den Wink und der Mann wird mit jedem Augenblick schöner. Ich werde Lectionen im Reiten bei ihm nehmen. Wahrhaftig, ich könnte eine Leidenschaft für ihn fassen, **tout saltimbanque qu'il est**."

„Ich bitte Sie, Theure", sagte die Baronin unmuthig, „sprechen Sie doch dieses häßliche Wort: Leidenschaft nicht aus. Ich begreife und erlaube, daß Männer sich für etwas passioniren, einer Frau aber soll

Digitized by Google

es gar nicht in den Sinn kommen, Leidenschaften zu haben oder nur davon zu sprechen."

„Sie haben gut reden, Sie Steinbild", lachte die Gräfin. „Wenn man wie Sie weder Blut noch Herzschlag, noch Nerven hat, kann man leicht unempfindlich bleiben."

Die Baronin gab hierauf keine Antwort. Sie hatte schon zu viel gesprochen und fühlte sich ermüdet.

Der Reiter und sein Pferd wurden, nachdem sie abgetreten waren, mit lautem Applaus hervorgerufen, Constant Vallière erschien, gefolgt vom Pferde, um sich zu bedanken. Auf eine Handbewegung seines Herrn kniete es mit den Vorderfüßen nieder und nickte mit dem Kopfe, während Jener sich verbeugte. Sein Blick glitt dabei über das Logenpublicum und blieb einen Augenblick lang an dem Antlitz der schönen Baronin haften. Es war, als ob er dabei ein Lächeln unterdrückte. Die Baronin kniff die Augen noch mehr als gewöhnlich zusammen und ihre Lippen schlossen sich fester, wennschon kaum merklich.

Clowns traten schreiend auf und trieben ihre Possen. Die Baronin sah auf sie herab und lächelte mechanisch und doch weilten ihre Gedanken ganz, ganz wo anders als bei diesen geschminkten Harlekins.

Sie sah ein matt erleuchtetes Zimmer, in dem es nach Moschus duftet und in diesem Zimmer geht ein junger Mann im polnischen Costüm auf und ab. Und die Thüre öffnet sich und herein tritt ein Mädchen mit einem schönen, kalten, aristokratischen Gesicht und dunklen Augen, die glühen in Sehnsucht und Leidenschaft, und stolzem Munde, der bis vor Kurzem noch nie die Lippen eines Mannes berührt hatte und der jetzt lechzte nach Küssen und Geküßtwerden; o, wie gerne hätte sie weitergeträumt von dem Mädchen mit dem kalten Gesicht und glühendem Herzen, aber das Traumbild zerstob. Die kleine Gräfin hatte den Arm der Baronin berührt und eine Frage an sie gerichtet. Es war vorbei. Sie war wieder im Circus.

„Woran denken Sie nur, Baronin?" wiederholte die Gräfin ihre Frage.

„Ich? An nichts, oder doch: Ich finde es zum Ersticken heiß und dachte daran, meinen Mantel abzulegen. Ich danke Ihnen, lieber Graf", sagte sie zu diesem, der, dem Baron zuvorkommend, ihr beim Abnehmen des Mantels behülflich war. Der Baron hatte keine Miene gemacht, ihr dienstlich zu sein. Er wußte ja, daß sich seine Gemalin von jedem Andern lieber, als von ihm bedienen ließ; er hatte es längst aufgegeben, sie umzustimmen. Eine kurze Weile schaute er auf ihre schöne, nachlässig zurückgelehnte Gestalt, auf ihr schönes Haupt, das sich ihm niemals, auch nicht für einen Augenblick zuwendete und kehrte dann den Blick gleichgültig andern Menschen zu.

„Dieses chinesische Fest ist zum Durchgehen langweilig", gähnte die Gräfin, während das gesammte Personal des Circus, als Chinesen angezogen, gymnastische Gliederverrenkungen zum Besten gab. „Ich freue mich, daß Constant Vallière noch einmal auftritt. Er wird alle Gangarten der hohen Schule reiten. Diese Leute mit ihrem sich Drehen Winden, Ueberschlagen sind nebelhaft. Lassen Sie uns etwas plaudern liebes Kind. Werden Sie sich die Fourchambault ansehen? Man studirt sie gegenwärtig ein. Ich habe sie in Paris spielen sehen. Ein abomi-

Digitized by

nables Stück! Schrecklich moraliſch. Ich habe bis heute nicht gewußt, daß unſere Gouvernanten ſo romantiſche, bejammernswerthe Weſen ſind. Ich glaube, eine Jede kann tugendhaft bleiben, ſobald ſie den rechten Willen dazu hat."

Das chineſiſche Feſt war vorüber, die Productionen nahmen ihren Fortgang.

Conſtant Vallière trat zum zweiten Male auf. Er ritt einen arabiſchen Fuchshengſt und trug Frack und Cylinder. Er producirte alle Gangarten der hohen Schule und es war wunderbar anzuſehen, wie meiſterhaft er ſein Pferd beherrſchte, wie er es vom raſendſten Laufe durch einen Ruck zum Stehen brachte, es herumriß, es auf den Hinterbeinen zu ſtehen zwang und doch immer ſo feſt, ſo zwanglos im Sattel ſaß, als ob er an das Pferd angewachſen wäre.

Die Gräfin wie die Baronin verwandten kein Auge von ihm.

Endlich war die Vorſtellung zu Ende.

Wieder war es der Graf, welcher der Baronin beim Anlegen des Mantels behülflich war, während der Baron die Gräfin bediente.

Die Gräfin eilte lachend und plaudernd die Treppen hinunter, die beiden Herren hörten ihr lächelnd zu. Die Baronin ging ſchweigend voran.

Am Thore trennte man ſich, nach dem Verſprechen, ſich ſehr bald zu beſuchen. Sodann ſtieg man in die bereit ſtehenden Equipagen ein.

Der Graf und die Gräfin unterhielten während der Heimfahrt ein freundſchaftliches, heiteres Geſpräch. Sie liebten ſich nicht mehr, hatten ſich vielleicht nie geliebt, waren aber gute Freunde und achteten ſich gegenſeitig. Sie führten eine bequeme und friedliche Ehe.

Der Baron und ſeine Gemalin jedoch lehnten Beide in einer Wagenecke, ſahen ſich nicht an und ſprachen kein Wort zuſammen. Ihr Verkehr war immer dieſer Art geweſen. Es gab eine Zeit, wo dies den Baron ſehr geſchmerzt hatte. Dieſe Zeit war heute längſt um. Schweigend verließen ſie nach kurzer Fahrt den Wagen, ſchweigend ſtiegen ſie die Treppe hinauf und ſtumm geleitete der Baron ſeine Gemalin bis an ihre Gemächer. Hier wünſchte er ihr eine gute Nacht, ſie neigte ohne ein Wort zu ſagen das Haupt und Beide zogen ſich in ihr Schlafgemach zurück.

II.

(Aus dem Tagebuche der Baronin.)

Ich habe ihn wieder geſehen. Die drei Automaten, in deren Geſellſchaft ich geweſen, haben natürlich nichts gemerkt. Wie ſollten ſie auch, die Armen! Menſchen, in deren Herzen niemals etwas vorgegangen iſt, können ja nicht die Gabe beſitzen, in dem Herzen Anderer zu leſen. Die kleine Gräfin hatte, glaube ich, die Anmaßung, ihn ſchön zu finden. Als ob ſolche Augen, ſolche Züge für ſie geſchaffen worden wären! Ich weiß noch nicht, was ich thun ſoll. Ich habe ihm natürlich ſofort geſchrieben, daß ich ihn ſehen will, ſehen muß.

Ich war doch ſo unglücklich damals und doch wieder ſo glücklich. Meine gute, alte Gouvernante! Was die ſich wehrte und wie die ſich dagegen ſträubte! „Es ſchicke ſich nicht, es werde, es müſſe böſe ausgehen,

Digitized by Google

es werde zu den Ohren meines Vaters gelangen“ u. s. w., wie diese Reden eben alle lauten. Und doch ist sie allabendlich mit mir in den Circus gelaufen und hat für ihn geschwärmt wie ich und hat die Briefe bestellt und hat Rendezvous veranstaltet, die gute, alte Französin.

Am Ende ist doch Alles entdeckt worden. Sie haben mich in eine andere Stadt gebracht und dort bin ich verlobt und verheirathet worden. Sechs Jahre sind seitdem vergangen. Meine gute Bondel, die sie weggejagt haben, ist todt. Ich bin auch todt gewesen. Sechs Jahre lang bin ich in einem Grabe gelegen und gestern bin ich wieder auferstanden. Er ist noch immer schön. Ich hätte Alles für ihn weggeworfen, Reichthum, Rang, Ehre. Der großen Ehre, unter Idioten leben zu dürfen! Ich wäre Kunstreiterin geworden oder hätte seine Pferde aufgeputzt und sie ihm zugeführt.

Ich weiß, daß er mich oft verrathen hätte. Er hat kein treues Gemüth. Er hätte mich vielleicht geprügelt oder weggejagt, ich wäre aber wieder gekommen und er hätte wohl die Gnade gehabt, mir ab und zu ein bischen Liebe zuzuwerfen. Ich wäre oft maßlos glücklich, oft schrankenlos elend gewesen an seiner Seite, aber ich hätte gelebt. Nun ist es zu spät. Alles ist abgestorben in mir und verwelkt. Ich bin stumpf und kalt geworden. Sie nennen mich tugendhaft, weil mir an Keinem gelegen ist. Weiß Gott, ich bin nicht tugendhaft. Es wäre mir nur einfach unmöglich gewesen, zu sündigen. Der Baron ist freilich eine gedrillte Adelspuppe wie alle Andern. Er ist aber auch nicht schlechter als die Andern. Diese dumme Gräfin macht noch einen Unterschied zwischen diesen „Münzen“, wie ich sie im Geheimen nenne; sie sind ja Alle gleich. Daß ich es nicht zu sagen vergesse: ich glaube, ich bin noch immer verliebt. Gestern hat es so seltsam in mir gegährt. Wer weiß, ob ich ihm nicht folgen werde. Zum Glücklichsein ist es niemals zu spät. Gott im Himmel! Er ist ja auch kein Gelehrter und kein berühmter Mann, er hat auch nicht viel Geist vielleicht, aber er hat doch Nerven, Blut, Leben! Das dumme Gesicht möchte ich aber sehen können, welches der Herr Baron machen würde, erführe er, daß seine tugendhafte Gemalin für gut befunden hat, mit einem Manne, der Pferde apportiren läßt, durchzubrennen, nein, das wäre eine Ueberraschung für meine adeligen Marionetten! Würden die zappeln und plappern und zischeln und klatschen, nun, vielleicht bereite ich ihnen diesen unerhörten Spaß!

III.

Der Baron arbeitete in seinem Studirzimmer, als der Graf A. angemeldet wurde.

„Ich freue mich, Sie zu sehen, Lieber“, sagte der Baron ihm entgegengehend, „und beeile mich, Ihnen mitzutheilen, daß es mir unmöglich sein wird, an dem projectirten Jagdausfluge theilzunehmen!“

„O!“ machte der Graf bedauernd. Warum nicht?“

„Weil ich zur sehr beschäftigt bin. Das wundert Sie, nicht wahr? Und doch ist es so, wie ich sagte. Setzen wir uns, lieber Freund, und hören Sie mir gefälligst einige Augenblicke zu. Ich litt vor zehn Jahren an nicht zu besiegender Langeweile. Sie überfiel mich, wenn ich allein

Digitized by

war und folgte mir, wenn ich unter Menschen ging. Die Ursache dieser Krankheit war nichts Anderes, als Mangel an Beschäftigung. Es wäre genau besehen doch recht beschämend für einen Mann, beinahe nichts zu arbeiten, nach seinem Tode nichts zu hinterlassen, als ein Grab mit der Inschrift: Hier ruht ein Baron. Dieser Gedanke ging mir im Kopfe herum. Ich wollte etwas thun, etwas wirken, irgend eine Spur, daß ich war, zurücklassen, wollte, kurz gefaßt, nicht ganz umsonst gelebt haben und bin endlich zur Lösung dieser Frage gekommen."

„Nun, diese war?" fragte der Graf und zog an seinem Barte.

„Ich habe in Steiermark viele Besitzungen, wie Sie wissen", fuhr der Baron fort. „Ich verstehe nicht viel von der Landwirthschaft und habe daher beinahe Alles in Pacht gegeben. Ich fordere wenig von meinen Pächtern und dränge sie nicht, wenn sie mit ihren Zahlungen etwas in Rückstand bleiben, denn ich achte fleißige, thätige Leute sehr hoch und möchte ihnen um Alles in der Welt nichts in den Weg legen. Ich bringe aber die Sommermonate stets auf meinem Schlosse zu und habe seit vielen Jahren meine Zeit zu Studien über die Lage der Bauern verwendet. Ich sage Ihnen, ich kenne die ganzen Verhältnisse. Ich habe viel zur Verbesserung des Wein- und Ackerbaues beigetragen, wenn nicht persönlich, so doch mittelst meines Geldes, indem ich Fachmänner mit mir auf meine Güter nahm und durch sie den Bauern nützliche Anweisungen und Rathschläge ertheilen ließ. Im Anfange zeigten sich die Leute widerspänstig, mißtrauisch, unzugänglich, heute aber sind sie mir Alle dankbar und ziehen den Hut tiefer vor mir, als vor dem Pfarrer. Ich habe mich auch um den Unterricht bekümmert. Auf meine Anregung hin ist eine Sonntagsschule für die erwachsenen Burschen und Mädchen errichtet worden und um den Eifer und Ehrgeiz der Leute anzuspornen, pflege ich dann und wann beim Unterrichte anwesend zu sein und an die besten Schüler Geschenke zu vertheilen. Lachen Sie mich aus, daß ich Ihnen das Alles so naiv erzähle. Aber ich muß mich einmal aussprechen. Mit den Kindern halte ich es ebenso. Was die Ihnen stolz und glücklich sind, lieber Graf, wenn sie von mir belobt und beschenkt werden! Wir haben derzeit auch beinahe nur vorzügliche Schüler. Doch näher noch als meine Bauern stehen mir die Arbeiter. Gott, dieses Elend, Graf! Sie können sich keine Vorstellung davon machen. Ich besuche oft die umliegenden Fabriken. Es ist ein Gräuel, wie diese Leute systematisch zu Grunde gerichtet werden; diese hohlwangigen, abgefallenen Gestalten nur anzusehen und dabei denken zu müssen, daß sie doch Menschen sind wie wir . . ."

„Das heißt", schaltete der Graf mit leisem Proteste ein.

Der Baron sah ihn von der Seite an, beachtete aber diesen Einwurf nicht weiter.

„Es steht natürlich nicht in meiner Macht, die Lage der Arbeiter umzugestalten", versetzte er, „aber weinen könnte ich darüber. Aus dem Boden der Fabriken wächst das Gespenst des Socialismus hervor und dieses Gespenst wird dereinstens uns Alle verschlingen, mögen größere Männer als ich es bin, dieses Gespenst beschwören, wenn sie es thun können. Ich sehe keinen Ausweg. Mein Augenmerk richtet sich nur auf die Frauen und Kinder der Arbeiter. Ich sorge für sie, so weit meine Kräfte reichen. Eine jede Wöchnerin wird vierzehn Tage lang aus mei-

Digitized by Google

ner Küche verköstigt. Den Weibern, die zu schwach sind, um in einer Fabrik zu arbeiten und die etwas gelernt haben, gebe ich gegen mäßig gute Bezahlung zu nähen und zu stricken. Wie gutherzig, wie dankbar, wie bescheiden diese Menschen sind, wenn man nur ein wenig zu ihnen herabsteigt, wenn man ihr Menschenthum achtet und ihnen nur etwas Liebe erweist. Diese Arbeiter, die, ich gestehe es, hinter jedem Adeligen oder gut gekleideten Manne die Hand ballen, die uns hassen und verfluchen, wenn sie meiner ansichtig werden, da schwenken sie die Mützen, und wenn ich nach längerer Abwesenheit angefahren komme, da laufen sie mir mit einem hundertstimmigen Hurrah entgegen und die Frauen und Kinder drängen sich an mich heran und ein Jedes will das Erste sein, das mir Willkommen zurufen darf."

„Ich habe solchen Schwärmer nicht in Ihnen vermuthet, lieber Baron", bemerkte der Graf und klemmte sein Monocle ins rechte Auge. Aber, daß ich es Ihnen gestehe, lieber Freund, Ihre Reden haben mich ganz stutzig gemacht. Ich bin am Ende auch nichts Anderes als ein Müßiggänger und ich fürchte, daß Sie sehr gering von mir denken."

„Bewahre! Die Menschen sind nicht Alle gleich und dann sind Sie ja nicht müßig, lieber Graf. Sie arrangiren Jagdpartien, Wetten, Quadrillen, zeichnen Modebilder, erfinden Frisuren, wie sie passend sind für von und zu Geborene."

„Spotten Sie mich nicht aus! Denken Sie an Goethes Wort: „Es muß auch solche Käuze geben"."

„Das wollte ich eben sagen. Die Welt will auch unterhalten werden."

„Und die Baronin?" fuhr der Graf fort. „Was sagt die schöne Dame zu dem Allen? Theilt sie Ihre philantropischen Ansichten und Projecte?"

„Meine schöne Gemalin", versetzte der Baron mit einem eigenthümlichen Lächeln, „gehört zu jener Gattung von Menschen, welche in der Theorie alle Geburtsrechte verachten, dem Volke aber sorgsam aus dem Wege gehen, weil es weder parfümirt noch behandschuht ist. Die Baronin haßt vor Allem das Landleben und hat noch keinen Sommer auf unsern Gütern zugebracht. Sie weiß gar nichts von meinem Thun und Treiben. Sie kennen sie ja, sie ist schrecklich indolent. Nichts auf dieser Welt vermag Sie zu interessiren, nicht einmal die Pariser Mode. Was giebt es?" fragte er den eintretenden Diener, der ihm eine Visitenkarte überreichte.

Der Baron las:

„Constant Vallière."

Auf der Rückseite der Karte stand in französischer Sprache:

„Herr Baron! Ich bitte Sie, mir in einer Angelegenheit, die für Sie von dem größten Interesse ist, einige Augenblicke Gehör zu schenken."

„Was kann der Mann wollen?" fragte der Baron, dem Grafen die Karte hinreichend. „Ich kenne den Namen gar nicht."

„Ich auch nicht", sprach der Graf. „Doch halt, warten Sie! Jetzt erinnere ich mich: das ist derselbe Mann, den wir vorgestern im Circus sahen, der die hohe Schule ritt."

„Will er mir etwa ein Pferd zum Kauf antragen?" meinte der Baron achselzuckend, „und glaubt er, daß mich die Sache auf das Höchste interessiren muß, weil ich Baron bin? Doch lassen Sie ihn eintreten. Ich werde bald fertig mit ihm sein."

Digitized by Google

Der Diener verschwand und nach wenigen Secunden stand Constant Vallière vor den beiden Cavalieren.

„Was wünschen Sie von mir, mein Herr?“ fragte der Baron auf französisch, ohne dem Kunstreiter einen Stuhl anzubieten.

„Was ich Ihnen zu sagen habe, Herr Baron, duldet nicht die Gegenwart eines Dritten“, versetzte Constant mit sicherem Lächeln und nonchalanter Bewegung. „Wenn Sie gerade beschäftigt sind, werde ich ein anderes Mal kommen, obwohl, offen gestanden, mir das sehr unangenehm wäre, denn meine Zeit ist sehr gemessen.“

Der Baron streifte ihn mit einem Blicke von Oben bis Unten.

„Dann bitte ich zu warten“, sagte er und machte eine Handbewegung gegen einen entfernt stehenden Stuhl hin. Der Kunstreiter beachtete dies jedoch nicht im Mindesten, sondern trat zu den Bildern hin, die an den Wänden hingen und betrachtete diese, während er leise vor sich hinsang.

Die beiden Aristokraten schauten seinem Treiben verwundert zu. Sie wechselten noch einige Reden, welche die Jagdpartie betrafen, worauf der Graf sich empfahl und ohne den Kunstreiter eines Blickes, geschweige denn eines Grußes zu würdigen, aus dem Gemache ging.

Der Baron und der Kunstreiter waren allein.

IV.

„Nun?“ sagte der Baron und wendete sich dem Fremden halb zu. „Was haben Sie mir zu sagen?“

„Ich komme in einer Geschäftsangelegenheit, Herr Baron“, versetzte Constant. „Doch nehmen wir lieber Platz. Das lange Stehen dürfte uns Beide ermüden.“

Der Baron setzte sich achselzuckend nieder. Constant that dasselbe. Er legte ungenirt das rechte Bein auf das linke, lehnte sich bequem zurück, saß kurzum so behaglich da, als ob er sich einem Dutzbruder und nicht einem fremden Baron gegenüber befände.

Der Baron zog die Stirn in Falten.

„Also?“ begann er fragend.

„Die Sache ist nämlich die“, sagte der Kunstreiter. „Ich habe Ihnen einen Kauf zu proponiren, Herr Baron.“

„Ich kaufe keine Pferde.“

„Auch handelt es sich nicht um Pferde, sondern um etwas, unter Umständen viel Werthvolleres als Pferde, es handelt sich um Briefe.“

Er zog ein Packet aus seiner Rocktasche und hielt es dem Baron vor die Augen.

„Ich biete Ihnen diese Briefe zum Kaufe an, Herr Baron“, sagte er lächelnd, „und bin fest überzeugt, daß Sie es nicht zu theuer finden werden, wenn ich für ein jedes dieser süßen Billets tausend Gulden beanspruche.“

„Reden Sie deutlicher“, sagte der Baron, den ein seltsames, widerwärtiges Unbehagen zu überkommen begann. „Was soll es mit diesen Briefen? Was habe ich damit zu schaffen?“

„Die Sache ist nämlich die“, sagte der Kunstreiter abermals und lächelte noch süßlicher. „Ich bin ein Mensch, den drei Leidenschaften be-

Digitized by Google

herrschen. Ich liebe leidenschaftlich schöne Pferde, gute Weine und das Hazardspiel. Um diese Liebhabereien zu befriedigen, bedarf es vielen Geldes, **vous concevez, monsieur le baron, n'est ce pas?** Viel Geld besitze ich aber nicht. Im Gegentheil. Da ich jedoch nicht die Kraft habe, meine Passionen zu besiegen und Geld nicht habe, sehe ich mich gezwungen, Schulden zu machen, woran freilich nicht viel gelegen wäre, wenn nicht meine Gläubiger die Unverschämtheit hätten, mir mit Tod und Teufel zu drohen und was noch schlimmer ist, mir noch Jemand borgen wollte."

Der Baron unterbrach ihn.

„Ist es nothwendig, daß Sie mir alles Das erzählen?" fragte er.

„Ja, Herr Baron", versetzte Constant ohne im Geringsten aus der Fassung zu kommen. „Ich glaube wenigstens, daß es nothwendig ist. Also hören Sie mich weiter an. In meiner Jugend hatte ich noch eine andere Passion. Ich schwärmte nämlich für die Damen der Aristokratie und sie schwärmten für mich. Ich habe fabelhaftes Glück bei den Frauen gehabt, was ich einerseits bedaure, denn ohne Zweifel entspringt diesem Glücke mein fabelhaftes Pech im Spiele. Doch, um bei der Sache zu bleiben, die Damen sind nicht immer sehr vorsichtig. Sie haben eine wahrhaft krankhafte Schwäche für das Schreiben compromittirender Briefe und Hunderte von Autoren haben die Schürzung und Lösung ihres dramatischen Knotens vermittelst eines derartigen Billets bewerkstelligt. Ich bin nun zwar kein Autor, weiß aber die Tragweite gewisser Briefe wohl zu schätzen und obgleich ich von Herzen bedaure, mich meiner Schulden halber von den beredten Zeugen süßer, pikanter Stunden trennen zu müssen . . ."

Er hielt inne und drückte das kleine Packet an sein Herz. Der Baron sagte nichts, schaute aber den Andern so kalt, so starr und so strenge an, daß dieser trotz seiner Frechheit beinahe in Verlegenheit gerieth.

„Die Sache ist nämlich die", sagte er und ungeachtet des Unbehagens, das der Baron empfand, bemerkte dieser, daß sich der Kunstreiter jener Rede schon zum dritten Male bediente und er war beinahe versucht, auszurufen: „Befleißigen Sie sich doch einer etwas weniger monotonen Ausdrucksweise." „Vor so und so vielen Jahren", versetzte Constant, „liebte mich eine junge Aristokratin, schrankenlos, leidenschaftlich liebte sie mich. Diese Briefe hier legen Zeugniß hierfür ab. Ich hätte sie heirathen können, that es aber nicht, weil ich erstens ein abgesagter Feind der Ehe bin und zweitens, weil die übergroße Leidenschaft dieser jungen Dame auf die Dauer hin lästig geworden wäre. Ich hatte sie, die Dame, damals schon satt und trug Sorge, daß die ganze Geschichte zu den Ohren ihres Vaters kam. Dieser hatte eine Unterredung mit mir, wobei ich mich ganz als Gentleman benahm, den großmüthig Verzichtenden spielte, mein Ehrenwort gab, mich nie mehr in die Nähe der jungen Dame zu drängen und die Stadt, wo sie wohnte, sofort verließ. Mein hochgeborenes Liebchen wurde an einen Baron verheirathet und somit war die Geschichte für mich abgethan und ich dachte nicht weiter daran."

Er pausirte wieder, gleichsam als ob es ihm lästig gewesen wäre, immer allein zu sprechen und als erwartete er einen Einwurf des Barons. Da dieser nicht erfolgte, entschloß Constant sich, fortzufahren.

„Für mich also war, wie gesagt, Alles abgethan", wiederholte er

Digitized by Google

und coquettirte mit seiner Fußspitze. „Nicht aber für die Dame, wie ich soeben gestern erfahren habe. Ich empfing gestern ein Schreiben von ihr."

Er hielt inne, denn der Baron hatte eine Bewegung gemacht.

„Seien Sie ehrlich", sagte dieser. „Ich glaube natürlich nicht, daß Sie es gewesen sind, den man geliebt und dem man geschrieben hat. Sie handeln hier im Auftrage eines Andern, der sich schämt, seinen Namen zu nennen."

Eine leichte Röthe stieg in das blasse Gesicht des Kunstreiters.

„Warum glauben Sie nicht, daß ich es gewesen bin?" fragte er empfindlich und gereizt; man sah ihm die tief verletzte Eitelkeit deutlich an.

Der Baron hob leicht die Schultern.

„Weil es einfach unmöglich ist", entgnete er kalt.

Dem andern schwollen die Adern an.

„Ich bemerke, daß Sie Ihren Standesgenossinnen einen weit besseren Geschmack zutrauen, als sie ihn in der That besitzen", versetzte er sich mäßigend. „Fragen Sie übrigens die Dame selber, wenn Sie mir nicht glauben wollen. Es ist ja möglich, daß Sie dieselbe kennen", fügte er mit boshaft grimmigem Lächeln bei.

„Angenommen also, ich schenkte Ihren Worten Glauben", sagte der Baron. „Auf was läuft Ihre langathmige Erzählung hinaus?"

„Auf dies, Herr Baron", antwortete wieder vollkommen gefaßt der Andere. „Die Dame hat mir also geschrieben, hier ist der Brief." Er griff in die Tasche und zog einen Brief hervor: „Sie drückt hierin den Wunsch aus, mich zu sehen und zu sprechen. Ich weiß nicht, was sie wünscht, ob sie unsere alten Beziehungen wieder aufnehmen oder ob sie ihre Briefe zurück haben will, gleichviel am Ende. Ich bin für die Liebe zu alt und zu bequem. Ich hänge auch nicht mehr an Erinnerungszeichen, deshalb bin ich gerne bereit, der Dame die Briefe zurückzustellen. Sie erfreut sich eines tadellosen Rufes, man rühmt ihre starre Tugend, man nennt sie ein Bild ohne Gnade. Man ist überzeugt, daß sie niemals geliebt, niemals die kleinste Sünde begangen hat; nun, es wäre recht lohnend, die gläubige Gesellschaft des Gegentheils zu überweisen, diese Briefe hier vermöchten es und ich würde der hohen Gesellschaft das pikante Histörchen gerne zum Besten geben, wenn ich nicht so verteufelt viele Schulden hätte."

„Beenden wir diese Unterredung", schnitt der Baron frostig ab. „Sie hat schon zu lange gedauert. Sind die Briefe vollzählig?"

„Ja, Herr Baron."

„Sie werden gestatten, daß ich einigen Zweifel in Ihr Wort setze. Geben Sie mir die Briefe und im Falle daß keiner abgeht, sollen Sie morgen erhalten, was Sie dafür verlangt haben. Dem Worte eines Cavaliers werden Sie wohl Glauben schenken", schloß er fragend und mit einem Ausdruck unsäglicher Verachtung.

Der Kunstreiter verneigte sich und händigte ihm das Paquet ein.

„Sie brauchen kein zweites Mal hierher zu kommen", sagte der Baron und kehrte ihm den Rücken zu. „Im Circus sind Sie ja stets zu finden?"

„Jeden Abend, Herr Baron."

Constant verneigte sich tief und ging hinaus.

„Es ist nicht möglich", dachte der Baron, als er allein war. „Und

Digitized by Google

doch. Einer meines Gleichen kann es nicht gewesen sein, denn der Elendste, der Verkommenste selbst wäre solch einer Gemeinheit nicht fähig."

Um vom Anti-chambre in das Studirzimmer des Barons zu gelangen, mußte man einen Salon passiren.

Als jetzt der Kunstreiter denselben durschritt, gewahrte er eine hohe Frauengestalt, welche bei einem der Fenster stand. Er konnte ihr Gesicht nicht sehen, denn sie lehnte am Fensterbret und schaute auf die Straße hinab.

Einen Augenblick lang hemmte er den Schritt und sah nach ihr hin.

Sie machte keine Bewegung.

So grüßte er denn mit tiefer Verbeugung und hohnvollem Lächeln und verließ den Salon, die Thüre leise hinter sich schließend.

Jetzt wendete die Frau sich um.

Sie war wie ein Steinbild anzusehen, in das plötzlich Leben gefahren war, wildes, wüthendes Leben. Ihre Züge, ihre Augen, ihre Lippen fieberten. Sie sah beinahe häßlich aus.

Ihre zitternde Hand faßte den Glockenzug an und riß an demselbdn.

Ein Diener erschien.

„Sagen Sie dem Baron, daß ich ihn zu sprechen wünsche", befahl die Baronin, ihre Züge waren schon wieder glatt und kalt, auch ihre Stimme klang ruhig, „daß ich ihn in meinem Boudoir erwarte."

Mit diesen Worten schritt sie langsam aus dem Gemache hinaus.

„Ich will ihm zuvorkommen", sprach sie bei sich selber. „Er soll nie sagen können, daß er mich einmal verwirrt und beschämt gesehen habe, dieser Triumph soll keinem der Automaten werden."

V.

Der Baron ließ nicht lange auf sich warten. Er fand seine Gemalin auf einer Ottomane ausgestreckt, mit einem Buche in der Hand. Auf ihren Zügen, in ihren Augen, um ihre Lippen lagen mehr als jemals Hohn und verachtungsvolle Kälte. Als er eintrat, sah sie kaum auf, begrüßte ihn durch ein flüchtiges Senken der Wimpern und legte das Buch bei Seite.

„Ich werde Ihre kostbare Zeit nicht lange in Anspruch nehmen, Baron", sagte sie auf französisch und in einem nachlässig wegwerfenden Tone. „Ich weiß, wer soeben bei Ihnen gewesen ist; ich habe gehört, was man zu Ihnen gesagt hat. Ich sah jenen Mann in das Haus treten und hörte dann, daß er Sie zu sprechen wünschte. Ich war, offen gestanden, ein wenig neugierig, was er Ihnen zu sagen hätte, ich begab mich deshalb in Ihren Salon und horchte an der Thür. Ich erzähle Ihnen das Alles, um Ihnen die Mühe zu ersparen, mir die Unterredung zu wiederholen. Es ist mir ganz gleichgültig, was Sie über die Geschichte denken. Wenn Sie dessen ungeachtet es für nöthig halten, mir Ihre Meinung hierüber sagen zu sollen, dann bitte ich Sie, es gleich zu thun, obwohl ich, wie schon gesagt, durchaus nicht begierig bin, dieselbe zu erfahren."

„Auch soll Ihnen dieselbe in keiner Weise aufgedrungen werden, Frau Baronin", entgegnete der Baron mit feinem Lächeln. „Es war

Digitized by Google

gar nicht nothwendig, sich so ängstlich dagegen zu verwahren, ich habe niemals daran gedacht, über diese Angelegenheit viele Worte zu verlieren. Hier sind Ihre Briefe. Ich bitte Sie, die Sammlung durchzusehen, ob sie vollständig ist. Das ist Alles, was ich verlange, Frau Baronin."

Die Dame maß ihn mit einem flüchtigen Blicke. Der „Automat" nahm doch die Sache impertinent gleichgültig auf! Langsam zählte sie die Briefe ab.

„Keiner fehlt", sprach sie dann. „Dreiundzwanzig. Ich werde die Briefe selbstverständlich von meinem eigenen Gelde einlösen."

„O, ich bitte!" machte der Baron artig protestirend. „Ich komme so selten in die angenehme Gelegenheit, meiner Gemalin ein Geschenk machen zu dürfen, daß ich Sie dringend anflehe, mir dieselbe nicht zu entziehen, wenn sie sich einmal darbietet."

Die Baronin schaute ihn wieder an.

„Nun, wie Sie wollen, Baron. Ah!" machte sie, da er sich zum Gehen anschickte. „Einen Augenblick noch! Haben Sie die Briefe gelesen?"

„Sie muthen mir da Schönes zu", erwiederte der Baron lachend. „Dreiundzwanzig Liebesbriefe! Guter Gott! Nein, liebe Baronin. Briefe dieser Art sind nur für den Empfänger interessant, für die armen andern Sterblichen jedoch eine unverdauliche Kost. Sie können überzeugt sein, daß ich dieses Mal schon mir selbst zu Liebe discret gewesen bin."

Sie biß sich die Lippe.

„Ich bin Ihnen sehr dafür verbunden", sprach sie mit schlecht verhaltenem Unmuthe. „Es giebt in der That nichts Lächerlicheres als einen Liebesbrief, besonders wenn ihn eine Person geschrieben hat, die man bis dahin für herz- und gefühllos gehalten hat; Sie werden überhaupt jetzt sehr schlecht über mich denken?"

„Weil Sie einmal als Mädchen verliebt gewesen sind?" rief der Baron aus. „Wir haben es ja Alle nicht besser gemacht. Die Liebe ist ja ein Naturgesetz."

Er näherte sich schon wieder der Thüre.

„Er ist wirklich unausstehlich!" dachte die Baronin. „Brennt ihm denn der Boden unter den Füßen? Was treibt ihn nur so weg?"

„Bleiben Sie noch einen Augenblick, Baron", sagte sie laut, unwillig beinahe. Ich will nicht, daß Sie eine allzu niedrige Meinung von mir fassen. Ich habe jenen Mann geliebt, das ist wahr, ich habe aber niemals vergessen, was ich meiner Ehre und der meines Hauses schuldig war."

„Eh, Madame!" unterbrach der Baron wie ungeduldig. „Wer fordert alle diese Bekenntnisse von Ihnen? Ich gewiß nicht. Ich habe schon die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, daß mich verjährte Liebesgeschichten gar nicht interessiren. Ich erlasse Ihnen jede Beichte und verzeihe Ihnen von ganzen Herzen. Sind Sie nun zufrieden?" schloß er mit einem Anfluge von Ironie.

Sie war durchaus nicht zufrieden. Im Gegentheil.

Interessirt es Sie auch nicht, zu erfahren, warum ich neuerdings an jenen Mann geschrieben habe?" fragte sie.

„Ich setze voraus, daß sie es thaten, um Ihre Briefe zurückzufordern", sagte er zerstreut.

„Nein. Ich kann und will nicht lügen. Sie sollen Alles wissen."

Digitized by Google

Digitized by Google

Uhrendoctoren.

Nach einer Originalzeichnung von Ed. Bretschneider.

Digitized by Google

„Aber —“

„Ich glaubte ihn noch zu lieben. Ich wollte Gewißheit hierüber haben. Und wenn ich ihn noch geliebt hätte, wäre ich vielleicht einer Tollheit fähig gewesen. Aber ich bin geheilt, ganz geheilt. Jener Elende hat sich, im Gespräche mit Ihnen, so verächtlich, so undankbar gezeigt, daß ich die letzte meines Geschlechtes sein müßte, würde ich jetzt noch Anderes als Verachtung für ihn empfinden.“

Sie hielt inne. „Das wird ihn vielleicht doch in Harnisch gebracht haben“, dachte sie.

Nein. Er sah sie mit dem gleichgültigsten Gesicht auf der Welt an und erwiederte:

„Nun, ich wünsche Ihnen viel Glück zu Ihrer Heilung, Frau Baronin, und bitte Sie, die Geschichte der Vergangenheit zu übergeben. Ich bin eben durchaus kein neugieriger Mensch.“

„Das ist wahr, neugierig sind Sie nicht“, sagte die Baronin bitter. „Aber Eines möchte ich noch wissen. Was hätten Sie gethan, wenn ich mit dem Kunstreiter durchgegangen wäre?“

Der Baron lachte schallend auf.

„Aus welchem Romane haben Sie diese Idee geschöpft?“ fragte er.

Sie faltete finster die Stirn.

„Sie haben mir nicht geantwortet“, verwies sie ihn herb und strenge.

„Mein Gott! Wie ernst Sie das nehmen! Was ich dazu gesagt hätte? Glückliche Reise! hätte ich gesagt, weiter nichts.“

Sie fuhr leidenschaftlich in die Höhe.

„Sie hätten es also nicht der Mühe werth gefunden, darüber einen Augenblick lang Ihr Phlegma zu verlieren?“ fragte sie. „Es wäre also ganz gleichgültig gewesen, ob Ihre unglückliche Gemalin elend zu Grunde gegangen wäre oder nicht?“

„Vergebung, Madame!“ sagte der Baron sehr kalt. „Ich weiß nicht, was Sie plötzlich anwandelt, mit welchem Rechte Sie Gefühle, Theilnahme und was weiß ich Alles von einem Manne fordern, dem Sie bis zur heutigen Stunde nichts als grenzenlose Gleichgültigkeit entgegengebracht haben. Ich habe längst aufgehört, in Ihnen meine Gemalin zu sehen und betrachte mich weder als Ihren Richter noch als Ihren Beschützer. Ich hätte Sie daher ruhig laufen lassen, denn eine Frau, die einer solchen Selbsterniedrigung fähig ist, verdient wohl nicht, daß sich irgend Jemand über ihren Fall ereifern, am wenigsten jedoch der Mann, der das Unglück gehabt hat, ihr seinen Namen zu geben und den sie durch Ihre Harlekinsleidenschaft mit dem Fluche der Lächerlichkeit bedeckt. Man schleicht eben nur davon, Frau Baronin, ich weiß ja, daß Sie an solche Extravaganz niemals gedacht haben und begreife nur nicht, wie solch ein Gespräch zwischen zwei vernünftigen Menschen überhaupt möglich sein kann. Haben Sie mir noch eine weitere Frage zu stellen? Ich glaube jedoch, daß es besser wäre, dieses unerquickliche Thema fallen zu lassen.“

Sie war wieder zurückgesunken und hielt die Augen halb geschlossen.

„Ich ersehe aus Allem, was Sie sagen, daß meine Wahl es ist, die Sie tadeln“, bemerkte sie.

Digitized

„Ich bitte", murmelte er ungeduldig, oder ablehnend, oder gelangweilt.

„Was kann ich dafür, daß ich Aristokratin bin?" fuhr sie, ohne seinen Einwurf zu beachten, fort. „Wo anders suchen Sie Ihre Passionen als in der Manège oder im Ballet? Ich verleugne eben nicht, daß blaues Blut in meinen Adern fließt."

Er schwieg.

Sie erhob abermals die Augen zu ihm. Er fing ihren Blick auf und mußte lächeln.

„Warum vertheidigen Sie sich in einem fort, wenn Niemand Sie anklagt?" entgegnete er. „Ich ertheile Ihnen noch einmal vollste Absolution, liebe Baronin. Herr Constant muß vor sechs oder sieben Jahren ein ganz hübscher Junge gewesen sein, mir erscheint es durchaus nicht unnatürlich, daß Sie Gefallen an ihm gefunden haben."

„Ein aristokratischer Geschmack, nicht wahr?" sagte sie boshaft lächelnd.

„Da Sie darauf beharren — ganz aristokratisch", antwortete der Baron gleichfalls lächelnd. „Mit dem einzigen Unterschiede, daß wir unsere Passionen aus der Manège oder Ballet nicht lieben, sondern verachten und unsere Pferde weit höher stellen als sie, daß wir, und wären wir sechzehnjährig, es sehr komisch finden würden, muthete man uns zu, eine dieser Passionen zu heirathen oder mit ihr durchzugehen, dies Alles wissen Sie ja, ohne daß ich es Ihnen zu sagen brauche. Es ist Ihnen auch bekannt, Frau Baronin, daß der Mann mit gröberen Waffen als die Frau zusammengesetzt ist. Daß man ihm Manches verzeiht, verzeihen muß, was bei einer Frau nicht zu entschuldigen wäre. Dem Manne sieht man ein Dutzend Ballerinen nach, man weiß ja, daß diese Liaisons nichts mit seinem Herzen, nicht einmal mit seiner Phantasie etwas zu schaffen haben, die Frau jedoch möchte man poetisch fühlend wissen. Man möchte eben, daß sie nur mit dem Herzen lieben soll. Deswegen ist man weniger nachsichtig gegen sie, wenn sie ihren Gott im Stall oder Balletcorps sucht, und wäre Sie auch Aristokratin."

Er zog ihre Hand an seine Lippen.

„Und nun nehmen Sie Ihre unterbrochene Lectüre wieder auf, meine schöne Dame", sagte er lächelnd und artig. „Die Welt wird von Ihrer kleinen Jugendsünde nichts erfahren und was mich anbelangt, so wissen Sie jetzt, daß ich nicht zu richten pflege."

Sie war allein. Sie las nicht. Sie hatte die Kniee an den Leib hinaufgezogen und hielt sie mit beiden Händen umschlungen. Auf ihrem Gesicht wechselte Erstaunen mit Aerger und machte endlich einem kläglich-verdutzten Ausdrucke Platz. In ihren Augen hingen Thränen, auf ihren Wangen brannten dunkelrothe Flecken.

Plötzlich sprang sie von der Ottomane auf und rannte zum Fenster hin; es war, als würde ihr der Athem zu enge. Sie läutete heftig.

„Lassen Sie anspannen", befahl sie mit heiserer, trockener Stimme.

Und als der Diener weg war:

„Ich muß ins Freie, muß hinaus", athmete sie unruhig. „Ich weiß wirklich nicht, was in mir vorgeht. Eine solche Thorheit ist etwas Unerhörtes! Ich glaube wahrhaftig, daß ich in meinen Mann verliebt bin."

Digitized by Google

Nach einer Viertelstunde meldete der Diener, daß der Wagen unten warte.

Hastig wie noch nie eilte die Baronin die Treppe hinunter. Ihr Hut saß ganz schief. Sie hatte vergessen, einen Blick in den Spiegel zu werfen.

„Zur Gräfin A.", sagte sie, in den Wagen steigend. „Diese unbedeutende Närrin", dachte sie während des Fahrens, führt eine passabel gute Ehe. Ich glaube, mich sogar zu erinnern, daß ihr Mann einmal allen Ernstes in sie verliebt gewesen ist. Ich muß sie doch fragen, wie sie es angestellt hat, um ihn dahin zu bringen. Ich glaube aber, daß dieser Querkopf von einer Gräfin neulich im Circus ein wahres Wort gesagt hat: daß wirklich kein Mann schwerer zu erobern ist, als der eigene Gemal."

VI.

Es war Abend geworden. Die Studirlampe brannte und erleuchtete mit ihrem milden Lichte das scharfgeschnittene, nicht gerade schöne, aber intelligente Gesicht des Aristokraten, der vor seinem Schreibtische saß und, die Stirne an die Hand des aufgestützten linken Armes gelegt, in den Briefen des Junius las. Er war so vertieft in seine Lectüre, daß er nicht hörte, wie jetzt leise die Thür geöffnet wurde und Jemand in das Zimmer trat.

Die Baronin war es. Sie hatte ein reizendes Négligé umgeworfen und hatte mit der Toilette auch den Ausdruck ihres Gesichtes vertauscht: Sie sah beinahe so schüchtern und zaghaft wie ein verwirrtes, verliebtes Mädchen aus; die große und strenge Dame, die sie sonst zu spielen gepflegt hatte, war ganz und gar verschwunden.

Ich weiß nicht, ob diese totale Umwandlung ihres Mienenspieles sie gerade vortheilhaft kleidete, ich kann nur sagen, daß sie rührend aussah, denn es lag etwas Hülfloses, Angstvolles, Flehendes in ihrem Gange, ihren Zügen, ihren Blicken, was das ängstliche, liebende Weib vereint, das Weib, das liebt und Leben sucht und nicht weiß, ob es Liebe finden wird.

Sie kam zögernd vorwärts. Ihr Kleid rauschte. Der Baron blickte auf und wendete sich hastig um.

„Ich bin es", sagte sie scheu und es schien, als wolle sie sich vor sich selbst verbergen.

Er war aufgestanden. Auf seinen Zügen war Erstaunen und Befremden zu lesen.

„Sie, Baronin?" fragte er gedehnt. „Was verschafft mir die seltene Ehre?"

„Ich weiß es selbst nicht." Sie mußte sich niedersetzen, denn sie fürchtete umzusinken. „Eine unklärliche Macht trieb mich hierher, zu Ihnen, Felix" — sie hatte ihn noch nie bei seinem Vornamen genannt, er schaute sie verwundert an) — „um Ihnen zu danken für die ritterliche Art, in der Sie sich in jener Angelegenheit gegen mich benommen haben, und Sie zu bitten, auch ferner mein Beschützer, mein Leiter, vielleicht auch mein Freund sein zu wollen, denn ich bedarf eines Freundes. O, wie sehr bedarf ich seiner!"

Digitized by Google

Es war, als drängte sie ein Schluchzen zurück. Sie saß in sich versunken und hielt die gefalteten Hände in die Augen gedrückt. Der Baron stand vor ihr und schaute auf sie herab. Jedes sarkastische Lächeln, jede spöttische Miene war aus seinem Gesicht geschwunden. Aber auch kein sanfter Zug, kein Schimmer von Rührung, Mitleid oder Milde glitt über seine starren, schier unbeweglichen Züge.

„Es ist seit unserer sechsjährigen Ehe das erste Mal, daß Sie ein solches Ansuchen an mich stellen, Baronin", bemerkte er endlich, mit vielleicht halb absichtsloser Betonung des letzten Wortes. „Es darf Sie daher nicht wundern, wenn ich gestehe, daß ich nicht recht weiß, was ich Ihnen antworten soll."

Sie erhob das Haupt.

„Haben Sie meinen Namen vergessen?"

„Ihn auszusprechen, ja. Es war Ihnen nie angenehm, wenn ich Sie bei Ihrem Vornamen nannte, und da ich gegen Damen nicht gerne ungefällig bin, habe ich es mir abgewöhnt, Sie so zu nennen, wie man sich in der Ehe gewöhnlich anzusprechen pflegt."

„Und wenn ich Sie jetzt bäte, mich Sidonie zu nennen?"

Er zuckte die Achseln.

„Zu welchem Zwecke? Die Schäferstunden sind ja vorbei, bleiben wir bei den Gewohnheiten, welche wir seit sechs Jahren angenommen haben."

Die Baronin fuhr mit der Hand über ihre Augen.

„Und wenn ich Ihnen sage", sprach sie mit halb erstickter, Leidenschaft athmender Stimme, „daß mich mein Benehmen gegen Sie reut, daß ich den Wunsch habe, Sie kennen zu lernen, mir Ihre Freundschaft Ihre Zuneigung zu erwerben, daß ich gekommen bin, Ihnen dies zu sagen, was werden Sie mir hierauf antworten?"

Sie hatte sich erhoben und stand ihm gegenüber Aug' in Auge.

„Ich werde Ihnen antworten, daß diese edlen Gesinnungen ein wenig spät kommen", versetzte er kalt, wenn nicht ironisch. „Was sonst?"

„Sonst nichts?" murmelte sie, vernichtet gleichsam und schaute ihn mit brennenden Augen an.

Er antwortete nicht gleich.

„Wozu dies Alles, Baronin?" sagte er dann. „Wem verdanke ich überhaupt die Ehre, daß Sie sich erinnern, daß Sie einen Gemal haben? Der Untreue des Herrn Constant? Dieser Umstand könnte mir die Ehre so ziemlich verleidet machen, denn am Ende ist es doch nur der dégoût den Sie über die Treulosigkeit eines Bereiters empfinden, der Sie zu mir treibt."

„Nein, Felix, nein!" rief sie leidenschaftlich. „Das ist es gewiß nicht. Ich beschwöre Sie, mich zu hören. Was bis heute zwischen mir und Ihnen lag, war allerdings jene unglückselige Liebe, sie machte mich blind und verstockt und ich hatte mich so sehr in sie hineingelebt, daß ich gleichsam in ihr aufgegangen war, daß ich nichts mehr zu lieben, zu achten können meinte als sie und mich gegen Alles, auch gegen Sie, meinen Gatten verschloß, aber seit heute, seit ich geheilt bin, fange ich an zu fürchten, daß ich seit sechs Jahren achtlos an der Seite meines Glückes lebte und nicht verstand, es zu ergreifen, seit ich mit Ihnen sprach und seit ich hörte, wie Andere über Sie sprechen, seit ich zum ersten Male —"

Digitized by Google

Sie athmete rasch. „Ich war heute bei der Gräfin A.“, fuhr sie hastig und erregt fort. „Ich traf dort den Grafen und der erzählte mir von Ihren Ansichten, Ihren Plänen, erzählte mir Alles, was Sie bis heute gethan haben und noch thun wollen, enthüllte mir absichtslos, denn er wollte Sie ja gar nicht loben, er theilt ja Ihre Ansichten nicht, der Arme, enthüllte mir also ohne sein Wollen Ihren schönen Charakter, das habe ich allerdings nicht für möglich gehalten, bei einem Aristokraten schon gar nicht, und es ergreift mich eine Art Schwindel, wenn ich denke, daß es mir vielleicht vergönnt sein wird, mit solchem Manne zu arbeiten, zu denken, ihn zu unterstützen, daß es, mit einem Worte, mein Gatte, mein vernachlässigter, verkannter Gatte ist, der so schöne, so gesunde Ideen hat.“

Sie hielt plötzlich und wie betroffen inne. Jetzt erst bemerkte sie, daß er ihrer Rede mit ironischem, beinahe verachtungsvollen, Lächeln folgte.

„Sie überschätzen meine bescheidenen Gaben sehr, Baronin“, sagte er und spielte mit der Spitze seines Bartes. „Ich bin gewiß nicht der Mann, der Ihnen genügen könnte. Ich verstehe weder ein Pferd apportiren zu lehren, noch mit Vollendung alle Gangarten der hohen Schule zu reiten, obwohl ich Aristokrat bin. Ich habe den Muth nicht, mit Herrn Constant Soundso in die Schranken zu treten.“

„Felix!“ schrie die Baronin auf. „Solchen Hohn verdiene ich nicht. Als ich jenen Elenden liebte, war ich jung und unerfahren und er war damals schön und galant, später blieb mir nur mehr die Erinnerung an mein kurzes Liebesglück, und die Erinnerung läßt ungerne Verlorenes stets in einem zauberhaften Lichte sehen, aber heute, heute, Sie müssen ja fühlen, daß es mir Ernst mit meinen Worten ist, daß ich mir Ihre Achtung und Ihre Liebe erzwingen will, daß ich nicht will, daß Sie mich verachten, daß ich Alles aufbieten werde, um das verhaßte Bild jenes Menschen, das sich zwischen Sie und mich drängt, in den Grund zu stoßen.“

„Sie irren, Baronin“, unterbrach der Baron. „Nicht Constant Vallière ist es, der uns trennt. Den würde ich Ihnen verzeihen. Aber etwas Anderes, ein Abgrund, den nichts überbrücken kann, noch überbrücken wird, gähnt zwischen uns.“

„Was?“ fragte sie athemlos, beunruhigt.

„Was zwischen Ihnen und mir liegt, Baronin, ist eine sechsjährige freud- und glücklose Ehe und das Bild einer Mutter, die für ihr Kind, während es lebte, keine Liebe und als es starb, keine Thränen hatte.“

Sie wankte, als ob ein Schlag sie getroffen hätte.

„Da es den Anschein hat, als sollten wir einmal im Leben offen mit einander sprechen“, fuhr der Baron, auf die Lehne eines Stuhles gestützt, fort, „so will ich Ihnen zum ersten und zum letzten Male sagen, wie ich über Sie und unser gegenseitiges Verhältniß denke.

Als ich mich mit Ihnen vermälte, war ich dreißig Jahre alt. Ich hatte alle Freuden dieser Welt genossen und war übersättigt an Allem, an den Frauen besonders. Die einzige Gattung von Frauen, welche ich wenig berücksichtigt hatte und daher wenig kannte, waren die jungen Mädchen. Ich hatte damals schon die Absicht, ein nützlicher Mensch zu werden und wollte vor Allem mir einen Herd gründen, da ich meinte,

Digitized by Google

daß ein Mann, welcher eine Frau und theure Kinder hat, nothwendig mitfühlender und besser sein müsse als ein einsamer Junggeselle. Ich sehnte mich nach einer Häuslichkeit, nach einem Wesen, die mich lieben und die ich nach meiner Idee würde bilden und erziehen können. Ich reichte Ihnen also meine Hand, Baronin. Sie waren jung und schön, ich glaubte, Ihr Herz sei ein unentweihtes, und daß Sie mir, als Sie meine Braut waren, mit abstoßender Kälte entgegentraten, nahm mich für Sie ein, denn ich hielt diese Kälte für jungfräulichen Stolz, den jedes Mädchen dem Manne gegenüber, dem es angehören wird, empfinden sollte. Ich liebte Sie nicht — noch nicht. Aber der Gedanke, daß Sie die Meine sein würden, erfüllte mich mit einer Art Scheu, die doch etwas wie Glücksahnung an sich hatte. Ich nahm mir vor, Ihr junges Herz kennen zu lernen, langsam in Ihr Inneres einzudringen, Sie an mich zu gewöhnen. Ihre Schüchternheit zu besiegen, mich endlich von Ihnen geliebt zu machen, denn daß ich Sie lieben und lieben würde mit einer ganz modernen Liebe als alle die Frauen, die ich sonst geliebt hatte, das fühlte ich. Mein Herz hatte doch keine besessen, das hatte ich für meine Gattin aufbewahrt. Das strömte über von Zärtlichkeit und Liebe für meine Lebensgefährtin, ja, ich hatte den Vorsatz, Sie, mich glücklich zu machen, ich dachte nicht an eine kalte Convenienzehe, sondern an einen Herzensbund fürs Leben, meine Gemalin sollte mich an das treue, ideale Weib wieder glauben lehren und ich wollte sie dafür lieben und achten und meinen besten, treuesten Freund in ihr sehen, ich träumte, kurz gesagt, ein Märchen aus. Sie selbst, Baronin, wissen, wie unsanft Sie mich aus meinem Traume weckten."

Er warf einen kurzen Blick auf sie, die über einen Stuhl gebeugt stand und ihre Stirn an die Lehne desselben drückte.

„Soll ich Sie an die Art und Weise erinnern, in der Sie mir begegneten?" fuhr er, die Arme kreuzend fort. „Sie lebten an meiner Seite, weil Sie mußten. Jeden Versuch, den ich machte, mich Ihnen zu nähern, wiesen Sie mit empörender Kälte, mit stolzer Verachtung zurück. Sie gaben sich mir zu eigen, weil Sie mir angetraut waren, Sie thaten es mit Ekel und Abneigung. Es gab Stunden, wo ich mich unsagbar elend fühlte, nicht etwa darum, weil Sie mich so behandelten, sondern weil ich gerade Sie zu meiner Gattin erwählt hatte, weil ich besser wählen, weil ich mit einer Anderen glücklich hätte werden können. Nun war es zu spät. Ich habe Sie nie geliebt; nicht eine Stunde, nicht eine Minute lang. Sie waren mir ein widerliches Räthsel, nach dessen Lösung ich niemals gestrebt habe. Ihr Benehmen konnte ich mir allerdings nicht erklären, fühlte aber, daß ich es nicht verdiente. In unserer Ehe war einmal der Mann der unverstandene Theil, und wenn ich nicht winselte und weinte, war es, weil Sie einer Thräne nicht werth waren, weil ich nur meinen Mißgriff, nicht das Nichterringen Ihrer Liebe beklagte. Sie waren todt für mich und ich verabscheute nur noch die Fessel, die mich an eine Leiche schmiedete. Sie gaben endlich einem Kinde das Leben. Ich war Ihnen dankbar dafür, denn ich wußte, daß ich dieses mein Kind abgöttisch lieben würde. Ich hätte Ihnen Alles verziehen, wenn Sie Ihr Kind geliebt hätten, dieses süße, schöne Kind, das ich so unsäglich, so namenlos geliebt habe, das wie ein Engel in mein düsteres Haus trat und es wunderbar erhellte, selbst dieses Kind, diesen lichten

Digitized by Google

Engel, dieſes Kleinod haben Sie nicht geliebt, weil ein Mann, der Pferde apportiren läßt, in Ihrem Herzen herrſchte. O, Baronin", rief er mit einem bitteren, verächtlichen Lachen, „das iſt doch mehr, als ein Mann und ein Vater vergeben und vergeſſen kann!"

Sie ſtöhnte auf.

„Als meine kleine Alma ſtarb", für der Baron fort, „rang ich allein mit meinem großen, heiligen Schmerze, denn Sie dachten an Ihren Reiter und hatten kein Auge für mein Weh. Glauben Sie nicht, daß ich dies nicht etwa empfand. Ich dachte gar nicht an Sie. Meine Gedanken weilten nur bei meinem todten Kinde, und Sie und Alma hatten für mich nichts gemein zuſammen. Ich erinnere Sie nur daran. Mir ſcheint, daß ich zu Ende bin. Ich habe Ihnen nichts mehr zu ſagen. Sie hätten einen guten Gatten an mir haben können, wenn Sie es gewollt hätten. Heute iſt es zu ſpät. Ich habe gelernt ohne Frauen und Frauenliebe zu leben und finde, daß dies ganz gut angeht. Ich verlange keine Liebe mehr."

Sie war auf die Kniee geſunken. Sie hob die gerungenen Hände zu ihm empor.

„Das kann nicht ſein!" ſchrie ſie ſchluchzend und ſtöhnend auf. „Du ſollſt Liebe begehren! Du mußt Liebe begehren! Ich habe an Dir und dem Kinde geſündigt, aber ich ſchwöre Dir, heute liebe ich Dich, achte ich Dich, verſtehe ich Dich. Ich will Alles wieder gut machen, ich will ein treues, ein demüthiges Weib werden, jedes gute Wort, jeden Blick will ich wie eine Gnade hinnehmen, die Hände will ich Dir küſſen für jedes gute Wort." Sie hatte ſich bis zu ihm hingeſchleppt und umfaßte ſchluchzend ſeine Kniee.

Etwas wie Ungeduld oder Abſpannung zuckte über die Züge des Mannes, der jetzt bemüht war, das weinende Weib aufzuheben.

„Quälen Sie ſich und mich nicht, Baronin", ſagte er nicht hart, aber entſchieden. „Es iſt umſonſt."

„Biſt Du denn ganz ohne Herz?" ſtöhnte ſie verzweiflungsvoll.

„Ohne Herz für Sie — ja. Sechs Jahre lang haben Sie dem Menſchen in mir nicht nachgefragt, haben den Menſchen in mir weggeſtoßen, verachtet, verkannt. Heute fragt dieſer verachtete Menſch nicht mehr nach Ihnen. Für Sie bin ich allerdings nichts Anderes als ein Automat, wie Sie mich oft zu nennen geruhten, und will und wünſche, daß wir unſere Automatenehe in derſelben Art wie bisher weiter führen. Geben Sie mir Ihren Arm, Baronin. Ich werde die Ehre haben, Sie in Ihre Gemächer zu geleiten."

Sie legte mechaniſch ihren Arm in den ſeinen, den er ihr höflich, gleichgültig hinreichte. Stumm durchſchritten ſie mehrere Zimmer. An der Schwelle wollte der Baron ſich zurückziehen.

„Felix!" murmelte ſie in namenloſer Beklemmung.

„Brisons là, Madame", ſagte er kalt und abweiſend, verneigte ſich tief und entfernte ſich.

Sie ſchaute ihm nicht nach. Sie wankte mit brechenden Knieen in ihr Schlafgemach, warf ſich der Länge nach auf ihr weißes Lager und zerraufte ſich das Haar.

Digitized by

VI.

(Aus dem Tagebuche der Baronin.)

Dorf .... in Tirol.

Der Arzt hat mir endlich gestanden, daß ich nicht mehr zu retten bin. Gestern habe ich wieder viel Blut ausgeworfen. Es ist sehr rauh und kalt draußen. Ich huste beinahe ununterbrochen und empfinde stechende Schmerzen in der Brust. Warum soll ich es hier nicht gerade heraussagen? Ich habe mich absichtlich zu Grunde gerichtet. Als ich vor drei Jahren aus dem Hause meines Mannes floh und hierher zog, stand es in mir fest, daß ich nichts Besseres mehr thun könne, als sterben. Ich wollte aber nicht mit Eclat aus der Welt gehen, auch hoffte ich immer noch, und so beschloß ich, eines langsamen Todes zu sterben. Rasende Ritte, Nachtwachen und der Gram, der besonders. Als zum ersten Male rothes, warmes Blut über meine Lippen floß, da packte es mich wie Grauen an, dann aber dachte ich: Was soll mir das Leben? und blieb hier in dieser rauhen Gegend, ritt nach wie vor, und wie ich ritt! Und nun werd' ich sterben.

Ich habe ihm kein einziges Mal geschrieben; er that es auch nicht. Er weiß vielleicht nicht einmal, daß ich krank bin, er lebt und wirkt und ich habe nicht den Muth, die Reden zu lesen, die er im Reichsrath hält. Wenn ich todt sein werde, mag er sich eine andere Frau suchen. Ein karger Trost, aber doch einer ist es für mich, daß ich ihm durch mein Sterben einen Dienst erweise, daß er dann frei sein wird, das ist der einzige Dienst, den ich ihm leisten kann.

Daß diese Leidenschaft so plötzlich über mich gekommen ist! Daß sie so tief, so unzerstörbar in mir wurzelt! Ich konnte nicht an seiner Seite bleiben. Es hätte mich wahnsinnig gemacht. Ich mußte fort. Und ich glaube, daß er mir einigen Dank dafür wußte, denn diese Frau mit dem leidenschaftsdurchglühten Gesichte und dem in quälender Sehnsucht hinsterbenden Herzen war ihm lästig, störend, beunruhigend. Ich mußte fort. Er hätte mich ja nie geliebt, nie, eher jede Andere, eher die Verworfenste als mich, und ich, das eben ist das Entsetzliche, ich finde es ganz natürlich, daß dem so ist. — Und soll ich es gestehen? Ich grolle selbst jetzt noch meinem armen todten Kinde. Wenn es am Leben geblieben wäre, dann hätte ich um seine Liebe betteln, flehen, werben können, es hätte mich endlich lieben müssen und ich hätte es auch geliebt, habe ich es doch nur des Vaters wegen gehaßt. Das Kind wäre der Weg zu seinem Herzen geworden, so aber bleibt der Abgrund unüberbrückbar. — Darum habe ich selbst jetzt nur Hassesgedanken für mein todtes Kind. Im Leben wie im Tode hat es mich gequält. Ich konnte ihm nicht verzeihen, daß es geworden war, und kann ihm nicht verzeihen, daß es gestorben ist.

Genug! Mein Leben ist verspielt. Ich werde einsam sterben und nichts zurücklassen als ein Grab. Nur der Regen wird auf dieses Grab weinen, Niemand sonst. Ich wünsche nur Eines: Schon tief in der Erde zu liegen und nichts mehr zu wissen von all' dem Jammer, der mir die Brust zerreißt, das Leben und das Sterben schon überstanden zu haben.

Ich muß mich in Geduld fassen. Ich fühle ja, daß der Vorhang bald auf dieses traurige, durchgefallene Stück herunter rauschen und es begraben wird für immer.

Digitized by Google

Die Eifersucht in der Liebe.

Eine psychologische Studie von **Julius Duboc** *).

Das Gefühl, dem die nachfolgenden Ausführungen gelten, gleichzeitig der beliebte Vorwurf neckischer Verwicklungen im Lustspiel und der Keim der furchtbarsten Ausbrüche der Leidenschaft, ein Kobold und eine Furie, gleichzeitig so eng verflochten mit der Liebe, daß dasselbe stets, ein unsichtbarer Schatten, neben ihr wandelt und doch wie dieser getrennt von ihrem eigenthümlichen Wesen, dessen Vernichtung sie vielmehr mit jedem Athemzuge beschleunigen hilft, bietet der psychologischen Untersuchung einen Stoff von eigenthümlicher Schwierigkeit dar. So Vieles deckt dies eine Wort: Eifersucht zu, so zahlreich sind die Nüancen des Gefühls, in denen dasselbe je nach den Individualitäten schillert, so schwierig ist die Grenzlinie zwischen der Eifersucht *in* der Liebe und der *außerhalb* derselben zu ziehen, denn wacht nicht z. B. auch der Krieger eifersüchtig über seine Ehre und doch ist seine Eifersucht eine wesentlich andere als die Liebeseifersucht, daß wir den mancherlei auftauchenden Fragen zunächst nur durch eine scharfe Sonderung der in den mannigfaltigsten Verschlingungen durch einander wirkenden Momente zu begegnen hoffen können. Halten wir, um einen leitenden Faden zu gewinnen, am Eingang unserer Untersuchung einen Augenblick bei der sogenannten eifersüchtigen *Disposition*, dem eifersüchtigen Naturell an, so ist leicht zu übersehen, daß zwei Momente demselben unter allen Umständen unentbehrlich sind und ihm seine Hauptnahrung zuführen. *Mißtrauen* und gleichzeitig eine mehr oder minder *erpichte* Sinnesweise, um diesen Ausdruck einstweilen der Kürze wegen zu gebrauchen. Das Mißtrauen, das aus den verschiedenartigsten Quellen fließen kann, auf deren Unterscheidung an dieser Stelle noch nichts ankommt, würde an und für sich offenbar gar nicht ausreichen, um die Eifersucht zu erzeugen, weil es das Moment des Eifers nicht aus eigenem Vermögen herstellen könnte. Das Mißtrauen beeifert nicht, sondern ohne daß etwas Anderes hinzutritt, wirkt es vielmehr dem Eifer entgegen, es entnervt. Dies natürlich vor Allem dann, wenn das Mißtrauen sich auf die eigene Kraft bezieht, aber auch dann, wenn es Andern gilt. Es ist daher nicht ohne Weiteres richtig, wenn man, wie es häufig geschieht, den Begriff der Eifersucht als Charakterzug rein in den eines argwöhnischen, mißtrauischen Naturells aufgehen läßt und Beides für gleichbedeutend erklärt. Man kann z. B., durch trübe Erfahrungen belehrt und entmuthigt, sehr zu einem allgemeinen Mißtrauen geneigt sein und doch gar nicht zur Eifersucht, letzteres nicht, weil man sich zu schlaff fühlt, weil man zu sehr der Anspannung der erpichten Sinnesweise entbehrt, welche den Eifersüch-

*) Aus des Verfassers demnächst in zweiter vermehrter Auflage erscheinenden „Psychologie der Liebe".

Digitized by

tigen befeuert. Wenn zwischen Liebesleuten, die lange an der Eifersucht gekrankt, diese endlich zurücktritt und überwunden erscheint, so ist das daher keineswegs ein sicheres Zeichen, daß das Vertrauen der Liebe das Mißtrauen besiegt und seine Fesseln zerbrochen hat, sondern Beide können der Gleichgültigkeit erlegen und die Eifersucht an Ermüdung gestorben sein. Das apathisch gewordene Mißtrauen findet fürder keinen Stoff und kein Interesse zu seiner Bethätigung in sich.

Da das eifersüchtige Naturell sich von Zweifeln nährt, so findet es den fruchtbarsten Boden in dem Stadium der Liebe und der ihr entsprechenden Gemüthsverfassung, das, sei es im Auf- oder Abblühen, dem Höhepunct der Liebe noch nicht, oder nicht mehr ganz angehört, das also noch unvollendet, oder der Vollendung vorzeitig entrückt ist — einer Gemüthsverfassung, die hier erst einem Ziel zustrebt, nicht ohne Zweifel, ob sich Alles ihren Wünschen gemäß fügen wird, dort nach einem Besitz zurückschaut in dem unsicheren, an Täuschungen reichen Gefühl, ob der Verzicht ein unwiderruflicher sein müsse. Es ist also ungefähr die zweite Stufe der Liebe, welche diesen Wallungen zur Schaubühne dient und es sind daher auch vor Allem Verletzungen der Selbstliebe, welche hier die Grundfarbe des Gefühls abgeben, denn eben die aufs Höchste gesteigerte und aufs Inhaltreichste beglückte Selbstliebe ist es ja, wie wir früher sahen *), der hier fast der ganze Empfindungsgehalt des Liebegefühls zufällt und die daher auch eine ganz besondere Sensitivität des Empfindens in Allem, was die Selbstliebe berühren kann, bewährt. Hier begegnen wir Goethe in der „Laune des Verliebten", seinem Evidon, der nicht müde wird, das treueste Herz mit ungerechtem Argwohn zu kränken, weil jedes Wort, jeder Blick, den sie einem Andern schenkt, jeder Schritt, den er nicht bewacht, ihm den Zweifel neu erweckt, ob er das stolze Glück der Selbstliebe: von ihr, der in seinen Augen Unvergleichlichen, allen Anderen unbedingt und ausnahmelos vorgezogen zu werden, denn auch in Wahrheit und mit unbestrittenem Recht sein Eigen nennen darf. So tief dieser selbstquälerische Gedanke in der Richtung, in der er zielt, auch verwundet, so ist doch die Richtung selbst noch keine, die nothwendig das Innerste in seinen entlegensten Tiefen aufwühlen müßte. Der leichte Ton des Gefühls steht ihm besser und dieser Evydon, der der Freundin seiner Geliebten einen Kuß aufdrückt, weil er ihrem Mund unversehens zu nahe kommt, das Mädchen, das den Geliebten sehr, den Tanz, das Fest aber beinahe ebenso sehr liebt und die Freundin, die das Wegscherzen als Universalmittel empfiehlt:

Und wenn Euch der Liebste mit Eifersucht plagt,
Sich über ein Nicken, ein Lächeln beklagt,
Mit Falschheit Euch necket, von Wankelmuth spricht:
Da tanzet und singet, da hört Ihr ihn nicht.

sind typisch für die Eifersucht, die trotz aller aufrichtig empfundenen Herzensschmerzen nur die Oberfläche des Gefühls kräuselt.

Wo die eifersüchtige Disposition, von reizbarster Selbstliebe gestachelt, auf Grillenfängerei ausgeht und Gespenster sieht, die, näher betrachtet, dann in Nichts zerfließen, da nimmt ihr ganzes Thun und

*) Dies bezieht sich auf Auseinandersetzungen in des Verfassers „Psychologie der Liebe".

Digitized by Google

Treiben wie in Goethe's anmuthigem Schäferspiel nothwendigerweise einen spielerischen Charakter an. Anders da, wo sie statt auf Schwarzseherei, auf Scharfsichtigkeit beruht. Mißtrauen kann ja auch die Folge eines ungewöhnlich geschärften Sehvermögens sein. So verblendet, so blind die glückliche Liebe meistens ist, so unheimlich hellsehend ist häufig die gestörte. Alle Sinnesthätigkeiten sind alsdann verschärft.

Die geringfügigste Schwingung einer Aetherwelle im Verkehr mit dem Geliebten belehrt sie, wie es steht, wenn sie auf mehr gehofft als ihr gewährt wird und die Eifersucht, die dann entsteht, trägt natürlich einen viel ernsteren, peinlicheren Charakter, als in dem bisher betrachteten Fall. Am peinlichsten dann, wenn der, von dem die Gewährung einer inhaltsvolleren, vorbehaltloseren Hingabe beansprucht wird, dieselbe nicht zu gewähren vermag, wenn seine Natur sich dem, ohne daß er es zu ändern im Stande ist, widersetzt. Diese Fälle, die auch in der Freundschaft eine Stelle behaupten, kranken an einer ganz besonderen Hartnäckigkeit und Hoffnungslosigkeit. Die Liebe, die auf halbem Wege stehen bleibt, diese Berührung per distance, die dem Wesen des Einen, wie es nun einmal geworden, so gut entspricht, bildet die Verzweiflung des Anderen, der das ihm Unbegreifliche nicht zuzugeben vermag und eine Resignation zurückweist, die das Ende seines Hoffens wäre. Eben um nicht resigniren zu müssen, beschuldigt er, daß ihm entzogen werde, was der Geliebte Anderen zuertheile. Aber diese bevorzugten Anderen sind nirgends aufzufinden und so gesellt sich zu der, einem inneren Bedürfniß entsprechenden Eifersucht noch das Gefühl der eigenen Ungerechtigkeit und der Unmöglichkeit, mit der Eifersucht abzuschließen. Die Gegenstandlosigkeit des eifersüchtigen Gefühls, die in jenem andern Fall, wenn der Eifersüchtige sie begreift, Sieg bedeutet und Glück und wiedergewonnenes Vertrauen, bedeutet hier gerade umgekehrt Niederlage und vollständige Entmuthigung, je Das hoffen zu dürfen, was für Niemanden vorhanden ist.

Aber wir haben den Blick nun nach einer anderen Seite zu richten. Wir suchen die Eifersucht nicht mehr da auf, wo sie aus einer besonderen Gemüthsanlage hervorgeht und durch den noch unfertigen Abschluß im Liebesempfinden einen naturgemäßen Anlaß sich auszubreiten erhält, sondern da, wo sie, aus Nacht und Nichts geboren, den versteinernden Blick des Entsetzens plötzlich auf den glücksberauschten, traumseligen Sterblichen heftet. Erst hier beginnt der Kampf der Vernichtung, der von allen Dämonen, die das Menschenherz bestürmen können, geführt, das Gefühl der Eifersucht in seinem ganzen Verlauf und seinen Folgen zur Hölle der Liebe macht. Um den Charakter des Gefühls, soweit dasselbe der Liebe angehört, möglichst rein und unvermischt von Elementen, die anderen Beziehungen entstammen, zu erhalten, kommt es hier namentlich in Bezug auf einen Punct, der selten scharf erfaßt wird, auf eine genaue Sonderung an. Jeder *Eifersüchtige wacht über einen Besitz* und auch in der Eifersucht der Liebe ist diese Beziehung nicht ausgeschlossen, selbst da nicht, wo der Besitz häufig nur erst eine *Beschlagnahme* des Herzens, ein in Gedanken angetretener Besitz ist. Es handelt sich zwar vorzugsweise um die Liebe, die man besitzt, ja, aber auch *um den Besitz, den man liebt*. Es liegt also eine *Besitzstörung* vor, womit sich eine ganze Reihe von Gefühlen — Aufregung,

Digitized by Google

Unmuth, Unwille, Zorn, bis zur äußersten Leidenschaft — verknüpfen kann.

Die Folgen des Eifersuchtgefühls kann man in zwei große Gruppen scheiden: in solche, in denen der Schmerz die Trauer, und in solche, in denen der Zorn die heftig aufwallende Leidenschaft überwiegt. Es ist gar kein haltbarer Grund vorhanden, in der ersten keine Eifersucht anzuerkennen und sie den von ihr Ergriffenen immer gleichsam mit dem Dolch bewaffnet vorzustellen. Ob das nagende Gefühl des Zweifels in der Liebe, die unsägliche damit verbundene Erschütterung des Innersten sich mehr in Wehmuth auflöst, oder mehr in Zornesausbrüchen erschöpft, ist Sache des Temperaments, ohne daß damit dem Einen oder dem Andern das charakteristische Moment der Eifersucht ausschließlich zufiele. Ohnehin wird es kaum je vorkommen, daß das Gefühl nur die eine oder andere Richtung nimmt. Dem leidenschaftlichen Grimm der Eifersucht, der vor allen Dingen auf Strafe und Rache sinnt, ist ein schmerzliches Ergriffensein beigesellt, wie es diesem letzteren, auch wo es jeden andern Gedanken schließlich verdrängt, trotzdem an innerem Zürnen auf den Treulosen nicht fehlen wird. Aber trotzdem bedingt das Ueberwiegen der einen oder andern Richtung eine so große Veränderung in dem Charakter des Gefühls, daß man die zornmüthige und die wehmüthige Eifersucht wie zwei verschiedenartige Typen behandeln darf, die in ihrer Haltung sich mehr oder minder scharf ausgeprägt gegenüber stehen. Wir haben in unserer eigenen Literatur ein berühmtes Beispiel der letzteren an dem Bürger'schen Fall, und wenn uns auch die directen Zeugnisse aus Dorettens Mund, die sich an der Seite ihres Gatten unter ihrem eigenen Dach von ihrer Schwester, der gefeierten, liebreizenden Molly verdrängt fand, fast gänzlich fehlen, so wird doch Niemand, der diese traurige Liebesgeschichte Blatt für Blatt umgewendet hat, daran zweifeln, daß Bürgers Weib, das ihn bis zuletzt zärtlich liebte, den Kelch eifersüchtiger Gefühle bis auf den Grund zu leeren hatte, ehe sie dem tödtlichen Gram, dem sie demselben entsog, erlag*). Ob nicht diesem Charakter der Eifersucht trotz ihres verborgenen Leidens sogar im Ganzen ein höheres Maß an Schmerz zugewogen ist, als dem leidenschaftlicher erglühenden Gefühl, ist eine Frage, die einer verschiedenartigen Beurtheilung unterliegen kann. Ich für mein Theil würde geneigt sein, sie zu bejahen, da schon in dem raschen Stimmungswechsel, in dem Auf- und Niederwogen der Empfindungen, in der zornmüthigen Eifersucht ein erleichterndes und ableitendes Moment gegenüber dem Beharren in dem einen qualvollen Gedanken: „wir sind geschieden und müssen es sein" liegt.

Lebewohl! Ach tausendmal
Hab' ich mir es vorgesprochen
Und in nimmersatter Qual
Mir das Herz damit zerbrochen.

Dramatisch bewegter, psychologisch interessanter, spannender ist aber jedenfalls die zornmüthige Eifersucht. In ihr jagt der Wirbelwind der Gefühle, zum rasenden Sturm anwachsend, tosend die schweren Wolken am

*) Vgl. die Studie: Bürgers Charakter in seinem Liebesleben in meinen Gesammelten Aufsätzen: Gegen den Strom. (Hannover, Rümpler. 1877.)

Digitized by Google

Lebenshorizont vor sich her. Bald erscheinen sie zu schwarzen Massen zusammengeballt, bald zuckt ein Blitz der Vernichtung aus ihrem Schooß, bald wieder bricht ein Sonnenstrahl der Hoffnung und Versöhnung aus ihnen hervor. Kaum hat je ein Dichter diese Gefühle beredter wiederzuspiegeln vermocht als sie in den Aufzeichnungen jener unglücklichen, den höchsten französischen Gesellschaftskreisen angehörigen Frau enthalten sind, derer jähes Ende Ausgangs der vierziger Jahre ein so gewaltiges, erschütterndes Aufsehen erregte. Die Umstände, welche die Ermordung der Herzogin von Choiseul-Praslin begleiteten und sie besonders grauenvoll gestalteten, werden vielen Lesern noch in der Erinnerung sein, es genüge daher, kurz an das Thatsächliche zu erinnern. Die Herzogin, eine Tochter des Marschalls Sebastiani, wurde 1847 ermordet und auf entsetzliche Weise verstümmelt, die Leiche war von mehr als dreißig großen und tiefen Wunden bedeckt, in ihrem Hotel zu Paris gefunden. Der Verdacht der Thäterschaft lenkte sich sofort auf den Herzog, ihren Gemal. Es mußte, da die erschwerendsten Umstände gegen ihn vorlagen, zu seiner Vernehmung und Verhaftung geschritten werden, die, formeller Bedenken wegen — der Herzog war Pair und konnte als solcher nur mit Zustimmung der Pairskammer verhaftet werden — nicht ohne Zeitverlust bewerkstelligt werden konnte. In der Zwischenzeit gewann der Herzog Zeit, Gift zu sich zu nehmen und vier Tage nach der Ermordung starb er qualvoll unter den unzweifelhaften Anzeichen einer Arsenikvergiftung, ohne mehr als ein Verhör bestanden, ohne ein gerichtliches Bekenntniß seiner Schuld hinterlassen zu haben. Gleichwohl konnte über dieselbe nach den vorliegenden Belastungsmomenten kein Zweifel möglich sein, auch hatte der Herzog in dem bestandenen Verhör die That positiv abzuleugnen nicht gewagt. Die Motive der That wurden in einer seit Jahren bestandenen Entfremdung der Ehegatten, der namentlich das Verhältniß des Herzogs zu der Gouvernante Demoiselle Deluzy immer neue Nahrung zuführte, gesucht. Die Herzogin hatte unter diesem Verhältniß als Mutter, mehr vielleicht noch als liebendes Weib gelitten und die Stacheln der Eifersucht tief und tiefer ihrem Fühlen und Empfinden eingedrückt. Nach ihrem Tode erschienen unter dem Titel: **Lettres et impressions de Madame la Duchesse de Choiseul-Praslin** Briefe und Tagebuchblätter, die in dem Nachlaß der Ermordeten gefunden worden waren. Bald von der Revolutionsfluth verschlungen, erregten sie zur Zeit ihres Erscheinens die tiefste Sympathie, die sie auch im vollsten Maße verdienen. Sie spiegeln mit ungesuchter Wärme fast alle Seiten des eifersüchtigen Empfindens ab. Auch aus den paar Stellen, die ich nachstehend ihnen entnehme, wird man dieselben erkennen. Der leidenschaftlichste Gefühlshauch athmet uns aus ihnen entgegen, bald in der anfänglich noch ungeschmälert vorherrschenden Liebessehnsucht, bald in Schmerz, Zorn und Eifer, dann wieder in Reue und Selbstanklage, schließlich in Haß und Verachtung. Die Herzogin war zur Zeit der Abfassung des ersten Briefes (1841) vierunddreißig Jahre alt und sechzehn Jahre mit ihrem um drei Jahre älteren Gatten verbunden, dem sie zehn Kinder geboren hatte, von denen neun am Leben waren. Aber trotzdem überwiegen bei ihr nicht die mütterlichen Gefühle, die erst im Fortgang der Entwicklung mehr Betonung erlangen und in den Vordergrund treten. Son-

Digitized by Google

dern es ist noch immer die Geliebte, das eifersüchtig liebende Weib, das sein Herzeleid klagt und den Schmerz, sich vernachlässigt und zurückgesetzt zu sehen, nicht verwinden kann. Auch daß ihr die Kinder gewissermaßen entzogen waren und die Gouvernante statt ihrer die mütterlichen Rechte ausübte, berührt sie zunächst vor Allem schmerzlich als Beweis der geschwundenen Liebe ihres Gatten. „Warum, o mein Herzgeliebter", schreibt sie ihm in ihrem ersten Brief, „schüttest Du Deine Seele nicht in der meinigen aus? Du schneidest damit aus unserm Leben den Reiz des Vertrauens, die Zuneigung ab. Glaubst Du denn, oder zwingst Du Dich, zu glauben, daß die Unabhängigkeit in der Vereinzelung besteht? Du sagst, ich sei zu viel verlangend, weil ich Deinen Kummer zu theilen wünsche. Du willst, ich soll es gar nicht bemerken, wenn Du bekümmert bist. Aber wenn Du in meinen Augen ein Fremder werden willst, so mußt Du mir vorher ganz gleichgültig werden. Was kostet es, bis zu dieser Stimmung gegen Jemand zu gelangen, den man so liebt.

Heißgeliebter, warum grollst Du mir? Doch nur, weil ich argwöhnisch war, weil ich Launen hatte. Wichen sie nicht bei der ersten Liebkosung? O, gieb Deiner gereizten Stimmung nicht nach. Sei nicht unerbittlich. Mein Herz zerbricht, Theobald. Gnade für die, die Dich liebt! Vertraue Dein Glück mir an, wie ich meines Dir anvertraue. O, schlage es nicht ab, ich beschwöre Dich! Du sollst sehen, ich werde niemals mehr zudringlich sein, noch befehlshaberisch, noch argwöhnisch, wenn Du mir vertraust, wenn Du Dich mir mit süßer Innigkeit näherst. O, zerbrich nicht dieses Herz, das nur für Dich athmet — —

In welcher Angst ich lebe! — — Du sollst sehen, ich will gar nicht mehr versuchen, Dir meine Gedanken aufzudrängen. O, Du willst den Versuch machen! Ich kann es nicht denken, daß Du mich so auf immer verstoßen könntest. — — Aber das Leben ist so kurz, mein Heißgeliebter, und es ist schon so lange her, daß wir uneinig und getrennt sind. Bald werde ich nicht mehr wagen, Avancen zu machen, die immer zurückgestoßen werden, wie meine Zärtlichkeit. Es liegt nicht in Deinem Charakter, den ersten Schritt zu thun. Dann kommt die Gewohnheit dazu. Deine Frau wird Dich zu sehr fürchten, um es noch einmal zu versuchen, und so wird das Leben dann hingehen und Du wirst nicht glücklich sein und Deine Frau wird vor Schmerz sterben. O, kehre zu ihr zurück!"

Es scheint nicht, daß dieser rührende Erguß irgend welchen Eindruck auf den Herzog hervorbrachte. Der nächste, derselben Zeitperiode angehörende Brief seiner Gattin ist bedeutend resignirter und hoffnungsloser: „Wir sind getrennt", schreibt sie, „und obschon es nun drei Jahre sind, daß wir so leben, als wären wir es, blieb da doch immer noch eine Hoffnung. Das Gestern hat sie getödtet. Um Dir Angesicht in Angesicht zu leben, wie es doch künftig sein muß, muß man arbeiten, das Vergangene zu vergessen. Zeit und Gewöhnung der Einsamkeit können allein nicht lehren, wie ich in meinen Gedankenbildern meinen Theobald von dem Herrn von Praslin trenne. Der Erstere darf nur noch wie ein Mysterium in meiner Erinnerung leben, oder auch vor der Welt, bin ich allein mit Dir, dann habe ich nur noch den Herrn von Praslin vor mir.

Digitized by Google

Ach, glaube mir, ich wünsche nur darüber Gewißheit zu haben, daß Du glücklich würdest, um den Preis dessen, was ich schon gelitten habe und dessen, was ich noch leiden werde in einer Zukunft ohne Aussicht. Komme nur ohne Furcht nach Vaudreuil, bleibe dort viel bei Deinen Kindern. Du sollst mich nie auf Deinem Wege finden. Bis jetzt suchte ich alle Gelegenheiten auf, um meine Hoffnungen wieder aufblühen zu sehen, jetzt fliehe ich sie. Schwer wird es mir, sie zu verlieren. Adieu! O, welche Schmerzen schließt das eine Wort in sich, an die ich niemals glaubte!"

Es folgen nun Tagebuchblätter vom Jahre 42, die man im Schlosse Praslin in einem kleinen, mit einem Schloß versehenen Buch fand. Das erste Blatt trug die Aufschrift: „Für meinen Mann, den Herzog von Praslin, allein zu lesen." Mittlerweile hatte die Gouvernante, Fräulein Deluzy, ihre Stellung in dem herzoglichen Hause angetreten, und die Gefühle der Eifersucht und Kränkung in der Seele der unglücklichen Frau erhielten eine neue, unheilbare Verschärfung. Sie klagt über die physischen Schmerzen, die in Folge ihres Seelenleidens seit fünf Jahren immer zunähmen. „Die Heilung ist unmöglich. Da fühle ich denn mit Schmerz, daß ich auch alle die Vorzüge einbüße, durch welche ich Dich mir wieder zurückführen könnte. Meine Züge ändern sich, meine Kräfte werden schwächer, ich werde verbittert, meine muntere Laune ist hin, mein Geist erlischt, meine Energie wird geschwächt. Theobald, denk' an Deinen Schmerz, als Du Deinen Vater verlorst; ich, ich habe meinen Mann verloren, meine Kinder, ich bin bei ihnen und darf sie nicht genießen, ich weiß, ich bin eine verachtete Last. Da müßte ich eine Schauspielerin sein, wenn ich bei so bitteren Schmerzen noch liebenswürdig und heiter sein wollte. Die Ruhe, die ich zeige, bringe ich nur durch Opium hervor und durch heftige Anstrengungen vor der Welt. Das muß ich dann durch heftiges, nervöses Zittern, durch unaussprechliche Angst bezahlen vom Augenblick an, wo ich allein bin. Wie oft seit fünf Jahren mußte ich aus dem Salon fliehen, weil ich mein Schluchzen nicht mehr überwinden konnte."

Ueber die Nebenbuhlerin ergießt sie die volle Schale ihres Zornes und Hasses. „O, unter der Maske liebenswürdigen Flattersinns liegt viel Intrigue, Ungebührliches, Mangel an Schamhaftigkeit in dieser Person, der alle religiösen Gefühle fehlen, ohne welche die Tugend einer Frau nur Flugsand ist. Diese Person, wenn man sie recht hält, könnte eine sehr gute Gouvernante werden zur Unterrichtung der Kinder; aber sie zur Mutter meiner Kinder gemacht zu sehen, während ich noch lebe, mich verdammt zu sehen, daß eine Andere mich vertreten muß! — Gott verzeihe Dir. Als Christin verzeihe ich Dir, aber Du läßt mich viel leiden, Du hast unsere letzten Bande zerrissen. Haß und Verachtung gegen mich ist in Dir."

Ihre Phantasie umschleicht den Gatten nun fortwährend mit argwöhnischen, eifersüchtigen Blicken. Bald hat sie von kleinen Zimmern gehört, die mysteriös gemiethet sind und über die sie, naiv genug, ausruft: „das kann aber doch nicht sein, um dort allein zu leben", bald zerbricht sie sich den Kopf, wohin er um zehn Uhr Abends und zu Fuß allein ausgehen könne, vor Allem aber martert sie sich mit der Frage, wie er mit Fräulein Deluzy stehe. „Häufig, und in diesem Augenblick wieder —

Digitized by Google

es ist jetzt $1^1/_2$ in der Nacht — quält mich die Vorstellung, daß sie vielleicht in seinem Zimmer ist, nur um mit ihm zu schwatzen, nur aus Trotz, Verachtung gegen die herkömmliche Sitte, ohne daß sie das ist, was er seine Maitresse nennen würde. Begreift er denn nicht, daß es Dinge giebt, welche dem Gefühl ebenso schmerzlich sind? Die Seelenschmerzen werden nicht durch die eine thierische Handlung allein hervorgerufen. Ich bin sogar überzeugt, daß, wenn wir getrennt wären, er die Nothwendigkeit fühlen würde, alle Regeln des Anstandes aufs pünctlichste, der Gouvernante seiner Kinder gegenüber, zu beobachten.

Oder will er sie (die Herzogin) durch sein Verfahren nur bessern? O, dann liebt er sie noch. Neulich, um sie für ihre Heftigkeit zu strafen, hat er ihr ihre Sonnenschirme zerbrochen, dann hat er ihr ihre kleinen Emaillevasen, die sie so sehr liebte, weggenommen. Seit fünf Jahren hat er ihr seine Liebe entzogen, die Rechte einer Mutter, einer Hausfrau, alles Das genommen, was eines Weibes Herzen theuer, um den Augenblick zu erwarten, wo sie keine Klage mehr vorbringe. Dann vielleicht werde er ihr Alles wiedergeben. Bildet er sich ein, daß er es dann noch kann. Und wird er es wollen? Wünscht er es?" Ach, sie wünscht es so sehr, aber sie glaubt es nicht. Immer wieder klammert sich die Aermste an diese letzte Hoffnung, in die sie sich so ernstlich hineinlebt, daß sie über seine vermeintliche Besserungsmethode mit ihm ernstlich auf dem Papier zu debattiren beginnt. „Aber, lieber Freund, Deine Mittel sind zu heftig für mich, sie reizen und bringen mich auf, dann dreht sich Alles wieder im Kreise um. Du möchtest mich weniger begehrlich, weniger ungestüm machen und Du beraubst mich der natürlichen Rechte einer Frau, ich soll weniger dringlich sein und Du schlägst mir die geringste Antwort ab, Du willst mich sanfter machen und Du erkältest und erstarrst immer das, was im Herzen einer Frau das Zarteste und Empfindlichste ist." . . . „Wenn ich bisweilen in der Hoffnung, Dich zurückzuführen, meine Leiden vergrößere, warum mußt Du selbst dann immer neuen Aetzstoff darauf gießen? Mein Freund, Du bist so gut, Du wirst mich verstehen, ich bin es gewiß; wenn ich einmal fortgerissen werde, dann weiß ich nicht mehr anzuhalten. Habe Mitleid, reize mich nicht, Dir zu mißfallen." Diese Furcht, dem immer noch geliebten Mann zu mißfallen, treibt sie dann zu Selbstanklagen, die seltsam mit dem gährenden Zorn ihres Innern contrastiren, wie wenn sie ihn in einem Briefe: mein Herr und Sie anredet, in dem nächsten dagegen schreibt: „Liebster Theobald, ich mache mir mehr Vorwürfe, als Du denken kannst, ich bin in einem Zustand von Muthlosigkeit, den ich Dir nicht sagen kann — ich bin so außer mir, so über alle Maßen außer mir, daß ich mich nicht mehr fassen kann, es siedet in mir, es treibt mich zu Dingen, die ich selbst tadeln muß. Ich bin verbittert und abscheulich aus denselben Gründen, die Dich neulich lachen und singen machten, als Du mich weinen sahst. Und unglücklicherweise erschwere ich täglich selbst meine Leiden und sie sind doch gewiß mehr in der Form als im Wesen."

So von ihrer Phantasie, von der Glut ihrer Gefühle, von ihrer Sehnsucht, ihrem Zorn hin- und hergeworfen, stellt sie den ganzen Paroxysmus in den Qualen der Eifersucht in erschütternder Weise dar. Man darf es ihr glauben, wenn sie in ihren Aufzeichnungen ausruft:

Digitized by Google

„Unter allen Qualen, die man mir dictiren könnte, ist die größte das Leben, das ich führe. Mein Gott! Welches wirkliche Verbrechen könnte man denn mit ähnlichen Marterängsten bestrafen!“ Und mit einem bittern Seitenblick auf ihre Nebenbuhlerin fügt sie hinzu: „So bist Du unter ihrem Joch, daß Du nichts ohne sie zu unternehmen wagen würdest, Du würdest es unpassend finden, sie nur einen Augenblick zu verlassen, und Deine Frau, die Mutter von neun Kindern, kann leben und sterben — allein!“

Es ist fast wundersam zu nennen, daß dieser Zustand der Dinge noch beinahe fünf Jahre fortdauern konnte. Freilich verglomm allmälig die Eifersucht der Liebe bis auf schwache Funken in einem Gefühl der entschiedensten Verachtung und des Widerwillens an Dem, der einst ihrem Herzen so nahe gestanden. Sie erkennt ihn nicht mehr. Ueber denselben Mann, den sie 1842 in ihrem Tagebuche anredet: „Oeffne Gott Dir die Augen und segne Dich, mein Geliebter, denn alles Glück, was ich in der Welt genossen, kam von Dir“, schreibt sie jetzt: „Ich weiß gar nicht zu sagen, wie sein Geist mir verschrumpft vorkommt, so ganz erschlafft und unfähig, etwas aufzufassen. Ich bin über mich selbst erschrocken, daß ich ihn jemals habe lieben können. Nichts belebt ihn, nichts interessirt ihn, nichts erhebt ihn; alle edlen Leidenschaften, aller Enthusiasmus rühren weder an sein Herz, noch an seinen Geist.“ Was die Herzogin jetzt in Betreff der Gouvernante zu einem entschiedenen Schritt antrieb, war vor Allem das Gefühl ihrer Würde als Mutter und Hausfrau. Sie forderte, unterstützt von ihrem Vater, kategorisch die Entlassung derselben und der Herzog sah sich nicht in der Lage, dieselbe zu verweigern. Er fügte sich finster in das Unvermeidliche, nicht ohne Drohungen auszustoßen, die die Herzogin zittern machten. Zum erstenmal wahrscheinlich nach ihrer Vereinigung hatte er nicht mehr das leichte Spiel mit zürnenden, aber liebenden und in ihrer Liebe machtlosem Weib vor sich — ein unempfindlich gewordener, überlegener Gegner war ihm erstanden und reizte seine Wuth. Die letzten Zeilen, die von der Herzogin vorgefunden wurden, lauten: „Mein Gott! Halte mich aufrecht, leite mich. Ich fürchte mich vor der Zukunft, vor den Drohungen, die er aussprach. Aber Du wirst bei mir sein, mein Gott, ich habe das Vertrauen, Du wirst die arme Mutter aufrecht erhalten, der Du die Kraft gegeben hast, für ihre Kinder zu kämpfen. Herr, stehe mir bei!“ Unmittelbar darauf trat die verhängnißvolle Begegnung der Gatten in jener Unglücksnacht ein, über deren blutige Schauder ein Schleier undurchdringlichen Geheimnisses ausgebreitet liegt.

Nicht selten wird die Frage aufgeworfen, auf die ich am Schluß dieser Auseinandersetzungen ebenfalls noch einen Blick werfen will, ob die Eifersucht eigentlich ein großartiges Gefühl genannt zu werden verdiene, ob ihr Charakter nicht vielmehr weit überwiegend kleinlich sei. Schon daß sie dem Neid so sehr nahe zu stehen scheint, verdächtigt in dieser Hinsicht ihren Charakter. Der Neid ist unbestritten ein Wesenszug, dem jede großartige Regung abgeht. Er hat eine gallsüchtige, verdächtigende, verkleinernde, verlogene Tendenz, er ist in allem diesen der ausgesprochene Gegensatz einer großartigen, großmüthigen Charakteranlage. Aber man darf daraus nicht zu schnell einen Rückschluß auf die Eifersucht ziehen, der wohl neidische Anwandlungen kommen können, die

aber dann von einer wesentlich abweichenden Beschaffenheit sind. Kurz formulirt ist der Unterschied dieser: der Neid des Neidischen bezieht sich auf irgend welchen, ihm besonders begehrenswerth erscheinenden Besitz eines Anderen, der Neid des Eifersüchtigen nur auf den Besitz eines Anderen, der eigentlich dem Eifersüchtigen gehört, oder der ihm — wie ihm vorkommt — rechtmäßig zukommt. Damit tritt aber ein ganz anderes Moment in das Gefühl ein, das des verletzten Rechtsgefühls, von dem der simple Neid nichts weiß, um das er sich nicht kümmert. Wenn das liebende Weib die bevorzugte Nebenbuhlerin beneidet, so ist das, auch rein ethisch betrachtet, kein sittlich leeres, kleinliches Gefühl, denn es nimmt seinen Ausgangspunct von der zu Grunde liegenden Annahme und Vorstellung, daß der Besitz, den sie der Anderen nicht gönnt, ihr gehört und daß sie ihn derselben eben deshalb nicht gönnt, weil er ihr gebührt und zukommt. Dies Moment des verletzten Rechtsgefühls — sehr zu unterscheiden von dem der erlittenen Besitzesstörung — ist es auch gerade, welches der Eifersucht am ehesten einen innerlich großartigen Charakter zu verleihen vermag. Es verbindet sich leicht mit der Forderung einer Sühne und mit der Vorstellung, daß diese Sühne für ein unwiederbringlich zu Grunde Gerichtetes nur der Tod, der unwiderrufliche Zerstörer, sein kann. Eben dies Moment ist es, welches Shakespeare in seinem großen Trauerspiel der Eifersucht mit allem Nachdruck in den Vordergrund gestellt hat. Denn sein Mohr hat neben der mehr äußerlichen Ausstattung einer großartigen Kraftfülle vor Allem

Den Geist,
Den Leidenschaft nicht rührt, deß feste Tugend
Kein Pfeil des Ungefährs, kein Schuß des Zufalls
Durchbohrt und streift.

Wie er die unheilvolle That verbracht, antwortet er auf die Frage Lodovico's: „Was soll man zu Dir sagen?"

„Was man will;
Daß ich ein ehrenvoller Mörder war,
Denn nichts that ich aus Haß, für Ehre Alles."

Seine Ehre ist aber kein windiger, conventioneller Begriff, sondern darin besteht sie, daß, wie er nur Gerechtes thut, ihm auch nur Gerechtes gethan wird, daß er kein Unrecht zu erdulden braucht. Für eine solche Natur wirkt daher das verletzte Rechtsgefühl innerhalb der Eifersucht in seiner vollen Stärke und Reinheit. In dem verhängnißvollen Augenblick erhebt sich seine Seele zu der vollen Größe der sühnenden Gerechtigkeit und im Gefühl dessen darf er, wie er Desdemonen den letzten Kuß auf die Schlummerlippen drückt, ausrufen:

O, süßer Duft, der die Gerechtigkeit
Fast zwingt, ihr Schwert zu brechen.

Digitized by Google

Junggesellen. *)

Von **Ferdinand Groß.**

Ein lebendiger Vorwurf gegen das weibliche Geschlecht, gehen sie durch das Leben. Sie bedeuten als Männer, was die „alte Jungfer" im Bereich des generis feminini bedeutet. Und doch! Wie ist der Mann auch hier bevorzugt von Natur und Verhältnissen! Das alte Mädchen verspottet und bemitleidet man, es gilt als ein Wesen, das seinen Beruf verfehlt hat; es lebt in der Regel zerfallen mit der Welt, angewiesen auf die Gesellschaft einiger Schicksalsgenossinnen, geliebt von einem Mops, einer Katze und einem Kanarienvogel. Wenn es unter Leute geräth, betrachten die Einen es wie ein jammervolles Opfer, die Anderen wie ein Ungeheuer, wie ein fremdartiges Geschöpf — etwa wie der König von Neapel auf Prosperos Eilande „Caliban" beschaute und beguckte. Uebermüthige Backfischchen sprechen mit ihm nur mit malitiösem Lächeln, verheirathete Frauen sind so eifrig bemüht, ihm nicht wehe zu thun, daß sie kaum wagen, mit ihm zu reden; etwa anwesende Matronen unterlassen es niemals, der alten Jungfer — und wäre diese an Jahren schon selbst eine Matrone — zu bedeuten: „Sie hätten heirathen sollen, meine Liebe!" Und wer discret genug ist, das alte Mädchen nicht von Angesicht zu Angesicht zu schulmeistern, bekümmert sich wenigstens hinterrücks um die Schicksale der Vielbedauerten und Vielbestaunten. „Warum hat sie nicht geheirathet?" Und an Antworten fehlt es niemals. Die alte Jungfer hat einen Officier geliebt, der auf dem Schlachtfelde geblieben; oder sie machte in ihrer Jugend zu große Ansprüche, und später fanden sich keine Freier mehr ein; oder sie konnte ihren Geliebten nicht bekommen und verzichtete deshalb auf die Ehe überhaupt. In Dutzenden von Variationen weiß die Welt zu begründen, zu errathen, warum Fräulein Soundso nicht Frau Soundso geworden. Seht dagegen den alten Junggesellen! Sie erinnern sich gerne ihrer Jugendliebschaften, aber mit stillem Behagen darüber, aus der Geliebten keine Frau gemacht zu haben. Man fordert keine Rechenschaft von ihm und

---

*) Unter den neuesten deutschen Feuilletonisten nimmt Ferdinand Groß einen hervorragenden Rang ein. Er vereinigt die Kunst, die Resultate seiner feinen Menschenbeobachtung geistreich wiederzugeben, mit der Grazie einer liebenswürdigen Stilistik, wie selten ein Künstler des Feuilletons. Und er ist den andern Feuilletonisten noch weit durch eine seltene Eigenschaft seines Genres voraus: er wird nie spitz, nie nüchtern witzig, sondern tritt überall bewußt und unbewußt für das Recht des Gemüths so innig und überzeugend ein, wie es der deutschen Art seit Jean Paul und Börne (deren zwei Seelen in Groß's Brust wohnen) so ungemein wohlthut. In obigem Feuilleton geben wir eine Probe der Groß'schen Schreibart aus den soeben erschienenen Skizzen und Studien „Kleine Münze". (Bei S. Schottländer in Breslau und Leipzig), die neuerdings sogar in das Italienische (durch Matti di Martino) übertragen werden. Die Redaction.

Digitized by Google

fällt doch einer Dame bei, ihn wegen unterlassener Verehelichung ins Verhör zu nehmen, so hat die Frage den Beigeschmack, als bedauere diese Dame persönlichst, nicht die Schicksalsgenossin des Hagestolzen geworden zu sein — sogar die Malice gewinnt da noch den Glorienschein einer Schmeichelei.

Die alte Jungfer ist eine unwillkommene Erscheinung im geselligen Leben; nicht Tänzerin und nicht Garde-Dame, nicht Fisch und nicht Fleisch, belächelt sie von oben herab die frohen, jugendlichen Paare, die sich im Reigen drehen. Nicht selten findet sie sich, eine Weltweise, resignirt mit dem Leben, seinen Forderungen und Entbehrungen, ab; allein, die Resignation mag noch so aufrichtig sein, man glaubt sie ihr doch nicht, und immer und überall wittert man in Reden und Gesten der alten Jungfer nur Bosheit und Verbittertheit. Der Junggeselle gehört zu den gesuchtesten Gesellschaftern; leidet er nicht zufällig an Gicht, so tanzt er hier und da — was die alte Jungfer nicht riskiren dürfte — und immer trägt er Bonbons in der Tasche, ein behagliches Schmunzeln auf den Lippen, Galanterien auf der Zunge. Es ist der bequemste Gast, den man sich erwünschen, erträumen kann; er verpflichtet die Leute, die er besucht, zu keiner Gegenvisite, er wird eingeladen, wo er mit Frau und Kind aus Standesrücksichten vielleicht unmöglich wäre, und zumeist hat er aus seiner Jugend die Kunst: Damen den Hof zu machen, herübergenommen. Niemand macht ihm Vorwürfe über seine Ehelosigkeit. Niemand sucht zu erforschen, weshalb der alte Junggeselle sich keinen eigenen Herd gegründet, und eigentlich gesteht man niemals zu, daß er für immer der Ehe entsagt haben könne. Angesichts der alten Jungfer heißt es: „Armes Ding! So alt und vereinsamt" — auf den alten Junggesellen angewendet, lautet derselbe Satz: „Er ist eigentlich ein Mann in den besten Jahren." — Die alte Jungfer wird von aller Welt in Neid und Verbissenheit hineingehetzt. Man zeigt ihr das Glück der Gattin und der Mutter, und während sie mit ansieht, wie eine Andere ihrem Jüngsten die Brust reicht, kann die Verlassene nur ihren Strickstrumpf ans Herz drücken. Die alte Jungfer flüchtet sich zuletzt in die Kirche; sie will das Glück aus Gebet- und Erbauungsbüchern herauslesen, sie wird fromm. Der alte Junggeselle spielt den Voltairianer, er geht den Kirchen aus dem Wege. Empfindet er wirklich manchmal etwas wie Sehnsucht nach einem Zusammenleben, und giebt er dieser Empfindung Ausdruck, so antworten Zehn ihm für Einen: „Seien Sie froh, allein zu stehen; Sie tragen keine Verantwortlichkeit und keine Sorge, Sie Glücksmensch!" Nicht Jedem, der ihm solches erwiedert, kommt die Erwiederung vom Herzen, aber es ist conventionell geworden, daß die Mehrzahl der Ehemänner die Junggesellen zu beneiden vorgiebt — und wäre es nur, um mit Pose die Märtyrer zu spielen. Verheirathete Frauen tragen ihr Glück gern zur Schau; verheirathete Männer verbergen das ihre gerne, als schämten sie sich, es einzugestehen, daß man beglückt werden könne durch das schwache, gebrechliche Geschöpf, genannt Weib. Die alte Jungfer bekommt es immer wieder zu hören, daß eine Frau, die keinem Kinde das Leben gab, zwecklos existirt habe. Was soll sie beginnen, die Aermste? Sie kann nicht plötzlich ein Kind aus der Erde hervorzaubern, und wenn sie könnte, sie dürfte es nicht. Dem Junggesellen macht man keine Vorwürfe, weil er der Söhne ent-

Digitized by Google

behrt und übrigens — was nicht ist, kann noch werden. Er steht, wie gesagt, immer in den besten Jahren, und wenn er nur will, blüht ihm wohl noch die Vaterschaft. Der Mann wird eben später alt als die Frau, und so tritt auch das physische Moment hinzu, um speciell den Junggesellen von der alten Jungfer, wie im Allgemeinen das männliche Geschlecht vor dem weiblichen zu begünstigen. Es scheint, als wolle die Natur dem **Poëta laureatus** Recht geben:

> Nur des Mann's geringres Abbild ist das Weib, verflacht und klein.
> Sie der Mond und wir die Sonne, sie das Wasser, wir der Wein.

Ohne mich dieser ungalanten Ansicht Tennysons anzuschließen, bekenne ich doch, daß der Junggeselle mir angenehmer ist, als die alte Jungfer; die Letztere hat mein ganzes Mitleid, meine ganze Sympathie, aber manchmal wird es Einem lästig, Gefühlsalmosen zu vertheilen. Geht man den Dingen auf den Grund, so wird man freilich erkennen, daß der Junggeselle eigentlich ebenfalls seine Portion Bosheit besitzt. Seine Bosheit tritt unter Pseudonymen auf die Lebensbühne, sie nennt sich: Epikuräismus, heitere Lebensweisheit, Geistesfrische. Sein hochgradiger Egoismus heißt: Lebenskunst. Der Junggeselle artet nur zu leicht zum Schmarotzer, zum Parasiten aus. Da er kein eigenes Heim besitzt, lebte er viel unter fremdem Dache, gewöhnt sich, geistig und körperlich auf Anderer Kosten zu leben, aus fremden Schüsseln zu essen, über die kleinen Malheurs Anderer zu lachen, und ist er ein Kinderfreund — nun dann liebt er Kinder seiner Freunde, kauft ihnen Bilderbücher und Spielzeug, liebkost sie und ist er ihrer überdrüssig, so meidet er sie wieder, so lange es ihm gefällt. Er geht eine Art Vaterschaft auf Kündigung ein. Die Familien, in denen er verkehrt, müssen ihm Alles zur Verfügung stellen: Fasan, Trüffeln, Chablis und — Kinder.

Ist die Liebe wirklich nur ein Egoismus zu Zweien, so darf doch getheilter Egoismus als halber gelten; die Selbstsucht des alten Junggesellen ruht auf zwei Augen, sie ist ungemildert weil ungetheilt. Alte Jungfrauen waren in ihrer Jugend meist überspannt, stellten so viele Forderungen an die Welt, daß keine sich erfüllte; der Junggeselle ist von frühen Jahren an ein erwägendes Vernunftgeschöpf, ein Anbeter des Verständigkeitsideals, ein Rabulist, der in allen Dingen das **pro** und **contra** erwägt, der gegen seine eigene Heiligsprechung gerne den **advocatus diaboli** spielen möchte. Er redet allen seinen Freunden energisch zu, zu heirathen; ungewiß über die Wirkungen dieses Schrittes will er an den Freunden Beobachtungen machen, und er macht sie schmerzlos, frei nach der fossilen Anecdote, wie ein Marktschreier ankündigt, er verstehe, schmerzlos Zähne zu reißen. Er versichert allen verehelichten Freunden, wie sehr er sie um ihr Glück beneide; wird er zum Abendessen eingeladen, und bringt dieses Trauben im Januar oder Erdbeeren im März, so wird er träumerisch und läßt sich des Längeren und Breiteren darüber aus, wie beseligend er sich ein häusliches Glück denke: ein liebendes Weib, blühende Kinder, ein wohl bestelltes Haus, fragt man ihn, warum er sich all' diese Ingredienzien des Himmels auf Erden nicht verschaffe, so antwortet er, er sei zu alt, zu jung, zu arm, zu schüchtern, nicht dazu gemacht, eine Frau zu beglücken, kurzum er hat tausend Gründe, die höchste Seligkeit von sich zu weisen, und sich mit dem Glücke Anderer zu begnügen. Seine

Digitized by Google

Bosheit sieht anders aus als jene der alten Jungfer. Während diese sich in spitzigen Redensarten gefällt, bleibt der alte Junggeselle immer liebenswürdig, immer charmant. Zeigt einer seiner Freunde, von Sorgen erdrückt, sich verstimmt und mißmuthig, so versichert der Teufel in Junggesellengestalt der Frau des Freundes, er würde immer froh und galant bleiben, wenn er, der Junggeselle, eine so reizende Gattin besäße, er würde allezeit seine frohe Laune bewahren, wenn er verheirathet wäre, er würde vor Freude außer Rand und Band gerathen, wenn solches Eheglück ihm zu Theil würde. Immer ahmt er die Schlange nach, die nicht mit Adam, sondern mit Eva sich in Verbindung gesetzt. Durch Vermittelung der Gattinnen martert er seine Freunde langsam zu Tode. Weiß er einen der Letzteren in sehr beschränkten Vermögensverhältnissen, so fragt er dessen Gattin während des Carnevals Tag für Tag, ob sie keine Bälle mitmache, versichert: wenn er verheirathet wäre, müßte seine Frau alle Bälle besuchen, liest die Berichte vor, die phantasiereiche Reporter von einem Carnevalfeste entwerfen, und legt besonderen Nachdruck auf den stereotypen Schlußsatz: „Man tanzte bis fünf Uhr Morgens." Das verfehlt nie seine Wirkung. Oder er bringt etliche Modezeitungen mit, preist die geschmackvollsten, das heißt die theuersten, Saisonartikel und amüsirt sich himmlisch über die Wuth und das Entsetzen des anwesenden Ehemannes. Dabei kann Niemand dem Junggesellen eine unrechte Handlung vorwerfen; er bekundet nur, wie sehr er für die Ehe schwärmt, **par distance**! Wer als „hinkender Teufel" in die Seele des Junggesellen hineinschauen könnte, der würde eine einzige, wahrhafte Neigung für Ehestandsdetails entdecken: die Passion für eine exquisite Hausmannsküche, denn jeder Junggeselle ist ein Gourmand. — Im Großen und Ganzen unterscheiden die Junggesellen sich in allerlei Gattungen. Da ist der incarnirte Hagestolz, der sich nur in seiner Alleinigkeit wohl fühlt, für häusliches Glück kein Verständniß hat, alle Ehemänner aufrichtig bedauert und nicht begreift, daß diese nicht durchweg zum Cyankali oder zum Strick greifen. In der Literatur stellt Bauernfeld diesen Typus dar. In ein kleines Epigramm faßt er seine ganze hartnäckige Ehescheu zusammen:

Die Leute haben das Geschick,
Sich täglich neu zu ennuyiren,
Sie nennen das „Familienglück"
Ich mag davon nicht profitiren.

Dagegen giebt es Junggesellen, die wie Mohameds Sarg immer zwischen Himmel und Erde schweben; heute wollen sie heirathen, morgen wieder ledig bleiben; sie finden heute ein glückliches Ehepaar und beschließen darauf, in den als heilig bezeichneten Ehestand zu treten. Ihr ganzes Leben hindurch hegen sie die Absicht, sich „nächstens" zu verheirathen, worüber sie eines Tages sterben, im Jenseits aber noch gewiß auf Ehrenwort versichern, sie hätten „nächstens" geheirathet, wenn sie nicht gestorben wären. Scheue, schüchterne Gemüther zagen in der That nur aus Mangel an Selbstvertrauen vor dem Schritte in die Ehe. Franz Grillparzer hatte bis an sein Lebensende eine „Braut", die er ernstlich liebte, die zu heirathen er aber nie den Muth fassen konnte. Leute gewöhnlichen Schlages halten ihre Freunde mit den nie-

Digitized by Google

mals sich realisirenden Heirathsprojecten blos zum Besten. Ich hatte einen Bekannten, der durch lange Jahre am Vorabende seiner Verlobung stand. Traf ich ihn, so wußte ich im Voraus, daß er „nun endlich die Rechte gefunden" habe, daß sie ein „Engel" sei, daß er sie sobald als möglich zu seiner Frau machen wolle, aber ich wußte auch, daß er mir bei der nächsten Begegnung erzählen werde, es sei nichts mit dieser Heirath, denn sein Einkommen erweise sich als unzureichend zur Bestreitung eines Haushaltes. Als ich einmal eine gedruckte Einladung zu seiner Hochzeit bekam, hielt ich das ganze für einen schlechten Spaß und bekümmerte mich nicht weiter um besagte Einladung, aber wie erstaunte ich, bald darauf meinem Bekannten mit seiner Gattin, einer wirklichen, leibhaftigen, lebendigen Frau zu begegnen. — Eine andere Species der Junggesellen ist diejenige, die vom Heirathen nichts wissen will, Begeisterung für die Ehe gar nicht heuchelt, für die Stiftung eines internationalen Junggesellenbundes agitirt, und plötzlich von der Ehe ereilt wird; diese Gattung liefert, wie die Erfahrung lehrt, die besten Ehemänner, denn ihre Angehörigen haben sich jahrelang das Verheirathetsein als etwas so ungemein Entsetzliches ausgemalt, daß sie auf alle Fälle angenehm getäuscht werden. Bei einer Nomenclatur der Junggesellen ist nicht zu vergessen der ewig Warnende, der allezeit darauf ausgeht, Ehestandscandidaten rechtzeitig zu retten. Ebenso Derjenige, der aus Verehrung für alle Frauen keine einzelne bevorzugen will, eine Lebemann von der raffinirtesten Art. Unter allen Junggesellen sind aber die verheiratheten die interessantesten; es giebt nämlich verheirathete Junggesellen, wer sich die Mühe nehmen will, ins wirkliche Leben hineinzuschauen, wird sie in beträchtlicher Anzahl finden. So manche Männer erwachen eines Morgens verehelicht; sie haben eine Frau und wissen kaum: wieso? Sie reiben sich verwundert die Augen, greifen sich an den Kopf, um zu erfahren, ob sie wachen oder träumen, aber es ist baare, volle Wirklichkeit: sie haben sich verheirathet. Und nachdem sie das wissen ein für allemal, bleiben sie von nun an bis an ihr letztes Stündlein die Miethparteien ihrer Gattinnen; sie wohnen und speisen bei diesen, sie haben sie sogar lieb, aber beim besten Willen können sie sich nicht zurechtfinden in ihre Rolle; sie können in der Eheatmosphäre nicht athmen, sie fühlen sich überall heimischer als zu Hause, und dabei begehen sie nichts Schlechtes, nichts Strafbares. Man muß eben Talent besitzen für die Ehe und das ist dem Einem versagt wie einem Anderen das Talent für Zeichnen, Malen und Musiciren. Es giebt Zeichner ohne Talent, Pfuscher mit dem Stifte und, diesen conform, auch Stümper in der Ehe: verheirathete Junggesellen. — Am Ergötzlichsten in seiner Naivetät ist der Junggeselle, der in der That keine Ahnung davon hat, was es heißt, verheirathet zu sein. Nicht aus Bosheit, wie so viele seiner Genossen, sondern aus thatsächlicher Unbewußtheit, erkundigt er sich bei der Gattin eines kleinen Beamten, ob sie im Sommer nicht in ein Seebad reisen werde, ob sie schon die neueste Gattung griechischer Tuniques besitze und ob sie in ihrem Hause einen jour fixe einführen werde. „Du lieber Gott", sagt er ihr, „so ein Ball kostet doch gar nichts. Man läßt ein paar Handschuhe reinigen, legt eine weiße Cravatte an, und das genügt. Nicht wahr, meine Gnädige?" Er ist köstlich, diese männliche Gurli, die im Stande wäre zu fragen: „Was ist das, ein Ballkleid?"

Digitized by

Mitunter kommt es vor, daß der alternde Junggeselle schließlich doch mit Unbehagen die Einsamkeit verspürt. Dann sucht er durch Pedantismus den ordnenden Sinn einer Hausfrau zu ersetzen. Er lebt genau nach der Uhr, sitzt im Gasthause täglich zur selben Stunde am selben Platze, hat seine eigenen Teller, sein eigenes Glas, seine eigene Zeitung, fordert vom Kellner Berücksichtigung seiner kleinen Launen, zartes Entgegenkommen von seiner Wäscherin, liebevolle Behandlung von seinem Barbier, Aufopferung von seinem Stiefelputzer, Hingebung von seinem Schneider. Er, der gar nicht geheirathet hat, lebt nun in wilder Ehe mit all' den Leuten, die ihn umgeben: er ist mit Kellner, Wäscherin, Barbier, Stiefelputzer und Schneider verheirathet, statt mit einer einzelnen Frau.

So endet das Leben, das als heitere Idylle sich entwickelte, nicht selten als Jeremiade. Sinkt nicht trotz Allem und Allem die Waagschale zu Gunsten der Ehe?

Der ersten Liebe jüngster Tag.

Gar oft zuckt, ich weiß es, mein Mund im Spott,
Ich ziehe gar oft meine Lippe krumm,
Doch als ich Dich wieder, Dich wiedersah,
War der Spott verweht und mein Mund war stumm.

Denn als ich Dich wieder, Dich wiedersah,
Da war mir's, als sei es der jüngste Tag;
Manch' todter Gedanke stand wieder auf,
Der mir seit Jahren begraben lag.

Begraben in Gräbern auf wüster Flur.
Ich hatt' sie vergessen im Zeitenlauf,
Ich schmückte sie nie mit Blumen im Mai
Es wucherten Unkraut und Ginster darauf.

Nun standen die todten Gedanken auf,
Doch in neuem Leibe verklärt, verklärt,
Und nicht mit irdischer, falscher Gier,
Mit Himmelsthau und Frieden genährt!

Wie freut' ich mich fremden, gar fremden Glück's
Wie herzt ich Deine Kinder so sehr
Und den, der am meisten Dir ähnlich sah,
Den Buben, den küßte ich noch viel mehr.

Es rauscht um mich wie der Flügelschlag
Des Genius meiner ersten Lieb',
Meines ersten Glück's, meines ersten Mai's;
Mir wurde so froh und — so weh und trüb.

Ja, als ich Dich wieder, Dich wiedersah,
War der Spott verweht und mein Mund war stumm.
Und als ich wieder von dannen ging,
Da hab' ich geweint und weiß nicht warum?

P. Gisbert.

Digitized by Google

Unheimliche Geschichten.

Von **Herbert Franz.**

Der Abend versprach sehr gemüthlich zu werden. Um den großen Kamin des Salons saß eine kleine Gruppe Herren und Damen in traulichem Geplauder. Draußen schlug ein rauher Wind pöbelhaft an die Scheiben und pfiff seine ungemüthliche Melodie schneidend den Fußgängern auf der Straße in die erkälteten Gesichter, während ein beharrlicher, feiner Sprühregen die Nebel des Octoberabends in dem hämischen Bestreben unterstützte, die draußen wandelnden Menschenkinder, die ihre Hüte vor dem Wind mit aller Gewalt festzuhalten strebten, recht fröhlich zu durchnässen und in den dichten Nebelmassen irrezuführen. Die da drinnen in dem comfortablen Gemach merkten jedoch nichts davon; wer dort wandelte, dessen Fuß trat auf weiche Teppiche, und wer dort irrte, der konnte sich höchstens von ein paar schönen Augen bedenklich in die Irre führen lassen. Die Welt erschien denn auch Denen auf den bequemen Fauteuils und Sophas in optimistischem Lichte, wie Denen auf der Straße im pessimistischen. Hier im Salon war die beste Welt; wenigstens war die an einem behaglichen Eckſopha über einen reich belegten Büchertisch gelehnte Gruppe, die dann und wann diplomatischen Verkehr mit der Gruppe am Kamin pflog, ungefähr dieser Ansicht.

Frau von Saarheim, die Herrin des Hauses, war seit zwei Jahren Witwe. Sie hatte in früher Jugend Herrn von Saarheim, einen reichen, rheinischen Industriellen, den sein Monarch wegen seiner unleugbaren Verdienste um die Hebung der provinziellen Industrie geadelt hatte, geheirathet, der die schöne, kluge und liebenswürdige Frau angebetet hatte, mehr als sie ihn, behauptete die Dame. Zwei blühende Töchter waren ihr im Hause geblieben; ein Sohn war in seiner besten Jugend eines jähen Todes verblichen, und die Sage war geschäftig, hier allerhand hineinzugeheimnissen. Die Mutter selbst erwähnte den geliebten Sohn, dessen Porträt in künstlerischer Ausführung über ihrem Bette hing, nie, ja dem oberflächlichern Beobachter schien es, als ob die merkwürdige Milde und Sanftmuth dieser noch immer schönen Frau selbst jeden Gedanken an den Todten vermied, als ob ihre feinen, weißen Hände jede unliebsame Berührung dieses Themas abwehren wollten. Auch die beiden Töchter wagten nicht, diese Saite zu berühren; wer sie so leichtfüßig durch das Zimmer eilen sah, mit der noch immer frischen Grazie der Mutter, der vergaß denn auch schnell die trübe, unaufgeklärte Geschichte vom Tode des Bruders vor der lieblichen Gegenwart der Schwestern.

Betty, die jüngere, war eine anmuthige Tagesschönheit mit frischen Farben und dem ganzen rosenknospenhaften Fleischton der Blondinen; Hertha, die ältere, deren braunes Haar und bleicher Teint zu den lebendigen Farben der Schwester den Gegensatz bildeten, überstrahlte durch den Zauber ihrer wunderbaren Augen und ihre hohe, vornehme Gestalt die Schwester zumeist des Abends, da ihre Augen blendend leuchteten und das fast leblose Wachs ihrer feinen Haut wie Marmor erschien, Marmor, den nie ein fesselndes Wort, eine glühende Huldigung mit flüchtiger Röthe zu beleben vermochte. Für das stehende Heer der Salon- und Ballcourmacher hatte Hertha von Saarheim denn auch etwas Unnahbares und Fremdartiges, weshalb Lieutenant von Rasselschwerdt, der im Casino für einen capital witzigen Kerl galt, behauptete, die Betty von Saarheim möchte er Alltags, die Hertha aber nur Sonntags zur Frau haben.

Auch am heutigen Abend, am gewöhnlichen jour fixe des Hauses, blieben die beiden Mädchen ihrem Charakter treu. Während Hertha sich mit einem alten schnurrbärtigen Major in ein prachtvolles venetianisches Album vertiefte, lachte Betty, die nicht weit vom Kamin auf einem Fußbänkchen am Stuhle einer ältern Freundin kauerte, an deren Schooß sie den blonden lockigen Kopf gelehnt hatte, mit den Jüngsten der muntern Gesellschaft um die Wette. Die Mama aber saß mit einem jungen, ernst aussehenden Manne von distinguirtem Ansehen auf einem Sopha in lebhaftem Gespräch.

Dieser Mann erregte die allgemeine Neugierde der Provinzialstadt. Man wußte nicht, woher er kam — er nannte sich Paul Eberhard — (ein Name, wie der seines ehemaligen Stallburschen, hatte Lieutenant von Rasselschwerdt witzig bemerkt), was er war und wohin er hinaus wollte. Daß er Protegé der Frau von Saarheim war, daß diese sich vorzugsweise gern mit ihm unterhielt und eine Art mütterlicher Fürsorge für ihn hatte, erfuhr man bald. Ob die sonst so reservirte Dame den Fremden für eine ihrer Töchter zu kapern versuchte? Ob sie, die noch immer stattliche Frau, gar selbst noch von einer zuweilen vorkommenden späten Neigung für den jüngern Mann befangen, ihm auf diese Art Avancen machte? Wer wußte es? Auch hier wußte Lieutenant von Rasselschwerdt am ersten Rath. Als diese und ähnliche Fragen einmal im Casino verhandelt wurden, kräuselte der edle Krieger die zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Anlagen seines Schnurrbarts und meinte, er und ein gewisser Shakespeare seien zwar nicht immer einer Ansicht, aber in diesem Falle müsse er dem ältern Manne doch Recht geben und über die Absichten der Frau von Saarheim bemerken: es gäbe viel Dinge im Himmel und auf Erden, von denen ein Dragoneroffizier Seiner Majestät sich nichts träumen zu lassen brauche.

Sei dem nun wie ihm wolle, Herr Eberhard war bei Saarheims Hausfreund. Betty neckte ihn, wo sie konnte, und die Zofe Lisette behauptete, sie thue das öfter als es einem Menschen zuträglich sei, geärgert zu werden, wie sie aus dem Benehmen des Dieners Gottfried genügend wisse. Hertha ignorirte ihn — absichtlich, wie ihr Betty oft genug vor dem Schlafengehen vorwarf — während Eberhard Betty gegenüber einen ruhigen Humor, gegen Hertha aber eine kühle — gezwungene Höflichkeit, meinte die kluge Betty — zur Schau trug.

Digitized by Google

Der Kamin war sehr lebhaft und wagte zuletzt einen energischen Angriff auf das Centrum des Büchertisches.

„Herr von Bergen hat etwas ganz Reizendes vorgeschlagen", rief Betty, „wir sollen Alle recht gruselige Geschichten erzählen!"

„Ja, wir wollen gruselige Geschichten hören!" rief der Chor der jungen Mädchen.

„Und Ihr da drüben bei den Büchern sollt mit herüberkommen und uns helfen zuhören", commandirte Betty weiter.

„Der Kamin flackert so traulich und eben bringt Gottfried eine vielversprechende Bowle, daß wir dem jungen Volk da drüben schon nachgeben müssen, Fräulein Hertha", sagte der gemüthliche pensionirte Major, indem er seiner Nachbarin galant den Arm bot und sie zu der Kamingruppe führte, während seine Augen schmunzelnd nach der Bowle plänkelten.

„Und wo bleibt Herr Eberhard?" rief die lebhafte Betty. „Du könntest den Herrn Sonderling frei geben, Mama", daß er uns ein wenig zuhören hilft."

Frau von Saarheim lächelte und sprach einige verbindliche Worte zu dem jungen Manne, der sich darauf verbeugte und zu der Kamingruppe trat, welche es sich bereits recht gemüthlich gemacht hatte. Die dampfende Bowle auf einem Seitentische, aus welcher die Damen fleißig einschenkten, die in malerischen Gruppen gelagerte Gesellschaft, die lustig durcheinander plauderte und lachte, der hellflackernde Kamin, in dem die Flamme munter prasselte, der Comfort der ganzen Umgebung, das Alles machte einen sehr behaglichen Eindruck, wie es schien, selbst auf die Frau vom Hause, die leise zu der Gesellschaft trat und sich neben ihre ältere Tochter setzte. Alle Anwesenden befanden sich offenbar in jener echt deutschen Stimmung, in der lustige Gesellschaften mit Vorliebe die traurigsten Lieder singen, wie „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin", ein Lied, welches gewöhnlich dann angestimmt wird, wenn die Fröhlichkeit den höchsten Gipfel erreicht hat. So regte sich jetzt bei der behaglichen Gruppe am Kamin das dringende Bedürfniß, ihrer behaglichen Stimmung durch schauerliche „Gruselgeschichten" Ausdruck zu geben.

„Jeder muß also eine Geschichte erzählen, bei der man sich recht eingrauen kann", entschied Fräulein Betty.

„Auch Gespenstergeschichten dürfen nicht ausgeschlossen sein", meinte eine ältliche Dame, die von Hymen bisher mit grausamer Verachtung gestraft war.

„Wenn sie nicht zu albern sind", setzte der behäbige Major hinzu, indem er ein frisches Glas auf einen Zug leerte.

„Das pflegt meist eine Eigenthümlichkeit der Jagdgeschichten zu sein", versetzte darauf ein als Sarkastiker bekannter Gerichtsrath, mit einem Blick auf den Major, welcher in Jagdgeschichten à la Münchhausen nicht ungeübt war und in seiner Ressource nach der zweiten Flasche als besonders phantasiebegabt galt.

„Mein Gott", rief das Fräulein, welches seit längerer Zeit alljährlich ihren neunundzwanzigsten Geburtstag feierte, „wir sind ja dreizehn!"

Man scherzte und lachte über den Aberglauben, aber die Stimmung wurde doch etwas unheimlicher, als ein junger Mann, der den letzten Feldzug mitgemacht hatte, an diesen Aberglauben, den das mehrjährige Fräulein für tief begründet erklärte, anknüpfte und nachdem ein jüngerer Herr, der sich sehr höhnisch über den „Blödsinn" ausgesprochen, sich leise aus dem Zimmer entfernt hatte, eine eigens erlebte Geschichte erzählte von Dreizehn.

„Ich gehörte — so begann er — zu den letzten Occupationstruppen, die aus Frankreich zurückmarschirten. Der Tag des Abmarsches war bereits festgesetzt und wir Freiwilligen unserer beiden Compagnien, die in dem lothringischen Städtchen garnisonirten, wollten noch einmal zu einem Abendessen uns auf französischem Boden vereinigen. Wir waren eben vollzählig und wollten uns zu Tische setzen, als ein nicht zu unserer Vereinigung gehörender Militärarzt H. eintrat, den wir Alle sehr gern hatten und den wir daher, als er anfragte, ob er sich unserer Gesellschaft anschließen dürfe, mit einem lautschallenden Ja begrüßten. Während wir bereits beim Braten waren und uns den Rothwein trefflich munden ließen, bemerkt Einer von uns, daß wir dreizehn sind. „Da muß also im Laufe des Jahres Einer von uns sterben!" rief ein Anderer halb scherzend, halb ernst aus, und ein Dritter schlug vor, darum zu würfeln, wen es treffen würde. Der Wein hatte die Köpfe bereits erhitzt und mit hellem Lachen ward von uns um Tod und Leben gewürfelt. Wer hoch warf, jubelte, wer eine niedrige Zahl hatte, machte eine bedenklichere Miene, bis ein Anderer noch niedrigerer warf und bald auch die Reihe an den als lustigen Kameraden bekannten Assistenzarzt kam. Plötzlich ward dieser ernst und weigerte sich, zu würfeln. Er sei in diese geschlossene Gesellschaft nur als Gast gekommen, habe daher kein Recht, mitzuwürfeln, und dergleichen „Ausreden" mehr, mit denen wir ihn höhnten. Endlich gab er nach und warf — einen Einspasch, den niedrigsten Wurf von uns Allen. H. erblaßte sichtlich und schien verstimmt, bis nach ihm ein eben zum Gefreiten ernannter Freiwilliger St. gleichfalls zwei Eins warf und nun plötzlich die Mienen des Doctors sich aufhellten. Nun wurde ein Stichwurf zwischen H. und St. angesetzt, in welchem Letzterer unterlag, so daß er von uns lautlärmend als „Todescandidat" bezeichnet wurde, der vor seinem Scheiden noch ein paar Flaschen Sect opfern müsse, die denn auch erschienen und uns noch muthwilliger machten. St. war der Allerfidelste von uns und ließ die Neckereien der Kameraden getrost über sich ergehen.

Den Morgen darauf rücken wir aus, stoßen zum Regiment und marschiren mit klingendem Spiel der deutschen Grenze zu. St. gehörte zur neunten, ich zur zehnten Compagnie unseres Füsilirbataillons und so vermißte ich ihn nicht eher, als bis wir unterwegs Rast machten und wir beim Frühstück nach ihm fragten, da wir den „Todescandidaten" ob seines voraussichtlichen Katzenjammers weidlich zu necken gedachten. Zu unserm Befremden aber hören wir vom Feldwebel der neunten Compagnie, daß St. plötzlich erkrankt war und im Lazareth zurückbleiben mußte. Unser Befremden war gegenüber dem verhängnißvollen Wurf, den St. gethan, wohl erklärlich. Noch ernster sollten wir jedoch werden, als wir wenige Wochen später, bereits in unserer alten deutschen Garnison, die Nachricht erhielten: St. ist todt.

Digitized by Google

Wie wir später erfuhren, war er nicht an der Krankheit gestorben, die ihn so plötzlich befallen hatte. Es waren die schwarzen Pocken gewesen; bereits wieder von dieser gefährlichen Krankheit hergestellt, hatte St., der immer für eitel gegolten und besonders bei den Frauen seines hübschen Gesichts wegen viele Erfolge errungen, sich einen Spiegel geben lassen und war erschreckt zurückgefahren, als er die noch nicht verheilten rothen Pockennarben erblickte, die ihn arg entstellten. Nun bildete sich der Unglückliche ein, seine Schönheit sei für immer dahin und — erschoß sich in einem unbewachten Augenblicke. Ein eigenthümliches Nachspiel aber hatte diese Tragödie durch die traurige Stimmung, in welcher nun Dr. H. gerieth, der sichs in den Kopf gesetzt hatte, er müßte nun auch in demselben Jahre sterben. Trübsinnig schlich der sonst so Heitere umher, er, der prächtige Gesellschafter und Freund voller Gläser war in seiner Eremitenlebensart nicht wieder zu erkennen, bis das Jahr zu Ende gegangen war und er uns, als in der Sylvesternacht die Glocke das neue Jahr verkündete, mit freudestrahlenden Augen beichtete, nun könne er erst leicht aufathmen, denn bisher habe er immer gefürchtet, auch ihm drohe das Todesloos des unheimlichen Dreizehnten."

Man debattirte natürlich lebhaft über den seltsamen Zufall, wie der Gerichtsrath den Vorfall nannte.

„Der ganze Aberglaube von der verhängnißvollen Zahl Dreizehn", bemerkte ein Gymnasialprofessor, der sich durch ein tiefsinniges Buch „Ueber die ethischen Auffassungen der Ehe zur Zeit der Pfahlbauten" rühmlich bekannt gemacht hatte, „stammt schon aus der ältesten indogermanischen Zeit. Urvasis Fluch erfüllte sich an Ardjuna im dreizehnten Jahr, wie überhaupt bei den Indern das dreizehnte Jahr für unglücklich galt. Die nordische Mythologie läßt ferner Loki, dem dreizehnten der Asen, diesen verderblich werden. Den Juden galt jeder dreizehnte Monat für unheilvoll. Ja selbst zur Zeit der Pfahlbauten —"

„Wollen Sie nicht noch ein Glas nehmen, Herr Professor?" unterbrach Betty geschickt den Ethiker der Pfahlbauten, indem sie ihm mit unwiderstehlicher Miene das dampfende Getränk präsentirte und so, grausam genug, den Gelehrten an der Erläuterung seines Lieblingsthema verhinderte.

„Die gelehrte Hindeutung auf mythologische Beziehungen wird kaum etwas erklären können, was immerhin unerklärlich bleiben wird, wie gewisse Nachtseiten der menschlichen Natur", nahm ein vorhin als Herr von Bergen bezeichneter ehemaliger Gutsbesitzer das Wort, der sich in die Stadt zurückgezogen hatte und nun, als reicher Junggesell, seinen Liebhabereien, die er in großen Curiositätensammlungen fand, nachhing. „Der Aberglaube, mag dieser Freund von der blinden Göttin noch so spottend darüber urtheilen oder der Herr Professor in indogermanischer Mythologie Analogien suchen, bleibt doch uns Allen, die wir besonders für gebildet und vorurtheilsfrei gelten wollen, in Fleisch und Blut eingewurzelt. Mit demselben Munde, mit dem wir den Aberglauben des sogenannten „Verrufens" verspotten, speien wir — die Damen mögen mir die Anführung dieser unästhetischen Thatsache verzeihen — unter den Tisch, unter den wir mit der Hand mehrmals klopfen. So graut uns gleich dem bedächtigen Amasis vor der Götter Neide. Selbst sehr vorurtheilslose ledige Damen werden sich nicht entschließen können

Digitized by

ein Stück Butter zum ersten Male anzuschneiden, um nicht noch sieben Jahre auf die Heirath warten zu müssen. Wie manche stolze Schöne läßt sich heimlich in der Osternacht das schönheitsconservirende Osterwasser von ihrer Zofe schöpfen."

„O, Herr von Bergen", unterbrach das im Zwielicht der Jugend befindliche Fräulein den Sprecher, „Sie haben eine gar zu geringe Meinung von unserm so oft verkannten Geschlecht. Ich leugne, wie Sie wissen, durchaus nicht die Nachtseiten der menschlichen Natur, aber solche Osterwassergeschichten, wie Sie uns zuschreiben wollen —"

„Und doch hast Du so ein curioses Mittel gegen Sommersprossen angewandt, Tantchen", raunte ihre hübsche, junge Nichte, an deren Eroberung der Strategik des ehemaligen Freiwilligen von der Occupationsarmee sehr viel gelegen zu sein schien, der empörten Tante laut genug, daß es die Nachbarschaft vernehmen konnte, ins Ohr.

Eine verlegene Pause entstand, in welcher unterdrücktes Lachen hörbar war, während das ältere Fräulein zu erröthen versuchte.

Der Gerichtsrath fühlte das Bedürfniß, die Pause zu beenden. „Und ich behaupte doch", rief er aus, „daß jede These von dunklen Seiten in der Natur nur Hypothese und daß jeder Glaube an gewisse übernatürliche Vorgänge eine Thorheit ist!"

Ein krachendes Geräusch folgte diesen Worten; eine Porcellanvase war von der Console gestürzt und in Trümmer gegangen. Man untersuchte die Stelle, ob etwas an der Befestigung schadhaft sei, indessen fand sich nichts und die Gesellschaft einigte sich, nachdem man den Untergang der schönen Vase lebhaft bedauert, lachend darüber, man müsse diesen „Fall" entweder als Warnung gegen den Unglauben des Gerichtsraths, oder als „Vorzeichen" erklären.

„Die Vorzeichen und Ahnungen", wendete darauf mit ernster Miene der Professor ein, „seien nicht so rundweg zu verwerfen. Nicht allein die Alten", motivirte er, „glaubten an dieselben, sondern auch die neuere Geschichte weist merkwürdige Beispiele von Vorzeichen, Träumen und Ahnungen auf, die in Erfüllung gingen. So träumte Ludwig XIV., bei der Belagerung von Rochelle, ein Gardist seiner Leibwache zücke den Dolch auf ihn. Er erinnerte sich beim Erwachen genau der Physiognomie, ließ die Garde vor sich treten und erkannte den Mann sogleich, den er in sein Zelt berief und ihm hier auf den Kopf zusagte, er wolle ihn, den König, ermorden. Zerknirscht warf sich der Mann nieder, der von den Feinden gedungen war und bekannte seinen Vorsatz. Bekannt ist auch die wahre Geschichte, die dem Parlamentsrath Cetté in Dijon passirte und die der durchaus glaubhafte Hugo Grotius in seinen Briefen erzählt. Zu dem berühmten Parlamentsrath Salmasius kam eines Morgens sein College Cetté und zeigte ihm die griechischen Worte, die er in letzter Nacht in leuchtender Schrift im Traume gesehen habe. Die Worte bedeuteten: Gehe schleunigst davon, sonst droht Dir der Tod. Cetté verließ auch wirklich sein Haus, das in der nächsten Nacht zusammenstürzte.

Jetzt schien die Gesellschaft in das rechte Gruselfahrwasser gerathen zu sein. Man rückte enger zusammen und besonders hielt es der frühere Freiwillige für ritterlich, seinen Platz dicht neben der hübschen

Digitized by Google

Nichte zu nehmen, die sich bereits ein wenig zu grauen schien und verstohlen nach der Stelle blickte, wo die Vase herabgefallen war.

Auch Eberhard, der bis dahin aufmerksam beobachtet hatte, mischte sich jetzt in die Unterhaltung. „Mir scheint", sagte er, „als habe die Sage, dieses Feuilleton der großen Geschichtsleitartikel, die Ahnungen sehr sinnig durch die Mythen vom Schutzgeist verbildlicht, der jedem Menschen beigegeben ist. Auch in den Nachtgebeten der Kinder, die oft die rührendsten Gedanken enthalten, spielt dieser gute Engel eine große Rolle. Der Dämon des Sokrates, jene innere Warnungsstimme des großen Denkers, gehört wohl auch hierher. Ja selbst der kürzlich gestorbene eminenteste Skeptiker unserer Zeit, David Strauß, der kritische Verstandesmensch par excellence, befand sich im Bann des Glaubens an Ahnungen und Träume."

„Sie wollen doch nicht etwa den Lessing der Theologie zum Spiritisten machen?" warf der Gerichtsrath spöttisch ein.

„Ich bin bereit, meine Behauptung mit den eigenen Worten von David Strauß zu beweisen", erwiederte Eberhard mit Ruhe. „Strauß erzählt wie folgt: Im Frühjahr 1841 (wo also der Erzähler dreiunddreißig Jahre alt war und das „Leben Jesu" bereits seit sechs Jahren erschienen war), wo mich ein Unternehmen wichtiger Art beschäftigte, träumte mir: ich trüge Getreide in eine Mühle und schüttete es von oben hinein. Die Körner kamen aber unten ganz wieder heraus, worüber ich erschrak, weil ich meinte, nun müsse die ganze Mühle zusammenbrechen. Als ich wachend darüber nachdachte, drängte sich mir selbst die Ueberzeugung auf, meine Mühe werde nutzlos sein, ich unterließ die deshalb beabsichtigte Reise und wirklich scheiterte auch das Unternehmen."

Der Gerichtsrath schüttelte den Kopf, den alten Major, dem eine aufrichtige Religiosität, wie oft bei ritterlichen Naturen, Herzensbedürfniß war, schien Eberhards Mittheilung über den bekannten Freigeist sehr zu befriedigen, während Herr von Bergen meinte, es würden sich in Strauß's demnächst erscheinendem literarischen Nachlaß gewiß noch sehr interessante Aufschlüsse über seine Stellung zum Gottesbegriff und der Geistfrage vorfinden.

„Ich halte den Aberglauben der Vorzeichen für durchaus gefährlich und ansteckend", behauptete der skeptische Gerichtsrath. „In meiner eigenen Familie trug sich ein Vorfall zu, der auf diesem kindischen Glauben an ein second sight basirt und der mir unvergeßlich bleiben wird."

„Erzählen Sie, bitte", riefen die Damen und auch die alten Herren, besonders der Major, machten neugierige Gesichter.

„Sie wissen, ich bin aus Nordwestdeutschland", sagte der Gerichtsrath, nachdem er tief Athem geholt hatte. „Die Leute, welche mit dem sogenannten zweiten Gesicht begabt sind, nennen wir „Vorkiekers". Diese Individuen, die ein somnambules Wesen an sich haben, finden sich in unserer Landbevölkerung nicht selten, zuweilen aber auch in städtischen Kreisen. Sie werden von einem Dämon der Phantastik geplagt, indem sie Leichenzüge, Schlachten, todte Familienmitglieder u. s. w. lange vorher zu bemerken vorgeben und die Betheiligten in feierlichem Ton warnen. Diese Leute erinnern an den mittelalterlichen Volksglauben, nach

Digitized by

welchem die Mönche denjenigen ihrer Brüder, welcher demnächst sterben soll, in seinem Kirchenstuhl ohne Kopf sitzend erblicken, oder an den bretagnischen Todtenwagen, den scheußliche Gerippe Nachts vor das Haus Dessen ziehen, der nächstens dem Tode geweiht ist."

„Oder an die Vision Karls XI. von Schweden, der bekanntlich hundert Jahre vor Gustavs III. Tod und Ankarströms Hinrichtung die ganze Procedur in einem actenmäßig erhärteten nächtlichem Gesicht, das er wachend erlebt zu haben behauptete, vorhersah", rief der geschichtskundige Professor.

„Ich bleibe dabei, daß ich all' dieses Zeug für Hirngespinnst überreizter Phantasie halte", fuhr der Gerichtsrath scharf fort, während ein eigenthümlich schmerzlicher Ton in seiner Stimme vibrirte. „Doch gemahnt mich dieses Thema eben an den traurigen Zufall, den ich erzählen will. Ich hatte eine Cousine, ein liebliches Kind von siebzehn Jahren, die ich als gleichalteriger Primaner abgöttisch verehrte und mit den jammermäßigsten Gedichten ennuyirte. Sie wollte von dem dummen Jungen natürlich nichts wissen und heirathete bald einen jungen Kaufmann, der ihr ein behagliches Heim bereitete und sie auf Händen trug. Noch sehe ich sie im Vollgefühl ihres jungen Eheglücks, die blonden Haare lang herabfallend, wie eine Loreley singend und scherzend mit Verwandten und Bekannten, auf Landpartien und winterlichen Tanzkränzchen als Festeskönigin gefeiert. Da — sie war vor Kurzem plötzlich Mutter eines Kindes geworden — fuhren wir einmal von einer fröhlichen sommerlichen Landpartie nach Hause. Die übrige Gesellschaft fuhr in einem großen Omnibus, meine Cousine mit ihrem Mann und mir in einem kleinen Einspänner. Es fiel unterwegs ein sanfter, milder Regen; die Sterne traten nicht hervor, der Himmel war schwarz und nur mit Mühe lenkte der Gatte der schönen Cousine die Pferde durch die finsteren Wege. Wir mußten, als wir nicht mehr weit von unserer kleinen Stadt waren, an dem Kirchhofe vorüber. Da schrie die sonst so heitere junge Frau plötzlich auf und sank ohnmächtig in die Arme des Gatten. Besorgt und bestürzt waren wir um die Leblose beschäftigt, die lange nicht zu sich kam, bis der nachfolgende Omnibus herankam und eine wohlerfahrene Dame durch anstrengende Bemühungen die Cousine wieder zu sich brachte. Sie hatte eine merkwürdige Vision gehabt. Dicht am Kirchhofe war eine riesige, feurige Gestalt mit einer brennenden Schüssel auf dem Haupte auf sie zugeschritten und über den Wagen heraufgewachsen, hatte sie angehaucht und dem kleinen, jüngst geborenen Kind, das sie plötzlich sah, eine feurige Krone aus der flammenden Schüssel um das Haupt gelegt. Vor Schreck war die Arme in Ohnmacht gefallen."

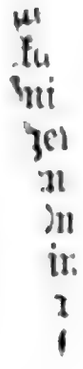
Der Gerichtsrath hielt inne und der Major machte Miene, ihn zu necken, als das neugierige alternde Fräulein den Juristen unterbrach:

„Und was für Folgen hatte diese Vision?" fragte sie.

„Meine Cousine und ihr kleines Kind starben drei Tage darauf", sagte der Gerichtsrath, indem er mit seinem Taschentuch sich eifrig in der Gegend um die Augen zu schaffen machte. „Am Kohlendampf. Der Mann befand sich auf einer Geschäftsreise und die ängstliche Frau hatte sich für die Zeit seiner Abwesenheit aus ihrem Schlafzimmer ausquartirt und ein Zimmer neben der Mädchenkammer bezogen, das frisch ge-

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Scene aus dem Wildererleben.

Nach einer Originalzeichnung von P. Wagner.

Digitized by Google

Digitized by Google

tüncht war und in welches man, um es schneller zu trocknen, eine Schüssel mit glühenden Kohlen gesetzt hatte. Die Schüssel befand sich hinter einem großen Bettschirm und als man das neue Schlafzimmer zurichtete, vergaß man ganz die Schüssel. Am andern Morgen fand man Mutter und Kind — erstickt."

Die Gesellschaft schwieg. Der alte Major schien plötzlich sehr theilnehmend für den Gerichtsrath geworden zu sein und schenkte ihm sein leeres Glas voll.

„Als ich in meiner Jugend — vor wenigen Jahren — Gouvernante bei einem englischen Marquis war", sagte das würdige Fräulein, „hatte ich Gelegenheit, einen eigenthümlichen Glauben der Landbewohner kennen zu lernen. Ein alter Haushofmeister lag im Sterben und neugierig hatten sich die Dörfler vor seiner Thür versammelt, das Ableben des unter schweren Leiden ächzenden alten Mannes zu erwarten. Ich ging gerade an der Thür des in einem Seitengebäude des Schlosses wohnenden Sterbenden vorüber, als mich die alte Amme des Marquis, die im Hause das Gnadenbrod aß, auf einen Funken aufmerksam machte, der in der That wie aus der Thür des Todescandidaten zu dringen schien und langsam in die Luft stieg. Dort behauptete die Alte, ihn noch deutlich verfolgen zu können, während ich nichts mehr sah und geneigt war, die Erscheinung für einen in der Sommernacht verirrten Leuchtkäfer zu halten. Sie aber blieb steif und fest dabei, es sei dies der „Todtenfunke" gewesen, der vom Bette des Sterbenden nach der Grabstätte eile und genau dieselben Bewegungen und Krümmungen mache, wie der Todtenwagen mit der Leiche auf seinem Wege nach dem Kirchhofe. Wenigstens behauptete sie bei dem kurz darauf folgenden Begräbniß, daß der Funke genau ebenso durch die Seitenthür und nicht die Hauptthür der Einfahrt gegangen sei, wie der Leichenwagen."

„Vielleicht gehört zu diesem Thema auch ein Vorfall, den ich selbst von dem betreffenden ehrenwerthen Meister mir habe berichten lassen", versetzte Herr von Bergen. „Die Geschichte ist authentisch und Sie werden sie in vielen Zeitungen angedeutet gefunden haben; es ist Die Geschichte der Todtenuhr.

Ich kam Ende des vorigen Jahres nach Berlin, um mir bei Felsing ein Chronometer repariren zu lassen, als ich dort einen düster blickenden Herrn mit militärischer Haltung fand, der leise und angelegentlich mit dem Besitzer sprach, welcher sich nach dieser Unterredung sehr verbindlich von seinem Kunden verabschiedete. Erst später erzählte mir der renomirte Mechaniker Folgendes: Der düstere Fremde war der Generalmajor v. B., der vor kurzer Zeit infolge häuslichen Unglücks seinen Abschied genommen hatte. Er hatte zu Felsing eine große altmodische, sehr künstlich gebaute Uhr gebracht, um aus derselben einen Mechanismus entfernen zu lassen, durch den die Uhr mehrere Minuten lang in musikartiger Harmonie schlug. Der General hatte dieses mechanische Kunstwerk während des Feldzuges von einem versailler Mechaniker gekauft und sich über ein Jahr lang an der eigenthümlichen Uhrmusik ergötzt. Plötzlich hörte das spielende Schlagen der Uhr auf und kein mechanischer Künstler war im Stande, sie zu repariren. Da begann sie eines Tages anhaltend zu spielen und — einen Tag darauf starb die Frau des Generals. Die Uhr verstummte wieder einige Monate, dann spielte sie

wieder einen Tag vor dem Tode seines Sohnes und zuletzt einen Tag vor dem Hingang der einem heftigen Scharlachfieber erliegenden kleinen Tochter des Generals. Nun wollte der vom Schicksal so hart heimgesuchte Mann den Mechanismus ganz beseitigen lassen, um, da er sich von der verhängnißvollen Uhr nicht trennen mochte, das mögliche Spielen derselben nie mehr zu hören."

„Solche Vorgänge sind allerdings geeignet, das Reich des Aberglaubens zu mehren", meinte der Gerichtsrath. „Sie sollten eigentlich nie durch die Oeffentlichkeit verbreitet werden."

„Und doch weiß der Volksmund von einer „Todtenuhr" zu erzählen, bei der es ganz natürlich zugeht", versetzte der Major. „Es ist dies der bekannte Holzwurm, der mit seinem Rüssel so regelmäßig gegen das Holzwerk der Wände schlägt, in welchen er bohrt, daß es wie das Geräusch einer laufenden Uhr klingt. Das Volk schreibt diesen Würmern Todesmahnungen zu, während es in der That sehr harmlose Thierchen sind. Ich habe viele Insecten dieser Art gefangen und in sehr dünnen Pappschächtelchen aufbewahrt. Da beobachtete ich denn, wie sie mit dem Schnäuzchen gegen die Wand des Schächtelchens anstießen und regelmäßig neun bis zwölf Stöße in regelmäßigen Zwischenräumen thaten. Am lebhaftesten zeigten sie sich bei warmer Witterung."

„Die prophetischen Vorzeichen gelten besonders bei den slavischen Völkern", sagte der Professor. „Hasen, alte Weiber und Geistliche sind als üble Vorbedeutungen gefürchtet, wenn man ihnen früh Morgens begegnet. Dahin gehört auch ein Ereigniß aus dem Leben des russischen Dichters Puschkin. Der Poet gehörte, wie Sie wissen der Opposition an und war eingeweiht in die Verschwörung gegen Kaiser Nicolaus, die nach Alexanders Tode zum Ausbruch kam. Als die Nachricht vom Ableben des zu Taganrog eines unaufgeklärten Todes verblichenen Monarchen zu Puschkin gelangte, eilte dieser sofort nach der Residenz, um an der Verschwörung zu Gunsten Constantins, die vorher geplant war, thätigen Antheil zu nehmen. Nur durch den Glauben an Vorbedeutungen rettete der Byron Rußlands sein Leben. Als er mit seinem Schlitten in das Thor Petersburgs früh Morgens am 26. December 1825 einbog, lief ihm ein Hase quer über den Weg. Sodann begegnete ihm eine alte Frau und danach ein Pope. Da warf der Kutscher die Peitsche weg und bat knieend seinen Herrn zurückzukehren. Puschkin folgte, sonst hätte er mit den anderen Verschworenen das Blutgerüst besteigen oder nach Sibirien wandern müssen."

„Diese Erzählung war mir nicht neu", versetzte der Gerichtsrath „Irre ich nicht, so berichtet sie Adam Mickiewicz in seinen Vorlesungen über slavische Zustände. Ich will aber — und mit diesem Bekenntniß, das Wasser auf die Mühle der Vorzeichengläubigen gießt, begraben wir hoffentlich für heute dieses Thema — eines Vorganges hier gedenken, der dem im April 1848 in Meiningen ermordeten Hofmarschall von Minutoli passirte und der in den Verhandlungen über den Mord zu den Acten gegeben ward. Der unglückliche Cavalier, den ich noch persönlich kannte, hatte eine Woche lang vor seinem Tode unter einem nächtlichen Klingeln zu leiden, das ihm seinen Schlaf raubte. Es klingelte mehrere Nächte hindurch in der nur von dem Hofmarschall und seinem Diener bewohnten „Meierei" im englischen Park, ohne daß sich die beiden In-

Digitized by Google

fassen dieses Klingeln erklären konnten, da die Klingel von außen her nicht gezogen werden konnte. Minutoli so wie sein, übrigens an dem Morde mitschuldiger Diener durchsuchten das ganze Haus, ohne etwas zu finden, und dies unheimliche Klingeln wiederholte sich bis zur Nacht vor Minutolis Ermordung."

„Unsere Unterhaltung hat sich bisher auf einem Gebiete bewegt, welches dem Aberglauben und dem geheimnißnißvollen Trieb in der Menschenseele Nahrung vollauf bietet", sagte Eberhard. „Indessen verzeichnet die Geschichte auf dem Gebiete der Wahrsagungen untrügliche Curiositäten des Zufalls, die immerhin ein gewisses Interesse beanspruchen. Ich weiß nicht, ob — die Gelehrsamkeit des Herrn Professors nehme ich natürlich aus — der Gesellschaft einige Fälle von solchen Prophezeiungserfüllungen bekannt sind, die mich immer interessirt haben."

„Ach bitte, erzählen Sie, Herr Eberhard", bat die junge Nichte. „Die Wahrsagerinnen wissen ja auch aus Karten und Kaffeesatz so hübsch zu prophezeien — Tante und ich habens oft versucht — aber das trifft nicht immer ganz nach Wunsch ein und in der Geschichte hat doch solche Wahrsagerei einen „wissenschaftlichen Anstrich", wie Tantchen ihr Bemühen nennt, Ihre Schriften zu lesen, Herr Professor!"

Der Gelehrte sandte der Leserin seiner Geistesproducte einen anerkennenden Blick zu, der durch ein vielsagendes, süßliches Lächeln des mittelalterlichen Fräuleins — der Professor war unverheirathet — erwiedert wurde.

„Die Zweideutigkeit, die Doppelsinnigkeit ist es", fuhr Eberhard fort, „die in den Prophezeiungen schon seit dem delphischen Orakel die Hauptrolle spielt. Es scheint als ob der Begriff des antiken und orientalischen Fatums in diesen Wahrsagungen sich vorzugsweise gern documentirt. Die Hexenprophezeiungen im Macbeth finden in der Geschichte ihre Seitenstücke. Katharina von Medicis wollte von einem Astrologen erfahren, wo sie sterben würde. Seine Antwort lautete: „Bei St. Germain." Nun vermied sie zwar alle Orte dieses Namens, aber sie starb in den Armen eines Geistlichen, der St. Germain hieß. Alvarez de Luna, den Günstling eines castilianischen Königs, warnte eine Prophezeiung vor dem Dorfe Cadahalso bei Toledo, und er verlor auf dem Schaffot (spanisch cadahalso) sein Leben. Aus Shakespeare wissen Sie ja wohl auch, daß dem König Heinrich IV. von England vorausgesagt war, er würde zu Jerusalem sterben. Er erkrankte in der Abtei Westminster und starb in einem Zimmer, das Jerusalem genannt wurde."

„Das gehört Alles in das Reich des Fatums!" rief der Gerichtsrath, „obwohl Schiller meint: Warnungsstimmen sind es nicht, die uns das Unvermeidliche verkünden. Indessen waltet hier der Zufall so offenbar, daß wir uns von den mystischen Vorgängen immer mehr entfernen und in das hellere Gebiet der Geschichte treten. Die Spiritisten und Somnambulisten würden uns sonst bald zu den ihren haben zählen können."

„Vielleicht liegt dem Somnambulismus doch irgend eine physiologische Sonderorganisation zu Grunde, die die Wissenschaft nicht ermitteln kann", erwiederte Herr von Bergen. „Giebt es doch unter den orientalischen Völkern viel zarter organisirte, nervösere Naturen als bei uns.

Digitized by

Dort nimmt der Somnambulismus zuweilen eine Form an, die höchst originell ist, die der Tintenspiegelwahrsagung."

„Von der Tinte wird unser Professor mehr wissen wollen, als ich", meinte der Major. „Aber das Ding klingt doch so curios, daß wir gewiß Alle gern davon hören möchten."

„Ich weiß nicht", begann der vielgereiste Herr von Bergen „ob Lane's „**Account of the manners and customs of the modern Egyptians**", Ihnen bekannt ist. Es ist ein treffliches Buch und noch immer bei weitem das Eingehendste, was über das wundersame Nilreich veröffentlicht ist. Dort findet sich — das Buch schildert übrigens die Zustände vor vierzig Jahren, ist aber in seinen Natur- und Sittenschilderungen noch heute ganz treu — die von mir erwähnte somnambule Procedur bestätigt. Ich ergänze den merkwürdigen Bericht, den ich nach der Erinnerung möglichst treu wiedergebe, durch die Beobachtungen des Franzosen Leon Delaborde, der um dieselbe Zeit und mit Lane zusammen Zeuge eines solchen merkwürdigen Vorganges war.

(Schluß folgt.)

Der Hahn im Korbe.

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

Ich bin vom Dorf der schmuckste Knab',
Schau' auf die Mädchen stolz herab,
Und jede lacht mich freundlich an
Und denkt: „Hätt' ich ihn doch zum Mann."
Ich bin der Hahn im Korbe.

Am liebsten sitz', die Pfeif' im Mund
Ich bei zwei Schwestern manche Stund'!
Die Ann' Marei liebt mich gar sehr,
Die Käthe aber noch viel mehr.
Ich bin der Hahn im Korbe.

Jüngst nannt' beim letzten Kirmestanz
Die Ann' Marei mich „lieber Franz".
Und Käthe hat mir ganz beglückt
Beim Heimweg warm die Hand gedrückt.
Ich bin der Hahn im Korbe.

Die Wahl — ach! — fällt mir gar so schwer,
Als ob ich jener Esel wär,
Der zwischen den zwei Bündeln Heu
Nachsann, welch' bess'res Futter sei.
Ich bin der Hahn im Korbe.

F. H.

Digitized by Google

Cairoli und seine Familie.

Von **Meta Wellmer.**

Bei dem Attentat auf den König von Italien lenkte sich die öffentliche Aufmerksamkeit wieder in besonderer Weise auf den jetzt wieder ernannten Ministerpräsidenten in Italien, Benedetto Cairoli, welcher die Wunde empfing, die den König treffen sollte. Es verlohnt sich auch im Auslande dessen Lebensgeschichte kennen zu lernen. In ganz Italien ist er wohl der bekannteste und am meisten populäre Mann. Schon vor zehn Jahren kam mir eine italienische Broschüre in die Hände, in welcher Episoden aus dem Lebenslaufe der Brüder Cairoli beschrieben standen und schon damals machte ich einen deutschen Auszug aus derselben, von welchem ich nun Folgendes zusammenstellen kann.

Der Vater des letzten italienischen Ministerpräsidenten Benedetto Cairoli war Professor der Medicin an der Universität Pavia und Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften. Im Jahre 1848 wählten ihn seine Mitbürger zum Podesta (Bürgermeister). Seine Frau, Adelaide geb. Bono, hatte ihm fünf Söhne geboren, und von diesen ist Benedetto der älteste und der jetzt allein lebende. Seine vier jüngeren Brüder, hochbegabte und liebenswürdige Jünglinge nach dem Zeugnisse Aller die sie kannten, sind den Tod für ihr Vaterland gestorben, und Benedetto selbst ward im italienischen Unabhängigkeitskriege zum Krüppel geschossen und ging Jahre lang an Krücken.

Als der Krieg gegen Oesterreich begann, stand von den Söhnen des Professors Cairoli erst Benedetto in dem Alter die Waffen zu tragen. Mit Zustimmung seiner Eltern zog er als gemeiner Soldat in den Reihen der Freiwilligen von Pavia ins Feld und zeichnete sich durch Muth und Intelligenz so sehr aus, daß ihn seine Kameraden auf dem Schlachtfelde zum Hauptmann ernannten. Doch die verlorene Schlacht von Novara 1849, die Reaction, welche ihr folgte, die getäuschten Hoffnungen der Italiener, der Uebermuth der Sieger, das waren der Unglücksfälle zu viele für einen feurigen Patrioten, wie Benedettos Vater lebenslang gewesen und sie brachen ihm das Herz im kräftigsten Mannesalter. Seiner Witwe blieb die ernste Aufgabe, fünf Söhne zu erziehen und das Nachstehende wird beweisen, wie sie dieselbe gelöst.

Der Zeitraum von 1849 bis 1859 waren für Italien zehn Jahre der Verschwörungen. Verschwörungen im Königreich beider Sicilien, in der Romagna, in den Herzogthümern, in der Lombardei. Nur in Sardinien blieben die politischen Emigranten aus den andern italienischen Staaten unter Victor Emanuel unbelästigt. Diese bildeten den Kern der nachmaligen italienischen Revolutionen. Manche unzufriedenen Italiener wanderten wohl auch nach England, Frankreich, Amerika aus und warben dort Hülfe und Freunde für die italienische Sache.

Als Benedetto Cairoli die Waffen niedergelegt, ward auch er ein Mitglied geheimer Gesellschaften und in Folge dessen gefangen genom-

men und in den großen Proceß von Mantua mitverwickelt. Er rettete sich durch Flucht und lebte bis zur Amnestie in Genua.

Die Früchte der eben erwähnten Verschwörungen waren im Jahre 1859 so reif, daß sie in Aufständen in Sicilien, in Unruhen in Mailand und Livorno, in Attentaten auf Napoleon III. und Ferdinand II. von Neapel durch Italiener in der Rührigkeit und den Vorbereitungen Mazzinis allen Augen sichtbar wurden.

Der Staatsmann Cavour und der Kaiser der Franzosen beschlossen, sich an die Spitze der italienischen Nationalbewegung zu stellen, Oesterreich den Krieg zu erklären und hierdurch den explosionsdrohenden Geistern der Revolution gewissermaßen einen Ausweg zu verschaffen. Frankreich und das voraussichtlich durch die Lombardei vergrößerte Königreich Sardinien hielten sich alsdann für stark genug, die italienische Revolution zu regeln, zu zügeln. Die gewonnenen Schlachten von Magenta und Solferino 1859 krönten diese Pläne mit Erfolg.

Den Italienern war indeß dieser Feldzug in einem ganz andern Lichte dargestellt worden und daher strömten überall Freiwillige zu den Fahnen, besonders zu der Legion der cacciatori delle Alpi (Alpenjäger) unter dem Commando Garibaldis. Benedetto Cairoli trat abermals als gemeiner Soldat in dies Corps ein, und in dieser Eigenschaft nahm ihn Garibaldi an. Es wurden demselben hierüber von anderer Seite her Bemerkungen gemacht und Garibaldi schrieb deshalb sogleich an Benedetto Cairoli:

„Man tadelt mich, daß ich Sie als gemeiner Soldat eintreten ließ, aber Sie selbst werden mich rechtfertigen."

Und so war es; diese Zumuthung wurde von dem tapfern Jüngling vollständig erfüllt.

Zu jener Zeit waren auch zwei Brüder Benedettos, Ernst und Heinrich Cairoli, der österreichischen Polizeiwachsamkeit in Pavia entflohen und mit einem Briefe ihrer Mutter zu Garibaldis Lager und Fahnen geeilt. Dieser Brief enthielt nur Wünsche und Segnungen für Garibaldi, für sein Corps, für Italien. Die Söhne Cairoli haben ihrer Mutter stets die zärtlichste Liebe bewiesen und nichts ohne deren Einwilligung gethan.

Am 26. Mai 1859 gegen Abend in dem Gefecht bei Varese trafen Ernst Cairoli zwei feindliche Kugeln, die eine in die Brust, die andere in den Kopf, und mit dem Rufe: Eviva l'Italia! sank er aus den Armen seines Bruders entseelt nieder. Das war der erste der Söhne, welche Adelaide Cairoli dem Vaterlande geweiht und zum Opfer dargebracht hatte.

Dieser Ernst war damals sechsundzwanzig Jahre alt und Doctor der Rechte an der Universität Pavia gewesen. Er wird als ein ernster, dem Idealen znstrebender Jüngling geschildert, dessen reizbarem poetischen Gemüthe es manchmal schwer fiel, sich in die prosaische Wirklichkeit und die Alltäglichkeiten des Lebens zu fügen. Wie von einer Todesahnung bestimmt, hatte er vor seinem Auszuge sein Testament verfaßt. Die darin enthaltenen Verfügungen bekunden sein liebevolles Gemüth, und zu gleicher Zeit ist daraus ersichtlich, in welch günstigen Verhältnissen sich die Familie Cairoli befand, und welch sorgenfreie, glückliche

Digitized by Google

Lebensstellung diese Söhne verließen, um sich freiwillig dem Vaterlande zu opfern.

Vielen seiner Freunde hinterließ er werthvolle Andenken; er stiftete von seinem Vermögensantheil ein Stipendium für einen Studirenden; setzte einen Preis von 1800 Franken für ein patriotisches Gemälde aus; wies 1500 Franken an für die durch den Krieg geschädigten ärmsten Bewohner von Pavia, machte den Armen und der Schule in Gropello, wo seiner Eltern Erbbegräbniß lag, Legate und bedachte seine und seiner Mutter Dienerschaft. Der Schluß seines letzten Willens enthält die zärtlichsten Worte für seine Mutter und für seine Brüder, und der Satz bildet den Schluß:

„Möge die Vorsehung unser heiliges Italien frei und einig machen!"

Ein italienischer Dichter hat dem Dahingegangenen schöne Verse gewidmet. Die Stadt Varese sendete der Mutter ein Beileidschreiben, und errichtete den im Kriege gebliebenen „Alpenjägern" (cacciatori delle Alpi) ein Denkmal, auf welchem zuerst Ernst Cairolis Name steht. Garibaldi nannte den Ort, wo er gefallen, Cairolifeld, und gab dessen Namen als Losungswort am folgenden Tage. Sein Sarg mit der einbalsamirten Leiche war der erste von vier folgenden, welche neben dem des Vaters in der Familiengruft der Cairoli in Gropello beigesetzt wurden.

Der Friede von Villafranca nach den gewonnenen Schlachten bei Magenta und Solferino traf freilich die italienischen Patrioten wie ein Blitz aus heiterem Himmel und erschütterte gewaltig ihr Vertrauen in die Redlichkeit der Regierung und ihrer Alliirten.

Im April 1860 schlug die Aufruhrglocke della Guncia in Palermo die Todesstunde des Bourbonischen Regiments im Königreich beider Sicilien, und die Geschicke Italiens vollendeten sich. In der Eidesformel, mit welcher Ferdinand II. (il re Bomba) einst die Constitution seines Landes beschworen hatte, standen in der ausdrucksvollen Sprache des Südens zur Bekräftigung die Worte: „Breche ich meinen Schwur, so mögen mich die Würmer bei lebendigem Leibe verzehren." Sein Mund sprach diese Worte frevelnd aus, während sein Herz anders dachte und plante, und — die Würmer haben ihn bei lebendigem Leibe aufgezehrt. Warum wird den wundersüchtigen Neapolitanern nicht diese Geschichte zur Beherzigung erzählt, statt derjenigen von dem alljährlichen Flüssigwerden des Blutes des heiligen Januarius?

Diesen Volksaufstand in Palermo eilte Garibaldi am 5. Mai 1860 von den nördlichen ligurischen Gestaden aus mit den berühmten „tausend" Freiwilligen zu unterstützen. Unter denselben befanden sich Benedetto und Enrico (Heinrich) Cairoli; ersterer an der Spitze der siebenten Compagnie, die ganz aus Studenten von Pavia bestand; letzterer als gemeiner Soldat.

Kaum in Marsala in Sicilien ans Land gestiegen, trafen sie bei Calatafimi auf den Feind, den sie in einem blutigen Treffen besiegten.

Benedetto und seine Studiengenossen kämpften wie Helden, so daß Garibaldi sich zu ihnen wendend, diesen Tapfern eins jener zündenden Worte zurief, die ihm zu Gebote standen:

„Eviva! der akademischen Jugend von Pavia! Eviva der siebenten Compagnie! Mit Euch wage ich jedes Unternehmen! Ihr seid ein Kern von Helden, ich möchte Jeden von Euch einzeln an meine Brust drücken!"

Digitized by Google

An den Thoren und in den Straßen von Palermo wurden die beiden Brüder Cairoli bei einem außerordentlich kühnen Angriff verwundet, Benedetto am Bein, was ihn, wie schon gesagt, fast zum Krüppel und kriegsunfähig machte, und Enrico am Kopfe, so daß sein Gehirn bloß lag. Obgleich Garibaldi Benedetto zum Major im Generalstabe nach jenem Kampfe ernannte, so waren doch beide Brüder zu ihrem großen Schmerz schon zu Anfang dieses Feldzuges invalid.

Als ihrer heroischen Mutter die Nachricht von ihrer Verwundung zukam, rief sie, wie jene Spartanerin: „Es giebt noch Andere, welche die Lücken ausfüllen können!" und ihr vierter Sohn Luigi (Ludwig) eilte alsbald nach Sicilien.

Luigi Cairoli wird als ein für die Kunst, so wie für sein Vaterland begeisterter Jüngling geschildert. Nächst dieser schwärmerischen Kunst- und Vaterlandsbegeisterung besaß er aber auch, was sich selten vereint findet, einen scharfen, klaren Verstand und eine ungewöhnliche mathematische Begabung. Der Professor der Mathematik Brioschi nannte ihn eine der schönsten Hoffnungen der Wissenschaft. Auf der Schule in Ivrea hatte Luigi den höheren militärischen Studien obgelegen. Er war indeß seiner glänzenden Zukunft als Generalstabsofficier entsagend, als Unterlieutenant der Infanterie ins regelmäßige Heer 1859 eingetreten, aber der den Italienern unbegreifliche Friede von Villafranca hatte auch ihn tief verstimmt; nicht ein Mal hatte er sich mit dem Feinde gemessen.

Jetzt im Sommer 1860 schloß er sich der Expedition des Generals Sirtori in Genua an. In Calabrien angekommen, ward er zu dessen Adjutanten und Secretär und zum Lieutenant im Generalstabe ernannt. Ungewöhnliche Proben der Tapferkeit und Selbstverleugnung machten ihn seinen Vorgesetzten bemerklich und werth. Er war einer von denen, welche den königlichen General Briganti zur Uebergabe zwangen.

Aber die langen Märsche, die andauernden Strapatzen, die unerträgliche Hitze erwiesen sich seiner Constitution als verderblich. Er erkrankte in Cosenza am Typhus und erlag demselben am 18. September 1860 in Neapel. Während seiner Todeskrankheit sprach er nur von Italien, von seiner geliebten Mutter, von seinen Brüdern. Im October desselben Jahres ward der dritte Sarg in der Cairoli'schen Familiengruft in Gropello bei seiner elterlichen Villa Belgirato am Lago maggiore beigesetzt.

Ein Freund Luigi Cairolis hielt bei der Bestattungsfeier eine schwungvolle Rede und sagte mit Thränen in den Augen: „Dein hoher Geist, Deine engelgleiche Seele, Deine einfach strengen Sitten, die Zartheit Deines Gemüths, Deine glühende Vaterlandsliebe, welche das Opfer des eigenen Lebens als eine geringe Gabe achtete, mögen uns zum Vorbild dienen und zur Nacheiferung anreizen. Du hast Alles geliebt was groß, gut und wahr ist!"

Indem man diese Worte liest, und von der ernsten, gemessenen Trauer der Mutter Cairoli hört, die nun gewissermaßen schon zweimal ihr Leben für das heiß geliebte Vaterland und eine große Idee dahingegeben hatte, fallen uns wohl die Worte unseres Jean Paul ein: „O selig, selig ist der, dem Gott eine große Idee bescheert, für die allein er lebt und handelt, die er höher achtet als alle Freuden, die immer jung und wachsend, ihm die abmattende Einförmigkeit des Lebens verbirgt."

Digitized by Google

In fünf Monaten hatte Garibaldi mit den Seinen das Königreich beider Sicilien erobert und — verschenkte es an Victor Emanuel von Savoyen. Dies ist im Laufe des letzten Jahrzehnts gar zu sehr aus dem Gedächtniß der Mitwelt entschwunden, besonders seit den ferneren Unternehmungen Garibaldis der „allmächtige" Erfolg zu fehlen begann. Der Held jener Siege zog sich damals arm wie er war, als der König anfing, wieder nach Caprera zurück.

Seine späteren verunglückten Züge, gegen Venedig und Rom gerichtet, an welche sich die Namen Sarnico und Aspromonte 1863 knüpfen, sind für diese Aufzeichnungen hier nur erwähnenswerth, weil Enrico Cairoli sich dabei wieder in den Reihen der Kämpfenden befand.

Das Jahr 1866 belebte abermals die Hoffnungen der Italiener, sie wollten Venedig erobern.

Giovanino (Johannes) Cairoli, der jüngste der Söhne Cairolis, für Mathematik begabt wie sein verstorbener Bruder Luigi, hatte auf der Artillerieschule in Turin seine Studien vollendet und war Artillerielieutenant, später Hauptmann im stehenden Heere geworden. An dem für die Italiener unglücklichen Tage von Custozza, den 24. Juni 1866 stand er zum ersten Male auf dem Schlachtfelde.

Dieser Niederlage der Italiener folgte diejenige von Lissa. Nach beendigtem Feldzuge nahm Giovanino tiefbetrübt seinen Abschied aus dem stehenden Heere und erwartete eine bessere Gelegenheit, sich Italien und seinen Brüdern würdig zu zeigen.

Benedetto und Enrico Cairoli standen in jenen Monaten bei dem Freiwilligencorps Garibaldis, ersterer als Commandant des Hauptquartiers, Enrico als Major im neunten Regimente, das von Garibaldis Sohn, Menotti, befehligt wurde.

Der Schauplatz dieser Campagne war das südliche Tyrol. So hatte die Witwe Cairoli abermals die drei ihr gebliebenen Söhne im Kriege, und dachte nur daran, dem Corps dieser Freiwilligen Wäsche, Kleider und Erquickungen zu senden.

Nach der Niederlage Oesterreichs bei Königsgrätz hörte der Krieg in Oberitalien auch auf, und die Italiener erhielten Venedig aus der Hand der Franzosen durch Napoleon III.

Schon während des Sommers 1867 machte Garibaldi kein Geheimniß mehr daraus, daß es seine Absicht sei, noch ein Mal gegen Rom zu ziehen.

Der Name Garibaldis besaß in jener Zeit noch eine magische Gewalt für die italienischen Patrioten, und seine Reden galten als Orakelsprüche; dennoch zweifelten damals schon viele seiner Freunde an dem Gelingen seines Unternehmens und riethen ihm davon ab. Auch die Witwe Cairoli hegte zum ersten Male Besorgnisse, allein sie war weit entfernt, hierdurch ihre geliebten Söhne von der Erfüllung „ihrer Pflicht" abzuhalten, und Enrico und Giovanino Cairoli folgten daher wieder dem Aufrufe Garibaldis, den er im September 1867 erließ. Schon in den ersten Tagen des October waren gegen tausend Jünglinge, die zu seinen Fahnen gezogen, in Rom versteckt; sie sollten dort die bevorstehende Bewegung der römischen Bürger gegen den Papst unterstützen.

Waffen wurden vom Meere her auf dem Tiber erwartet und ein Angriff auf die Besatzung der Engelsburg geplant.

Digitized by Google

Enrico und Giovanino Cairoli befanden sich unter der Schaar dieser Jünglinge in Rom.

Die römische Polizei, von jeher unfähig, Diebe, Missethäter und Verbrecher auszukundschaften und einzufangen, hatte dagegen stets eine feine Witterung, wenn es sich um politisch Verdächtige oder um Ketzer handelte. Sie entdeckte viele der in Rom sich aufhaltenden Garibaldianer und dieselben wurden in die römischen Gefängnisse geworfen.

Die beiden Brüder Cairoli entgingen diesem Schicksale durch die Flucht.

Benedetto Cairoli, der älteste, war damals als Deputirter im italienischen Parlamente und zu gleicher Zeit Mitglied des Comités, welches von Florenz aus für die Krieger zu sorgen hatte, die gegen Rom zogen. In Florenz, der damaligen Hauptstadt Italiens, und bei ihrem Bruder Benedetto holten sich Enrico und Giovanino Cairoli nun neue Instructionen. Kühn stellte sich Enrico an die Spitze einer todesmuthigen Schaar aus fünfundsiebzig Jünglingen bestehend und zog mit denselben Mitte October 1867 abermals gegen Rom los.

Sein Bruder Giovanino machte diese Expedition unter ihm mit und hat dieselbe in einer Broschüre beschrieben, welche heißt: **Spedizione dei Monti Pairoli. 23 ottobre 1867.** Ich hatte diese Broschüre auch in den Händen; sie liest sich in der That wie eine Episode aus dem **Orlando furioso.** Ich kann indeß hier nur Weniges von den Gefahren und Kämpfen dieser kühnen — Nüchterne werden vielleicht sagen tollkühnen — feurig patriotischen fünfundsiebzig Jünglinge geben. Dieselben waren den päpstlichen, wohlausgerüsteten Soldaten gegenüber nur mit Revolvern bewaffnet.

Zweimal in kritischen Momenten hält Enrico Cairoli eine Anrede an die Seinigen und sagt darin u. A.; „Wir ziehen zu einem höchst gewagten Unternehmen aus. Haben wir uns fest zur Ausführung desselben entschlossen, so dürfen wir kaum auf die Erhaltung unseres Lebens rechnen. Wenn es sich aber um das Opfer des Lebens handelt, so ist es nöthig, fest überzeugt zu sein, daß dies Opfer ein nützliches für das Vaterland ist. Wessen Ueberzeugung in dieser Hinsicht schwankt, oder wer seine Meinung von unserem Vorhaben geändert haben sollte, der bleibe zurück. Ich tadle ihn nicht darüber; ich werde ihn im Gegentheil mit der Hoffnung verlassen, ihn doch bald in Rom wiederzusehen."

Kein Einziger trat zurück.

„Wohl denn, meine Freunde", fuhr Enrico fort, „weiter nach Rom! Eine große Mission ist uns anvertraut. Ich hoffe an Eurer Spitze meine Pflicht zu thun, doch sollte ich dieselbe verletzen, so habe Jeder von Euch das Recht mich zu durchbohren."

Diese logischen und energischen Worte wurden mit enthusiastischem Zujauchzen aufgenommen.

Am 23. October ist diese Schaar bei Tagesgrauen in der Villa Gloria auf den Hügeln Pairoli vor Rom angelangt. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldeten vor ihren Augen die Kuppel Michel Angelos. Nachmittags um fünf Uhr trafen die päpstlichen Zuaven mit diesen kühnen Freischärlern zusammen und ein heißes Gefecht entspann sich.

Giovanino Cairoli ward schwer verwundet. Vom Blutverlust ent-

Digitized by Google

kräftet und sein Ende nahe wähnend, fragte er einen neben ihm liegenden Kameraden: „Haben wir gesiegt?"

Der Gefragte antwortete: „Wir müssen wohl gesiegt haben, denn die Päpstlichen fliehen."

„Dann können wir gern sterben", versetzte Giovanino.

Die Päpstlichen hatten die Grausamkeit gehabt, selbst die am Boden Liegenden noch mit dem Bajonett zu stechen.

Enrico Cairoli, der Anführer dieser fünfundsiebzig war schon am Nachmittage durch zwei Kugeln ins Gesicht und in die Brust tödtlich getroffen worden. Seine letzten Worte waren edel und kräftig, wie sein ganzes Leben, und seinen brechenden Augen wurde der Trost des großen Thebaners, die Feinde fliehen zu sehen. Es wird erzählt, daß er, nachdem er lange, anscheinend schon theilnahmlos, still gelegen, im Gefühl des nahenden Todes die Worte gesprochen:

„**E sciolta il problema!**" (Das Problem ist gelöst.)

Seine Freunde bezogen diesen Ausspruch auf das große Räthsel des menschlichen Lebens überhaupt, über welches er oft voll geheimnißvoller Neugier mit ihnen gesprochen hatte. Im Todeskampfe richtete er sich noch ein Mal ganz allein auf und fiel dann entseelt nieder.

Giovanino Cairoli wurde in ein römisches Lazareth gebracht.

Zehn Tage später erfochten die Päpstlichen, verstärkt durch die Franzosen, welche Napoleon III. gesendet hatte, den Sieg über das Häuflein Garibaldianer bei Mentana, vor den Thoren Roms. Ein Telegramm, welches der kaiserliche General von Failly vom Schlachtfelde aus an Napoleon III. richtete, hat eine komische Berühmtheit erlangt. Er meldet den Sieg und fügt hinzu: „**le Chassepot a fait merveille.**" (Der Chassepot hat Wunder gethan), und seit jenem Tage ist der „heilige" Chassepot, der Heilige von Mentana genannt worden.

Einige Monate später machte der Papst aus Courtoisie für die geleistete Hülfe einen Vetter des Kaisers Napoleon, den Prinzen Lucian Bonaparte, zum Cardinal. Als man im Vatican über den Titel berathschlagte, welchen der neucreirte Cardinal von dieser oder jener Parochie, die ihm verliehen würde, annehmen solle, sagte der mitunter trocken faustische Pius IX.: „Nun, er wird wohl der Cardinal Mentana genannt werden!"

Garibaldi hatte freilich nie glauben wollen, daß der Kaiser Napoleon III. der so indifferent in religiösen Materien war, dem Papste Hülfstruppen senden werde.

Ich brachte den Winter 1867—68 in Rom zu, und kam dort acht Tage nach der Schlacht von Mentana an. Wie viel hörte ich flüstern und fragen! auch unter Anderm, daß eine directe Weisung von den Tuilerien an die päpstliche Regierung ergangen sei, den jüngsten Cairoli, Giovanino, alsbald frei aus Rom zu entlassen, wenn er so weit genesen, daß er reisen könne. Das Geschick dieser Heldenfamilie Cairoli bildete einen Gesprächsstoff im Volke wie in den vornehmen Zirkeln. Ich sah hohe französische Damen Thränen darüber vergießen; die Italiener ballten die Fäuste und ihre Augen sprühten vor Erregung und Zorn.

Garibaldis Brief an die Witwe Cairoli, voll des wärmsten Mitgefühls und bewegten Trostes, machte damals die Runde durch die italienischen Zeitungen.

Digitized by

Nun ging die Tragödie der Familie Cairoli ihrem Ende zu.

Am 1. December 1867 bewegten sich zwei vierspännige Leichenwagen durch die Straßen Pavias. Unter einer Fülle frischer Blumenkränze standen die Särge Enrico Cairolis und eines andern Jünglings aus Pavia, Mantovani. Tausende aus der Umgegend und ganz Pavia wohnten diesem traurigen Triumphzuge bei, und im Bericht hierüber heißt es: „Kein Auge blieb thränenleer."

Auch der Jüngste der Cairoli, Giovanino, siechte rettungslos dahin und sank noch vor seiner Mutter ins Grab. Er starb indeß unter der zärtlichsten, mütterlichen und freundschaftlichen Pflege auf dem Landsitze seiner Eltern in Belgirato. Als der Sarg mit der Leiche des Jünglings, der erst nach langen Leiden vollendet hatte, auf einem großen Boote den Lago maggiore entlang nach Arona fuhr, um von dort per Eisenbahn nach der Familiengruft Gropello bei Pavia gebracht zu werden, da salutirten denselben freiwillig Böllerschüsse, auch aus dem kleinsten Dorfe am Ufer des Sees und in Arona und in Pavia ward er feierlich empfangen.

Die Witwe Cairoli überlebte auch noch diesen, ihren Jüngstgebornen, und ist erst 1871 im März in Pavia ihren vier vorangegangenen Söhnen im Tode nachgefolgt. Sie lebte ganz zurückgezogen, von den Bildern und Andenken ihrer vier „Engel und Märtyrer", wie sie sagte, umgeben. Kurz vor ihrem Tode hatten ihr die italienischen Frauen noch ein prachtvolles Album gewidmet und überreicht, in welchem die Thaten ihrer Söhne durch Wort und Bild verherrlicht standen. Ich habe die Photographien der Mutter Cairoli und ihrer fünf Söhne gesehen. Es sind freundliche, sympathische, frisch und frei ins Leben blickende Jünglingsgesichter, nur eins derselben, ich glaube Luigis, schien von einem schwermüthigen Ausdrucke angehaucht.

Die Mutter Cairoli war weder eine Amazone, noch eine emancipirte Frau; ich sah auf ihrem Bilde nur eine von den Jahren und dem Schmerz gebeugte Matrone, mit feinen Zügen und zartem Körperbau. Doch als einer nach dem andern von ihren Söhnen vor ihr in die Gruft gesenkt ward, soll sie manchmal lebhaft und leuchtenden Auges in die Worte ausgebrochen sein: „Meine Seele ist noch nicht dem Schmerz erlegen, weil sie an eine große Zukunft glaubt."

Die große Zukunft ist für ihren Erstgebornen, Benedetto, jetzt gekommen, denn ihm sind die Geschicke Italiens zum zweiten Male gegenwärtig anvertraut.

Benedetto Cairoli soll außerordentlich gewinnend in seinem Wesen sein, man sagt, die Herzen Derer, die mit ihm umgehen, fliegen ihm zu. Noch leben ihm, dem jüngsten Ministerpräsidenten, die Ideale seiner Jugend, und oft schon hat er seinen Wunsch ausgesprochen, daß auch ihm noch vergönnt sein möge, sein Blut und Leben dem heißgeliebten italienischen Vaterlande darbringen zu dürfen.

Digitized by Google

Poetisches Turnier.

VII.

Die letzte Uebersetzungsaufgabe waren die Verse Lord Byrons aus The Island:

— — — — The devotee
Lives not in earth, but in his ecstasy;
Around him days and worlds are heedless driven
His soul is gone before his dust to heaven.
Is love less potent? No-his path is trod,
Alike uplifted gloriously to God;
Or link'd to all we know of heaven below,
The other better self, whose joy or woe
Is more than ours; the all-absorbing flame
Which, kindled by another, grows the same,
Wrapt in one blaze; the pure, yet funeral pile,
Where gentle hearts, like Bramins, sid and smile.

Als die gelungensten Uebersetzungen publiciren wir folgende, die freilich in der Auffassung des Originals von einander abweichen:

Der Zelot

Ist für die Welt und ihre Freuden todt!
Er achtet nicht des irdischen Getümmels,
Sein Geist verlangt nur nach dem Glück des Himmels.
Sind wen'ger mächtig wohl der Liebe Pfade?
O nimmermehr! Sie ist die höchste Gnade,
Von Gott uns armen Sterblichen hienieden
Als Vorgeschmack der Seligkeit beschieden.
In ihrer reinen Flammenglut vermälen
Auf immerdar sich die verwandten Seelen;
Zum Holzstoß wird das heil'ge Feuer ihnen,
Drauf sie sich lächelnd opfern, gleich Braminen.

M. Fatken in Burgsteinfurt.

Der Erde fern, vertieft in himmlisches Entzücken
So eilt des Frommen Geist, dem Körper zu entrücken;
Ihm scheint das ird'sche Sein ein nutzloses Getriebe,
Doch was ist mächtiger und stärker als die Liebe?
Auch sie auf ihren Schwingen trägt uns zu Gott empor,
Sie weiht zu höh'ren Dingen, weß Herz sie sich erkor,
Und führt zum bess'ren Selbst; die Schmerzen wie die Freude
Verständnißinniger erkennen wir nun beide;
Doch einem wild entfachten Feuer zu entstammen,
Sind Zweier Seelen, die in einer Glut entflammen;
Nur große Herzen sind's, die lächelnd, gleich Braminen,
Am Holzstoß — brennend steh'n und selbst als Opfer dienen.

D. Zwirnemann in Cassel.

Fernere Uebertragungen sandten ein: Anna W. in Bremervörde (gewandt aber nicht treu), Clara H. aus P., P. C. Bremen, H. v. W. in Prag, St. M. in Weimar, Agathos in W., Hauptmann P. in G., Anna Hergenroth in N., Bruno Sangerhäuser, L. v. E. in Eisenach, Bartuschek in Lyck, S. M. in Hannover, Horstenbeck in P. bei M., O. 29. in Brandenburg.

Als Uebersetzungsaufgabe VIII. geben wir

Chant d'amour
par Nicolas Martin.

Que deviendrait, dis-moi, l'humble fleur épuisée,
Sans la rosée?
Et l'horizon immense, et l'Océan vermeil,
Sans le soleil?
Et la nuit, si lugubre et sombre sous ses voiles,
Sans les étoiles?
Et gai le rossignol, aux accords palpitants,
Sans le printemps?
Et l'âme, ce roseau que courbe la souffrance,
Sans l'espérance?
Et mon rêve des nuits, et mes hymnes du jour,
Sans ton amour?

Digitized by Google

Für den Bücherschrank.

1) Gratiana. Eine Harzgeschichte von E. Bely. Mit dem Porträt der Verfasserin. C. F. Simon (Herzberg und Leipzig.) — Liebenswürdig und anmuthig erzählt, wie Alles, was die Dichterin aus dem reichen Schatze ihrer Phantasie heraus gestaltet und modern im besten Sinne empfunden und geschildert.

2) Die Baumgärtner von Hohenschwangau. Historischer Roman von Karl Gutzkow. S. Schottländer (Breslau und Leipzig.) — Da der hinterlassene Roman Gutzkow's in Lieferungen erscheint und nur die erste Lieferung uns vorliegt, so muß das Urtheil sich reserviren. Aber nach dem Anfang zu schließen, wird das Werk die großen Geisteszüge seines Schöpfers tragen und von jenem feinen historischen Verständniß beseelt sein, in dem Gutzkow nur noch in Gustav Freytag seines Gleichen hat. Karl Gutzkow's Porträt bringt das Werk in Raab'scher Radirung, die jetzt für literarische Porträts Mode geworden zu sein scheint, aber von Manier nicht frei zu sprechen ist.

3) In den Gewittern der Zeit. Roman aus der Gegenwart von Max Vogler. J. Kühtmann, Bremen. — Lebhafte Farben, starke Glut der Empfindung und entschiedenes Schilderungstalent. Zuweilen wäre Weniger Mehr gewesen, aber die Erzählung fesselt durchweg und die Charakteristik ist liebevoll behandelt.

4) Geschichte der deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts von Ludwig Salomon. Levy und Müller, Stuttgart. — Ein gutes Werk, das mit wohlgelungenen Porträts hervorragender Dichter geschmückt ist. Ludwig Salomon ist ein feinsinniger Poet und bringt als solcher den Literaturströmungen volles Verständniß entgegen.

Der Standpunct, den der Verfasser einnimmt, ist der deutsch-nationale, ohne Hinneigung zu irgend einer besonderen Partei, und von diesem aus beurtheilt er denn auch die geistigen Bewegungen unseres Jahrhunderts und die Spiegelbilder derselben, die deutschen Dichtungen der verschiedenen Perioden. Sehr richtig führt er aus, daß, während man noch die Poeten des achtzehnten Jahrhunderts zum großen Theil als ein besonderes Völkchen für sich ansehen kann, man die Dichter des neunzehnten Jahrhunderts nur als mitten in der Zeitströmung stehende, in nationalen Angelegenheiten fast immer die Anregung gebende und den nationalen Gedanken hegende und pflegende Männer betrachten muß. In Folge dessen hat denn auch der Verfasser die tonangebenden Dichter zum großen Theil anders gruppirt, als man das bisher gewohnt war; immer erklärt er die einzelnen Literaturperioden aus dem Geist der Zeit heraus.

5) Humoristischer Hausschatz für's deutsche Volk, herausgegeben von Ernst Eckstein. Richard Eckstein, Leipzig. Neue Folge. Erster Band. — Der gerechte Beifall, den der Humoristische Hausschatz gefunden hat, war, wie man aus dem Erscheinen der Neuen Folge sieht, ein ehrlicher und gesunder. Für die Perlen seiner humoristischen Literatur ist der deutsche Leser sehr empfänglich, und so wird er auch den mit glücklichem Redactionstact zusammengestellten ersten Band der Neuen Folge entgegennehmen, der Knigge's Reise nach Braunschweig, eine Anthologie aus Glasbrenner, dem Classiker des Berliner Humors, Wilbrandts „Reise nach Freienwalde", K. E. Franzos „Wladislow und Wladislawa" und „Hieronymus Lorm's „Philosophie eines Kusses" enthält. Letztere Skizze ist zwar jedes eigentlichen Humors bar, giebt jedoch eine feine Vivisection des Frauenherzens, die besonders den Leserinnen interessant sein dürfte.

6) Oranien. Schauspiel in fünf Acten von Albert Völckerling. Reinhold Kühn, Berlin. — Ein Drama mit großen tragischen Zügen, das bei der Aufführung in Berlin viel Beifall errungen, dessen Charakterisirung voll und markig, dessen Diction edel und schlagfertig ist, und dem wir eine glückliche Reise durch die Breterwelt wünschen.

7) Meisterwerke der Holzschneidekunst. J. J. Weber, Leipzig. — Der nackte Titel allein und die Firma bürgte schon für die Gediegenheit dieses künstlerischen Prachtwerks, das allerdings mehr für den Albumtisch, als für den Bücherschrank geeignet ist. Das deutsche Haus erhält hier ein Kunstwerk für billigen Preis — jede Monatslieferung kostet nur 1 Mark — und die bisherigen 10 Liefe-

Digitized by Google

rungen haben im Werth des Inhalts sich eher gesteigert, als nachgelassen Diese xylographischen Kunstwerke aus dem Gebiet der Architektur, Sculptur und Malerei bieten in geschmackvoller Auswahl eine anregende Unterhaltung für Auge und Geist, die so recht den Triumph des Holzschnitts, dieses künstlerischen Hausfreundes unserer Zeit, documentirt.

8) Das verlorene Paradies von John Milton. Deutsch von Adolf Böttger. Illustrirt von Gustav Doré. J. G. Bach, Leipzig. — Auch dieses prachtvolle Kunstwerk in Lieferungen ist bestimmt, eine Zierde deutscher Büchertische zu werden. Es wird in 10 Lieferungen à 4 Mark complet werden. Die Meisterübersetzung Adolf Böttgers ist des genialen Illustrators würdig. Man sehe nur das Prachtwerk an. Doré's Hölle ist — himmlisch!"

Salonpost.

H. v. B. Defregger ist ein geborener Tiroler, lebt aber in München.

F. B. in Coburg. Der Ausspruch ist von Jean Paul. Wir wollen Ihnen aber ein anderes geistreiches Aperçu ähnlicher Tendenz anführen, nämlich das von Eötvös: „Das Kind ist halb Engel, halb Affe; wie tief muß es fallen, wie hoch muß es steigen, um ein Mensch zu sein!"

Ch. B. in K. Die beste französische Uebersetzung des Goethe'schen Faust ist ganz kürzlich von Sabatier, dem Gatten der bekannten verstorbenen Sängerin Ungher-Sabatier vollendet worden. Die früheren französischen Faustübersetzungen waren allerdings entsetzlich. Folgende Proben aus der bisher landläufigsten Faustübersetzung mögen das bestätigen. Der geistreiche Uebersetzer übertrug wie folgt: Wie sie kurz angebunden war das ist nun zum Entzücken gar: Et sa courte robe était à ravir. Heiße Magister, heiße Doctor gar: Je m'apelle le docteur Gar. Er schlägt unwillig das Buch zu: Il frappe le livre indigné. Und so weiter mit bekannter französischer Gründlichkeit.

Stud. H. L. in H. Das deutsche Gerichtsverfassungsgesetz bestimmt allgemein, daß die Fähigkeit zum Richteramte durch die Ablegung zweier Prüfungen verlangt werde. Der ersten Prüfung muß ein dreijähriges Studium der Rechtswissenschaft auf einer Universität vorangehen. Zwischen der ersten und zweiten Prüfung muß ein Zeitraum von drei Jahren liegen, welcher im Dienste bei den Gerichten und bei den Rechtsanwälten zu verwenden ist, auch zum Theil bei der Staatsanwaltschaft verwendet werden kann. Es ist aber den einzelnen Bundesstaaten reichsgesetzlich gestattet, den für das Universitätsstudium oder für den Vorbereitungsdienst bezeichneten Zeitraum zu verlängern. Im Anschluß an diese eingeräumte Befugniß ordnet das preußische Ausführungsgesetz unter Beibehaltung der früheren Vorschriften an, daß die Dauer des Vorbereitungsdienstes eine vierjährige bleiben soll.

B. Servier in R. Sie haben läuten hören, ohne zu wissen wo. Die gefüllten Maccaroniröhren, die Sie wahrscheinlich meinen, sind von dem Operncomponisten Nicolo Isouard zu Anfang dieses Jahrhunderts erfunden worden. Isouard behauptete, dem Genuß dieser Maccaroniröhren die Anregungen zu seinen besten Opern zu verdanken, eine Behauptung, über die Brillat-Savarin geschmunzelt haben würde. Diese geschmackvolle Isouard'sche Composition besteht darin, daß Maccaroniröhren mit Rindermark, fein gewiegtem Wildpret, Gänseleber, gehackten weißen piemontesischen Trüffeln und zerschnittenen Austern gefüllt und mit dem Saft von Austern angefeuchtet werden.

A. E. in B. Unsere Componisten sind heutzutage nicht so schöpferisch, wie seiner Zeit Rossini, der in einem Jahr (1816) vier Opern — Barbier von Sevilla, die Zeitung, Othello und Aschenbrödel — componirte.

R. S in Leipzig. In die Mausefalle wollen wir nicht hineingehen, auch wenn Sie uns mit dem Speck der Bewunderung des „Salon" locken.

Digitized by Google

Franz Mengede in D. Stellen Sie in dem Zimmer einen Blaugummibaum oder Fieberheilbaum (Eucalyptus globulus) auf, den Sie von dem Kunstgärtner Max Deegen jun. in Köstritz (Thüringen) für 50 Pfennige bis zu $1^1/_2$ Mark beziehen können. Der Blaugummibaum hat dadurch ganz besonders die Aufmerksamkeit Aller auf sich gelenkt, daß er, in sumpfigen Gegenden angepflanzt, welche durch Fieber heimgesucht werden, wesentlich zur Besserung des allgemeinen Gesundheitszustandes beigetragen hat. In letzter Zeit wird die Aufstellung von Eucalyptuspflanzen in Krankenzimmern, Spitälern ꝛc. von Autoritäten sehr empfohlen.

H. W. in B. Ihren Vorschlag, auch den Aerzten, insbesondere den vom Staat angestellten Physicis, gleich den Richtern Uniform zu geben, meinen Sie doch wohl nicht ernstlich? Vielleicht nehmen Sie als Muster für Ihre projectirte Arztuniform das Costüm, welches der berühmte Arzt und Verfasser der „Einsamkeit" J. G. von Zimmermann bei feierlichen Gelegenheiten trug: Eine Pariser Perrücke mit einem äußerst petitmaitrischen Toupé, ein Kleid von schwarzem Sammet mit einem Unterfutter von weißem Atlas, eine Weste von Silberstoff, Schnallen von falschen Diamanten, einen langen Pariser Degen mit einer weißen Scheide, Manschetten von flandrischen Spitzen, ein seidenes, durch und durch parfümirtes Schnupftuch und in der Hand eine kostbare Tabatiere mit 57 Diamanten.

Dr. Georg H. in H. Das Durchschnittsalter der Professoren auf dreißig deutsch lehrenden Universitäten stellt sich so: Göttingen $60_{,0}$ Jahre, Berlin $58_{,0}$, Münster $57_{,1}$, München $57_{,0}$, Leipzig $56_{,4}$, Jena $56_{,1}$, Breslau $55_{,4}$, Halle $54_{,0}$, Bonn $54_{,7}$, Freiburg $54_{,2}$, Heidelberg $53_{,9}$, Königsberg $53_{,6}$, Bern $53_{,6}$, Marburg $53_{,5}$, Basel $53_{,1}$, Kiel $52_{,1}$, Erlangen $52_{,1}$, Würzburg $51_{,8}$, Wien $51_{,7}$, Greifswald $51_{,1}$, Zürich $51_{,1}$, Gießen $50_{,4}$, Rostock $49_{,8}$, Graz $49_{,7}$, Tübingen $49_{,6}$, Prag $49_{,0}$, Innsbruck $46_{,7}$, Dorpat $46_{,0}$, Straßburg $42_{,1}$, Czernowitz $40_{,6}$ Jahre. Die Verhältnisse von Czernowitz und Straßburg sind abnorm, beide sind neufundirte Universitäten, wohin man natürlich vorzugsweise jüngere Lehrer berief; Graz und Innsbruck sind gleichfalls kürzlich reorganisirt. Ueberdies kann in Oesterreich jeder Professor mit 65 Jahren auf seinen Wunsch pensionirt werden und muß es mit 70 Jahren. In Dorpat tritt nach 25 Jahren Lehrzeit Pensionirung ein. Auf den zahlreich besuchten Universitäten ist das Durchschnittsalter höher, denn bedeutende Gelehrte bleiben dort gern länger, beziehentlich immer, weil sie da auf viel Schüler zu rechnen haben. (Leipzig hat 17 Professoren über 60 Jahre, davon 7 bis 65, 1 zwischen 65 bis 70, 9 über 70 Jahre.)

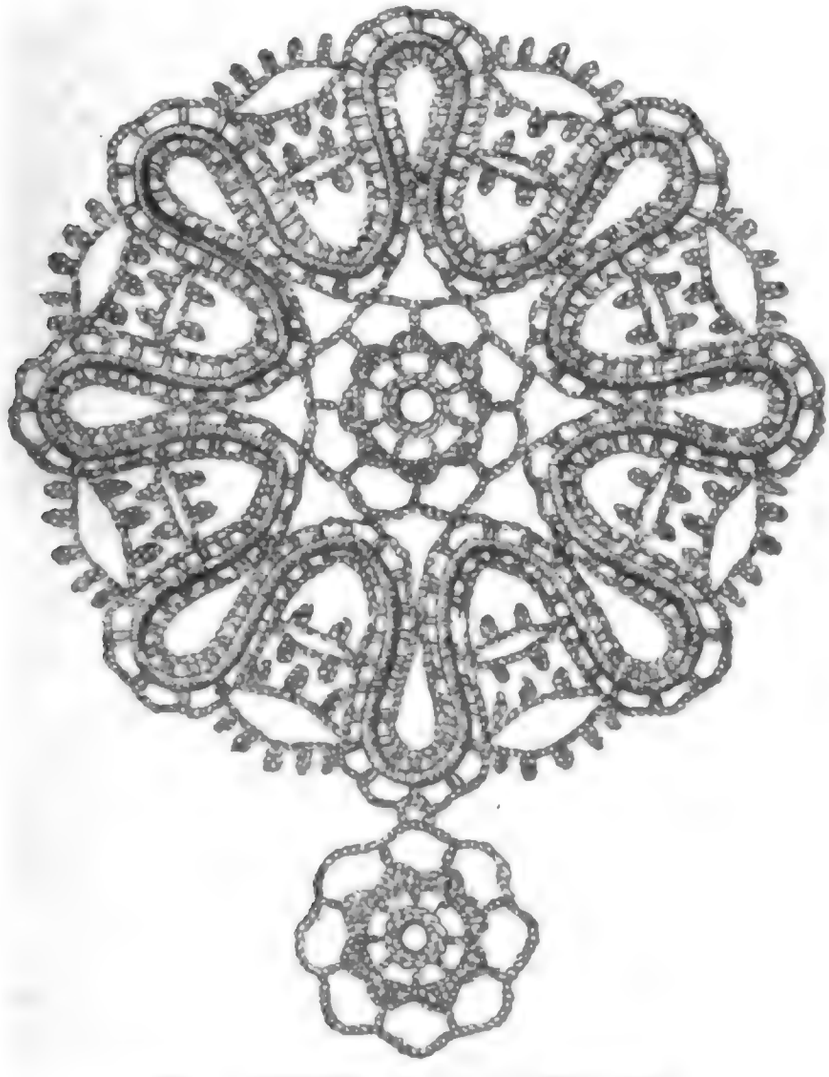
B. R. in Str. Wilhelm Jordan lebt allerdings in Frankfurt a. Main, wo er ein eigenes Haus besitzt und ohne den gewöhnlichen buchhändlerischen Mittelweg seine Werke selbst vertreibt, eine Beschäftigung, in der ihn seine Familie thätig unterstützt. Die Anecdote ist nicht erfunden, sondern wahr, nur lautet sie etwas anders, als Sie sie erzählen. Sie stammt aus der Zeit, als Jordan sich eben in Frankfurt niedergelassen hatte und die alte freie Stadt sich noch keines modernen Canalsystems zu erfreuen hatte. Da eines Tages entschloß sich der wohlweise Rath, wegen der Reinlichkeit und des Geruchs, die ganze Stadt mit Canalisation zu versehen. Gesagt, gethan, der kleine antediluvianische Canalbau, den Jordan in seinem Hause angelegt hatte, mußte dem großen städtischen Unternehmen zum Opfer fallen. Das verdroß ihn schier, und als die Ausgrabungsarbeiten vor seinem Hause in vollem Gange waren, fragte er einen bei dem Bau beschäftigten Mann, anscheinend einen Arbeiter: „Ja, warum bauen Sie denn nur die neue Canalisation, die alte war ja viel besser?" Da tönten ihm, dem Ahnungslosen, in unverfälschtestem Frankfurterisch die Worte durch's Ohr entgegen: „Na, warum haben Sie denn ein neues Nibelungenlied gedichtet, das alte war ja auch viel besser." Der anscheinende Arbeiter war Ingenieur und Bruder eines der bekanntesten Wiener Burgschauspieler, und unser Dichter soll von diesem Tage an eine ganz merkwürdige Gleichgültigkeit gegen jedwede städtische Neuerung gezeigt haben.

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr. 1. Gehäkelter Stern mit Mignardiſe.

Der Anfang wird, wie bekannt, mit dem kleinen Stern in der Mitte gemacht. 6 Lm. werden zu einem Rund geſchloſſen und auf daſſelbe 16 Feſtonſtiche. — 3. Reihe: 1 St., 5 Lm; 1 St., 5 Lm., bis man 8 Strahlen für den innern Stern hat. —



Nr. 1. Gehäkelter Stern mit Mignardiſe.

4. Reihe: 1 einf. M. auf das St., 2 Lm.; 3 St. in die mittelſte M., 2 Lm.; 1 einf. M. auf das 2. St. — 5. Reihe: 1 St. auf das mittelſte St. der innern R., 7 Lm.; 1 St. auf die Mitte der folgenden Zacke. Nun wird die Mignardiſe genommen. 1 einf. M. in ein Picot und zu gleicher Zeit in die mittelſte der 7 Lm. der vorhergeh. R., 3 Lm.; 1 einf. M. in ein zweites P., 2 Lm.; 1 einf. M.

Digitized by Google

in 1 P., 2 Lm.; 1 einf. M. in 1 P.; 2 Lm.; 1 einf. M. in 1 P., 2 Lm.; 1 einf. M in 1 P., 2 Lm.; hierauf in 6 P. gestochen, wobei man nicht mehr als 1 Lm. Zwischenraum läßt, dann in 9 folgende P. ohne Zwischenraum, wobei der Faden gut anzuziehen ist. Man ist nun am obern Bogen der Zacke angekommen, an diesem wird herabgegangen, indem mit 1 M. Zwischenraum in 6 P. gestochen wird; bei der 7. M. wird zugleich in die gegenüberstehende M. des andern aufsteigenden Bogens gestochen, um beide Bogen einander zu nähern und zu verbinden; 2 Lm.; 1 Stich in 1 P., 2 Lm.; noch 1 Stich in die gegenüberstehende M. des andern aufsteigenden Bogens, 1 Stich in 1 P., 2 Lm. Zwischenraum; 1 Stich in 1 P., 2 Lm.; 1 Stich in 1 P., 2 Lm.; 1 Stich in 1 P., 3 Lm.; 1 Stich zu beiden Seiten und bei der mittelsten Lm. der vorhergehenden R. der zweiten Zacke fest angehalten. — Es wird nun an einem zweiten Bogen heraufgegangen, welcher in der bis jetzt erklärten Weise gearbeitet wird; ebenso die 6 folgenden. — Nun bleibt noch die äußere R. über der Mignardise übrig; mit dieser wird der Anfang am obern Theil eines der Bogen gemacht und an diesem herabgegangen. Es wird nach einander in 3 P. gestochen, wobei jedesmal 2 M. Zwischenraum gelassen

Nr. 2. Huthalter. (Mit Dessin.)

werden, dann in 3 andere mit nur 1 M. Zwischenraum; dann für die Höhlung in 9 P. ohne irgend welchen Zwischenraum; nun wird wieder heraufgegangen, in 3 P. gestochen mit 2 M. Zwischenraum, hier wird der erste Verbindungsstrich gemacht; 5 Lm., von denen die 3 letzten in P geschlossen werden; 5 Lm., die 3 letzten in 1 P. geschlossen; 2 Lm., 1 Stich in den aufsteigenden Bogen, bis zu welchem man soeben von rechts nach links gekommen ist; 5 Lm., aus den 3 letzten 1 P.; 5 Lm., aus den 3 letzten 1 P.; 2 Lm., auf das Ausgangspicot zurückkommen; über 3 P. hinaufgehen, wobei 2 Lm. Zwischenraum gemacht werden, noch 3 Lm.; ein zweiter Verbindungsstrich, welcher an der andern Seite Fuß faßt und in seinem Stäbchen 3 P. hat; das entgegengesetzte St. hat deren 5; auf den Ausgangspunct zurückkommen und den obern Theil der Zacke umschließen, indem ein Stich in jedes P. gemacht wird, jedoch mit 5 Lm. Zwischenraum; dies wird 6 Mal wiederholt; dann wird wieder herabgegangen und wie oben beschrieben fortgefahren, bis der Stern vollständig fertig ist. — Der kleine Stern unten, welcher das Verbindungsglied zwischen den großen Sternen bildet, wird ebenso gearbeitet wie der kleine Stern in der Mitte des großen.

Digitized by Google

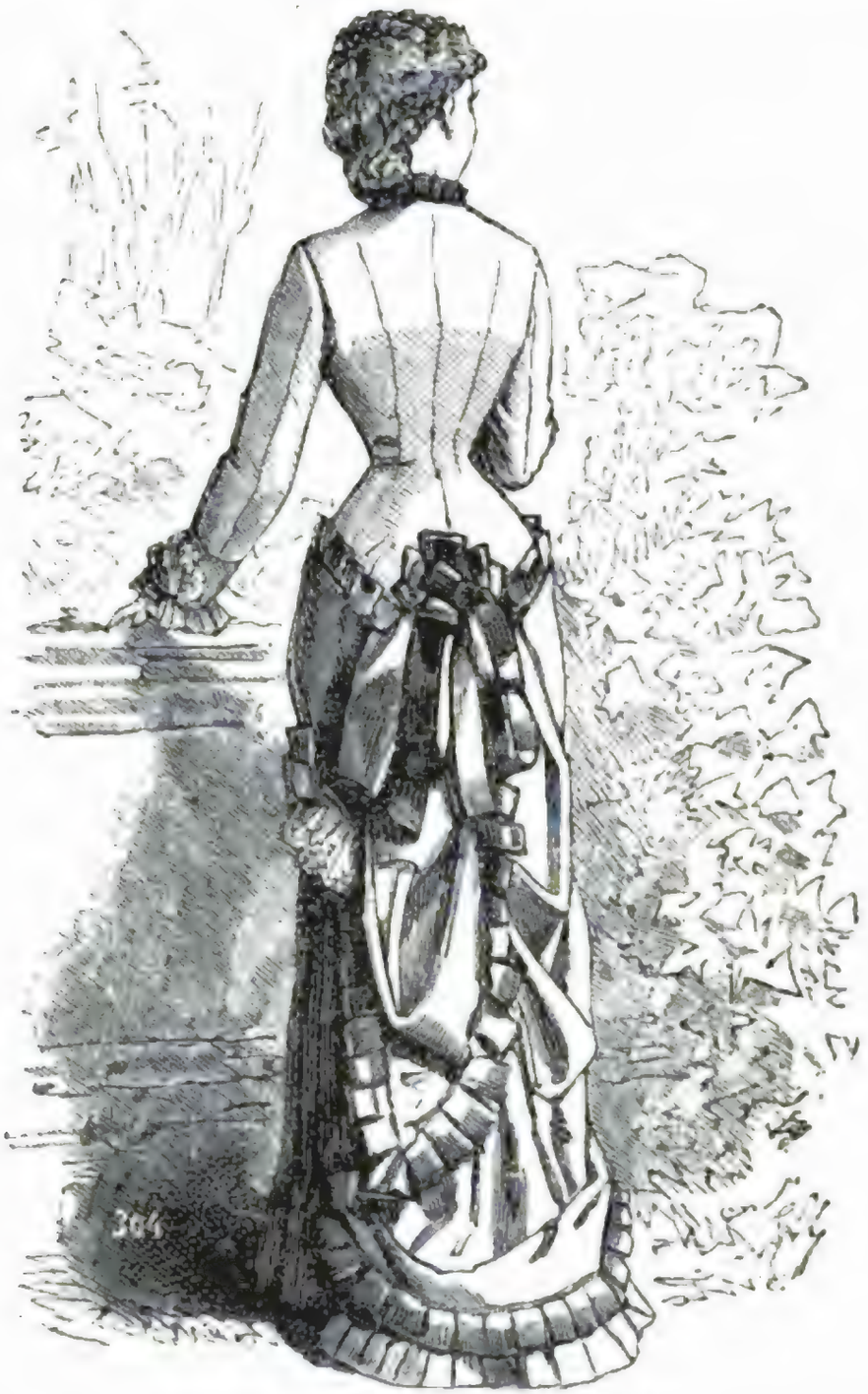
Nr. 2 und 3. Huthalter mit Deſſin.

Dieſes hübſche Möbel in ſchwarzer Holzſchnitzerei mit drehbaren Armen und Knöpfen findet ſeinen Platz in einem Schlafzimmer oder einem eleganten Toilettencabinet. Man hängt den Hut oder die Coiffüre bei Gelegenheiten darauf, wenn man dieſe Kopfbedeckungen bald wieder in Gebrauch zu nehmen gedenkt, oder nicht

Nr. 3. Deſſin zu Nr. 2.

Zeit hat, ſie ſofort an ihren gewöhnlichen Aufbewahrungsort zu bringen. Der innere Raum des zierlich geſchnitzten Rahmens wird mit einer Canevasſtickerei ausgefüllt, deſſen Deſſin in Nr. 3 in natürlicher Größe gegeben iſt. Auf das mit der Vorzeichnung verſehene Canevasoval wird für das Deſſin in der Mitte ein Stück brochirte ſtrohgelbe Seide und für den Grund der Guirlande ein Stück moos-

grüner Rips appliquirt. Durch diese Farbenzusammenstellung wird ein schöner Effect erreicht. Die Stickerei der Guirlande geschieht theils auf den Seidenapplicationen, theils auf dem Canevas im Hochstich und im russischen Stich. Die Klatschrose und ihre Knospen sind in vier Nüancen lebhaft roth, der Kelch wassergrün und die Staubfäden schwarz. Zwei Maßliebchen sind in weißer Wolle durch einen weißen Stich gehoben; zwei Kornblumen in blauer Wolle, durch einen weißen Seidenstich gehoben, mit gelb und grünem Kelch; die Knospen mit den übrigen Nüancen harmonirend, die Kornähren in drei Nüancen gelb auf moos-



Nr. 4. Toilette für's Haus. (Rückansicht.)

grünem Grunde; das Blattwerk in frischem und verschiedenem Grün; die Zweige moosgrün auf dem Canevas; der übrige Grund im Kreuzstich in johannisbrodbrauner Seide. Das fertige Oval wird flach auf ein entsprechendes Stück Carton gezogen und mittels Drahtstiftchen ohne Köpfe im Rahmen befestigt.

Nr. 4 und 5. Toilette für's Haus. (Rück- und Vorderansicht.)

Dieser Anzug ist aus einem Rock von filzgrauem Wollenstoff und einem großen eng anliegenden Pompadour-Gilet von Satinet zusammengesetzt. Der Rock ist

vorn und an den Seiten vertical gefältelt; auf den Rückbahnen ein Plissé, unter welchem die drapirten Bahnen der Tunica angeheftet sind. Letztere ist auf der Rückseite in Prinzeßform. Auf der Vorderseite tritt unter ihr ein sehr großes Pompadour-Gilet von Satinet hervor. Dasselbe ist mit einer, bis zum Halsausschnitt als Jabot heraufsteigenden bretonischen Spitze garnirt. Die Seiten der Tunica sind als Panier-Revers zurückgeschlagen und verlieren sich auf der Rückseite unter einem Schluppenbüschel. Die Garnitur am Rande ist aus, von assortirtem Band gebildeten kleinen Schluppenreihen gebildet. Unten zu beiden Seiten des

Nr. 5. Toilette für's Haus. (Vorderansicht)

Gilets je eine Tasche. Am runden Aermel ein Pompadour-Aufschlag mit, aus Spitze geformten Muscheln und an der Seite eine Schleife.

Nr. 6 und 7. Briefbehälter. (Mit Dessin.)

Das Mittelstück besteht aus gepreßtem Leder, eine Eichenholzschnitzerei nachahmend, auf einem Grunde von dunkelrothem Sammet. Das Täschchen ist mit cerise Atlas gefüttert. Von gleicher Farbe sind auch die Falten desselben. Das Ganze wird auf einer Unterlage von Canevas befestigt, welcher mit einer aus Rosen-

Knospen und Vergißmeinnicht gebildeten Guirlande im Hochstich bestickt ist (Dessin Nr. 7); die Blumen in ihren natürlichen Farben in Seide, die Blätter in verschiedenen Nüancen Grün in Wolle. Der Grund ist im Kreuzstich in sehr dunkelmalachitgrüner Wolle. Der Canevas wird auf mit Satinet gefütterten Carton gezogen und mit einer assortirten Rundschnur eingefaßt.

Nr. 6. Briefbehälter. (Mit Dessin.)

Nr. 8 bis 10. Promenaden-Anzüge mit Confectionen.

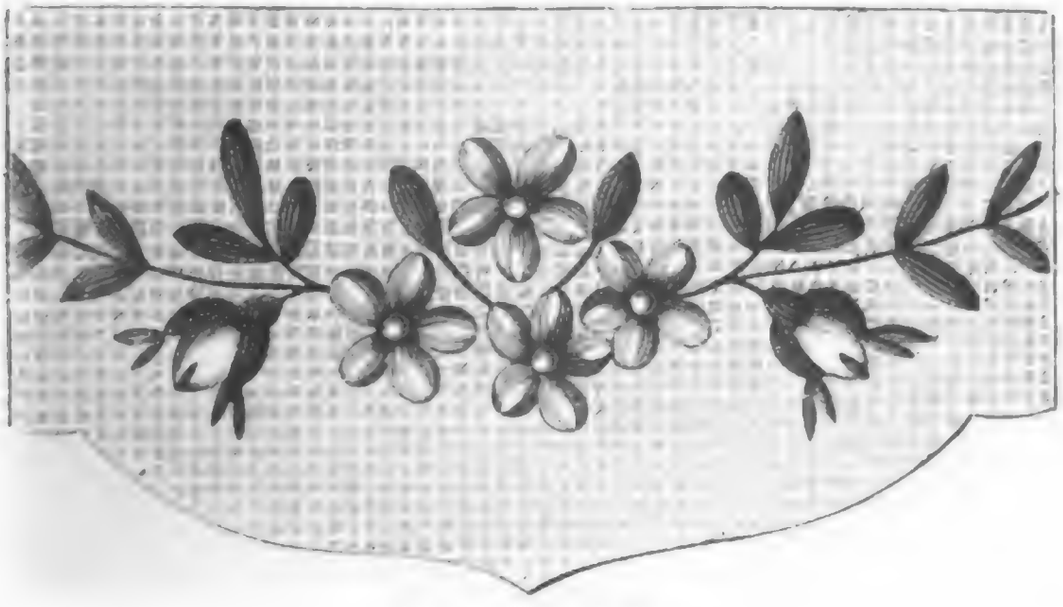
Nr. 8. Mantelet von Filet. Das Filet, aus welchem dieses an den Schultern umgeschlagene Mantelet besteht, ist von schwarzer Seide. Die Seidenfransen, die es ziert, werden in den Maschen des Filets befestigt. Kleid von grauer Faille und bei Drapirung mit Paniers bedachter Tunica, die mit Faillepliſſés und Faille-

Digitized by Google

schleife geziert ist. Runder Strohhut von italienischem Stroh mit auf der linken Seite emporgebogenem mit schwarzem Sammet gefüttertem Rand. Umwindung und Draperie von schwarzem Sammet und natürliche Federn.

Nr. 9. Mantelet Façon „Sylphide". Dieses Mantelet ist von indischem Caschmir und hat Atlasrevers mit Spitzenplissés umgeben. Der Rand der Pelerine ist mit einem Spitzenplissé, mit darauf appliquirter Passementerie, garnirt, die herabhängenden Bahnen mit drei Reihen Muguetfranse, übersetzt mit einer muschelförmig vorn aufsteigenden Spitze. Um den Halsausschnitt Passementeriebesatz und ein, eine Halskrause bildendes Spitzenplissé. Schwarze Atlasbandschleifen am untern Rande der hintern Mitte der Pelerine und vorn als Abschluß des Halsausschnitts. Kleid von fischotterfarbener Faille mit Polonaise. Marinehut von weißem Bastgeflecht, dessen Ränder mit schwarzem Atlas gefüttert sind. Fischotter- und granatfarbene Atlasbänder und gleichfarbige Federn.

Nr. 10. Pelerine à la Henri II. Diese Pelerine aus Seide oder Tüll ist über und über mit Rüschen, Spitzen Tom-Pouce und Jetfransen bedeckt. Rings um den Hals bilden sechs kleine Spitzenrüschen einen mooskartigen Kragen. Die Vordertheile sind mit breiteren längs herablaufenden Spitzenplissés und mit einer Atlasrüsche garnirt. Die gleichen Spitzenplissés laufen noch um den untern Rand, sind aber hier mit einer Jetpassementerie übersetzt. Unter den Spitzenplissés der Vordertheile ist je eine Oeffnung angebracht, die dem Arm gestattet durchzuschlüpfen. Eine schwarze Atlasbandschleife zur Seite vervollständigt den reichen



Nr. 7. Dessin zu Nr. 6.

Ausputz der Pelerine. Kleid von écrufarbenem Foulard mit Seidenstickerei. Schwarzer Strohhut, Façon gendarme, dessen Ränder mit schwarzem Sammet gefüttert. Um die Calotte eine schwarze Feder.

Nr. 11 und 12. Uhrenhalter in Stuhlform.

Das Gestell zu diesem originellen Uhrenhalter ist von vergoldeter Bronze, der Ueberzug des Sessels und der Lehne Häkelarbeit in Doppelmaschen in gezwirnter Seide. Die Farben sind: für den Grund schwarz und für das Dessin roth, grün, violet und maisfarben. Der Anfang geht von der Mitte aus und wird regelmäßig zugenommen, wie beim Häkeln des Fonds eines Tabaksbeutels. Will man sich die Mühe des Häkelns ersparen, so kann man das in Nr. 12 in natürlicher Größe gegebene Dessin mit feiner Seide in verschiedenen lebhaften Farben im russischen Stich auf schwarzen Atlasgrund sticken.

Nr. 13. Viertel eines Tafelteppichs.

Auf den 66 Cmtr. langen und 45 Cmtr. breiten Grund von hellblauem Militärtuch befestigt man einen 4 Cmtr. breiten Streifen von blaßgelbem Tuch in Form eines Rahmens. In jede der vier Ecken des letztern wird ein wappen-

Digitized by Google

Nr. 8 bis 10. Promenaden-Anzüge mit Confectionen.

Nr. 8 bis 10. Promenaden-Anzüge mit Confectionen.

schildähnliches Medaillon von feinem granatrothen Tuch appliquirt. Der gelbe Streifen ist an jeder Seite mit zwei starken Wollfaden eingefaßt, von denen der eine roth und der andere havanafarben ist; diese Fäden sind mit gelben Seidenstichen umstochen. Auf dem Streifen Rauten in resedagrüner Wolle mit einer etwas hellern Seidennüance umstochen; in den Rauten Gitterwerk von hellrosa Seide mit braunen Stichen. Zwischen den Rauten in Spitzen gruppirte Striche in brauner Wolle mit hellbraunen Seidenstichen; zwischen den Spitzen Knötchenstiche in hellblauer Wolle; in den untersten Winkeln der Spitzen Palmblätter von der nämlichen Wollennüance in Lanzettstichen. Auf den granatfarbenen Tuchschildern wird im Hochstich eine runde Musche in goldgelber Seide gestickt, der Stiel derselben in brauner Seide im Kettchenstich, die beiden Blätter in grüner Seide im Hochstich. Die mexikanischen Stiche, mit denen das Schild aufgeheftet ist, sind in rosa fleischfarbener

Nr. 11. Uhrenhalter in Stuhlform.

Seide. Die Contouren der Ecke im Innern sind in grauer, mit weißer Seide umstochener Wolle und bilden eine Palme, welche mit Hochstichen in nüancirter rosa Seide ausgefüllt ist. Die Contouren zu jeder Seite in grüner Wolle, mit Hochstichen in grüner Seide ausgefüllt; Knötchenstiche in rosa Seide; die Grundlinien in havana Seide im Hochstich. Doppelte Einfaßlinie in havana Wolle mit gelber Seide umstochen. Knötchenstiche in gelber Wolle. Die Contouren der Halbmonde in havana Wolle mit Hochstichen in blauer Seide ausgefüllt. Der äußere Rahmen besteht aus gelbem Tuch, auf welches eine Reihe abwechselnd großer und kleiner Blätter in rosa Seide im Hochstich mit Contouren in havana Wolle gestickt sind. Zwischen den Blättern Linien in brauner und Knötchenstiche in blauer Wolle. Die Enden der größeren Blätter werden rings um den Teppich mit Quasten von gekämmter Wolle in allen verwendeten Farben garnirt. Als Futter wird Satinet genommen.

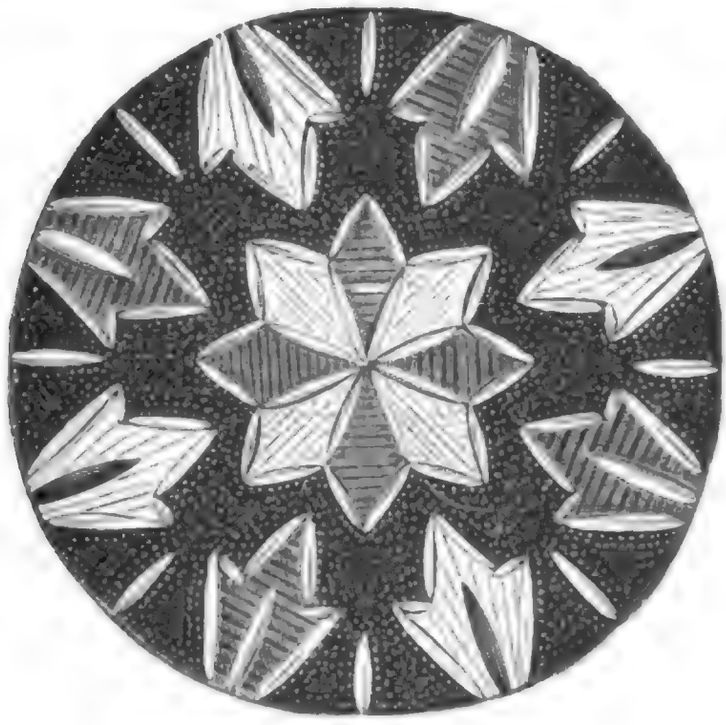
Digitized by Google

Nr. 14. Gehäkelte Spitze.

Man bediene sich hierzu einer feinen stählernen Häkelnadel und irländischen Zwirns Nr. 120. Als Anschlag 11 Lm. 1. Reihe: 2 St. in die 7. M., 2 Lm., 2 St. in die folg. M., 3 Lm., 1 Doppelst. in die 1 M., 7 Lm., 1 St. in die nämliche M. — 2. Reihe: Die Arbeit umgewendet und 16 Dm. unter die Kette, 2 Lm., 2 St., 2 Lm., 2 St. unter die 2 Lm. der vorherg. R., 2 Lm., 1 St. in die 2. der 4 Lm. der vorhergeh. R. — 3. Reihe: 4 Lm., 2 Dm., 2 Lm., 2 Dm. zwischen die St. der vorhergeh. R., 2 Lm., 1 St., abwechselnd getrennt in jede der M. der vorhergeh. R. — 4. Reihe: 3 Lm., 1 Dm, getrennt durch 3 Lm, in jede der Lm. der vorhergeh. R., 3 Lm., 2 St., 2 Lm., 2 St. zwischen die St. der vorhergeh. R., 2 Lm., 1 St. in die 2. Lm. der vorhergeh. R. — Wiederholt vom Anfang an, hier werden die 7 Lm. in die 6. Schuppe der 3 Lm. am Rande der letzten Gruppe gehäkelt, anstatt in die 1 Lm. der 1 R.

Nr. 15. Stern in Mignardisen-Häkelei.

Für die Mitte werden 4 Picots, jedes zu 10 Luftmaschen gemacht, welche, rund geformt, das Kreuz bilden. 2. Reihe: 1 Stich in die Mitte jedes Picots, 7 Ketten-



Nr. 12. Dessin zu Nr. 11.

maschen, von denen die 4 letzten zu einem P. mit umgekehrtem Kopf geschlossen werden; 3 Km., 1 Stich in den zweiten Arm des Kreuzes — 3. Reihe: Sämmtliche Stäbchen um den Kreis ohne abwechselnde M. Für den ganzen Kreis sind 32 erforderlich. — 4. Reihe: 3 Stiche in die Stäbchen der vorhergeh. R.; 10 K. oder Luftm.; die 4 letzten in 1 P. geschlossen, 3 Km.; 2 Stiche in den festonnirten Ring in der Mitte. — 5. Reihe: 3 Stiche in die 3 M.; in die Mitte der Picots der vorherg. R. 5 Km. (oder Zwischenraummaschen); 3 Stiche in die Mitte des 2. P.; dieses noch 7 Mal wiederholt, indem der Stern 8 Zweige hat. — 6. Reihe: Sämmtliche Stäbchen in die Kettchenreihe der vorhergeh. R., es sind deren 48 erforderlich. — 7. Reihe: Eine Galerie abwechselnd aus Stäbchen und Km. — 8. Reihe: 1 St. in die vorhergeh. R., 1 Stich in 1 P. der die Spitze um den Stern bildenden Mignardise; 1 übersprungen, 1 Stich in 1 P.; 1 übersprung., 1 St. in 1 P.; 5 Lm., 1 St. in die Galerie; 2 Lm., 7 Lm.; die letzten 3 in 1 P. geschlossen, 3 Lm.; zurückgehen in das P., welches für die erste Arbeit gemacht wurde, dann um die Zacke gehen und in jedes der P. stechen, 1 Lm., ausgenommen in der Mitte, wo keine Km. gehäkelt werden, um die P. einander zu nähern, so daß sich eine regelmäßige abgerundete Zacke bildet. Ist man bis zur Hälfte der herabgehenden Seite gekommen, so werden 5 Km. gemacht, von denen die 3 letzten zu einem umgekehrten P. geschlossen werden, 4 Km., die 3 letzten zu einem umgekehrten P.;

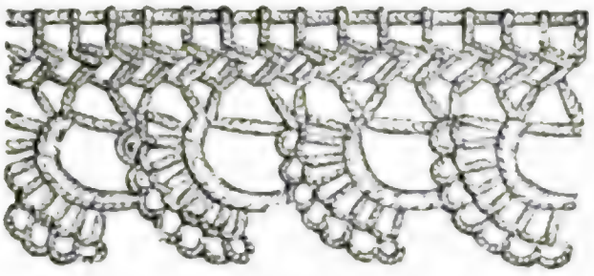
Digitized by Google

2 Km., hierauf wird am parallelen Zweig angelegt. Auf diese Verbindung von links nach rechts wird zurückgekommen, indem wieder 3 P. mit dem Kopf nach

Nr. 13 Viertel eines Tafelteppichs.

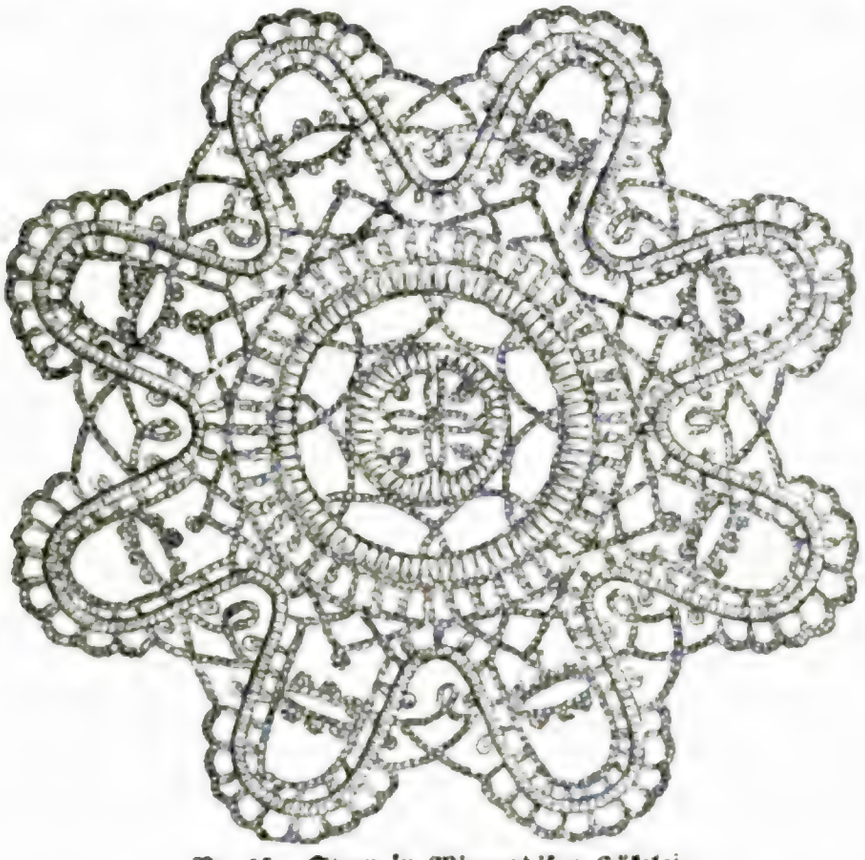
Digitized by Google

oben gemacht werden worauf auf das nämliche P. zurückgegangen wird, um dann wieder an der Zacke herabzugehen; so kommt man an der durch die von rechts nach links mittels Km. gebildeten Zacke an und sticht in die dritte dieser Km.; 3 Lm.,



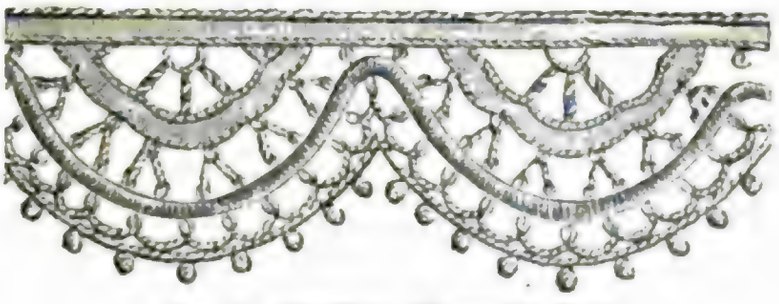
Nr. 14. Gehäkelte Spitze.

auf der Galerie Fuß gefaßt und die 3 P. der Mignardise am untern Theile der Zacke durch eingeschobene Stiche mit einander verbunden, wie schon oben erwähnt. Aus dem bisher beschriebenen geht hervor, daß das ganze Innere ohne abzubrechen



Nr. 15 Stern in Mignardisen-Häkelei.

hinter einander fortgearbeitet wird. Die äußere Reihe ist, wie ersichtlich, aus einfachen M., in die mit 5 Lm. abwechselnden P. zusammengesetzt. In die Vertiefungen werden 9 Km. gemacht, 1 P. übersprungen, 3 Km., 1 P. mit umgekehrtem



Nr. 16. Gehäkelte Mignardisenspitze.

Kopf, der mittlere Stich ist mit dem P. der Mignardise zu verbinden, was leider auf dem Dessin durch Schuld des Zeichners weggelassen worden ist, 3 Km., 1 Stich n 1 mit dem zweiten Zweig correspondirendes P.; 4 Km., 1 Stich in die fünfte

der 9 parallelen Km., wodurch die Kreuzung bewirkt wird; 4 Km., 1 Stich in 1 P., wobei 1 P. als Zwischenraum gelassen wird. Um die ganze Zacke herumgehen, wie bei der ersten.

Nr. 16. Gehäkelte Mignardisenspitze.

Man bedient sich dazu feiner Mignardise, irländischen Zwirns Nr. 80 und einer feinen stählernen Häkelnadel. **1. Reihe:** 1 Doppelmasche, getrennt durch 3 Luftmaschen in drei nach einander folgende Picots der Mignardise, 5 Lm., 1 Dm. in

Nr 17. Schlummerrolle.

das folgende P., 5 Lm., 1 Dm., getrennt durch 3 Lm. in 5 sich folgende P., 3 Lm., 1 einf. M. quer über die 3 zusammenfolg. P., 3 Lm. Wiederholt. — **2. Reihe:** 1 einf. M. unter die 3 Lm., welche zuerst gemacht wurden, 5 Lm., 1 einf. M. in die zweite, 1 Lm., 1 einf. M. unter die 3 folg. Lm., * 6 Lm., 1 einf. M. in die 2., 1 Lm., 1 einf. M. unter die 3 folg. Lm. 2 Mal vom Zeichen * an wiederholt † 7 Lm., 1 einf. M. in die 3., 2 Lm., 1 einf. M. unter die folg. Lm., 1 Mal vom Zeichen † an wiederholt, 6 Lm., 1 einf. M. in die 2., 1 Lm., 1 einf. M. unter die folg. Lm., 3 Mal wiederholt vom letzten Zeichen † an, dann wieder mit der

Nr. 18. Rundes Tabouret mit Bambusgestell.

1. R. angefangen. — Für die Mitte. 1. Reihe: 1 einf. M. getrennt durch 3 Lm. in 2 P. zwischen 2 Schuppen, 6 Lm., 1 St., * 1 Kreuzstäbchen in die beiden folg. P. Für das Kreuzstäbchen wird der Faden 3 Mal über die Nadel gedreht, dann in das P. gestochen und die Hälfte der Schlingen abheben, 1 St. in das folg. P., dann alle Schlingen abgehoben, 1 Lm., 1 St. in die Mitte des Kreuzst., 3 Lm., 5 Mal wiederholt vom Zeichen * an. Die R. wieder angefangen. — **2. Reihe:** 7 Dm. unter die M. im obern Theil der Schuppe, 5 Dm. unter die 3 ersten der 6 Lm., 1 St. in die 27 folg. M., 5 Dm. unter die 3 letzten Lm. Wiederholt. —

Digitized by Google

3. Reihe: 1 einf. M. in jede der Dm. der vorhergeh. R., darüber 3 M. übersprungen, 1 St. in die folg., 7 Lm., darüber 4 M. überspr., 1 Dst. in die folg. 7 Lm., darüber 4 M. überspr., 1 St. in die folg., 3 Lm. Wiederholt. — 4. Reihe: 1 St in 25 auf einanderfolg. M. der letzten R. (s. Dessin), darüber. nach den Dst. 5 M. überspr. Wiederholt.

Nr. 17. Schlummerrolle.

Diese Arbeit wird auf einem Stück marineblauem Caschmir von $1_{,10}$ Meter

Nr 19. Dessin zu Nr. 18.

Länge ausgeführt. Der Umfang des Kissens ist zu 15 Cmtr. angenommen. Um die Streifen im Kreuzstich zu sticken, spannt man sehr leichten Canevas auf das Caschmirstück und stickt das dazu bestimmte Dessin im Markenstich in cardinalrother, den Grund in maisfarbener algerischer Seide. Nach beendeter Stickerei werden die Canevasfäden ausgezogen, die Rolle an beiden Enden durch Zusammenziehen in Falten geschlossen und der Faltenschluß unter einer Quaste verdeckt. An diesen Stellen wird auch die Henkelschnur befestigt, mittels welcher die Rolle über die Stuhllehne gehängt wird. Die Rolle selbst wird mit Roßhaaren ausgestopft.

Nr. 18 und 19. Rundes Tabouret mit Bambusgestell. (Mit Dessin.)

Auf ein rundes Stück bronzefarbenes Tuch von geeigneter Größe mit Vorzeichnung werden die Applicationen von Reps in altgoldfarbener Nüance geheftet. Das Dessin (Nr. 19) bildet einen achtstrahligen Stern in der Mitte mit einem verzierten Rand um denselben. Sämmtliche Contouren sind von einem Faden

Digitized by Google

granatfarbener Wolle bedeckt, in welchem ein gelber Seidenstich. In jeden der Strahlen des Sternes wird ein Zweig im Doppel-Fischgrätenstich, ein gelber und ein brauner, in algerischer Seide eingestickt; ein anderer Zweig in gelber Seide im Kettenstich kommt zwischen die Strahlen. An den Contouren des Randes in das bronzefarbene Tuch ein mexikanischer Stich in gelber Seide. Die Kleeblätter sind in brauner und die Rauten in dunkelrother Seide.

Nr. 20. Kapsel zum Aufbewahren von allerhand kleinen Gegenständen.

Dieser niedlichen Phantasiekapsel, in welcher ebensowohl kleine Gelegenheitsgeschenke überreicht werden können, als sie auch zum Aufbewahren von allerhand

Nr. 20. Kapsel zum Aufbewahren von allerhand kleinen Gegenständen.

kleinen Gegenständen, als Garnknäulen, angefangene Häkeleien u. dergl. dient, ist deshalb eine ovale Form gegeben worden, damit darin um so sicherer längere Gegenstände, wie Nadeln u. dergl. Platz haben. Das gegebene Modell ist aus fünf an den Enden spitzig geschnittenen Cartonstreifen in Eiform zusammengesetzt, resp. zusammengeklebt oder genäht. Dem fertigen Oval wird dann ein Ueberzug von Seide, Cashmir oder Brasilianischem Canevas gegeben, auf welchen im Lanzett- oder russischen Stich ein kleines Dessin gestickt wird. An jede Längsseite jedes Theiles wird ein schmales Band genäht und werden dann jedes Mal zwei Theile durch eine überwendliche Naht mit einander verbunden. Der obere Theil wird ganz offen gelassen, um schnell ohne Hinderniß etwas in die Kapsel hineinlegen oder herausnehmen zu können. Als Verzierung werden die Henkelbänder an den Ovalenden in zierliche Schleifen geschlungen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Ein Anhänger der Kunst.

Nach dem Originalgemälde von F. Kotschenreiter

Digitized by Google

Der Salon.

Carmen.

Erzählung von **Fr. Levanti.**

I.

Nur ein Angesicht am Fenster, nur ein Angesicht,
Doch den Blick, der mich getroffen, ich vergeß' ihn nicht.
Nur ein Wort, mich zu begrüßen, nur ein einzig Wort,
Doch in meinem Herzen tönt es ewig, ewig fort.
Nur ein Lächeln, zum Willkommen, flüchtig wie ein Hauch,
Doch so lang mein Leben dauert, lebt dies Lächeln auch."

Das Lied summte Graf Walter von Hartenstein vor sich hin, während er die sonnigen Straßen Lissabons durchwanderte und es erzählte genau, was ihm soeben begegnet war. „Nur ein Angesicht am Fenster, nur ein Angesicht", und doch hatte, wie er sich selbst gestand, der flüchtige Anblick desselben seinem ganzen Leben einen andern Inhalt, eine andere Färbung gegeben. Wie manches schöne Gesicht hatte er bisher gesehen und dafür geschwärmt, wie manchem süßen Worte von süßer Stimme gelauscht! Er war weiter gezogen und hatte Gesicht, Wort und Stimme vergessen. Aber diesmal war es anders: während er im Schatten der großen Oleander stillstand, sagte er sich selbst, daß ihn hier sein Fatum ereilt hatte.

Als er Deutschland vor Jahresfrist verließ, lag es nicht in seiner Absicht, nach Portugal zu gehen. Spanien, die alte Heimat des Ritterthums und der Romantik, übte einen gewissen Reiz auf ihn aus, Italien lockte ihn noch mehr, aber Portugal war seiner Meinung nach jedes poetischen Zaubers bar, und doch wars eine Art Zauber, was ihn hinzog. Und dann fand er hier den Himmel so blau, wie in Spanien, die Dämmerung so goldig, wie in Italien; die Rebe, die Olive, die Myrthe gediehen hier wie dort in üppiger Schönheit; des Orangenbaums goldne Früchte und silberne Blüthen erfüllten die Luft mit Wohlgerüchen. Mit einem Wort: der Zauber, der ihn nach Portugal gelockt hatte, hielt ihn auch fest, so wenig er sich denselben zu erklären wußte. Nun aber hatte er vor den Thoren der schönen großen Stadt das kleine, von Weinranken überwucherte, in Myrthen halb versteckte Häuschen gefunden, hatte an einem seiner Fenster das schöne Mädchen gesehen und wußte plötzlich, daß der scheinbare Zufall sein Schicksal gewesen war.

Digitized by

„Nur ein Angesicht am Fenster", wie oft wiederholte er sich diese Worte. Aber welch' ein Angesicht war es auch! Wie schön in seiner Jugendfrische und Farbenpracht! Er kam rasch daher, als das junge Mädchen das Fenster öffnete und aus einem Blumendickicht hervorsah. Ihre Augen begegneten den seinigen, dann wurden sie durch sein blondes Haar, seine germanischen Züge gefesselt. „Ein Ausländer!" schienen sie zu sagen, während sie ihn mit ihrem Glanz überstrahlten; er aber trug im Vorübergehen das Bild des holdesten Wesens mit fort, das er je erblickt und während er die Landstraße entlang gehend vor sich hinsummte:

„Nur ein Angesicht am Fenster, nur ein Angesicht"

stand es ihm fort und fort vor der Seele.

Endlich kehrte Graf Hartenstein nach dem Hotel Braganza zurück, wo er mit seinen Bekannten zusammenzutreffen pflegte; aber auch während des gemeinsamen Mittagessens stand ihm unabläßig das junge Mädchen vor Augen; ebenso in der Oper, die er Abends mit seinen Freunden besuchte. Der König von Portugal war da, der halbe Adel Lissabons, ein Zusammenfluß von Pracht und Schönheit, aber das Antlitz, das so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, verließ ihn keinen Moment; immer stand es ihm vor der Seele, wie es in heiterer Schönheit, mit dem Ausdruck unschuldigen Erstaunens aus einer Fülle von Blumen hervorgesehen.

Wie manche schöne Frau hatte dem Grafen Hartenstein in seinem Gesellschaftskreise zugelächelt, warum erschien ihm denn nun das Lächeln dieses unbekannten Mädchens, an dem er nur flüchtig vorübergegangen, so über Alles reizend, daß er sich nicht davon losmachen konnte? Er wurde endlich ganz ungeduldig darüber; war er doch nicht auf Reisen gegangen, um sich einer flüchtigen Begegnung gefangen zu geben. Aber auch die ganze Nacht sah er das eine Gesicht, das ihn aus einem von Blumen umrahmten Fenster zulächelte und sagte sich, daß es vielleicht am besten wäre, das Mädchen wiederzusehen.

So lenkte er denn seine Schritte abermals der Vorstadt zu und hatte die Straße, die nach dem kleinen Hause führte, bald gefunden. Da lag es inmitten der Myrthengebüsche von üppigen Weinranken umsponnen, aber das schöne, junge Antlitz, nach dem er sich sehnte, ließ sich nicht blicken. Umsonst ging er vor dem Häuschen auf und nieder und spähte nach allen Fenstern, endlich faßte er unter den Oleandern Posto, denn fortzugehen, ohne seine Absicht erreicht zu haben, erschien ihm unmöglich.

Seine Beharrlichkeit wurde belohnt; nach einer Weile kam das junge Mädchen mit einigen Büchern in den Händen von der Stadt daher. Graf Hartenstein, der nicht zeigen wollte, daß er auf sie gewartet hatte, ging ihr langsam entgegen und im Augenblick, als er an ihr vorüberkam, ließ sie zu seiner Freude ein paar Bücher zu Boden fallen. Hastig nahm er sie auf und sein Auge fiel auf deutsche Buchstaben.

„Schillers Werke!" rief er erstaunt, worauf ihm in deutscher Sprache, wenn auch mit leisem, fremden Accent, von dem schönen Mädchen, das lebhaft erröthet war, ein freundliches, deutsches „Ich danke!" zu Theil wurde.

„Sie sind eine Deutsche?" sagte er mit dem Ausdruck der höchsten Ueberraschung.

Digitized by Google

„Ja, und sind Sie mein Landsmann?“ fragte das junge Mädchen und ihre Augen strahlten vor Freude beim Klange der geliebten nordischen Sprache.

„Das bin ich!“ antwortete Graf Hartenstein. „Verzeihen Sie, daß ich Sie so ohne Weiteres angeredet habe, ich hatte schon gestern das Glück Sie zu sehen, hatte jedoch keine Ahnung, daß Sie eine Deutsche sind. Nochmals Verzeihung.“

„Ich habe nichts zu verzeihen, im Gegentheil, es war mir eine Freude, ein paar Worte meiner Heimatsprache zu hören“, erwiederte sie mit ihrer sanften, klaren Stimme, verbeugte sich und ging an ihm vorüber. Ihm aber fielen nun hundert Dinge ein, die er gesagt haben könnte, die durchaus passend gewesen wären; er war unzufrieden mit sich selbst, daß er nicht länger mit ihr gesprochen hatte, und doch, wie hätte er das wagen dürfen?

Ein deutsches Mädchen, das in einer Vorstadt Lissabons zu Hause schien, wie sonderbar! Uebrigens war ihr Aeußeres durchaus nicht germanisch. Den ganzen Abend blieb er in Gedanken mit ihr beschäftigt und nahm sich vor, herauszubringen, wer sie war, wie sie hieß und in welchen gesellschaftlichen Verhältnissen sie lebte. Vergebens forderten ihn die Bekannten auf, in die Oper oder auf den Ball zu gehen; er konnte nichts denken, sich um nichts kümmern, als um das Gesicht, das er am Fenster erblickt hatte. Nachdem er lange und ernstlich mit sich selbst berathen hatte, ging er am folgenden Tage bei allen Deutschen, die er in Lissabon zu finden wußte, auf Erkundigungen aus und es gelang ihm, das Geheimniß zu enträthseln.

Vor einigen zwanzig Jahren hatte ein großes Hamburger Handelshaus einen Agenten nach Lissabon geschickt. Er hieß Johann Erbach, war ein gebildeter, junger Mann aus guter Familie, ein tüchtiger Kaufmann, der das Zweiggeschäft in Lissabon begründete, vorwärts brachte und die volle Zufriedenheit seiner Auftraggeber erlangte. Seine Heirath war die einzige romantische Episode seines Lebens; er verliebte sich in eine schöne Portugiesin, führte sie heim und nach zweijähriger Ehe wurde ihm ein Töchterchen geboren, dem seine Juanita den Namen Carmen gab, die Mutter lebte nur, bis die Kleine fünf Jahre alt war, dann wurde sie durch eine der Fieberepidemieen, welche hin und wieder in großen Städten wüthen, dahingerafft.

Johann Erbach überlebte seine Gattin nur um wenige Jahre; als er starb, legte er die Sorge für sein Kind in die Hände Rufino Cardosa's, des einzigen Bruders seiner Frau, und hinterließ ihr ein kleines Vermögen, das zu ihrem Unterhalt genügte. Aber obwohl sie dadurch in den Stand gesetzt war, zu dem Haushalt des Onkels das ihrige beizutragen, wurde sie nur widerwillig von den Seinigen aufgenommen. Rufino's Frau, eine Portugiesin niedern Standes, konnte kein Herz für das junge Mädchen fassen und machte ihr das Leben in keiner Weise angenehm. Aber Carmen war eine heitere, sonnige Natur, freute sich der Schönheit des Daseins und suchte die Schattenseiten desselben zu vergessen. Sie hatte eine tiefe, beinah leidenschaftliche Liebe für Deutschland und alles Deutsche; des Vaters Heimat war in ihren Augen das Paradies auf Erden; ihr liebster Traum, ihre glühendste Sehnsucht war, dieselbe eines Tages kennen zu lernen und so oft ihr in den volkreichen Straßen Lis-

Digitized by Google

bons ein Mann begegnete, der sich durch Kraft oder Schönheit von der Menge unterschied, sagte sie zu sich selbst: „Das muß ein Deutscher sein!“

Das Leben, das sie führte, war sehr einsam für ein so junges Wesen. Rufino Cardosa hatte den ganzen Tag in seinem Geschäft zu thun und seine Frau sorgte für Haushalt und Kinder, während Carmen ihren Bücher, ihrer Musik und ihren Träumen überlassen blieb. Außerdem war es ihre Freude, alte Bauwerke zu durchstöbern, oder durch Myrthenhaine, Weinpflanzungen und Orangengärten zu wandern, oder mit einem Buche im Schatten der Bäume zu sitzen. Sie liebte den Sonnenschein, das Flüstern des Laubes, das Rauschen des Windes, das Murmeln der Quellen; sie liebte das sanfte Licht des Mondes und den milden, reinen Glanz der Sterne; sie liebte den Wechsel von Licht und Schatten unter Weinranken und Baumkronen; sie liebte alles Schöne, Hohe, Edle, denn sie hatte die Seele eines Dichters und die Phantasie eines Künstlers, köstliche Gaben, die nur Wenigen zu Theil werden und auch diesen Wenigen nur selten zum Glück gereichen.

Aber während sie sich immer in die Träume versenkte, die sie nach Deutschland, in die Heimat des Vaters führten, blieben ihre Tage äußerlich einsam und freudenleer. Nur selten richtete ihres Onkels Frau ein Wort an sie, oder forderte sie auf, ihr im Haushalt zu helfen; seine Kinder aber betrachteten das schöne Mädchen, das ihnen nach jeder Richtung überlegen war, wie einen unwillkommenen Eindringling. Niemand theilte Carmens Interessen und Bestrebungen; immer und überall war sie allein auf sich selber angewiesen und mußte allein für ihre geistigen Bedürfnisse sorgen. Zu ihrer Freude hatte sie eine Buchhandlung entdeckt, in der sie deutsche Bücher bekommen konnte; Sonntags besuchte sie den kleinen Betsaal, in dem sich die wenigen in Lissabon lebenden protestantischen Deutschen zu erbauen pflegten, und übrigens füllte sie ihre Tagesstunden durch Musik und Zeichnen aus.

Freundinnen hatte Carmen nicht; sie sah vielmehr mit einem gewissen Hochmuth auf die portugiesischen Mädchen ihres Standes herab. Von ihrem Vater waren allerhand aristokratische Ansichten auf sie übergegangen, unter andern die, daß den germanischen Völkern die Herrschaft der Erde gebühre und daß auch der vornehmste, hochgestellteste Portugiese dem Germanen untergeordnet sei. So blickte sie denn von einsamer Höhe auf ihre Umgebung herab, war gegen Jedermann freundlich, aber in der herablassenden Weise des Vornehmen gegen den Geringen, und so kam es, daß sie von ihren Altersgenossinnen selbst wenn sie ihnen gefiel, mit einer gewissen Scheu behandelt wurde, eine Scheu, die sowohl durch ihr Aeußeres, ihre hellere Hautfarbe, ihre hohe Gestalt, ihre königliche Haltung, wie durch ihre geistige Ueberlegenheit hervorgerufen war. Sie blieb völlig vereinsamt und ihr höchstes Verlangen war, dereinst nach Deutschland gehen, unter Deutschen leben, deutsch sprechen und alles Portugiesische vergessen zu können. Aber Monate und Jahre waren vorübergegangen, die Palmen hatten sich belaubt, hatten Früchte getragen und waren wieder kahl geworden, ohne daß sie einen Angehörigen des heißgeliebten Landes gesehen oder gesprochen hätte.

Digitized by Google

II.

Nun aber war es geschehen, sie konnte nicht aufhören, darüber nachzusinnen, davon zu träumen und sich zu sagen, daß dieser junge Deutsche die vollendete Verkörperung ihrer Ideale war. Seine hohe, kräftige Gestalt mit der edlen, ungezwungenen Haltung, sein schönes, offenes Gesicht, die klaren, treuen, blauen Augen, das blonde, lockige Haar, der Mund, der zugleich mild und fest erschien, der feine, goldig schimmernde Bart, wie unterschied ihn das Alles von den kleinen, dunklen Portugiesen, unter denen sie lebte. Ihr junges Herz erglühte in Begeisterung für ihn.

Und nicht nur schön war dieser Deutsche, auch gut und stark mußte er sein, trotz seines kindlich unbefangenen, freundlichen Wesens. Carmen dankte dem Himmel, daß auch ihr Vater ein Deutscher gewesen war, und das mächtige Gefühl der Heimatsliebe regte sich mehr als je in ihrem Herzen, und mehr als je verlangte sie danach, das ferne Vaterland kennen zu lernen. Wenn alle seine Söhne dem Einen glichen, der ihr begegnet war, wie herrlich mußte sichs dort leben! — Ob sie diesen Einen wohl jemals wiedersah? — Er schien ziellos des Weges zu gehen, als sie mit ihm zusammentraf — ob er jemals wieder dieselbe Richtung einschlagen würde? Wie seltsam verändert sahen die Oleanderbäume aus, seit er in ihrem Schatten gestanden hatte! Natürlich nur, weil er ein Deutscher war, und auch nur darum, so suchte sie sich einzureden, verlangte sie danach, ihn wiederzusehen. Er war der Erste nach ihres Vaters Tode, der sie mit deutschen Worten angeredet hatte und sie sehnte sich, die geliebte Sprache wieder zu hören.

Aber obwohl am folgenden Tage der hellste Sonnenschein auf der Landstraße lag und die Oleander wohlthuenden Schatten gaben, kam er nicht, und sie konnte nicht ahnen, wie lebhaft er sich durch alle die sonnigen Stunden zu ihr hingesehnt hatte, und daß ihn nur ein strenges Anstandsgefühl von ihr fern hielt.

Der zweite Tag war ein Sonntag und zweifelnd fragte sie sich, ob er vielleicht die kleine, protestantische Kirche besuchen würde. Wahrscheinlich fand sie es nicht, wenigstens hatte sie ihn bisher noch niemals dort gesehen. Dennoch konnte es nichts schaden, wenn sie sich nach Kräften zu schmücken versuchte; sie nahm die herrlichen schwarzen Spitzen, die einst ihrer Mutter gehört hatten, über das blendend weiße Kleid, steckte eine rothe Granatblüthe vor die Brust und eine andere in ihr lockiges Haar, dessen Fülle sie heute mit besonderer Sorgfalt ordnete. Sie that das Alles, ohne sich zu gestehen, daß es absichtlich geschah und erschrak beinah, als sie sich so geschmückt im Spiegel anblickte. Es war fast, als ob sie sich der eigenen Schönheit schämte, und doch wußte sie selber nicht, wie schön sie war.

Sie ging zur Kirche — und Er war da, und zum ersten Mal im Leben fand es Carmen schwer, andächtig zu sein. Mit niedergeschlagenen Augen hörte sie die Predigt des Pastor Werner an und fühlte sich noch weniger erbaut als sonst. Sie mochte den Geistlichen nicht, fand, daß er seinen Beruf nicht ernst genug nahm; sie war gewöhnt, auch das Geringste, was sie that, mit ganzer Seele zu erfassen.

Als die kleine Gemeinde den Betsaal verließ, blieb der Fremde vor

Digitized by

der Thür stehen und Carmens weiblicher Instinct sagte ihr, daß er es that, um sie zu erwarten. Als sie herankam, nahm er den Hut ab und grüßte sie in seiner freundlich-freimüthigen Weise.

„Verzeihen Sie", sagte er; „aber ich kann mich durchaus nicht zu der Empfindung bringen, daß wir einander fremd sind, sind wir doch Landsleute! So erlaube ich mir denn, Sie um den Namen des Geistlichen zu bitten, der heute gepredigt hat."

Sie ahnte, daß dies nur ein Vorwand war, aber es freute sie, daß er ihn gebrauchte. „Pastor Werner ist es", antwortete sie, indem sie mit ihm auf die Straße trat.

„Erlauben Sie", fuhr er fort, indem er ihr das Gesangbuch abnahm. „Ich hoffe, Sie werden es nicht für eine Zudringlichkeit halten, wenn ich um Erlaubniß bitte, Sie begleiten zu dürfen?"

„Ich habe einen weiten Weg zu gehen", antwortete sie lächelnd und erröthend.

„Um so besser", sagte er. „Ich möchte allerlei über Lissabon von Ihnen erfragen. Es ist so überraschend, hier mit einer deutschen, jungen Dame zusammenzutreffen. Von Ihrem Herrn Vater habe ich gestern gehört und man hat mir erzählt, wie treu er die Interessen seiner Hamburger Firma zu vertreten gewußt."

Ihr Gesicht strahlte vor Freude.

„Wirklich!" rief sie. „So hat man von meinem Vater gesprochen. O, wie mir das wohl thut!"

„Sie scheinen Ihren Vater sehr geliebt zu haben", sagte Graf Hartenstein.

„Geliebt?" wiederholte sie. „Er war mein Alles in der Welt. Niemand wird je begreifen, was er mir war. Um seinetwillen habe ich Deutschland so lieb und alle Deutschen."

Das naive Geständniß entlockte dem jungen Mann ein leises Lächeln.

„Haben Sie unter den hiesigen Deutschen Freunde gefunden?" fragte er.

„Nein, nicht Einen", antwortete sie. „Seit mein Vater gestorben ist, das heißt seit drei Jahren, habe ich kaum ein deutsches Wort gesprochen. Sie können sich gar nicht denken, welche Freude es mir macht, das einmal wieder zu können."

„Lassen Sie mich hoffen, daß Sie mir dies Glück und sich selbst diese Freude recht oft bereiten werden", sagte er.

„Sie sind sehr freundlich", antwortete das junge Mädchen. Wohnen Sie in Lissabon?"

„Ja, für einige Zeit", erwiederte er und hatte in dem Augenblick die Empfindung, als wäre Lissabon der schönste Ort der Welt und als würde er nie verlangen, ihn zu verlassen.

„Das freut mich", sagte Carmen und ihr strahlendes Gesicht bestätigte ihre Worte. „Ich habe mich immer danach gesehnt, einen Deutschen kennen zu lernen; nun ist mein Wunsch erfüllt."

Auch des jungen Mannes Antlitz strahlte. Was konnte er mehr verlangen. Mit einem fröhlichen Blick auf das schöne Mädchen sagte er.

„Wie glücklich bin ich, ein Deutscher zu sein, wie dankbar meinem Vaterlande!"

Sie sah mit lächelndem Erstaunen zu ihm auf.

Digitized by Google

„Wollen Sie", fuhr er eifrig fort, „da Sie diese Vorliebe für alles Deutsche haben, mir erlauben, Ihr Freund zu sein. Sie zuweilen zu sehen, Ihnen meinen Besuch zu machen?"

In dem sanften Blick, den sie zu ihm erhob, schien eine Antwort zu liegen, aber sie sprach sie nicht aus.

„Nun, was wollen Sie mir sagen?" fragte er, ihren Blick erwiedernd.

„Ich bin Ihnen dankbar für Ihre Freundlichkeit", sagte sie. „Aber ich habe ein Bedenken. Sie gehören in einen andern Kreis als ich; was sollen Sie in unserm armen, einfachen Hause? Mein Onkel Rufino muß für sein tägliches Brod angestrengt arbeiten, Gäste wie Sie kommen nicht über seine Schwelle."

„Aber Sie", fiel Graf Hartenstein ein, „Sie sind doch eine Dame, Ihre Sprache, Ihre Haltung, Ihr ganzes Wesen trägt den Stempel deutscher Bildung."

Sie erröthete vor Freuden.

„Mein Vater gehörte einer guten Familie an und hat immer gefunden, daß ich den Frauen derselben gleiche", antwortete sie. „Wie freut es mich, daß Sie meines Vaters Meinung bestätigen."

„Glauben Sie wirklich, daß ich Sie nicht besuchen darf?" fragte er wieder. „Könnte ich nicht die Bekanntschaft Ihres Onkels zu machen suchen?"

Sie brach in ein leises, melodisches Lachen aus, das ihn entzückte.

„Mein Onkel spricht nur Portugiesisch, Sie werden sich nicht mit ihm verständigen können", gab sie zur Antwort. „Dennoch will ich nicht Nein sagen; ich will mir die Sache überlegen, will darüber nachdenken, wie sich Onkel Rufino dazu stellen würde."

„Für den Anfang ist das genug", sagte er zu sich selbst, nur den Namen des schönen Mädchens hätte er gern noch erfahren. Ob er sie danach fragen durfte? Das Beste war vielleicht, wenn er damit begann, sich selber vorzustellen. Plötzlich kam ihm ein Bedenken, aber nur für einen Augenblick, dann sagte er sich selbst, daß es nichts schaden könne, wenn sie seinen Stand und Namen kennen lernte.

„Da ich Niemand habe, der mich Ihnen vorstellen könnte, erlauben Sie, daß ich es selbst thue", sagte er, indem er eine Visitenkarte aus seiner Brieftasche nahm und sie ihr reichte. Sie las den Namen und während des Lesens flog ein Schatten über ihr leuchtendes Gesicht.

„Graf Hartenstein", murmelte sie; „ich wußte nicht, daß Sie ein Adliger sind."

„Hoffentlich bin ich Ihnen darum nicht weniger willkommen", sagte er eifrig, „ich kann nichts dafür."

„Ich werde mich in Ihrer Gesellschaft nicht mehr so unbefangen fühlen", antwortete das junge Mädchen.

„Warum denn nicht? Wenn das der Fall ist, wollte ich lieber Stand und Namen aufgeben", versicherte er.

„Das wäre nicht der Mühe werth", rief sie und lachte.

„Lassen Sie uns ein Uebereinkommen treffen", fuhr er fort. „Vergessen Sie meinen Rang so lange ich bei Ihnen bin, ich will dasselbe thun. Der Gedanke, daß er Sie im Verkehr mit mir stört, ist mir unerträglich."

Die Herrschaft über Herz und Kopf ging ihm mehr und mehr verloren und er war sich dessen bewußt. Das schöne Gesicht nahm ihn vollständig gefangen; er fühlte, daß er nur noch in dem Lichte leben konnte, das diese Augen über ihn ausstrahlten.

„Da ich mich nun vorgestellt habe", fuhr er nach einer Pause fort, „könnten auch Sie mir sagen, wie Sie heißen. Ich möchte den Namen wissen, mit dem ich Sie in Gedanken nennen darf; so viel ich schon darüber nachgesonnen habe, ich finde auch unter den anmuthigsten Namen, die ich kenne, nicht einen, der mir für Sie anmuthig genug wäre."

„Ich glaube nicht, daß Ihnen der meinige gefallen wird", antwortete das junge Mädchen. „Meine Mutter hat ihn für mich ausgewählt; er soll in dem Theile Spaniens, der ihre Heimat war, sehr gebräuchlich sein. Ich heiße Carmen, Carmen Erbach."

„Carmen Erbach", wiederholte er. „Ein schöner Name, der ganz für Sie paßt, ganz aussieht, wie Ihr Gesicht. Erbach ist übrigens ein guter, alter, deutscher Name, den ich oft gehört habe. Es giebt Erbachs sowohl in Bayern wie in Hessen. Wissen Sie, woher Ihres Vaters Familie stammte?"

„Nein, ich weiß nur, daß er der arme Abkömmling einer alten, reichen Familie gewesen ist. Er schrieb niemals an seine Verwandten, stand nicht in der geringsten Verbindung mit ihnen. Ich glaube fast, daß er sich mit ihnen überworfen hatte. Aber da ist schon Frossinis Weingarten, nun bin ich gleich zu Haus."

Er zögerte einen Augenblick. Sollte er sie um ein Wiedersehen bitten? Oder konnte er sie ohne das verlassen? Endlich sprachen seine Lippen, fast ohne daß er es wollte, die Frage aus:

„Gehen Sie jeden Sonntag zur Kirche, Fräulein Erbach?"

Aber statt zu antworten, sah sie mit glückseligem Lächeln zu ihm auf.

„Wie hübsch das klingt!" sagte sie. „Bis jetzt hat mich noch Niemand Fräulein Erbach genannt."

„Sie scheinen alles Deutsche zu bewundern", meinte er; „aber bitte, geben Sie mir Bescheid, ob Sie jeden Sonntag in die Kirche gehen?"

„Ja, wenn es irgend möglich ist, pflege ich den Gottesdienst nicht zu versäumen", antwortete sie und nun sagte er sich selbst, daß die Aussicht, sie nur alle acht Tage zu sehen, zum Tollwerden wäre, lieber gleich auf allen Verkehr verzichten.

„Würde es Sie belästigen, wenn Sie mir hin und wieder begegneten?" fragte er. „Ich gehe häufig hier auf der Landstraße spazieren."

„Nein, belästigen würde mich das nicht, es würde mich erfreuen", sagte sie einfach. Von deutschen Anstandsregeln, deutscher Zurückhaltung schien sie nichts zu wissen.

„So darf ich mir also erlauben, mich Ihnen anzuschließen, wenn ich zuweilen das Glück haben sollte, Ihnen zu begegnen?" fragte Graf Hartenstein.

„Gewiß", sagte sie mit der Unbefangenheit eines Kindes. Da sie Landsleute waren, erschien es ihr als etwas ganz Natürliches, daß sie sich zuweilen trafen. Etwas Anderes darin zu sehen, war sie zu harmlos.

So trennten sie sich. Für Carmen schien mit ihm alles Licht des sonnigen Tages zu verschwinden; er aber sang im Fortgehen wieder vor sich hin:

„Nur ein Angesicht am Fenster, nur ein Angesicht."

Digitized by Google

III.

Die Grafen von Hartenstein auf Hartenstein waren eine alte, aber nichts weniger als reiche Familie; stolz waren sie jedoch mehr als alle ihre Standesgenossen und von Alters her hörte man sagen: wenn es irgend eine Gerechtigkeit auf Erden gebe, müßten sie dereinst für ihren Hochmuth gezüchtigt werden.

In dem Geschlecht der Grafen Hartenstein waren alle Vorzüge und alle Fehler des Adels vereinigt: sie waren kühn, herrschsüchtig, großmüthig, verschwenderisch mit ihrem Gelde wie mit ihrem Einfluß, streng aristokratisch, allen liberalen Neuerungen abgeneigt, unfähig um eines Vortheils willen auch nur die kleinste Concession zu machen. Ihr Wappenspruch: „Ehre über Alles", war ihnen in Fleisch und Blut übergegangen.

In frühen Zeiten schon hatten sich die Grafen Hartenstein als treue Vasallen ihres Fürstenhauses bewährt, hatten unter der Fahne desselben in den Kreuzzügen wie im Dreißigjährigen Kriege geblutet, waren mit ihm für die Sache der Reformation eingetreten, hatten ihm in allen Streitigkeiten mit Kaiser und Reich fest zur Seite gestanden und waren, als Deutschland sich rüstete, die Uebergriffe der französischen Republik zurückzuweisen, aufs Neue mit Gut und Blut für die Vertheidigung ihrer Ueberzeugungen und Rechte eingetreten. Aber dann kam das französische Kaiserreich und Deutschlands Unglück, ihr engeres Vaterland schloß sich dem Rheinbunde an, die Hartenstein aber legten grollend Waffen und Aemter nieder und verschwanden vom Hofe, wo sie durch ihre unbeugsame Vaterlandsliebe und ihren unbezwinglichen Franzosenhaß Anstoß erregten.

Der alte Graf Friedrich starb noch unter der Fremdherrschaft. Wolf, der älteste Sohn, der die Familiengüter bewirthschaftete, wurde unaufhörlich durch Einquartierungen, Requisitionen und Plünderungen heimgesucht; Walter, der jüngere Bruder, der als Gardeofficier gedient hatte, entzog sich dem Eintritt in das napoleonische Heer durch eine Flucht nach England, kam zu Anfang des Jahres 1813 zurück, schloß sich dem Lützow'schen Freicorps an und fiel in dem Treffen an der Görda.

Nun hielt es Graf Wolf, der durch den Heldentod des Bruders zum letzten seines Stammes geworden war, für geboten, sich zu vermälen. Aber obwohl er sich beinahe zu Grunde gerichtet sah — die Güter Hartenstein und Wolfshagen waren verwüstet und mit Schulden belastet, ein paar kleine Besitzungen verkauft, Familienschmuck und Silberzeug versetzt — fiel seine Wahl auf ein armes Mädchen. Ihr Stammbaum machte sie in seinen Augen zu einer glänzenden, begehrenswerthen Partie, und da sie in allen Dingen mit ihm übereinstimmte, fühlte er sich in seinem Hause vollkommen glücklich, besonders als sie ihm im zweiten Jahre ihrer Ehe den ersehnten Sohn und Namenserben schenkte.

Im Großen und Ganzen konnte er sich freilich nicht mit der Welt befreunden. Das Ueberhandnehmen liberaler Anschauungen, das unwiderstehliche Hindrängen auf constitutionelle Staatsformen war ihm unerträglich. Immer enger zog er den Kreis seiner Interessen und seines Verkehrs, erzog seinen Sohn in den Traditionen der Vorfahren, arbeitete und sparte, um Hartenstein den alten Glanz wiederzugeben und

durfte, als er im sechsundzwanzigsten Lebensjahre des Sohnes von schwerer Krankheit befallen wurde, dem Tode mit dem Bewußtsein entgegen gehen, seine Aufgabe nach Kräften erfüllt zu haben, und mit der Hoffnung, die Vollendung derselben in treuen Händen zurück zu lassen.

Diese Hoffnung ging in Erfüllung. Graf Friedrich Wolf, der neue Kammerherr von Hartenstein, arbeitete und sparte weiter, wie sein Vater gethan, heirathete wie er eine Tochter aus gutem, altem, verarmtem Geschlecht, die schöne Hildegard von der Bar, saß einsam, weltverachtend in seinen vier Pfählen und wartete auf bessere Zeiten, die seinen Kindern, Walter und Hilda, zu Gute kommen sollten. Die Spuren des Krieges waren verwischt, die Familienkleinode eingelöst, die größten Schuldenlasten von Hartenstein und Wolfshagen abgewälzt und im öffentlichen Leben mußten doch endlich wieder Zustände eintreten, die es einem Hartenstein möglich machten, sich daran zu betheiligen. Gräfin Hildegard war mit ihrem Gatten eines Sinnes und stand ihm nach Kräften in seinen Bestrebungen bei.

Der größte Stolz der beiden Eltern war ihr Sohn und Erbe, der wie sein Onkel den Namen Walter trug. Er sowohl wie seine Schwester hatten die echt germanische Schönheit der Mutter, ihre edlen, offenen Züge, ihre blauen Augen, ihr blondes, lockiges Haar geerbt. Aber während auf Hilda auch der aristokratische Sinn des Vaters übergegangen war, stand Walter dem Leben mit freierm Blick und weniger conservativen Gesinnungen gegenüber, als sie bisher den Hartensteins eigen gewesen waren. Graf Friedrich Wolf hatte davon glücklicherweise keine Ahnung; wäre ihm die Richtung des Sohnes bekannt gewesen, hätte er ihn keinesfalls allein auf Reisen gehen lassen.

Er wußte freilich, daß sein Sohn in geistiger Beziehung reicher begabt war, als die Mehrzahl der Menschen, daß er die lebendige Phantasie eines Dichters, ein warmes, weiches Herz, einen glänzenden, raschen Verstand besaß, aber er war ein Hartenstein, und wenn die Hartensteins ihre Gaben und Talente auch hin und wieder mißbraucht hatten, so waren sie doch nie von denselben unterjocht, und niemals hatte ein Hartenstein Kopf oder Herz leichtsinnig gefangen gegeben. Wie in allen Dingen waren die Söhne dieses Geschlechts auch in der Liebe zuverlässig und ehrenhaft, nicht Einer von ihnen war jemals einer thörichten Leidenschaft anheimgefallen.

Was hätte also Graf Friedrich Wolf, dem die Geschichte seines Stammes genau bekannt war, für Walter fürchten sollen? Auch er, davon war sein Vater überzeugt, würde dereinst eine Ehe schließen, wie es alle seine Vorfahren gethan, das heißt, er würde eine Frau von guter Geburt und guter Erziehung wählen, die seiner Familie zur Ehre gereichte. Vorher sollte Walter, wie es früher in vornehmen Häusern Sitte gewesen war, seine Tour durch Europa machen und die politischen Zustände verschiedener Länder kennen lernen. Kam er aber nach dem natürlichen Lauf der Dinge in den Besitz seiner Stammgüter, so lag ein leichteres Leben vor ihm, als es den letzten seiner Voraltern zu Theil geworden. Hartenstein war wieder schuldenfrei, die Einkünfte des herrlichen Besitzthums standen ihm ungeschmälert zur Verfügung, von Sparen und Einschränken war nicht mehr die Rede, er konnte den alten Glanz der Familie wieder herstellen.

Digitized by Google

„Was liegt daran, daß ich dann nicht mehr lebe", pflegte Graf Friedrich Wolf zu sich selbst zu sagen, wenn er an die Zukunft seines Geschlechtes dachte.

Als Walter vom Vaterhause Abschied nahm, hatte ihm sein Vater keinerlei Warnung auf den Weg gegeben. Die Söhne seines Stammes bedurften derselben nicht, wie er glaubte. So begnügte er sich denn, dem Scheidenden zu sagen, er möge sich seiner Reiseeindrücke und Erlebnisse nach Kräften erfreuen und an Erfahrung bereichert heimkehren, um seinen Antheil an den Pflichten des Lebens zu übernehmen. Ihn vor den Gefahren der Liebe zu warnen, hielt Graf Friedrich Wolf um so weniger geboten, da seiner Meinung nach über Walters künftige Heirath längst bestimmt war.

Die einzige Ausnahme, die Graf Friedrich Wolf in Bezug auf sein sich Fernhalten von dem Verkehr mit seinen Standesgenossen gemacht hatte, betraf die Familie seiner Gutsnachbarn, des Freiherrn von Röhn. Auch dieser war kein Aristokrat im Sinne der Hartensteins, hatte der neuen Zeitströmung, den verderblichen Freiheitsideen Concessionen gemacht, Fabriken gegründet, einen Sitz als Landtagsabgeordneter eingenommen, aber sein Großvater war der Freund und Waffenbruder Walter Hartensteins gewesen, hatte an der Görda neben ihm gefochten und seine Leiche aus dem Getümmel des Schlachtfeldes gerettet. Das war und blieb ein unzerreißbares Band auch für Kinder und Kindeskinder und der jetzige Freiherr, der nur eine einzige Tochter besaß, war mit dem Grafen Friedrich Wolf übereingekommen, daß seine Adelheid dereinst mit Walter vermält werden solle. Adelheid Röhn war die Erbin eines großen Vermögens, Walter kam in den Besitz herrlicher Güter und durch die Vereinigung beider Familien wurde ein Besitz geschaffen, der an Reichthum und Einfluß seines Gleichen suchte. Eine wirkliche Verlobung hatte übrigens nicht stattgefunden: Graf Friedrich Wolf hatte nur in seiner ruhig-stolzen Weise gesagt:

„Wenn Sie, lieber Röhn, nach fünfzehn Jahren noch denken wie heute, und wenn unsere Kinder sich gegenseitig leiden mögen, solls mich freuen, ihre Heirath zu Stande kommen zu sehen."

Weiteres wurde nicht verabredet; nur einmal, als Walter von einigen jungen Mädchen erzählte, die er kennen gelernt hatte, bemerkte der Vater:

„Gieb Acht, Junge, daß Du Dein Herz nicht verlierst; Adelheid von Röhn wird für Dich auferzogen."

Walter lachte, hielt es für Scherz und vergaß des Vaters Warnung, während dieser überzeugt war, daß sie der Sohn zu Herzen genommen hätte.

Adelheid von Röhn hatte sich zu einer vollendeten Schönheit entwickelt und war im Begriff, in der Gesellschaft aufzutreten, ohne daß sich Walter je mit ihr beschäftigt hätte. An seine künftige Ehe hatte er überhaupt noch nicht ernstlich gedacht, nur das Eine stand für ihn fest: wenn er jemals heirathete, so konnte er nur ein Weib nehmen, das er liebte. Und doch war er nicht zu romantischen Ueberschwenglichkeiten geneigt, hatte über Welt und Leben ganz gesunde Ansichten, war ein

ehrenhafter, zuverlässiger Charakter, über Lüge, Trug und Gemeinheit erhaben. Sein einziger Fehler war ein unbedingtes Selbstvertrauen: was er that, war recht, war immer so gewesen und konnte niemals anders sein.

Jetzt war er zweiundzwanzig Jahre alt, hatte, wie er meinte, schon viel erlebt, und doch wars das erste Mal, daß ihn ein Mädchenangesicht tiefern Eindruck machte. Als Erbe von Hartenstein war er überall freundlich aufgenommen und viel gefeiert worden. Mütter hatten ihn für ihre Töchter begehrt, Töchter hatten ihn für sich selbst zu gewinnen versucht, aber niemals war ein ernster Heirathsgedanke in ihm erwacht. Er hatte bewundert und war weiter gezogen, hatte geplaudert und gelacht, die feurigen Blicke schöner Augen erwiedert und Scherz um Scherz getauscht; er verstand die Bedeutung einer Ballsaalkoketterie so gut wie irgend eine gefeierte Tagesschönheit, aber sein Herz war nie berührt, kein holdes Angesicht behauptete den Vorrang in seiner Erinnerung, keine süße Stimme klang ihm im Ohre nach; alle Lockungen, die mehr seinem Range als ihm selber galten, gingen spurlos an ihm vorüber, sein Herz und seine Phantasie waren völlig frei geblieben, bis zu dem Tage, als er durch die Straßen Lissabons gewandert war und am Fenster eines kleinen Vorstadthauses das junge Mädchenangesicht gesehen —

„Nur ein Angesicht am Fenster, nur ein Angesicht",

das plötzlich Welt und Leben für ihn veränderte. Vergebens versuchte er, sich zur Vernunft zu sprechen, fragte sich vergebens kühl und eindringlich, was ihn so völlig bezaubert hatte, er konnte sich nur wieder und wieder sagen: „Nur ein Angesicht am Fenster".

War es nicht Thorheit? Wer hatte sich jemals durch den flüchtigen Anblick eines schönen Gesichts in solcher Weise beeinflussen lassen? Was lag daran, ob jene dunklen Augen wie Sterne glänzten und zugleich sanft, stolz und zärtlich waren? Lag es an der weißen, schöngeformten Stirn, daß er nicht loskommen konnte? Oder wars der Mund mit den granatrothen Lippen, der es ihm angethan, oder waren es die Grübchen, die mit dem Lächeln kamen und verschwanden wie keine andern Grübchen der Welt? Jedenfalls war es nur ein flüchtig gesehenes Bild, das er wieder vergessen konnte!

Aber da war auch noch die Stimme süßer als Taubengirren, die holde, mädchenhafte, die schönste Entwicklung versprechende Gestalt, die Anmuth der Bewegungen, das melodische Lachen. Nein, er konnte Carmen nicht vergessen; es war überflüssig, auch nur den Versuch zu machen. Dennoch wollte er sich selbst noch nicht zugeben, daß er sie liebte, er wußte nicht, was Lieben war, wußte nur, daß ein Fieber in seinen Adern raste, und daß nur Carmens Anblick und der Ton ihrer Stimme ihm Ruhe und Kühlung zu bringen vermochten.

Ein Brief von Haus unterbrach ihn in diesen Grübeleien. Seine Mutter berichtete über Hildas Vorstellung am Hofe und ihrem ersten Auftreten in der Gesellschaft. Der Geburtstag der Fürstin hatte den Anlaß dazu gegeben, und mit Hilda zugleich war Adelheid von Röhn zum ersten Male bei Hof erschienen.

„Ich wußte nicht zu sagen, welche von Beiden mehr gefallen hat",

Digitized by Goog

ſchrieb die Gräfin. „Unſere Hilda ſah herrlich aus, aber ich habe noch kein junges Mädchen geſehen, das an ſirenenhafter Anmuth und Lieblichkeit Adelheid von Röhn gleichgekommen wäre.“

Wenige Minuten, nachdem Walter den Brief der Mutter geleſen hatte, war der Inhalt deſſelben ſchon wieder vergeſſen. Das Einzige, was ihm dadurch zum Bewußtſein kam, war, daß es ſchon Mai ſein müſſe, da der Geburtstag der Fürſtin in dieſen Monat fiel und daß die Reiſezeit, die ihm der Vater bewilligt hatte, mit Ende Juli ablief.

IV.

Ein wonniger Maimorgen; der Himmel war ein glänzendes, blaues Gewölbe, die Luft erfüllt von Blumendüften; die Vögel ſangen, die Sonnenſtrahlen glänzten, die ganze Erde war von Licht und Schönheit überflutet.

In der Nähe des Rufino'ſchen Hauſes befanden ſich die großen, herrlichen Weinpflanzungen von Iscori, die ſich bis an den Fuß der mit Olivenhainen bedeckten Höhen erſtrecken. Zwiſchen dieſen öffnet ſich ein kleines, blumenreiches Thal, Carmens liebſter Zufluchtsort, wenn ſie durch den Lärm der Kinder oder die üble Laune der Tante aus dem Hauſe vertrieben wurde. Hierher zog ſie ſich mit ihren Büchern zurück, hier hing ſie am liebſten ihren Träumen nach, und auf dem Wege nach dem geliebten Thale war ſie auch an dieſem Maimorgen, als Graf Hartenſtein ſie überholte.

Carmen nahm dies Zuſammentreffen wie die einfachſte Sache der Welt mit großer Unbefangenheit auf; ſie ahnte nicht, wie viel Mühe er ſich darum gegeben und daß er, um ſie nicht zu verfehlen, ſeit zwei Stunden auf der Lauer gelegen hatte. Als ſie endlich beiſammen waren, fühlten ſie ſich Beide wie von Sonnenſchein und Blumenduft umfangen.

„Sie haben mir erlaubt, zuweilen mit Ihnen zu gehen, Fräulein Erbach“, ſagte Walter beinahe ſchüchtern. „Ich ſtöre doch nicht, wenn ich das heute Morgen thue?“

Was konnte ſie anders ſagen, als daß ſie ſich freue, ihn zu ſehen.“ Mit einander gingen ſie dem kleinen Thale zu, das von wildem Mohn überblüht und von dichten Baumkronen beſchattet war.

„Dies iſt mein Studirzimmer“, ſagte ſie; „ich komme oft mit meinem Buche hierher.“

„Was haben Sie heute mitgebracht?“ fragte er, begierig, ihren Geſchmack kennen zu lernen. „Lenau?“ rief er erſtaunt, als ſie ihm das Bändchen reichte. „Sie können deutſch genug, um Lenau zu leſen.“

„Ich kann ſogar viele ſeiner kleinern Gedichte auswendig“, antwortete das junge Mädchen — Sie nennen das vielleicht wieder eine blinde Vorliebe — und finden überhaupt, daß keine Poeſie der Welt der deutſchen gleichſteht. Die großen ſpaniſchen Dichtungen ſind nur epiſch, erzählen von Schlachten, von Königen und Rittern; die deutſche Dichtung dagegen erſcheint mir immer wie ein Echo des Himmels.“

„Leſen Sie auch Franzöſiſch?“

„Ja, ich habe die Sprache aber nur für mich allein gelernt und

liebe das Deutsche bei Weitem mehr. Täglich lese ich mir eine Stunde lang etwas Deutsches vor, um nicht aus der Uebung zu kommen. Schon der Klang der Worte thut mir wohl."

Sie setzten sich auf den Stamm eines gefällten Baumes, der mit vielfarbigem Moos und purpurnen Blumen bedeckt war. Ueber ihnen wölbte sich der blaue Himmel, rings umher flutete der Sonnenschein und ein sanfter Südwind strich über die Blüthen und trug ihren Duft mit sich fort. Es war eine jener Stunden, wie sie das Leben nur selten bietet und die dahin schwinden, wie ein Traum.

„Wären Sie gern einmal in Deutschland?" fragte er.

„Gern?" wiederholte sie. „Das ist nicht der rechte Ausdruck, wenn es sich um die Erfüllung eines leidenschaftlichen Wunsches handelt, eines Wunsches, der wie ein brennendes Fieber im Blute liegt. Ich würde Alles in der Welt darum geben, nach Deutschland gehen zu können, es ist mein höchster Wunsch, mein unablässiges Gebet, die Sehnsucht meines Lebens."

„Warum befriedigen Sie diese Sehnsucht nicht?"

„Ich kann es nicht, wenigstens habe ich die Möglichkeit noch nicht heraus gefunden. Onkel Rufino kann mein kleines Vermögen nicht entbehren; ohne dasselbe hätte er kein Brot für seine Kinder, und ich kann doch ohne Geld nicht reisen. Wenn ich erst einmal in Deutschland wäre, hätte es keine Noth mehr, dann würde ich mich durch Stundengeben erhalten."

Er sah sie an; sie trug ein einfaches weißes Kleid und einen kleinen Strohhut von einem Mohnblumenkranz umwunden; und er sagte sich selbst, daß keine Königin auf ihrem Thron mehr Würde, Schönheit und Anmuth besitzen könnte, als dies junge Geschöpf, das hier auf dem Baumstamme saß und davon sprach, sich den Lebensunterhalt verdienen zu wollen.

„Große Herren wie Sie wissen nichts von den Sorgen, die der Mangel an Geld verursacht", fügte sie hinzu, indem sie mit den klaren Kinderaugen zu ihm aufsah.

Er lachte und erinnerte sich seines Vaters, dessen Lebensaufgabe in Geldsparen bestanden hatte.

„Auch Die, welche Sie als „große Herrn" bezeichnen, haben ihre Sorgen", antwortete er. „Schwere Sorgen um Geldangelegenheiten, wenn diese auch anderer Art sind, als die Ihrigen. Aber erlauben Sie mir, Ihnen etwas vorzulesen, Fräulein Erbach. Ich liebe Lenau; wir wollen die Schilflieder lesen."

Er begann damit und las weiter und weiter, bis die Mittagssonne am Himmel stand. Dann hatte er sich geradezu in ihr Herz hineingelesen.

Und dies war nur der erste in einer Reihe ähnlicher Tage; und sie hatten Niemand, der ihnen ein warnendes Wort zu sagen vermochte, Niemand, der sie darauf aufmerksam gemacht hätte, daß sie sich mit unzerreißbaren Banden fesselten. Carmen wandelte wie in einem seligen Traume; sie blickte nicht einmal vorwärts, dachte nicht einmal an das kommende Erwachen, oder an die Zeit, die ihn von ihr forttreiben mußte. Sie lebte ganz in der Gegenwart, in den Stunden, die sie in seiner Nähe zubrachte; wenn er fern von ihr war, beschäftigten sich alle ihre

Digitized by Google

Gedanken mit dem nächsten Wiedersehen, oder sie wiederholte sich jedes Wort, das er ihr gesagt, rief sich seinen Blick, sein Lächeln zurück; war in Erinnerung und Sehnsucht nicht einen Moment von ihm getrennt. In ihm fand sie die Vereinigung jeder Vortrefflichkeit; er war das Urbild alles Hohen und Edlen; war der begabteste der Menschen, war ein Deutscher! Wie hätte sie in der Oede und Einsamkeit ihrer Lage solchen Lockungen widerstehen können? Sie wußte kaum noch, wie ihr Leben gewesen war, ehe sie Walter kannte. Hatte es wirklich eine Zeit gegeben, in der sie völlig vereinsamt gewesen? Eine Zeit, in welcher Tag auf Tag verging, ohne Glück, und Nacht auf Nacht, ohne süße Träume zu bringen? Seit drei Wochen erst war er in ihr Leben getreten, und schon wußte sie nicht mehr, wie es gewesen war, ehe sie ihm begegnete. Jetzt war ihr ganzes Dasein wie in Licht getaucht, die ganze Welt war anders geworden, und Carmen genoß die Schönheit, die Heiterkeit, das Glück des neuen Lebens, ohne zu fragen wie, oder wie bald es enden würde.

Es war die alte Geschichte! Wenn Carmen eine Königin gewesen wäre, hätte sie der junge Deutsche nicht mit mehr Ehrfurcht und Ergebenheit behandeln können. Wie oft kam er in Versuchung, die kleine weiße Hand zu fassen und festzuhalten, aber er that es nicht. Er plauderte mit ihr, las ihr vor, erzählte von Deutschland und seinen Bewohnern, aber er hätte nicht anders mit ihr sprechen, sie nicht anders ansehen können, wenn sie von den Augen ihrer Mutter behütet gewesen wäre.

So verlebten sie den duftigen Mai, den glänzenden Juni, lebten nur für einander und hatten die Welt vergessen. Daß sie ihn sehen würde, war jeden Morgen Carmens erster Gedanke. Lesend und plaudernd verbrachten sie die langen Vormittagsstunden, und wenn die Sonne sich zum Untergange neigte, die Abendkühle von Blumenduft erfüllt war und die Vögel dem Tage ihr Abschiedslied sangen, trafen sie sich wieder.

Das Glück hat verschönernde Kraft und noch mehr die Liebe. Von beiden erfüllt erblühte Carmen in einer Lieblichkeit, die das Erstaunen ihrer Umgebung erregte. Ihre Wangen schimmerten in rosiger Farbe, ihre dunklen Augen strahlten im Licht der Liebe, ihr frischer Mund war vom holdesten Lächeln umspielt. Sie fühlte sich unaussprechlich glücklich; ihr Herz war leicht, frei und fröhlich, wie das des Vogels im Walde; das Leben war so voll, so reich; die Welt war so schön! Wenn dieser Traum von Dauer zu sein vermöchte, hätten wir den Himmel auf Erden — aber er ist nicht von Dauer.

Walter wurde zuerst daraus aufgestört. Nach Verlauf einiger Wochen traf er wieder einmal mit den Bekannten zusammen, mit denen er die ersten Tage in Lissabon verlebt hatte, und einer derselben rief ihm verwundert zu:

„Ist's möglich, Graf Hartenstein, Sie noch hier? Was hat Sie denn so lange festhalten können?"

Er gab ausweichend Antwort; aber diese Frage brachte ihn zum ersten Male zum Bewußtsein dessen, was er that und erlebte und zu der klaren Empfindung, daß er nicht mehr im Stande war, sich von Lissabon und Carmen loszureißen.

Digitized by

„Was war es denn, das ihn festhielt? Wieder kamen ihm die Worte des Liedes auf die Lippen:

„Nur ein Angesicht am Fenster", und er lächelte, als er sie aussprach. Jetzt war es mehr als „nur ein Angesicht", und plötzlich erwachte er zu dem Erkenntniß, daß es Liebe war, die ihn fesselte, eine Liebe so stark, so glühend, so treu, daß er sich bereit fühlte, ihr sein Leben zu opfern. Ihr Erwachen und Aufblühen hatte er nicht beachtet, aber nun stand sie in seinem Herzen in voller Pracht und Fülle die herrlichste der Blumen, und er wußte, was ihn festgehalten hatte und warum er nicht mehr fort konnte: er, Graf Walter von Hartenstein, liebte Carmen Erbach und konnte nicht mehr leben ohne sie. Die Hauptsache war nun, sich zu überzeugen, ob auch sie ihn liebte.

„Ich werde sie fragen, wenn die Sonne scheint, die Vögel in unserm kleinen Thale ihre süßesten Lieder singen und jede Blume den duftigen Kelch erschlossen hat", sagte er zu sich selbst.

Wie ihre Antwort lauten würde, vermochte er nicht zu sagen; wußte nicht, ob sie ihn liebte, ob er ihr gleichgültig war. Trotz der Lebhaftigkeit und anmuthigen Unbefangenheit ihres Wesens besaß sie eine edle, jungfräuliche Würde und wäre nie fähig gewesen, unaufgefordert auch nur ein leises Zeichen der Vorliebe oder Zuneigung zu geben.

Auch sein eigner Seelenzustand erfüllte ihn mit Erstaunen. Wie wenig hatte er sich selbst erkannt, wie so gar nicht geahnt, daß er in Lissabon geblieben, weil ihn zum ersten Mal im Leben eine tiefe, leidenschaftliche, ernste Liebe ins Herz gedrungen war.

Mit großer Sorgfalt wählte er Zeit und Stunde zu seiner Liebeswerbung aus. Noch waren seine Wünsche nicht bis zur Heirath vorgedrungen; die Gewißheit, geliebt zu werden, war ihm vorläufig genug; der goldne Nebel der Gegenwart verhüllte die Zukunft vor seinen Augen. Er vergaß, daß er der Erbe der Grafen Hartenstein war und sie die Tochter eines unbekannten Mannes ohne Vermögen. Er vergaß Alles bis auf das Eine, daß er Carmen liebte.

Eines Morgens, als die Sonne vom wolkenlosen Himmel strahlte und das üppige Land ringsumher mit Lichtfluten überströmte, wandelten sie tief in ihr geliebtes Thal hinein. Ueberall leuchtete und flammte der rothblühende Mohn, die Luft war von Wohlgerüchen schwer, in der Ferne glänzten Orangen- und Citronenbäume.

„Carmen", fing er an, es war das erste Mal, daß er sie mit dem geliebten Namen nannte; „Carmen, ich habe Ihnen etwas zu sagen."

Das holde Gesicht, das zu ihm aufsah, verrieth weder Erstaunen noch Scheu, er wollte sicher von irgend einem Buche sprechen, oder von Deutschland, der Heimat ihres Herzens. Aber nun erblickte sie etwas in seinen Augen, was sie zwang, die ihrigen zu Boden zu schlagen; ein seltsames Zittern kam über sie und dann jene süße Pause, die dem Erwachen aus schönem Traum voranzugehen pflegt.

„Carmen", sagte er sanft und innig, „ich liebe Sie, liebe Sie mit der ersten, warmen, treuen Empfindung des Mannes und werde nie eine Andere lieben. Carmen, liebst Du mich auch?"

Sie sah ihm ins Gesicht.

„Ist es die Liebe, von der alle Dichter singen?" fragte sie.

Digitized by Google

„Ja", antwortete er. „Aber sie haben nie von so tiefer Liebe gesungen. Carmen und Du, liebst Du mich auch?"

„Ich, ich glaube fast", stammelte sie; „ich weiß es nicht, es ist so fremd, so sonderbar . . ."

„Auch mir ists fremd", fiel er ein, „aber wie süß ist es, Carmen. Ich ahnte nicht, daß es so Süßes, Seliges auf Erden geben kann. Auch Du mußt mich lieben, süßes Mädchen, mußt mir alle Deine Gedanken, Dein ganzes Herz, Deine Liebe, Dein Leben zu eigen geben, wie ich Dir Alles gebe, was ich bin. Willst Du's versuchen?"

„Ich wills versuchen", gab sie zur Antwort. „Aber es ist Alles so fremd, so sonderbar . . ."

„Sag' lieber so schön", fiel er ihr ins Wort.

„Und so schön!" wiederholte Carmen. „Vor wenigen Wochen kümmerte sich Niemand um mich, Niemand in der ganzen, weiten Welt, und jetzt . . ."

„Jetzt liebe ich Dich von ganzem Herzen", sagte Walter. „Und Du mußt mich ebenso lieben!"

V.

Vier, fünf Tage verbrachten die Liebenden wie abgetrennt vom wirklichen Leben, ganz erfüllt von ihrem Herzensglück; dann fing Walter an, sich selbst zu fragen, wohin das Alles führen solle? Er war ein Edelmann im besten Sinne des Wortes, ehrenhaft und zuverlässig bis ins innerste Herz hinein; ritterlich, kühn und hülfbereit; unfähig zu Lug und Trug. Carmen war jung, schön, elternlos, jedes Schutzes beraubt, Grund genug für ihn, sie um so inniger zu lieben, um so achtungsvoller zu behandeln, und dazu war sie seine erste Liebe; die Erfüllung des schönsten Traumes, den die junge Menschenseele träumt; was Wunder, daß sie für ihn eine ganze Welt verdrängte!

Eines Morgens, als er kam, sie in dem Blumenthale aufzusuchen, war sie nicht da. Er setzte sich zwischen den rothen Mohnblumen nieder und wartete. Die Sonne stieg hoch am Himmel empor, die Arbeiter in den Weingärten legten sich zur Ruhe, aber Carmen ließ sich nicht sehen und Walter empfand, wie tödtlich leer und kalt das Leben ohne sie für ihn sein würde. Er durchstreifte die Hügel und Gebüsche; nirgends war eine Spur von ihr zu finden. Dann wartete er wieder stundenlang, bis ihn plötzlich eine herzbeklemmende Angst befiel: sie mußte krank sein! Er eilte ihrem Hause zu und ging, nach allen Fenstern hinauf spähend, daran vorüber: die Blumen blühten, die Weinranken hingen daran nieder wie ehemals, nur Carmen war nicht zu sehen. Plötzlich öffnete sich jedoch eins der obern Fenster und ein Blatt Papier flatterte nieder. Walter sah eine weiße, winkende Hand, aber kein süßes Angesicht lächelte ihm zu. Hastig nahm er das Briefblatt auf und las:

„Ich kann heute nicht zu Dir kommen und vielleicht niemals wieder. Man hat uns dem Onkel Rufino verrathen, und er ist sehr böse geworden und hat mir verboten, auszugehen. Ich fürchte, daß wir uns nie wiedersehen dürfen; man hat mich im Wohnzimmer eingeschlossen und

Digitized by Google

die Tante hat den Schlüssel abgezogen. Ach, was soll ich anfangen, wenn ich nicht zu Dir kommen darf?"

Das war unerträglich! Seine schöne, geliebte Carmen einzusperren, um ihr den Verkehr mit ihm unmöglich zu machen — sie durfte nicht bleiben, wo sie so behandelt wurde! Walter kam beinahe von Sinnen vor Zorn.

Im Schutze der dunklen Nacht kehrte er zu dem Häuschen zurück und machte Carmen seine Gegenwart bemerklich; augenblicklich öffnete sie vorsichtig ihr Fenster.

„Mein Liebling, komm zu mir, ich muß Dich sehen", sagte der junge Mann.

„Unmöglich", flüsterte sie; „die Thür ist zugeschlossen; ich kann das Zimmer nicht verlassen."

„Wirst Du Sonntag zur Kirche gehen?" fragte Walter.

„Ja; ich glaube nicht, daß man mir das verbieten wird. Niemand weiß, daß wir uns dort getroffen haben."

„Aber wie soll ichs aushalten, so lange zu warten? Drei Tage, die sich wie ebenso viele Wochen ausdehnen werden. O, Carmen, kannst Du nicht auf andere Weise herauskommen?"

„Ich wollte, daß ichs könnte", antwortete das junge Mädchen. „Sie sind Alle so unfreundlich gegen mich und Du bist so einzig gut."

Ein Windstoß, der die Weinranken über dem Fenster bewegte, erschreckte sie.

„Ich muß fort", sagte sie; „jedes Geräusch ist mir unheimlich. Wenn Onkel Rufino dahinter käme, daß wir uns sprechen, würde er mich irgend wohin bringen, wo Du mich nicht aufspüren könntest."

„Carmen, noch einen Augenblick! Deine Stimme klingt wie himmlischer Gesang zu mir nieder. Laß sie mich noch einmal hören, Geliebte.

„Ich fürchte mich!" flüsterte sie.

„Du siehst die Sterne, Carmen", fuhr er fort. „Sie halten nicht fester am Himmelsgewölbe, als ich an Dir. Du hörst den Wind, jeder Hauch desselben erzählt mir von Dir. Komm, ich beschwöre Dich, daß ich Dir sagen kann, wie ich Dich liebe."

„Ich bin gefangen", sagte sie und streckte die weißen Arme in die milde, duftende Nacht hinaus. „Wie gern wollt' ich kommen, wenn's mir möglich wäre."

„Sag' wenigstens, daß Du mich liebst und daß Du Sonntag kommen willst."

„Ich liebe Dich und hoffe Dich Sonntag zu sehen. Aber geh jetzt, ich höre kommen, geh. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Geliebte!" antwortete er und verließ sie, das Herz von glühendem Unwillen, den Kopf von wirren Plänen erfüllt.

Man sollte das Mädchen nicht länger von ihm absperren können. Er wollte sie heirathen, wollte sie bitten, sein Weib zu werden. Niemand durfte das Recht besitzen, sie ihm zu entreißen. Ja, heirathen wollte er sie und glücklich mit ihr sein, glücklicher, als je zwei Menschen auf Erden gewesen waren.

Bisher war er nicht darauf gekommen; erst jetzt, als er, seine Cigarre rauchend, gedankenvoll durch die Olivenpflanzungen ging, fiel ihm dieser Ausweg ein. Ja, er wollte sie heirathen! Aber was würden die

Digitized by Google

Seinigen dazu sagen? Sein stolzer Vater, seine stolze Mutter, was würden sie sagen, wenn er Carmen mit heim brachte?

Aber was kam im Grunde auf ihre Meinung an? Er heirathete, um glücklich zu sein, nicht um ihren Beifall zu erringen; heirathete aus Liebe, nicht aus Eigennutz, und war mit Herz und Seele dem armen, schutzlosen Kinde ergeben. Auch das Herz der Seinigen mußte Carmens Schönheit gewinnen. Seine Mutter, die selbst so schön war, liebte alles Schöne; wie warm hatte sie über Adelheid von Röhn geschrieben. Auch er wollte schreiben, den Eltern Alles erzählen, um ihre Einwilligung bitten. Und wenn sie dieselbe versagten? Es würde ihm weh thun; aber er war mündig, war sein eigner Herr und würde sich durch nichts bestimmen lassen, Carmen aufzugeben. Lieber dem Erbe seiner Väter entsagen, als ihr.

Aber in den nächsten drei Tagen war er nicht im Stande, den beabsichtigten Brief zu schreiben. Unruhig trieb er sich umher; sein Kopf glühte, nicht einmal zum Lesen war er fähig, irrte nur auf der Landstraße, an der das Häuschen lag, hin und wieder. Sobald er sie wiedergesehen und ihr Jawort erlangt hatte, wollte er schreiben, es war dann ja früh genug dazu.

Wie die Zeit verging, bis es endlich Sonntag wurde, wußte er selber nicht. Jede Stunde schien ein Tag zu sein, jeder Tag dehnte sich zu Wochenlänge aus, dann aber kam der Sonntag, heiter und wolkenlos. O, wenn die ersten Morgenstunden doch vergehen wollten! Und nun klangen die Kirchenglocken fern und nah, und er ging die Landstraße entlang dem Häuschen zu, wagte sich aber nicht ganz in die Nähe desselben, um nicht gesehen zu werden. Plötzlich schien der Sonnenschein noch heller zu werden und die Blumen glänzten in erhöhter Farbenpracht.

„Sie kommt, meine Einzige, meine Holde!“ sagte Walter zu sich selbst.

Und da kam sie; Sonnenlicht überströmte ihr weißes Gewand, ihr schönes Gesicht, und sie erschien ihm wie ein Engel.

Schweigend trat er auf sie zu; jedes Wort erschien ihm in diesem Augenblick ungenügend; aber er faßte ihre Hand und hielt sie, als ob er sie nie mehr lassen wollte.

„Carmen, ich glaubte, es würde nie mehr Sonntag werden“, sagte er endlich. „Die Stunden hatten bleierne Flügel. Aber wie blaß Du bist, mein Liebling, Du bist doch nicht krank gewesen?“

„Nein, ich habe mich nur sehr gefürchtet“, antwortete sie.

„Sag' mir, wer hat uns Deinem Onkel verrathen? Warum ist man so grausam gegen uns?“

„Juan Rosa hat einen Sohn, der mich heirathen will, aber ich mag ihn nicht. Nun hat er uns Beide zusammen gesehen und hat dem Onkel davon erzählt. Er glaubt, daß ich ihn nicht heirathen will, weil ich mit Dir verkehre, das ist die ganze Geschichte.“

„Du sollst ihn auch nicht heirathen“, rief Walter.

„Onkel Rufino war sehr zornig“, fuhr das junge Mädchen fort. „Ich sagte ihm, daß Du ein Deutscher bist und ein Freund von mir, aber darauf erklärte er, die Deutschen wären ihm verhaßt und er wollte nichts mit einem solchen zu thun haben. Und dann drohte er, wenn

ich wieder mit Dir spräche, mich nach Spanien zu schicken, in das Kloster, wo meine Mutter erzogen ist."

„Er ist ein Tyrann!" rief Hartenstein.

„Nein, das ist er nicht", sagte Carmen. „Er kann nur die Deutschen nicht leiden, hat kein Verständniß für sie und meint, daß es für mich das Beste wäre, wenn ich den Michael heirathete."

„Das sollst Du nicht! Mich sollst Du heirathen, Carmen, mich! Darum wollte ich Dich heute sprechen, sag' mir, willst Du mein Weib sein?"

„Dein Weib!" wiederholte sie und der Klang dieser Worte schien ihr alles Blut aus dem Gesicht zu treiben.

„Ja, mich sollst Du heirathen, Carmen, und ich will Dich nach Deutschland bringen, wo Du Dein Leben lang glücklich sein sollst. Willst Du Ja dazu sagen?"

„Aber Du bist ein vornehmer Herr, und ich bin ein armes, verlassenes Mädchen. Ists bei Euch der Brauch, daß reiche Edelleute arme Mädchen heirathen?"

„Was gehts uns an, wie Andere heirathen, mein Liebling", sagte er. „Gieb mir Antwort: willst Du mein Weib werden?"

Ein Ausdruck tiefen, ruhigen Ernstes verbreitete sich über ihr Gesicht.

„Dein Weib!" wiederholte sie, und die Worte fielen mit süßem, melodischen Klang von ihren Lippen. „Ja, ich kann nur Ja sagen. Aber das kommt so plötzlich, ist so überraschend, ich habe nie daran gedacht, daß wir uns heirathen könnten."

„Aber Du liebst mich, Carmen?"

„Ja, ich liebe Dich; nur hab' ich bisher allein in der Gegenwart gelebt, habe nicht an die Zukunft gedacht."

„So denk' jetzt daran, Geliebte", fiel er ihr ins Wort. „Sag' mir, daß Du mein Weib sein willst, dann bringe ich Dich nach Deutschland und Du sollst glücklicher sein, als irgend eine Frau in der Welt."

Sie sah halb verschüchtert zu ihm auf. „Aber die Deinigen! Alle, die Dich in der Heimat lieb haben", sagte sie; „werden die damit zufrieden sein?"

„Sobald sie Dich sehen, werden sie Dich lieb haben", gab er ausweichend zur Antwort. „Sie werden nicht anders können. Jedermann muß Dich lieb haben, meine geliebte Carmen."

„Aber mein Onkel, wird nie seine Einwilligung geben", sagte sie; „er war unzufrieden, als meine Mutter einen Deutschen heirathete, behauptet, sie wäre nicht glücklich gewesen, und wird, davon bin ich überzeugt, nie und nimmer zugeben, daß ich Dich heirathe, und wenn Du ein Prinz wärst, er würde Nein sagen."

„Dann, geliebte Carmen, muß ich Dich, wenn Du es zugiebst, ohne seine Einwilligung heirathen. Das wird ohne jede Schwierigkeit möglich sein und dann gehst Du mit mir nach Deutschland. Ich kann nicht ohne Dich leben. Hätten wir uns nie gesehen, so wäre das Leben natürlich ohne Dich hingegangen; aber nun ich Dich kenne und liebe, kann ich die Trennung von Dir nicht ertragen. Carmen, willst Du mich heirathen, bald, gleich?"

„Wie kann ich das?" rief sie erstaunt.

Digitized by Google

„Sobald Du willst, ist es sehr leicht möglich", antwortete er. „Der protestantische Prediger hier wird uns trauen und wenn das geschehen ist, nehme ich Dich mit nach Deutschland, Dein Onkel mag sagen was er will."

Ihr Gesicht drückte Zweifel und Liebe, Furcht und Entzücken aus.

„Carmen", sagte er, sich zu ihr neigend, „ich möchte lieber, viel lieber zu Deinem Onkel gehen und Deine Hand von ihm erbitten; möchte lieber bei Denen, die Dir verwandt und lieb sind, um Dich werben und Dich mit ihrer Zustimmung heimführen, als Dich ohne ihr Wissen und ihren Willen zu heirathen. Aber was bleibt mir übrig, wenn sie uns die Einwilligung versagen? Es scheint mir ganz klar, daß ich Dich auf immer verlieren muß, wenn ich Dich nicht auf der Stelle heirathe. Ist das nicht so?"

„Ja, wenn mein Onkel erfährt, daß wir uns wieder gesprochen haben, schickt er mich sicherlich gleich nach Spanien. Ich glaube, er würde mich lieber sterben sehen, als zugeben, daß ich einen Deutschen heirathe."

„Warum sind ihm denn die Deutschen so verhaßt?" fragte Graf Hartenstein.

„Weil meine Mutter einen solchen geheirathet hat, während er sie einem seiner Freunde geben wollte. Einen andern Grund weiß ich wenigstens nicht."

„Ein thörichter Grund", sagte Walter, und ehe der Sonntag zu Ende ging, hatte Carmen Erbach eingewilligt, sich im Laufe der Woche mit ihm trauen zu lassen.

VI.

„Jawohl", sagte Seine Hochehrwürden, der Pastor Werner, „ich kann Sie nach dem Ritus der protestantischen Kirche trauen. Aber dürfte ich wohl um Ihren Namen bitten."

„Ich habe Ihnen meine Karte hereingeschickt", antwortete Walter von Hartenstein.

„Man hat sie mir nicht eingehändigt, die portugiesischen Dienstleute sind so unzuverlässig", sagte Pastor Werner; Walter nahm eine Karte aus dem Etui und legte sie auf den Tisch. Der Pastor griff danach.

„Graf Hartenstein", las er und Walter bemerkte einen Ausdruck von Verlegenheit oder Verwirrung in seinem Gesicht. „Ich bitte um Verzeihung; es ist so selten, daß ich Besuch bekomme", sagte er; „habe ich Sie verstanden? Sie selbst wünschen sich zu verheirathen?"

„Ja, und ich möchte Sie mit den Verhältnissen bekannt machen", antwortete Hartenstein. „Ich liebe eine junge Dame, die hier in Lissabon zu Hause ist. Ihrer Abkunft nach ist sie halb Portugiesin, halb Deutsche und ihre Verwandten sind dagegen, daß sie einen Deutschen heirathet."

Der Pfarrer schien aufzuathmen.

„Die Verwandten sind dagegen", sagte er; „wäre es dann nicht besser, Sie gäben die Sache auf?"

„Ich bin nicht gekommen, um meine Angelegenheiten in Erwägung zu ziehen, Herr Pastor, sondern nur mit der Frage, ob Sie mich und die junge Dame, die ich liebe, trauen wollen", antwortete der junge Mann.

Dem Pastor schien noch immer unbehaglich zu Muth zu sein.

„Ich habe hier noch keine Trauung zu vollziehen gehabt", sagte er.

„Das kann mir einerlei sein", erwiederte Graf Hartenstein; „mir liegt nur daran, zu wissen, ob Sie mich nächsten Mittwoch trauen können ohne die Gesetze meiner Heimat, sowie die hiesigen zu verletzen."

„Gewiß, das kann ich", lautete die hastige Antwort des Geistlichen. Walter fiel dabei auf, daß etwas seltsam Unsicheres, Verlegenes in seinem Wesen lag. Endlich sah er zu dem jungen Fremden auf.

„Ich möchte Sie noch um Eines fragen", sagte er; „ist, die junge Dame Ihnen im Range gleich?"

„Nein, nicht ganz", antwortete Walter. Die Frage kam ihm so überraschend, daß er über die Beantwortung derselben nicht erst nachdenken konnte.

Die Miene des Pastors erheiterte sich und er schien sich plötzlich viel wohler zu fühlen, warum, konnte sich Walter freilich nicht erklären. Er hatte ihn diesen Morgen aufgesucht, um Alles für die Trauung, die Mittwoch stattfinden sollte, mit ihm zu verabreden. Gleich nach der Ceremonie wollte er mit seiner jungen Frau die Reise nach Deutschland antreten. Er fand den Pastor in einem kleinen Hause, einer engen, abgelegenen Straße und wurde in so verlegener Weise aufgenommen, als ob der Geistliche wenig daran gewöhnt wäre, Besuch zu empfangen. Die Trauung, die von ihm verlangt wurde, schien ihn noch mehr zu verwirren; sein ganzes Wesen und Benehmen hatte durchaus nichts Gewinnendes, nichts Freimüthiges. Er hob die Augen nicht auf, vermochte seinen Gast nicht einmal offen anzusehen. Endlich sagte er das bisher Gesprochene zusammenfassend und überlegend:

„Also heimliche Trauung, keine Verwandten dabei zugegen und die Braut weit unter dem Stande des Bräutigams. Bitte, gestatten Sie mir ein offenes Wort", fügte er hinzu; „ich kenne die Welt und weiß, wie die Dinge verlaufen. Halten Sie es nicht für wahrscheinlich, daß Sie in einigen Jahren diese Heirath bereuen könnten? Eine Heirath, die nur aus Liebe, ohne jede Rücksicht auf die Verhältnisse geschlossen zu werden scheint?"

„Nein", erwiederte Graf Hartenstein, „Sie haben nichts zu fürchten, ich werde meinen Entschluß nie bereuen. Wenn Sie nur darum zögern, kann ich Sie vollständig beruhigen. Ich liebe die junge Dame, die ich zu heirathen wünsche, von ganzer Seele, und wenn es möglich ist, bis Mittwoch die nöthigen Formalitäten zu ordnen, werde ich sie an diesem Tage zu meinem Weibe machen."

„Mit Geld ist Alles zu erreichen", antwortete der Pastor. „Sie werden eine bedeutende Summe zu zahlen haben."

„Darauf kommt es mir nicht an", fiel ihm Graf Hartenstein ins Wort und es wurde verabredet, daß die Trauung am Mittwoch stattfinden sollte.

„Merkwürdig", sagte Walter zu sich selbst, als er den Pastor verließ, „merkwürdig, daß durch längern Aufenthalt im Auslande Höflichkeit und Verbindlichkeit des Benehmens so oft verloren gehen."

Ueber den entscheidenden Schritt, den er zu thun im Begriff war, dachte er nicht weiter nach. Die Jugend ist selbstsüchtig, nur seine Liebe für Carmen, ihre Schönheit und ihre Liebe zu ihm stand Walter vor Augen; er vergaß den Vater, der für ihn gearbeitet und gespart und sich selbst Alles versagt hatte, damit seinem Sohn dereinst um so reichere Ernten reifen sollten; er vergaß die liebende Sorge der Mutter, die unablässig an sein Wohlergehen dachte und dasselbe durch eine passende Heirath zu befestigen wünschte, er dachte einzig und allein an seine Liebe.

An heftigen Widerstand glaubte er nicht, nur daß die Seinigen anfangs unangenehm überrascht sein würden, hielt er für möglich. Aber Carmens Schönheit mußte Aller Herzen gewinnen, wie sie das seinige gewonnen hatte. Zu fürchten hatte er nichts, als etwa eine kleine Mißstimmung, die nach wenigen Wochen überwunden war und dann konnte er ungestört glücklich sein im Besitz des schönsten, liebreichsten, jungen Weibes der Welt. Er wollte sich keinen trüben Gedanken über seine Heirath hingeben, wollte auch nicht die kleinste Unannehmlichkeit voraus bedenken, war er doch im Begriff, die Geliebte seines Herzens zu heirathen! Von ihr getrennt sein müssen, und wenn es sich nur um wenig Stunden handelte, war bitterer Schmerz für ihn, nun sollte jede Trennung auf immer vorüber sein.

Er malte sich aus, wie er sein schönes, dunkeläugiges Weib im Stammschlosse der Hartensteins einführen würde. Wie würde sie, die schon im Voraus für Deutschland begeistert war, sich an der Schönheit der Gegend, der Pracht des Waldes erfreuen. Selbst wenn er Carmen nicht geliebt hätte, wäre es ihm eine Freude gewesen, sie nach Deutschland zu bringen und ihre naiven, eigenthümlichen Bemerkungen über Land und Leute zu hören. Aber er liebte sie und jedes ihrer Worte war für ihn der Inbegriff höchster Poesie, und er überredete sich selbst, daß die seltene Holdseligkeit der Geliebten auch seine Mutter und seine Schwester Hilda bezaubern müsse.

„Wenn sie wüßten, daß ich ein junges Weib mit heimbringe", sagte er zu sich selbst, „und solch ein Weib! Nur ein paar Wochen der Unterweisung von meiner Mutter und Carmen wird mit ihrer Schönheit, ihrer spanischen Würde den ersten Platz in der Gesellschaft einnehmen; alle Herzen wird sie erobern. Er war im Voraus stolz und glücklich über die Triumphe seiner jungen Frau.

„Alles in Allem", sagte er zu sich selbst, „könnte ich gar nichts Besseres für das Glück meines Lebens thun. Ich heirathe ein schönes Mädchen, ein Mädchen, das ich von ganzer Seele liebe; ich könnte nicht mehr erreicht haben, wenn ich in Deutschland unter den reichsten, vornehmsten Töchtern des Landes gewählt hätte."

So suchte er jeden Schatten von Besorgniß aus seiner Seele zu bannen; Alles war gut und schön, mußte so sein, wenn seine Angehörigen Carmen kennen lernten. Mit der Ungeduld des Liebenden sah er dem Mittwoch entgegen und mußte in der Zwischenzeit mit den Oleandern in der Nähe ihres Hauses innig vertraut werden; immer wieder ging er unter ihrem Schatten hin und her und überwachte das Häuschen, das sein theuerstes Kleinod enthielt. Den letzten Abend hatte er im Schutz der Dunkelheit eine kurze Unterredung mit Carmen.

„Morgen, Geliebte, morgen", sagte er; „ich kann es noch immer nicht glauben, daß Du morgen mein Weib sein wirst!"

Ihre Gefangenschaft war milder geworden; sie durfte im Hause frei umher gehen und stand jetzt an dem offenen Fenster, an dem er sie zuerst erblickt hatte.

„Morgen!" fuhr er fort. „Ich sehe zu den Sternen auf, Carmen, und frage mich, wie sie morgen auf uns niederscheinen werden. Wie manche Liebe haben diese stillen Augen schon überwacht; wie manche Liebestragödie hat sich unter ihrem reinen Lichte abgespielt! Ich habe das Gefühl, als ob Sterne, Bäume, Blumen, Alles in der Welt sich mit mir freute, weil morgen mein Hochzeitstag ist."

Das schöne, leidenschaftlich bewegte Antlitz, das, von Mondlicht überstrahlt, bei diesen Worten zu ihr aufsah, vermochte Carmen nie wieder zu vergessen.

„Ich möchte gar nicht daran denken", antwortete sie; „mir ist, als wären alle diese glücklichen Tage die Bilder eines schönen Traumes gewesen, aus dem ich morgen erwachen soll."

Graf Hartenstein lachte.

„Nein, o nein, geliebtes Herz. Der morgende Tag wird nur den Traum zur Wirklichkeit machen", antwortete er. „Laß Dir sagen, wie ich Alles eingerichtet habe. Um elf Uhr werde ich in der Kirche sein; Du mußt es möglich machen, daß auch Du um dieselbe Zeit dort bist. Sobald Du dann mir gehörst, so daß keine Macht der Erde mehr im Stande ist, Dich mir zu entreißen, gehen wir miteinander zu Deinem Onkel und ich erkäre ihm, aus welchem Grunde wir uns ohne seine Einwilligung geheirathet haben. Ist das geschehen, so reisen wir ab nach Deutschland und ich zeige Dir die Heimat, die Du jetzt schon so innig liebst."

Im Mondschein sah er, wie sie erblaßte.

„Ich kann noch immer nicht daran glauben", sagte sie. „Vor wenigen Wochen noch fühlte ich mich ganz allein in der Welt, und nun habe ich Dich."

„Und ich will Dich für Alles entschädigen, mein Liebling!" fiel er ein; „für jede traurige Stunde, die Du erlebt hast. Dein Antlitz kann ich nicht erreichen, obwohl es schön und hold wie eine Blume zu mir niederblickt, so gieb mir denn Deine weiße Hand, daß ich sie küsse. Bald werde ich sagen können: Carmen, mein Weib! Und nie, nie kann ich dieses Wortes müde werden!"

Sie trug eine rothe Rose vor der Brust, und als sie auf seine leisen Worte mit einem tiefen Seufzer süßer Liebessehnsucht antwortete, lösten sich die Blätter derselben und fielen, ein duftiger Regen, auf sein emporgerichtetes Gesicht. Er raffte sie schnell zusammen und bewahrte sie jahrelang.

„Deine Seufzer, Carmen, sind Rosenblätter", sagte er. „Wenn meine Wünsche in Erfüllung gehen, sollen sie niemals schwerer werden. Eine Dichterin bist Du, Deine Seufzer werden Blumen. Nun aber muß ich Dich verlassen, geliebtes Herz! Ach, wie schön, daß von morgen an von keiner Trennung mehr die Rede ist, von keiner Thräne. Sag' „gute Nacht, Walter" — Du hast noch nie den Namen genannt, thu es jetzt."

Digitized by Google

Sie flüsterte ihn leise zu ihm nieder.

„Gute Nacht, mein Liebling!“ flüsterte er, „mein treues, zärtliches Herz! Zärtlich und treu, die beiden Worte bezeichnen Dein ganzes Wesen, besser als lange Beschreibungen dazu im Stande wären. Zärtlich und treu!“

Die drei Worte klangen ihr im Ohre nach, als er hinweg ging.

Zärtlich und treu, ja, das wollte sie immer sein und bleiben; was auch das Leben bringen mochte, ihre Treue und Zärtlichkeit sollte nicht wanken.

Es war Zeit, zur Ruhe zu gehen, aber sie war zu glücklich dazu und blieb am Fenster, die goldenen Sterne zu beobachten, die wehenden Bäume, die Rebengewinde, die im Mondlicht glänzten, die fernen Hügel mit ihrem Kranze von Olivenbäumen. O, wie schön, wie schön war die Welt und wie glücklich war Carmen!

Und morgen war ihr Hochzeitstag, und gewiß wußte das ihre junge, schöne Mutter, die so lange schon im Grabe lag und sah aus silbernem Gewölk zu ihr nieder; und die Sterne wußten es, denn sie leuchteten mild und hell zu ihr nieder, wie nie zuvor; und die Bäume flüsterten sich zu: „morgen ist Carmens Hochzeitstag“ und der Wind trug die Kunde weiter und weiter. Ja, morgen sollte ihr Hochzeitstag sein!

Der Mond beleuchtete das schöne, zum nächtlichen Himmel empor gerichtete Gesicht, die feuchten, flehenden Augen mit dem Ausdruck tiefer, leidenschaftlicher Liebe, den holden, feingezeichneten Mund, das üppige, dunkle Haar, und durch sein sanftes Licht nach und nach beruhigt, verließ sie endlich das Fenster, um schlafen zu gehen.

„Treu und zärtlich“, sagte sie in Gedanken zu sich selbst, „der Himmel helfe mir, daß ich das immer für ihn sein mag.“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by

Aerztliches Sprechzimmer.

Der Magenkatarrh. Von Dr. med. Penn.

Kein Organ des menschlichen Körpers ist mehr Insulten ausgesetzt, als der Magen; die verschiedensten Speisen und Getränke werden ihm aufgebürdet, und oftmals in erschreckender Menge, welche Quantitäten Bier er sich bei einer Bierreise oder bei einer Studentenkneiperei gefallen lassen muß, kann nur der Eingeweihte wissen.

Der Magen selbst entrüstet sich oft wegen der unverschämten Zumuthungen und stellt seine Dienste ein, oder er setzt die aufgedrungenen Gäste durch die Speiseröhre und den Schlund wieder vor die Thür.

In diesem Falle erwachsen dem Magen keine Unannehmlichkeiten weiter, während in jenem die Speisen und Getränke zum Theil den Proceß der Verdauung nicht durchmachen und reizend auf die Magenschleimhaut einwirken. Die kleinen Adern derselben füllen sich strotzend mit Blut, die Schleimhaut selbst ist geschwellt, leicht zerreißlich, mit Schleim bedeckt und der zur Verdauung nothwendige Magensaft wird nur spärlich abgesondert.

Nicht immer ist es jedoch die übermäßige Zufuhr von Nahrungsmitteln, welche Magenkatarrh hervorruft, dieser kann auch entstehen durch zu heiße oder zu kalte Nahrung, durch Gemüthsbewegungen, selbst durch Hunger.

Bei dem Magenkatarrh leidet der ganze Körper. Es ist Kopfschmerz vorhanden, leichtes Fieber, Appetitlosigkeit, Brechreiz, zuweilen Erbrechen, saures Aufstoßen, bitterer Geschmack, Diarrhoe oder Verstopfung, die Zunge ist belegt, die Magengegend aufgetrieben und auf Druck schmerzhaft. Im Urin finden sich Niederschläge von harnsauren Salzen. Zuweilen ist auch Gelbsucht vorhanden. Alsdann hat sich die Veränderung der Magenschleimhaut dem Zwölffingerdarm mitgetheilt und den Ausführungsgang der Gallenblase verstopft, so daß diese nicht abfließen kann und ins Blut übertritt, von wo aus sie durch die Arterienwände hindurch in die Gewebe des Körpers tritt.

Die Dauer der Krankheit ist oft eine kurze und dann wird sie der acute Magenkatarrh genannt; in andern Fällen besteht sie lange, dann heißt sie chronischer Magenkatarrh. Bei dieser hat die Magenschleimhaut ein schiefergraues Aussehen, während sie bei jener roth gefärbt erscheint; auch in den übrigen Erscheinungen unterscheidet sich der chronische Magenkatarrh von dem acuten; so ist zuweilen bei jenem Appetitlosigkeit vorhanden, auf die bald ein lebhafter Reiz zum Essen folgt, während bei diesem fast ausnahmslos Appetitmangel vorhanden ist.

Auch die übrigen Organe sind bei dem chronischen Magenkatarrh

Digitized by Google

in Mitleidenschaft gezogen; die Leber und die Milz ist vergrößert, das Herz schlägt zuweilen stärker und ist ebenfalls vergrößert. In sehr vielen Fällen jedoch sind die Krankheiten genannter Organe die Ursachen des chronischen Magenkatarrh in Folge von Störung der Blutcirculation.

Bei den meisten erschöpfenden Krankheiten ist ebenfalls chronischer Magenkatarrh vorhanden, z. B. bei Schwindsucht, Brightscher Nierenkrankheit. Die Regulirung der Diät, die bei diesen Krankheiten mehr als bei anderen nothwendig ist, wird durch den Magenkatarrh dem Arzte sehr erschwert, ja unmöglich gemacht, und der Patient stirbt gewissermaßen zum Theil an zu wenig Nahrung. Besonders bei der Brightschen Nierenkrankheit, wo die Eiweißverluste des Körpers nur durch kräftige Nahrung ersetzt werden können.

Außer den beiden Arten Magenkatarrhen kommen auch solche bei Gewächsen im Magen vor, z. B. beim Magenkrebs ꝛc. Doch übergehen wir die Besprechung derselben und wenden uns zu der Form der Magenkatarrhe, welche in Folge von Giften entstanden ist. Natürlich können wir an dieser Stelle nicht jedes Gift besonders besprechen, sondern nur andeuten, welche Veränderung die Gifte auf den Magen im Allgemeinen hervorrufen. Diese Veränderungen sind allein bedingt durch die Natur der Gifte, sondern auch durch deren Menge. Man findet daher einfachen Katarrh, starke Entzündung, vollständige Zerstörung der Magenhaut, Durchlöcherung des Magens. — Die Durchlöcherung des Magens hat immer den Tod zur Folge, indem der Inhalt des Magens in die Bauchhöhle fließt und dort eine Bauchfellentzündung hervorruft, während der niedrigste Grad der Vergiftung fast immer in Genesung endet, wenn das Gift entfernt wird, bevor es ins Blut übergegangen.

Wird der Arzt zu einem Vergifteten gerufen, so sucht er zuerst das Gift wirkungslos zu machen. Säuren neutralisirt er durch Alkalien und Alkalien durch Säuren, während er andere Gifte, z. B. metallische, in fette Oele und schleimige Substanzen einzuhüllen, oder durch ein Brechmittel aus dem Magen zu entfernen sucht. Außerdem giebt er Gegenmittel, von denen hier einige angeführt werden sollen.

Hat Jemand Phosphor genommen, so reicht der Arzt ihm sogleich einen Löffel voll (oder mehr, je nach der Quantität des Giftes) Terpentinöl, wodurch der Phosphor unschädlich gemacht wird, oder er giebt dem Kranken eine Quantität Blaustein, wodurch Erbrechen erzeugt wird.

Bei Vergiftung durch Arsenik giebt er Eisenrost mit Wasser angerührt, oder Bitter- oder Glaubersalz, oder gebrannte Magnesia in Wasser. Diese Stoffe gehen mit dem im Magen vorhandenen Arsenik chemische Verbindungen ein, welche dem Körper unschädlich sind.

Bei Vergiftungen durch Quecksilber giebt der Arzt dem Verunglückten Haferschleim, oder dergleichen, Milch, Eiweiß. Auch Eisenpulver in Verbindung mit Schwefelblumen in Wasser angerührt, thut gute Dienste.

Bei Vergiftung durch Jod verabreicht der Arzt dem Kranken Kleister oder Zuckerwasser oder beides zusammen.

Bei Vergiftung durch Silber, z. B. nach Verschlucken von Höllenstein, der bekanntlich aus Silber und Salpetersäure besteht, große Dosen Kochsalz oder stark gesalzenes Eiweiß.

Die bei den Vergiftungen vorhandene Magenentzündung muß ener-

Digitized by Google

gisch bekämpft werden durch Verschlucken von Eispillen, Application von Blutegeln und Eisumschlägen auf die Magengegend. Die nicht von Vergiftung abhängige acute Magenentzündung verlangt eine von jener abweichende Behandlung. Sind es schädliche Substanzen, die man sicher als die Ursache der Krankheit nachweisen kann, so gebe man ein Brechmittel von Brechweinstein mit Ipecacuanha, glaubt man, daß neben der schädlichen Substanz ein typhöses Fieber im Hintergrunde versteckt ist, so ist Ipecacuanha allein am Platze. Zuweilen ist bei der Magenentzündung stürmisches Erbrechen vorhanden; gegen dasselbe gebe man Eisstücke oder kleine Gaben Opium, oder man mache kalte Wasserumschläge auf den Magen. Erbricht dagegen der Patient zu heftig, nachdem ihm ein Brechmittel gereicht worden, so lasse man ihm eine Tasse schwarzen Kaffee trinken. Ist jedoch Alles nach Wunsch des Arztes vor sich gegangen, so lasse er den Kranken Sodawasser trinken, einen Senfteig auf die Magengegend legen und Klystier verordnen, wenn Verstopfung vorhanden. Dabei ist es nothwendig, daß der Patient sich jeder Nahrung enthalte. Natürlich muß man dem Arzt streng die Regulirung der Diät überlassen und besonders bei Kindern.

Die genaue Regulirung der Diät ist auch die Hauptsache bei dem chronischen Magenkatarrh, nachdem die erste Bedingung bei jeder Krankheit, die Bekämpfung ihrer Ursache, erfüllt worden. Aus der Küche des Apothekers sind hier die aromatischen und bittern Mittel in Anwendung zu ziehen, z. B. Cascarillentinctur, Weinige Rhabarbertinctur, außerdem Höllensteinlösung, Chlorwasser. Nebenbei muß der Patient oft warme Bäder nehmen, um die Hautthätigkeit anzuregen. Vielen Patienten helfen die Wasser von Kissingen oder Karlsbad, Andern hilft auch doppelt kohlensaures Natron messerspitzenweise genommen, allein oder mit gepulverter Rhabarberwurzel gemischt. In vielen Fällen des chronischen Katarrhs sind Molkencuren von guter Wirkung.

Alle diese Mittel können helfen, können aber auch im Stiche lassen, wie jede Medicin bei jeder Krankheit; bei vorliegender Krankheit ist dieses jedoch mehr als sonst der Fall, denn hier spielt der Gaumen eine große Rolle, und die Liebe zu ihm verdirbt Manches, was unter andern Umständen gut geworden wäre. Der Arzt verordnet dem Patienten nur blande Speisen, dieser liebt jedoch Pfeffer, Salz und andere Gewürze und er glaubt ohne dieses nicht leben zu können und genießt es im Geheimen. Dasselbe ist mit dem Frühschoppen der Fall. Starke Gewürze und Bier, sowie andere alkoholische Getränke unterhalten jedoch den Katarrh und die Anordnung des Arztes muß hier nothwendig wirkungslos bleiben. Starke Bier- oder Branntweintrinker leiden daher stets an einem Magenkatarrh, der ihre Ernährung trotz des so häufigen Bierbauches beeinträchtigt. Aus einem längere Zeit anhaltenden Magenkatarrh kann sich ein Magengeschwür entwickeln, das unter Umständen sehr gefährlich werden kann; auch die so schmerzhafte Krankheit des Magenkrampfes kann aus dem Magenkatarrh hervorgehen, besonders wenn die Speisen nicht verdaut werden und im Magen zurückbleiben. In vielen Fällen schreitet der Katarrh des Magens auf den Darm über und verursacht hier eine ganze Reihenfolge sehr lästiger und unter Umständen sehr gefährlicher Krankheiten, besonders bei Kindern, bei denen sie oft die Ursache der so sehr gefürchteten Brechdurchfälle sind.

Digitized by Google

Wir können dieſen Artikel nicht ſchließen, ohne auf gewiſſe Schädlichkeiten für den Magen, die der Sommer im Gefolge hat, hinzuweiſen; es ſind dieſes der Genuß der verſchiedenen unreifen und reifen Früchte, die trotz der Vorſicht der Behörden an den Markt gebracht werden, und trotz aller Warnung von Kindern und unvorſichtigen Erwachſenen gegeſſen werden. Unreife Stachelbeeren ſind gekocht eine geſunde Speiſe, roh ſind ſie im hohen Grade ſchädlich. Auch vor unreifen Kirſchen, Pflaumen und Aepfeln iſt beſonders zu warnen, und ertappt man ein Kind beim Genuſſe derſelben, ſo ſchicke man ſofort zum Arzt, daß dieſer ein Brechmittel verſchreibe. Man warne auch die Kinder, daß ſie Steinobſt nicht mit den Steinen verſchlucken, in vielen Fällen gehen die Kirſch- und Pflaumenſteine zwar mit den Entleerungen aus dem Körper fort, in anderen Fällen rufen ſie jedoch Magenkatarrhe hervor, und beſonders jene Krankheit des Darmes, die unter dem Namen der Entzündung des Blinddarmes bekannt iſt, eine Krankheit, die ſehr oft tödtliche Folgen hat.

Bei Kindern treten oft die Erſcheinungen des acuten Magenkatarrhs plötzlich ein, zu denen ſich Krämpfe geſellen, und ſehr häufig gelingt es dem Arzt, feſtzuſtellen, daß das Kind eine unreife Frucht oder eine Frucht mit dem Steine verſchluckt habe. Eine weitere Urſache des Magenkatarrhs als die genannten, ſind die im Sommer häufiger als im Winter auftretenden Gährungserſcheinungen: die Speiſen werden ſauer „und ihr Genuß in dieſem Zuſtande" bringt den Katarrh zu Stande.

Auch Erkältungen des Magens, die man an ſehr heißen Tagen durch den Genuß von Eis, ſo wie auch durch raſches Abkühlen der Haut ſich ausſetzt, rufen den Katarrh hervor. Wer daher Eis genießen will, der kühle ſich zuvor ab, und wer ſtark im Schweiße iſt, entledige ſich nicht plötzlich ſeiner Kleider, wie das ſo häufig beim Baden geſchieht, oder ſetze ſich keiner Zugluft aus.

Somit empfehle ich mich meinen Leſern und wünſche, daß ſie den Magenkatarrh nie anders kennen lernen, als aus der Beſchreibung deſſelben.

Graf Hoditz.

Ein culturgeschichtliches Porträt. Von **Alexis Stoll.**

Wer Potsdam kennt, dem ist jedenfalls die Hoditzstraße bekannt. Sie hat ihren Namen von einem Manne, dessen Biographie einen interessanten Beitrag zu der Sittengeschichte des vorigen Jahrhunderts liefert. Der Graf Hoditz hat sich einen Namen gemacht durch eine merkwürdige Art von Kunstsinn, eine Art Kunstsinn, die mehr orientalischem, als europäischem Geschmack zusagt; und mit diesem „Kunstsinn" — wenn diese Leidenschaft des interessanten Grafen anders diesen Namen verdient — verband Hoditz auch jene pikante Weise zu leben, wie sie uns aus den Harems des Orients anduftet oder — anekelt.

Hoditz ist ein Zeitgenosse Friedrichs des Großen. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts ward er geboren und zeigte bereits als Kind jene lebendige Phantasie, die ihn später auf originelle Bahnen lenken sollte. Mit Kenntnissen ausgerüstet, die, nach dem Maßstab der damaligen Verhältnisse, nicht unbedeutend sind, begab er sich nach Italien; einige Jahre später lebte er am Hofe Kaiser Karls VI.

Im Jahre 1734 war es, als er in Erlangen die damals fünfzigjährige, aber immer noch schöne Markgräfin Sophie von Bayreuth kennen lernte. Sophie, durch das ganze Jahrhundert wegen ihrer leuchtenden Schönheit berühmt, verachtet wegen ihrer Lebensweise, die sich kühn über die alltäglichen Begriffe von Moral und Frauentugend hinwegzusetzen verstand, war damals Witwe. Sie fand Gefallen an dem jungen, eleganten Cavalier; Hoditz hatte sich längst in die reichlich gefüllte Casette der Gräfin verliebt; er heirathete also die Millionen Sophie's und sie selbst dazu als erträgliche Zugabe.

Welche Begriffe Sophie über die Ehe hatte, das wird meinem Leser aus einer kleinen, interessanten Geschichte klar werden, die ich hier einflechten will. Sophie, eine geborene Prinzeß von Sachsen-Weißenfels, hatte, fast noch ein Kind, dem Erbprinzen Georg Wilhelm von Bayreuth, der in den Puncten der Moral und Tugend nicht weniger freie Anschauungen hatte, als seine schöne Gemahlin, ihre Hand gereicht.

Der einsame Hof von Bayreuth bekam, seitdem Sophie neben ihrem Gemal dort residirte, einen sehr lebhaften Anstrich. Die Schönheit der Prinzessin lockte bald eine große Zahl adliger Bummler, die sich, wie noch heutzutage, auch damals Cavaliere nannten, aus den verschiedensten Ländern herbei. Sophie streifte bald jeden Zug von Schüchternheit ab; eine Unzahl von Liebhabern hatte sie sich in kurzer Zeit im Sturm gewonnen; aber sie war mit ihren Anbetern sehr launenhaft, bald hatte dieser, bald jener ihre Gunst. Ihre Liebschaften vor den

Digitized by Google

Augen ihres Gatten und der Welt zu verbergen, damit gab sie sich die erste Zeit nicht die geringste Mühe; sie wurde jedoch nach einiger Zeit durch einen denkwürdigen Vorfall vorsichtiger gemacht. Einmal nämlich war ein gewisser Baron Kagge ihr Favorit. Der Prinz wußte um das beiderseitige Verhältniß; man hatte ihm nämlich Andeutungen darüber gemacht, die nicht mißzuverstehen waren, daß der Baron Kagge, der dem Hofe pompöse und äußerst kostspielige Feste zu wiederholten Malen gegeben hatte, das Geld zur Bestreitung der ungeheuren Kosten aus den Händen der Prinzessin Sophie empfange.

Eines Tages sucht der Prinz seine Gemalin auf. Er findet sie mit einem gewissen Jemand in gemüthlich-vertraulichem Beisammensein. Er sagt nichts, sondern bittet den Baron Kagge gelassen und höflich, er möge doch, da die Tafel eben gedeckt sei, die Prinzessin zu Tisch führen. Der Prinz entfernt sich, der Baron will mit ihm gehen, aber der Prinz läßt es nicht zu.

„Bleiben Sie nur, lieber Baron", sagt er lächelnd und schiebt ihn zurück.

Und warum hätte der Prinz auch nicht ein Vergnügen lächelnd gönnen sollen, was er sich selbst so oft gestattete?

Kagge setzte sich bald darauf mit der Prinzessin zu Tisch. War es nun der Aerger der beiden Verliebten, daß man sie bei ihrem Rendezvous gestört hatte, oder war es, um zu zeigen, daß man sich vor dem Prinzen durchaus nicht fürchte, kurz, die Prinzessin suchte sich in Unverschämtheit zu überbieten. In mehr als vertraulicher Weise unterhielt sie sich mit dem Baron, gab ihm Zeichen unter dem Tische, spielte mit ihm mit Weinkorken und Fruchtkörnern Fangeball und was dergleichen Unschuldigkeiten mehr sind. Aber der Knalleffect sollte noch kommen. Sie brachte plötzlich die Rede auf Ehemänner, welche es ruhig mit ansähen, wie ihre Gemalinnen die Grenzen des Erlaubten überschritten.

„Was halten Sie davon, Herr Baron", wandte sie sich an Kagge.

Leider schnitt in diesem Augenblicke der Prinz das interessante Gespräch dadurch ab, daß er aufsprang, nach seinem Stocke griff und sich auf den Baron werfen wollte; schneller aber als der Windshauch war dieser edle Ritter entwischt.

Schlimmer ging es der Prinzessin, die jetzt die Stelle des Opferlamms vertreten mußte. Wie sie vorhin keine Grenzen der Sitte hatte kennen wollen, so wollte der Prinz keine der Wuth kennen. Unbarmherzig hieb er auf seine Gemalin ein, unbekümmert darum, daß sich der ganze Hof an dem schönen Schauspiel weidete, wie ein Gemal und Fürst seine ebenbürtige Gattin prügelte.

Die Folgen blieben nicht aus. Der Prinz hatte wieder Versöhnung mit Sophie gesucht; aber diese wies ihn auf das Entschiedenste zurück; er nahm dafür Rache, dadurch, daß er die Prinzessin auf der Plassenburg bei Culmbach internirte, aber nicht lange; er verstattete ihr bald, wieder an den Hof von Bayreuth zurückzukehren. Seit ihrer nunmehrigen Rückkehr soll sie weniger Liebschaften cultivirt haben; vorsichtiger war sie jedenfalls geworden.

Graf Hoditz stieß sich wenig an die Vergangenheit dieser Dame, übte doch ihr Gold eine unwiderstehliche, anziehende Kraft auf ihn aus; 1734 ward er mit ihr gesetzlich verbunden, nachdem Sophiens erster

Digitized by

Gemal bereits seit acht Jahren todt war. Was ich eben über die anziehende Kraft bemerkt habe, zeigte sich bald in seinen Consequenzen. Hoditz machte zunächst seiner Frau begreiflich, daß sie als Cassenbeamter nichts tauge, daß dagegen seine Fähigkeiten in dieser Hinsicht ganz außerordentlich seien; er bekam so das ganze Vermögen seiner neuen Gemalin in die Hände; dann aber, als er sie — so zu sagen — ausgeplündert hatte, sah er die Unzweckmäßigkeit seiner Verbindung mit Sophie für die Zukunft ein und fand sich daher veranlaßt, ihr ein Lebewohl auf alle Ewigkeit zuzurufen — er verließ und verstieß sie.

Das fernerweitige Geschick der verlassenen Frau ist ein tieftragisches. Gänzlich verarmt lebte sie in Dürftigkeit in Wien; dieselbe Frau, der einst hunderte von Männern zu Füßen gelegen hatten. Ihre einzige Quelle, aus der sie für die Bedürfnisse ihres elenden Lebens und doppelt jämmerlichen Daseins, wenn sie an ihre stolze Vergangenheit zurückdachte, schöpfen konnte, war die Milde und Wohlthätigkeit des Wiener Adels. Von dem Kothe des Elends angefault, starb sie im Winter 1750.

Während sie mit den Sorgen ihres verkümmerten Daseins gerungen hatte, hatte Hoditz ein Leben zu bereiten gewußt, das von aller Seligkeit und ausgelassensten Wollust erfüllt war. Sofort nach der Trennung von seiner Gemalin hatte er sich nach der Herrschaft Roßwald bei Troppau gewandt; hier wollte er — das Geld seiner Frau, das die Summe von fünf Millionen Thaler repräsentirt haben soll, setzte ihn dazu in Stand — seinem „Kunstsinn" den freiesten Lauf lassen. Die Realisirung seiner Ideen, die er sich über die Verbindung der Kunst mit dem Alltagsleben gebildet hatte, die Durchführung des an und für sich undenkbaren Planes, die Realität durch eine poetische Idealität zu verdrängen, war von jetzt ab seine einzige Arbeit, sein Lebenszweck. Man kann ihm das Zeugniß geben, daß er diesen Zweck erreicht hat, soweit er eben durch Geld sich erreichen läßt.

Roßwald war zu dem Schauplatz seiner Thaten bestimmt; es mußte sich zunächst einer großartigen Metamorphose unterziehen. Besonders der Park hatte nach einiger Zeit ein ganz anderes Aussehen, als vordem. Hoditz wollte es vor allen Dingen ermöglichen, die Besucher seiner Anlagen in wenigen Stunden eine vollständige Reise um die Welt machen zu lassen, wobei man im Spazierengehen alle Völker des Erdballs sammt ihren Nationaleigenthümlichkeiten ohne jedwede Gefahr kennen lernen konnte, ja sogar ohne das Schweißvergießen und ohne das Vergnügen eines fünfstündigen Zusammengepferchtseins, das Verne's „Reise um die Welt in achtzig Tagen" erfordert.

So befand sich an dem einen Ende des Parkes der sogenannte indianische Garten; indianisches Geheul und Gegrunz empfing den Eintretenden; braune Gestalten — imitirte Indianer — lagen vor dem flackernden Feuer, über dem ein frischer Braten seinen Duft ausströmte, Wigwams mit Scalpen behangen standen umher. Schwarzhaarige Indianerinnen, mit den Babys an der Brust, lugten den Fremdling an; an einer andern Stelle führten andere Roßwalder Rothhäute kriegerische Spiele und Tänze auf, oder hielten, aus der langen Friedenspfeife rauchend, Rath. Das wäre ein Ort des Wirkens für die Anhänger des Görlitzer „Walla-Walla-Bundes" gewesen!

Dann gab es einen chinesischen Garten, mit Tempeln und Garten-

Digitized by Google

Digitized by Google

Legitimire er sich!

Nach einer Originalzeichnung von C. Rechlin.

häusern in chinesischem Stile; eine große Zahl Druidenhöhlen mit rauchenden Opferaltären; Tempel aller Nationen und Zeiten mit entsprechenden Priestern bevölkert, jüdische, griechische, römische u. s. w.

Auch dem Reiche der Sage und des Märchens war in umfassendster Weise Rechnung getragen. Man konnte eine Zwergenstadt sehen. Ihre Häuser waren nur wenige Fuß hoch; sie hatte ihre Straßen, Plätze, Paläste und Kirchen; ihre Bewohner waren Kinder, auf den Wällen der kleinen Stadt exercirten Kindersoldaten und dabei donnerten kleine Kanonen. Es war Liliput, wie es nicht reizender gedacht werden kann.

Außerdem trieben Najaden und Nymphen ihr Wesen im Parke; überall herrschte ein märchenhaftes Leben und Treiben, sogar im Wasser: denn hier zogen ja holdlächelnde Wasserjungfrauen auf güldenen Muscheln und Schifflein dahin. Auf das eigentliche Feenschloß werde ich mir unten erlauben zurückzukommen.

Dieses Gewirr und Geschwirr von Tempeln, Höhlen, Grotten, Ruinen und Felsen, von einer unabsehbaren Menge von Quellen, Fontainen und Wasserkünsten der mannigfachsten Art, erhielt einen noch besonders zaubervollen Anstrich durch die von Zeit zu Zeit stattfindenden nächtlichen Parkfeste. Die schönsten und großartigsten Wasserkünste sprangen in solchen Nächten und waren mit prachtvollen Feuerwerken verbunden. Nicht selten waren an solchen Abenden Statuen aufgestellt, die, von bengalischen Flammen magisch beleuchtet, schon von ferne auf den Beschauer einen unauslöschlichen Eindruck machten. Noch tiefer ward der Eindruck, wenn man näher kam: dann sah man, daß diese Statuen ideale Frauenschönheiten mit einer Naturtreue darstellten, die einem ausrufen ließ. „O, diese Schönheit sollte gefühlloser Stein sein?" Und wenn man hinging und von unwiderstehlichem Hange getrieben, der schönen Statue schmachtend ins Angesicht schaute und den Arm um ihren schneeweißen Nacken legte, dann war der Eindruck am tiefsten: es war wirklich nicht kalter, gefühlloser Marmor mehr, es war ein lebendes, athmendes Wesen, das in Deinen Armen lag. Die schöne Zeit eines Pygmalion war wieder angebrochen.

Solche Ueberraschungen hatte der Graf noch manche für seine Gäste. Bei alledem ist Hoditz' sein berechnender Dispositionssinn nicht genug zu bewundern; so beschränkte er sich z. B. in der Auswahl seines Parkpersonals fast nur auf seine Gutsangehörigen; nur selten zog er andere Kräfte zu seinen Unternehmungen hinzu; aus seinen Unterthanen bildete er selbst, oder ließ er Künstler jeden Faches bilden. Er besaß ein vollständiges Personal für sein Theater und für seine Concerthalle, er verfügte über Tänzer, Maler, Bildhauer, Gärtner, Feuerwerker und was dergleichen Künstler mehr waren. Besondere Sorgfalt verwandte Hoditz auf die Ausbildung seiner weiblichen Unterthanen, die in Brünn — dorthin wurden sie schon im zartesten Alter gebracht, falls Hoffnung für eine den vorliegenden Zwecken günstige Entwickelung vorhanden war — für ihre spätere Bestimmung erzogen wurden, denn der Graf brauchte Schauspielerinnen und Sängerinnen; er brauchte Balleteusen; die Damen seines Harems bedurften besonderer Ausbildung, ja sogar die Kuhmägde erhielten einen besondern Unterricht. Bei dem großen Bedarf von Damen wurden von den Aspirantinnen zumeist jede in allen Disciplinen unterrichtet, die auf dem Gute des Grafen verlangt wurden, damit sie

Digitized by Google

dann je den Umständen gemäß in den verschiedensten Genres beschäftigt werden konnten.

Abgesondert von dem gräflichen Schloß stand ein Gebäude, von dichtem Gestrüpp umzogen, mit einem Eingang, der ohne Führung des Grafen Niemand offen stand: dies war das Haus, das die Damen von Roßwald in sich barg, es war Hoditz' Serail. Nur Demjenigen, dem der Graf einen besondern Gefallen erweisen wollte, zeigte er das Innere und ließ ihn dort einige Zeit verweilen.

Bald credenzten dem Eintretenden die schönsten Jungfrauen, in den pikantesten Costümen, Wein in goldenen Pokalen; er durfte mit ihnen scherzen nach Herzenslust. Dazwischen rauschte unsichtbare Musik, erst dumpf und schaurig, dann hüpfend und scherzend, verklingend und aufjauchzend, oder Sirenenstimmen berauschten den Verweilenden. Kurz, es war das Feenschloß ohne Fehl und Tadel, das Feenschloß, wie es der Märchendichter nicht schöner und bezaubernder schildern kann.

Es ist unmöglich, einzeln aufzuzählen, wie der Graf Hoditz Alles, die einfachsten Gegenstände nicht ausgenommen, mit einem gewissen Hauch von Idealität umgab; nichts blieb von seinem Kunstsinn verschont, eine Manie, die ihre Früchte sogar in den schmutzigen Viehställen trieb. Besonders gilt dies von seinem Kuhstall. Zu Kuhmägden verwandte er meistentheils Damen seines Serails. Mit jenen anziehenden, an die Bilder des frivolen Watteau erinnernden Costümen, die die feine Form der Gestalt besonders hervortreten ließen, angethan, sah man die Schönen mit silbernem Melkeimer ihren Dienst vollziehen; während ihrer Arbeit sangen sie Arien oder Chöre aus den neuesten Opern.

Dieses wunderbare Treiben, dieses spleenig-chaotische Leben konnte die Casse des Grafen dreißig Jahre unterhalten — und demnach kann man behaupten, daß Hoditz der unübertrefflichste und ausdauerndste Epikuräer aller Zeiten ist. Daß die Schöpfungen in Roßwald ein nicht unbedeutendes Aufsehen erregten, wird man mir gern glauben. Hoditz hatte immer eine große Anzahl von Lebemännern um sich, die oft nicht nur der Prunk ihres Gastgebers, sondern auch dessen Esprit und Humor fesselte.

Auch Friedrich den Großen durfte der Graf wegen des letzten Umstandes unter seine besten und treuesten Freunde rechnen — eine Treue seitens des Königs, die später dem leichtsinnigen Verschwender der rettende Anker werden sollte. Zweimal hat der Alte von Sanssouci den ewig jugendlich-tollen Epikuräer von Roßwald aufgesucht; das letzte Mal war es im Jahre 1770.

In diesem Jahre ward bei Friedrichs Anwesenheit ein Fest gefeiert, das jedenfalls das brillanteste aller Feste des Grafen ist. Friedrich spielte damals mit Hoditz Schach; Knaben, die als Bauern, Reiter, Läufer u. s. w. costümirt waren, bildeten die Schachfiguren, eine Wiese, die derartig mit Blumen besät war, daß dadurch die einzelnen Felder markirt wurden, das Bret. Am Abend ereignete sich ein Zwischenfall, der den König etwas unangenehm berührte. Friedrich hatte sich nämlich eben zur Ruhe begeben, als er plötzlich durch eine Musik geweckt wird; er schlägt die Augen auf und sieht, wie von magischem Licht beleuchtet die Siegesgöttin ea ipsa durch die Decke des Zimmers lächelnd herabschwebt, dem König den verdienten Lorbeerkranz zu reichen. Friedrich

Digitized by Google

wies mit einer Handbewegung und strenger Miene diese Ehre von sich ab — die Göttin machte ein verblüfftes Gesicht, trat betroffener, als sich für Göttinnen schicken mag, den Rückzug an und ward hinfüro nicht mehr gesehen. Aber trotz dieses Vorfalls schied Friedrich unbeleidigt, ja im Gegentheil mit einem sehr warmen Gefühl für den närrischen Hoditz von Roßwald. Daß der Graf bald nachher von ihm eine kostbare Dose erhielt, die von einer poetischen Dankesepistel begleitet war*), ist dafür Bürgschaft.

Seit Friedrichs Besuche zeigte sich immer mehr und mehr, daß Hoditz' Mittel zu Ende gingen. Sechs Jahre nach dem denkwürdigen Feste, daß zu Friedrichs Ehren stattgefunden, waren die fünf Millionen des Sultans von Roßwald verschwunden, verschwunden wie die bekannten fünf Milliarden, nur nicht ganz so spurlos. Seine Güter kamen an das Erzstift Olmütz, das sie später einzeln unter den Hammer brachte. Die zierlichen Tempelchen und Paläste, das pikante Serail, Alles ist verschwunden und Staub geworden, als hätte ihnen der ergreifende Fluch des blinden Sängers gegolten:

„Weh' euch, ihr stolzen Hallen! Nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite, noch Gesang.
Nein, Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sclaventritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt."

Es war die Rache des Schicksals, die den verlorenen Grafen jetzt traf, die Rache für die verlassene und elend gewordene Gemalin, während er mit ihrem geraubten Gelde dreißig freudenvolle Jahre verbracht hatte.

Seine Dienerschaft zerstob damals wie Spreu; viele seiner Bühnenkünstler machten ihr Glück auf viel größeren Bühnen; von seinen schönen Mädchen mag Manche noch im Pfuhle des Elends und der Schmach versunken sein. Als unter seinen Bauern sein Bankerott bekannt wurde, ließen sie sammt und sonders die Köpfe hängen; hatten sie doch ihren Herrn immer hoch gehalten und lieb gehabt, hatten sie doch unter ihm Manches gelernt und ein Leben genossen voll Freude, Lust und Sorglosigkeit, wie sie es sich selbst unmöglich hätten bieten können.

Die Freundschaft Friedrichs des Großen ward für Hoditz noch der Rettungsanker. Als der König von dem Unglück des Grafen hörte, lud er ihn ein, nach Potsdam zu kommen. Dorthin wandte sich nun Hoditz auch; von seiner Capelle konnte er sich nicht so leichten Herzens trennen, als von der übrigen Dienerschaft, er nahm sie daher mit sich. Der siebzigjährige, am Stein heftig leidende, alte Herr konnte aber die Reise nach Potsdam nicht anders unternehmen, als zu Schiff. Die Oder ging es hinab, durch den Canal von Müllrose in die Spree und Havel bis Potsdam.

Der König wies dem Grafen ein Haus auf dem Theile der Jägerstraße an, der noch heutzutage von dem Manne, dessen vergnügungsvolles Leben und Wirken wir eben betrachtet haben, den Namen Hoditzstraße führt.

Zwei Jahre lebte der Graf noch hier, vergessen von der Welt, aber desto sorgsamer und anhänglicher vom König Friedrich bedacht. Er

*) Diese Epistel Friedrichs des Großen findet sich in seinen „Oeuvres posthumes", siebenter Band, auf Seite 27.

Digitized by Google

kam oft zu dem kranken, verlassenen Mann und verweilte gern bei ihm; der Esprit, der Humor des Grafen fanden auch jetzt noch den Gefallen des feinsinnigen Fürsten. Wenn auch diese beiden letzten Jahre des Grafen die traurigsten seines Lebens — das Krankenbett konnte er nur noch selten verlassen — er war doch nicht so unglücklich geworden, wie seine Gemalin. Die Hand des Königs schützte ihn davor, und außerdem hatte er ja nicht verlernt, zu scherzen und lustig zu sein, selbst auf dem Krankenlager.

Im Jahre 1778 verschied der Graf, zweiundsiebzig Jahre alt. Er hatte ein köstliches und amüsantes Leben geführt, wie nur wenige Menschen — aber auch er durfte, wie tausend Andere, den Becher der Freude nicht ungestraft leeren.

Letzte Rose.

Was treibst, verwelkter Rosenstrauch,
Mein Herz, noch eine Liebe Du?
Mich dünkt — des Herbstes früher Hauch
Trug all Dein Keimen längst zur Ruh?

Ach, weißt Du noch, verblühter Strauch,
Wie Du Dein erstes Röslein triebst?
Mir scheint, daß Du Dein letztes auch
So innig wie Dein erstes liebst!

Nein! Damals sprach Dir Mark und Saft
Von vielen Blüthen ahnungsvoll,
Daß Dich zur Sommerzeit der Kraft
Ein Rosenmeer bedecken soll!

Doch diese liebst Du thränenschwer,
Wie man die letzte Liebe liebt!
Weil es nach dieser keine mehr,
Nur Einsamkeit und Winter giebt!

Alfred Friedmann.

Digitized by Google

Don Juan in Fesseln.

I.

Ein Ball auf dem Lande.

Raimund Werder, der Herr des Ritterguts Neuenthal, lehnte an einer Säule im Ballsaal des Herrnhauses im benachbarten Langendorf und kritisirte die einzelnen Puncte des lebenvollen Bildes, welches sich vor ihm wechselvoll entrollte. Er that dies nicht etwa mit gleichgültigen Augen, sondern im Gegentheil mit großem Interesse, namentlich was den weiblichen Theil der Gesellschaft betraf. Raimund hielt sich selbst, und zwar nicht mit Unrecht, für einen kundigen Beurtheiler der Frauen. Er hatte genügend viel Zeit und Gelegenheit gehabt, sich in dieser Kunst auszubilden. Weibliche Einflüsse hatten keinen unbeträchtlichen Theil an seiner Erziehung gehabt. Mit oder gegen seinen Willen, waren die Damen nicht gewöhnt gewesen, ihn bei seinen Studien allein zu lassen. Sie waren stets nur zu bereit, ihm in die tiefsten Gründe seines geistigen Sanctums zu folgen und da ihre Augen wie offene Blätter zu seinem Gebrauche aufzuschlagen, ohne ihm die Mühe des Umwendens zu bereiten.

Factisch war Raimund Werder durch das schöne Geschlecht so verwöhnt und verzogen worden, wie ein an sich kraftvoller und edler Mann, dessen Hauptfehler in allzugroßer Zärtlichkeit und Hingebung bestand, durch Schwäche und Eitelkeit nur immer verzogen werden kann.

Wenn man ihn genauer betrachtete, wie er, um einige Zoll höher gewachsen als alle anderen Anwesenden, an die Säule gelehnt stand, konnte man die Ursache, weshalb er von den Damen sehr gesucht wurde, wohl verstehen. Er hatte schöne Augen, fast zu schön für den Kopf eines Mannes, das heißt, sie würden zu schön gewesen sein, wäre nicht ihr Ausdruck zeitweilig durch das Auflodern wilder Leidenschaft verunziert worden. Sein wohlgeformter Kopf, mit dichtem, kurzgeschorenen Haar bedeckt, konnte zu Speculationen darüber anregen, weshalb Simsons lange Ringellocken als Beweise männlicher Kraft, oder Absalons fliegende Haarmasse als Typus der Schönheit angeführt worden seien. Sein muskulöser Gliederbau lenkte von seinem ungewöhnlich hohen Wuchse mehr ab, als daß er ihn stärker ins Auge hätte fallen lassen. Seine feingeschnittene Nase, Hände und Füße stimmten zu dem vornehmen Gesammteindruck seiner Erscheinung, während sein Mund, mit den sinnlichen Lippen, welche stets ein wenig geöffnet waren, um zwei Reihen weißer Zähne zu zeigen, als zu weich erschienen sein würde, wenn nicht das Kinn stark und hervortretend gewesen wäre.

Raimund Werder ist eben im Begriff, ein Paar frischer Handschuhe anzuziehen. Der Ball hat seinen Gipfelpunct schon überschritten.

Digitized by

Die Souperräume sind seit einer Stunde geöffnet und auch Werder ist nach so manchem schweren Reigen der Pflicht, von einem Scharmützel in dieser Richtung hin zurückgekehrt. Es ist sein erster ländlicher Ball in dieser Gegend, und die meisten Gesichter der Anwesenden sind ihm fremd, weshalb er um so mehr befähigt ist, sie mit Interesse zu beurtheilen, während sie in langer Reihe sich tanzend an ihm vorüber bewegen.

„Wollen Sie sich wieder in den Strudel stürzen, Werder?" fragte ihn ein schwerfälliger Landjunker, welcher sich für unwiderstehlich hält und daher den Frieden der Schönen allzutief zu stören glaubt, wenn er ihnen an einem Ballabend mehr als zwei oder drei Tänze widmet.

„Vollständig bereit dazu", erwiederte Werder mit dem Feuer eines Achtzehnjährigen in seinen Augen. „Ich bin nur noch nicht entschieden, welche ich bitten soll. Wissen Sie, wer am besten tanzt, lieber Kleemann?"

„Das kann ich Ihnen wahrhaftig nicht sagen", erwiederte der junge Mann. „Ich habe so wenige von Allen probirt. Landmädchen tanzen im Allgemeinen nicht gut; sie haben zu wenig Gelegenheit sich praktisch zu üben."

„Nun, das weiß ich denn doch nicht", opponirte Werder. „Ich habe diesen Abend mit Zweien oder Dreien getanzt, die jedem großstädtischen Ballsaal Ehre gemacht haben würden. Ah, das dort ist ein sehr hübsches Mädchen, die mit den schwarzen Augen!"

„Es ist Emma Steyber, die Tochter des Pfarrers hier, ein schauderhaft festes Mädchen. Wenn Sie es wünschen, werde ich Sie ihr vorstellen."

„Ja wohl, thun Sie es", erwiederte Werder kurz und folgte Kleemann quer durch den Ballsaal.

Seine Annäherung erregte in der Mädchengruppe, unter welcher sich Emma Steyber befand, eine lebhafte Bewegung.

„Sieh, Emma, der große, feine Herr kommt auf uns zu!" flüsterte eine derselben. „Ich bin neugierig, ob er Eine von uns zum Tanz auffordert."

„Warum sollte er denn nicht?" erwiederte Emma. „Ich sah schon früher, als ich mit Herrn Denner walzte, wie er mich mit seinen Blicken verfolgte."

„Wer ist er denn?"

„Genau weiß ich es nicht. Ich habe ihn hier noch nie gesehen. Er ist, glaube ich, Reserveofficier."

„Ach, darum tanzt er auch so gut. Officiere pflegen immer gut zu tanzen und werden nicht müde. Gieb acht, er kommt zu uns!"

Inzwischen hatten Raimund und Kleemann ihren Weg durch zerdrückte Ballkleider und bloße Schultern zurückgelegt und standen vor Fräulein Steyber.

Ringsum sie her war ein so lautes Geplauder, daß sie von Kleemanns Ansprache nur die unzusammenhängenden Worte: „Vergnügen — Freund — Bekanntschaft" vernahm, während sich plötzlich die dicke Gestalt einer Dame zwischen sie und den Vorstellenden schob und

Digitized by Google

er, unter Zeichen des Verdrusses und Bedauerns, weiter und weiter durch die Menge von ihr weggedrängt wurde.

Indessen machte sich Fräulein Steyber wenig aus dem Mißgeschick des Herrn Kleemann. Ueber die hohe Frisur der dicken Dame hinweg konnte sie das schöne, halb lächelnde, halb ernste Gesicht Werders sehen, welcher geduldig wartete, bis er sich einen Weg zu ihren Füßen zu bahnen vermochte und unterdessen eine telegraphische Verbindung mit ihr mittels der Augen unterhielt, noch bevor er Gelegenheit hatte, in ihrer Gegenwart den Mund zu öffnen. Sie hatte seine Aufforderung zum nächsten Tanze, welche sie mehr errieth als hörte, kaum mit eifriger Bereitwilligkeit bejahend erwiedert, als er auch schon seinen kraftvollen Arm um ihre Taille legte und sie auf den Flügeln des Tanzes entführte.

Während der ersten Pause des Athemschöpfens waren die ersten Worte, welche die junge Dame an ihn richtete, eine Schmeichelei für Werder.

„Wie prächtig Sie tanzen!" sagte sie.

„Ich gebe Ihnen dieses Compliment zurück", erwiederte er. „Es tanzt sich aber auch vorzüglich in diesem Saale."

„Wenn es nur nicht zu voll wäre", versetzte sie. „Sie wissen jedoch ganz bewundernswürdig auszuweichen und . . ."

„Nun, und was? Soll ich das Ende des Satzes nicht hören?"

Sie sind so groß und stark. Man fühlt sich so sicher mit Ihnen."

„Zum ersten Male machen Sie mich stolz auf meine Größe. Bisher war sie mir mehr im Wege. Sind Sie bereit zum Weitertanzen?"

„Bitte, warten Sie noch eine Minute. Sehen Sie das Mädchen in weißem Spitzenkleide, welches dort in der Ecke mit dem alten Herrn spricht?"

„Ja wohl, was ist's mit ihr?"

„Das ist Fräulein Lenz, die Tochter vom Gute, welche nächsten Monat heirathen wird. Aber vielleicht kennen Sie sie schon?"

„Freilich. Ich bin ja auf diesem Gute zum Besuch."

„Ah so! Wie dumm von mir! So viel hätte ich wohl errathen können. Dann kennen Sie wohl den Bräutigam natürlich auch?"

„Ich habe ihn gesehen."

„Wie sieht er denn aus, der Herr Werder? Ist er groß?"

„Nun es geht an."

„Blond oder dunkel?"

„Dunkelblond möchte ich sagen."

„Und hübsch?"

„Hm, das ist Geschmackssache."

„Ach, ich weiß nun schon. Sie brauchen nichts mehr zu sagen. Ich bin überzeugt, daß nichts mit ihm ist. Ich kann die Männer nicht ausstehen, die weder das Eine, noch das Andere sind, weder blond noch braun, weder groß noch klein, weder hübsch noch häßlich. Ein Mann muß ein Mann sein. Meinen Sie nicht auch?"

„Ich — ich muß gestehen, daß ich in Bezug auf den Bräutigam des Fräulein Lenz nichts vom Gegentheil gehört habe", antwortete Werder ausweichend. „Doch werden Sie ja wohl eines Tages persönlich Gelegenheit finden, sich über ihn ein Urtheil zu bilden."

Digitized by Google

„Wollen Sie mich dann auf ihn aufmerksam machen?"

„Gewiß, wenn wir ihm in den Weg kommen."

Nach diesem Gespräch tanzten Beide wieder einige Male herum, wobei sie mehrmals Gelegenheit hatten, Clara Lenz zu begegnen, welche ruhig an der Seite ihrer Mutter stand oder mit einem der Gäste sprach.

„Fräulein Lenz scheint nicht viel zu tanzen", bemerkte Emma Steyber, als Beide zum zweiten Male Halt machten, indem sie sich lebhaft fächelte; „ich glaube aber, sie macht sich auch nicht viel daraus."

„Warum nicht?" fragte Werder, als er mit einem vergnügten Gesichtsausdruck auf sie niedersah.

„Nun, weil — — ich weiß eigentlich selbst nicht, warum. Sie schaut aber so gelassen und gesetzt drein, als ob sie das Tanzen und dergleichen Dinge für etwas sehr Leichtfertiges hielt. Ich glaube, Sie würde um ihr Leben sich nicht die Cour machen lassen.

„Das glaube ich auch nicht."

„Also gefällt sie Ihnen?" fragte Emma, mit einem Blicke aufsehend, welcher eine verneinende Antwort im Voraus zu fordern schien.

„Was nennen Sie gefallen?" wich er geschickt aus.

„Ich meine, ob sie hübsch ist und ob Sie sie für warmherzig halten? Mir kommt sie so steif und geziert vor; aber ich kann mich auch irren. Mama sagt, ich sei selber zu viel vom Gegentheil."

„Ei nun, das Gegentheil von steif und geziert ist ja etwas sehr Angenehmes", bemerkte Werder; „mag die Mama darunter verstehen was sie will."

Emma Steyber lachte und zupfte an den Federn ihres Fächers.

„Ich bin nicht gegen Jeden so offen, wissen Sie", fuhr sie fort. „Mit Ihnen kann man gewissermaßen schon so sprechen. Aber Sie haben mir immer noch nicht gesagt, was Sie von Fräulein Lenz halten."

„Ich dächte, wir ließen Fräulein Lenz vor der Hand beiseite und beschäftigten uns mit uns selbst", erwiederte Werder in einschmeichelndem Tone. Sind Sie bereit, weiter zu tanzen?"

„Ich wünschte, mich zuvor ein wenig abkühlen zu können, ich bin so furchtbar warm", antwortete Emma.

„Dann kommen Sie eine Weile mit auf den Balcon, dort werden Sie sich Kühlung verschaffen können."

„Das würde mir ungeheuer angenehm sein, Mama aber würde zu viel Wesens darüber machen und sich einbilden, daß ich mich erkältete. In diesem Augenblicke kann ich sehen, wie sie mich beobachtet."

„So wollen wir eine Weile in den Blumensaal gehen", schlug er vor. „Dort stehen keine Fenster auf, oder wenn es der Fall sein sollte, so werde ich sie schließen."

„Können wir nicht durch die Speisezimmer dahin gelangen?"

„Gewiß."

„Gut, dann lassen Sie uns diesen Weg einschlagen und Mama wird denken, wir gingen noch einmal soupiren."

„Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, mein Fräulein", erklärte Werder, indem er ihr seinen Arm reichte und sie aus dem Ballsaal führte.

Einige Minuten später befanden sich Beide, mit Benutzung eines Umweges in dem an den Ballsaal stoßenden Blumensalon, welcher nur

Digitized by Google

mäßig beleuchtet war. Andere Tänzer waren nicht in demselben, sondern Werder mit seiner Dame ganz allein.

„Wie günstig!“ rief der junge Mann aus, während er das Mädchen nach einem Sitz geleitete und sich selbst neben ihr niederließ.

Fräulein Steyber verstand ganz wohl, worauf sich sein Ausruf bezog, doch ließ sie sich viel zu gern den Hof machen, als daß sie ihn unbemerkt hätte vorbeigehen lassen.

„Was nennen Sie günstig?“ fragte sie mit anscheinender Harmlosigkeit.

„Daß wir hier ungestört für uns sind“, erwiederte er munter. „Ist das denn nicht weit schöner?“ fügte er, auf sie niederschauend, hinzu.

„Nun, das hängt wohl von den Umständen ab“, entgegnete Emma. „Für mich und Sie kann jedenfalls nicht viel darauf ankommen. Uebrigens, wollen Sie mir nicht Ihren Namen nennen?“

„Raimund.“

„Wirklich? Ach, welch schöner, romantischer Name! Aber ich meinte eigentlich Ihren Familiennamen.“

„Haben Sie mich nicht schon vorhin bei demselben angeredet?“

„Also Herr Neuenthal, nicht wahr? Ich glaubte, ihn nicht richtig gehört zu haben. Es ist oft so schwer, bei der ersten Vorstellung einen Namen richtig zu verstehen, wissen Sie. Und Sie sind Reserveofficier?“

„Ja wohl, bei den Ulanen.“

„Ah, wie schön! Und wo standen Sie denn? Bitte, sagen Sie mir Alles über sich. Sind Sie aus Pommern?“

„Keineswegs. Wie kommen Sie darauf? Habe ich etwas Pommerisches in meiner Aussprache?“

„Welcher Unsinn! Natürlich habe ich so etwas nicht bemerkt. Ich dachte nur, weil — weil Sie so blaue Augen hätten.“

„Habe ich blaue Augen? Ich glaube, Sie thun denselben damit, daß Sie sie blau nennen, zu viel Ehre an. Ich kenne sie seit fünfunddreißig Jahren, ohne bis jetzt ihre eigentliche Farbe unterscheiden zu können.“

„Sie sind doch noch nicht fünfunddreißig Jahre alt?“

„Ja, so alt bin ich, auf Ehre!“

„Ich habe Sie höchstens auf dreißig taxirt.“

„Sehen Sie denn nicht, daß ich schon weiße Haare auf dem Kopfe habe?“

Emma Steyber lachte und meinte, es gehörten schärfere Augen, als die ihrigen, dazu, um das zu entdecken.“

„Blicken Sie genau her!“ sagte Werder und beugte sein wohlfrisirtes und parfümirtes Haupt zu ihrer Beaugenscheinigung herab.

Sie schob es kichernd zurück.

„Aber nun im Ernst, Herr Neuenthal“, knüpfte sie wieder an; „wenn Sie kein Pommer sind, woher stammen Sie denn?“

„Ich bin ein Hannoveraner. Wenigstens bin ich im Hannoverschen geboren“, erwiederte er, indem er ihr gleichzeitig näher rückte und ihre Taille zu umfassen suchte.

Sie wehrte sich ein wenig und rief:

„Bitte, Herr Neuenthal, lassen Sie mich! Es schickt sich wirklich nicht.“

Digitized by Google

„In dieser Welt schickt sich Alles", versetzte er, seinen Arm zurückziehend.

„So ist das wirklich Ihre Meinung? Sie finden demnach wohl für Ihre Person nichts unschicklich?"

„Gewiß nicht. Ich habe nie etwas, was ich gesagt oder gethan, für unschicklich gehalten, seit ich geboren bin. Es ist nichts weiter als eine Redensart, wissen Sie. Die Welt richtet sich selbst irgend ein Götzenbild auf, dann fällt sie vor demselben nieder und betet es an. So zum Beispiel gestatten die gesellschaftlichen Gebräuche einem Manne, seinen Arm während des Tanzes um eine Dame zu legen, aber sobald Beide allein sind, was doch weit amüsanter sein würde, findet dieselbe Gesellschaft die Umarmung für unschicklich. Worin besteht denn da der Unterschied?"

„Ich — ich weiß es wirklich nicht", antwortete Emma Steyber, mit zu Boden geschlagenen Augen.

„Also vor ganz Kurzem hatte ich im Ballsaal meinen Arm um Sie gelegt", fuhr er fort, „und sie fanden daran nichts auszusetzen. Weshalb darf ich es nun nicht mehr thun? Was ist dabei denn unpassend?"

„O, die Leute urtheilen eben so."

„Ja wohl, ganz richtig. Gegenwärtig ist aber Niemand da, der darüber urtheilen könnte", fuhr er fort, wobei er seinen Arm leise um ihre Hüfte schlüpfen ließ. „Nun sagen Sie mir aufrichtig, Fräulein, ist das denn nicht weit bequemer?"

„Ach, Herr Neuenthal, bitte — Sie sollten das wirklich nicht thun."

„Ich will es von dem Augenblicke an nicht mehr thun, wo Sie es mir verbieten."

„Ich — ich sollte es Ihnen wirklich verbieten; aber" —

„Aber, Sie wollen es nicht. Sie sind ein liebes, herziges Mädchen. So, nun können wir einige Minuten kosig hier sitzen und hübsch mit einander plaudern. Ich habe bis jetzt alle Fragen beantwortet, welche Sie an mich richteten, nun möchte ich auch etwas über Sie selbst hören."

II.

Was sich weiter im Blumensalon begiebt.

Wir müßten eigentlich für den Helden unserer Geschichte und für die Situation, in welche er sich begeben hat, erröthen, um aber ein für alle Mal jeden Irrthum abzuschneiden, müssen wir erklären, daß Raimund Werder das ist, was die Frauen einen Bösewicht nennen, wobei sie indeß dem Ausdrucke keineswegs den ihm wirklich zukommenden Sinn unterlegen, sondern ihn mehr als eine Schmeichelei, wie als eine Anschuldigung auffassen. Ein solcher, bei vielen Damen sehr beliebter „Bösewicht" war Raimund Werder. Er gehörte zu derjenigen Classe von Männern, welche das weibliche Geschlecht nur als zu ihrem Vergnügen und Belieben vorhanden glauben und auf dessen Sympathie immer den Anspruch eines Rechtes erheben. Die Frauen waren seine schwache Seite. Er hatte in letzter Zeit die festesten Entschlüsse gefaßt, sich zu bessern und auf keine Liebeständeleien mehr einzugehen, aber

Digitized by Google

einem so hübschen, jungen Mädchen gegenüber, welches so dunkle, glutvolle Augen, einen so reizenden Mund und so holde Grübchen im Kinn hatte und welche seinem Arm einen so schwachen Widerstand entgegensetzte, zerflossen für den Moment seine Vorsätze wie Eis unter der Sonne.

„Was soll ich Ihnen denn sagen?" fragte Emma Steyber, indem sie sich gegen seinen kraftvollen Arm lehnte.

„Fürs Erste, wo leben Sie?"

„Papa und Mama leben hier im Orte, wo Papa Pfarrer ist. Demnach ist hier meine Heimat. Ich bin jedoch zu Hause nur zum Besuch und lebe seit Jahren bei meiner Tante in der Hauptstadt. Ich wünschte, Sie lebten auch dort."

„Ei, ich lebe ja dort, wenigstens ganz in der Nähe, und bin jeden Tag in der Stadt."

„Vielleicht kann ich Sie dann dort sehen."

„Das hoffe ich sehr. Welches ist denn der Name und die Adresse Ihrer Tante?"

„Frau Ellroth, Siegesplatz Nummer vier. Wann gehen Sie von hier fort?"

„Schon morgen."

„Und ich übermorgen."

„Darf ich Sie bei Ihrer Tante aufsuchen?"

Das junge Mädchen sann mit gesenkten Augen einige Momente nach.

„Wenn Sie recht vorsichtig sein wollen", sagte sie dann, „und sich als einen alten Freund meines Papas einführten, weil sonst Tante Fanny möglicher Weise Fragen stellen könnte."

„O, ich will der alte Freund von wem Sie wollen sein, so lange ich dabei Gelegenheit habe, Sie wiederzusehen", erklärte Werder mit Eifer.

„Ach, Herr Neuenthal, wie können Sie nur . . ."

„Was denn?"

„So thun, als ob Sie mich gern hätten."

„Ich habe Sie ja wirklich gern. Wenn Sie mich nur halb so lieb hätten, wie ich Sie."

„Ich — ich kann darauf nichts erwiedern, was würden Sie von mir denken! Still! Ich höre Tritte. Bitte, thun Sie Ihren Arm weg!"

„Wie dumm! Hoffentlich wird Niemand hier herein kommen", sagte Werder.

„Doch, es kann jeden Augenblick Jemand hierher kommen, so gut wie wir hereingegangen sind. Darauf müssen wir gefaßt sein."

„Können wir denn nicht wo anders hingehen? Würden Sie sich jetzt noch vor dem Luftzuge auf dem Balcon fürchten? Ich will Ihnen ein Shawltuch aus der Garderobe holen."

„Ich glaube nicht, daß mir der Zug noch schaden würde. Bin ich doch jetzt völlig abgekühlt. Da fühlen Sie selbst!"

Indem sie dies sagte, streckte sie ihren schön gerundeten Arm ihm entgegen. Er berührte ihn leicht mit seiner behandschuhten Hand.

„Es scheint mir wirklich so", sagte er.

„O, Sie Lügner!" rief sie lachend. „Wie können Sie es durch den Handschuh fühlen?"

Digitized by Google

„Wohlan so will ich es ohne Handschuh fühlen", erwiederte er gelassen und drückte seine Lippen auf ihren Arm, wobei er seine Augen fest auf ihr Gesicht gerichtet hielt. Noch in demselben Moment, als seine Lippen den kühlen, vollen Arm berührten, bemerkte er, wie sich der Ausdruck befriedigter Eitelkeit in Emmas Gesicht in den des Erschreckens verwandelte.

„O, Herr Neuenthal, bitte, thun Sie das nicht!" rief sie rasch aus und zog ihren Arm zurück.

„Was haben Sie denn?" fragte er verwundert.

„Es kommt Jemand!" flüsterte sie.

Kaum hatte sie sich ein wenig von ihm zurückgezogen, so stand Frau Lenz, die Dame des Hauses, vor Beiden.

„Herr Werder, sind Sie es wirklich?" fragte die Letztere mit strengem Blick und Ausdruck. „Und Fräulein Steyber auch? Ihre Mutter sucht Sie seit einer halben Stunde wie eine Stecknadel, Fräulein. Sie muß denken, daß Sie verloren gegangen sind."

„Es wird besser sein, wenn ich sogleich zu ihr gehe", versetzte das junge Mädchen, indem sie sich verlegen zu erheben versuchte.

„Mit Nichten, mein Fräulein", sagte Werder. „Ich werde Sie selbst zu Ihrer Frau Mama bringen, wenn Sie bereit sind, zu gehen."

Er war nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen, und der Ton, den Frau Lenz angeschlagen, verdroß ihn außerordentlich. Zu dem fühlte er sich dem jungen Mädchen in gewisser Beziehung verpflichtet und war nicht gewillt, sich dieser Verpflichtung zu entschlagen.

„Auf jeden Fall muß ich Sie bitten, in den Ballsaal zurückzukehren, Herr Werder", fuhr die Dame des Hauses fort. „Clara wünscht Sie zu sprechen."

„Ich werde in Zeit von wenigen Minuten zu Fräulein Claras Diensten sein", entgegnete er: „sobald ich das Vergnügen gehabt habe, diese junge Dame dem mütterlichen Schutz zu überliefern."

„Heutzutage scheinen junge Damen des Schutzes sehr wenig zu bedürfen", bemerkte Frau Lenz in spitzem Tone. „Natürlich steht mir indeß keine Controle über Ihre Handlungen zu, Herr Werder."

„O, bitte, Herr Neuenthal", sagte Emma, welche in ihrer Verwirrung die Verschiedenheit der Namen ihres Begleiters gar nicht wahrnahm, „lassen Sie uns sogleich zurückkehren. Es sollte mir leid thun, wenn Fräulein Lenz um meinetwillen nur einen Augenblick auf Sie warten müßte."

„Ich werde es auf mich nehmen, meinen Frieden mit Fräulein Lenz zu machen", versetzte er, „da ich gewiß weiß, daß sie die letzte Person sein würde, welche die Rohheit billigte, Sie in diesem Augenblicke zu verlassen. Vielleicht, Frau Lenz", fuhr er, zu dieser gewendet fort, indem er sich erhob und Emmas Arm nahm, „sind Sie so freundlich, meine Empfehlung an Clara auszurichten und ihr zu sagen, daß ich augenblicklich bei ihr sein würde. Ich glaube nicht, daß sie es ausrichtet", flüsterte er Emma zu, als er sie aus dem Blumensalon nach den Speisezimmern hin führte und Frau Lenz in höchster Entrüstung stehen ließ.

„Glauben Sie, daß sie es gesehen hat?" fragte Emma beängstigt.

„Daß sie was gesehen hat?" fragte er zurück.

Digitized by Google

„Nun, Sie wissen ja, was Sie mit mir thaten, meine ich. Ach Sie hätten es nicht thun sollen."

„Warum nicht? Ich möchte es gern wieder thun."

„Seien Sie doch jetzt ernsthaft! Ach wird das ein Gerede geben!"

„Durch Frau Lenz? Schwerlich. Ich glaube nicht einmal, daß Sie etwas gesehen hat; und wenn es doch geschehen sein sollte, was thut es? Wir stehen doch wohl nicht unter ihren Befehlen. Sie würden die Einzige sein, welche ein Recht hätte, sich beleidigt zu fühlen. Fühlen Sie sich beleidigt?"

„Ach, Herr Neuenthal, ich werde Ihnen das nicht sagen, wirklich nicht! Sie müssen wissen, daß es sehr unrecht war und dürfen es nicht wieder thun."

„Nein, ich will es auch nicht wieder thun — bis zum nächsten Male. Und nun, was darf ich Ihnen zu trinken anbieten? Sie müssen ein Glas Wein trinken, denn Sie sehen von dem Angriffe der Frau Lenz factisch erschreckt aus."

„Es war auch ganz danach angethan, jeden Menschen zu erschrecken. Ich fürchte, daß sie es meiner Mama sagen wird. Bitte, ein Glas Wein! Ich werde an allen Gliedern zittern, bis ich wieder an Ort und Stelle bin."

„Dann wollen wir sogleich gehen und allen üblen Auslegungen vorbeugen. Ich hoffe aber, daß es nicht das letzte Mal sein wird, wo wir uns mit einander unterhalten. In der Hauptstadt wollen wir über den Groll der Frau Lenz recht tüchtig lachen."

„Also werde ich Sie dort wiedersehen?" fragte Emma Steyber, welche fest glaubte, den schönen Mann für sich erobert zu haben.

„Ohne Zweifel, bei der ersten Gelegenheit", erwiederte er.

Gleich darauf erreichten Beide die Ecke, wo die Frau Pfarrerin sich aufhielt und er überlieferte das junge Mädchen ihrer Mutter mit einer tiefen Verbeugung. Der Ball neigte sich nun seinem Ende zu. Nur einige wenige Paare athmeten noch im matter werdenden Wirbel den „Staub des Entzückens". Die Mehrzahl der Gäste rüsteten sich zum Aufbruch. Werder ging in die Speisezimmer und blieb hier als verlorener Posten, bis die allgemeine Abrüstung und der Abmarsch vollzogen war. Dann suchte er Clara Lenz auf. Er fand sie allein in einem Vorzimmer, wo sie einander gute Nacht zu wünschen gewohnt waren.

„Nun, mein theuerster Schatz!" rief er entzückt, indem er rasch auf sie zuging.

Clara wurde über und über roth, gleich dem Herzen einer Rose.

Sie war ein schlankes, graziöses, vornehm aussehendes Mädchen und trug an diesem Abend ein milchweißes Seidenkleid, welches hoch oben am Halse schloß und in weiten Aermeln auf ihre zarten Knöchel niederfiel. Ihr nußbraunes Haar lag in einem mächtigen Knoten tief im Nacken und ihr ernstes, blaues Auge hatte nichts von dem Aufblitzen, welches Emma Steyber eigen war. Daher kam es wohl auch, daß Letztere Claras Blick kalt und fühllos fand. Diejenigen indeß, welche Clara Lenz besser kannten, wußten, welch' eine tiefe Empfindung sich hinter jenen kühlen Blicken und ihrer würdevollen Haltung barg, und keiner wußte das besser, als Raimund Werder, ihr Verlobter.

Digitized by

„Hast Du auf mich warten müssen, Clara?“ fragte er, und ohne ihre Antwort zu erwarten, schloß er sie fest in seine Arme.

Sie lehnte ihren schönen Kopf an seine Schulter und fühlte sich unendlich glücklich und zufrieden.

„Nein, lieber Raimund“, antwortete sie. „Weshalb glaubst Du das?“

„Weil Deine Mutter mich in den Blumensalon verfolgte, wo ich gerade in einer kleinen Tändelei mit einem hübschen, kleinen Mädchen, Namens Emma Steyber, begriffen war, und weil sie sagt, Du wünschtest mitp zu sprechen.“

Clara lächelte mild und legte ihr Gesicht an das seinige. Ihr Lächeln war wie ein frisch sprudelnder Quell und es theilte die holdesten und reinsten Lippen, welche Werder mit einem innigen Blicke betrachtete und dann mit den seinigen schloß.

„Mama muß sich geirrt haben, lieber Raimund“, erwiederte sie. „Und sie unterbrach Dich noch dazu in Deinem Geplauder mit Fräulein Steyber? Armer, beleidigter Junge! Wie mußt Du böse auf sie gewesen sein!“

„Sie war es mehr auf mich, liebster Schatz. Es war aber doch gut, daß sie kam, denn ich ging mit Riesenschritten meinem Verderben entgegen und weiß wahrhaftig nicht, wohin ich noch gekommen sein würde, wenn sie nicht als Deus ex machina erschienen wäre. Ihre Empörung beim Anblick der Situation war wirklich komisch. Jedenfalls wird sie Dir noch davon erzählen und meine armen Ohren werden dabei klingen.“

„Sie werden nicht lange klingen, Raimund. Niemand, selbst die Mama nicht, ist im Stande, mir etwas gegen Dich einzuflüstern. Ich habe zu viel Achtung vor Dir und vor mir selbst, um das zu dulden.“

„O, Du liebste, theuerste aller Frauen!“ rief Werder, während er sie mit seinen Küssen fast erstickte. „Ich glaube nicht, daß es auf der weiten Welt ein holderes und vollkommeneres Wesen giebt, als Du, meine Clara.“

„Schmeichler!“ erwiederte sie mit einem tiefen, vollen Aufathmen des Glückes.

„Aber ich bin wirklich ein sehr strafwürdiger Leichtfuß mit allen Anlagen zum Don Juan“, sagte Werder.

„Wer zweifelt denn daran?“ versetzte Clara.

„Diesen Abend war es aber schlimmer als gewöhnlich. Ich weiß nicht, wie es kam. Wahrscheinlich verlockte mich die kleine Hexe. Ich ging aber dabei so weit, daß ich . . .“

„Raimund, lieber Raimund, bitte, halte ein!“ sagte Clara. „Ich verlange nicht zu wissen, was zwischen Dir und Fräulein Steyber vorging. Es geht mich nichts an und ich glaube nicht, daß Du ein Recht hast, es zu wiederholen. Ich vertraue Dir vollkommen und liebe Dich von Grund meines Herzens, und ich glaube, daß, was Du thust, auch stets recht ist. Wenn ich aber vollkommenes Vertrauen in Deine Liebe zu mir setze, so muß ich auch Glauben in die Rechtmäßigkeit Deiner Handlungen setzen, weil ich weiß, daß Du mir selbst dann kein Unrecht zuzufügen im Stande bist, wenn Du gegen Dich selbst ein Unrecht begehst.“

Werder ließ beschämt den Kopf hängen.

Digitized by Google

„Clara, ich bin solcher Liebe nicht würdig", sagte er kleinlaut. „Stelle mich nicht auf ein zu hohes Piedestal, damit ich nicht eines Tages herunter stürze und mich als ein ganz gewöhnliches Thongebild erweise."

„Das würde mich nur zu dem Glauben bringen, daß überhaupt kein Sterblicher von besserem Stoff ist. Ich würde anders sein müssen, als ich bin, wenn ich Dir nicht bis zu Ende völlig vertrauen sollte."

Er hatte sein Antlitz mit den Händen bedeckt.

„Der Himmel lasse mich eines solchen Vertrauens würdig werden!" sagte er feierlich; dann, mit dem komischen Ausdruck der Verblüfftheit in seinem Gesicht, gerieth er vom Erhabenen ins Lächerliche, als er hinzufügte: „Aber ich wünschte wirklich, er sendete weniger hübsche Frauen in die Welt und mir so viele davon in den Weg."

„Ich will Dich schon glücklich hindurchsteuern", versetzte Clara vertraulich.

„Daran glaube ich", sagte er. „Ich glaube überhaupt, daß Du mir als der Engel gesendet bist, auf welchen sich alle meine Gedanken und Hoffnungen vereinigen."

„O, das hieße zu viel des Guten erwarten von solch' einem verhätschelten Menschenkinde!" rief Clara mit ihrem ruhigen Lächeln. „Ich bin mit weniger zufrieden."

In diesem Augenblicke erschien ein Mädchen an der Thür.

„Die gnädige Frau wünscht Sie zu sprechen, Fräulein", sagte dieselbe. „Sie befindet sich schon in ihrem Zimmer."

„Gut, ich werde sogleich kommen", erklärte Clara.

„Weh mir! seufzte Raimund. Ich wünschte tausendmal, Du hättest mich, statt Deiner Mutter im Blumensalon überrascht."

„Nein, sage das nicht, Raimund. Es würde für Fräulein Steyber viel fataler gewesen sein. Nun muß ich Dir gute Nacht wünschen, Geliebter, denn Mama liebt es nicht, lange warten zu müssen."

„Gute Nacht denn mein Herzensschatz!"

Er umarmte das junge Mädchen, mit dem er verlobt war, nochmals auf das Innigste und sie erwiederte seine Küsse ohne alle falsche Schüchternheit. Als sie schon auf der Schwelle stand und sich umwendend auf Raimunds Gesicht die Wolke der reuevollen Erinnerung an seine Unvorsichtigkeit bemerkte, kam sie nochmals zurück und umschlang ihn mit beiden Armen.

„Ich liebe Dich, Raimund, ich liebe Dich!" flüsterte sie. „Vergiß das nie!" und bevor er noch Zeit hatte, etwas zu erwiedern, war sie verschwunden.

III.

Raimunds Beichte.

Claras Mutter hatte ihrer Tochter die Situation im Blumensalon erzählt und dabei berichtet, daß Raimund die Pfarrerstochter geküßt hatte. Clara baute fest auf ihres Verlobten Liebe zu ihr, aber sie war doch etwas nachdenklich geworden. Sie wußte, daß Raimund sehr flatterhaft war. Sie hatte sich das oft und oft gesagt und bei dem Gedanken

Digitized by Google

gelacht, daß sie darüber jemals Kopfschmerzen empfinden könne. Oft hatte sie zu ihm gesagt, er möge seine galanten Scherze treiben wie er wolle, es werde ihr nie einfallen, ihn mit einer Bemerkung darüber zu belästigen. Sie beabsichtigte dies auch jetzt nicht, doch hatten ihr die Zweifel und Bedenken ihrer Mutter gegen Raimunds Liebe und Treue ein Gefühl des Unbehagens eingeflößt.

Sie erwog die Frage, ob Raimunds Betragen auch mit der Liebe zu ihr in Uebereinstimmung zu bringen sei, und sie vermochte sich diese Frage nicht zu verneinen. Tausend Entschuldigungen fand sie für sein Benehmen. Eines Mannes Erziehung und Lebensweise, meinte sie, sei grundverschieden von der des andern Geschlechts. Es sei unmöglich, beide nach einem Maße zu messen. Und was wußte denn die Mama von all' den Verlockungen, denen ihr Geliebter ausgesetzt gewesen war? Selbstverständlich war er durch Schmeicheleien Seitens der Frauen erst verwöhnt worden. Wer konnte denn seinen zärtlich feurigem Blicke widerstehen, oder ihm etwas abschlagen, was er verlangte?

Clara liebte diesen Mann mit solcher Hingebung und mit solchem stolzen Vertrauen, daß sie glaubte, die ganze Welt müsse sie um seinen Besitz beneiden und es könne, in Betracht des hohen Werthes dieses Besitzthums, nie an diebischen Armen fehlen, welche es ihr zu entreißen versuchen möchten. Raimund aber werde sich nicht von ihr reißen lassen, davon war sie fest überzeugt. Mochte er auch mit jenen Mädchen liebeln und Unsinn schwatzen, weiter ging er doch nicht, dachte Clara mit stolzgeschwelltem Herzen. Jene Mädchen mußten sich doch zufrieden geben mit seinem Lächeln und, vielleicht, hier und da mit seinen Küssen. Was waren denn Küsse anders als Unsinn, wenn sie nicht von einem tieferen Gefühl begleitet wurden? Sein Herz blieb doch stets ihr eigen und nur ihr allein. Damit wollte sie sich zufrieden geben. Und dennoch, dennoch .

Es lag doch eine kleine Wolke auf ihrem Gesicht, als sie am folgenden Morgen beim Frühstück mit ihm zusammentraf, nur ein leiser Schatten, den aber Raimunds rascher Blick entdeckte; und kaum war das Frühstück vorüber, so folgte er ihr aus dem Zimmer in ihr stilles Boudoir.

„Liebe Clara", sagte Raimund, als Beide ins Boudoir eingetreten waren, „hast Du etwas auf dem Herzen? Du bist heute Morgen so auffallend schweigsam. Welchen Grund hast Du dafür? Hoffentlich zürnst Du mir doch nicht wegen der dummen Geschichte von gestern Abend nachdem Du es in einer so liebenswürdigen Weise abgelehnt hast, mein Schuldbekenntniß anzuhören? Was sagte Dir Deine Mutter über den Gegenstand?"

„Sie war natürlich ärgerlich, Raimund, nachdem sie Dich im Blusalon mit Fräulein Steyber betroffen hatte. Sie betrachtete es als eine Geringschätzung für mich. Ich mache mir nicht das Geringste daraus und habe dies Mama auch erklärt."

„Also was hast Du sonst, meine theure Clara?"

„Ach, nichts — nichts" — erwiederte das junge Mädchen ausweichend.

Er aber blieb beharrlich.

Digitized by Google

„Deine Mutter hat Dir irgend etwas eingeflüstert, was Dich verstimmt, Clara, ich sehe es klar. Komm, Herzenskind, sage mir Alles! Denke daran, wie bald unsere Interessen eins sein werden!"

„Es kommt mir so albern vor, jetzt noch daran zu denken", erwiederte sie. „Indeß, liebster, bester Raimund, bist Du auch ganz gewiß, daß Du in Zukunft keine Andere lieben wirst, als nur mich?"

Ueber Raimunds Gesicht zog ein Schatten.

„Das ist ernster, als ich es mir dachte", sagte er. „Es ist grausam von Deiner Mutter, Dir einen solchen Zweifel über mich aufzudrängen."

„O, ich zweifle nicht an Dir, Raimund, ich kann und will nicht an Dir zweifeln. Nur giebt es, wie Du selbst sagtest, so viele hübsche Mädchen in der Welt und ich bin doch nur eines davon."

„Nur eines", wiederholte er vorwurfsvoll, „und Du denkst, solch ein einziges sei für mich nicht genug. Vielleicht verdiene ich diesen Zweifel. Mein Betragen war bisher vielleicht zu unbeständig und leichtsinnig, um mir die Achtung eines so treuen und reinen Wesens, wie Du es bist, zu erwerben. Aber wenn Du in meinem Herzen lesen könntest, Clara, würdest Du finden, wie ganz es Dir ergeben ist. Alles Uebrige ist Unsinn, Geliebte, Schaum auf der Oberfläche. Aber ich schäme mich gleichwohl, annehmen zu müssen, daß ich so viel Thorheit gezeigt habe, um Dich einen Augenblick zu beunruhigen."

„Und ich fühle mich beschämt, daß ich diesen Gedanken gegen Dich ausgesprochen habe, Raimund! Verzeihe mir! Ich bin wirklich nicht eifersüchtig und war es nie; aber als Mama in einem so ernsten Tone zu mir sprach und mir rieth, genau zu prüfen, ob wir auch glücklich mit einander werden könnten, gab es mir doch einen leisen Stich ins Herz."

„Ich muß diesen Bedenklichkeiten sofort und für immer ein Ende machen. Ich werde Dir mein Herz ausschütten, bevor ich dies Zimmer wieder verlasse, und dann mögest Du selbst urtheilen, ob ich in Zukunft noch vertrauenswürdig bin oder nicht."

„O nein, bitte, thue es nicht! Es würde ja aussehen, als glaubtest Du nicht an mein Vertrauen auf Dich."

„Doch, ich glaube daran, Clara; aber Dein Vertrauen könnte zu blind sein und ich bin es mir selbst schuldig, Dir Alles zu sagen, ehe wir vermält werden. Komm, setze Dich neben mich und bereite Dich auf eine lange Geschichte vor. Du weißt, daß mein Vater frühzeitig starb und mich, als einziges Kind, der sehr nachsichtigen Erziehung meiner Mutter hinterließ. Mit achtzehn Jahren trat ich in die Armee ein, und dann begann der schlimmste Theil meines Lebens, besonders da mir Frauen in den Weg kamen, deren Liebe schädlicher war, als ihr Haß gewesen sein würde. Als ich noch ein sehr junger, gedankenloser und leichtlebiger Mann war, vor ungefähr zehn Jahren, kam ich in den Weg eines Weibes, das einem Andern gehörte, und ich — ich nahm sie ihm weg. Daß er ein gemeiner Mensch und nicht fähig war, der Gatte irgend einer Frau zu sein, ist keine Entschuldigung für das Verbrechen, denn ein Verbrechen war es und ich habe nie aufgehört, es zu bereuen. Schon längst beabsichtigte ich, Dir diese Geschichte zu erzählen, Clara, aber es fehlte mir stets der Muth dazu. O, schrecke nicht vor mir zurück, Geliebte! Vergiß nicht, daß es schon sehr lange her ist."

Digitized by Google

„Wie war der Name jener Frau?“ fragte Clara mit zitternden Lippen.

„Hälst Du es für gut, daß ich ihn nenne?“ erwiederte Raimund ausweichend. „Obschon die Geschichte damals vielen Staub aufwirbelte, ist sie doch nun längst todtgeschwiegen, und es könnte doch sein, daß Du eines Tages mit Angehörigen ihrer Familie zusammenkämst.“

„Was wurde aus ihr?“

„Sie verließ mich wieder, um eines Andern willen, und ich danke Gott, daß dieser sie heirathete. Damit wurde mir eine Last vom Herzen genommen. Das Aufsehen, welches meine Thorheit machte, hatte mich indessen genöthigt, meinen Abschied zu nehmen. Ich kaufte Neuenthal und wurde Landwirth. Die Geschichte schlief allmälig ein und bis dahin kehrte ich nicht an den Ort der That zurück. Geliebte Clara, hasse mich deswegen nicht! Ich kannte Dich ja damals noch nicht.“

„Und jene Frau verließ Dich wieder? O Raimund, diese Frau hat Dich nicht so geliebt, wie ich Dich liebe. Ich würde Dich nicht wieder verlassen haben, was Du auch gesagt oder gethan hättest. Ich würde bis ans Ende meines Lebens bei Dir ausgehalten haben, wie ich nun zu thun entschlossen bin.“

Sie brach in Thränen aus. Raimund war tief erschüttert.

„Mein geliebtes Leben“, sagte er, sie an seine Brust ziehend, „ich glaube es, ich weiß es. Aber ich danke dem Himmel, daß Jene es nicht that, weil ich dann mein Leben lang an ein Wesen gefesselt gewesen sein würde, welches mich täglich tiefer hinunter gezogen hätte. Nach dieser Geschichte wurde ich leichtsinnig. Meine Mutter starb und ich brauchte nun keine Rücksicht mehr zu nehmen. Ich war überall und nirgends und wurde der Spielball jedes Weibes, welches mich auszeichnete. Du wirst glauben, solche Erfahrungen, wie ich sie machte, müßten hinreichen, jeden Mann zu ernüchtern, aber bei Gott, mich ernüchterten sie nicht. Ich bin noch so entflammt von einem hübschen Gesicht und ein paar kleinen Füßchen wie sonst und ich glaube nicht, daß ich werde curirt werden, bis der Rasen mich deckt, wenn dann überhaupt.“

„Es macht nichts aus“, flüsterte das junge Mädchen, indem sie die starke Hand streichelte, welche sie zwischen den ihrigen hielt. „Wir sind überein gekommen, alles das zu ignoriren, nicht wahr? Ich weiß ja, daß Du mich allein liebst.“

„Also Du versprichst mir, daß Du nach unserer Verheirathung nicht bei jeder Gelegenheit eifersüchtig werden willst, wenn ich einer andern Dame eine Schmeichelei sage oder ihre Hand drücke?“

„Welcher Unsinn! Als wenn ich das könnte! Traue mir doch etwas mehr Verstand zu!“

„Es giebt aber Frauen genug, welche darüber außer sich gerathen würden. Und nun ein Wort noch, Clara. Was sagte Dir Deine Mutter gestern über mich und Fräulein Steyber.“

„Sie sagte, daß Du sie geküßt hättest.“

„Aber das that ich nicht, wenigstens ihr Gesicht küßte ich nicht, sondern nur ihren Arm, den die kleine Kokette mir direct entgegenhielt, so daß ich ihm gar nicht ausweichen konnte, wenn ichs auch gewollt hätte.“

„Und Du wolltest es doch nicht, ich verstehe Alles vollkommen und bin nicht eifersüchtig, Raimund.“

Digitized by Google

„Mich wundert es nur", versetzte er, „daß ich, im Besitze eines so vollkommenen Wesens noch ein solcher Narr sein kann, nach irgend einer Andern blicken zu wollen. Es ist rein unbegreiflich! Du mußt aber wissen, Geliebte, daß ich mich um Fräulein Emma nicht so viel wie um einen Strohhalm kümmere und daß es mir vollkommen gleichgültig ist, ob ich sie wieder sehe oder nicht. Gleichwohl küßte ich ihren hübschen Arm und versprach ihr, sie in der Residenz aufsuchen zu wollen. Ich werde das aber nicht thun, darauf gebe ich Dir mein Wort."

„Nein, Raimund, ich hoffe, daß Du es doch thun wirst, weil es dem armen Mädchen sehr unangenehm gewesen sein muß, daß Mama sie beobachtet hat."

„Nein, ich werde nicht gehen", sagte er mit Entschiedenheit. „Wenn ich es thue, so wird das Mädchen erwarten, daß ich sie wieder küsse. Ich bin einmal thöricht gewesen und habe nicht Lust, es ein zweites Mal zu sein."

Clara hatte zwar darauf bestanden, daß Raimund sein Wort halten solle, fühlte sich indeß doch sehr glücklich, daß er sich entschlossen zeigte, es zu brechen.

„Liebe Clara", sagte er nach einer Pause, „Du verwöhnst mich durch Deine engelgleiche Nachsicht dermaßen, daß ich manchmal nicht weiß, wie ich sie vergelten soll. Mein ganzes Leben lang habe ich nach der Liebe eines so treuen, edlen Wesens wie Du es bist, gedürstet. Nimm diese Liebe nicht zurück! Gieb sie mir ohne Schranken in all' ihrer Frische und Ueberfülle, und ich versichere Dir vor Gott, daß Du mich Deiner Liebe nicht unwürdig finden sollst."

„Ich will es, Raimund, ich will es!" betheuerte Clara. „Alles an mir, Leib und Seele gehört Dir, und ich werde für nichts leben, als für die Liebe zu Dir!"

Beide schwiegen einige Momente, aber dies Schweigen war beredter als Worte. Dann machte er die Arme der Geliebten sanft von seinem Nacken los und erhob sich.

„Jetzt muß ich leider fort, Geliebte", sagte er. „Ich habe diesen Nachmittag in der Residenz zu thun und werde den Zug versäumen, wenn ich nicht gehe."

„Wann sehe ich Dich wieder Raimund?"

„Ich werde hoffentlich am Sonnabend wiederkommen und bis Montag bleiben. Wie froh werde ich sein, wenn erst die Zeit des Gehens und Kommens für uns vorbei ist!"

Ein inniger Kuß besiegelte ihren Abschied und Raimund verließ das Haus.

V.

Fräulein Emma Steyber.

Der junge Ehecandidat hatte, sobald er in der Residenz eingetroffen war, vollständig genug zu thun, um seine Zeit auszufüllen und nicht, wie in früheren Tagen, allerhand unnützen Gedanken nachzugehen. Da seine Hochzeit so nahe war, so gab es, abgesehen von der jedenfalls höchst glänzenden Ausstattung Claras auch seinerseits vielerlei anzuschaffen und

Digitized by Google

er durchwanderte die Hauptstraßen der Residenz, um sich Gegenstände des modernsten Luxus anzusehen und hier und da etwas zu kaufen.

Sein Hauptgedanke bei all' diesen Wanderungen durch die Straßen war an Clara. Er wußte, daß sie an jede Art von Luxus, sowohl in Beziehung auf Bequemlichkeit, wie auf Geschmack, gewöhnt war und es gewährte ihm ein besonderes Vergnügen, für ihre künftigen Wohn-, Besuchs- und Schlafzimmer allerhand zierliche Dinge zu beschaffen, die sie zu entzücken und zu ergötzen geeignet waren.

Auf einer dieser Wanderungen begegnete ihm eines Tages zu seiner größten Ueberraschung Emma Steyber. Bis dahin hatte Werder seit dem Morgen nach dem Balle kaum ein- oder zweimal an das junge Mädchen gedacht und, wie er Clara versprochen hatte, nicht die mindeste Absicht gehegt, sie aufzusuchen. Ja, er hatte sogar die ihm angegebene Adresse ihrer Tante vergessen. Er war, ohne sie zu bemerken, schon an ihr vorüber und seine Gedanken waren völlig auf die Interessen gerichtet, welche er mit Clara gemeinschaftlich hatte, als er sich plötzlich bei dem Namen „Neuenthal" gerufen hörte.

Er blickte auf und sah das junge Mädchen in reizendem hellen Frühlingscostüm vor sich stehen. Ihre Augen waren unter dem modernen Hütchen vor keck auf ihn gerichtet und die hübschen Grübchen auf beiden Seiten des Mundes spielten in voller Thätigkeit.

„Ah, Fräulein Steyber, bitte tausendmal um Verzeihung!" rief er. „Was muß ich nur gedacht haben, daß ich Sie nicht sogleich sah?"

„Das möchte ich auch gern wissen, Herr Neuenthal", erwiederte sie. „Daß wir uns hier treffen müssen. Wer hätte sich das gedacht? Ist es das erste Mal, daß Sie zur Stadt kommen, seitdem wir uns auf dem Ball trafen?"

„Nein, nicht ganz", antwortete er, ohne die mindeste Verlegenheit, denn diese kannte er, Frauen gegenüber, nicht. „Aber sind Sie denn allein, mein Fräulein?"

„Ja. Ich hoffe, Sie finden es nicht unpassend. Ich wollte den Abend mit einigen Freundinnen zubringen und das Wetter ist so schön, daß ich vorher einen Spaziergang zu machen beschloß. Nein, aber daß ich Sie hier treffe! Und wohin gehen Sie denn?"

„Ich war im Begriff, zu einigen Freunden zu gehen."

„O, Sie haben gewiß Zeit genug übrig, um mich ein Stückchen zu begleiten, nicht wahr?"

„Wenn ich die Zeit nicht hätte, so würde ich sie mir nehmen, natürlich", erwiederte Werder, indem er sich an ihre Seite begab.

„Sie haben mich bis jetzt noch nicht aufgesucht", bemerkte das junge Mädchen ein wenig pikirt.

„Nein", erwiederte er. „Ich bin wirklich zu sehr beschäftigt gewesen, hoffe indeß, daß Sie mir die Vernachlässigung verzeihen. Ich bin hier nicht vollkommen Herr meiner Zeit."

„Was kann Sie denn so anhaltend beschäftigt haben?"

„Eine Menge von Dingen. Einkaufen zum Beispiel. Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen mittheilte, daß ich unter Andern damit beschäftigt bin, eine Wohnung einzurichten?"

„Ich würde es nicht glauben."

„Sie ungläubiger Thomas! Es ist aber dennoch wahr."

Digitized by Google

„Zu welchem Zweck wollten Sie, ein einzelner Herr, sich eine Wohnung einrichten, Herr Neuenthal?“

„Nun, denken Sie sich denn, daß ich wie ein Indianer auf der bloßen Erde essen und trinken werde?“

„O, natürlich nicht; aber unverheirathete Herren pflegen doch stets möblirt zu wohnen?“

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich unverheirathet bin?“

„Sie sind — Sie sind es nicht?“

Der rasche Blick und ängstliche Ton dieser Frage ließen ihn erkennen, in welcher Richtung sich Emmas Gedanken bewegt hatten. Er lachte. Seine Eitelkeit wurde durch das offenbare Interesse des Mädchens befriedigt.

„Ich bin es und bin es auch nicht“, antwortete er. „In diesem Augenblicke bin ich es nicht, aber in Zeit von vier Wochen werde ich es sein. Sie sehen also, ich bin weder Fisch noch Fleisch. Es ist eine unangenehme Situation, nicht wahr? Man fühlt sich nicht ganz als Junggesell und ist doch entschieden auch kein Ehemann. Ich wundere mich, daß ich es nicht schon früher gegen Sie erwähnt habe, wir hatten ja so eine allerliebste lange Unterhaltung in dem bewußten Blumensalon! Freilich, damals hatte ich an etwas Schöneres zu denken, als an mein unbedeutendes Selbst; glaubte auch factisch nicht, daß Sie sich dafür interessiren würden. Wollen wir uns einen Moment setzen?“

Beide überschritten in diesem Augenblick einen mit Ziersträuchern bepflanzten öffentlichen Platz, auf welchem sich Ruhebänke befanden.

„Ja, bitte“, sagte Emma Steyber, „ich fühle mich etwas ermüdet“, erwiederte sie.

Sie setzte sich auf die nächste Bank und Werder blieb vor ihr stehen. Es gab eine Pause des Unbehagens. Er war nicht der Meinung gewesen, daß die Tändelei einiger Ballstunden einen so tiefen Eindruck auf das Mädchen gemacht haben könne, daß die plötzliche Neuigkeit seines Bräutigamsstandes sie so niederschlagen konnte. Doch fühlte er jetzt, daß sein Benehmen an jenem Abend sie irre geführt hatte und daß sie nur vorgab, sie sei ermüdet, um sich von der Ueberraschung durch seine Ankündigung zu erholen. Er fühlte sich schuldig und unbehaglich zugleich und zwang sich zu einem kurzen Lachen.

„Was konnte Sie denn glauben machen, ich sei ein fröhlicher, freier Junggeselle?“ sagte er. „Kam ich Ihnen nicht vor, wie ein Bräutigam?“

„Nicht im Geringsten“, antwortete sie.

„So nennen Sie mir die Eigenthümlichkeiten eines Bräutigams und ich will mich bemühen diese anzunehmen. Worin bestehen sie?“

„Ich weiß das nicht und kümmere mich auch nicht darum, Herr Neuenthal. Also Sie werden in vier Wochen heirathen?“

„Ja wohl, am zweiundzwanzigsten. A propos, mein Fräulein, es ist zwar von keiner irdischen Consequenz, aber Sie haben meinen Namen nicht genau gehört.“

„Ihren Namen? Wie heißen Sie denn?“

„Raimund Werder, wenn Sie erlauben.“

„Wie seltsam! Ich fragte Sie doch letzten Dienstag Abend, ob ich ihn recht gehört hätte und Sie sagten „Ja“.“

„That ich das? Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich ver-

Digitized by Google

gessen habe, was ich sagte, Sie werden von einem Manne nicht erwarten, daß er sich an Alles genau erinnert, was nach dem Souper eines Balles geschehen ist."

„Nein, ich glaube es jetzt fast auch. Also Ihr Name ist Werder. Sind Sie vielleicht ein Verwandter von dem Herrn, welchen Fräulein Lenz heirathen wird?"

„Dieser Herr bin ich selbst."

„Sie! Sie heirathen Clara Lenz? O, Herr Werder, weshalb sagten Sie mir das nicht vorher?"

Dabei glühte Emmas Gesicht wie Abendroth.

„Mein liebes Fräulein, ich würde es Ihnen ohne Weiteres gesagt haben, wenn ich mir hätte denken können, daß Sie es wünschten. Für gewöhnlich pflege ich diesen Umstand nicht ins erste Gespräch mit meinen Bekannten zu ziehen, sondern überlasse diesen, es selbst herauszufinden. Uebrigens hatte es ja auch mit unserem kleinen tête-a-tête nicht das mindeste zu thun, es entwickelte sich Alles um so viel angenehmer. Meinen Sie nicht auch?"

Emma wendete schweigend ihr Gesicht ab, so daß er den Ausdruck ihrer Augen nicht sehen konnte.

„Sie sind mir doch nicht böse?" fuhr er nach einer Weile fort. Ich war zu sehr mit Ihnen beschäftigt, als daß ich an mich hätte denken können. Auch glaubte ich, allen Anwesenden bekannt zu sein."

„O, es hat ja nichts auf sich, es ist von keiner Bedeutung", versetzte sie kurz, indem sie sich erhob und ihren Weg fortsetzte.

Werder schritt unbehaglich neben ihr hin. Er machte sich aus dem jungen Mädchen nicht viel und nur weil sie ein Weib war, konnte er es nicht ertragen, daß sie kalt von ihm dachte. Doch fühlte er, daß ihm alle Entschuldigungen nicht über die Thatsache hinweghelfen könnten, sie geflissentlich im Unklaren erhalten zu haben, und zum ersten Male fehlten ihm die Worte, sich aus der Schlinge zu ziehen.

„Sie kennen, glaube ich, meine Braut?" fragte er, um nur etwas zu sagen.

„Nur so obenhin", antwortete Emma. „Frau Lenz ist früher selten auf ihrem Gut gewesen und ich habe meistens vom elterlichen Hause fern gelebt."

„Darf ich erwarten, daß Sie ihre nähere Bekanntschaft machen werden?"

Emma antwortete nicht.

„Wir werden uns künftig viel in Ihrer Heimat aufhalten", fuhr er fort, „und dann werden wir uns hoffentlich öfter treffen. Wir werden als junge Eheleute einen großen Ball geben und dabei werden Sie sicherlich eine der lieblichsten Tänzerinnen sein. Ich weiß, daß Sie das Tanzen lieben, Sie sagten es mir ja selbst."

„Ich bin selten zu Hause", versetzte Emma gleichgültig. „Es war rein zufällig, daß ich letzte Woche mich dort befand."

„Für mich ein sehr glücklicher Zufall", bemerkte er. Um sein Leben gern hätte er sich von der Treue gegen seine Braut insoweit auf einige Augenblicke dispensirt, als er dem enttäuschten Mädchen an seiner Seite einige Tröstungen zugeflüstert und einige warme Händedrücke gegeben

Digitized by Google

hätte. Aber er blieb standhaft und hielt seine Blicke auf den Boden gerichtet, um der Verlockung ihres Anblicks zu entgehen.

„Ich mache mir auch gar nichts aus neuen Bekanntschaften, durchaus nicht!“ stieß Emma trotzig heraus.

„Glücklicherweise ficht diese Meinung meine Person nicht an“, erwiederte er lächelnd; „da wir uns schon kennen, so daß ich doch auf den Tanz mit Ihnen hoffen kann, auf den ich meinen Kopf gesetzt habe. Aber vielleicht tanzen Sie nicht mehr gern mit mir, wenn ich verheirathet bin?“

„Wird Ihre Verheirathung denn auf Ihr Tanzen Einfluß üben?“ bemerkte sie spitz.

„Ich denke nicht. Eins aber weiß ich gewiß, daß meine Verehrung für Sie nach wie vor dieselbe bleiben wird.“

Emma Steyber hatte sich nun von dem plötzlichen Schlage, welchen die Ankündigung der Verlobung Werders ihr versetzte, bereits so weit erholt, daß sie auf ihn als das Eigenthum einer Andern blicken konnte und unter diesem Gesichtspuncte sogar zu einer kleinen Koketterie mit ihm fähig war.

„O, Herr Werder“, sagte sie, „so sollten Sie nicht zu mir sprechen.“

„Ah!“ rief er, „da sind endlich diese allerliebsten kleinen Grübchen wieder! Nun sehen Sie wieder so reizend aus, wie sonst, Fräulein Emma. Und weshalb sollte ich mich nicht so wie sie sagen, mit Ihnen unterhalten? Was sagte ich denn Gefährliches?“

„Nun, all' solchen Unsinn, wie Verehrung für mich und dergleichen. Sie meinen es natürlich nicht so.“

„Doch, ich meine es, wie ich es sage. Denken Sie denn, ein Mann, der verlobt ist, müsse fortan seine Augen gegen andere Schönheiten verschließen. Ich hoffe, daß ich auf keinen Fall meine Fähigkeit verlieren werde, Liebenswürdigkeit zu schätzen, wo ich sie finde.“

„Aber was wird Fräulein Clara dazu sagen?“ bemerkte Emma mit leichter Spötterei.

Bei dieser Erwähnung wechselte Raimund die Farbe. Es war ihm unerträglich, den theuren Namen so leichthin ausgesprochen zu hören.

„Wir wollen doch die Namen Anderer nicht in unsere Unterhaltung bringen, bitte!“ sagte er. „Ich sprach nur so im Abstracten und wiederhole es, daß ich nicht aufhören werde, Sie, mein Fräulein, als eine der anziehendsten Damen zu schätzen, die meine Augen je gesehen haben.“

„O, ich habe auch gar nicht die Absicht, über Jemand anders zu sprechen“, entgegnete Emma in der früheren schnippischen Weise. „Gehen Sie meinetwegen hin und erzählen Sie Ihre Liebesgeschichte Jemandem, der sich nicht das Geringste darum kümmert, was aus Ihnen wird!“

Aber als Emma das scheinbar keck herausjagte, bebte ihre Stimme. Sie blieb zugleich unter dem breiten Schatten eines Baumes stehen und hielt ihr Taschentuch vor die Augen.

In Wahrheit kam dies Raimund sehr lächerlich vor und er würde laut aufgelacht haben, wenn dies nicht eine Rohheit gewesen wäre. Aber es waren vor Emma Steyber schon andere Frauen seinem verlockenden Wesen bei der ersten Begegnung zum Opfer gefallen, und so nahm er an, daß das arme Kind nicht anders könne, und sein zweiter Gedanke war, sie zu bemitleiden und zu trösten.

„Mein liebes Kind“, sagte er, ihre Hand ergreifend, und bereitete

Digitized by Google

sich für eine möglichst innige Ansprache vor, wurde aber in diesem kritischen Augenblick von einer Mannsstimme unterbrochen.

„Ah, Herr Werder, wie geht es Ihnen? Und auch Sie, Fräulein Steyber, was machen Sie Gutes? Ein hübsches Zusammentreffen, wie?“ rief diese Stimme ganz aus der Nähe, während das junge Paar verlegen auseinander fuhr.

Die betreffende Stimme gehörte dem Commerzienrath Solbrig, der Vormund von Clara Lenz war.

„Und wie geht es Ihnen, Herr Commerzienrath?“ erwiederte Werder mit so viel Gleichmuth in Stimme und Haltung, als ihm in diesem Moment zu Gebote standen.

„Gut, ganz gut, ich danke Ihnen. Bin eben auf dem Wege nach Lenzendorf. Sehe ich Sie heut Abend dort?“

„Leider nicht. Ich habe zu thun und kann vor Sonnabend nicht wieder dahin kommen. Meinen besten Gruß an beide Damen!“

„Und ich soll sagen, daß ich Sie getroffen habe, natürlich! Und kann ich auch für Sie etwas ausrichten, Fräulein Steyber? Einen Gruß für Papa und Mama? Sie halten sich vermuthlich wieder in der Stadt auf?“

„Ja, bei meiner Tante. Ich war eben dabei, zum Thee zu einigen Freundinnen zu gehen, als ich Herrn Werder ganz zufällig traf“, erwiederte Emma, verlegen nach Gründen haschend, um sich vor Beschämung zu schützen.

Werder nahm ihr das Wort aus dem Munde.

„Ja wohl, so ist es, Herr Commerzienrath. Ich traf Fräulein Steyber ganz zufällig auf dem Wege und erbot mich, sie ein Stück zu begleiten. Nein, sonst habe ich nichts auszurichten, ausgenommen, daß ich am Sonnabend wieder eintreffen würde. Leben Sie wohl, Herr Commerzienrath! Ich stehe zu Ihren Diensten, Fräulein Steyber.“

Beide verfolgten ihren Weg weiter und überließen den Commerzienrath dem seinigen.

„Ich hielt es für besser, mich in keine weitere Unterhaltung mit ihm einzulassen, weil er uns aufgehalten haben könnte und Sie dann zu spät zu Ihren Freundinnen kommen würden“, sagte Werder vorsorglich bemüht, die Wiederanknüpfung des abgerissenen Fadens zu vermeiden.

„O, meine Freundinnen können warten“, erwiederte Emma; „sie erwarten mich nicht zu einer bestimmten Zeit.“

Das junge Mädchen wünschte also offenbar, die Unterhaltung mit Werder noch eine Weile fortzusetzen. Aber er rief schnell entschlossen die nächste Droschke an und half Emma hinein. Nachdem er ihr leicht die behandschuhte Hand gedrückt und ihr einen Blick gegönnt, der ihren forschend auf ihn gerichteten Augen gerade begegnete, empfahl er sich und dachte bald nicht mehr an diese Begegnung mit dem jungen Mädchen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Mannweib.

Culturhiſtoriſche Studie von **M. Heyret.**

Man pflegt gewöhnlich als das Ziel und Ende der Frauenemancipation die möglichſte Gleichförmigkeit der Geſchlechter ſowohl in Hinſicht auf Sitte als Beruf, zu nennen und zu träumen. Man erſieht in dieſer Gleichförmigkeit die denkbarſte Freiheit und Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne und bezeichnet die dahin wirkenden Beſtrebungen als fortſchrittliche Bewegungen. Faßt man jedoch dieſe Meinung näher ins Auge, ſo muß die Unrichtigkeit und falſche Logik derſelben in draſtiſcher Weiſe hervortreten. Im Gegentheil beweiſt die Erfahrung, daß die Beſtrebungen der Frau dem Manne immer ähnlicher zu werden, ſeine Sitten, ſeine Gewohnheiten, ſeinen Beruf zu dem ihren zu machen, keineswegs fortſchrittlich, ſondern „rückſchrittlich" genannt werden müſſen. In alter Zeit war das Weib dem Manne nicht nur an Kleidung, Sitte und Beruf weitaus ähnlicher als die Frau der Neuzeit, ja es gab eigentlich faſt keinen Unterſchied zwiſchen Beiden. Je mehr jedoch die Cultur fortgeſchritten war, je mehr die Civiliſation um ſich griff, deſto fühlbarer und ſchroffer war auch der Gegenſatz zwiſchen Mann und Frau. Der Unterſchied zwiſchen Mann und Weib lag bei unſeren Ahnen in gewiſſer Hinſicht noch nicht ſo ſehr auf flacher Hand wie dies bei den Modernen bereits zum klaren Bewußtſein geworden iſt. Beweis hierfür die in der Volksſprache nicht ungewöhnliche Vermiſchung von männlichen und weiblichen Bezeichnungen wie z. B. „das iſt ein netter, ſchöner ꝛc. „Weibskerle"." Dies war eben kein Schimpf; es ſollte nur die dem Weibe aus dem Volke eigene, ſelbſtbewußte, activ vorſchreitende Mannesnatur bezeichnen. Mit der Logik der gebildeteren Sprache vertragen ſich ſolche Wörter nicht mehr, weil den gebildeteren Kreiſen die Scheidung von Mann und Weib, wie geſagt, zu ſehr klar iſt.

Wenn wir zurückgreifen in die Kleider- und Trachtenverhältniſſe der alten Zeit und der alten Völker ſowie noch theilweiſe des Mittelalters, ſo finden wir, daß ſelbſt in der Kleidung keine ſonderliche Scheidung der Geſchlechter ſtattfand. Wir erinnern beiſpielsweiſe an die Linnentracht der alten nordiſchen Völker, ferner an die beiden Geſchlechtern gemeinſame Tracht der altgermaniſchen Zeit und an die Tunica, womit wir den gemeinen Mann des deutſchen Mittelalters auf alten Bildern und Holzſchnitten bekleidet ſehen, welche gleich dem heutigen Bauernkittel, nur ein abgekürzter Weiberrock iſt. Die Wörter „Kappe" und „Haube" gelten in der älteren Sprache oft unterſchiedlos für die Kopfbedeckung beider Geſchlechter. In Altbayern nennt man heute noch die Kappen der Männer „Hauben", wie anderwärts die Hauben der Weiber „Kappen".

Digitized by

Dagegen je civilisirter die Welt, je fortgeschrittener das Jahrhundert, desto größer, desto merklicher und auffallender der Kleidungsunterschied zwischen Mann und Frau. Von der Wahrheit dieses Satzes kann sich Jeder der Augen im Kopfe hat an der Neuzeit überzeugen. Daß die Kleidung jedoch immer der Ausdruck des Zeitgeistes ist, erhellt schon daraus, daß die allerneueste Zeit nicht übel Lust zeigte, die Kleidung der beiden Geschlechter zu assimiliren. Die Luft ist eben in der modernen Aera von Emancipationsideen schwanger, d. h. von Bestrebungen, die Frau dem Mann gleichzustellen, gefüllt, darum hatte man einen bescheidenen Anfang mit den sogenannten „Männerhüten" und Menschikof's gemacht.

Wie dunkel und verschwommen überhaupt in alter Zeit der geschiedene Begriff zwischen Mann und Frau gewesen ist, sehen wir bei Jacob Böhme in dem sinnvollen Mythus ausgedrückt, daß der Urvater Adam ursprünglich ein volles Bild Gottes gewesen sei, „Mann und Weib und doch keines von Beiden."

Aber auch der geschäftliche Beruf des Weibes fällt in alter Zeit mit dem des Mannes noch völlig zusammen. Je gebildeter dagegen die Gesellschaft, je mehr die Berufskreise sich verfeinern und heben, desto weniger ist dem Weibe eine Mitarbeit an dem Berufe des Mannes vergönnt.

Im altgriechischen Olymp theilen sich noch Götter und Göttinnen in die himmlischen Berufsgeschäfte. Pallas übt Mannesberuf und Göttinnen mischten sich in das Getümmel des Kampfes.

Die Sage von den Amazonen symbolisirt uns die im Urzustande noch nicht vollzogene Trennung des männlichen und weiblichen Berufes. In einem Lande wie Dahomey, wo Sclavenjagd noch die edelste Arbeit ist und Menschenopfer der höchste Festprunk, giebt es auch jetzt noch Amazonen. Dort besteht die Hälfte des Heeres aus Weibern. Dort schlägt aber auch der König seinen Unterthanen noch nach Belieben die Köpfe ab. Daß die Scheidung der Geschlechter auch hinsichtlich des Berufes rein Culturfache ist, können wir heute noch am Bauerstande sehen. Dort ist das Terrain der äußern Berufsthätigkeit für Mann und Weib noch heute fast dasselbe.

Bei dem bäuerlichen Taglöhner und dem Kuhbauer schafft die Frau ganz das Gleiche wie der Mann. Auch die geistige Bildungsstufe Beider wird völlig gleichartig sein; weil auch die Erziehung die gleiche ist. Im Dorfe wird es keine gesonderten „Töchterschulen" geben, hier sitzen Buben und Mädchen sogar meist zusammen auf der nämlichen Schulbank. Beide Geschlechter arbeiten im Acker, lenken Pflug und Wagen gemeinsam, säen, ernten und verkaufen gemeinsam, oder in zufälliger Abwechslung. Das Walten im Hause ist nur eine gelegentliche Zugabe für die Frau. Ja, männlicher und weiblicher Beruf findet sich hier oft so ausgetauscht, wie die Bezeichnung von Kappe und Haube.

Bei einer reichen, blühenden, an großen Verkehrsstraßen gelegenen bäuerlichen Bevölkerung tauscht die Frau schon durchaus nicht mehr so consequent ihre Arbeit mit der des Mannes. Da würde es die Frau (denn Weib heißt sie schon nicht mehr) in der Regel schon für sehr unschicklich halten, das Gespann zu lenken oder auch nur einen Kahn zu steuern; sie würde verspottet werden, wenn sie hinter dem Pfluge ginge, wie der Mann, wenn er Strümpfe strickte. Die Hauptthätigkeit der Frau

Digitized by Google

ist in den entwickelteren Schichten des Bauernthums schon etwas selbstständiger auf das Haus beschränkt; auch die Unterscheidung männlicher und weiblicher Tracht und Sitte ist bei den blühenden Bauernschaften in der Regel weit höher entfaltet, als bei armseligen, zurückgebliebenen. Aber wenigstens ein Theil des landwirthschaftlichen Geschäftes wird doch überall auf dem Lande unterschiedslos von Mann und Weib geübt werden.

Aehnlich geht es beim handarbeitenden Proletarier. Taglöhner und Taglöhnerin üben meist ganz denselben Beruf. Bei den Fabrikarbeitern stehen Männer und Frauen, Kinder und Greise oft durchweg in der nämlichen Thätigkeit.

Die Absonderung der beiden Geschlechter im geschäftlichen Beruf, wie sie beim Bauernthum bereits begonnen, setzt sich bei den Bürgern stufenweise fort. Dem Schuster, dem Schneider, dem Wirth, überhaupt dem eigentlichen Kleingewerbe ist die Frau noch ein ganzer Gesell im Geschäft. Je höher jedoch der Berufskreis, desto gesonderter ist die Thätigkeit von Mann und Frau.

Ja was Sitte und Beruf bei den Alten übrig gelassen, die beiden Geschlechter einander nahe zu bringen, das hatte, möchten wir fast sagen, noch die Natur ergänzt.

Bei fast allen Bildnissen berühmter weiblicher Schönheiten aus vergangenen Jahrhunderten überraschen uns die bestimmt geführten Contouren und Züge; es dünken uns diese Köpfe zu männlich gegenüber dem Urbild weiblicher Schönheit, welches uns Modernen vorschwebt.

Ein Beweis, daß auch die zarte Jungfrau in alter Zeit noch männlichere Züge hatte als jetzt. Als Frauenschönheit bezeichnet man jetzt oft ein feines, wie aus einem Modejournal geschnittenes, aber „zügelloses" Angesicht; nicht so das Alterthum und Mittelalter. Auch das Frauenantlitz mußte einen gewissen festen, prägnanten Charakter haben. Mit einem Wort unsere Ahnen liebten und zeichneten auch bei Frauen nur „Charakterköpfe", während sich die moderne Zeit oft mit „zügeentbehrenden" Bildchen begnügt.

Heutzutage gilt als der erste Schritt zur Frauenemancipation eine Cigarre oder Cigarrette zu rauchen; es handelt sich eben hierbei nur um das Princip, es den Männern gleich zu machen. Eine Dame, welche es dahin gebracht, ganz ohne alles Unbehagen „Specialitäten" zu rauchen, gilt als sehr emancipirt resp. fortgeschritten. Wer sich jedoch daran erinnert, wie bei mittel- und niederdeutschen Bauernhochzeiten, Kindtaufen und Metzelsuppen häufig häßliche alte Weiber sich präsentiren, die als holzschnittmäßige Vordergrundsfiguren, mit dem qualmenden Thonpfeifenstummel, einem sogenannten „Backenwärmer" am Tische saßen und eine Tabaksorte in die Luft bliesen, bei deren Arom es selbst einem starknervigen Städter schwarz vor den Augen hätte werden können, wird gewiß aus seiner poetischen Phantasie von der fortschrittlichen Dame mit der Cigarrette im Munde, wie mit kräftiger Faust herausgerissen werden.

Wir sehen also, daß alle Bestrebungen der Frau, dem Manne ähnlich zu werden, keineswegs fortschrittlicher Natur sind, sondern daß von ihnen ebenfalls das bekannte Wort: „Nichts Neues unter der Sonne" vollends gilt. Doch dies zu beweisen sollte ja nicht allein der Zweck

Digitized by Google

dieſer Zeilen ſein. Dieſe ſollen noch mehreres zum Vorwurfe ihres Inhaltes haben. Sie ſollen nämlich auch zeigen, wie wenig auch beim beſten Erfolge die Beſtrebungen zur Frauenemancipation oder ſagen wir Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne im öffentlichen Leben beitragen. Auch das beſte Reſultat, das erdenklich günſtigſte Gelingen dieſer Beſtrebungen bringt die Frau nur dahin, ſie zum „Mannweib" zu machen, nicht aber zur emancipirten, gleichberechtigten Frau. Die Frau kann es dahin bringen, die gleiche Arbeit, die gleiche Sorge mit dem Manne zu haben, nie aber das gleiche Recht, welches das Princip der Frauenemancipation iſt. „Und warum das?" wird man fragen. „Weil es Naturgeſetz iſt, daß Macht vor Recht gehe", können wir antworten. Dies erſehen wir an unſeren Ahnen, dies an den culturlich minder entwickelten Ständen wie z. B. der Bauernſtand. Verſetzen wir uns in die Zeit des Mittelalters, wo die germaniſche Frau gleich dem Manne die Laſt und Hitze des Tages trug. „Wir würden ſehr irren", ſagt Weinhold, „wenn wir die Frauen bei den Germanen im Vordergrunde des Volkes und als die Mittelpuncte der Geſellſchaft und des geiſtigen Lebens anſehen wollten. Die altgermaniſche Frauenverehrung iſt durchaus nicht zu moderniſiren; das Weib war Weib, zu deutſch ein Weſen hinter dem Manne. Rechtlich war die Lage der Frau völlig untergeordnet und läßt ſich durchaus nur mit der des Kindes im väterlichen Hauſe vergleichen."

Auch Plato, obwohl er die Frauen faſt auf gleichen Fuß mit den Männern ſetzt, obwohl er ſie wie die Männer vertheilt, ſie alle männlichen Arbeiten verrichten, ja ſelbſt mit in den Krieg ziehen läßt, hat er doch kein ſonderliches Zutrauen zu ihrer Tapferkeit, ſondern ſtellt ſie nur hinterdrein, und zwar nicht als Reſerve, ſondern als arrière garde, um wenigſtens dem Feinde durch die Menge Furcht einzujagen und im Nothfalle auch zu Hülfe zu eilen.

So könnte man auch wähnen, weil bei den niederen Volksſchichten eine ſo auffallende Gleichartigkeit der beiden Geſchlechter in Natur, Sitte und Beruf herrſcht, ſo müſſe dort das Weib auch im bürgerlichen Leben drein reden können gleich dem Manne. Allein nirgends tritt in dieſem Stücke das Weib tiefer in den Hintergrund der ſtillen Häuslichkeit zurück, als gerade bei den Bauern. Es pflügt mit dem Manne den Acker, aber „es ſchweigt in der Gemeinde." Das Amt der Gemeindegänſehüterin ſchließt bezeichnend genug die ganze öffentliche Laufbahn in ſich, welche einer Frau auf den Dörfern offen ſteht.

In der Laſt der Arbeit ſteht die Bäuerin dem Bauern gleich; in der Zucht des Hauſes iſt ſie ihm am gründlichſten Unterthan. Die Mädchen heirathen meiſt ſehr früh und ehe ihr Charakter zu einiger Selbſtſtändigkeit gereift iſt, bekommen zahlreiche Familie und gehen vollſtändig in der täglichen Plage um dieſelbe auf. Sie ſind die wahren Leibeigenen, vielleicht nicht immer des Mannes, aber doch allezeit des Hauſes. Die ſelbſtſtändige Perſönlichkeit prägt ſich bei der Bauernfrau in der Regel dann erſt aus, wenn ſie eine Matrone geworden iſt. Weibliche Originalköpfe, über den ſtillen Beruf ihres Geſchlechtes hinausdrängende Frauencharaktere, die ſich in der Stadt durch irgend eine Kunſt auszeichnen würden, müſſen auf dem Lande warten, bis ſie alte Weiber geworden ſind; dann erſt können ſie als zahnloſe Hexen die Karte ſchla-

Digitized by Google

gen, das Vieh beschwören oder sonstwie die Eigenart ihres Genius walten lassen. Das ist schier Alles, was unsern Naturmenschen von dem persönlichen Erbtheil der Sibyllen und Welleden verblieben ist. Böse Hexen sind aus den Seherinnen geworden. „Wo der Teufel nicht selber hinkommen kann, da schickt er ein altes Weib.“ Von den jungen und schönen Bauernmädchen dagegen gleicht eine so sehr der Andern, daß kein Dorfgeschichtendichter damit zurecht kommen kann, ein individuelles Porträt von dieser Art zu zeichnen, oder er mischt fremde, städtische Farbentöne hinein.

Ich komme zum Schluß. Die verehrten Leser werden wohl daraus sehen, wie schlecht die Frau durch ihr Streben, mit dem Manne das Ringen und Kämpfen in gleicher Weise zu theilen, mit ihrem Rechte, mit ihrer rechtlichen Stellung wegkommt. Sie erntet auf solche Weise nur die Arbeit, die Mühe, die Sorge ein, während sie des Lohnes ewig entbehrt. Goethe's Wort bleibt wohl immer wahr: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan!“

Allerseelen.

Zur Zeit,
Da der Herbstsonne Strahl
Die letzten Blumen erweckt hat
Und Wandervögel
Mit jagenden Wolken entfloh'n sind —
Zur Zeit,
Da die ernste Natur
Ihr letztes Leben verhauchet,
Da hat des Menschen Gemüth
Noch eine Feier ersonnen,
Eine stille, todfreundliche,
Die der Erde
Letztsprießende Blüthen
Dem ewig Vergangenen weihet.
Und die drunten ruh'n,
Die stillen, seligen Schläfer,
Ihnen klinget die Thräne nieder
Mit dem Scheidegruß der Natur,
Dem Kränzlein aus Spätherbstblumen.
— So rankt sich lebendige Liebe
Um solche, die längst schon gestorben
Zum ewigen Sinnbild des Seins
Am Tage von Allerseelen.

G. von Berlepsch

Digitized by Google

Ein verhängnißvoller Wurf.

Von **Ferdinand Gilles.**

Es war zu Anfang der sechziger Jahre, als ein genialer russischer Maler, ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, in der ewigen Roma ungewöhnlich viel von sich reden machte. R's. Bilder erregten Aufsehen in des Wortes großartigster Bedeutung und wurden von reichen Kunstliebhabern meist für ganz horrende Summen angekauft. Das kam nun alle sechs bis acht Monate einmal vor; denn wenn der leichtlebige Künstler Geld hatte, arbeitete er nicht. Er nahm den Pinsel und die Palette stets erst zur Hand, wenn er keinen Lire mehr in der Tasche hatte. Dann aber blieb er vierzehn Tage bis drei Wochen unsichtbar, er verschloß sich in seiner Wohnung und war für Niemand zu sprechen. Alle Welt in der Tiberstadt aber lebte in größter Spannung, womit wohl der Russe nun wieder das Publicum überraschen und den Kunstkennern die rückhaltloseste Anerkennung, die aufrichtigste Bewunderung abzwingen werde.

Man dachte über seine Unterhaltungen nach, um vielleicht so einen Anhaltspunct zu finden, um vielleicht aus einem hingeworfenen Worte, aus einer losen Andeutung den Faden der Ariadne zu spinnen. Da gab es hundert Vermuthungen über das noch in geheimnißvoller Werkstatt unter dem Pinsel des Meisters sich schnell entwickelnde Gemälde; keine aber pflegte das Richtige getroffen zu haben, wenn der geniale Künstler eines Tages den Vorhang hob und sein neuestes Kunstwerk dem Urtheil der Oeffentlichkeit überlieferte — es war allemal etwas Ungeahntes, nie Dagewesenes!

Das Bild wurde ausgestellt ohne jedwede Vorbereitung, ohne Reclame — ich glaube, der Künstler kannte dieses Wort kaum — das Bild war eines schönen Morgens im Schaufenster einer Kunsthandlung und damit Punctum. Dichte Massen von der feinsten Gesellschaft drängten sich von Morgens früh bis Abends spät an die Spiegelscheibe und schwelgten im Kunstgenuß.

Das Bild war da, wen aber noch Niemand, selbst sein intimster Busenfreund, noch nicht sah, das war der junge Meister, dem man voll Begeisterung die höchste Bewunderung zollte. Er saß noch hinter den verriegelten Thüren seiner bescheidenen Wohnung und wartete auf den Käufer. Es pflegte das nicht lange zu dauern, höchstens drei bis vier Tage. Dann verschwand das Bild wieder aus dem Schaufenster und

Digitized by Google

allerorten erblickte man den wie neugeborenen Russen; in den Promenaden, den Cafés, den Weinstuben, in den ersten Circles der römischen Aristokratie, überall begegnete man wieder dem lebenslustigen Künstler. Aus seiner freiwilligen Gefangenschaft hatte er doppelte Lebenslust mitgebracht; seine Cassete war ja wieder gefüllt von Tausenden von Goldstücken! Warum also sollte er nicht lustig sein? Und in der That, er war nicht nur lustig, ausgelassen, er war auch glücklich, im vollen Sinne des Wortes glücklich. Ein Künstler aber, der glücklich ist, pflegt zehnfach glücklicher zu sein, wie dies bei gewöhnlichen Sterblichen möglich ist.

Acht Tage, nachdem das Bild verkauft war, gab R. regelmäßig ein großes Künstlerfest; was nur einen Namen in der ganzen Kunstwelt Roms hatte, wurde dazu eingeladen. Das Fest dauerte drei volle Tage und endete mit einem großen Champagnercommers!

Freunde und Collegen, die es redlich mit R. meinten, ließen es nicht an ernsten Ermahnungen und Hinweisen auf die Zukunft fehlen — aber was halfs?

Man sagte, er solle sparen, da er doch einmal aus der Mode kommen könne.

„Sparen? Pfui Teufel!“ rief er entrüstet, mögen Krämer sparen im Schweiße ihres Angesichts, und mag sparen, wer da glaubt, daß sein Ruhm ein Irrthum sei, der eines Tages offenbar werden könne. So lange ich den Pinsel zu führen vermag und Augen haben werde, um Farben zu unterscheiden, wird mir der Sparteufel nie etwas anhaben!“

„Und wenn Du durch ein Unglück Deine Hand verlörest, wovon wolltest Du leben?“

„Ich würde den Pinsel mit den Zähnen regieren!“

„Und wenn Dich Dein Talent verließe?“

„Ha, ha, dann würde ich Kunstkritiker und machte mein Glück, wie so mancher von seiner Muse entlassene Künstler vor mir.“

Wieder hatte sich der Russe eingeschlossen. Vier Wochen waren vergangen und noch immer war kein Gemälde erschienen. Die Erwartung war auf das Höchste gestiegen — da endlich!

„Ah! Himmlisch diese Fiction!“ riefen die Beschauer.

Es ist eine Scene im Walde. Im Hintergrunde eine düstere Schlucht. Durch die Zweige einer alten Eiche fallen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne auf eine ergreifende Gruppe; es sind drei Personen, ein Reisender mit seiner Tochter und ein Räuber. Der Reisende liegt am Boden in den letzten Zügen, getroffen von einem sicher geführten Dolchstoße. Die junge Dame ist eben erst dazu gekommen und im Begriff, sich auf den Sterbenden zu werfen. Doch der Räuber, ergriffen von ihrer magischen Schönheit, stürzt vor ihr nieder mit dem Ausdruck der tiefsten Leidenschaft. Er reicht ihr seinen blutigen Dolch hin, wie wenn er, in einer unbezwinglichen Anwandlung, sich ihrer Rache ausliefern wolle. Sie sieht das nicht, ihr Auge hängt mit unsäglicher Wehmuth an dem bleichen Antlitz des sterbenden Vaters.

Das Bild war Morgens in das Schaufenster gestellt worden. Am

Digitized by Google

Nachmittag desselben Tages meldete der Diener des Russen seinem träumerisch auf einem Divan liegenden Herrn, daß eine junge Dame ihn des Bildes wegen zu sprechen wünsche. R. sprang behende auf und bereitete sich zum Empfang.

Die Dame trat näher. Sie war schön, so schön, daß R. sich sagte, nie in seinem Leben etwas Schöneres gesehen zu haben; sie war so schön, daß der Russe, den bisher nie ein Weib zu rühren vermocht hatte, von ihrem Anblick so befangen war, daß er ihren Gruß zu erwiedern vergaß. Umschattet von dem prachtvollsten, üppigsten, schwarzen Haar, war ihr Antlitz, aus dem dämonisch zwei schwarze Diamanten funkelten, nicht das eines Engels, aber das einer feurigen Römerin, das eines berückend schönen Weibes, in dem Leidenschaft glühen und das Leidenschaft entzünden kann. Auch sie war befangen von dem Anblick des Künstlers; sie hatte viel von ihm gehört, aber ihn noch nie gesehen, und jetzt sah sie, daß dieser Sonderling, wenn er auch kein schöner Mann war, durch sein eigenartiges Wesen, durch die verzehrende Glut seiner Blicke doch interessant genug erscheinen mochte, um ein Weib fesseln zu können.

„Ich habe Ihr Gemälde gesehen", sagte sie, „es hat mich erschüttert und mit den gewaltigsten Erinnerungen erfüllt. Woher haben Sie diese Scene?"

„Es ist ein Phantasiegebilde!"

„Nein, nimmermehr! Es ist Wahrheit, schreckliche Wahrheit!"

„Gewiß, warum soll dergleichen nicht schon geschehen sein, die Wirklichkeit ist das unermeßliche Meer, in welches die Phantasie des Künstlers immer wieder ihre Netze auswirft. Doch wie der Dichter an der Hand seiner Lebensanschauung und seiner Erfahrungen seine Phantasie selbstthätig weiterschaffen, Charaktere und Situationen erzeugen läßt, so nimmt auch der Maler die Welt in seine Seele auf, um künstlerisch sie von neuen zu gestalten und zu beleben. Warum soll nun seine Phantasie dort, wo sie selbstschöpferisch thätig ist, da sie doch der Regel der Wahrscheinlichkeit folgen muß, nicht auch bisweilen mit der Wirklichkeit zusammentreffen? Von Räubergeschichten ist meine Kindheit erfüllt und als Mann bin ich oft Zeuge davon gewesen, daß verworfene Creaturen edle Anwandlungen bekamen, es konnte also für meine Phantasie kein großes Kunststück sein, jene Gruppe zu componiren.

„Ihre Phantasie ist eine Zauberin; denn jene Scene, die Ihr Pinsel verewigt hat, ist eine Thatsache, die vor wenigen Jahren in den Abruzzen vorgefallen und durch die ich meinen Vater verloren habe!"

„Ha, welcher Zufall!"

„Ganz so, wie auf Ihrem Gemälde, war die Situation. Mit demselben Ausdruck lag mein armer Vater am Boden und in derselben Stellung befand ich mich, als jener Schreckliche mir seinen blutigen Dolch entgegenstreckte. Und wenn meine Erregung mich nicht betrogen hat, so haben Sie auch meisterhaft die einzelnen Personen porträtirt; Sie haben meinen Vater und auch seinen Mörder vortrefflich auf die Leinwand gezaubert — und das Alles ein Werk der Phantasie! Wahrhaftig, Sie sind ein seltsamer Meister!"

„Ein merkwürdiges Spiel des Zufalls! Zu dem Räuberkopfe habe ich mir den Kopf eines römischen Patriziers als Modell genommen!"

Digitized by Google

Die Klingenprobe.

Nach dem Gemälde von A. Adams.

R. hatte den letzten Satz leise für sich gesprochen; die Fremde hatte denselben nicht gehört.

„Ich will das Bild kaufen", sagte sie, „der Preis ist mir dabei ganz Nebensache; bitte, bestimmen Sie denselben!"

Der Russe ließ seinen Künstlerblick mit Wohlgefallen auf den edlen Formen des schönen Mädchens ruhen und schwieg eine Weile.

„In diesem Falle", meinte er dann, „muß ich von meiner gewohnten Praxis abweichen; ich kann Ihnen das Bild nicht verkaufen."

„O, verlangen Sie jede Summe, 50,000, 80,000, 100,000 Lire, ich zahle Ihnen den höchsten Preis, mein ganzes Vermögen — ich muß das Bild erwerben!"

„Es bleibt bei dem Gesagten, verkaufen kann ich Ihnen mein Werk nicht; aber wir wollen einen Pact schließen, infolge dessen Sie das Bild erhalten, für eine Gefälligkeit, die Sie mir erweisen. Wollen Sie darauf eingehen?"

„Wenn möglich, gern!"

„Wohlan! Sie sind eine classische Erscheinung, wollen Sie sich von mir als Lucretia malen lassen?"

„Mit Vergnügen!"

„Gut, so ist der Pact geschlossen, ich male Sie als Lucretia und das gegenwärtig ausgestellte Bild wird Ihr Eigenthum."

„Und nur auf diese Weise kann ich das Bild erlangen?"

„Nur auf diese!"

„Es sei denn; ich werde mich morgen als Ihr Modell einfinden."

„Bravo, mein Fräulein! Ich will nicht nach Ihrem Namen fragen, ich werde Sie Lucretia nennen. Ich bitte also meine Lucretia, wenns beliebt, morgen Vormittag um elf Uhr in meinem Atelier zu erscheinen und dies so acht Tage, jeden Tag eine Stunde. Ist Lucretia damit zufrieden?"

„Ich bins!"

„Gut denn, wenn Sie wünschen, können Sie das Gemälde, das in acht Tagen Ihr Eigenthum sein wird, heute schon in Ihre Wohnung befördern lassen."

Und so geschahs denn auch, das Bild verschwand wieder an demselben Tage, an dem es ausgestellt worden war. Erfahrungsgemäß glaubte man in Rom am andern Tage den Russen zu sehen; doch dieser blieb unsichtbar. Auch an den folgenden Tagen; man wurde unruhig, besorgt, seine Freunde eilten nach seiner Wohnung, um sich nach ihm zu erkundigen.

„Dem Herrn gehts wohl!" lautete die lakonische Antwort des Dieners, „aber der Herr ist nicht zu sprechen, er ist beschäftigt und duldet keine Störung."

So vergingen acht Tage und R. war immer noch nicht aus seiner geheimnißvollen Behausung ans Tageslicht gekommen. Für Roms Kunstwelt war das ein unerklärliches Räthsel. „Da muß etwas ganz Besonderes vor sich gehen!" meinte man.

Am zehnten Tage sah man es, er hatte ein zweites Bild gemalt! Eine überlebensgroße „Lucretia" war ausgestellt. Alle Welt war nun

Digitized by

mit sich einig: Diese „Lucretia" ist das Großartigste, was der Russe noch bisher hervorgebracht hat, ein Meisterwerk von packendster Eigenartigkeit. Die ganze Künstlerschaft war in Aufregung und beschloß, noch am selben Abend in corpore dem genialen Collegen ein solennes Ständchen zu bringen.

„Wer ihm nur dazu gesessen haben mag?"

„Gesessen? Bah, das ist seine glühende Phantasie!"

„Nein, das ist kein Phantasiegebilde", sagte ein Dritter, „diese Frauengestalt ist mir bekannt, es ist Lucia B."

Am zweiten Tage war auch die „Lucretia" aus dem Schaufenster verschwunden, ein Engländer hatte das Gemälde für die Kleinigkeit von sechs Tausend Pfund Sterling erstanden. Tags darauf erlebte Rom das Wunder, den Russen mit einer Dame am Arm die Promenaden durchwandeln zu sehen.

„Ah, ah, Lucretia!" entschlüpfte es manchem Munde.

Man sprach sehr viel in Rom von R. und seiner „Lucretia", man fand, daß er in der Liebe einen ebenso guten Geschmack gezeigt habe, wie in der Kunst.

„Lucretia ist schön, ist mehr wie schön", meinte ein deutscher Maler, „aber daß sie so gar seltsam schön ist, flößt mir Sorge für R's. Schicksal ein; denn die himmlische Rosen ins irdische Leben flechtenden und webenden Frauen sind dem Honig zu vergleichen: der köstlichste Honig ist giftig und das schönste Weib pflegt Unheil anzustiften. Beides hat seinen Grund. Der köstlichste Honig wächst in den Thälern von Trapezunt; aber schon Xenophon erzählt in seiner Anabasis, daß viele seiner Soldaten an dem Genusse jenes Honigs erkrankten, und in der Gegenwart hat die Schädlichkeit des köstlichsten Honigs ihre Bestätigung gefunden. Die Ursache liegt darin, daß in den Thälern von Trapezunt eine der tödtlichsten Giftpflanzen, der Stechapfel, in großer Menge wächst, aus dessen schönen, honigreichen Blüthen die Bienen den köstlichsten, aber giftigen Honig saugen. So bestätigt uns auch die Geschichte, daß die schönsten Frauen durch ihre Schönheit meist viel Unheil angerichtet haben und täglich erleben wir Beispiele, wie gefährlich es ist, eine schöne Frau zu besitzen. Der Reiz, den sie auch auf Andere übt ist der Stechapfel, der den Honig ihrer Schönheit vergiftet. Lucretia ist zu schön und wird bald zu Vielen begehrenswerth erscheinen — ich bedaure meinen genialen Collegen." So der Deutsche.

„Ueber den Russen und seine Geliebte zu plaudern, war ein interessantes Thema für die Gesellschaft in Rom. Doch bald erlebte dasselbe bedenkliche Variationen; Eifersucht und Neid feierten Orgien, ganz wie der deutsche Künstler das vorhergesagt hatte. Die Damen beneideten Lucretia und die Männer den jungen Maler. Es waren nicht allein Landsleute von R., nicht allein Künstler, die sich fesseln ließen von Lucretia's ungewöhnlicher Schönheit, nein, es hatten auch notable Italiener Auge und Herz für dieselbe. So wurde der vielbewunderte R. auf einmal ein vielbeneideter und von Manchem seines Liebesglückes

Digitized by Google

wegen auch viel gehaßter Mann. Er aber war glücklich, überglücklich durch die Liebe seiner feurigen Lucretia; wenn er in ihren Armen lag und ihre brennenden Lippen fühlte, was ging ihn dann der Neid seiner Collegen, was der Haß und die Eifersucht der stolzen Römer an? Von Lucretia's Munde trank er höchste Glückseligkeit und vergaß die Welt und ihre Kabale.

Lucretia aber wurde mit jedem Tage zärtlicher und hingebender, für sie existirte bald nichts mehr außerhalb ihrer Liebe und ihrer leidenschaftlichen Verehrung, die sie dem Russen zollte. O, sie war stolz auf diesen Russen, er war der Inbegriff all' ihres Denkens, Fühlens und Empfindens. Drum hatte sie für die vielen Künstler und reichen Römer, die immer nur nach einer Gelegenheit spähten, ihr die Cour zu machen, stets entweder nur einen zornigen Blick oder ein mitleidiges Lächeln.

Einer der feurigsten Anbeter Lucretia's war ein junger Italiener, Namens Grimaldi, der Sprosse einer alten römischen Patrizierfamilie. Er hatte die Braut des Künstlers schon früher gekannt und ihr wiederholt sich zu nähern gesucht, war aber von dem stolzen Mädchen allemal abgewiesen worden. Das hatte seine Leidenschaft jedoch nur gesteigert. Diese erreichte ihren höchsten Grad und artete in eine Art von Wahnsinn aus, als Grimaldi hörte, daß seine Angebetete die Braut des Russen geworden.

„Tod und Hölle", rief er und seine Augen sprühten Feuer, „beim Teufel sollen sie ihren Hochzeitsschmaus halten. Ha, und wenn man mich an den Galgen hängt, nimmermehr soll ein Frauenzimmer, das mich verschmäht hat, das Weib eines Andern werden — so wahr, wie ich diese Sirene geliebt habe!"

An einem schwülen Sommernachmittage saß R. in einer Weinstube, welche in den sechziger Jahren den nordischen Künstlern als Rendezvous diente. Er war allein und eben im Begriff, das Local wieder zu verlassen, als ihm ein junger Italiener den Weg vertrat und ihn aufforderte, ihm eine Viertelstunde Gesellschaft zu leisten, da er ihn sprechen müsse.

R. kehrte schweigend zu seinem Platz zurück und bestellte, dem Beispiele des Italieners folgend, noch eine Flasche Wein.

„Sie sind der Maler R.?" fragte der Fremde, als sie sich niedergelassen.

„Ganz richtig!" antwortete der Russe. „Und wer sind Sie?"

„Grimaldi ist mein Name."

„Sie sind Künstler?"

„Nein, ich bin päpstlicher Officier."

„So, so — hm!"

„Kennen Sie Lucia B., mein Herr?"

„Wie sollte ich nicht! Die Dame ist meine Braut; ganz Rom weiß es."

„Ihre Braut? Ha, ha, ha! Ihre Braut; Sie sind ein bedauernswerther Narr, mein Herr, ein leichtsinniger Mann, der koketten Weibsbildern nachläuft. Lucia Ihre Braut, mein Herr, ha, ha, ha!"

R. blickte den Italiener erstaunt an, er überlegte, ob er es hier

Digitized by Google

vielleicht mit einem entsprungenen Tollhäusler zu thun habe und dachte schon daran, den Wirth herbeizurufen, als Jener fortfuhr:

„Sehen Sie sich vor, mein Herr, daß nicht etwa ein Römer kommt, der das Eisen aus dem Busen Ihrer Lucretia zieht und in Ihre kosakische Brust taucht. Haben Sie noch nicht daran gedacht, daß Jemand ältere Rechte an Ihre „Braut" haben könnte? Und wissen Sie, was beleidigter Mannesstolz, was Rache ist? Haben Sie schon einen Degen, blanken Stahl in Ihrer Anstreicherfaust gehabt oder schon den Lauf einer Pistole auf Ihr überspanntes Gehirn gerichtet gesehen? He? Ah, Sie werden bleich! Nun, ich dachte mirs ja, daß Sie eine Memme wären! Oder sollte man den nordischen Bären erst durch Ohrfeigen und Fußtritte aufrütteln und in Wuth bringen müssen?"

Als Antwort flog dem Italiener eine Weinflasche an den Kopf und zwar so heftig, daß er leblos von seinem Stuhle sank und nie wieder einen Athemzug that. Der Wirth stürzte mit seinen Leuten herbei und lieferte R. der Polizei aus. R. fügte sich schweigend in sein Schicksal; der Wurf aber, den er, von einem Rasenden zum Aeußersten gereizt, in der höchsten Erregung that, ward sein schreckliches Verhängniß.

R. schwieg auch vor Gericht, er vertheidigte sich nicht. So wurde er denn, da der Wirth von der vorangegangenen Unterhaltung nichts gehört haben wollte und also Niemand bezeugte, daß der Russe gereizt worden war, ohne Annahme von Milderungsgründen zum Tode durch den Strang verurtheilt. Lucretia, die im Saale anwesend war, brach ohnmächtig zusammen, man trug sie noch vor der Verkündigung des harten Urtheils von dannen.

R's. Verurtheilung brachte in Rom eine große Aufregung hervor, die in einer wahren Sündflut von Petitionen um die Begnadigung des talentvollen Künstlers einen Ausdruck fand. Gehängt wurde er denn auch nicht, der Papst begnadigte ihn vielmehr zu neun Jahren Gefängniß.

Als man dem einst so gefeierten Maler nach neun Jahren die Kerkerthür öffnete und ihm die goldene Freiheit wiedergab, da war er an Körper und Geist ein heruntergekommener Mann; aller Mittel bar hatte er nicht einmal ein ordentliches Kleidungsstück mehr. Er war ein armseliger Bettler geworden. Zwar nahmen sich seine Landsleute seiner an und kauften ihm neue Kleider, gaben ihm Geld und führten ihn ins Atelier zurück; doch der geniale Maler war im Kerker gestorben und entlassen hatte man nur den Russen R.

„Was macht meine Lucretia?" fragte er.

„Ihr gehts wohl!" lautete die Antwort.

„Wohl? Ha!" Er blickte wild auf, dann stieß er ein teuflisches Hohngelächter aus. „Wohl gehts ihr? So waren falsch die Eide, die sie mir von Liebe und Treue geschworen!"

„Sie ist das Weib eines Grafen und man sagt, daß sie glücklich sei."

„Wohlan, sie sei glücklich! Neun Jahre ist eine lange Zeit!" sagte er mit beißendem Hohn, „es würde eine unerhörte Heldenthat für ein Weib sein, so lange einem unglücklichen Manne Treue zu bewahren,

Digitized by Google

auch wenn gerade sie selbst die Ursache war, durch die er ein Elender wurde. Warum sollte Lucretia nicht glücklich sein!"

R. sank tiefer und tiefer, er verkaufte, was er hatte, und trieb sich mit den gemeinsten Lumpen in den obscursten Branntweinschenken herum. „Lucretia ist glücklich", pflegte er zu sagen, „warum sollte ich nicht lebenslustig sein!"

Die in Rom lebenden Russen veranstalteten dreimal Collecten für ihren unglücklichen Landsmann, um ihm die Rückkehr nach Moskau, seiner Vaterstadt, zu ermöglichen, doch umsonst, ihm war nicht zu helfen, er vertrank die Gelder und Alles blieb beim Alten. Mit dem Künstler war ja auch sein Ehrgefühl geschieden! In Lumpen gehüllt, fristete er nach wie vor ein unseliges Schlaraffenleben. Seine Landsleute verzweifelten an ihm und ließen ihn gewähren.

Eines Tages hielt man gelegentlich eines Künstlerfestes eine letzte Collecte für ihn ab. Doch man fand ihn nicht wieder, er hatte Rom verlassen. Monate lang hörte man nichts von ihm, er war verschollen. Da endlich kam aus Moskau die Nachricht nach Rom, R. sei dort ganz abgerissen, voll Schmutz, in einen groben Sack gehüllt und mit furchtbaren Beulen an den Füßen angekommen. Der Unglückliche hatte den weiten Weg von Rom nach Moskau zu Fuß zurückgelegt!

In Moskau aber führte er ganz dasselbe Leben, wie in Rom, nur noch wenige Wochen jedoch; denn seine Kraft war vernichtet. Am 25. Juli 1879 fand man ihn in einer Moskauer Kneipe todt unter dem Tische liegen.

In seinem Dahinscheiden aber erlebte der einst so geniale, dann schnell vergessene Künstler R. seine Auferstehung; man erinnerte sich seiner früheren Berühmtheit und die Zeitungen aller Länder gedachten des russischen Malers.

Erinnerungen an Caroline Ungher-Sabatier.

Als ich, vor jetzt zwei Jahren, während eines Winteraufenthalts in Rom, den plötzlichen Hingang der einst so gefeierten Künstlerin vernahm, die mit einer Sonntag, einer Schröder-Devrient zugleich genannt wurde, war ich verwundert, daß deutsche Zeitungen diesen Todesfall kaum erwähnten, während alle italienischen Blätter ihr Nachrufe voll des herzlichsten Bedauerns und der innigsten Zuneigung widmeten. Ich glaubte den Grund für diese anscheinende Vernachlässigung darin suchen zu müssen, daß Caroline Ungher nur den kleineren Theil ihrer Künstlerlaufbahn in Deutschland verbrachte, doch war diese Zeit immerhin genügend, um dort, wo sie gesungen, unvergeßliche Eindrücke zu hinterlassen und zu beweisen, daß man es mit einer Künstlerin von Gottes Gnaden zu thun habe. — Wenn nun Italien, das Land, dem sie sich vorzugsweise zugewendet, diese Zuneigung durch die höchste Anerkennung all' ihrer künstlerischen und menschlichen Vorzüge zu erwiedern sucht, so wollen wir uns darüber gewiß herzlich freuen, dabei aber nicht vergessen, daß auch wir Deutsche, denen sie ihrer Geburt und ja auch ihren Neigungen nach angehörte, daß Bild derselben nicht bei uns verblassen lassen dürfen und durch eine paar Worte daran erinnern müssen, daß wir in dankbarer Anhänglichkeit an unsere großen Todten, den anderen Nationen nicht nachstehen.

Wenn ich nun heute versuchen will, allerdings nur skizzenhaft, einiges aus dem Leben der Heimgegangenen wiederzugeben, der theuren Frau, die mir so herzlich befreundet gewesen und in deren Hause ich unvergeßliche Tage verlebte, so bitte ich im Voraus um Verzeihung, wenn ich gerade der Künstlerin hierbei weniger gedenken werde, als der edlen Frau, die für alles Gute, alles Schöne bis in ihr spätes Alter das regste Interesse gezeigt und rathend und helfend, ermunternd und fördernd Allen zur Seite gestanden, die das Glück hatten, ihr zu nahen.

Caroline Ungher ward 1802 als die Tochter eines österreichischen Beamten geboren und widmete sich schon früh, ihrer Neigung und hohen Begabung folgend und durch deutsche und italienische Lehrer trefflich unterstützt, dem Studium der Musik. Ihre Stimme selbst soll, nach ihrer eigenen Aussage, nicht durchaus hervorragend oder ungewöhnlich gewesen sein, doch riß ihr außerordentlich dramatisches Talent Jeden hin, der sie sah und hörte, und in ihrer ganzen Art zu singen, war eine nur ihr eigenthümliche Weise, deren Wirkung sich Niemand entziehen konnte und die sich selbst nach Jahren noch lebhaft äußerte. Dies bestätigte

Digitized by Google

mir eine Schülerin der Frau Ungher-Sabatier, die in einer größeren Gesellschaft singend, einen Herrn zu der Bemerkung veranlaßte, sie erinnere ihn an Caroline Ungher, die er als Knabe einmal gehört und deren schöne Eigenartigkeit ihm unvergeßlich geblieben. Auch in Berlin, Dresden ꝛc. war man nicht karg mit enthusiastischen Lobeserhebungen während ihres dortigen Auftretens und viele Gedenkblätter, welche sie später zu einem werthvollen Album vereinigt hatte und die Namensunterschriften der Mitglieder unseres Kaiserhauses sowohl, wie diejenigen ihrer berühmtesten Zeitgenossen tragen, geben Zeugniß, wie sehr sie durch ihre Kunst hinzureißen verstand. Als sie sich nach ihrer Verheirathung ein Heim in Florenz gegründet, war ihr die Anerkennung des damaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. dorthin gefolgt, der ihr zu ihrem Eintreffen dort wundervolle Krüge, auf hohen Sockeln stehend, gesandt, die eine Zierde des Salons bildeten. Dieselben waren aus der königl. Porzellanmanufactur hervorgegangen, mit Ansichten aus Deutschland geschmückt, gleichsam ein Abschiedsgruß und Dank. Dieses Heim nun, in dem sie länger als dreißig Jahre mit ihrem hochgebildeten, der Gelehrtenwelt genugsam bekannten Mann, François Sabatier, lebte und in dem sie eine Fülle von Glück genoß und gewährte, möchte ich zum Schauplatz dieser Skizze wählen, indem ich mich ganz den angenehmen Eindrücken hingebe, die ich dort während eines dreimonatlichen Aufenthaltes gesammelt.

Das Haus, welches die große Künstlerin sich zum bleibenden Winterasyl gewählt, während sie die Sommermonate auf den Gütern ihres Gatten im südlichen Frankreich zubrachte, war ein äußerlich unscheinbarer Bau und enthielt auch im Innern, was Zimmer betrifft, nur das, was sich jeder wohlhabende Privatmann gewähren kann, doch barg es eine Fülle von interessanten Gegenständen, Kunstwerken ꝛc., die einem Museum selbst nicht schlecht angestanden hätten, wie denn die ganze Einrichtung das Gepräge eines eigenartigen Geistes gewährte, der seinen Stolz nicht in modernen Meubles äußert, sondern seine Freude findet in der Ansammlung und glücklichen Vereinigung von dem, was Behaglichkeit und veredelter Geschmack hervorzubringen vermag. Der Salon, in dem sich die zur Zeit gerade anwesenden Gäste des Hauses, etwa sechs an der Zahl, gewöhnlich Abends versammelten, gewährte denselben, schon seiner Ausdehnung wegen, die Mittel, ihren verschiedenen Liebhabereien zwanglos nachzugehen und bot dann ein Bild der angenehmsten Geselligkeit. In einer Ecke desselben wurde ein harmloser Whist gespielt, während in der Mitte gewöhnlich der Hausherr ein paar Zuhörer um sich versammelt hielt, denen er nach freier Wahl vorlas, und wieder andere Gäste vergnügten sich gleichzeitig an munteren Gesprächen, die oft in den verschiedensten Sprachen geführt wurden, denn unsere Tischgesellschaft, die in der Regel aus acht Personen bestand, enthielt fast ebensoviele Nationalitäten. Da war vor Allen die langjährige Freundin des Hauses, eine Italienerin, die, mit männlichem Geist und Wissen begabt, die Verwaltung der bedeutenden Weinberge und Olivenwälder, die zur Villa gehörten, übernommen und mit Energie und hingebendster Treue sich des Ganzen annahm. Sodann Frau von R., eine Russin und seit vielen Jahren dem Hause als Bewohnerin und Freundin attachirt, ferner Madame J., eine zum Besuch dort weilende Elsässerin, die mich, als zu

Digitized by Google

Preußen gehörig, theils mit Intereſſe, theils mit Abſcheu betrachtete. Wenn ich dann noch eine junge Engländerin erwähne und den Hausherrn als Franzoſen, Frau Ungher-Sabatier als Oeſterreicherin hinzurechne, ſo ſind dies wohl gerade genug entgegengeſetzte Elemente, die aber etwas ſpäter doch noch in der Perſon eines etwas altgewordenen jungen Pariſers einen Zuwachs erhielten. Daß trotzdem jede politiſche und nationale Streitigkeit unterblieb, bedarf wohl keiner Erwähnung, wie uns denn unſer verehrter Wirth mit beſtem Beiſpiel darin voranging und trotz der noch ſo kurzen Zeit, die zwiſchen dem Kriege von 1870 lag, es war vier Jahre ſpäter, niemals auch nur einen Augenblick vergaß, was eines ſolchen Mannes würdig war. François Sabatier, der einer reichen und vornehmen Familie im Süden Frankreichs entſtammte, hatte ſeine Frau, die um vieles älter war als er, gegen den Willen ſeiner Angehörigen geheirathet, die derſelben mit dem üblichen Vorurtheil, das der Künſtlerin, vielleicht auch der Ausländerin gegolten, entgegenkam, das aber ſofort in die herzlichſte Zuneigung umſchlug, als eine perſönliche Bekanntſchaft ſtattfand und auch jetzt noch, wo Caroline Ungher ſchon ein Alter von vierundſiebzig Jahren erreicht hatte, konnte ihrer Liebenswürdigkeit Niemand widerſtehen. Sie beſaß einen prachtvollen Humor und gebrauchte ihn ohne Unterlaß, bei ihren Gäſten, zahlreichen Freunden und vor Allem ihren Gatten gegenüber, der, ein wenig zur Hypochondrie geneigt, einer ſolchen Anregung das dankbarſte Entgegenkommen bezeugte. So war ſie, wenn auch nicht den Jahren, ſo doch dem Temperament nach, die Jüngſte von uns Allen, und wenn nichts mehr verfangen wollte, dann gab ſie ihre Wünſche für Frohſinn in ſo draſtiſch-heiterer Weiſe kund, daß auch ein Miſanthrop hätte luſtig werden müſſen. Sie war die Seele unſeres kleinen und des großen Kreiſes, der ſich gern bei ihr verſammelte, wie ſie denn auch Verbindungen nach allen Richtungen hin unterhielt und Toleranz in jeder Weiſe ein hervorſtechender Charakterzug von ihr war.

Florenz ſelbſt, das uns häufig intereſſante Gäſte zuführte, lag ihr im eigentlichen Sinne des Wortes zu Füßen, durch die hohe Lage der Villa, die einen herrlichen Ausblick gewährte, doch iſt auch im andern Sinne genommen dieſe Redensart keine zu ſehr gewagte, denn wenn ſie ſich einmal, was jetzt nicht mehr oft geſchah, in der Stadt zeigte, dann wurde ihr Name oft genug mit dem freundlichſten Nicken und lebhaften Händewinken, wie es den Italienern üblich, hinter ihr hergerufen und ecco la Carolina, la Unghere habe ich oft genug, ſelbſt von Leuten aus dem Volke gehört, die ihr ganz glücklich nachſchauten. Sie ſelber aber liebte durchaus keine Ovationen irgend welcher Art und enthielt ſich deswegen ſogar des erſehnten Genuſſes einer damals neu gegebenen Oper, weil ſie im Theater zu viele Höflichkeitsbezeugungen hätte hinnehmen müſſen, wozu die Theater in Italien, den unſeren entgegengeſetzt, ſo vielfache Gelegenheit bieten. Die vierundſiebzig Jahre machten ſich bei derlei doch wohl auch geltend und wenn auch die hohe, kräftige Geſtalt, das lebhafte Weſen und die friſche Geſichtsfarbe eher eine Fünfzigerin hätte vermuthen laſſen, ſo hatten die Jahre ſie doch ein wenig bequem gemacht und ſie liebte es mehr, Menſchen zu ſich kommen zu laſſen, als zu ihnen zu gehen, wie denn die Gaſtfreiheit ihres Hauſes unerreicht daſteht.

Digitized by Google

Täglich kamen Empfehlungsbriefe und Personen mit solchen versehen, und jeder Stand, jeder Rang war vertreten und mit gleicher Liebenswürdigkeit im Hause bewirthet. Ich betonte schon einmal, daß irgend welche nationalen Unterschiede sich nicht hervorwagen durften, doch konnte es, bei dem Zusammenfluß so Vieler, nicht fehlen, daß durch diese selber von der innegehaltenen Regel des Hauses abgewichen wurde, und so erinnere ich mich bei dieser Gelegenheit eines kleinen spaßhaften Vorfalles, der in die Zeit meines dortigen Aufenthalts fiel.

Zugleich mit zwei preußischen Herren, von denen der eine dem Ministerium zugetheilt war, der andere dem kronprinzlichen Hofe angehörte, waren ein französischer Geschichtsschreiber mit Frau und Tochter auf der Villa zum Diner vereinigt. Es ging bei Tisch Alles seinen geregelten Gang, wie unter gebildeten Menschen üblich, bis es plötzlich der hübschen Tochter des französischen Herrn, die meine Tischnachbarin war und die ich, so gut mein Französisch es zuließ, zu unterhalten suchte, einfiel, mich zu fragen, welchem Lande ich angehöre. Nun war dies wohl nur eine leicht hingeworfene Frage pour faire conversation, denn sie konnte mich unmöglich meines barbarischen Französisch wegen, zu den Franzosen gezählt haben, sondern hatte mich wohl den Oesterreichern zugesellt, die sie sich denn allenfalls gefallen ließ, da sie an Frau Sabatier ein so gutes Exemplar derselben seit langer Zeit kannte, doch gehörte auf die müßig hingeworfene Frage doch jedenfalls eine bestimmte Antwort und die ertheilte ich ihr denn auch in aller Form, indem ich so harmlos als es anging sagte: ich bin aus Preußen! Was für eine Revolution ich aber bei meiner jungen Nachbarin dadurch bewirkte, wurde mir sofort durch ihr Aufspringen klar, dem allerdings ein sofortiges Niedersitzen folgte, da sie sich wohl der Tischsitte erinnern mochte. Doch versuchte sie allen Ernstes ein Stück von mir fortzurücken und da ihr dies, bei dem knapp zugemessenen Zwischenraum, nicht möglich war, blickte sie hülfesuchend umher und veranlaßte dadurch meine Nachbarin zur Linken, jene schon erwähnte russische Dame, die die Unterhaltung mitangehört, zu einem herzlichen Lachen. Ich kam ihr denn auch zu Hülfe und versicherte, daß es uns in Preußen niemals einfiele, junge Französinnen zu verspeisen und daß, wenn wir selbst solche Gelüste hätten, dieselben doch bei einer so reich besetzten Tafel schwinden müßten. Sie machte schließlich gute Miene zum bösen Preußen und fragte nur noch, welcher Provinz in diesem Lande ich denn entstamme, und auf meine Entgegnung, ich sei aus dem Posen'schen, hellte sich ihr Gesicht plötzlich auf und sie sagte sehr freundlich: also nicht aus Preußen, sondern aus Polen, und alle meine Protestationen halfen absolut nichts, denn für sie war „Polen nicht verloren."

Trotz des guten Einvernehmens bei Tisch und des mir angedichteten Polenthums, hatte sich die Gesellschaft nach Aufhebung der Tafel im Salon in zwei streng gesonderte Gruppen getheilt: in eine französische und eine deutsche und selbst Frau Sabatier wollte es diesmal nicht ganz gelingen, die widerstrebenden Elemente in Einklang zu bringen: ein preußischer Offizier an der Tafel eines Franzosen, das ging offenbar vorläufig noch über den Horizont jenes französischen Gelehrten, seiner Frau und Tochter, und so mußten wir uns denn ins Unvermeidliche fügen, um so mehr als die Damen ihre aufrichtige Bewunderung dem

Digitized by Google

vorzüglichen Französisch, das der preußische Offizier gesprochen, zu Theil werden ließen, was sie von einem solchen, wie sie naiv genug später äußerten, gar nicht erwartet hätten. Daß wir Deutsche es trotzdem nicht an gebührender Höflichkeit gegen unsere feindlichen Tischgenossen fehlen ließen, ist wohl selbstverständlich, und als ich dann, als die Damen sich zum Aufbruch rüsteten, diesen, mit einem Licht in der Hand, den Weg zu ihren Shawls und Hüten zeigte und dabei einen Augenblick, das Licht mit erhobener Hand haltend, wartete, daß die Damen mir folgten, rief mir die junge Engländerin in deutscher Sprache lachend zu: Deutschland leuchtet Frankreich voran. Natürlich gehörten derartige Scharmützel ganz und gar zu den Ausnahmen und wenn auch die elsässische Dame mitunter eine kleine Attake auf mich und mein Preußenthum machte, so erregte das höchstens das Lächeln unseres freundlichen Wirthes, obgleich er sich rühmen darf, ein Patriot im besten Sinne des Wortes zu sein. Er und seine Gattin hatten eben in allgemeinster Bildung gelernt, derlei Angelegenheiten durchaus objectiv aufzufassen.

In die Zeit meines dortigen Aufenthalts, fiel auch der Besuch der Pflegetochter und Schülerin der Frau Ungher-Sabatier, der Frau Anna Regan-Schimon, die mit ihrem Manne oft zu uns heraufkam und uns mit ihrer schönen Stimme und noch schönerem Vortrage herrliche Tongebilde vorzauberte. Nicht am wenigsten entzückt war davon Frau Sabatier selbst, und als eines Abends Frau Regan, als Ueberraschung für dieselbe, Beethoven'sche Lieder sang, die von ihm Frau Sabatier gegeben, resp. gewidmet waren, konnte sie sich der Thränen nicht erwehren und erzählte uns gerührt aus ihrer Jugendzeit, wo ein Beethoven, ein Franz Schubert ihr in vertrauter Freundschaft nahe gestanden.

Die Originale der an jenem Abend gesungenen Lieder befinden sich im Nachlaß von Caroline Ungher-Sabatier, doch werden dieselben vielleicht durch Anna Regan auch dem größeren Publicum zugänglich gemacht sein.

Bis in ihre letzten Tage hat sich Caroline Ungher körperlich und geistig beschäftigt, wie es denn stets zu ihren Lieblingsneigungen gehörte, jungen Mädchen, deren schöne Stimme sie entdeckt, Stunden zu geben, womit fast der ganze Vormittag hinging. Nach dem Frühstück, das sehr pünctlich um elf Uhr eingenommen wurde, machten wir dann eine gemeinsame Promenade in den schönen Umgebungen der Villa und die Zeit bis zum Diner um sechs Uhr, wurde von ihr mit Lesen und Handarbeiten zugebracht, wenn nicht gerade Besuch, der viel vorhanden, ihre Zeit anderweirtig in Anspruch nahm. Nach Tisch liebte sie sehr, eine Partie Whist zu spielen, entzog sich aber derselben stets mit der größten Standhaftigkeit, sobald ihr Gatte wieder zu uns in den Salon trat, da er kein Freund des Kartenspiels war. Dann machte es uns Allen das größte Vergnügen, die beiden Gatten in selbstlosester Weise ihre Lieblingsgewohnheiten aufgeben zu sehen, was aber stets erst nach lebhafter Protestation von beiden Seiten geschah. Gewöhnlich siegte der weibliche Theil, denn Frau Sabatier erklärte mit Festigkeit, daß ihr Whist nicht halb so lieb wäre, als wenn sie jetzt ein Stündchen ihrem Franz zuhören könne, wenn er Dies oder Jenes vorlesen wolle, und obgleich Herr Sabatier dann stets entgegnete, er möchte ihr lieber den vierten Mann beim

Digitized by Google

Whist machen, so, wie gesagt, trug sie fast immer den Sieg davon. Mitunter aber auch wurde das Opfer des vierten Mannes angenommen und nie war Frau Sabatier fröhlicher, als wenn ihr Mann, ganz gleich ob Partner oder Gegner, recht gute Karten bekam, denn dann wußte sie ihn behaglich und diese Behaglichkeit in jeder Weise und unter allen Lebenslagen zu bewirken, war ihres Lebens Ziel und Zweck. Ich kann mir keine idealere Ehe denken, als die der herrlichen Frau gewesen, und als der Tod dieselbe nach sechsunddreißigjährigem, unausgesetzten Glück löste, war wohl Niemand des Trostes bedürftiger, als der Gatte, der sich noch immer nicht in ein Leben ohne seine Caroline hineinzufinden weiß. Die Zimmer sind alle geblieben, wie sie waren, aber der belebende Geist, der Jeden, der sie betrat, berührte, ist entflohen, seitdem Caroline Ungher nach nur kurzem Kranksein im April des Jahres 1877 gestorben, und nur eine Marmorplatte mit ihrem Namen auf dem Kirchhofe S. Croce in Florenz erinnert an die einst gefeierte Künstlerin, die in den Herzen ihrer Freunde stets fortleben wird. Möchte sie auch durch diese Zeilen dem größeren Publicum wieder in Erinnerung gebracht sein, dann wäre der Schreiber derselben erfreut, wenn er ein wenig dazu hätte beitragen können, Derjenigen den Tribut der Dankbarkeit zu entrichten, die in ihrer Kunst so Edels angestrebt, so Schönes vollbracht hat. H. M.

Digitized by Google

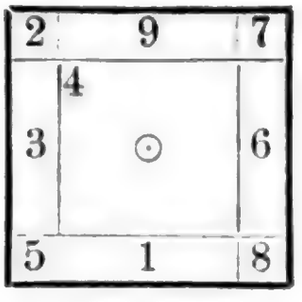
Unheimliche Geschichten.

Von **Herbert Franz.**

(Schluß.)

Tintensomnambulismus in Egypten.

Egypten, seit den Zeiten der Pharaonen wegen seiner Zauberkünste berufen, hat diesen merkwürdigen Fall von Somnambulismus geboten. Engländische und französische Reisende hatten erfahren, in Cairo befinde sich ein Magier Scheikh Abda el Kader el-Moghrebi, d. i. aus dem Westland Marocco, der sich mit solcher Art des Zaubers abgebe und im Hause des Consuls Salt schon einen Dieb mit seiner Kunst entdeckt habe. Sie machten daher Alle gemeinsam und auch Jeder für sich, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten Versuche mit ihm, die sie später eben so gesondert bekannt machten. Die Weise seines Verfahrens aber war folgende. Ein Knabe, eine Jungfrau, eine Ehesegen erwartende Frau, oder eine schwarze Sclavin, wie sie sich eben bieten, werden gewählt, um die Gesichte zu schauen und die geschauten auszusprechen. Dem Gewählten zeichnet der Magier mit der Rohrfeder in die rechte, flache Hand mit schwarzer Tinte ein Viereck in dieser Form



und nachdem er in die neun kleineren Quadrate die neun Zahlenziffern in der vorgestellten Ordnung eingeschrieben, gießt er in die Mitte des größten etwa einen halben Theelöffel voll derselben dicken Tinte, so daß sie einen Ball von der Dicke einer Pistolenkugel und in ihr einen Spiegel bildet, in dem er das Individuum sich zuerst selbst beschauen läßt. Zuvor hat er auf einen schmalen Streifen Papier einen arabischen Zauber aufgeschrieben, ein Theil des 21. Verses des 50. Capitels vom Koran, lautend: „„Und dies ist die Entfernung, und wir haben entfernt von Dir Deinen Schleier, und Dein Gesicht ist heute scharf Wahrheit! Wahrheit!“

Digitized by Google

Der Knabe wird nun vor dem Magier auf einen Stuhl gesetzt, in der Mitte der Gesellschaft, die beide ein Kreis umgiebt; ein Becken mit glühenden Kohlen wird zwischen den Knaben und den Meister gestellt, der von einem zweifachen Weihrauch zu gleichen Theilen in das Kohlenbecken wirft, von Zeit zu Zeit indischen Ambra beifügend, so daß ein dicker Rauch das Zimmer erfüllt und unangenehm auf die Augen wirkt. Er steckt das Papier mit den Worten aus dem Koran dann in den Vordertheil der Mütze des Knaben, wirft einen der mit der Anrufungsformel beschriebenen Papierstreifen in die Kohlen, und indem er arabische Worte mit einer gewissen, nothwendig innezuhaltenden Cadenz wiederholend murmelt oder singt, unterbricht er dies Recitativ nur, indem er den Knaben, dessen Hand er immerfort in der seinen hält, fragt: ob er etwas im Tintenspiegel sehe? Der antwortet „Nein"; auf die erste Frage folgt eine Minute später ein Zittern des Knaben, der nun ausruft: „Ich sehe einen Mann, der mit dem Besen den Boden fegt." — „Sage mir, wenn er fertig ist", erwiedert der Magier und fährt mit der Beschwörung fort. — „Jetzt ist er zu Ende!" ruft der Knabe und Jener unterbricht wieder sein Murmeln mit der Frage: ob er wisse, was eine Fahne sei? Und da die Antwort bejahend ausfällt, so erwiedert Jener: „So sprich denn, bring eine Flagge!" — Der Knabe thut so, und sagt bald, er hat eine gebracht. — „Welcher Farbe?" — „Roth!" So ließ er ihn nacheinander eine schwarze, weiße, grüne, blaue fordern, bis er sieben vor sich sah. Während dessen hatte der Magier den zweiten und dritten Papierstreifen in das Feuerbecken geworfen, dabei neues Rauchwerk aufgelegt und sang mit steigender Stimme an der Beschwörung fort.

Das Alles kehrte unveränderlich bei jeder einzelnen solchen Handlung wieder und endete damit, daß der Magier ihm gebot, den Vicekönig zu fordern, der sofort mit schwarzem Barte, grünem Banisch und einer hohen, rothen Kappe bedeckt, auf einem Braunen zu seinem Zelte ritt, abstieg, in ihm niedersaß, Kaffee trank und die Aufwartung seines Hofes annahm. Nun sagte er zu der Gesellschaft, welche Frage irgend Jemand thun möchte, jetzt ist es an der Zeit. Lane forderte nun Lord Nelson; der Magier gebot dem Knaben zu sagen: „Mein Meister grüßt Dich und begehrt, daß Du den Lord Nelson bringest; bring ihn mir vor Augen, daß ich ihn sehe, eilig!" — Der Knabe that so, und sagte allsofort: „Ein Bote ist abgegangen und bringt jetzt einen Mann in schwarzer (dunkelblau ist den Orientalen schwarz) europäischer Kleidung, der Mann hat seinen linken Arm verloren." Er hielt dann einige Augenblicke inne; darauf tiefer und angestrengter in die Tinte sehend, sagte er: „Nein, er hat den linken Arm nicht verloren, er hat ihn vor der Brust." — Nelson pflegte den Aermel des verlorenen Armes vor der Brust zu befestigen; aber er hatte nicht den linken Arm, sondern den rechten Arm verloren. Ohne von dem Mißgriff etwas zu sagen, fragte Lane nun den Magier, ob die Gegenstände in der Tinte erschienen, als wenn sie vor Augen stünden, oder wie in einem Spiegel. „Wie in einem Spiegel", war die Antwort, und das erklärte den Irrthum des Knaben vollkommen, der übrigens von Nelson nie etwas gehört zu haben schien, da er nur nach mehreren Versuchen den Namen aussprechen lernte. Der Andere, den er forderte, war ein Egypter, der lange als Resident in England sich aufgehalten, und als Lane sich eingeschifft, an langwieriger Krankheit

Digitized by Google

bettlägerig war. Der Knabe sagte: „Hier wird ein Mann auf einer Bahre herbeigebracht in ein Betttuch eingehüllt", er beschrieb dabei sein Gesicht als bedeckt, und ihm wurde gesagt, er solle verlangen, daß es enthüllt werde. Er that es und sagte dann: „Sein Gesicht ist blaß und er hat einen Schnurrbart, aber keinen Bart", was richtig war. Bei einer dieser Gelegenheiten war ein Engländer zugegen, der die Sache lächerlich machte und sagte, nichts werde ihm Genüge leisten, als eine völlig ähnliche Erscheinung seines Vaters, von dem er sicher wußte, daß Keiner der Anwesenden ihn kenne. Nachdem der Knabe nach ihm bei seinem Namen gerufen, beschrieb er einen Mann in fränkischer Kleidung, eine Brille tragend, die Hand ans Haupt gelegt, mit dem einen Fuße auf dem Boden aufstehend, den andern aber hinten aufgehoben, als ob er von einem Stuhle aufstehe. Die Beschreibung war genau in jeder Beziehung, die Lage der Hand wurde durch ein anhaltendes Kopfweh herbeigeführt, die des Fußes aber war durch einen Sturz vom Pferde bei der Jagd veranlaßt worden. Delaborde seinerseits verlangte den Herzog de la Riviere. Der Bote wurde abgesendet, und ein Officier wurde vor den Sultan gebracht, in Uniform mit Silberborten um Kragen, Aufschläge und seinen Hut. Delaborde war verwundert; denn der Herzog war der Einzige in Frankreich, der als Oberjägermeister solche Borten trug. Er fragte bei dieser Gelegenheit den Knaben, woran er den Sultan erkenne? Dieser erwiederte: „Seine Kleidung ist prächtig, seine Hofleute stehen vor ihm, die Arme gekreuzt vor der Brust, und bedienen ihn; er hat den Ehrenplatz auf dem Divan und seine Pfeife und Kaffeekanne glänzen von Diamanten." — Auf die weitere Frage, woran er erkannt, daß der Sultan nach dem Herzog gesendet? erwiederte er: „Ich hörte seine Worte in meinen Ohren und sah seine Lippen sich dazu bewegen." — Ein andermal verlangte einer der Gesellschaft den Shakespeare. Als der Knabe, ein Nubier, die Gestalt vor sich sah, brach er in Lachen aus und sagte: „Hier ist ein Mann, der hat den Bart unter seiner Lippe und nicht am Kinn, und hat auf dem Kopfe wie einen umgestürzten Becher." — „Wo lebte er?" fragte ein Anderer. — „Auf einer Insel", war die Antwort.

Von einem Einverständnisse zwischen dem Magier und dem Knaben konnte nicht die Rede sein, da es den Fragenden völlig frei stand, jeden Beliebigen von irgend woher zu wählen und den Vorbereiteten dann um jede beliebige Person zu befragen. Auch der Magier trieb nicht irgend eine Gaukelei, etwa mit Anwendung eines Spiegels; die Zuschauer kannten schon, wie ein Augenzeuge ausdrücklich sagt, diese flache, moderne Erklärung und merkten scharf auf. Der Schauplatz war Lanes Zimmer, fünfzehn Fuß lang und zehn Fuß breit; eine Thür führte aus ihm in ein Cabinet, das sonst keinen Zugang hatte, und wo Niemand sich befand. Im Zimmer war selbst bei einem Versuche nur er, der Magier und der Knabe, und Osman der Dolmetscher des Consulates. Der Magier saß still auf dem Sopha zwischen Lane und Osman, und der Erste beobachtete ihn und den Gefährten aufs allerschärfste, wie er mit seiner Linken die Finger von des Knaben rechter Hand, in der die Tinte sich befand, hielt und nicht gestattete, daß er auch nur einen Augenblick die ganze Zeit über von ihr aufsah. Bei jeder Frage beobachtete der Zeuge den Osman aufs schärfste, und war gewiß, daß dieser dem Magier oder

Digitized by Google

Knaben kein Zeichen gegeben; auch kannte er meist die geforderten Personen nicht. Er hatte Sorge getragen, daß er nie zuvor Verkehr mit dem Knaben haben konnte; und sah wohl auch mitunter den Versuch mißlingen, wenn er im Falle war, Notizen mittheilen zu können. Kurz, es war keine Vorsicht zu ersinnen, die er nicht angewendet hätte. Einer der Augenzeugen, bei anderen Versuchen der Art, versichert: es hätten wohl auch Zuschauer zwischen dem Magier und dem Knaben gesessen; der Erstere sei zudem auch, wenn die Sache einmal im Gange gewesen, mitunter aufgestanden und im Zimmer umhergegangen, so daß, da die Annahme eines groben Betruges ganz unstatthaft ist, zur Erklärung ein ganz anderer Weg eingeschlagen werden muß.

„Das ist noch etwas Anderes, als das Wahrsagen aus dem Kaffeesatz!“ rief die muntere Betty der naiven Nichte zu, die ein ziemlich verblüfftes Gesicht machte.

„Auch dieser seltsame Vorgang ist nicht ohne Erklärung“, docirte der Professor. „Indem der Magier den Knaben bei der Hand faßt und ihm zugleich gebietet, daß er unausgesetzt in die Flüssigkeit blicke, muß sich vom Auge zur Hand und von dieser wieder zum andern Auge eine magnetische Strömung bilden, die, gegen den Knaben gerichtet, allmälig in ihm jenen paralytischen Zustand hervorruft, der zum Hellsehen nothwendig erforderlich ist.“

„Das verstehe ich nicht“, sagte Betty offen heraus.

Der Gelehrte ließ sich nicht unterbrechen. „Der Rauch von Coriandersamen, Ambra und andern Specereien“, fuhr er fort, „wird auch seinerseits auf die somnambule Empfänglichkeit wirken, wenn sonstige physische Einwirkungen nicht störend dazwischen treten.“

„All' dies orientalische Volk“, bemerkte der Major, „hat eine merkwürdige Anlage zum Hexen. Und wo in Deutschland etwas Abergläubisches in den Köpfen der Menge spukt, da sind gewöhnlich auch die verteufelten Zigeuner nicht weit. Besonders das Landvolk glaubt steif und fest an die Besprechungs- und Verwünschungskunst des braunen Gesindels. Als ich einmal mich auf dem Landgut eines frühern Kameraden zum Besuch befand, brannte ein ganzes engzusammengebautes Dorfgäßchen nieder. Nur ein einziges Haus, das mitten unter den brennenden Häusern stand, blieb stehen und wurde vom Feuer wunderbarerweise verschont. Das kam nun nach dem unerschütterlichen Glauben der Dorfbewohner daher, daß der Besitzer dieses Hauses einmal Zigeuner umsonst beherbergt hatte, die beim Fortziehen zum Dank ihm das Haus „besprochen“ und ihm gesagt hatten: „Wenn es einmal brennt, fürchte Dich nicht; Dein Haus brennt kein Feuer an, wir haben es besprochen.“ Diese Wahrsagerei ging nun in der That in Erfüllung, denn nur die Balken des Hauses wurden vom Brand der Nachbarschaft kohlschwarz geräuchert.“

„Es liegt ein Zauber in den Prophezeiungen“, versetzte Eberhard, während eine gewisse träumerische Wolke seine Stirn umzog, „der geheimnißvoll genug ist, um nicht so geradezu verspottet werden zu dürfen. Theure Erinnerungen an Freundschaft und Treue knüpfen sich bei mir an eine solche Wahrsagung, von der ich nicht weiß, ob sie schließlich noch in Erfüllung gehen wird. Ich hatte einen Freund, einen jüngern Mann als

Digitized by Google

ich, den irgend welche heimatliche oder familiäre Mißstände vom Hause fortgetrieben hatten. Er war ein hübscher Junge mit krausem, dunklen Haar, einer elastischen Gestalt und einem eigenthümlichen Merkmal, durch welches ich ihn unter Tausenden herauserkannt hätte. Ein Muttermal kennzeichnete ihn, ohne ihn zu entstellen. Auf dem Halse, dicht unter dem Ansatz der Kopfhaare, saß ihm ein allerliebstes rothes Mäuschen, das ganz deutlich ausgeprägt war. Seine Frau Mama mag einen Widerwillen gegen Mäuse gehabt haben, oder die Natur hatte eine willkürliche Laune befriedigt, die dem jungen Egon Hellmuth etwas entschieden Originelles gab. Aber mein Gott, gnädige Frau, was ist Ihnen", wandte sich plötzlich der Erzähler zu Frau von Saarheim, die mit großen, fragenden Augen vor Eberhard stand und die letzten Worte in offenbarer Erregung vernommen hatte.

„Es ist nichts", sagte die Dame vom Hause, der ihre beiden Töchter sogleich zur Seite geeilt waren. „Eine Erinnerung, eine Aehnlichkeit — bitte, fahren sie fort, Herr Eberhard!"

„Ich hatte Grund", erzählte dieser weiter, „zu vermuthen, daß Egons Familienname ein angenommener war. Er war sehr schweigsam über seine heimischen Verhältnisse, und ich weiß nicht einmal, welche Stadt seine Heimat war. Daß er aus guter Familie war und eine sorgfältige Erziehung genossen hatte, empfand ich täglich mehr im Umgange mit ihm. Wie wir uns kennen lernten — diese Frage lese ich auf Ihren Lippen, Fräulein Hertha. Nun zwischen Himmel und Wasser, auf einem Schiff, das nach den Südseeinseln ging und das ich als Schiffsarzt begleitete, da ich diese Gelegenheit benutzte, um meine zoologischen und botanischen Kenntnisse zu erweitern. Egon war Maschinist des Dampfers; ich merkte jedoch bald, daß er diese Stellung nur aus Noth ergriffen und daß irgend ein Geheimniß über seinem Leben schwebte, das ihn aus der Heimat getrieben. Wir machten an der ostindischen Küste Station und ich ging mit Egon, den eintägigen Urlaub benutzend, ans Land, wo wir Land und Leute betrachteten und auch an einer Hinduhütte vorbeikamen, vor der eine kleine gelbe Schlange in der Mittagssonne sichs wohl sein ließ und auf einer Bastmatte träge brutal in die Welt hineinblinzelte. Meinen Gefährten verdroß das Thier, er zog sein Dolchmesser und versetzte der Schlange einen tödtlichen Stich, die wüthend an ihm hinauffuhr, aber schnell zum Tode getroffen niederfiel. In diesem Moment kam der Hindu aus seiner Bambushütte, sah, was geschehen war und fing nun an in den, den gelehrten Sanskrit- und Prakritkenner wohl kaum verständlichen Schimpfworten, uns schlecht zu machen. Mit einem Male vernahmen wir auch Englisch unter diesem Wortschwall und halb lachend, halb bestürzt hörten wir den Fluch, den der schlangenliebende Brahmaverehrer Egon nachsandte: „Er soll leben, aber für alle Welt todt sein; die gemordete Schlange, des Hindu Liebling, und ein göttlich Wesen solle ihn hinfort immer verfolgen und sich um seinen Leib erstickend ringeln, bis das Feuer der Heimathütte, die er nur als Todter betreten solle, den Schlangenmord gesühnt habe." Wir scherzten noch eine Weile über diesen ostindischen Bannstrahl, dann aber vergaßen wir über den wechselnden Eindrücken des Tages die Affaire. Bald darauf sollte ich das rothe Mäuschen nicht mehr wiedersehen."

Eberhard schwieg eine kleine Weile, während Frau von Saarheim

Digitized by Google

und ihre Töchter ihn unverwandt mit dem gespanntesten Interesse gefolgt waren.

„Erzählen Sie schnell zu Ende", flüsterte Hertha ihm leise zu. „Meine Mutter ahnt Schlimmes, wie ich, vielleicht ist der junge Mann, von dem Sie erzählen, unserm Hause nicht so ganz fremd."

„Sie geben mir ein Räthsel auf", erwiederte Eberhard, indem er sich in die zarten Züge des jungen Mädchens mit einem tiefen, innigen Blick versenkte. „Doch ich will schnell enden. Mein Freund litt, seitdem er wieder an Bord gekommen war, sichtlich an periodischen Schwermuthsanfällen. Ich fand ihn oft, den Kopf, an den mich ein wenig in seiner schönen ovalen Form Fräulein Herthas Kopf erinnert, in die Hand gestützt und bitterliche Selbstanklagen über sein verlorenes Dasein, dessen Zwecklosigkeit er selbst verschuldet, anstimmen. Mehrere Tage lang als wir in den Südseearchipel einfuhren, sah ich ihn dann nicht, da wir einen schweren Fieberkranken hatten, der mich ganz in Anspruch nahm. Da ließ mich der Capitain eines Abends in das Zwischendeck rufen, wo sich Egons Lagerstatt befand. Ich traf den sonst so rüstigen Jüngling in schwerem Delirium an. Meine Diagnose ging auf Nervenfieber; er phantasirte arg und als ich ihm kühlende Eisumschläge machte, hörte ich ihn von einer gelben Schlange reden, die sich um sein Hirn ringele und ihm die Denkkraft ersticke. Mich schauderte, der Fluch des Hindu hatte sich also theilweise erfüllt und der Arme, den Familiengram und Ueberanstrengung der letzten Wochen, wo unsere treffliche Maschine uns vor einem zwei Tage folgenden chinesischen Piraten gerettet hatte, wohl krank gemacht hatten, war im Begriff, das Opfer einer der gefährlichsten Krankheiten zu werden, als er — ich denke mit blutendem Herzen daran — es vorzog, das Opfer seines Paroxysmus zu werden."

„Er nahm sich selbst das Leben?" rief Frau von Saarheim mit einem grellen, fast unnatürlichen Ton. Hertha starrte den Erzähler mit bebenden Lippen an, während Betty den Kopf in den Schooß der Mutter legte.

„Egon sprang in einem Anfall seiner Fieberphantasien über Bord", sagte Eberhard düster. „Ich habe ihn nie wieder gesehen. Der Capitain allein besaß, als Egon in seinen Dienst trat, dessen Familienpapiere, wie ich erst in Batavia von Schiffsgenossen erfuhr. Seinen wahren Namen habe ich nie erfahren. Das aber weiß ich, daß der Capitain den Tod Egons seinen Angehörigen sofort anzeigte."

Frau von Saarheim erhob sich. Ihr Benehmen fing, wie sie selbst bemerkte, an Aufsehen zu erregen, und Feindin jedes Eclats, so wie musterhafte Wirthin vermied sie jede Mißstimmung ihrer Gäste.

Sie behauptete Kopfschmerzen zu haben, bat die Anwesenden, die Miene machten zu gehen, mit entschiedenster und liebenswürdigster Freundlichkeit zu bleiben, da ihre Tochter Betty und der Herr Major als ältester Freund des Hauses, die Wirthspflichten übernehmen würden und ließ sich von Hertha in ihr Zimmer begleiten.

„Meine Damen und Herren", sagte der Major, nachdem die Gesellschaft der liebenswürdigen Wirthin ihr aufrichtiges Bedauern ausgesprochen, „meine Damen und Herren, Sie werden selbstverständlich Alle auf dem Platze bleiben. Aber Gottfried muß für eine neue Bowle sorgen. Das Feuer im Kamin brennt so gemüthlich, die Wangen der

Digitized by Google

Damen glänzen von unseren Gruselgeschichten so lebendig und die Herren geben so pikanten Stoff zur Debatte, daß wir die Sitzung, der ich nunmehr mit Fräulein Betty im Verein präsidire, noch lange nicht aufgeben wollen. Ich ertheile dem wackern Erzähler Eberhard das Wort. Er ist uns noch den Schluß seiner Geschichte schuldig geblieben."

„Den Schluß?" fragte Eberhard. „Ich dächte, der wäre tragisch genug. Aber Sie sind ein feinfühliger Terrainkenner, Herr Major, wie ich sehe. Die Tragödie hat doch noch ein Nachspiel. Hier ist es." Und Eberhard zog einen Brief hervor, den er, wie er sagte, heute Morgen erhalten hatte.

„Sie spannen uns auf die Folter", rief Betty, die ihre Heiterkeit mit einem Male verloren zu haben schien. „Was enthält dieser Brief?"

„Die Nachricht, daß der Todte lebt", war Eberhards Antwort. „Hier ist das merkwürdige Schreiben, wenn Sie es lesen wollen." Und der Sprecher reichte Betty den Brief hin. Mit zitternder Stimme las das junge Mädchen:

„Ich lebe, lieber Paul, wenn ich auch für die Meinen todt bin. Um Dir einen Beweis meiner unwandelbaren Freundschaft auch nach meinem Tode zu geben, werde ich Dich am 24. October in Deinem jetzigen Wohnorte, der mir bekannt ist, aufsuchen.

In Treue Dein

Egon Hellmuth."

„Er kommt als Geist", rief das ältliche Fräulein aus, indem sie das Beispiel ihrer dem ci devant Freiwilligen zugeneigten Nichte nachzuahmen und sich an den Major anzulehnen versuchte, der aber ein Glas Bowle einschenkte und in Folge dessen die Hälfte vergoß.

„Der vierundzwanzigste October, mein Gott, das ist ja morgen", bemerkte die junge Nichte, indem sie diesmal eine Bemerkung machte, die Niemand albern zu finden wagen durfte.

Der vierundzwanzigste October ist heute", sagte der Professor, indem er auf die Kaminuhr wies, die gerade Mitternacht zeigte. „Wir sind eben in die Geisterstunde eingetreten."

Der Eintritt der Geisterstunde machte der Gesellschaft und der Bowle ein Ende. Man fühlte, daß, nachdem die Frau vom Hause sich entfernt, die Rücksichtnahme auf die Nachtruhe der liebenswürdigen Gastgeber geboten erschien und die Gäste erhoben sich zum Aufbruch.

Hertha, die inzwischen zurückgekehrt war, ergriff nun noch das Wort. „Unsere geehrten Gäste", sagte sie, „sind heute ungemein eilig. Ich fürchte, daß die Unterhaltung am Kamin nicht nur dem Herrn Gerichtsrath, sondern auch den übrigen Anwesenden nicht von genügend großem Interesse gewesen ist, um die Füße Gottfrieds noch einmal nach dem Büffet in Bewegung zu setzen. Nun, ich vertrete zwar jetzt meine Mama, aber ich will keiner tyrannischen Neigung Raum geben, die mich vielleicht zu Gewaltmaßregeln, den Abschied unserer lieben Gäste zu hindern, führen könnte."

Der Gerichtsrath erwiederte lächelnd: „Sie haben von mir, unseren Freunden und der interessanten Unterhaltung in Ihrem Hause eine zu geringe Meinung, mein Fräulein, wenn Sie mich als den Rädelsführer der auf unsere gruselige Gemüthlichkeit folgenden aber unvermeidlichen

Digitized by Google

Ungemüthlichkeit des Scheidens ansehen wollen. Und zur Bekräftigung dieser Behauptung schlage ich vor, daß wir Alle uns morgen um dieselbe Zeit an diesem gastfreundlichen Herd wieder versammeln und die Geisterstunde wieder unter unseren geistreichen Gesprächen, die deutlich zeigen, wie das Aufklärungszeitalter hundert Jahre hinter uns liegt, herbeiplaudern."

„Und Gottfried soll noch etwas weniger Zucker in die Bowle nehmen", meinte der Major, indem er schmunzelnd Herthas Hand küßte, die ihre freudige Zustimmung zu dem Vorschlag gab.

Die Gäste gingen nun. Ein förmlich kalter Abschiedsgruß ward Eberhard von Hertha zu Theil, während Betty dem jungen Mann wohlwollend lächelnd die Hand reichte. Als er nach der Thür ging, eilte ihm Betty nach, während Hertha gedankenvoll die Hand auf einen Tisch stützte und wie ins Leere blickte.

„Vergessen Sie nicht, daß heute der vierundzwanzigste October ist", flüsterte die jüngere Schwester Eberhard zu. „Sie sahen, wie Mama erschrak, und Hertha träumt — Ihre Geschichte erinnert uns an einen Todten und Ihr Freund ist lebendig. Es kann nicht sein, was wir ahnen und doch, und doch —"

„Auch die Todten kehren wieder", sagte Eberhard, indem er die kleine Hand des jungen Mädchens ergriff und sanft drückte. Unsere Zeit ist nicht so wunderlos, wie ihre Verächter meinen."

Er verbeugte sich und ging aus dem Zimmer, indem er galant dem älteren Fräulein und ihrer Nichte seine Begleitung anbot, die beide Damen enthusiastisch annahmen, da die Unterhaltungen um die Geisterstunde ihre Nerven in sehr phantastische Stimmung — Schwingung meinte das ältere Fräulein — versetzt hatten.

Als die Gäste sich entfernt hatten, es im Gemach still geworden war und der alte Gottfried mit seinem massiven, altmodischen Armleuchter wartete, die Damen durch den Corridor zu ihrem Schlafzimmer zu begleiten, fiel Hertha der Schwester um den Hals und eine stumme Umarmung zeigte Betty, wie sehr Hertha noch im Bann von Eberhards Erzählung und vielleicht noch einem andern Gefühl war. Die Schwestern folgten Arm in Arm dem alten Diener, horchten noch am angrenzenden Zimmer der Mutter, ob diese schlafe, und gingen dann in bedeutungsvollem Schweigen zur Ruhe. Keine mochte sich über ein Thema weiter aussprechen, das Jeder und ja am meisten wohl der Mutter Anlaß zu den schmerzlichsten Erinnerungen, Befürchtungen und — Hoffnungen gegeben hatte. Sie schwiegen in gedankenvollem Ernst, aber in ihren Träumen erschien das theure Antlitz des todten Bruders bald leichenartig verzerrt, bald lebensfrisch heiter, wie sein Knabengesicht die Schwestern oft genug in den Spielen der Kindheit angelacht hatte.

Der nächste Abend sah wiederum die gestrige Gesellschaft um den traulichen Kamin versammelt. Eberhard kam etwas später, so daß Betty — Hertha hielt sich auffallend fern von ihm — keine Gelegenheit fand, ihn über den Verlauf des heutigen Tages, an welchem Egon Hell-

Digitized by

muth wiederkommen sollte, auszufragen. Die Schwestern ließen indeß kein Auge von Eberhard und nur Frau von Saarheim schien ihre Empfindungen mit Energie zu beherrschen. Sie sah mit ihren großen, ausdrucksvollen Augen zuweilen Eberhard mit einem bedeutsam fragenden Blick an, zeigte aber sonst, in zuvorkommender Freundlichkeit für ihre Gäste, in nichts die Alteration von gestern.

Eberhard selbst verrieth durch nichts, wie der heutige Tag abgelaufen. Die übrige Gesellschaft hatte offenbar seine Erzählung vergessen und fragte ihn nicht aus. Die Stimmung war wieder ganz die Gemüthlichkeit der Unheimlichkeit. Draußen regnete es ununterbrochen und der Wind sauste seine Octoberlieder.

„Wer erzählt heute zuerst?" fragte Betty. „Herr Eberhard ist uns von gestern noch etwas schuldig geblieben."

„Ich dächte, wir ließen unser dunkles Thema heute ruhen", fiel schnell der Gerichtsrath ein. „Ich komme ohnedies soeben von einer Comitésitzung des Vereins „Phönix" für Leichenverbrennung; diese gesunde Institution wird dem Gespensterglauben, jenem phantastischesten Kinde des Aberglaubens den Todesstoß geben. Die Vampyrgeschichten werden dann gegenstandslos werden. Wenn der Körper in Asche aufgelöst ist, wird der Aberglaube, der in den ländlichen Bezirken meiner Heimat grassirt, aufhören, wonach man, um die Erscheinung des Todten zu verhindern, einen Nagel bis an den Kopf in die Dielen schlägt, worauf der Sarg gestanden. Die Walachen werden, sobald auch sie den Todten durch die Flammen verzehren lassen, der Leiche aus Furcht vor dem Vampyrismus nicht mehr einen Pfahl in den Leib schlagen; unsere biedern märkischen und pommerschen Bauern werden beim Zunageln des Sarges nicht mehr ängstlich sorgen, daß der Todte nichts von seinem Anzug in den Mund bekomme, damit er nicht ein „Nachzehrer" werde, und die westfälischen Landleute sich nicht mehr hüten, dem Verstorbenen etwas in den Sarg zu geben, woran der Schweiß eines Lebenden klebt, da dann der Todte die Kräfte des Lebenden in sich ziehe und dieser ihm bald nachfolgen müsse. Die Verbrennung des Körpers, von dem nur ein winziges Häuflein Asche übrig bleibt, wird sicher alle diese um die Gräber wuchernden Aberglaubenschlingpflanzen zerstören."

„Dem möchte ich doch nicht so ohne Weiteres beistimmen", versetzte Herr von Bergen. „Die Alten, die doch ihre Todten verbrannten, hatten den Gespensterglauben in ebenso hohem Grade, wie die Neuzeit. Die Magier, die griechischen und römischen Todtenbeschwörer, verbreiteten die trübe Atmosphäre des Glaubens an das Umherwandeln ruheloser Todten überall; Lamien und Lemuren, schauerliche Gespenster bevölkerten die Phantasieregionen der antiken Seelen und Goethes „Braut von Korinth" zeigt den Vampyrismus, den man gemeinhin für slavischer Abstammung hält, schon bei den Griechen ausgebildet."

„Ach", rief die Nichte, „welch' schönes Gedicht „Die Braut von Korinth"! Erinnerst Du Dich noch, Tantchen, wie der hübsche Schauspieler Flammherz es uns eines Abends vorlas, als wir gerade so gemüthlich bei einander waren wie jetzt, das heißt, nur drei Personen und fast nur zwei, da Du mich hinausschicken wolltest, weil das Gedicht nicht ganz passend für Kinder sei, obgleich ich damals schon fünfzehn Jahre alt war und Herr Flammherz mich deshalb auch sehr in Schutz nahm."

Digitized by Google

„Herr Flammherz las allerdings sehr gut vor", sagte die Tante aufklärend, „und er wohnte in unserm Hause. Was „Die Braut von Korinth" betrifft, so zeigt sie allerdings eine eigenthümliche Freiheit, die man jedoch damit entschuldigen muß, daß man in der Antike überhaupt sehr liberal in Beziehung auf die Bekleidung dachte, daß aber das „ewig Grauliche" doch auch seine Berechtigung hat, wenn es in so interessanter Form auftritt, wie in Goethes Ballade."

„Diese Vorliebe unseres großen Dichters für unheimliche Stoffe ist überhaupt auffällig", meinte der Professor. „Ich erinnere Sie an den Erlkönig, den Zauberlehrling, die wandelnde Glocke, die bekanntlich durchaus nicht festgemauert in der Erden ist, den Todtentanz, den getreuen Eckart, und vieles dahin Gehörige in Wilhelm Meister. Der Zug der Menschennatur zu dem Wunderbaren, Ungewöhnlichen prägte sich eben auch in unserm größten Dichter aus, wie er sich vielleicht auch schon zur Zeit der Pfahlbauten —"

„Himmelkreuzdonnerwetter!" rief der Major, „da ist er schon wieder bei seinem Steckenpferde. Pardon, meine Damen", setzte er dann entschuldigend hinzu, „daß mir der unsalonmäßige Fluch so von den Lippen gelaufen ist. Das Fluchen ist nun einmal eine verwünschte Angewohnheit von mir, und ich weiß nicht, ob ich zur Zeit der Pfahlbauten mit dieser schlechten Eigenschaft in der Armee hätte avanciren können."

Der Professor war gutmüthig genug, den Scherz nicht übel zu nehmen. Er lenkte sogar die Unterhaltung auf ein verwandtes Thema, indem er sagte: „Die Flüche im Plural sind eine üble Angewohnheit und wir können sie in der Gesellschaft zarter Damen nur abscheulich finden. Allein der Fluch im Singular ist wieder so ein mystisches Thema, wie es der Gerichtsrath nicht liebt und dessen Erörterung er doch höchst aufmerksam zuhört. Die magische Gewalt der Flüche galt dem ältesten Alterthum als unbestreitbares Dogma. Auch die neuere Zeit hat verbürgte Beispiele für ein eigenthümliches Zusammentreffen feierlicher Verwünschungen mit natürlichen Ereignissen, die dem Abergläubischen als Folgen jener Verwünschungen erscheinen, aufzuweisen."

„Ich las selbst neulich eine dahin gehörige Geschichte", versetzte Herr von Bergen. „Scherr erzählt sie im „Student von Ulm", den Sie wohl kaum kennen werden. In Ulm war ein Student, der in dem Hause eines Patriciers Unterricht ertheilte, angeklagt, einen goldenen Becher entwendet zu haben, und in Folge der strengen Justiz früherer Zeit, trotz aller seiner Unschuldsbetheuerungen, zur Hinrichtung geführt. Auf dem Schaffot verfluchte der Unglückliche das ganze Haus seines Anklägers und kaum war er hingerichtet, als die Nachricht eintraf, der vermißte Becher sei hinter einem Schrank aufgefunden worden. Der Fluch des Studenten begann sich nun sofort zu erfüllen, indem die Tochter des Hauses, die den Studenten heimlich geliebt, sich aus dem Fenster stürzte, der Hausherr selbst wahnsinnig wurde und sich erhängte, und bis auf den heutigen Tag die Spuren seines Fluches in jener Familie zu verfolgen sein sollen."

„Diese Erzählung", sagte der Professor, „erinnert mich an das Grab des Nostradamus in Salon. Als 1793 ein Capitain der marseiller Nationalgarde das Grab des berühmten Franzosen besuchte, wollte er

Digitized by Google

in kecker Weinlaune die Worte des Propheten Lügen strafen, der bekanntlich verkündet hatte, daß ein tragischer Tod den erwarte, der seine Asche entweihen würde. Er wühlte mit einer Hacke das Grab auf und trieb allerlei Unfug auf dem Grabe. Am andern Tage marschirte er mit seiner Compagnie nach Aix, wo ein Volksaufstand ausgebrochen war. Der Capitain wollte sich einmischen, aber man ergriff ihn und hing ihn an einem Laternenpfahl auf."

„Auf meinem Gut passirte mir eine ähnliche, curiose Geschichte", sagte Herr von Bergen, „die geeignet ist, die an Verwünschungen Glaubenden zu bestärken. Es wurden seit einiger Zeit im Dorfe kleine Diebstähle verübt, ohne daß der Dieb entdeckt werden konnte. Ein verdächtiger Häusler ward offen des Diebstahls beschuldigt und schwor darauf hoch und theuer, er wünsche, wenn die Beschuldigung gegründet sei, des Himmels Blitz auf sich und sein Haus herab. Und siehe da, denselben Abend schlug der Blitz in seine Scheune ein, es fing an zu brennen, allein das Gebäude wurde von den herbeigeeilten Dorfbewohnern abgedeckt und nun fand man alle gestohlenen Sachen in der Scheune."

„Der Blitz hat ähnlich schon einmal eine Art Gottesgericht gehalten", bemerkte der Professor. „Ich erinnere mich eines in Jöchers Gelehrtenlexikon erzählten Vorfalles, nach welchem der katholische Pfarrer Nicolai zu Kühnwalde bei Bautzen, der am Trinitatissonntag 1537 gegen Luther gepredigt und dabei von der Kanzel ausgerufen: „Wenn Luthers Lehre die wahre, so solle ihn der Blitz erschlagen", noch an demselben Tage beim Worte genommen und vom Blitz getödtet wurde."

„Die Geschichte ist für alle frommen Gemüther tief erschütternd", versetzte das mittelalterliche Fräulein salbungsvoll; „allein die Herren haben in ihren Unterhaltungen doch noch nicht das Gebiet der Gespensterwelt berührt. Giebt es überhaupt Gespenster?"

Die ganze Gesellschaft lachte, nur die Nichte nicht, die die Frage der Tante gar nicht so ungereimt fand. Der galante ci-devant Freiwillige kam den Damen zu Hülfe, indem er emphatisch declamirte:

„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen,
Dein Sinn ist zu, Dein Herz ist todt."

Die letzten Worte hatte der junge Mann mit einem zärtlichen Blick in die wasserblauen Augen der blonden Nichte begleitet, der nicht ohne Erröthen aufgenommen wurde.

„Ich will die Frage des Fräuleins durch ein Erlebniß beantworten", sagte darauf Eberhard, „das mir vor fast einem Jahre begegnet ist. Mir ist in der That ein Geist erschienen."

Alle machten neugierige Gesichter. „Auch Du, Brutus?" versetzte der Gerichtsrath mitleidig.

„War es eine interessante Geistererscheinung?" fragte die Nichte.

„Ein Gespenst war es so eigentlich nicht" erwiederte Eberhard mit einem sinnenden Lächeln. „Eine schöne, junge Mädchengestalt würde man wohl schwerlich so nennen können. Und doch war die liebliche Erscheinung geisterhaft, denn sie entschwebte mir ohne zu sprechen und von ihrem Erscheinen in mitternächtlicher Einsamkeit bleibt mir nur die Erinnerung."

Digitized by Google

„Beschreiben Sie, erzählen Sie, wie sah die Erscheinung aus?“ fragten stürmisch die Damen.

„Ungefähr wie Fräulein Hertha“, sagte Eberhard, indem er die ältere Tochter des Hauses anblickte und dabei wieder jenes sinnende Lächeln über sein Gesicht glitt.

Hertha wandte ihre Augen von Eberhard ab und beugte sich zu der neben ihr sitzenden Schwester.

„Meine Geschichte ist nicht lang“, begann Eberhard. „Ich hatte im vorigen Winter eine Amtsreise nach der von hier nur wenige Meilen entfernten Provinzialstadt L. unternommen. In dem Hotel, das recht comfortabel eingerichtet war und dessen großer Saal im Winter dem umwohnenden Adel zum Local für die vierteljährigen Reunionsbälle diente, war ich bereits von Reisen her bekannt und erhielt stets die besten Zimmer. Diesmal aber entschuldigte sich der Wirth, er könne mir, da heute Abend Reunionsball sei, nur ein nicht weit vom Saal befindliches Zimmer geben, da alle Räume von den Gutsbesitzerfamilien überfüllt wären. Ich beruhigte den höflichen Mann und versicherte ihm, ich würde nach angestrengter Postfahrt so fest schlafen, daß mich die Tanzmusik schwerlich stören würde. Nachdem ich noch einige Besuche in der Stadt gemacht hatte, kam ich von der Reise und der schweren Luft ermüdet in das Hotel zurück, wo bereits ein reges Treiben herrschte und lustige Musik ertönte. Ich legte mich bald zu Bett und war im Begriff einzuschlafen, als ich im Zimmer, in dem ich so eben das Licht ausgelöscht hatte, ein Geräusch vernahm.

Das Geräusch kam unter dem Bett hervor. Es klang, als winde sich ein Mensch, der sich dort verborgen gehalten, aus seiner engen Lage hervor. Die Mordanfälle auf Mgr. Sibour, den Pariser Erzbischof, der die Vereitlung des ersten Mordversuchs auf seine Person seinem zufälligen Hinsehen unter das Bett verdankte, wo der Attentäter verborgen war, kamen in mein Gedächtniß. Jetzt fand ich die Vorsicht eines meiner Bekannten begründet, der allabendlich unter sein Bett schaut, um sich zu vergewissern, ob sich nicht ein Dieb eingeschlichen. Ich war ohne Waffe, aber ich vertraute meinem Arm. Ehe der vor Mord nicht zurückschreckende Dieb mir die Kehle zuhielt, wollte ich ihn unschädlich machen. Ich suche das Feuerzeug, um schnell Licht zu machen, da sehe ich bereits eine weiße Gestalt durch die Dunkelheit ächzend vor mir auftauchen. Ich rufe: „Wer da?“ Ein Wimmern tönt mir entgegen. Indessen habe ich Licht angezündet. Das Abenteuer klärte sich auf und ich lachte mich satt. Es war der Küchenjunge des Hotels, der irgend eine Dummheit begangen, dafür vom Koch Züchtigung erhalten sollte und sich in diesem Zimmer, das er unbewohnt glaubte, verborgen hatte, um des Nachts in seine Kammer zu schlüpfen.“

Die Gesellschaft lachte, aber schien etwas enttäuscht.

„Die Abenteuer dieser Nacht waren jedoch noch nicht zu Ende“, fuhr Eberhard fort. „Ich versuchte nun einzuschlafen, was mir trotz meiner Müdigkeit bei der lauten Tanzmusik nicht möglich war. Endlich fühlte ich, wie der Schlaf mit bleiernem Gefieder meine Wimpern deckte. Ich muß eben im Einschlafen begriffen gewesen sein, als ich das Rauschen eines Kleides nicht weit von mir höre. Mein Bett stand in einer Zimmervertiefung, die, von einem Bettschirm gedeckt, von dem großen

Digitized by Google

Zimmerraum aus kaum bemerkt wurde. Ich richte mich auf, schiebe den Bettschirm leise ein wenig zur Seite und erblicke —"

Die Spannung auf allen Gesichtern machte sich sehr bemerkbar. Nur Hertha schien die Erzählung wenig zu interessiren. Sie blätterte gleichgültig in einem Album.

„Ich erblickte eine schlanke, schöne Mädchengestalt im Ballcostüm", erzählte Eberhard, „einen prachtvollen Blumenstrauß in der Hand, die auf den Toilettentisch zuging, der sich in meinem Zimmer befand, das, wie ich jetzt erst bemerkte — ich hatte das Licht brennen lassen — einen boudoirhaften Charakter hatte. Das schöne Mädchen ordnete vor dem Spiegel ihre Toilette. Sie schien eine Tanzpause benutzt zu haben, um ihre etwas derangirte Coiffüre zu ordnen. Ahnungslos, daß ein Fremder sie belausche, arrangirte sie auf das Anmuthigste ihr reiches Haar und die dunklen Augen glänzten dazu so verlockend, daß ich nahe daran war, meinen Frack hervorzusuchen und mich in das Tanzgewühl zu stürzen, um einer solchen Tänzerin willen."

„Sie wollten doch nicht in Ihrem damaligen Costüm so ohne Weiteres —?" rief empört die jungfräuliche Tante.

„Beruhigen Sie sich, mein Fräulein", versetzte Eberhard trocken. „Ich besann mich, daß ich gar keinen Frack mitgenommen hatte und stand sofort von meinem Vorhaben ab. Die Dame sollte mich jedoch bemerken. Ein bewunderndes „Ah!" war meinen Lippen entflohen, als ich die Schöne ihre köstlichen Flechten auflösen sah; sie drehte sich erschrocken um und erblickte mein unberufenes Gesicht. Entsetzt drehte sie sich um und eilte aus dem Zimmer."

„Eine eigenthümliche Begegnung", sagte Hertha, die ihr Album fortgelegt hatte. „Und haben Sie die Dame nie wieder gesehen?"

„Niemals", versetzte der Erzähler, indem er einen langen, forschenden Blick auf die Fragerin heftete. „Die ganze Sache beruhte übrigens auf einem Irrthum. Mein Zimmer war bisher immer das Toilettezimmer der Damen bei den Reunionsbällen gewesen. Einige Tage zuvor war ein neuer Oberkellner eingetreten, der das nicht wußte und mir die Nummer gegeben hatte. Der Lichtschein, das verborgene Bett in der Nische, der sonstige unveränderte Boudoircharakter des allerdings, wie ich später erst bemerkte, ganz besonders comfortablen Zimmers, hatte bei der jungen Tänzerin keinen Gedanken an einen Insassen dieses Allerheiligsten aufkommen lassen. Ob der Wirth ihr übrigens später den Zusammenhang klar gemacht hat, weiß ich nicht. Sie floh wie ein gescheuchtes Reh aus dem Zimmer. Ich aber hatte nun erst recht eine sehr unruhige Nacht."

Es scheint, wir sollen heute durchaus nicht mehr zu Gespenstergeschichten kommen", meinte in ironischem Ton der Gerichtsrath. „Es wäre doch so schön für die zarten Gemüther der Damen, wenn die Todten in ihren weißen Gewändern hier einige Besuche machten. In den Gruselgeschichten passirt so etwas freilich alle Tage. Schade, daß in der Wirklichkeit die Herren Todten nicht wiederkehren."

„Auch Ihr von dem Hindu verfluchter Freund ist nicht wiedergekehrt", warf das Fräulein zu Eberhard gewandt ein. „Er hat die Heimathütte, wie Jener prophezeite, nicht als Todter betreten."

Digitized by Google

Frau von Saarheim, die bisher ruhig zugehört, erhob sich plötzlich. Eine Bewegung Eberhards ließ sie jedoch inne halten.

„Die Todten kehren wieder", sagte dieser in ernstem Ton, indem er die Hand der Dame ergriff. „Ich habe sie gestern auf ein Ereigniß nicht vorbereiten können, dessen Eintreten ich selbst nicht ahnte."

Die Frau vom Hause horchte athemlos seinen Worten.

„Hier brennt friedlich", fuhr Eberhard erregt fort, während sich der Gesellschaft Staunen und Erwartung bemächtigte, „das Feuer der Heimathütte und ein Todgeglaubter kehrt zurück." Ein stummer Wink an Gottfried, der schnell aus dem Zimmer eilte, folgte diesen Worten.

Frau von Saarheim war todtenblaß auf einen Sessel gesunken; ihre Töchter beugten sich besorgt über sie. Die Gesellschaft befand sich in größter Aufregung.

„Seien Sie stark, gnädige Frau", sagte Eberhard. „Ich will Ihnen nichts weiter als die friedliche und freundliche Lösung meiner unheimlichen Geschichte von gestern geben. Heute ist der 24. October und Egon Hellmuth ist gekommen sein Wort zu halten. Er nimmt Ihre bekannte Gastfreundlichkeit in Anspruch und — hier ist er."

Bei diesen Worten öffnete sich die Thür und neben dem leuchtenden Gesicht des treuen Dieners Gottfried erschien ein junger Mann in der Thür, der eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Hertha von Saarheim hatte.

Ein Schrei der Mutter, der Sohn flog weinend an ihr Herz. Frau von Saarheim umschlang schluchzend den verlorenen Sohn und die Schwestern hingen sich an den wiedergefundenen Bruder. Egon Hellmuth war Oskar von Saarheim.

Die gerührte Gruppe der Gäste beglückwünschte die Familie. Als Oscar sich aus den Umarmungen der Seinen gelöst hatte, eilte er auf den freudig strahlenden Eberhard zu und warf sich an seine Brust. „Du warst mein Freund, Du bist der Segen meiner Mutter, der Du den Sohn wieder zugeführt hast. Ein glücklicher Zufall ließ mich Dich in meiner Vaterstadt als Freund der Mutter wiederfinden. Daß ich mich Dir entdeckte und Du Kenntniß meiner Vergangenheit erhieltest, Du, mein bester Freund, war natürlich. Meine Geschichte ist kurz, Mutter", sagte er zu Frau von Saarheim gewendet, die unverwandt den Sohn zärtlich betrachtete. Du weißt, wie der Vater meinen Leichtsinn in der Residenz dadurch ändern wollte, daß er mich plötzlich aller Subsistenzmittel enthob. Ich trotzte jugendkeck ihm und dem Geschick und ging in die weite Welt, mein Glück auf eigne Faust versuchend. In unsern Werkstätten hatte ich mir spielend genug mechanische Fertigkeit angeeignet, um den Dienst als Maschinist auf einem Ostindiendampfer versehen zu können. Hier lernte mich Eberhard unter angenommenem Namen kennen. Die Katastrophe, wie er sie Euch erzählt, ereignete sich während meines Nervenfiebers. Ich sprang, rasend gemacht durch den phantastischen Fluch des Hindu und die allgemeine Nervenerregung, über Bord, versank jedoch nicht in den Fluthen. Das feuchte Element kühlte mich ab. Ich schwamm an Bord einer vorüberfahrenden amerikanischen Brigg, verfiel dort wieder in heftige Delirien, bis meine kräftige Natur und die treffliche Pflege der biedern Yankees den Dämon der wüthenden Krank-

Digitized by Google

heit überwand und ich nach Europa, geheilt von manchen Thorheiten, zurückkehrte. Der Capitain des Dampfers hielt mich für ertrunken und berichtete demgemäß an meine Mutter, die vor Kurzem Witwe geworden war. Das erfuhr ich bald in Deutschland. Ich bekam auch Nachricht von Eberhards Aufenthalt und so reifte in mir der Plan, meiner trauernden Mutter die Freude zu bereiten, ihren verloren geglaubten Sohn wiederzufinden. Eberhard hat mir dazu wacker geholfen."

Er reichte dem Freunde die Hand. Auch Frau von Saarheim drückte die Rechte Eberhards. „Sie sind ein guter Mensch", sagte sie innig, „und ich wollte ich könnte Sie so glücklich sehen, wie ich es jetzt bin."

Betty lachte den Freund unter Thränen an, während Hertha schweigend an das Fenster geschritten war.

„Ich dächte, wir ließen die glückliche Familie allein", sagte Herr von Bergen zu der Gesellschaft. „Das Glück braucht keine Zeugen, die noch dazu die Unart besitzen, für grauliche Geschichten zu schwärmen. Sehen Sie, wie Frau von Saarheim lächelnd das rothe Mäuschen auf dem Nacken des Sohnes betrachtet? Das ist ein Genrebild der Mutterfreude, das wir besser ungestört lassen."

„Nur noch ein volles Glas auf Oscars Wiederkehr!" sagte der Major und hell klangen die Gläser zusammen. Die Kaminrunde nahm Abschied, bald war das Plauderstündchen aufgelöst und beim Nachhausebegleiten der jungen Nichte und ältern Tante bemerkte der ehemalige Freiwillige zu der Erstern leise:

„Wer doch auch so ein Abenteuer wie Herr Eberhard in jenem Gasthofe hätte!"

„Ich würde mich schrecklich fürchten, wenn Jemand unter meinem Bett verborgen wäre", sagte die junge Nichte. „Was Sie für Muth haben müssen!"

„Das meine ich nicht", erwiederte der junge Mann. „Ich wünsche mir eine Dame, die ihre schönen Flechten in meiner Gegenwart aufrollte, ungefähr von der bezaubernden Farbe, wie die Ihren, mein Fräulein."

Die Kleine schwieg. „Sie waren doch hübsch, diese Kaminplaudereien", sagte die Tante. „Nur die eigentlichen Gespenster fehlten. Wenn so die Todtengerippe einherwackeln, wie in Goethes Todtentanz —"

„Die wandelnden Gerippe, Verehrte, sind gar nicht so selten", sagte der spöttische Jüngling, der die Tante am Arm führte. „Ich liebe allerdings mehr das blühende Leben als die Spukereien."

Ob der Händedruck, den der junge Mann an der Hausthür der Damen der Nichte angedeihen ließ, erwiedert wurde, können wir nicht mit Bestimmtheit behaupten. Die Vermuthung eines ausgezogenen Handschuhs der niedlichen Nichte sprach dafür.

Im Salon der Familie Saarheim war es indessen stiller geworden. Auf das Ersuchen der Frau vom Hause war Eberhard der Einzige gewesen, der noch zurückblieb. Der Abend war noch nicht weit vorgerückt und man bat den jungen Freund, eine Tasse Thee mit der Familie zu nehmen.

Digitized by Google

Eberhard weigerte sich zuerst zu bleiben, bis er bemerkte, wie auf einen Wink Herthas die jüngere Schwester ihn nochmals dringend aufforderte zu bleiben. Die Familie würde sich einen Augenblick zurückziehen, um Verschiedenes mit Oscar zu besprechen, dann aber hofften sie auf eine gemüthliche Theestunde mit dem besten Freunde Oscars. Letzterer vereinigte seine Bitten mit denen der Mutter und Schwester und Eberhard gab endlich nach.

Als die Familie sich entfernt hatte, blieb der junge Mann sinnend zurück. Er rückte sich einen Sessel dicht vor das Kaminfeuer und ließ die Ereignisse des letzten Tages an seinem innern Auge vorübergehen. Wie ein Märchen erschien ihm das Wiederfinden des verlorenen Sohnes. Jetzt sonnte er sich im Strahle des neu aufgehenden Familienglücks; er war von nun an ein doppelt gern gesehener Hausfreund, aber die geheime Regung seines Herzens, die nach dem Besitz Herthas trachtete, mußte er männlich niederkämpfen. Sie hegte keine Neigung für ihn, hatte es ihm nie bewiesen. Im Gegentheil glaubte er eine geflissentliche Gleichgültigkeit in ihrem Benehmen zu erkennen. Warum wich sie sonst ihm so scheu aus und vermied es, mit ihm eine mehr als conventionelle Unterhaltung zu pflegen? Er war ihr gleichgültig und sie hatte eine andere Neigung.

Und doch hätte er ihr ein trauliches Heim bereiten können. Seine Verhältnisse waren für einen einzelnen Mann seines Alters fast glänzend zu nennen. Ein behaglich eingerichtetes Hauswesen, das ihm eine ältere entfernte Verwandte verwaltete, wartete der jungen Herrin, die es belebe und ihm den Schmuck des jungen Eheglücks verleihe. Aber das Schicksal schien zu wollen, daß er einsam bleibe.

So dachte Eberhard, indem er in die sprühenden Funken des Kaminfeuers blickte. Mechanisch nahm er eine Zeitung zur Hand und las Leitartikel, Feuilletons und Inserate in gleichgültiger Gedankenlosigkeit, ohne zu wissen, was er gelesen. Dann kam wieder jenes träumerische Sinnen über ihn. Er ließ die Zeitung zu Boden gleiten und starrte in das Feuer.

Da, horch! Unfern von ihm das Rauschen eines Kleides, wie damals, als er im Gasthof so anmuthig aus dem Beginn des Schlafes geweckt ward. Eberhard mochte nicht aufsehen, er hielt es für eine Erscheinung seines Hirns und selig versenkte er sich in Erinnerungen an die liebliche Erscheinung jener Nacht. Da rauschte es dicht neben ihm und nun wandte er das Haupt. Himmel, da stand sie, die Erscheinung jener abenteuerlichen Nacht in voller Balltoilette mit dem Strauß wie damals! Sie wollte entschweben, die schlanke Gestalt, aber Eberhard sprang auf und hielt sie in seinen Armen fest.

„Hertha", rief er entzückt, „Sie sind meine liebliche Geistererscheinung!"

Ein Kuß schloß Beiden den Mund und der hastige Athem des schönen Mädchens streifte Eberhards glückgeröthete Wange.

„Ich muß Dein Freundschaftswerk an uns vergelten", sagte sie zitternd. „Du sehntest Dich nach dem Wiedersehen mit jener nächtlichen Ruhestörerin und ich wollte Dir endlich sagen, daß ich —"

„Daß Du mich liebst", jubelte Eberhard, „und nun nichts weiter, als Seligkeit ohne Aufhören. Wie schön Du bist, Geliebte, gerade so stolz und schmuck, wie damals."

Digitized by Google

„Es war eine Reunion, zu der mich ein auf dem Lande wohnender Oheim geladen", erzählte Hertha. „Ich zürnte nachher meinem Versehen und der unangenehmen Situation, in der ich mich unwissend befand. Aber Dein Gesicht vergaß ich nicht, und als Du zu uns kamst, erkannte ich Dich gleich wieder. Daß Du den Bruder uns wieder zuführtest, das gab endlich den Ausschlag. Ich mußte Dir eine Freude bereiten und so überraschte ich Dich."

Sie glitt aus seinen Armen. „Es ist heute ein Glückstag in unserm so lange freudenlosen Hause", sagte sie dann. „Laß uns die Mutter nicht lange auf die Kunde von unserm Wiederfinden warten lassen." Er nickte und schloß sie innig in die Arme.

Die Familie trat in diesem Augenblick ein. Betty, die mit in Herthas Vertrauen war, hatte Mutter und Bruder bereits von Herthas Plan und Neigung unterrichtet und so gab die Mutter lächelnd ihre Zustimmung zu dem Glück ihres Kindes. Oscar freute sich in dem Freund einen Schwager zu erhalten und Betty nahm sich vor, Herthas künftigen Gatten noch einmal so viel zu necken, bis ihr selbst der Myrthenkranz winke.

Gottfried brachte den Thee und die fünf Glücklichen setzten sich um den Kamin, Eberhard die Hand der Braut in der seinen haltend.

Lächelnd blickte Eberhard seine Braut an, als er sagte: „Jetzt müßte selbst der skeptische Gerichtsrath an die Wirklichkeit gewisser räthselhafter Erscheinungen glauben. So lösen sich Vergangenheit und Gegenwart harmonisch auf in ein glückliches Ende unserer unheimlichen Geschichten!"

Digitized by Google

Der alte Schreibtisch.

Ein Stillleben von **Ernst v. Wolzogen.**

Es war einmal ein sehr alter Mann, der hatte einen sehr alten Schreibtisch. Und an dem Schreibtisch hatte der Mann so viele kluge Bücher geschrieben, daß der Tisch dabei selbst ganz gelehrt geworden war und für sein Leben gern auch kluge Bücher geschrieben hätte. Er hätte es auch ganz bestimmt gethan, wenn er nicht mit vier Beinen zur Welt gekommen wäre. Zwar hatte er eine hohe Meinung von sich selber, aber daß mit einem Bein, und selbst wenn man deren vier hat, keine leserliche Handschrift zu ermöglichen ist, das mußte er sich doch zu seinem großen Schmerze eingestehen. Die Leute nannten ihn „ein altes, wurmstichiges Gerümpel"; aber er wußte das besser, was es mit den Wurmstichen auf sich hatte: der Aerger wars, der an ihm fraß, der Aerger über seine dummen vier Beine. Aber dennoch ertrug er sein hartes Schicksal wie ein Held und das kam daher, daß sein Vater ein knorriger, alter Eichbaum gewesen war. Nur des Nachts, wenn der alte Mann schlief, und das Tintenfaß und die Gänsefeder in süßen Träumen die Mühen des Tages vergessen hatten, dann krachte und knackte der alte Tisch all seinen verbissenen Grimm von sich und die Wände des kleinen Studirzimmers wollen einmal folgendes Selbstgespräch des alten Burschen belauscht haben.

„Ich unglücklicher Schreibtisch, warum mußte mir das Geschick mein ganzes Leben hindurch ein Tintenfaß, eine Gänsefeder und ein ganzes Volk von Papieren, sowie auch einen Gelehrten zur Gesellschaft geben?! O ewige Grausamkeit, die mir zu dem Genie eines Schriftstellers die Gestalt eines Vierfüßlers verlieh! Warum bin ich nicht z. B. ein Spieltisch geworden? Dann hätte mich vielleicht die Polizei aufgehoben und mich meistbietend hingerichtet! Oder ein spiritistischer Klopftisch: dann wäre ich ein Problem geworden und die Professoren hätten mich aufgeschnitten, um zu sehen, ob ich auch keine Räder im Leibe hätte!

Oder warum endlich, Schicksal, machtest Du mich nicht zum Fetisch? Dann würde ich von den Schwarzen in Afrika angebetet worden sein! Jetzt, o Himmel, betet mich Niemand an, nicht einmal die Gänsefeder, und die ist doch noch dümmer als die Gans, welcher sie ausgerupft wurde!"

Die Gänsefeder haßte der alte Tisch übrigens ganz mit Recht, denn sie war ein zu albernes Ding und bildete sich schrecklich viel ein, weil sie singen konnte. Es war aber auch danach! „Huiuiuiuiuiuiuiuiuiuifizlifiz-huip!" machte sie, wenn der alte Mann sie über das Papier hintanzen ließ, und deshalb glaubte sie, sie sei eine große Sängerin.

„Lächerlich!" sagte die kleine Tischglocke, denn sie verstand etwas von Musik.

„Nonsens!" sagte das Tintenfaß, welches es liebte, sich in fremden Sprachen auszudrücken.

Digitized by Google

Dann pflegte die Gänsefeder so wüthend zu werden, daß sie ärger quiekte als vorher und Löcher in das geduldige Papier riß, welches doch gar nichts dafür konnte, daß es so geduldig war.

Der alte Schreibtisch war nun schon fünfzig Jahre im Besitz des alten Mannes; er kannte also die Welt; aber das Tintenfaß lernte er nie ganz verstehen. Manchmal geberdete es sich wie ein dummer, kleiner ABCschütz und sagte zum Tisch: „Ich werde alle vierzehn Täge gefüllt und Du nicht, ätsch!“ Dann spielte es wieder den Philosophen und bewies der Gänsefeder, daß ihr Gesang nur deshalb nichts taugte, weil sie keine Seele hätte. Aber das war gar nichts Besonderes, so etwas zu behaupten; denn der Tisch und Alles, was darauf lag, hatte ja zugesehen, wie der alte Mann die Feder zurecht geschnitten und ihr dabei die Seele aus dem Leibe gezogen hatte. Die berühmte Sängerin gab übrigens dem gelehrten Tintenfaß eine recht schnippische Antwort auf seine Behauptung, indem sie sehr spitzig bemerkte: „Immer besser gar keine, als eine schwarze Seele“, welches in Anbetracht ihrer schwachen Geistesgaben entschieden eine witzige Bemerkung war.

Doch um wieder auf das Tintenfaß zurückzukommen, so bildete es sich zuweilen ein, daß es eigentlich die ganze Welt beherrsche. Dieser Gedanke war auch nicht so unbegründet, aber das Tintenfaß wußte den Grund nicht. Den wußte nur der alte Mann, der den Gedanken einmal ausgesprochen hatte.

Dann war noch ein Lineal da, das war nun vollends närrisch. Weil es nämlich so schlank und gerade gewachsen war, hatte es sich die feste Ueberzeugung gebildet, daß es bei der Garde gedient habe, welches aber in der That im Gegentheil vielmehr niemals der Fall gewesen war.

Weiter befand sich noch eine Papierscheere auf dem Tisch, die war Witwe, denn sie hatte früher ein Rasirmesser zum Mann gehabt; seit aber der alte Mann sich den Bart wachsen ließ, war ihr Gemal spurlos verschwunden. Da sie keinen Todtenschein besaß, so durfte sie sich nicht wieder verheirathen, was ihr sehr leid that. Sie war als junges Mädchen von sehr einnehmendem Aeußern gewesen, erzählte das alte Federmesser von ihr, welches sie auch einmal vergeblich angebetet hatte, aber ihre scharfen, schneidigen Antworten schreckten alle Freier ab, bis auf das Rasirmesser, denn das war weit schneidiger und schärfer. Jetzt war ihre Schönheit verblüht und deshalb verlegte sie sich auf das Wehmüthige. Im Seufzen brachte sie es bald ziemlich weit, aber ihr glorreichster Moment war doch, wenn sie schwärmerisch ausrief: „O, meine gute Mutter, hätte ich Dich doch nie verlassen!“ Leider kannte das alte Federmesser ihre ganze Verwandtschaft und verrieth den andern Gegenständen auf dem Tisch, daß des stolzen Papierscheerenfräuleins Mutter eine ganz gemeine, plumpe, dicke Schneiderscheere gewesen sei. Als nun die romantische Witwe wieder einmal ihren Stoßseufzer ausstieß, da fing die ganze Gesellschaft an zu kichern, und die arme Papierscheere ärgerte sich so darüber, daß sie sich einen gefährlichen Rostfleck zuzog.

Das unschuldigste und bescheidenste Geschöpf auf dem Schreibtisch war entschieden ein schmächtiger, zarter Jüngling, welcher Siegellack hieß und zum ersten Male liebte. Deshalb mußte er auch immer erröthen, wenn ihn die Witwe ansah. Da sich aber die Witwe sehr für

Digitized by Google

ihn interessirte, so sah sie ihn immer an, in Folge welches Umstandes der arme Jüngling beständig erröthen mußte. Weil aber auch das Erröthen auf die Dauer ermüdend wird, so zog er es vor, lieber ein für alle Mal roth zu bleiben. Seine Geliebte war die Flamme einer schneeweißen Stearinkerze, deshalb pflegte er sie gewöhnlich: „meine Flamme" zu nennen, was sehr hübsch klang. Wenn ihm der alte Mann eine Zusammenkunft mit seiner Angebeteten bewilligte, so wurde er schon wachsweich, wenn er nur ihre Nähe verspürte, und wenn er nun gar ihre glühenden Lippen berührte, so fing er lichterloh zu brennen an. Der Tisch wollte ihm wohl, deshalb rieth er ihm, seiner verzehrenden Leidenschaft zu entsagen, der, wie er behauptete, schon viele seines Gleichen zum Opfer gefallen wären. Aber der junge Siegellack war schwach:

„Flämmchen, wie kannst Du so
Grausam nur spaßen?
Weißt doch, ich liebe Dich
Ueber die Maßen.
Statt mir zu danken für
All' meine Treue,
Quälst Du mich, brennst Du mich
Immer auf's Neue.
Ach, meine Liebe kann
Alles ertragen,
Aber nur, Flämmchen, Dir
Nimmer entsagen!"

Dieses Gedicht hatte der junge Siegellack einmal bei Mondschein gemacht, denn er war ein sehr gebildeter und ein sehr feiner junger Mann, so fein, daß er sogar auf der Ausstellung einen Preis bekommen hatte.

Das war die Gesellschaft, in der der alte Schreibtisch lebte. Wahrlich, sie gab ihm Gelegenheit genug, über die Schwächen der Menschen im Allgemeinen und der Schreibutensilien im Besondern nachzudenken. Hätte er nicht seine Beobachtungen sammeln und zu den interessantesten Schriften verarbeiten können? Ja, wenn er nur gekonnt hätte! Aber das grausame Schicksal hatte nun einmal nicht gewollt, daß er seinem inneren Berufe folgen solle, und deshalb konnte er nichts thun, als auf seinen verhaßten vier Beinen stehen und denken.

Aber eine Freude sollte er doch noch erleben. Als nämlich der alte Mann achtzig Jahre alt wurde, schenkten ihm seine lieben Enkelkinder einen funkelnagelneuen, wunderschönen Schreibtisch zum Geburtstag. Der alte Mann dankte zwar recht herzlich, aber er ließ das neue Möbel in die Ecke stellen und arbeitete am alten Tisch weiter.

Da wurde dem alten Tisch das Herz gewaltig groß vor Stolz, und er hätte gar zu gern aus Dankbarkeit dem alten Mann mit einem von seinen vier Beinen auf die Schulter geklopft und gesagt: „Du guter, alter Mann!"

Das wäre aber nicht schicklich gewesen; deshalb unterließ er es.

Aber der alte Mann mußte seinem lieben Tisch wohl angesehen haben, was in ihm vorging, denn er schmunzelte vergnügt, streichelte ihn zärtlich und sagte: „Du guter, alter Tisch!"

Digitized by Google

Bilder aus dem Kaukasus.

Von **M. A. Lerei.**

Für den Reiselustigen dürfte es wohl kein reizenderes Land geben, als den Kaukasus. Sobald unser Dampfboot den Hafen von Kertsch verlassen hat, entfaltet sich vor den Augen eine Reihe von Bildern, die wie ein riesiges Cyklorama an uns vorüberziehen, schöner und abwechslungsreicher als sie die Kunst wiederzugeben im Stande wäre.

Dieses schöne Land bildet für sich eine Welt im Kleinen, in welcher fast alles das harmonisch vereinigt ist, was wir sonst nur finden können, wenn wir die fünf Welttheile nach einander besuchen. Hier hat die Natur für jedes Genre gesorgt, aber wohlgemerkt nur die Natur. Wer Dinge sucht, die durch den Kunstfleiß der Menschenhände entstanden sind, der dürfte sich in seinen Erwartungen ziemlich getäuscht finden, ja selbst Derjenige, welcher seinen von zu Hause gewohnten, wenn auch noch so bescheidenen Comfort nicht gerne vermissen will, thäte besser, mit dem nächsten Schiffe wieder die Rückreise anzutreten, denn sobald er kaukasischen Boden betritt, muß er allem europäischen Luxus Lebewohl sagen.

Dieser Wink gilt selbstverständlich dem Touristen. Jemand, der die Absicht hat den Kaukasus zu seiner zweiten Heimat zu machen, wird in den größeren Städten um theures Geld genügende europäische Bequemlichkeit finden.

Die Fahrt am vielverleumdeten schwarzen Meere, das seinen finstern Namen nur in Odessa verdient, während es längs der kaukasischen Küste vom schönsten durchsichtigsten Blau ist, gewährt wohl nur eine theilweise, aber dennoch reizende Uebersicht über das kolchische Land. Grünende Hügel, im Hintergrunde Felsengebirge, und endlich hinter diesen in weiter Ferne schimmernde Schneeriesen entziehen unseren Blicken die inneren Naturschönheiten des Landes, gleich einer Wechseldecoration, die nur dazu vorhanden ist, um plötzlich weggezogen, den geblendeten, entzückten Augen die prachtvolle Schlußscenerie vorzuführen. Ich will nun versuchen, mein Cyklorama an den Augen des geneigten Lesers vorüberzuziehen:

Das Dampfboot landet in Poti, fast genau an der historischen Stelle, an welcher zu altersgrauen Zeiten die kühnen Abenteurer, die Argonauten, erschienen, um in den Rion, den damaligen Phasis einzulaufen und das goldene Vließ zu erbeuten.

Diese Idee Jasons war vermuthlich keine Chimäre und dürfte sich durch folgende historische Thatsache leicht erklären lassen: Die Flüsse des Kaukasus sind mehr oder weniger alle goldhaltig, besonders der Phasis wurde deshalb zu alten Zeiten am meisten ausgebeutet und das

Digitized by Google

Digitized by Google

Die kranke Kuh.

Gold, welches man darin fand, warf den damaligen Souvränen von Mingrelien schöne Revenüen ab. Man schöpfte den Sand aus dem Flusse und schüttete ihn auf ausgebreitete Felle, um ihn dort trocknen zu lassen. Die Nachricht von diesen wirklichen goldenen Vließen mag wohl den Griechen zu Ohren gekommen sein und die Argonauten angelockt haben.

Von Poti führt der Weg ins Innere des Landes. Wir durchwandern den mingrelischen Urwald und glauben uns plötzlich in die neue Welt versetzt. Baumriesen, wie wir sie nie gesehen, stehen und liegen wirr durcheinander, Lianen und Wein schlingen sich an ihnen empor und wir erblicken oft in einer Höhe von acht Metern und darüber die schönsten saftigsten Trauben. Die Scenerie wechselt fortwährend; bald übersetzen wir sprudelnde kleine Gebirgsströme, deren helles, eisiges Wasser den glänzenden Kieselgrund durchblicken läßt, bald wieder finden wir uns am Rande eines Sumpfes mit umgestürzten, morschen Stämmen, auf denen nachdenkliche Störche und geputzte Silberreiher sitzen, oder ein bedächtiger Eber kommt langsam herangetrabt, um sich behaglich im kühlen Schlamm zu wälzen.

Wir treten aus diesem amerikanischen Stillleben heraus. Eine weite, fruchtbare Ebene liegt vor uns; soweit das Auge reicht grünende Prairien und Maisfelder. Im Hintergrunde die kaukasische Gebirgskette mit der Provinz Swanethien, wo die Weinreben an steinernen Säulen gezogen werden und Laubgänge bilden, die uns an das schöne Italien mahnen. Verfolgen wir den Lauf des Phasis so gelangen wir endlich durch üppige Auen (die ursprüngliche Heimat der Fasane) nach Kutais, dem Hauptorte des gleichnamigen Gouvernements.

Die Frühlingspracht dieses reizend gelegenen Städtchens dem Leser malerisch genug darzustellen, dürfte mir schwer fallen. Gegen eine Seite hin schroffe Felsenpartien, auf ihren Gipfeln wunderbare Kloster- und Schloßruinen, zu Füßen der brausende Rion; gegen die andere Seite die grüne Ebene Mingreliens und gegen zwei Seiten endlich bewaldete Hügel mit unabsehbaren Naturgärten, in denen Azaleen, Rhododendren, Rosen und Maiglöckchen in üppiger Fülle blühen und einen Duft ausströmen, der zu nahe eingesogen, wahrhaft betäubend wirkt; dies ist ungefähr die Lage von Kutais. Nach meinem Geschmack schließe ich mich gern der Behauptung jener älterer Forscher an, welche das Paradies hierher versetzt wissen wollen.

Um das Reisen vollkommen zu genießen, muß man soviel wie möglich die Eisenbahn vermeiden und dies können wir hier um so leichter, weil die hiesige Bahn weder Comfort noch Schnelligkeit einer europäischen kennt. Um die zweihundert Werst von Kutais nach Tiflis zurückzulegen, eine Strecke von ungefähr achtundzwanzig Meilen, braucht sie nicht weniger als elf Stunden; man kann daher diese Fahrt in einem stoßenden, engen, unbequemen Kasten, der den Namen Waggon wahrlich kaum verdient, eine höchst ermüdende Reise nennen.

Die sogenannte imeretische Heerstraße, welche eine gute Stunde hindurch mit der Bahn parallel läuft, ist in vorzüglichem Stande erhalten und so wird mancher Reisende es vorziehen, sich nach guter, alter Sitte auf's Pferd zu setzen, um auf diese Art die Schönheiten des Weges nach Tiflis zu genießen.

Die Chaussee führt noch einige vierzig Werst (etwa sechs Meilen) weit in die Ebene fort, bei Kwirila jedoch thürmen sich schon die ansehnlichen Höhen des Persati- und Perangagebirges empor und bald mündet die Straße in eine malerische Schlucht. Hier machen die Laubhölzer dunklen Nadelwaldungen Platz und eine nette, an einem Bergabhange gelegene deutsche Colonie erscheint. Die Leute in ihrer vaterländischen Tracht könnten uns fast glauben machen, wir befänden uns im Bayerischen Wald. Von hier zieht sich die Straße fort am Ufer eines klaren Gebirgsstromes bis Gori. Die Schlucht endet in ein breites Thal, das sich immer mehr erweitert, die grünen Gebirge zu beiden Seiten schwinden allmälig ganz und machen den öden Sandbergen von Tiflis Platz.

Tiflis, welches eigenthümlicherweise gerade so wie das böhmische Bad Teplitz seinen Namen von den dort vorhandenen Schwefelthermen führt (sollte diese auffallende Aehnlichkeit zwischen der arischen und Karthlisprache ein bloßer Zufall sein?), gewährt uns ein dreifaches Bild. Unser Weg führte uns zuerst durch die deutsche Colonie, den Typus einer europäischen Kleinstadt. Wir finden hier zu unserer angenehmen Ueberraschung über den Verkaufsbuden ehrliche deutsche Namen und erfahren mit Befriedigung, daß der Schuhmacher Bömmler als vorzüglicher Arbeiter gesucht ist, daß das Bier des Brauers Mader, oder das Brot des Bäcker Kleist den georgischen und armenischen Magen ungemein zusage. Die Colonie mündet in den georgischen Stadttheil und von hier überschreiten wir die Brücke, die über den tief unten dahineilenden Kur führt, um in den europäisch-großstädtischen Theil zu gelangen. Hier befindet sich am breiten Golovinskiprospect das Palais des Großfürsten Statthalters, die Kaserne, das Museum, die Bibliothek, und daran schließen sich große Zinshäuser reicher Armenier und Georgier. Kaum sind wir jedoch einige hundert Schritte weiter gegangen, so befinden wir uns mitten im lärmenden, durcheinanderwogenden Leben des Orients.*)

Die engen, schmutzigen Bazars, die offenen Verkaufsbuden und zugleich Werkstätten der Waffen- und Goldschmiede, die verschiedenen Typen, wie: Armenier, Georgier, Perser, Türken, Griechen, Japaner, Chinesen ꝛc., dies alles überzeugt uns erst jetzt, daß wir wirklich im Orient sind.

Doch verlassen wir nun vorläufig die kaukasische Hauptstadt und setzen wir unsere Reise östlich fort. Wir berühren vorerst wieder einige deutsche Colonien, wie: Alexanderdorf, Marienfeld und Petersdorf, welche durch ihr reinliches, schmuckes Aussehen dem Auge einen wohlthuenden Anblick gewähren, und gelangen bald in das Land des Weines, nach Kachetien. Der Weinconsum im Kaukasus geht ins Unglaubliche. Von zehn Millionen Kiloliter, die durchschnittlich im Jahre erzeugt werden (Georgien und Kachetien, besonders letzteres, liefern fast allein diese ganze Masse), geht Alles im Lande auf. Der Kaukasier entschuldigt diesen ungeheuren Verbrauch damit, daß der Wein weder transportfähig sei, noch sich länger als zwei höchstens drei Jahre aufbewahren lasse, bedenkt aber nicht, daß nur er allein an diesem Fehler Schuld trägt und daß der Wein bei der schlechten Behandlung in Schläuchen und Krügen nicht haltbar werden kann. Uebrigens tröstet man sich voll-

*) In Tiflis werden nicht weniger als siebzig verschiedene Sprachen gesprochen.

Digitized by Google

kommen über dieses Unglück und trinkt den Vorrath bis auf den letzten Tropfen aus, so daß man oft genöthigt ist, den kaum ausgepreßten Most der neuen Lese in den Handel zu bringen.

Der Weg führt fortwährend durch Hügelland, welches ausschließlich mit Reben bepflanzt ist. Einige hundert Werst von Tiflis biegt die Straße von der östlichen Richtung ab und zieht sich nun nördlich ins Gebirge hinauf. Nun gelangen wir in eine Gegend, welche uns lebhaft an den Schwarzwald erinnert. Das „Schwarze Gebirge" heißt diese Kette hierzulande — und mit Recht. Mitten aus dem warmen Süden sind wir in den starren Norden versetzt. Ein finsterer, wilder Anblick, diese dichten, dunklen Wälder, diese felsigen Abhänge von schneidenden Winden durchfegt und von dichten Frühnebeln überzogen. Ruinen, ganz in der Art unserer mittelalterlichen Feudalburgen, krönen die einzelnen Gipfel, selbst die heutigen Wohnungen der dortigen Bevölkerung gleichen mit ihren massiven Zinnenthürmen alterthümlichen Vesten. Um die Täuschung vollständig zu machen, bemerken wir nun Gestalten mit Helm, Schild und Schwert bewaffnet, den Wams mit rothen Kreuzen benäht. Es sind die Chewsuren, ein ungefähr 7000 Köpfe zählendes Völkchen, von welchem man (und vermuthlich mit Recht) behauptet, daß seine Wiege nicht im Kaukasus gestanden habe. Aeltere Historiographen sind der Ansicht, daß die Chewsuren Nachkommen versprengter Kreuzfahrer seien, die sich hier niedergelassen hatten, ihre vaterländischen Sitten und Gebräuche beibehielten und auf ihre Nachkommen fortvererbten. Diese Annahme scheint mir nicht zu weit hergeholt, denn zur Zeit des zweiten Kreuzzuges regierte eben Königin Tamara, die Glorreiche, über den Kaukasus, welche im Verein mit ihrem Gemal den Kreuzfahrern alle mögliche Hülfe angedeihen ließ. Der Typus ist ganz der germanische; große Gestalten mit blonden Haaren und blauen Augen findet man am häufigsten unter ihnen und eine teutonische Tugend spricht noch für diese Annahme — sie brauen ein vortreffliches Bier. Von der deutschen Sprache ist wohl kaum eine Spur mehr zu finden, aber wir haben heutzutage genug Beweise, daß eingewanderte Colonien oft in der dritten und vierten Generation schon ihre Muttersprache verlernt haben. Jedenfalls wäre es auf andere Art schwer erklärlich, wie diese altdeutschen Rittergestalten, die selbst noch die ursprüngliche Form ihrer Waffen*) beibehalten haben, hierher gekommen sein sollten.

Wir wollen uns jedoch nicht zu weit in das „Schwarze Gebirge" hineinverirren, sondern lassen es mit seinem „Kahlen Berg", „Diebsberg", „Rundwald", Finsterwald", „Dolch" und „Gewitterberg" zu unserer Linken, um wieder die Heerstraße zu gewinnen, die uns über die höhere kaukasische Gebirgskette zum Kasbeckpaß führt und hier befinden wir uns nun so recht inmitten des Landes der Märchen und Sagen. Hier am Kasbeck, dem Chomla oder Mqinwari der Eingebornen, hing Prometheus (Fromthöt, wie er in den alten Scythensagen heißt) mit diamantenen Ketten angeschmiedet. Hier finden sich riesige Mauertrümmer, wie die Sage berichtet, die Grundpfeiler jener eisernen Mauer, welche die Götter gegen die verruchten Nachkommen der Riesen Gog und Magog aufgeführt hatten. Sie bestand aus eisernen und kupfernen Quadern, deren

*) Man findet häufig bei ihnen Schlagringe, die sie am Daumen tragen.

Digitized by Google

Fugen mit Erz zusammengeschmolzen waren und die riesigen Wächter mußten zu gewissen Zeiten mit gewichtigen Hämmern daranschlagen, um zu zeigen, daß sie auf ihrer Huth sind. Hierher versetzte auch Zoroaster den bösen Geist Ariman, der mit seinen Armen über die Abgründe reichte, den riesigen, nimmersatten, dem ununterbrochen Opfer gebracht werden mußten.

Am Fuße des Berges befinden sich Höhlen und Grotten, über die man sich auch die verschiedensten Märchen erzählt.

Die Bevölkerung von abergläubischer und poetischer Natur, ließ sich seit jeher für derlei Erzählungen leicht gewinnen und glaubt zum großen Theil heute noch daran; wohl mag das Wildromantische in jenen Gebirgen geeignet sein, geheimnißvolle, abergläubische Gedanken zu erwecken. Dies war auch hauptsächlich der Grund, daß der ausgezeichnete Forscher Freshfield keinen Eingebornen auftreiben konnte, der mit ihm die Besteigung des Kasbeck gewagt hätte.

Man überschreitet den Kasbeckpaß in der ansehnlichen Höhe von 7977 engl. Fuß und gelangt nun an den Ausgang bei Wladykawkas. Die Landschaft hat hier eine eigenthümliche Aehnlichkeit mit den nördlichen Gegenden Schwedens. Weit und breit keine Pflanzen, nur riesige Basalttrümmer liegen wild durcheinandergeworfen, so weit das Auge reicht. Bald ist die schmale Schlucht des hohen Terek überwunden und vor uns liegt nun die weite, endlose russische Steppe.

Abchasien.

Zur Zeit, als die ersten griechischen Seefahrer die kaukasischen Küstenländer besuchten, trafen sie dort ein total wildes Volk an, die Zychen, welche nur von Raub und Diebstahl lebten. Wenn ein fremdes Fahrzeug Schiffbruch erlitt, wurde es sogleich als gute Beute betrachtet und die Mannschaft entweder in Sclaverei geführt, oder den Göttern geopfert. Die Griechen nannten daher das Schwarze Meer ursprünglich „**pontus axeinos**“ (das ungastliche) und erst später, nachdem es ihnen endlich gelungen war, Handelsverbindungen anzuknüpfen und Colonien zu gründen, wurde der Beiname in „**euxenos**“ (gastlich) umgewandelt. Die Zychen gingen theils in andern Völkern auf, theils betheiligten sie sich an der allgemeinen Völkerwanderung, so daß man die heutigen Abchasen kaum von diesen herleiten kann; weit eher dürften sie von Aegyptern abstammen, die Sesostris auf seinem Zuge als Colonisten zurückließ; wenigstens ist die Kopfbildung so ziemlich dieselbe.

Mit dem Wechsel der Bevölkerung trat jedoch durchaus kein Wechsel der Sitten ein und die Abchasen von heute sind eben solche Räuber, wie es ihre ägyptischen Vorfahren und vor diesen die Zychen waren.

Das Land Abchasien zieht sich längs der Küste des Schwarzen Meeres bis gegen Poti fort und bildet, landeinwärts von den Gebirgen begrenzt, eine Art Vorwerk des ehemaligen Tscherkessiens.

Es ist von der Natur wunderbar reich ausgestattet und müßte sich unter civilisirten Händen in sehr schneller Zeit zu außerordentlicher Blüthe hinaufschwingen, denn abgesehen von der Ueppigkeit des Wachs-

Digitized by Google

thums, birgt das Innere des Bodens erwiesenermaßen Schätze von Edel-, Nutzmetallen und Mineralien, deren Existenz die Alten sehr gut kannten und die sie, so lange es anging, ausbeuteten, ohne jedoch den Vorrath erschöpfen zu können.

Die Abchasen waren seit jeher ein Volk, welches kein fremdes Joch für die Dauer ertrug. Obwohl sie der Reihe nach den Griechen, Römern, Lasen, Mongolen, Persern, Türken und Russen unterworfen waren, bestand ihre Botmäßigkeit bisher einzig darin, daß sie den Namen der fremden Souveränität anerkannten, sich jedoch jedem Eingriffe in ihre selbstgemachten Rechte aufs energischeste widersetzten. Das jüngste Beispiel haben wir in ihren blutigen Kämpfen mit den russischen Truppen während des letzten Krieges und ein großer Theil trieb die Opposition so weit, daß er die Auswanderung der Unterwerfung vorzog. Ein einziges Volk war im Stande gewesen, sie so stramm als möglich zu zügeln, nämlich ihre früheren Nachbarn, die Tscherkessen, von denen sie auch die meisten Sitten und Gebräuche angenommen haben.

Die christliche Religion wurde frühzeitig (unter Justinian) in Abchasien eingeführt, theils von Missionären, theils von Colonisten, unter welchen besonders die Genuesen noch heutzutage im guten Andenken des Volkes fortleben. In vielen ihrer alten Volksgesänge (fast die einzigen Geschichtsquellen dieses Landes) werden die „Dschennes, die auf gewaltigen Booten landeten", erwähnt und die wenigen Spuren von alten Denkmälern und Bauten, die man noch im Lande findet, dürften aus jener Periode stammen. Hier und da findet man auch alte Waffen europäischer Fabrikation, welche möglicherweise zur Zeit der Kreuzzüge auf den türkischen Märkten gegen Sclaven und Mädchen umgetauscht wurden. Die christliche Religion artete jedoch bald durch den Verkehr mit mohamedanischen Handelsleuten in ein Gemisch von Christenthum und Islam aus und daraus, sowie aus den Resten ihrer alten heidnischen Gebräuche, formten sich die Abchasen einen eigenen Cultus, der heutzutage noch bei einigen Stämmen existirt. So werden beispielsweise zu gewissen feierlichen Gelegenheiten Thieropfer vollzogen, zu welchen sich die ganze Gemeinde vollzählig versammelt um, nach der religiösen Ceremonie am allgemeinen Festessen theilzunehmen.

Aehnlich unseren heidnischen Urvätern wählen die Gläubigen zur Opferstätte die dichte Waldeseinsamkeit. Ein einfaches Kreuz, welches an einem Baumstamm befestigt ist, bezeichnet die geweihte Stelle. Die Opfer bestehen je nach dem Reichthum des Betreffenden aus Rindern, Ziegen oder Schafen und werden in unmittelbarer Nähe des improvisirten Altars geschlachtet. Der Aelteste in der Versammlung umhüllt sich nun mit der Burka*), ergreift eine Pechfackel und sengt die Thiere an der Stelle, an welcher sie den Todesstoß empfangen sollen. Hierauf tritt der Diener des Priesters mit dem zweischneidigen kurzen Schwerte (dem „Kinschal") hervor und sticht das Thier nieder. Der Kopf wird sogleich vom Rumpfe getrennt und als Antheil Gottes an einen Baumast gesteckt.**) Die Haut gehört dem Officianten und das Fleisch wird, wie

*) Ein langer Radmantel aus dickem Filz. Die Burkas werden im Lande verfertigt und gewähren vorzüglichen Schutz gegen Regen und Kälte.

**) Man findet auch in den anderen kaukasischen Provinzen sehr häufig diese gottgeweihten, gebleichten Thierschädel.

Digitized by Google

schon erwähnt, von den Versammelten nach Schluß der Feier verzehrt. Nun spricht der Priester einige Gebete, nimmt dann ein Brod und ein Gefäß mit Qwas (gegohrenes Gemengsel von geschrotetem Getreide und Wasser), spricht einen Segen darüber und theilt es mit den Aeltesten der Gemeinde; dies ist ohne Zweifel eine haften gebliebene Erinnerung an das christliche Abendmahl, während das Hersagen der Gebete mit dem Angesicht gegen Mecca, die Verabscheuung des Schweinefleisches mohamedanische Ueberbleibsel sind und die Verehrung des eisernen Gottes „Tliebse" und „Merissas", der Bienengöttin, aus den Vorzeiten des heidnischen Alterthums stammen.

Ebenso ist auch der Volkscharakter ein Gemengsel der verschiedensten Principe: Diebstahl und Raub sind nur dann unehrenhaft, wenn der Thäter so ungeschickt war, sich in flagranti ertappen zu lassen, anderseits wieder gilt der Meineid und Wortbruch für das schändlichste aller Verbrechen, auf welches vor nicht allzulanger Zeit noch die härtesten Strafen, wie: Verbannung und Sclaverei gesetzt waren. Letzteres war wohl die ärgste Strafe, die den Abchasen treffen konnte. Er wurde dadurch zu einem willenlosen Gegenstand, der je nach der Laune seines Herrn verschenkt, verhandelt oder vererbt werden konnte und dessen Weib und Kinder ebenso Eigenthum waren, wie er selbst.

Der Menschenhandel bildet bei diesem Volke und einigen seiner Nachbarn seit jeher einen Hauptbestandtheil des Erwerbes. Zu faul, um dem fruchtbaren Boden einen Nutzen abzugewinnen, zog man diese Art sich Geld zu verdienen vor und beschickte die türkischen oder persischen Märkte mit den lebenden Waaren. Zu Anfang dieses Jahrhunderts noch war dieser Handel ein sehr lebhafter. Der Vater hatte das Recht, seine Kinder zu verhandeln, ebenso der älteste Sohn seine Geschwister, wenn der Vater nicht mehr lebte.

Die jungen Männer wurden meistens zum Soldatendienste verkauft, die Mädchen in die Harems. Diese fühlten sich über ihr Loos selten unglücklich; der Tausch ihrer elenden väterlichen Behausung mit der ungeahnten Pracht der türkischen Paläste, war ihnen ein bestechender Contrast, so daß zuletzt ein junges Mädchen keine andere Sehnsucht kannte, als baldmöglichst auf den Markt geführt zu werden.

Die Preise waren damals folgende: Für ein Kind 3 bis 4 Thaler, für eine Frau 12 Thaler, für einen jungen Mann 15 Thaler, für ein junges Mädchen 20 Thaler.

Die russische Regierung legte natürlich gegen diesen Handel ein strenges Veto ein, doch war der geringe Erfolg nur der, daß die Waare im Preise stieg und der Mädchenexport von da an heimlich betrieben wurde.

Ein sonderbarer Brauch, den man nur bei den Abchasen findet, ist der, Kinder zu stehlen, um sich dadurch das Amt des Ziehvaters zu erwerben. Sobald die Geburt eines männlichen Kindes bekannt wird, schleicht sich der Nachbar bei Nacht ins Haus und entführt das Kind, um es jedoch am nächsten Morgen zurückzubringen und sich als den Dieb zu erkennen zu geben. Durch diese That wird er Ziehvater und er bekommt nun den Knaben zur Erziehung, die wohl nur darin besteht, ihn zu einem geschickten Räuber und Dieb heranzubilden. Erst wenn der hoffnungsvolle Schüler sein Meisterwerk vollbracht, d. h. sobald er

Digitized by Google

den Lehrmeister selbst glücklich bestohlen hat, kehrt er wieder ins Elternhaus zurück, der Ziehvater bleibt jedoch von nun an in verwandtschaftlicher Verbindung mit der Familie seines ehemaligen Pfleglings.

Um übrigens gerecht zu sein, muß man diesem Volke auch eine schöne Sitte zugestehen, die es in vollem Glanze zu erhalten gewußt hat, nämlich die Gastfreundschaft.

Sobald man von einem Abchasen Gastfreundschaft verlangt, ist man im Lande sicher, denn er ist für das Leben und Eigenthum seines Schützlings mit seiner Ehre verantwortlich. Alles, was das Haus zu bieten vermag, steht dem Gastfreunde zu Diensten und es wäre eine unvergeßliche Schande für die Familie, wenn der Fremde von dort unzufrieden scheiden würde.

Im Ganzen genommen, haben die dortigen Zustände, wie man sie heutzutage noch findet, eine auffallende Aehnlichkeit mit jenen unserer heidnischen Vorfahren in Germanien. Es existiren förmliche Militäraristokratien, in welchen wir eine genaue Eintheilung der Classen finden. Ihre Fürsten, wenn sie auch in unseren europäischen Augen nichts weniger als fürstlich scheinen, sind in ihrem Lande noch mächtige Herrn, die über den niedern Adel, über die Vasallen und Bauern eine vollständig feudale Gewalt ausüben. Nicht selten hatte ich Gelegenheit zu bemerken, mit welcher thierischen Unterwürfigkeit sich der Bauer seinem Fürsten nähert und nichts natürlicher findet, als ihm die bestaubten Stiefel zu küssen.

Dieses Unterthänigkeitsverhältniß mag auch wohl der Hauptgrund sein, daß jene Stämme noch in aller und jeder Beziehung so weit zurück sind, denn da ihre Patrizier größtentheils noch auf der untersten Stufe der Bildung stehen, ist es wohl natürlich, daß der Bauer schon des Respects halber das Beispiel seines Herrn nachahmt und womöglich noch weiter zurückbleibt.

Selbst der Ackerbau liegt in diesem, von der Natur so unendlich begünstigtem Lande, noch völlig darnieder. Giebt man sich einmal die Mühe, ein Stück Land zur Saat vorzubereiten, so besteht die ganze Bearbeitung darin, daß man einen Baumstamm, an welchem ein im spitzen Winkel zugehauener Ast die Pflugschar vorstellt, über den Acker schleift und sich einbildet, den Boden gepflügt zu haben.

Schaf- und Bienenzucht sind fast die einzigen ehrlichen Erwerbszweige, welche die Abchasen betreiben. Besonders massenhaft findet man die fettschwänzigen Schafe, deren Schwänze für Leckerbissen gelten und das Material zur Landesspeise, dem „Schislik", liefern. Sie werden in Stückchen geschnitten, abwechselnd mit den Nieren an einen Spieß gesteckt und über Kohlen geröstet. Leider hat diese Delicatesse einen so ekelhaften Unschlittgeruch, daß sie nur den hiesigen Magen zusagen kann; der einzige Europäer, welcher dieser Speise einen Wohlgeschmack abgewinnen konnte, war Alexander Dumas, der sonderbarerweise dafür schwärmt.

Der Honig ist sehr häufig giftig, weil ihn die Bienen an den narkotischen Azaleen sammeln.

Digitized by Google

Die Klingenprobe.

(Siehe die gleichnamige Illuſtration.)

A Dieu mon âme,
Ma vie au roi,
Mon coeur aux dames,
L'honneur pour moi!

Elaſtiſch iſt der Klinge Stahl,
Feſt und doch biegſam wie mein Muth.
Der Degen iſt nach meiner Wahl,
Vertraut ihn, Meiſter, meiner Hut.
So wie zum Mann gehört das Weib,
So ziemt zum Cavalier die Klinge,
Daß kühne Thaten er vollbringe.
Dem Stahl befehl ich meinen Leib,
A Dieu mon âme!

Mein König Karl von Engeland
Liegt mit dem ſchlechten Volk im Feld.
Es iſt Fortuna's eigne Schand',
Wenn ſie's mit den Plebejern hält.
Doch wett' ich, mancher Rundkopf ſoll
Den Toledaner noch erproben
Und Euer Werk dabei nicht loben,
Wenn meine Kampfparole ſcholl:
Ma vie au roi!

Die roſ'ge Lady Anna hält
Mein Herz gebannt an ihre Spur.
Ihr Aug' iſt ſchön, wie keins der Welt:
Zu viel Verehrer hat ſie nur!
Ein halbes Dutzend ſind es ſchier.
Die Klinge, fürcht' ich, wird vonnöthen.
Sollt' ſie mit Adelsblut ſich röthen,
So wißt, ich gab als Cavalier
Mon coeur aux Dames!

Der Preis iſt hoch, den Ihr genannt,
Doch zahl' ich, Meiſter, was Ihr wollt.
Euch ziemt es alſo: Eure Hand
Erwirbt mit blankem Stahl ſich Gold.
Ich brauche ihn auf and're Art.
Er ſoll mir Leben oder Sterben,
Heil oder Unheil mir erwerben.
Doch Eines iſt gewiß: er wahrt
L'honneur pour moi!

Alexis Aar.

Digitized by Google

Im Fluge.

Von Dr. **A. Boehme.**

„Flügel, Flügel, um zu fliegen
Ueber Berg und über Thal,
Flügel, um mein Herz zu wiegen
In des Morgenrothes Strahl."

Rückert.

Die Sehnsucht in des Aethers Blau sich aufzuschwingen und, getragen von den Wogen des Luftmeeres, im Fluge über Thal und Hügel, über Land und Meer in die weite Ferne zu eilen, ist von jeher im Menschenherzen rege gewesen. Zu allen Zeiten hat die gläubige Verehrung daher Flügel als das Attribut höherer Wesen betrachtet. Die Griechen vindicirten dem Hermes Flügelschuhe, Hebe hatte Fittiche, Amor trug Schwingen, golden waren die der Iris und Pegasus, sowie die Rosse des Eos waren geflügelt. Auch die Engel sind stets mit Fittichen dargestellt, selbst den Teufel hat man mit Flügeln ausgestattet. Es liegt eben im Fluge etwas Erhabenes und Uebernatürliches, aber auch Dämonisches. Aus dem Vogelfluge weissagten daher die alten Seher und die Vogelgestalt ist zu allen Zeiten das Symbol des Geistes gewesen.

Bis in das sagenhafte Alterthum reichen die Bestrebungen zurück, um den Vorzug des Fliegens auch dem Menschen zu eigen zu machen. An die mythischen Experimente von Dädalus und Ikarus reihen sich ernstere Versuche dieser Art in den letzten Jahrhunderten, aber bis heute hat keiner große Erfolge aufzuweisen, obgleich die neuere Technik sonst kaum noch Entfernungen und Schwierigkeiten in der Fortbewegung kennt.

Wir vermögen auf Millionen von Meilen die Gestalt und den Lauf der Gestirne zu beobachten, der elektrische Funke trägt mit Gedankenschnelle unser Wort um das Erdenrund, stattliche Schiffe durchfurchen in wenigen Tagen den weiten Ocean und die Macht des Dampfes, durch welche sie Wind und Wetter überwinden, bringt auf den langen Eisenpfaden, die sich von Land zu Land erstrecken, ganze Völker herüber und hinüber. Der Mensch gräbt sich einen Weg durch die gewaltigsten Felsmassen, überbahnt die höchsten Gipfel der Berge und überbrückt die tiefsten Schluchten, er wühlt in den Eingeweiden der Erde und wandelt auf dem Boden des Meeres, aber die Pfade der Wolken hat er sich bisher nur beschränkt erschlossen. Nur bildlich „schwingen wir uns auf" zur höchsten Begeisterung, bringen „auf Flügeln des Gesanges" unsere Grüße dar und eilen „auf den Fittichen des Windes" dahin.

Es ist zwar nicht unmöglich, daß auch dieses Problem praktisch gelöst und daß ein lenkbares Luftfahrzeug construirt wird, um den endlosen Raum in beliebiger Richtung zu durchmessen. Immer aber wird seine Steuerung mit Schwierigkeiten allerlei Art zu kämpfen haben und niemals kann sie eine solche Fülle freier Bewegung gestatten, wie wir

Digitized by Google

sie beim Fluge der Vögel bewundern. Die Kunst des Fliegens selbst aber wird dem Menschen fremd bleiben, das zeigt schon seine Construction. Der runde Kopf, die breit gewölbte Brust, der ganze Muskelbau, welcher ihn zu einer senkrechten Stellung bestimmt, die Lage seines Schwerpunctes und sein Körpergewicht sind dem Aufschwingen in die luftigen Regionen hinderlich, während die Structur seiner Lungen den Aufenthalt in den höheren Luftschichten erschweren und oft unmöglich machen würde.

Gerade durch die eigenthümliche Organisation ihrer Respirationsapparate werden die Vögel zu vollendeten Luftschiffern. Auch sie athmen freilich durch Lungen, aber diese erstrecken sich, mit den Rippen überall verwachsen, bis weit in die Bauchhöhle hinein, die von der Brust nicht getrennt ist. Dieselben communiciren überdies noch mit Brustfellsäcken, welche in den beiden großen Körperhöhlen, und mit andern hautigen Luftbehältern, die im Zellgewebe unter der Haut und zwischen den Muskeln liegen. Mit jedem Athemzuge nun vermögen die Vögel alle diese großen und kleinen Ballons, ja sogar auch ihre markloseñ Knochenhöhlen beliebig mit Luft zu füllen. Mit den Athmungsapparaten stehen nämlich die Knochen des Stammes und der Extremitäten in Verbindung, so daß der Luftstrom auch in diese Canäle eindringen kann. An den Kopfknochen und selbst in den Schnäbeln befinden sich ebenfalls solche leere Räume, welche durch die Nase und durch die Eustachische Ohrröhre Luft einnehmen können. Bei den abenteuerlich gestalteten Buceroten besteht ihr ungeheures Nashorn aus lauter derartigen großen, äußerst dünnwandigen Zellen. Diese Pneumacität der Vogelknochen ist bei allen noch nicht flüggen Jungen nur gering, sie nimmt mit dem Alter zu, fehlt aber gänzlich solchen Arten, welche nicht fliegen können, wie die Strauße und Pinguine.

Ihre luftige Ladung können die Vögel nach Willkür verändern und sich so beliebig schwerer und leichter machen. Dieses ermöglicht ihnen die verschiedenartigsten und energischsten Flugbewegungen und gestattet ihnen, sich höher und immer höher aufzuschwingen und selbst in den obersten dünnen Schichten der Atmosphäre leicht und behend zu schwimmen.

Außer diesem aber werden sie noch durch ihr „federleichtes" Kleid gehoben und getragen. Kein anderes Wesen hat ein solches. Wird ein Theil ihrer Federn ausgerupft, so ist das Fliegen erschwert. Die mehr oder minder große Menge derselben bedingt somit die Volubilität der Vögel. Gute Flieger sind daher immer stärker befiedert, als weniger flugfähige. Das Verhältniß der Federn zum nackten Körper ist bei der Nachteule 1 : 7, bei der Rauchschwalbe und dem Thurmfalken 1 : 8, beim Häher 1 : 10, beim Staar 1 : 11, beim grünfüßigen Rohrhuhn 1 : 15 und beim Kreuzschnabel, der bekanntlich sehr schwerfällig fliegt, 1 : 21. Kurzes Gefieder ermöglicht einen rascheren Flug als lockeres. So gilt also auch in dieser Beziehung das Sprüchwort: „Den Vogel erkennt man an seinen Federn".

Sein ganzer Leib ist überhaupt für Luftfahrten gebaut. Der Kopf ist klein und leicht. Er trägt vorn einen mehr oder minder spitzen Schnabel, welcher das Durschneiden der Luft sehr erleichtert. Vermittelst des langen beweglichen Halses kann der Schwerpunct verlegt und die Richtung des Fluges verändert werden. Der Rumpf ist völlig eiförmig und

Digitized by Google

vorn breiter als hinten. Den beiweitem größten Theil nimmt der knöcherne Bruſtkorb ein. Das Bruſtbein iſt lang, breit und ſchildförmig. Es bildet mit ſeinem ſcharfen Kamm in der Mitte gleichſam Bug und Kiel eines Luftſchiffes. Größe und Höhe des Bruſtbeinkammes giebt ein Maß für die Leiſtungsfähigkeit ab. Er fehlt den Kurzflüglern gänzlich, bei den Raubvögeln hingegen iſt er hoch und ſtark gebogen. An denſelben ſetzen ſich die gewaltigen Flugmuskeln an. Während nämlich die auf dem ſtarren Rücken liegenden Muskeln faſt atrophiſch ſind, haben die der Bruſt bei den Vögeln eine Entwickelung, wie wir ſie bei keinem andern Wirbelthiere finden. Durch ihre gewuchtige Maſſe fällt der Schwerpunct beim Fluge nach unten. Hierdurch bilden ſie den Ballaſt des Schiffes, ſie ſind dabei aber auch die motoriſche Kraft, denn ſie bewirken das Schlagen der Flügel, welche mit Bruſt und Schulter durch das Schlüſſelbein und das unpaarige, hufeiſenförmige Gabelbein eingelenkt ſind. Letzterer iſt ein den Vögeln eigenthümlicher Knochen. Wo er fehlt, iſt das Fliegen unmöglich und das Charakterglied der Vögel, der Fittich, wird zum Stummel, wie bei den vorhin erwähnten nicht flugfähigen Vögeln, die ſomit auch gleichſam den Uebergang zu andern Thierclaſſen bilden.

Der Flügel iſt der Arm der Vögel. An der ſchmalen, langgeſtreckten rudimentären Hand befinden ſich jedoch nur der Daumen und der mit dem kleinen verwachſene Mittelfinger. Dieſer trägt die Schwungfedern. Durch ſtarke Muskeln, welche von der Schulter bis zur Handwurzel verlaufen, werden die Schwingen in der Ruhe wie ein Fächer zuſammengefaltet oder zum Fluge geſpannt.

Je nach der Entwicklung des Flugorgans iſt die Leiſtungsfähigkeit modificirt. Ein ſchmaler und dabei kurz abgerundeter Fittich vermag nicht weit auszugreifen. Unſere Finken und die Spechte, welche damit ausgerüſtet ſind, fliegen daher nicht andauernd und ermüden leicht. Ihre Bewegungen ſind dabei mehr flatternd und nicht ſo elegant wie die der Schwalben, Möwen, Kibitze und Falken, welche lange, ſchmale und ſpitze Flügel haben, die, elaſtiſchen Rudern gleich, die Luft ſcharf durchſchneiden. Dieſe Vögel fliegen daher ſchnell und dabei mit Leichtigkeit ſelbſt gegen den ſtärkſten Wind. Solche Ruderfittiche müſſen aber öfter bewegt werden, als die gewaltigen, breit ausgeſpannten Segelflügel, mit denen die Adler, Weihen, Störche, Reiher, Schwäne, Gänſe u. ſ. w. ausgeſtattet ſind. Sie fliegen zwar nicht ſo pfeilſchnell wie die Ruderflügler, aber ſie vermögen ſich bewegungslos länger ſchwebend zu erhalten. Wenn der Condor ſeine rieſigen Schwingen ausſpannt, ſo mißt ihre Breite vier Meter und oft noch darüber.

Alle Federn, welche die Flügel bedecken, ſind gebogen und liegen wie Dachziegel über einander. Hierdurch erhält der Fittich nach oben eine muldenförmige Ausbuchtung. Beim Heben deſſelben ſtreicht die Luft durch die gelockerten Schwingen, beim Senken verdrängen ihre geſchloſſenen Fahnen die Luftwellen. Etwas Gegenwind erleichtert ſomit den Flug, da er die Schwingen füllt, während Rückwind das Gegentheil bewirkt, indem er die Federn lockert und die Flügel herabdrückt. Bekannt mit ihrem Element wiſſen die Vögel jedoch geſchickt jeden Luftzug auszunutzen.

So ſind die Schwingen Ruder und Segel, aber auch zugleich Fallſchirm, denn wenn ein Vogel ſeine Fittiche einzieht, ſo ſinkt er,

Digitized by Google

und legt er sie gänzlich zusammen, so schießt er jäh herab. Er kann den Fall modificiren, je nachdem er die Flügel mehr oder weniger wieder ausbreitet.

Als Steuer dienen die Schwanzfedern. Dieselben werden durch Muskeln regiert, welche sich an den sehr beweglichen, ruderförmig gestalteten letzten Schwanzwirbel setzen. Sind die Steuerfedern breit entfaltet, so helfen auch sie den Körper tragen. Sie werden gehoben, gesenkt oder gedreht, je nachdem der Segler in den Lüften steigen, fallen oder wenden will. Kopf und Flügel unterstützen diese Bewegungen.

Von der Form des Schwanzes hängt die Manövrirfähigkeit ab. Ist er lang und dabei stark ausgeschnitten oder gabelförmig, wie bei Schwalben, Seeschwalben und Gabelweihen, so sind rasche Wendungen möglich. Vögel mit langen Steuerfedern ziehen die Füße im Fluge ein, während die kurzgeschwänzten, wie Störche und Reiher sie weit nach hinten ausstrecken, um so zu steuern.

Will ein Vogel sich vom Boden erheben, so springt er erst auf, nimmt einen Anlauf oder beugt sich nieder und schwingt sich dann in die Lüfte, wobei er seine Luftsäcke durch eine tiefe Inspiration füllt. Mit jedem Flügelschlage wird nun der Körper gehoben und vorwärts geschoben. Vögel mit kurzen Füßen und langen Schwingen, wie die Schwalben, können nicht so hoch springen, um sich Raum genug für die Entwicklung ihrer Flügel zu schaffen. Sie erheben sich daher nur schwerfällig von ebener Erde. Beim Abfliegen von hohen Gegenständen stürzen sich die Vögel mit ausgebreiteten Flügeln in das Luftmeer. Will ein Vogel sich setzen, so streckt er die Füße abwärts und erst, wenn diese einen festen Halt gefunden haben, zieht er den Schwanz ein und faltet er seine Flügel zusammen.

Außer den Vögeln bewegen sich noch zahllose andere Thiere in der Luft, alle aber schwirren und flattern nur, die Vögel allein fliegen. Sie benutzen diese Fähigkeit, um den Ort zu wechseln, sich Nahrung zu suchen, Gefahren zu entgehen oder auch im fröhlichen Spiel sich zu ergötzen.

In ihrem Fluge spricht sich der Charakter aus, er dient den verliebten Männchen daher auch oft als Mittel, um die Augen der angebeteten Schönen auf sich zu lenken und ihre Sinne zu berücken. Mit der Werbung im Liede verbinden manche Arten reizende Flugspiele, so der Zeisig und der Girlitz. Die Lerche glänzt ebenso durch die Macht des Gesanges wie durch die Kraft der Schwingen. Vögel, denen der Schmelz der Stimme versagt ist, wie den Raubvögeln, vermögen ihre Fähigkeiten für die Ehe nur durch Fluggewandtheit darzulegen.

Unsere Bekassine benutzt dabei die Größe und Kraft ihrer Schwingen sogar, um Töne der Sehnsucht hervorzubringen. Diese meckernden Laute, welche sie so im Frühlinge hervorbringt, haben ihr den Volksnamen Himmelsziege eingetragen. Auch andere Vögel peitschen im Fluge das Luftmeer mit solcher Gewalt, daß unser Ohr das Schwingen seiner Wellen vernehmen kann. Das gellende Pfeifen, das man, besonders im Herbst, des Abends oft hoch aus den Lüften erschallen hört, wird durch den Flug der Enten hervorgebracht.

Kein anderes Thier übertrifft die Vögel an Schnelligkeit und Ausdauer. Selten nur ermüden sie. Sonst giebt es für sie ja auch kein Hinderniß und keine Grenze. Kein Berg, kein Fluß, kein Meer versperrt

Digitized by Google

ihren Pfad. Darum hat der Mensch ihre Flugkraft auch schon in seinen Dienst genommen „als Noah noch im Kasten war".

Unsere Brieftaube legt in der Stunde zehn deutsche Meilen zurück. Schwalben würden noch schnellere Couriere sein. Die, welche auf ihrer Herbstwanderung heute noch auf dem Thurme eines deutschen Dorfkirchleins gerastet, kann morgen schon von den Gipfeln der Pyramiden auf die ewig grünen Fluren des Nilthales blicken. Sie gebraucht nur wenige Stunden, um über das Meer zu eilen, das zwei Welttheile trennt. Mehr als hundert Meilen vom Lande sieht man auf See die Möwen sich leicht über den Wogen tummeln. Der Fregattvogel vermag sogar an einem Tage den Ocean zu überfliegen. Er kann am Senegal seinen Morgenimbiß und in Amerika sein Nachtmahl nehmen.

Welch' riesengroßer Raum liegt zwischen uns und dem Vogel, der über uns kreist! Tausende von Metern steigt die Lerche, ihr Lied trillernd empor. Wenn sie längst schon unsern Blicken entschwunden ist, verkündet ihr jubelndes Wirbeln, das schwächer und schwächer aus dem Aether zu uns herniederklingt, daß sie dort noch höher und immer höher steigt. Oft ertönt im Herbst aus den Lüften das gellende Geschrei der Kraniche, die nicht selten in solcher Höhe fliegen, daß man selbst mit den schärfsten Gläsern ihre lärmenden Wanderzüge nicht entdecken kann. Humboldt sah in der Nähe des Chimborassogipfels über sich einen Condor schweben, so hoch, daß er ihm nur als ein kleines Pünctchen erschien. Und dieser Vogel schießt pfeilschnell in das Thal herab, wenn er dort eine Beute erblickt, aus der eisigen Atmosphäre über ewig starren Gletschern bis in das üppiche Reich der Tropen mit immer lindem Lenzeshauch, in wenigen Augenblicken so alle Klimate und alle Temperaturen der Erde durcheilend.

Welch erhabenes Schauspiel, wenn unser Storch seine Schwingen entfaltet und in majestätischen Kreisen emporschwebt, bis ihn zuletzt das staunende Auge verliert! Wahrhaft sinnberückend sind die Flugspiele der Schwalben. Rastlos schaukeln sie sich auf den Wogen des Luftmeers.

„jetzt, wo drunten der Waldstrom braust
jetzt, wo oben die Wolke saust,
jetzo mit einem Mal
nieder von Berg zu Thal."

Bald schießen sie pfeilschnell über die Erde dahin, bald tummeln sie sich in den luftigen Höhen. Jetzt gleiten sie rasch und leicht über den Spiegel des Sees hinüber und herüber, bald hier, bald dort in den Wellen die heiße Brust sich kühlend, dann stürmen sie wieder in wildem Zirkelfluge von dannen, in neckischem Spiele bald wirre Zickzacklinien, bald ein Labyrinth von Curven beschreibend. Fliegend erhaschen sie ihre Beute, fliegend trinken sie aus dem Bach, fliegend genießen sie die Freuden der Liebe und fliegend ätzen sie ihre Brut. Sie leben im Fluge wie Hölderlin singt,

„die glücklichen Vögel,
Wohnen und spielen vergnügt in der ewigen Halle des Vaters!
Raums genug ist für alle; der Pfad ist keinem bezeichnet
Und es regen sich frei im Hause die Großen und Kleinen.
Ueber dem Haupte frohlocken sie mir, und es sehnt sich mein Herz auch
Wunderbar zu ihnen hinauf."

Digitized by

Für den Bücherschrank.

1) Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache. Von Professor Dr. Daniel Sanders. Berlin, Langenscheidt. — Ein treffliches handliches Buch, das jeder Gebildete besitzen sollte. Der berühmte Kenner der deutschen Sprache hat hier alle die Fälle, in denen sich der Sprachgebrauch noch nicht festgestellt hat, und in denen das Schwanken selbst bei den Gebildetsten Unsicherheit erzeugt, zusammengestellt und lexikalisch geordnet. Das Buch ist billig — 3 Mark — sein Nutzen ein täglich in die Augen springender.

2) Stimmungsbilder aus dem Vermächtniß einer alten Frau. Von der Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin." C. Reißner, Leipzig und Cöln. — Die „Memoiren einer Idealistin" sind dereinst von Julius Duboc eingehend im Salon besprochen worden. Auch in den Stimmungsbildern ist derselbe vornehme Geisteston wie in jenem Werk bemerklich. Die Freisinnigkeit der Lebensanschauung, das ruhige Erfassen und Vergeistigen alles dessen, was da ist — was wirklich ist, ist vernünftig, sagt Hegel — macht in allen Aeußerungen der Verfasserin einen ungemein wohlthuenden Eindruck. Vielleicht kommen wir noch einmal auf dies wahrhaft edle Buch zurück und geben eine Probe daraus.

3) Aus Sage und Geschichte. Lyrisch-epische Dichtungen von Friedrich Günther. Dresden, E. Pierson. — Die Epiker werden immer seltener, die Lyriker immer zahlreicher. Da ist es denn erfreulich, ein Talent, wie das Friedrich Günthers, in Sage und Geschichte gestaltungskräftig wirken zu sehen. Mit glücklicher Hand hat der Poet seine Stoffe gewählt und er weiß ihnen empfindungsreich poetisches Leben in volksthümlicher Form einzuhauchen.

4) Liederstrauß aus der Pußta. Von Marie v. Ernest. A. Hartleben, Wien, Pest, Leipzig. — Das ist Temperament, das ist Blut in dieser bleichsüchtigen Zeit! Ist die Verfasserin wirklich eine Frau, so geht sie nimmermehr auf den deutschen Frauentag, sondern jagt lieber auf feurigem Renner durch die Pußta. Einstweilen begnügt sie sich mit dem Pegasus, aber sie reitet ihn nicht mit einem Damensattel, sondern gänzlich ungesattelt. In allen diesen ungarischen Culturbildern in poetischem Rahmen brennt die Farbe roth und wieder roth, wie die Farbe des frischen Bluts. Aber die Dichterin nimmt keine poetische Pose an. Sie empfindet wirklich und echt und zuweilen ist ihre Feder der Pinsel eines empfindungsreichen Malers, z. B. in dem Gedicht

Unterm Maulbeerbaum.

Unterm Maulbeerbaum im Sand
Lagst du, hingestreckt die Glieder,
Hieltest schlummernd mit der Hand
Keusch dir zu das offne Mieder.

Milder Schatten, zarter Duft
Glitt herunter von den Zweigen,
Säuselnd strich die weiche Luft
Durch das wundersame Schweigen.

Und es hob sich deine Brust
In dumpf wohligem Gefühle;
Sanft, in unbewußter Lust
Trank dein Mund die süße Kühle.

Und des Friedens Wiederschein
Lag auf deinen jungen Wangen; —
Welch' ein Teufel blies mir ein
Jenes gährende Verlangen,

Daß ich unterm Maulbeerbaum
Küssend mich herniederbeugte
Und aus kühlem Kindertraum
Dich in sonn'ge Gluten scheuchte?

5) Auf Irrwegen. Erzählungen von Hans Marbach. Leipzig, Richard Eckstein. Den Lesern des Salon sind diese Erzählungen gute Bekannte. Aber wie man gute Bekannte gern und oft wiedersieht, so sollte auch Marbachs Erzählerkunst, nun, da sie in selbstständiger Buchform auftritt, auf den Büchertischen der Salonleser heimisch

Digitized by Google

werden. Es ist immer ein tiefes Eingehen auf tiefe seelische Probleme, ein heißes Ringen des edlen Geistes mit den überwältigenden Mächten der Materie und der falschen Sitte, was uns aus diesen Erzählungen entgegentritt, als deren Krone wir Saläthus, den edlen Krotoniaten bezeichnen möchten. Marbach liebt es, den Gegensatz zweier grundverschiedener Brüder poetisch zu gestalten, so in seinen Dramen „Timoleon" und „Lorenzino von Medicis", am formreifsten ist ihm aber das in der Erzählung Saläthus gelungen. Aber auch in der Novelle „Im Seebade" und in dem allerliebsten Genrebildchen „Meine erste Erfahrung" pulsirt ein blutvoller Realismus, der keck zugreift und plastisch zu gestalten weiß. Vielleicht wird in Marbachs Erzählungsart Manchem manches bizarr erscheinen, immer aber ist es die Natur und die Wahrheit, die der Dichter bei seinem Schönheitsziel nie aus den Augen verliert und die seinen Novellen den Reiz des Empfundenen und innerlich Erlebten geben.

Salonpost.

Angela H. in W. Man thut den Engländerinnen Unrecht, es giebt eine Menge graziöser Ausnahmen, aber als Regel gilt freilich noch der Ausspruch jenes Franzosen: Les Anglaises ont deux bras gauches.

Dr. B. in Potsdam. Allerdings fand vor etwa 3¾ Jahren eine colossale Verstimmung zwischen Nationalzeitung und Kladderadatsch statt. Erstere hatte Letzterem blasirten Humor vorgeworfen und darauf hin brachte der Kladderadatsch folgende oratio pro Dohmo an seiner Spitze: „Neue talmudische Weisheit." Darum, mein Sohn, thue auf dein Ohr, zu vernehmen die Lehren der Weisheit, und dein Herz, zu beherzigen die Sprüche der Erfahrung. Denn grau, mein Sohn, ist alle Theorie, wie das Thier, von dessen Haut das Pergament wird gemachet, und grau ist das Papier mancher Zeitungen, und auch das Alter, so vor Thorheit nicht schützet. Der Thorheiten größeste aber ist Langeweile, denn sie gebieret viel andere. Und wird sie redigiret von F. Dernburg, so heißet sie National-Zeitung. Und that auf und machete weit ihren Mund am Morgen des dreiundzwanzigsten Tages des Mondes Jänner und fluchete dem „blasirten Humor der Berliner Witzblätter und rief: Anathema sit! Und behielt sich vor ein besonderes Kapitel über die Rolle, so der Berliner Witz bei den Wahlen gespielet hat. Und wird ein lustig Kapitel werden, wie nicht viele zu finden sind auf dem Papier, so geduldig ist zu tragen die Weisheit der Staats-Brahmanen aus der Französischen Straße. Darum, mein Sohn, so du machen willst ein Gesetz, so sollst du es dreimal lesen. Und bei der zweiten Lesung nimm das Maul so voll als du kannst, und rede große Worte, und sei sittlich entrüstet, so Einer zweifelt, daß du halten werdest, was du versprochen, und weise mit Empörung als eine Beleidigung deiner Ehre zurück einen Jeden, so da fürchtet, du könntest wankend werden und weichen. Bei der dritten Lesung aber sei stark; denn der Starke weicht ruhig zurück! Und so dann Einer aufstehet und hebet seine Hand und geißelt, nicht sowohl die Sache selbst, als vielmehr die Kühnen ob des großen Mundes, mit dem sie hochgemuthet vorangewesen, und die Starken ob der Stärke, mit der sie so muthig zurückgewichen — Und züchtiget Die, so er lieb hatte — So legen die Ritter von der Langenweile den Panzer der Selbstgenügsamkeit an und gürten sich mit dem Schwert ihres Hochmuthes, und — Philister über dir, Simson! Du aber, mein Sohn, fürchte dich nicht, sondern stehe fest gegen sie und schlage sie, wenn es sein muß, mit ihren eigenen Kinnenbacken — Und lache ihres Hochmuthes, so vor dem Falle kommt, und ihrer Schulmeisterweisheit — Und hüte dich, daß du nicht werdest wie Jene, hochmüthig und überweise und langweilig und grau wie alle Theorie, sondern bleibest grün wie des Lebens goldener Baum, so Aeste und Zweige trägt, deren Einer heißet — Kladderadatsch.

Digitized by Google

Auf diese Rede des Candidaten Jobses entstand ein allgemeines Schütteln des Kopfes bei der Nationalzeitung. Sie druckte obige Kladderadatschspitze ab und bemerkte dazu:

„Wir constatiren, daß unsere Bemerkung gerade an die Adresse gelangt ist, für die wir sie bestimmt hatten. Da wir aus der Politik keinen allgemeinen „Kladderadatsch" gemacht zu sehen wünschen, so bescheiden wir uns mit der „Langeweile" und überlassen unseker Collegin mit der Schellenkappe, so amüsant zu sein wie möglich. Ob ihr das gerade in dem vorstehenden Artikel gelungen ist, das müssen wir trotz des besten Willens als offene Frage behandeln. Wenn aber einmal der „Kladderadatsch" anfinge, langweilig zu werden?! Nachgesagt hat es ihm freilich noch Niemand — wenigstens offen. Aber er wird doch gleichfalls in der Französischen Straße gedruckt. So etwas könnte anstecken.

Soweit die Nationalzeitung. Weitere Folgen hat die Sache nicht gehabt, da es den beiden Kämpen wohl nachgerade zu langweilig ward, sich ihre Langweiligkeit vorzuwerfen.

H. Bl. Der betreffende Lustspieldichter hat mit dem Erfolge seines Stückes einige hundert begeisterte Klatschhände gefunden, nämlich seine nun endlich Land sehenden — Gläubiger.

A. G. in B. Wir können uns für die „sogenannte" Uebersetzungskunst des die deutsche Sprache mißhandelnden Herrn keineswegs begeistern.

Der Herr verdollmetscht so getreu,
Daß es ein Jammer ist; er gleichet
Ganz einem steifen Lohnlakai
Der hinter seiner Herrschaft keuchet.

B. L. in L. Wir können Ihnen zu Ihrem Zweck die Sammlungen des Körnermuseums in Dresden (Körnerstraße Nr. 4) angelegentlich empfehlen. Das Körnermuseum hat nur einen Fehler: seinen Titel. Jedermann vermuthet hier nur eine dem Andenken Theodor Körners gewidmete Sammlung, während das Museum mit größtem Recht sich „Historisches Museum für die Zeit der Befreiungskriege" nennen könnte. Eine solche Fülle von werthvollen Porträts, Reliquien und Autographen (u. A. Schillers, Blüchers, der Königin Luise) berühmter Menschen aus jener denkwürdigen Zeit haben wir nirgends anders beisammen gesehen. Das Verdienst dieser rastlosen, kritisch gesichteten Sammlungsarbeit, die sich der stillose unordentliche Dilettantismus des Goethehauses in Frankfurt zum Muster nehmen sollte, gebührt einem opfermuthigen Patrioten, dem Dr. Emil Peschel in Dresden, der mit den erheblichsten Opfern das Körnermuseum gründete und erhält. Wäre der deutsche Staat nicht zu sehr in byzantinische moderne Heldenverehrung versunken (man denke an die Bismarck- und Moltkestatuen und Oeldrucke, die unsere öffentlichen und Privatzimmer überschwemmen), so hätte er auch für diese Reliquien der Helden der Befreiungskriege Sinn und Geld und kaufte sie an. So aber nimmt er von dem Sänger von „Leyer und Schwert" keine Notiz. Es ist die alte Leyer, daß jetzt nur für das Schwert Interesse und Geld da ist.

Simplicissimus in Halberstadt. O sancta simplicitas! Seien Sie auch fernerhin mutbig unter dem Schutze des heiligen Anonymus!

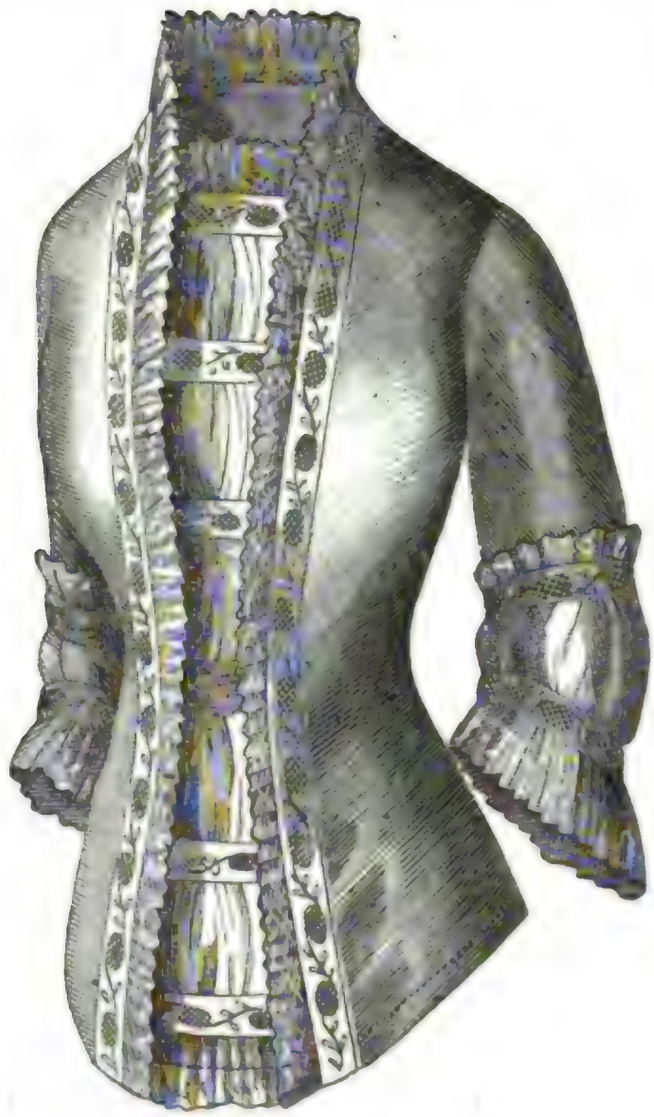
C. Gr in K. Gräfin Marie von Rantzau, Fürst Bismarck's einzige Tochter, ist am 21. August 1848 geboren.

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr. 1. Taille für's Haus.

Diese Taille aus weißem, blaßrosa oder blaßblauem Foulard ist mit einem in farbiger Flockseide im russischen oder Hochstich gestickten Einsatz und einem Plissé von bretonischer Spitze garnirt. Das Gilet ist aus einem Stück leicht gekräuften Foulard gebildet und wird durch sechs gestickte Stäbchen zusammengehalten. Halblanger Aermel; am Ellbogen eine leicht gepuffte schräg aufgesetzte Garnirung, welche



Nr. 1. Taille für's Haus.

oben von einem Einsatz und einem Spitzenplissé und unten von einem gleichen Einsatz und einem Foulard-Plissé umrandet ist.

Nr. 2 und 3. Hausjacket von geflochtenem beigefarbenem Phantasiestoff für ein junges Mädchen. (Vorder- und Rückansicht)

Die Form ist, wie ersichtlich, knapp anliegend. Der nach geradem Faden geschnittene Schooß ist angesetzt und an der hintern Mitte offen, wo ein fächerförmig

Digitized by Google

gefälteltes Faille-Plissé hervortritt, das von einem Bandschluppenbüschel bedeckt wird. An der Seite gerade angesetzte Tasche mit einer Schleife garnirt. Der runde Aermel zeigt ein ähnliches Plissé mit Schleife wie die Rückseite des Schooßes. Shawlkragen bis an den untern übergeschlagenen zugeknöpften Theil reichend.

Nr. 4. Promenaden-Anzug.

Die Stoffe zu diesem Anzug sind weidengrüner glatter Foulard und gemusterter Seidenstoff (Pompadour). Rock und Garnirung sind von ersterm, Tunica und Taille von letzterm. Die Tunica ist mit einem zur Seite zurückliegenden, in Muschelfalten gelegten Plissé umrandet und öffnet sich über ein bouillonirtes Plastron, welches unten in einen gekräuselten Volant von 15 Cmtr. Höhe endigt. Ein breiteres Bouillonné markirt die Mitte der Plastronschürze. Die Tunica ist an den Seiten auf einem mit Plissés garnirten Rocke unter einem Schluppenbüschel gerafft. Die Enden laufen an den Seiten spitz aus, während die Rückbahnen eine abgerundete

Nr 2. Hausjacket von geflochtenem beigefarbenem Phantasiestoff für ein junges Mädchen. (Vorderansicht)

Draperie bilden. Die mittels zweier Knöpfe geschlossene Taille legt sich an den Rock fest an, und ist in ihrem tiefen, spitz zulaufenden Ausschnitt mit einem entsprechenden bouillonirten Plastron geschmückt. Ein vom Taillenabschluß ausgehendes Plissé umgiebt die Schöße der Taille. Runder Aermel mit einem fächerförmigen Plissé.

Nr. 5. Promenaden-Anzug.

Dieser Anzug besteht aus marineblauem Cashmir und die Garnirung aus russischer Spitze. Der in breite Plissés gelegte Rock ist oberhalb des Saumes mit einem Streifen von russischer Spitze besetzt. Am obern Rande der unten umgelegten Tunica ebenfalls ein Besatz von russischer Spitze, welche sich an der umgeschlagenen Ecke auf der Rückseite wiederholt. Die, zwei Puffs bildenden Rückbahnen sind durch Bandschleifen zusammengezogen. Russische Spitzengarnitur vorn der ganzen Länge des Anzuges nach und um den Halsausschnitt laufend, auf den Aermelnähten als Einsatz und die gleichen Spitze appliquirt ringsum oberhalb der Plissé-Manschette.

Digitized by Google

Nr 6 und 7. Runder Tisch mit Teppich. (Mit Dessin.)

Die Farbe des Tuchs zum Teppich ist dunkelgrün; für die den Rand garnirende Tuchapplication kann ein helleres Grün gewählt werden. Die Blätter werden nach einer aus Carton gefertigten Façonvorlage ausgeschnitten, auf den Grund gelegt und auf den Rändern mit fest angezogenen mexikanischen Stichen in hellhavana oder orangefarbener Seide aufgeheftet; die Blattrippen sind in der gleichen Farbe im Kettchenstich zu sticken; die Beeren orange mit dunkelrother Schattirung. Wenn man es vorzieht, kann man die Blätter auch in grünen Schattirungen mit einem Festonstich ringsum sticken. Nach beendeter Application und Stickerei wird das am Rande überflüssige Tuch ausgeschnitten.

Nr. 8 und 9. Stecknadelschachtel mit Nadelkissen. (Mit Dessin.)

Die runde Schachtel ist von schwarzem Holz, unten mit breiten Randleisten. Auf dem Deckel ist ein ein Nadelkissen bildendes Polster, das mit einer Stickerei

Nr. 3. Hausjacket von geflochtenem beigefarbenem Phantasiestoff für ein junges Mädchen. (Rückansicht.)

auf schwarzem Atlas überzogen ist, angebracht. Das Dessin (s. Nr. 9), eine Gruppe rother Rosenknospen mit Blättern in zartgrüner Seide darstellend, wird im Hochstich gestickt.

Nr. 10 und 11. Reisemantel. (Vorder- und Rückansicht.)

Solche Mäntel werden von Phantasietuch, besonders in englischem Genre, gefertigt. Als Garnirung sind nur zwei oder drei Reihen Steppnähte, dagegen ein reicher Besatz von Holz- oder Hornknöpfen zulässig. Um den ehemaligen Waterproof zu ersetzen, kann man sich eines modernen undurchdringlichen d. h. wasserdichten Stoffes bedienen, oder, wenn der Mantel zugleich als Staubmantel dienen soll, Tussor oder Alpacca wählen. Diese Mäntel sind jetzt bei der eleganten Damenwelt für die Reise und namentlich wegen der regnerischen Zeit allgemein in Aufnahme.

Nr. 12. Haus-Anzug.

Bronzefarbener Wollenstoff mit goldgelben schrägen Streifen. Der Rock ist durch-

Digitized by Google

aus in breite sogenannte schottische Falten gelegt; auf der Vorderseite eine große Hohlfalte. Jacket vom nämlichen Stoff. Beim Zuschneiden ist darauf zu achten, daß die Streifen der Rücken- und Vordertheile in spitzen Winkeln zusammenstoßen. Längs herab des Vordertheils ist ein glatter Streifen in Form einer, die Knöpfe tragenden Patte aufgesetzt. An den untern Rand der Jacket-Schöße schließt sich

Nr. 4. Promenaden-Anzug.

ein einmal gefalteter Schrägstreifen von bronzefarbenem glatten Caschmir an, welcher auf der linken Seite unter einer mit Zierrathen geprägten Metallplatte geschlossen ist. Glatte, dem Stoff nach schräg geschnittene Aermel, deren Aufschläge von einem einmal gefalteten Schrägstreifen von goldgelbem Surah gebildet werden. Von letzterm Stoff ist auch die um den Hals als Fichü geformte Schärpe, welche unten durch eine Bandschleife aus Atlas von gleicher Farbe geschlossen wird. Als Kopf-

schmuck ein Häubchen in moderner Form von, über steifen Tüll gezogenen Musselin mit einer Musselinrüsche, blauen Atlasbändern und wilden Rosen garnirt.

Nr. 13 und 14. Visitenkarten-Teller von Carton.

Diese Arbeit läßt sich sehr leicht ausführen Der Teller besteht aus einem großen

Nr. 5. Promenaden-Anzug.

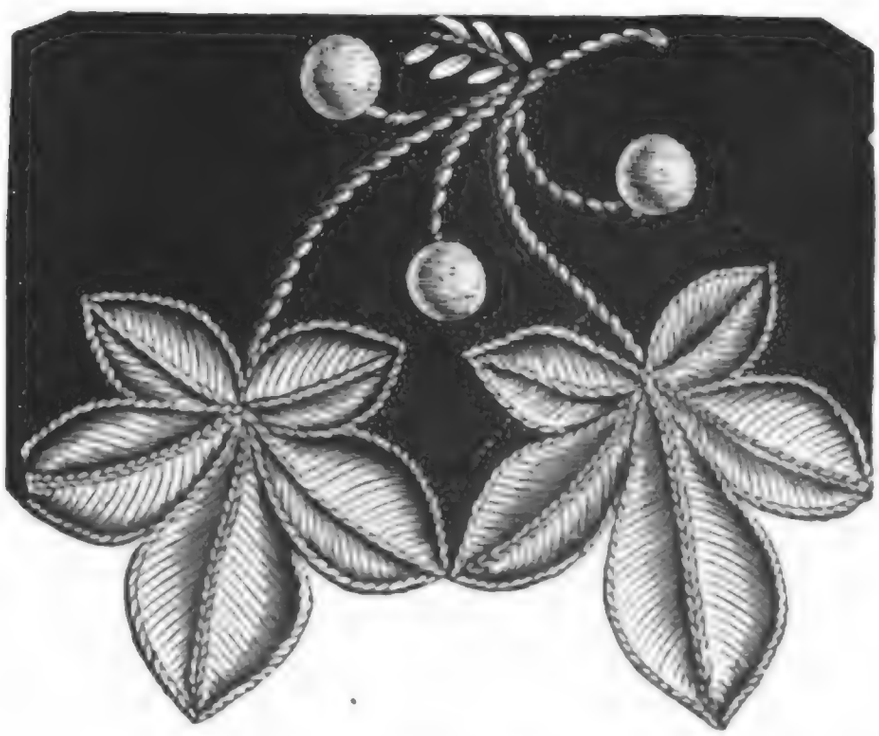
Stern für die Mitte und acht kleineren Sternen für den äußern Rand. Einer dieser Sterne ist in Nr. 14 in wirklicher Größe gegeben. Der mittlere große Stern wird aus zwei viereckigen Stücken Carton, jeder von 10 Cmtr. Seitenlänge in der Weise gebildet, daß das eine Carré übereck auf das andere gelegt wird und somit ein Stern mit acht Blättern entsteht. Beide Cartons werden mittels Leim oder Gummi fest miteinander verbunden. Auf die Mitte wird eine achtseitig geschnittene

Digitized by Google

Scheibe blauer Atlas gelegt, worauf von den Enden der Bahnen Stecknadeln mit schwarzen Köpfen in der Richtung nach den Ecken der Atlasscheibe eingestochen werden. Von den Seiten der Letzteren werden abwechselnd je zwei Faden havanafarbenes und zwei Faden schwarzes Garn um die Stecknadeln geschlungen und über

Nr. 6. Runder Tisch mit Teppich (Mit Dessin.)

den Carton bis an den äußern Rand desselben fortgeführt, wo sie an den Nadelköpfen befestigt werden. Sämmtliche Sterne werden mit blauem Atlas gefüttert und fest zusammengenäht. Als Verzierung wird zwischen jeden Stern eine kleine blaue Atlasschleife eingeheftet.



Nr. 7. Dessin zu Nr. 6.

Nr. 15 und 16. Reisekorb. (Mit Dessin.)

Ein solcher Korb ist mehr eine aus Streh geflochtene Tasche für kleinere ländliche Ausflüge. Die Verzierung besteht aus einem aus beigefarbenem Tuch geschnit-

Digitized by Google

tenen Lambrequin, auf welchem das Deſſin Nr. 16 theils aus Spitzenbändchen geformt, theils in Seide in lebhaften und contraſtirenden Farben geſtickt wird. Der obere Rand wird mit einer Rüſche von Wollenborde decorirt. An die Spitzen und

Nr. 8. Stecknadelſchachtel mit Nadelkiſſen. (Mit Deſſin)

zwiſchen die Lambrequins kommen Franſen von gekämmter Wolle. Zum Zubinden dienen zwei an den Seiten unter den Henkeln angenähte Bänder.

Nr. 9. Deſſin zu Nr. 8.

Nr. 17. Promenaden-Anzug.

Anzug von Grenadine und ſchwarzer Faille. Der gefältelte Rock von Grenadine fällt ganz glatt auf ein ſchmal gefälteltes Faillepliſſé herab. Die in Paniers

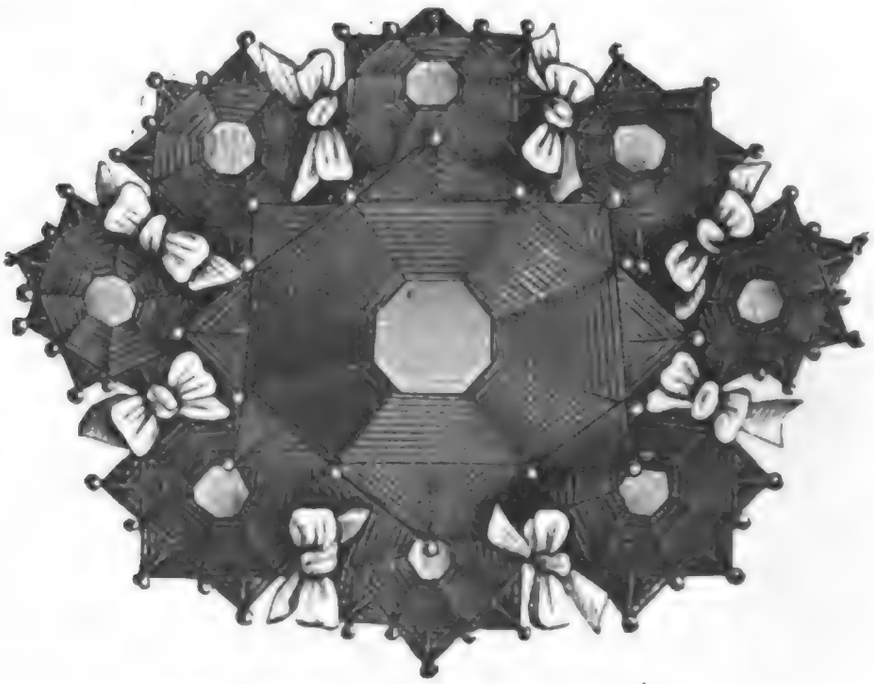
Digitized by Google

Nr. 10 und 11. Reisemantel. (Vorder- und Rückansicht.)

Nr. 12. Haus-Anzug.

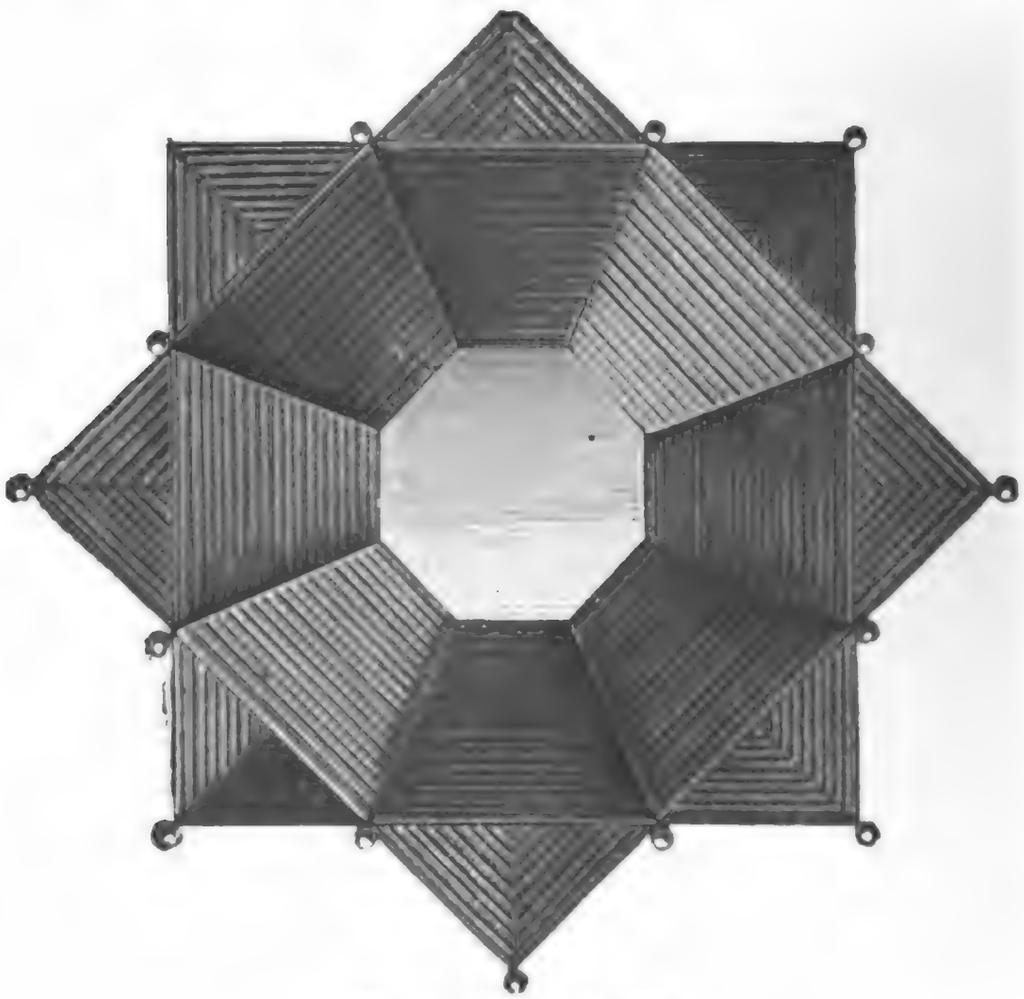
Digitized by Google

geraffte Tunica endigt in eine lange Schleppe und iſt mit einem gleichen Pliſſé-Volant umgeben wie der Rock. Die vordere Mitte der Tunica wird durch Faille-



Nr. 13. Viſitenkarten-Teller von Carton.

ſchrägſtreifen gehalten. Die Taille läuft auf Vorder- und Rückſeite ſpitz zu; den Pelerinekragen von Grenadine garniren ein kleines Pliſſé und Failleſchrägſtreifen,



Nr. 14. Deſſin zu Nr. 13.

welche bis an den untern Theil der Taille herabgehen. Viereckige Aermelaufſchläge mit gleichen Pliſſés und Failleſchrägſtreifen. Italieniſcher Strohhut mit Federn und crêmefarbenem Atlas garnirt.

Digitized by Google

Nr. 18. Viſiten-Anzug.

Anzug von kleingemuſtertem Foulard. Kurzer Rock mit zwei Pliſſés; Tunica

Nr. 15. Reiſekorb. (Mit Deſſin)

von klein gemuſtertem Foulard mit Revers von geſtreiftem Pekin und mit einer Reihe Schleifen mit langen Schluppen von aſſortirtem Atlas garnirt. Schooßtaille mit Mediciskragen und Revers, der nach der Taillenmitte ſchmäler wird, auf den

Nr. 16. Deſſin zu Nr. 15.

Schööße aber wieder weſentlich breiter erſcheint. Kleiner Spitzenkragen und Spitzenjabot. Strohhut mit hochgebogenem Vorderrande und herabhängenden Seidenrändern, um die Calotte eine Phantaſieſchärpe und Faſanfedern.

Nr. 17. Promenaden-Anzug.

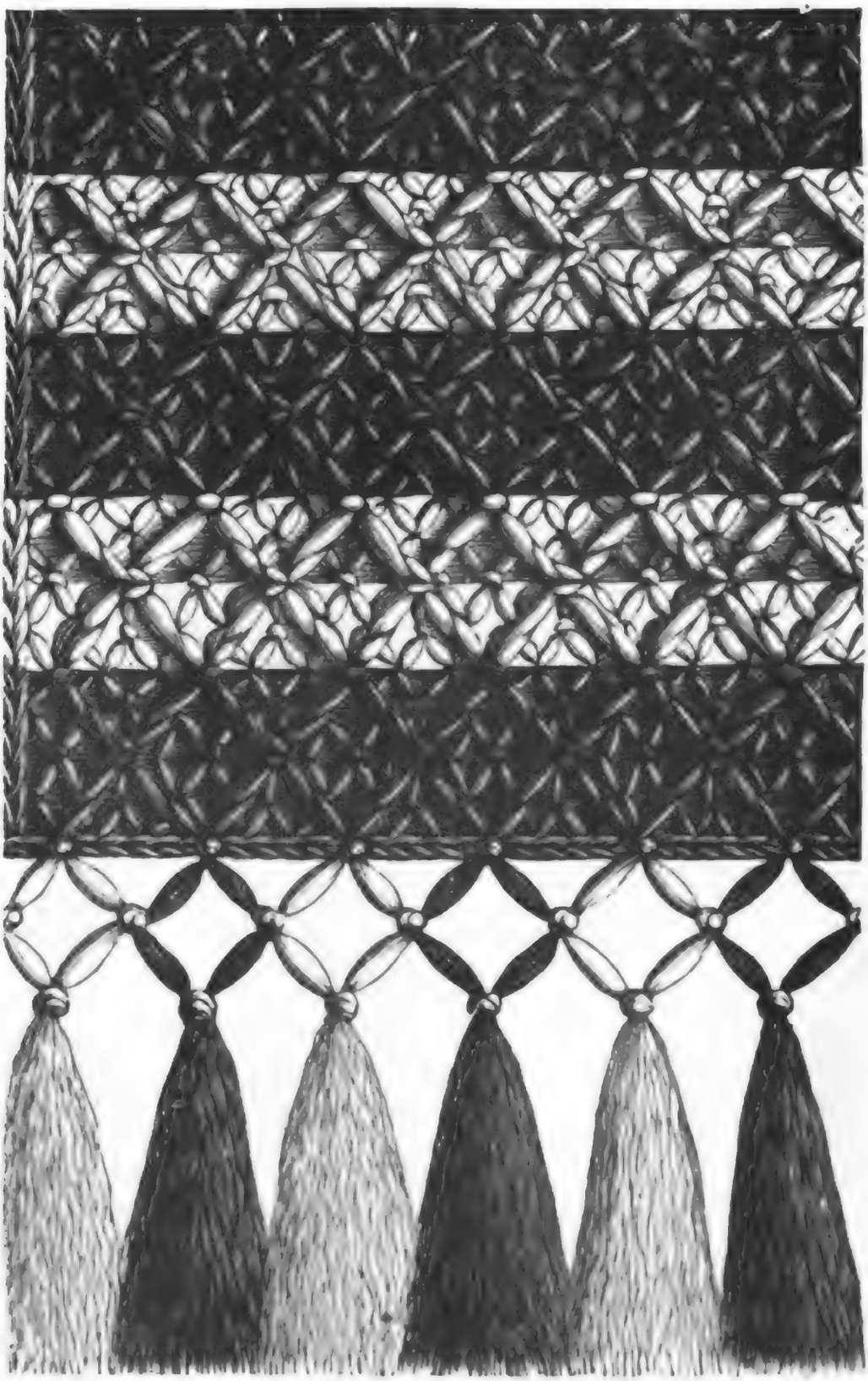
Digitized by Google

Nr. 18. Viſiten-Anzug.

Digitized by Google

Nr. 19. Häkelarbeit für eine Wiegendecke.

Dieſe Arbeit wird in vier Streifen abwechſelnd in vier Reihen weißer und vier Reihen himmelblauer vierdrähtiger ſächſiſcher Wolle ausgeführt, nämlich je eine blaue und eine weiße Raute. Die Kette wird ſo lang angelegt, als die Breite der Decke iſt.



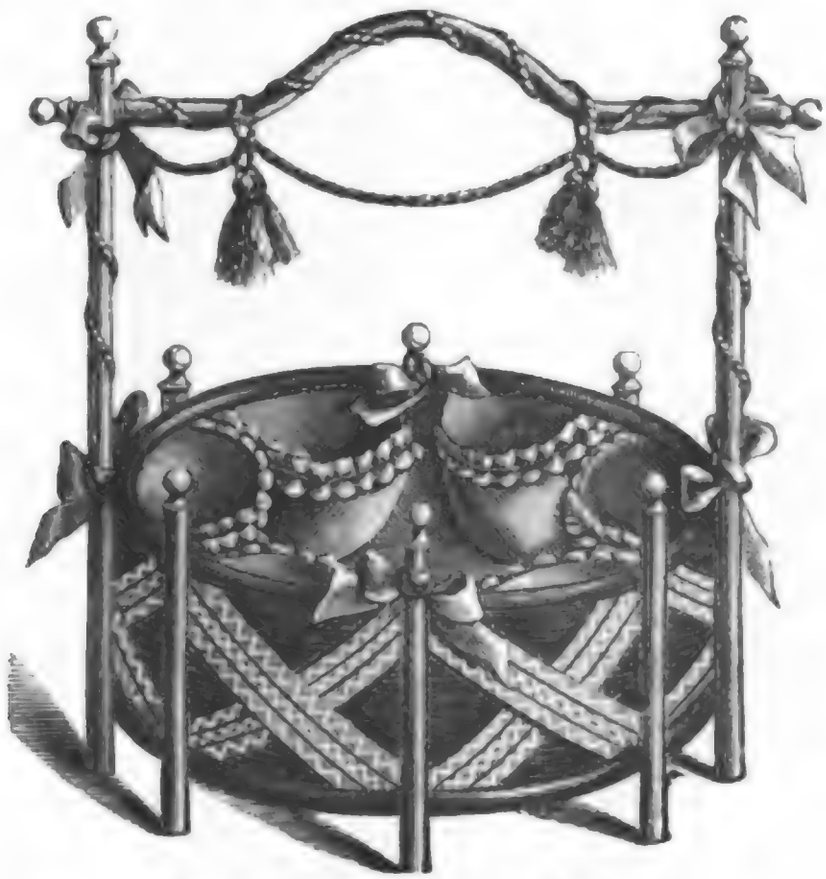
Nr. 19. Häkelarbeit für eine Wiegendecke.

1. Reihe: Einfache Maſchen; am Ende der Reihe wird wieder zurückgegangen und eine zweite einfache Maſchenreihe gehäkelt, indem die Nadel unter die ganze Kette gezogen wird. — **3 Reihe:** 3 einf. M., den Faden über die Nadel gezogen, in die erſte M. der erſten R. zurückgeſtochen; je zwei um zwei M. fallen gelaſſen; noch einmal den Faden über die Nadel gezogen und um 3 M. Diſtanz eingeſtochen, wieder in die erſte R.; je zwei um zwei M. fallen gelaſſen; 3 einf. M. und wieder

Digitized by Google

angefangen. Am Ende der Reihe zurückgegangen, indem einf. M. unter die ganze Kette gezogen werden.

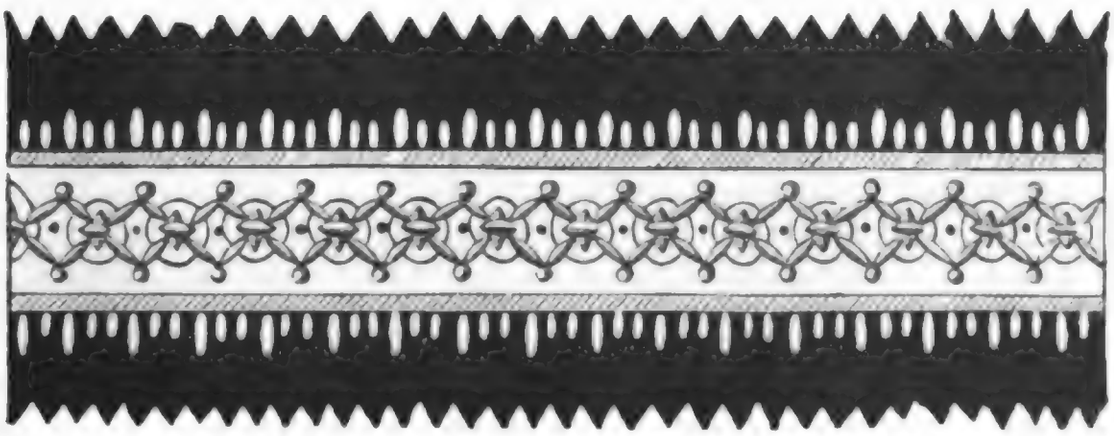
4. **Reihe**: Wie die vorhergehende, nur daß die Stäbchen in entgegengesetzter Richtung gehäkelt werden, um die Raute zu bilden. Beide Seiten der Decke werden mit einer geknüpften Franse von weißer und blauer Wolle garnirt.



Nr. 20. Arbeitskörbchen. (Mit Dessin.)

Nr. 20 und 21. Arbeitskörbchen. (Mit Dessin.)

Das Gestell besteht aus schwarz lackirtem spanischem Rohr mit weißen runden Knöpfen an den Enden. Das eigentliche Körbchen bildet eine aus Carton rund geformte Schachtel ohne Deckel, welche mit grünem Atlas überzogen ist. Der innere Ueberzug ist glatt, der äußere dagegen leicht wattirt und gekräuft. Die äußere Fläche



Nr. 21. Dessin zu Nr. 19.

wird mit kreuzweise übereinandergelegten dunkelgrünen Sammetstreifen garnirt. Auf die Mitte der Streifen wird ein hellgrünes Atlasband befestigt, welches mit dem auf dem Dessin Nr. 21 ersichtlichen Motiv in zwei Nüancen rosa Seide bestickt ist. Im Innern des Körbchens sind Täschchen von grünem Sammet angebracht, deren Ränder mit Rüschen von schmalem Band von der nämlichen Nüance besetzt sind. Der Henkel ist mit seidenen Schnuren, Quasten und Bandschleifen verziert.

Nr. 22. Zündhölzchen-Etui.

Unser Modell ist in wirklicher Größe. Das kleine Bouquet wird in blauer Seide in verschiedenen Nüancen im Hochstich auf sehr feinen brasilianischen Canevas gestickt.

Nr. 22. Zündhölzchen-Etui.

Nr. 23. Zündhölzchen-Etui.

Nr. 23. Zündhölzchen-Etui.

Dieser niedliche, für Raucher so unentbehrliche Gegenstand besteht aus einem Ledergehäuse (Futteral) und einer die Hölzchen enthaltenden Schiebeschachtel ebenfalls von Leder in natürlicher Farbe. Das Stickdessin auf der einen äußern Fläche (ein kleines Bouquet) wird in Seide im Hochstich ausgeführt; es ist dabei zu beachten, daß sich die Farbennüancen zart von einander abheben. Das Ausziehen des Schächtelchens geschieht, wie aus der Abbildung ersichtlich, von unten.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Im Herbststurm.

Nach dem Gemälde von J. Becker.

Digitized by Google

Der Salon

[illegible]

Digitized by Google

Der Salon.

Carmen.

Erzählung von **Fr. Levanti.**

(Fortsetzung.)

Graf Hartenstein wohnte in einem der besten Hotels, dessen Lissabon sich zu rühmen hatte. Es hatte einige Verwunderung erregt, daß der junge Deutsche, der anfänglich nur einige Tage verweilen wollte, so lange blieb, aber Niemand hegte die leiseste Ahnung von der Wahrheit, als er an jenem Mittwoch Morgen von der Sonne, die in sein Zimmer schien, geweckt wurde, und die draußen singenden Vögel ihm erzählten, daß heute sein Hochzeitstag sei. Niemand hatte eine Ahnung von dem was geschehen sollte, so gut hatte er sein Geheimniß zu behüten gewußt.

Als er später ausging fiel wohl einigen der ihm Begegnenden die strahlende Heiterkeit seines Gesichts auf, aber Niemand ließ sich träumen, daß dieser Tag seine schönsten Hoffnungen erfüllen, daß Carmen heute sein Weib werden sollte.

Die Minuten bis er mit ihr zusammentraf, kamen ihm vor wie ebenso viele Stunden und dann machte ihr Liebreiz ihn fast sprachlos. Sie hatte keinen Versuch zu einer wirklichen Brauttoilette unternommen, sondern trug ein einfaches, weißes Kleid, am Busen eine rothe Rose und auf dem Kopfe ein kleines, weißes Hütchen, das wie eine Krone auf ihrem dunklen, wallenden Haare saß. Ihre Jugend und Schönheit war an sich Schmuck genug; sie bedurfte keiner Bänder und Juwelen, selbst die Straße, die sie überschritt, erschien durch ihren Reiz verschönt.

Walter fand, als er ihr die Hand zum Gruße entgegenstreckte, keine Worte, so voll waren ihm Herz und Seele. Es schien ihm, als sei in diesem Augenblicke jeder Wunsch seines Lebens erfüllt, jedes Sehnen gestillt.

Wortlos nahm er ihre kleine Hand in die seinige und so gingen sie zusammen nach der Kirche. Der Pfarrer erwartete sie bereits. Er schien einen Moment vollständig geblendet von der Schönheit der Braut; ein solches Angesicht hatte das düstere kleine Haus gewiß nicht oft gesehen.

Als Carmen ihm mittheilte, daß sie die kleine Kirche schon seit einigen Jahren besuche, machte er ein erstauntes Gesicht.

Digitized by

„Sie haben freilich einen herrlichen Grund, Ihre Hochzeit zu beschleunigen", sagte er zu Graf Hartenstein, dessen einzige Antwort in einem stolzen, verwunderten Blick bestand. Dann begaben sie sich zusammen in die Kirche.

Der Pfarrer hatte zwei Zeugen besorgt, Portugiesen, die, in vollständiger Unkenntniß dessen was vorging, unbefangen lächelten. Carmens schönes Gesicht war erblaßt; die Aufregung hatte den Glanz ihrer schwarzen Augen getrübt. Während der Geistliche sein Buch aufschlug entstand eine kurze Pause und in dieser Zeit zeigte ihr Walter den Trauring, den er für sie ausgewählt hatte. Es war ein einfacher goldner Reif mit der Inschrift: „Zärtlich und treu." Sie küßte den kleinen Ring, der ihr als Sinnbild eines nie endenden Glückes erschien. Dann standen sie neben einander vor dem Altar.

Die Sonne schien in das düstre, kleine Gotteshaus und einer ihrer Strahlen fiel auf Carmens weißes Kleid, ein anderer auf ihr Haupt. Die heilige Handlung nahm ihren Fortgang.

Sie wurden zusammengegeben für gute und böse Tage, bis der Tod sie scheidet Nichts anderes konnte den feierlichen Vertrag lösen. Dann wurde der Segen über sie gesprochen. Sie waren nach göttlichen und menschlichen Gesetzen verbunden und traten nun in ein düsteres, kleines Zimmer, das als Sacristei diente.

Der Geistliche brauchte einige Zeit, um die nöthigen Bücher zu finden; aber endlich lagen sie auf dem Tische. Graf Hartenstein schrieb seinen Namen ein. Carmen unterzeichnete mit bebender Hand. Dann sagte der Geistliche:

„Gestatten Sie mir, Ihnen meine Glückwünsche auszusprechen, Herr Graf."

Carmen blickte verwundert auf Der neue Titel schien sie in Erstaunen zu setzen. Aber der Geistliche, der sie getraut, begegnete ihrem Blicke auch jetzt nicht frei und offen. Seine eigenthümliche Art und Weise fiel ihr selbst in diesem Augenblicke auf.

Walter sagte ihm leise einige Worte und Carmen bemerkte, daß eine kleine Rolle Banknoten aus seiner Hand in die des Geistlichen überging. Aber es war Zeit, die Kirche zu verlassen und sie wandte sich zum Gehen. Indessen schien der Pastor noch etwas zu sagen zu haben und folgte dem Bräutigam.

„Ich möchte Sie noch einen Augenblick sprechen", sagte er. „Wenn Sie dies Ehebündniß je bereuen sollten, wollen Sie es mich dann wissen lassen?"

„Ich werde es nie bereuen!" lautete die halb entrüstet, halb lachend gegebene Antwort. „Und wenn ich es je bereute, würde es nutzlos sein, Sie zu benachrichtigen. Sie könnten die Handlung doch nicht ungeschehen machen. Guten Morgen."

In der nächsten Minute standen sie als Mann und Frau draußen in der sonnigen Straße. Die Welt erschien wie ein Meer von Lust, der Himmel wie ein Meer von Feuer, aber Beide hatten nur einen Gedanken, den, sich nie wieder trennen zu müssen. Sie überschritten einen der großen Plätze, wo im Schatten der Bäume ein Springbrunnen plätscherte, umgeben von hübschen, hölzernen Bänken.

Digitized by Google

„Carmen, laß uns hier niedersitzen und uns mit den Gedanken vertraut werden, daß wir jetzt Mann und Frau sind, und nichts uns mehr trennen kann."

Die junge Frau setzte sich noch ganz verwirrt von ihrem Glück gehorsam an seiner Seite nieder.

„Das ist also unser Hochzeitstag, Carmen", sagte er. „Welche Wunder doch die Liebe vollbringt! Voriges Jahr um diese Zeit waren wir einander noch völlig fremd und nun ist unser ganzes Leben nur noch von unserer Liebe ausgefüllt. Zieh den Handschuh aus und laß mich sehen, wie der Trauring an Deinem Finger aussieht."

Lächelnd erfüllte sie seinen Wunsch. Es war eine so reizende weiße Hand und der Trauring blitzte so herrlich an ihrem Finger.

„Zärtlich und treu, Geliebte!" sagte er innig. „Wie oft werden wir späterhin noch dieses Tages gedenken. Gott gebe, daß unsere Liebe diesem Ringe gleicht, daß sie kein Ende hat und stark und rein bleibt, wie dies Gold."

Sie hob den Blick zu ihm auf und er erinnerte sich noch viele Jahre später ihrer Worte.

„Meine Liebe wird so bleiben", sagte sie. „Wenn die Liebe oder Treue Eines von uns Beiden nicht die Probe hielte, so müßte es die Deinige sein."

Er lachte in dem Stolze seines Herzens laut auf. Eher konnte er sterben, als sein angebetetes junges Weib weniger lieben. In dem Augenblicke schlugen die Glocken von dem einen der Kirchthürme Zwölf.

„Ich könnte den ganzen Tag hier im Schatten sitzen bleiben", sagte er. „Aber wir müssen mit dem Nachmittagszuge abreisen. Der eine Zug geht halb ein Uhr, ein anderer um vier Uhr ab. Der letztere wird der für uns passende sein. Jetzt wollen wir uns zu Deinem Onkel begeben."

Wie im Traume schritten die Beiden, Walter und seine junge Frau, über den Platz. Sie wußten nicht, wie viele Augen sich auf sie richteten, wie viele Blicke von Frauen ihnen folgten, welche aus Erfahrung wußten, wie bald Jugend und Schönheit vergeht, wie viele Männer sich voll Neid nach der graziösen Gestalt und dem schönen Gesicht des Mädchens umdrehten. Unbekümmert schritten sie dahin nur von dem einen Gedanken erfüllt, daß sie nun Mann und Frau waren und daß nichts sie mehr scheiden konnte. So gelangten sie auf dem Marktplatz, auf welchem sich ein Blumenverkaufsstand an den andern reihte und die Luft ringsum mit Duft erfüllt war.

„Ich muß Dir einige Blumen kaufen, Carmen", sagte Graf Hartenstein. Und in wenigen Minuten hielt sie Sträuße der auserlesensten rothen und weißen Blumen in den Händen.

„Nun kann ich Dir nicht einmal mehr die Hand geben, Walter", flüsterte sie beinahe vorwurfsvoll.

„Eine Braut muß Blumen haben", entgegnete er.

Carmen erröthete.

„Ich fürchte, daß man mir die Braut recht ansieht, nicht Walter?" fragte sie. „Ich habe die Empfindung, als wäre ich über und über roth und glaube, ich sehe so thöricht glücklich, so über alle Maßen glücklich aus. Die Blumen machen das Uebel nur ärger, nicht wahr?"

Digitized by Google

Als er sie darauf anblickte, fragte er sich selbst, ob wohl je ein Mann ein schöneres Geschöpf sein eigen genannt, als das, welches jetzt vor den bewundernden Blicken der Umstehenden so scheu zurückwich.

„Ich werde dies Bild von Dir in der Seele tragen, so lange ich lebe", sagte er. „So sah meine Braut am Hochzeitstage aus, in ihrem weißen Kleide, mit der rothen Rose am Busen und den Händen voll Blumen. Bald wirst Du Juwelen anstatt der Blumen tragen und schwere schleppende Roben von Sammet und Seide anstatt der einfachen Kleider. Aber Du kannst in meinen Augen nie schöner werden als jetzt."

Die Worte erstarben ihm auf den Lippen, denn er erblickte plötzlich einen der Kellner seines Hotels, der über den Platz herüber gelaufen kam, als ob es sein Leben gelte und etwas in der Hand hielt, das Walters geübtes Auge sofort als ein Telegramm erkannte.

Er rief den Mann an, denn er war überzeugt, daß die Depesche für ihn bestimmt sei.

„Ich habe Ew. Gnaden schon in der ganzen Stadt gesucht", sagte der Aufwärter sichtlich erleichtert. „Das Telegramm traf bereits vor zwei Stunden ein und trägt den Vermerk „eilig". Ich bin überall gewesen, wo ich hoffen konnte, den Herrn Grafen zu finden."

Walter bemerkte, daß die seltene Schönheit der jungen Frau an seiner Seite die Aufmerksamkeit des Mannes erregte und hätte ihn für das unverschämte Lächeln, das um seine Lippen spielte, zu Boden schlagen mögen

„Geh ein wenig voraus, Carmen", sagte er leise. „Ich hole Dich ein, wenn ich den Boten abgefertigt habe."

„Ich bin so schnell gelaufen als ich konnte, und der Tag ist warm, Herr Graf", fuhr der Aufwärter mit einer Verbeugung fort.

„Womit er andeuten will, daß er ein anständiges Trinkgeld erwartet", dachte Hartenstein.

Dabei zog er die Börse und aus dem Lächeln, welches sich sogleich über das verschmitzte Gesicht des Boten verbreitete, ließ sich schließen, daß er befriedigt war. Lachend ging er nach dem Hotel zurück.

„Das Räthsel, was den Herrn Grafen hier gefesselt hielt, wäre also gelöst", murmelte er. „Ein Weibergesicht. Aber was für eins! Ich war beinahe so geblendet, als ob ich in die Sonne gesehen hätte."

Mittlerweile öffnete der Graf, der zu stolz gewesen war, die Depesche unter den listigen Augen des Burschen zu lesen, das Couvert mit einer gewissen Hast. Sie war von seiner Mutter und lautete:

„Mein lieber Sohn. Komm ohne einen Augenblick zu versäumen nach Hause. Wir sind Alle in Verzweiflung. Dein Vater liegt im Sterben. Verliere keine Stunde Zeit. Er fragt unaufhörlich nach Dir."

Er las die Worte mit überströmenden Augen. Sein Vater lag im Sterben — und dies war sein Trauungstag!

„Was soll ich thun?" schrie es in ihm laut auf. Ich kann sie unmöglich verlassen, es ist mein Hochzeitstag! Aber ich kann sie auch nicht mitnehmen, denn mein Vater liegt im Sterben! Gott im Himmel, was soll ich thun?"

Digitized by Google

VIII.

Mehr als einer der Vorübergehenden blieb stehen, um das blasse, aufgeregte Gesicht zu betrachten, das sich über das Telegramm beugte. Kein Augenblick war zu verlieren. Walter kannte die Abfahrtszeit jedes Schiffes und jedes Zuges. Wollte er Carmen verlassen, so mußte es binnen zehn Minuten geschehen. Vielleicht hatte nie ein Mensch größere Pein empfunden, als er in diesen wenigen Minuten. Es war zu grausam! Wie vermochte er, sie zu verlassen? Wie konnte er, auf der andern Seite, seine junge Frau an das Sterbebett seines Vaters, in ein Haus des Kummers und Schmerzes führen? Auch das wäre grausam gewesen!

Er warf einen trostlosen Blick nach dem blauen Himmel. War die Sonne, die mit so verwirrendem Glanze auf ihn herniederschien, dieselbe Sonne, die ihm fünf kurze Minuten vorher auf dem Wege zum Glück geleuchtet hatte? Kein Wunder, daß sein blasses Antlitz Aufmerksamkeit erregte. Schien es ihm doch, als stünde plötzlich die ganze Welt still. Langsam ging er hinter Carmen her, eine Masse von Gedanken wälzten sich durch sein Gehirn.

Er hatte beabsichtigt, sein junges Weib mit heim, nach Hartenstein zu nehmen; war aber keineswegs blind gegen die Schwierigkeiten, die ihm bevorstanden. Er war auf den Zorn seines Vaters und den Verdruß seiner Mutter gefaßt gewesen, aber er hatte sich auch überzeugt gehalten, daß seine zärtliche Liebe zu Carmen sowie deren Schönheit alle Vorurtheile besiegen und ihr schnell die Zuneigung seiner Eltern gewinnen würde. Alles dies war jetzt unmöglich. Seine Familie war in Verzweiflung, hatte die Mutter geschrieben, ohne hinzuzusetzen, aus welchem Grunde; aber er las aus ihren Worten heraus, daß nicht allein die Krankheit des Vaters die Ursache war. Er konnte ihre Sorgen und Kümmernisse nicht vermehren, indem er seine heimliche Vermälung mit einer nicht ebenbürtigen Frau eingestand. Er konnte die junge Frau, so, schön und liebenswerth sie auch sein mochte, die doch noch eine völlig Fremde in der Familie war, nicht an das Sterbebett seines Vaters führen. Wie vollkommen verändert erschien ihm jetzt die ganze schöne Welt!

Carmen, welche umgekehrt war, als sie ihn daher kommen sah, berührte sanft seinen Arm, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und blickte besorgt in sein Gesicht, daß sich in den wenigen Minuten so gänzlich verändert hatte.

„Du hast schlechte Nachrichten!“ sagte sie. „Dein Gesicht verräth es.“

„Ja, Geliebte, die schlimmsten Nachrichten, die ich nur bekommen konnte. Mein Vater ist dem Tode nahe und meine Mutter wünscht mich in ihrem tiefen Schmerz bei sich zu haben. Sie telegraphirt, ich möchte keine Stunde verlieren.“

Alles Licht erlosch in dem schönen Antlitz; ihre Lippen bebten; der Schrecken und der Schmerz, die aus ihren Augen sprachen, rührten ihn tief. Sie klammerte sich mit der einen kleinen Hand fest an ihn an, als habe sie bereits eine Ahnung des Kommenden.

„Sage mir Alles“, bat sie. „Was ist es außerdem, was Dich bekümmert?“

Digitized by Google

„Ich weiß nicht, was ich thun soll", entgegnete er. „Meine Mutter heißt mich auf der Stelle heimkommen. Will ich ihr folgen, so habe ich nicht zehn Minuten zu verlieren. Aber ich kann mit Dir nicht davon laufen, wie ein Dieb in der Nacht. Ich muß mit Deinem Onkel sprechen. Und dennoch, Geliebte, möchte ich Dich nicht heimbringen, während mein Vater auf dem Todtenbette liegt. Auf diese Sachlage war ich nicht vorbereitet."

Das liebliche, junge Gesicht Carmens wurde bei jedem Worte bleicher.

„Es ist eine Qual für mich, Dir das zu sagen, eine Qual, es nur zu denken", fuhr er fort. „Und dabei sehe ich nur einen einzigen Ausweg."

Er unterbrach sich, denn die Augen, in die er blickte wurden vor Schrecken immer größer; die süßen Lippen zitterten.

„Mein Liebling", bat er, „mein eigenes Herz sagt mir, was Du sagen willst. Gieb mir nur Zeit, meine Gedanken zu sammeln; ich bin völlig verwirrt."

Sie suchte sich zu fassen, klammerte sich an seinen Arm und blickte zu seinem Angesicht empor, das den Ausdruck leidenschaftlicher Liebe zu ihr trug.

„Ich kann es nicht aussprechen, Carmen, und doch muß es gesagt werden. Man kann Todtenglocken und Hochzeitsglocken nicht zusammen läuten. Ich kann meine junge Frau nicht heimbringen, während mein Vater im Sterben liegt. Ich darf den Kummer meiner Mutter auch nicht ums Kleinste vermehren."

„Nein; ich sehe das ein", entgegnete sie leise. „Du kannst mich nicht mitnehmen."

„Und dennoch kann ich Dich nicht verlassen, mein Weib, mein Liebling! Ich kann Dich nicht verlassen!"

„Es muß sein", sagte sie. „Ich begreife, daß Du das Wort nicht aussprechen kannst, deshalb muß ich es thun. Es ist unmöglich, daß ich Dich begleite. Wünschest Du, daß ich hier bleibe, bis Du zurückkommst?"

„Wie brav und muthig Du bist, Carmen. Ich hätte es nicht vermocht!" erwiederte er.

Sie blickte ihn traurig an. Guter Gott, welcher Schmerz spiegelte sich in diesem süßen Angesicht und in diesen erwartungsvollen Augen! Sie hegte halb den Glauben, halb die Hoffnung, daß er sich weigern werde, sie zu verlassen, daß er sagen würde, sie müsse jedenfalls mit ihm gehen, er könne die Trennung nicht ertragen; aber diese Hoffnung erstarb in ihrem Herzen, als er sie muthig und brav nannte.

„Es wird so am besten sein, mein geliebtes Herz", sagte er nach einer Pause. „Freilich ein betrübtes Ende unseres jungen Glückes; aber wir können es nicht ändern. Ich sehe keinen andern Rath. Es ist am besten, Du gehst in das Haus Deines Onkels zurück und wartest da, bis ich Dich hole."

„Ich werde Alles thun, was Du wünschest", antwortete sie sanft, aber es lag ein Klageton in ihrer Stimme, der ihm ins Herz schnitt.

„Es wird so am besten sein", wiederholte er. „Man wird Dich daheim nicht vermißt haben, Carmen?"

Digitized by Google

„Nein, es ist ja Niemand daheim, der mich vermißte", entgegnete sie traurig. „Denke nicht an mich. Man wird mich vielleicht ausschelten, daß ich einen so langen Spaziergang ohne die Erlaubniß meines Onkels gemacht habe, aber was thut das!"

„Ich werde nicht lange fortbleiben", sagte er. „Wenn das Schlimmste geschieht, wenn mein armer Vater stirbt, so kehre ich sogleich zurück. Wird er gesund, so komme ich sobald ich ihn verlassen kann. In jedem Falle bin ich in einem Monate wieder bei Dir."

Ein schwacher Schimmer von Farbe stieg in dem bleichen Gesicht auf.

„In einem Monat?" fragte sie. „Bist Du dessen ganz sicher?"

„Ich schwöre es Dir! Nichts als der Tod könnte mich von meinem geliebten Weibe fern halten. Ich komme, um meinen Liebling zu holen."

„In einem Monat?" fragte sie noch einmal. „Die Weinernte wird dann noch nicht vorüber sein und die Rosen werden noch in Blüthe stehen. Ich werde Deiner warten, Walter, in aller Liebe, aller Treue und in allen Glauben."

„Gott segne Dich, mein geliebtes Weib", rief er, „Du ahnst nicht, wie sehr Du mir das Herz durch Deinen muthigen Entschluß erleichterst. Ich bin gewiß zurück, ehe die Rosen abgeblüht sind. Die Sehnsucht nach Dir wird mir keine Ruhe lassen, die Minuten werden mir wie Stunden erscheinen. Und Du bist ja mein, Niemand kann uns trennen, nichts als der Tod kann uns scheiden."

„Nein", erwiederte sie leise, „nichts als der Tod."

„Du wirst in das Haus Deines Onkels zurückkehren, Carmen, und unser Geheimniß bewahren", fuhr er fort. „Die Geheimhaltung wäre zwar nicht nöthig; aber ich möchte es ihm lieber selber mittheilen, wenn ich komme, um Dich zu holen. Wenn Du es ihm jetzt sagtest, möchte er ärgerlich werden, und ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß mein Liebling den Sturm allein über sich ergehen lassen soll."

„Auch ich würde lieber Alles verschweigen, bist Du kommst", sagte sie sanft. „Er möchte böse werden, würde es vielleicht gar nicht verstehen."

„So lassen wir es dabei, geliebtes Herz. Verschweige unsre Heirath, bis ich komme, Dich zu holen. Aber ich muß Dir schreiben können, muß Dir oft schreiben. Ich werde meine Briefe **poste restante** adressiren, Du wirst mir unter dieser Adresse hier antworten. Ich hoffe, Du hast auf diese Weise keine Unannehmlichkeiten, Niemand weiß um unser Geheimniß, als der Geistliche."

„Ich werde dafür sorgen, daß er mich nicht sieht", entgegnete sie, „ich werde mich in Acht nehmen." Und ohne zu wissen warum schauderte sie bei den Gedanken an die seltsamen Blicke und das verwirrte Wesen des Geistlichen.

„Du wirst Dir Mühe geben, ruhig und glücklich zu sein, Carmen", sagte Graf Hartenstein. „Denke nur immer an den heutigen schönen Morgen und an die noch schöneren Tage, die uns noch vorbehalten sind."

„Ich kann nicht glücklich sein, wenn Du fort bist", entgegnete sie. „Aber ich kann vielleicht lernen, mich hinein zu schicken und in Geduld Deine Rückkehr abzuwarten."

Digitized by Google

„Mein Liebling, die traurige Nachricht hat Dich verändert, wie eine Blume verändert ist, wenn der Frost sie berührt hat. Hätte mir doch der Himmel Macht über das Schicksal gegeben. Leider bin ich machtlos. Wir müssen auf eine Weile Abschied von einander nehmen, mein süßes Weib. Warum siehst Du so bleich und kummervoll aus? Du zweifelst doch nicht an mir?"

„Nein; ein Zweifel würde mein Tod sein", entgegnete sie schnell.

„Die Zeit wird rasch vorübergehen, es ist ja nur ein Monat. Gieb Acht auf die Rosen und sage ihnen: „Ehe ihr verblüht seid, ist mein Geliebter hier!" Beobachte die bräunlichen Weintrauben und sage zu ihnen: „Ehe ihr reif geworden, ist mein Geliebter bei mir!" Mein liebes Herz, mein Liebling, mein Weib, blicke mich an, versuche zu lächeln! Wenn wir uns wirklich trennen sollen, so muß es jetzt geschehen, die Zeit verstreicht. Ich möchte nicht, daß mein letzter Blick auf ein trauriges Gesicht fiele."

Sie versuchte zu lächeln, ihren leidenschaftlichen Schmerz und ihre leidenschaftliche Liebe niederzukämpfen, aber die Anstrengung war vergeblich. Ihre Lippen bebten, während sie lächelten und die schwarzen Augen füllten sich mit Thränen.

„Carmen!" rief er außer sich, „ich kann nicht gehen, wenn der Abschied Dich so tief betrübt. Außerdem sind die nächsten Pflichten jedes Mannes doch die gegen seine Frau. Mein geliebtes Weib, wenn ich noch eine Minute länger in Dein Angesicht schaue, wird es mir überhaupt unmöglich sein, zu gehen!"

„Dann muß ich mein Gesicht verbergen", entgegnete sie. „Walter, Du hast mir gesagt, daß die Pflicht Dich ruft."

„Die Pflicht ruft mich nach Hause, das ist wahr; aber ich bin ein Mensch, und ich liebe Dich. — Wie ich Dich liebe, mein theures Weib!"

„Dann wird diese Liebe Dich bald zurückführen", sagte sie, indem sie eine Anstrengung machte, sich zu beherrschen und zu lächeln. Aber das ging über ihre Kraft und sie wurde todtenbleich.

„Gieb mir die Rose, die Du bei unserer Trauung an der Brust getragen hast", bat er. „Sie wird mir wie ein Theil Deines eignen lieblichen Wesens erscheinen."

Sie gab ihm die Blume und er legte sie zu den ausgefallenen Rosenblättern vom vorigen Abend.

„Ich muß fort", sagte er, „aber es ist mir, als ob ich das Himmelslicht mit der finstern Nacht vertauschte. O, Carmen, mein Weib, meine geliebte, kleine Frau. Nie kann ein Mensch einen schwerern Kampf gekämpft haben! Wie soll ich es über mich gewinnen, Dir Lebewohl zu sagen?"

„Sage nicht Lebewohl, sage auf Wiedersehen. Auf Wiedersehen in vier Wochen, das wird dem Abschied den Stachel nehmen. Auf Wiedersehen, Walter, in vier Wochen."

„Ich muß Dich küssen, Carmen! Ich kann nicht so von Dir gehen! Niemand sieht uns."

Er beugte seinen schönen Kopf zu ihr nieder und ihre Lippen begegneten sich. Seine ganze Leidenschaft, seine Liebe wie sein Schmerz sprach sich in diesem einen langen Kusse aus. Als er den Kopf wieder aufrichtete, blickten sie einander an.

Digitized by Google

„Ich kann nicht gehen, Carmen", rief er verzweifelt.

„Wenn es Deine Pflicht ist, mußt Du es thun", gab sie zur Antwort.

„Wir, die wir einander so zärtlich lieben, sollen von einander scheiden, unter diesem blauen Himmel, unter dieser goldnen Sonne, sollen scheiden in dem Augenblicke, da wir Mann und Frau geworden sind!"

„Es ist nicht für lange", flüsterte sie. „Du wirst in vier Wochen zu mir zurückkehren."

„Ich schwöre es Dir!" sagte er.

„Und Du wirst mich immer treu und zärtlich lieben?" fragte sie.

„Ich schwöre es Dir, Carmen!" entgegnete er.

„Wenn Du an mich denkst, so sage Dir immer: Meine kleine Frau erwartet mich, zärtlich und treu."

Dies waren die letzten Worte, die er von ihr vernahm. Nachdem sie dieselben mühsam hervorgestoßen, wandte sie sich mit tiefem Aufschluchzen ab, und er, da er wußte, daß ihm, wenn er ihr folgte, das Scheiden unmöglich werden würde, eilte schnellen Schrittes davon.

IX.

Walter Hartenstein wagte nicht, sich auch nur einen Augenblick seinen Gedanken zu überlassen. Jeder Pulsschlag seines Herzens trieb ihn an, dem jungen Wesen zu folgen, das soeben mit bleichem, schmerzvollem Antlitz von ihm gegangen war, und gewaltsam mußte er den Entschluß festhalten nach dem Hotel zu eilen.

„Ich habe schlechte Nachrichten von Hause erhalten und muß sofort nach Deutschland zurück. Aber ich gedenke etwa in Monatsfrist wieder hier zu sein", sagte er.

In der größten Eile fuhr er nach dem Bahnhofe und kam gerade noch zurecht, um mit dem bereit stehenden Zuge abzufahren. Eine Minute später und es wäre zu spät gewesen.

Er kam nicht eher wieder zu sich selbst und wurde nicht eher wieder Herr seiner Gedanken, bis er eine Strecke gefahren war, bis er die Weinberge und Olivenhaine erblickte, die Gruppen von Citronen- und Orangenbäumen, die rothen Mohnblumen und die üppige Pracht der bräunlichen Trauben. Dies brachte ihm erst deutlich zum Bewußtsein, daß er Carmen verlassen und sein schöner Liebestraum ein plötzliches Ende gefunden hatte. Erst jetzt wurde er sich klar bewußt, daß er gezwungen gewesen war, sein junges, ihm eben angetrautes Weib zu verlassen, daß er lange Tage und Wochen das schöne Gesicht nicht sehen sollte, das er mehr liebte als sein Leben. Bei diesem Gedanken überwältigte ihn ein Gefühl bittern Schmerzes und schwerer Besorgniß, aber er suchte sich damit zu trösten, daß er sich sagte, die Trennung solle ja nicht länger als einen Monat dauern, und daß er sich die Freude Carmens bei seiner Rückkehr vorstellte, das Glück der Wiedervereinigung und seinen Stolz und sein Vergnügen, wenn er sie dann in seine Heimat führte. Wer wußte denn, ob nicht Alles gerade so am besten war; gewann er doch nun Zeit, seine Eltern vorzubereiten, und selbst wenn das

Digitized by

Schlimmste geschah, wenn sein Vater starb, hoffte er doch auf dessen Segen für sich und sein junges Weib. Seine Mutter glaubte er mit Leichtigkeit günstig für den Empfang der Tochter zu stimmen, und so war vielleicht Alles so wie es gekommen, am besten. Aber das Bild des armen lieblichen Wesens, wie es am Hochzeitstage einsam und allein heimwärts ging, wollte ihn nicht verlassen und trieb ihn die Thränen in die Augen.

„Wen hat wohl je ein solches Schicksal betroffen", rief er. „Wer verlor wohl schon sein Weib am Hochzeitstage!"

So viel er es auch versuchte, er konnte das Bild nicht los werden. Gewiß hatte es nie einen süßern, seligern Liebestraum gegeben, aber auch gewiß keinen, der so grausam zerstört wurde!

Als er sich den Grenzen seines Heimatlandes näherte, wichen diese Träume den ernsten Gedanken an das Vaterhaus. Er besaß ein weiches, dankbares Herz und wußte recht gut, welche Opfer und Entsagungen der Vater sich um seinetwillen auferlegt. Es war ihm kaum möglich, sich ihn sterbend und das elterliche Haus unter den Schatten seines Todes zu denken. Er erinnerte sich, wie stolz der Vater stets auf ihn gewesen war, wie er ihn in seiner vornehmen Art geliebt hatte, wie er ihn Andern gegenüber nie anders genannt, als: „mein Sohn und Erbe", wie unbedingt er den künftigen Glanz und Ruhm der Familie von ihm erwartet, und das Herz wurde ihm schwer und die Augen wurden ihm feucht. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß dieser geliebte Vater dem Tode nahe sein sollte. Nein, nein, es konnte nicht sein.

Erst als er die Grenzen der väterlichen Besitzung erreichte, packte ihn etwas, wie das Vorgefühl kommenden Unglücks, ein Gefühl, dem er keine Worte zu geben vermochte.

„Wie geht es meinem Vater?" fragte er den Diener, der ihn mit dem Wagen an der Eisenbahnstation erwartete.

„Er ist sehr krank, Herr Graf, sehr krank, aber er lebt noch, wenn auch wenig Hoffnung vorhanden ist, ihn zu erhalten", entgegnete der Mann.

Die Worte zerschnitten Walter das Herz. Wie gern hätte er in dieser Stunde Reichthum, Stand und Titel hingegeben, wenn es möglich gewesen wäre, damit Leben und Gesundheit des theuern Vaters zu erkaufen.

Der Wagen brachte ihn so schnell als möglich nach Hause. Es war eine sternhelle Nacht und die Luft würzig und von Blumen durchduftet. Er erinnerte sich, wie oft er sich diese Heimfahrt vorgestellt, aber immer hatte Carmen neben ihm gesessen, immer war das junge, schöne Gesicht ihm zur Seite gewesen, immer hatte ihre Hand in der seinigen gelegen, und jetzt war sie allein und er war allein und zwischen ihnen lag eine Entfernung von hunderten von Meilen.

Endlich wurden die Thürme des Schlosses sichtbar und sein Herz erbebte bei diesem ersten Blicke auf den stattlichen, alten Edelsitz, der seine Heimat war. Wie das prächtige Gebäude jetzt von Mondlicht überflutet vor ihm lag, glich es einem Gedicht in Stein. Dunkle Massen von Epheu hingen an den mächtigen Thürmen und Warten herab, die hohen Bogenfenster, die mächtigen, gewölbten Thore, der Hauch des Alterthums, der über dem Ganzen lag, das Alles sprach mächtig zu dem Herzen des Mannes, dessen Blick jetzt auf dem Bilde ruhte.

Digitized by Google

Die Hartensteins waren stolz auf ihren Familiensitz, den Schauplatz ihres alten Glanzes, und als jetzt das Schloß mit seinen herrlichen Terrassen, seinen prächtigen Gärten und alten Mauern vor ihm lag, fühlte Walter etwas wie eine leidenschaftliche Liebe für sein Vaterhaus in sich aufsteigen.

Die Fenster der oberen Etage waren erleuchtet, und dort lag einer der stolzesten Männer seines Landes im Sterben. Aber die Lustre waren Walter doch ein Trost. Die Antwort, welche der Diener ihm gegeben, hatte ihn mit der Befürchtung erfüllt, er könnte den Vater nicht mehr am Leben finden.

Endlich stand er in der großen, herrlichen Eingangshalle, die im tiefsten Schweigen lag. Ein Diener näherte sich ihm auf den Fußspitzen und flüsterte ihm zu:

„Die gnädige Gräfin befindet sich in ihrem Boudoir und läßt den Herrn Grafen ersuchen, sich dorthin zu bemühen."

Die lautlose Stille, welche das ganze Haus umfing, schien den jungen Mann erst zum vollen Bewußtsein Dessen zu bringen, was hier vorging. Kein musikalischer Ton, kein Lachen, kein Gemurmel fröhlicher Stimmen unterbrach die Grabesstille des Hauses.

Walter begab sich in das Boudoir seiner Mutter. Schon draußen vor der Thür vernahm er ein leises Schluchzen und er dankte Gott, daß er sein junges Weib nicht mit in dieses Haus der Trauer gebracht hatte.

Leise öffnete er die Thür und trat ein. Seine Mutter saß, von Gram gebeugt, das Gesicht von Thränen überströmt, vor ihm. Als Walter eintrat, blickte sie auf und streckte ihm die Arme entgegen.

„O, mein Sohn, mein Sohn! Gott sei Dank, daß Du da bist!" rief sie schluchzend.

Noch einmal sagte er sich, wie gut es sei, daß er seine junge Frau zurückgelassen. Es war das erste Mal, daß er Thränen in den Augen seiner Mutter sah, und der Anblick erschütterte ihn tief. Bitterlich weinend warf sie sich an seine Brust, und er küßte sie zärtlich, indem er versuchte, ihr tröstliche Worte zu sagen.

„Vielleicht ist es nicht so schlimm, als Du denkst, Mutter", sagte er. „So lange der Athem noch aus und ein geht, darf man die Hoffnung nicht aufgeben. Mein Vater kann wieder gesund werden."

Sie erhob die Augen zu denen des Sohnes.

„Du kannst Dir denken, wie groß das Unglück sein muß, das uns betroffen hat, wenn ich Dir sage, daß Deines Vaters Krankheit nur ein Theil desselben ist."

„Was ist geschehen, Mutter?" fragte er sanft.

„Ich kann es Dir nicht sagen. Dein Vater wünscht, Dir die Mittheilung selbst zu machen. Du wirst es ja noch früh genug erfahren, mein armer Sohn."

Es lag ein merkwürdiger, bleicher Schein um seine Lippen, als er fragte:

„Hoffentlich ist Hilda nichts geschehen, Mutter?"

„Nein, was sollte ihr geschehen sein. Sie ist ein so gutes Kind. Aber Du kommst von der Reise, Walter, Du mußt etwas genießen."

Die Gräfin zog die Klingel und befahl, einige Erfrischungen zu bringen.

Digitized by Google

„Du wirst Deiner ganzen Kraft und Fassung bedürfen, Walter", sagte sie. „Trinke ein wenig Wein, dann will ich Dich zu Deinem Vater führen."

Walter setzte sich und trank ein Glas von dem Wein, den der Diener gebracht hatte. Was konnte geschehen sein? Er sah sich in dem hohen, alterthümlichen Gemache um, das von ehemaligem Glanze erzählte; dann blickte er auf seine Mutter, die in ihrem langen, schwarzen Gewande wie eine Fürstin erschien. Was vermochte die vornehme Ruhe dieses Hauses und seiner Bewohner so zu erschüttern?

„Weine nicht, Mutter", begann er dann wieder. „Du weißt, daß ich Dich nie habe weinen sehen. Laß mich Dir die Thränen fortküssen; ich wüßte nicht, was ich lieber ertrüge, als Dich so niedergeschlagen und traurig zu finden."

Die Gräfin beugte sich über ihn. Sie war eine ruhige, wenig demonstrative Natur, jetzt schlang sie ihren Arm um seinen Nacken und sah ihn mit überfließenden Augen ins Gesicht.

„Walter", sagte sie, „unsere ganze Hoffnung beruht auf Dir. Deines Vaters Haar ist vom Alter gebleicht — er hat nur für Dich gelebt und gespart, und jetzt setzen wir auf Dich, für dessen Glück wir Alles gethan haben, unsere ganze Hoffnung. Dein Vater wird ein Versprechen von Dir fordern, und ich flehe Dich an, gieb es ihm."

„Wie kannst Du daran zweifeln. Wie könnte ich ihm einen Wunsch versagen?" rief Walter ohne eine Ahnung, was man von ihm fordern könnte.

„Es scheint mir, als wären alle Schalen des Zornes über unsere Häupter ausgegossen worden", fuhr die Gräfin fort. „Erst kommen jene schrecklichen Nachrichten und dann wird Dein Vater aufs Krankenlager geworfen, um, wie ich fürchte, nie wieder aufzustehen. Du, mein Sohn, bist mein einziger Trost und meine einzige Hoffnung. Tröste mich, beruhige mich. Sage mir, daß Deine Liebe groß genug ist, um zu thun, was Dein Vater von Dir erbittet. Sage mir etwas, das mich von meinen Sorgen befreit. Ich habe so furchtbar gelitten — mein Sohn, habe Mitleid mit mir!"

War das seine ruhige, stolze Mutter, deren gehaltene Art Jedem imponirte, deren vornehmes Antlitz niemals von Thränen geröthet gewesen war, über deren Lippen nie ein Seufzer, nie eine Bitte gekommen! Was er sah, war ihm so neu, und in der Neuheit so schrecklich, daß er es kaum zu begreifen vermochte. Er umschlang die Mutter mit beiden Armen und drückte sie an seine Brust, und sie, die äußere Zeichen von Zärtlichkeit nie geliebt hatte, schien jetzt in der Zärtlichkeit des Sohnes Trost zu finden.

„Meine geliebte Mutter, Du weißt, daß ich gern sterben würde, wenn mein Tod Dir etwas nützen könnte. Warum bezweifelst Du meine Bereitwilligkeit, zu thun, was der Vater von mir verlangt. Selbstverständlich werde ich seinen Wünschen nachkommen und gewiß nichts versäumen, was Dich und ihn trösten und beruhigen kann."

Sie legte ihre Hand auf den männlich schönen Kopf des Sohnes.

„Dafür segne Dich der Himmel!" rief sie. „Du giebst mir das Leben wieder! Ich fürchtete — ja, ich gestehe, daß ich Befürchtungen hegte — aber Du hast mich beruhigt. Mein Sohn besitzt die Kraft und

Digitized by Google

den Muth seines Stammes. Jetzt laß uns aber Deinen Vater aufsuchen. Er erwartet Dich voll Ungeduld!" Und indem sie ein Tuch um die Schultern nahm, setzte sie hinzu: „Seit Du nur im Hause bist, ist es mir, als ob das Unglück bereits zur Hälfte von uns genommen wäre. Es scheint mir, als könnte ich Alles ertragen, wenn Du bei uns bist."

Als sie aus dem hell erleuchteten Boudoir in den langen Corridor hinaus traten, um nach dem Zimmer des Grafen zu gehen, schien die Grabesstille, die sie umfing, bereits die Nähe des Todes zu verkündigen.

X.

Die Stille wurde noch tiefer, als sich die Gräfin und ihr Sohn dem Zimmer näherten, an dessen Schwelle der Engel des Todes Wache hielt. Die wenigen Diener, die ab und zu gingen, schienen Sohlen von Sammet zu tragen. Als sie die Thür erreichten, sah Gräfin Hildegard mit dem Ausdruck der Angst zu Walter auf.

„Walter, Du mußt mir etwas versprechen", sagte sie mit sanfter Stimme; „man kann nie voraussehen, wie der Sohn die Pläne der Eltern aufnimmt. Aber bedenke, daß Deines Vaters Leben an einem Haare hängt; die geringste Aufregung, die kleinste seelische Erschütterung und Du würdest ihn todt daliegen sehen, ehe Du nur nach Hülfe rufen könntest. Das haben mir die Aerzte wiederholt erklärt. Also Vorsicht, Walter! Was auch der Kranke sagen mag, höre ihn ruhig an und zeige Dich mit Allem einverstanden."

Walter beugte sich nieder und küßte das bleiche, erregte Gesicht.

„Ich werde Alles thun, geliebte Mutter. Hoffentlich vertraust Du mir."

„Gewiß, das thu' ich — vergiß nur nicht, daß für den Augenblick Deines Vaters Leben in Deinen Händen liegt."

„Mutter", flüsterte er, „willst Du mir nicht, ehe wir hineingehen, mit kurzen Worten sagen, um was es sich handelt?"

„Ich habe versprochen, das nicht zu thun", antwortete sie. „Dein Vater wünscht, Dir Alles selbst zu sagen."

„Handelt sichs um Geld?" fragte er wieder.

„Ja", antwortete sie und sein Herz schlug leichter. Was hatten Geldangelegenheiten zu bedeuten für ihn, dessen Herz von Liebe erfüllt war.

„Also Geld!" sagte er; „wenn es nur das ist, liebe Mutter, so fasse Muth!"

„Nur das!" wiederholte Gräfin Hildegard mit tiefem Seufzen. „Ich fürchte, es ist viel — zuviel beinah."

Er sah sie an; ein siegesfrohes Lächeln lag auf seinem jungen, kühnen Antlitz.

„Mir ist zu Muth, als ob ich alles Schwere auf meine Schultern nehmen könnte, um Dich und den Vater frei zu machen", sagte er. „Komm, liebe Mutter, laß uns hinein gehen."

Gräfin Hildegard öffnete leise die Thür des Krankenzimmers; die beiden Wärterinnen standen vom Bette auf, um ihr Platz zu machen.

„Wie geht es dem Kranken?" flüsterte sie.

Digitized by Google

„Immer dasselbe, Frau Gräfin", lautete die Antwort. „Bis vor einer halben Stunde etwa hat der Herr Graf unabläſſig nach ſeinem Sohne verlangt, dann iſt er eingeſchlafen."

Auch jetzt hörten ſie ihn im Schlafe vor ſich hinmurmeln: „Mein Sohn, mein Sohn!"

„Laſſen Sie uns allein", ſagte die Gräfin zu den Wärterinnen; „ich werde klingeln, wenn ich Ihrer wieder bedarf."

Die beiden Frauen entfernten ſich.

Das große, ſchöne Zimmer war nur ſchwach erhellt. Tiefe Schatten füllten die Ecken; weiße Statuetten ſchimmerten aus dem Dunkel hervor; das eine Rouleau war halb aufgezogen und mildes Mondlicht ſtrömte ins Fenſter. Eine große, ſorgfältig verhüllte Nachtlampe ſtand auf dem Tiſche und warf einen matten Schimmer auf die ſchweren Brocatvorhänge des Bettes und das weiße, abgezehrte Angeſicht, das auf dem Kiſſen lag, das ſelbſt unter dem grauen Todesſchatten, der ſich darüber breitete, ſchön und edel ausſah, wie eine römiſche Camee. Es war der Schatten des Todes — mochte der Graf noch ſo und ſo lange leben, oder dieſe Nacht ſchon abgerufen werden — der Todesſchatten war da, jenes unbeſchreibliche Etwas, das dem Sterben vorangeht. Einen Augenblick blieb Walter regungslos ſtehen und ſah auf den Vater nieder, dann übermannte ihn die innere Bewegung; er fiel am Bette auf die Knie und erfaßte eine der weißen, hagern Hände, die auf der Decke lagen.

Der alte Graf öffnete die Augen.

„Mein Sohn, mein einziger, geliebter Sohn!" rief er, als er den Knieenden erkannte. „O Himmel, ſteh mir bei, daß ich ihm Alles ſagen kann."

Walter drückte ſeine friſchen, warmen Lippen auf die abgezehrte Hand des Kranken.

„Geliebter Vater", ſagte er ſanft; „ja, ich bins, Dein Sohn Walter, und bin gekommen, Dir beizuſtehen. Alles, was Dich drückt und quält, will ich auf mich nehmen, ſobald Du es mir erlaubſt."

„Mein Sohn, mein geliebter Sohn", ſeufzte die ſchwache Stimme. „O Hildegard, Du weißt, wie ganz anders ich es für ihn im Sinne gehabt habe."

„Lieber Vater, ich bin ſtark, ich kann Ungemach ertragen", ſagte Walter mit feſtem, fröhlichen Ton. „Gieb mir, was Dich belaſtet."

Während dieſer Worte ruhte ſein Blick auf dem Mondſtrahl, der ins Fenſter fiel und für einen Moment ſtand ihm das geliebteſte Antlitz vor Augen, wie er es von Rebengewinden umrahmt, im Mondlicht geſehen hatte; ſeine Hand legte ſich auf die Roſenblätter, die von Carmens Bruſt auf ihn niedergerieſelt waren — was hatte er zu fürchten, er, deſſen Wehr und Waffen treue Liebe war?

„Hildegard", ſagte die matte Stimme wieder, „bleib bei mir, während ich Walter die Geſchichte meines Unglücks erzähle."

Sie kniete neben ihm nieder und es lag etwas Ergreifendes darin, wie ſie die Arme um ihn legte, als ob ſie ihn vor jedem Schickſalsſchlage, jeder unſanften Berührung ſchützen wollte. Walter kniete an der andern Seite des Bettes und faßte des Vaters Hand.

„Ich hatte es ſo gut im Sinn", hauchte der Kranke; „und weil es mißglückt iſt, liege ich hier, dem Tode nah. Du wirſt Dein Leben lang

Digitized by

darunter zu leiden haben, Walter; aber alle Deine Leiden zusammengenommen kommen Dem nicht gleich, was ich im Laufe eines einzigen Tages erduldet habe — nein, nicht im Entferntesten."

„Wie gern will ich Dir Alles abnehmen, geliebter Vater, wenn es nur möglich ist!" sagte Walter.

Graf Friedrich Wolf erhob die Hand, als ob er den Himmel zum Zeugen rufen wollte.

„Ich weiß nicht, womit ich diese Strafe verdient habe", sagte er. „Mein Leben lang bin ich ein rechtschaffener Mann gewesen. Nur Eins habe ich mir vorzuwerfen, nur Eins — ich habe das Geld zu sehr geliebt. . ."

Gräfin Hildegard bat ihn flüsternd, sich nicht zu sehr aufzuregen, Walter einfach zu sagen, was nöthig war, aber sich nicht um das Vergangene zu quälen.

„Ihm das Nöthige sagen — gewiß, das will ich", antwortete der Kranke. „Ach, wie so ganz anders hatte ich mir mein Sterbebett vorgestellt! Mit welchem Stolz sah ich ihm entgegen. Ich wollte meinem Sohn die Früchte meiner Arbeit übergeben, wollte ihm sagen: Hartenstein ist schuldenfrei, Du wirst wieder im Ueberfluß leben, wie Deine Vorfahren."

Die Stimme des Kranken erstarb in einem verzweiflungsvollen Seufzer. Sein Sohn neigte sich liebevoll zu ihm nieder.

„Du warst so gut, geliebter Vater, so aufopfernd, es hat nie einen bessern Vater gegeben", sagte er.

„Aber ich habe fehlgegriffen, Walter, ich habe fehlgegriffen", klagte er; „wie soll ich es Dir klar machen! Ich hatte soviel erspart, daß Hartenstein und Wolfshagen schuldenfrei waren und daß ich beinah eine halbe Million für Dich und für Hildas Mitgift zu hinterlassen hoffte. Bedenke, Walter, beinah eine halbe Million."

Seine Augen glänzten bei diesen Worten; sie klangen ihm wie Musik, obwohl er das Geld verloren hatte.

„Eine halbe Million beinah", fuhr er fort, „aber wie habe ich auch dafür gearbeitet! Ich war mein eigner Verwalter, mein eigner Rentmeister, mein eigner Agent. Wo Andere verschwendeten, hielt ich zusammen und versagte mir jeden Genuß. Von Natur war ich gesellig, gastfrei, prachtliebend, aber ich entbehrte Alles, damit Du, mein Sohn, dereinst um so freier schalten könntest."

Wieder beugte sich Walter über die weiße, zitternde Hand des Kranken und küßte sie mit warmer Zärtlichkeit.

„Ich hatte unsere Güter schuldenfrei gemacht und beinah eine halbe Million erworben", fing Graf Friedrich Wolf von Neuem an. „Die Aufgabe meines Lebens war erfüllt, ich konnte mich zur letzten Ruhe legen. O, Walter, höre nun, wie ich ins Verderben gerathen bin. Vor zwei Jahren erzählte mir Peter Lortau, ein alter Geschäftsfreund unserer Familie, von dem großen Gewinn, den eine Capitalanlage in den Adrian-Bergwerken abwirft. Er selbst hatte dadurch sein Vermögen verdoppelt und gab mir die Versicherung, daß dies mit jeder dabei angelegten Summe nach Verlauf von vier Jahren der Fall sein müsse. Wie es kam, daß ich mich von ihm bethören ließ, vermag ich nicht zu erklären — ich galt bisher für klug und vorsichtig — aber der alte

Digitized by Google

Spruch hat wieder einmal Recht behalten: wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit. O, mein Sohn, mein Sohn, ich bin blindlings in mein Verderben gegangen!"

„Du wirst wieder sehen und Dich zurecht finden, lieber Vater", sagte der junge Mann.

„Nein, dazu ists zu spät, aber ich weiß es nicht zu erklären, wie es kam, daß ich in diese Blindheit, diese Unvernunft, diesen Wahnsinn verfiel. Ich nahm zusammen, was ich an baarem Gelde besaß, ich belastete meinen Grundbesitz, ich verpfändete die Waldungen und legte Alles in den Adrian-Bergwerken an. Im ersten Jahre wurden alle meine Erwartungen durch die Höhe der gezahlten Dividende übertroffen, im zweiten aber, das heißt in diesem Jahre, kommt die Nachricht, daß unterirdische Wasser in die Schachte eingebrochen sind, daß keine Abhülfe möglich, das ganze Unternehmen vernichtet ist — und so bin auch ich zu Grunde gerichtet."

Die schwache Stimme versagte und obwohl dem Tode so nah, brach Graf Friedrich Wolf in leidenschaftliches Weinen aus. Walter erfaßte die welke, zitternde Hand des Greises und küßte sie.

„Es war nicht Deine Schuld, lieber Vater", sagte er; „Niemand darf Dich tadeln und Du selbst darfst Dir keinen Vorwurf machen. Deine Absichten waren die besten."

„Vergebens habe ich versucht, irgend etwas aus dem Schiffbruch zu retten", fing der Kranke wieder an. „Vergebens, und so bin ich jetzt ärmer, als da ich zu arbeiten und zu sorgen anfing, bin mit einem Worte vollständig zu Grunde gerichtet. Ich habe schwere Opfer bringen müssen, um mich von weiterer Verantwortlichkeit loszumachen, bin jetzt davon befreit, aber auch — wie ich schon sagte — völlig zu Grunde gerichtet."

„Es wird sich ein Ausweg finden lassen, lieber Vater", antwortete Walter hoffnungsvoll. Wie hätte er verzagen sollen, während jede Erinnerung an das holde Antlitz seines Weibes sein Herz mit einem Strom warmer Liebe überflutete. Vermochte er doch kaum sich des Vaters Unglück deutlich vorzustellen, obwohl er die Folgen desselben vor Augen sah.

„Das Schlimmste weißt Du noch nicht", sagte der Kranke mit leiser Stimme, und Gräfin Hildegard legte ihre Hand auf des Sohnes Arm und sah mit thränenvollen, leidenschaftlich bittenden Augen zu ihm auf, während ihre Lippen schmerzlich zuckten.

„Habe Geduld, Walter, und gedenke Deines Versprechens!" flüsterte sie.

„Ich werde es nicht vergessen, liebe Mutter", antwortete er; „Du hast nichts zu fürchten."

„Das Schlimmste ist", begann der Kranke wieder; „nimm Deinen Muth zusammen, Walter, denn was ich jetzt zu sagen habe, ist der Todesstreich Deiner und meiner Lebenshoffnungen — das Schlimmste ist, daß das Bankhaus, bei welchem ich Hartenstein verpfändet habe, sein Capital zurück verlangt. Als die Forderung kam, lachte ich dazu, denn ich glaubte, ohne Schwierigkeit Zahlung leisten zu können Aber nun ist all mein Geld verloren, und wenn ich bis übers Jahr meinen Verbindlichkeiten nicht zu genügen vermag, muß Hartenstein verkauft werden."

Digitized by Google

„Hartenstein verkauft!“

Wie ein Schwert drang ihm das Wort in die Seele. Hartenstein, sein Stammschloß, die schöne, stolze Wiege seines Geschlechts. Er hätte sich eher die Welt ohne Sonne, Mond und Sterne, als sich und die Seinigen ohne den Hartenstein denken können.

„Ja, ja, Hartenstein verkauft!“ ächzte Graf Friedrich Wolf. „Der Hartenstein, den ich so heiß geliebt habe, — der Stammsitz unserer Familie?“

Wieder berührte Gräfin Hildegard den Arm des Sohnes.

„Bleibe fest, Walter“, flüsterte sie; „gedenke Deines Versprechens. Ein Wort des Widerspruchs aus Deinem Munde vermag Deinen Vater zu tödten. Sei vorsichtig, gieb ihm Frieden, was auch später daraus werden mag.“

Der Kranke wendete sich der Gattin zu.

„Hildegard“, sagte er, „den Brief — gieb mir den Brief.“

Die Gräfin stand auf und trat an das Pult des Gatten. Ein paar Minuten vergingen, bis sie das verlangte Papier gefunden hatte; der Kranke schloß die Augen, als ob er seine Kräfte zu einer letzten Anstrengung sammeln wollte, und Walter wendete den Blick dem silbernen Mondstrahl zu. Er grüßte den Mond als seinen Herzensfreund; blickte er doch in weiter Ferne auf die Oleanderbäume nieder, auf ein von Rebengewinden umzogenes Fenster, auf Rosen- und Myrthengebüsche — vielleicht auf das süße Angesicht seines jungen Weibes.

„Mein Weib, mein Liebling, mein Herzensglück!“ sagte er zu sich selbst. „Du — so treu und zärtlich — wie gern wollt' ich Alles, was mein ist in der Welt, dafür hingeben, jetzt bei Dir zu sein, nur bei Dir ist Glück und Frieden.“

Er fuhr zusammen, als die Mutter auf ihn zutrat, und ihm mit ernsten, bittenden Augen ins Gesicht sah.

„Walter“, flüsterte sie, „um des Himmels willen und bei Allem, was an männlichen, ritterlichen Sinn in Dir ist, sei ruhig, bleibe ruhig, was auch der Vater zu Dir sagen mag; widersprich ihm nicht, sträube Dich nicht.“

Walter fragte sich selbst mit leisem Erstaunen, von welchem neuen Unheil er hören sollte. Gab es noch Schlimmeres, als daß sein Vater zu Grunde gerichtet war, und daß Hartenstein verkauft werden sollte? Seine Phantasie war nicht im Stande, ihm noch schwereres Unglück auszumalen.

„Hier, Friedrich Wolf, ist der Brief des Freiherrn“, sagte Gräfin Hildegard.

Er nahm ihn mit zitternder Hand, ließ ihn aber im nächsten Augenblick mit leisem Stöhnen wieder fallen.

„Ich sehe nichts mehr, die Buchstaben verschwimmen, es geht zu Ende, Walter; meine Sehkraft versagt den Dienst!“

Walter versuchte, ihn mit liebevoll tröstenden Worten zu beruhigen; der Kranke streckte die Hand aus und erfaßte die des Sohnes.

„Walter“, sagte er, „ich habe Dir von meinem Verlust erzählt; nun aber laß Dir auch von der Hülfe erzählen, die mir in der edelsten Weise von einem wahren Edelmann geboten wird. Du kennst unsern Gutsnachbarn, den Freiherrn von Röhn.“

Digitized by

„Gewiß", antwortete Walter; „ich erinnere mich seiner."

Der Arm der Mutter legte sich leicht um seinen Nacken.

„Du bist unsere einzige Hoffnung", flüsterte sie kaum hörbar.

„Der Kranke fuhr fort:

„Alle Andern haben mich in meiner Armuth, meinem Alter vergessen. Einige mögen sich sogar meines Sturzes gefreut haben, die Meisten werden mit gleichgültigem Auflachen sorglos an mir vorüber gegangen sein. Röhn ist der Einzige, der nichts von dem Allen gethan hat. Er ist nicht von altem Adel, wird kaum seine sechzehn Ahnen aufweisen können, aber sein Herz ist treu, wie Gold. Liebe Hildegard, lies diesen Brief unserm Walter vor; laß ihn hören, wie sich der echte Adel, der Edelmann von Gottes Gnaden bethätigt."

Die Gräfin nahm den Brief, ohne den Nacken des Sohnes loszulassen.

„Vergiß nicht", flüsterte sie, ihn zärtlich an sich ziehend; „vergiß nicht, daß ihn Dein Widerspruch tödten würde. Bleibe gelassen, füge Dich!"

Dann begann sie mit sanfter, leiser Stimme den Brief zu lesen, und die ganze Scene prägte sich auf immer Walters Gedächtniß ein. Das stille, abgezehrte Antlitz des Sterbenden; das dämmerige Gemach; das schöne, bleiche Gesicht seiner Mutter; das Mondlicht, das ins Fenster drang, wie viel Schwereres auch auf diese Stunde folgte, er vergaß es nie, mit welcher Herzensbewegung er der sanften Stimme seiner Mutter lauschte, als sie den Brief des Freiherrn vorlas. Er lautete:

„Lieber Hartenstein!

Die Nachricht von den schweren Verlusten, die Sie erlitten haben, betrübt mich tief und ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß große Fehlgriffe in der Verwaltung Schuld daran sind. Nur einem Zufall habe ichs zu danken, daß ich mich nicht auch — vor wenigen Wochen noch — mit einer bedeutenden Summe bei dem Unternehmen betheiligte. Es schien nach allen Seiten so gut zu stehen, so sicher zu sein. Lieber Hartenstein, lassen Sie mich ohne Umschweife meine Herzensmeinung aussprechen. Sie erinnern sich wohl, daß wir vor Jahren halb im Scherz, halb im Ernst das Uebereinkommen getroffen haben, unsere Kinder mit einander zu verheirathen. Von der einen Seite uralter Adel, von der andern großer Reichthum und voraussichtlich Schönheit, das Alles zogen wir damals in Betracht. Jahre sind seitdem vergangen; meine Adelheid, die zu jener Zeit noch ein Kind war, ist zu einem schönen Mädchen herangewachsen. Das Vermögen, das ich damals besaß, hat sich verdoppelt, ich habe in Allem, was ich unternahm, Glück gehabt und meine Tochter wird dereinst über ein Einkommen von fünfzig- bis sechzigtausend Thaler verfügen, vielleicht über mehr. Sie, lieber Graf, sind mir von Jugend auf ein treuer Freund gewesen und haben mir durch Ihren Einfluß mehr genützt, als sich berechnen läßt. Gestatten Sie mir nun, Ihnen meine Dankbarkeit durch die That zu beweisen. Meine Casse steht Ihnen ganz zur Verfügung. Vor Allem aber, da ich mich überzeugt habe, daß meine Tochter Adelheid Ihrem Sohne nicht abgeneigt ist, komme ich auf unser Heirathsproject zurück. Wird dasselbe ausgeführt, so soll Ihnen meine Tochter eine Mitgift ins Haus bringen, die Sie jeder Sorge enthebt und außerdem werde ich

Digitized by

dem jungen Paare das Einkommen sichern, dessen sie zur Wiederherstellung des alten Glanzes von Hartenstein bedürfen. Antworten Sie mir nicht eher, als bis Sie meinen Vorschlag in reifliche Ueberlegung gezogen haben."

Die sanfte Stimme schwieg — tiefes Schweigen herrschte rings umher. Walters Auge hing an dem silbernen Mondstrahle und Carmens Antlitz stieg vor ihm auf, mit seinen dunklen Augen, seinen frischrothen Lippen, und Carmens Stimme flüsterte ihm ins Ohr: „Zärtlich und treu, Geliebter, allezeit zärtlich und treu." Sein Kopf schwindelte, seine Gedanken verwirrten sich. Ihm war, als fühlte er sich von Carmens weichen Lippen, von Carmens sanfter Hand berührt. Mit einem leisen Aufschrei fuhr er empor — es war der Mutter Arm, der sich um seinen Nacken legte, und des Vaters kalte Hand, die seine Hand erfaßte. Aber Carmen war doch sein Weib, Carmen, die er in den Straßen von Lissabon verlassen hatte, Carmen, die zärtliche, treue, sie war sein Weib, und nun wurde ihm gesagt, daß er durch seine Heirath mit Adelheid von Röhn Schmach und Verderben von Hartenstein abwenden könnte! Seine erste Regung war durchaus ehrenhaft und gut: er war im Begriff, zu sagen: „Es ist unmöglich, denn ich bin verheirathet, mein Weib ist in Lissabon zurückgeblieben." Aus seinem Herzen drängten sich die Worte auf seine Lippen und er war im Begriff, sie auszusprechen, als Gräfin Hildegard, die einen Widerspruch ahnte, mit schneller Bewegung ihre Hand auf seinen Mund legte.

„Deine Weigerung würde ihn tödten!" flüsterte sie und der junge Mann sank, keines Wortes mächtig, bleich und zitternd in sich zusammen. Wie konnte er jetzt gestehen, was geschehen war! Er mußte sich begnügen, still im Herzen nach Carmen, seinem Weibe, seiner Liebe zu verlangen.

Es war gleichsam wie der Aufruf zu einem andern Leben, als ihn der Vater mit einer Bewegung näher an sich zog.

„Du hast es gehört, mein Sohn", sagte der Kranke, „den Brief hat ein echter Edelmann geschrieben. Anstatt mir zu sagen: „Sie sind arm geworden, unsere Wege müssen sich trennen", legt er um so größeres Gewicht auf den Werth unseres alten Namens, und während Andere gleichgültig an uns vorübergehen, bietet er uns die Hand, stellt mir seine Geldmittel zur Verfügung. Dies Anerbieten, lieber Walter, darf ein Hartenstein nicht annehmen. Aber jeder Sohn unseres Hauses kann und wird sich glücklich schätzen, Adelheid Röhn zum Altare zu führen.

Walter blieb stumm; seine Gedanken hatten sich abermals der fernen Carmen zugewendet. Graf Friedrich Wolf, der sein Schweigen für Zustimmung hielt, sprach weiter.

„So werde ich denn in Frieden sterben können, obwohl die Arbeit meines Lebens vergeblich gewesen ist", sagte er, „obwohl ich umsonst Jahr um Jahr gespart und geschafft, gerechnet und geplant habe. Wäre dieser Brief nicht gekommen, böte er Dir nicht so gute Zukunftsaussichten, lieber Walter, so müßte ich in Verzweiflung von hinnen gehn. Nun aber braucht Hartenstein nicht verkauft zu werden! Hartenstein verkauft?" fügte er nachdenklich hinzu, „das Unglück vermöchte Keiner unseres Namens zu überleben."

„Fasse Dich, mein Sohn, nimm Dich zusammen! Du bist unsere einzige Hoffnung", flüsterte Walters Mutter; er aber, und wenn es sein

Digitized by Google

Leben gegolten hätte, war außer Stande, auch nur ein Wort hervor zu bringen.

„Hartenstein wird eine hervorragendere Stellung einnehmen, als zuvor", sagte der Kranke. „Meine früheren Ersparnisse haben neben dem Reichthum der Röhn nichts zu bedeuten. Du wirst der Reichste aller Hartensteins, mein Sohn. Wie wollte ich dem Himmel danken, wenn ich genesen dürfte, um Dich in Deiner glänzenden Stellung zu sehen."

Noch immer sagte Walter nicht ein Wort. In Gedanken sah er Carmens holdes Angesicht und hörte ihre Stimme; alles Andere war wie ein schrecklicher Traum.

„Als ich diesen Brief erhielt", begann Graf Friedrich Wolf aufs Neue, „hätte ich mich von meinem Krankenbett erheben und dem Himmel danken mögen, daß er meinen alten Namen und den Stammsitz unseres Geschlechts vom Untergang errettet. O Walter, da es mir nicht vergönnt war, mußt Du den Dank für meine stummen Lippen übernehmen, mußt ihn dem edlen Manne, der uns zu Hülfe kommt, in meinem Namen aussprechen! — Sag' ihm, daß er mich davor bewahrt hat, in Unglauben und Verzweiflung zu sterben. Gütiger, hülfreicher ist nie ein Mensch gewesen. O Walter, ich hätte im Grabe keine Ruhe gefunden, wenn Hartenstein verkauft werden mußte. Ich liebe Hartenstein, wie Andere Weib und Kinder lieben. Aber warum sagst Du nichts, Walter?"

Mit ihrem feinen, weiblichen Tact kam Gräfin Hildegard dem Sohn zu Hülfe.

„Er ist erschüttert, zu tief erschüttert, um sprechen zu können. Habe Geduld, Friedrich Wolf, laß ihm Zeit, sich zu fassen."

„Gewiß, Zeit soll er haben, aber, Walter, lieber, geliebter Sohn, sag' nur mit einem Worte, daß Du mich retten willst. Wende Dich nicht von mir ab; laß mich Dein Angesicht sehen, nicht wahr, Du wirst mich retten?"

Aber Walter antwortete noch immer nicht. Kein Laut unterbrach das tiefe, feierliche Schweigen.

XI.

Walter versuchte, sich zu fassen, seine verwirrten Gedanken zu sammeln, die Lage, in der er sich befand, klar zu übersehen. Wieder war es seines Vaters Stimme, die das Schweigen des Sterbezimmers unterbrach.

„Mein Sohn, Du antwortest nicht?" sagte er, „und doch hängt mein Leben an den nächsten Worten Deines Mundes und nicht nur *mein* Leben — auch die Ehre, der Ruhm, der Fortbestand unseres Hauses."

Und dann hörte Walter ein sanftes Flüstern.

„Um des Himmels willen, lieber Walter, tröste ihn, thu', was er von Dir verlangt", bat Gräfin Hildegard.

Zum ersten Male kam ein Schrei des Schmerzes von Walters Lippen.

„Große Schweißtropfen traten auf Walters Stirn, sein ganzer

Digitized by Google

Körper bebte vor tiefer Bewegung. Wo war Carmen, sein Weib? Immer wieder sagte er sich in Gedanken „Carmen, mein Weib", wie konnte er auf die Wünsche der Seinigen hören, da er doch wußte, daß weit in der Ferne, in Lissabon, Carmen, sein süßes, liebevolles, junges Weib, auf ihn wartete? Er mußte sich der zärtlichen Umarmung der Mutter entreißen, ihr liebevolles Antlitz von sich wegstoßen, der letzten Bitte des sterbenden Vaters widerstehen, mußte sich erheben und ihnen kühn und stolz erklären, daß er verheirathet sei, und daß Carmen, sein Weib, in Lissabon auf ihn warte.

Aber — und bei der Frage ging es ihm wie ein Schwert durch die Seele — war es wirklich recht und gut, das Wort zu sagen, das Tod und Verzweiflung herbeiführen mußte? War es dem Sohn erlaubt, den Vater mit Sorgen und Kummer ins Grab zu stürzen? Durfte er, ohne grausam zu sein, die Leiden der gütigsten, liebevollsten Mutter noch verschärfen? Was würde Carmen dazu sagen?

Während ihn die Eltern mit herzbeklemmender Unruhe beobachteten, fragte er sich selbst, was Carmen sagen, was sie ihm rathen würde? Sollte er das Geheimniß seiner Verheirathung verschweigen — für einige Zeit wenigstens noch? Ihm war, als hörte er ihre Lippen sagen: „Verschweige das Geheimniß, das Deinem Vater das Leben kosten würde!" Und doch, seine Absicht war es gewesen, das Geständniß dessen, was geschehen war nicht nur eine Stunde zu verzögern. Die Stimme des Kranken entriß ihn seinen Grübeleien.

„Walter", sagte er mit heiserm Ton, „wenn es Deine Absicht wäre, meine Bitte — die erste, die ich je an Dich gerichtet habe — zurückzuweisen, wenn Du dies einzige Hülfsmittel, uns zu retten, unsere Bedrängniß zu heben, verschmähen wolltest, so thätest Du besser, mir gleich einen Stahl ins Herz zu stoßen, um meinem Leben schnell ein Ende zu machen. Aber Du kannst nicht Nein sagen. Dein Herz ist gut und liebevoll und die Bitte, die der Mund eines Sterbenden an Dich richtet, wird Dich um so mächtiger rühren, da dieser Mann Dein Vater ist. — Gieb Antwort, mein Sohn, willst Du Dich zu dieser Heirath entschließen, um mich zu retten und Hartenstein?"

Nie wurde ein Mensch schwerer heimgesucht. Walters jugendfrisches Gesicht war erblaßt, sein Blick war finster und die zitternden Lippen waren kaum im Stande, ein Wort hervorzubringen. Plötzlich kam es wie eine Erleuchtung über ihn: er wollte versuchen, Zeit zu gewinnen; konnte es doch ebensowenig von ihm verlangt werden, daß er durch die Offenbarung der Wahrheit seinen Vater tödtete, als daß er sich selbst durch eine Lüge erniedrigte. Er wollte Zeit gewinnen! — Die Erleichterung, die ihm dies Auskunftsmittel gewährte, war so groß, daß sein Herz wieder im Tact zu schlagen begann und das Blut wie sonst in seinen Adern circulirte. Er küßte die Hand der Mutter, die zitternd auf seiner Schulter lag, dann beugte er sich über den Vater und legte sein junges, frisches Gesicht an die kalte Wange des Sterbenden.

„Mein theurer Vater", sagte er innig, „Du weißt, daß ich Alles für Dich zu thun bereit bin — ebenso, wie Du Alles für mich gethan hast."

„Gott segne Dich, mein Junge!" antwortete der Kranke mit bre-

Digitized by Google

chender Stimme und seine trüben Augen füllten sich mit Thränen. „Gott segne Dich! Ich habe es ja gewußt, daß Du Dich endlich entschließen würdest, mich zu retten, ich habe Dir und Deiner Liebe vertraut. Nun kann ich ruhig sterben, kann ungestört in meinem Grabe rasten. Hartenstein bleibt uns, kann uns nicht entrissen werden! Dir aber sage ich das, damit Du Dich Dein Leben lang in dem Bewußtsein glücklich fühlst, den Tod Deines Vaters erleichtert, den Gram von seiner Seele, die Sorge aus seinem Herzen genommen zu haben. Du hast ihn Frieden gegeben und einen leichten Tod, welchen schönern Segen, als dies, könntest Du Dir je erringen?"

„Keinen!" antwortete der junge Mann, aber sein Herzschlag stockte. Wenn er die Wahrheit auch nicht in diesem Augenblick gestehen mußte, die Stunde, in der sie nicht länger zu verschweigen war, kam endlich doch und dann ging ihm des Vaters Segen verloren. Der Kranke selbst brauchte das aber nicht zu wissen, was auch geschehen mochte, er sollte in Frieden sterben.

„Du weißt nicht, wie ich Hartenstein geliebt habe", sagte der Kranke mit leiser Stimme. „Unablässig habe ich dafür gearbeitet und gespart. Bisher hat noch jeder Graf Hartenstein in irgend einer Richtung Bemerkenswerthes geleistet; der Eine hat sich im Kriege ausgezeichnet; der Andere im Staatswesen, in der Diplomatie, im Dienste seines Fürsten. Von mir wird man nach meinem Tode sagen: Graf Friedrich Wolf war der treueste Sohn seines Hauses, Hartenstein ging ihm über Alles. Mein Sohn, mein Sohn, gieb mir Deine Hand, Du hast mich gerettet, hast mein Vertrauen auf Deine Liebe gerechtfertigt; dem Himmel sei Lob und Dank dafür! Ich athme leichter, liebe Hildegard", fuhr er fort, indem er sich zu seiner Gattin wendete. „Jetzt glaube ich, daß ich wieder gesund werden kann — die Furcht, daß Walter Nein sagen würde, war zu schwer für mich."

„Ich wußte, daß er dazu nicht im Stande war", antwortete die Gräfin. „Land auf und ab giebt es kein lieblicheres Geschöpf, als Adelheid von Röhn, und Walter hat ja keine andere Liebe im Herzen. Als er uns verließ, gab er mir die Versicherung, daß er freien Herzens und Sinnes wäre, und ich weiß, daß ich mich auf meinen lieben Jungen verlassen darf."

Die liebevollen Worte der Mutter und der zärtliche Ton, in dem sie gesprochen wurden, schnitten Walter ins Herz, aber er sagte sich selbst, daß er recht gethan habe, sein Geheimniß zu verschweigen. Das Geständniß der Wahrheit hätte Beiden das Leben gekostet.

Der Kranke lag still lächelnd in seinen Kissen; Gräfin Hildegard blickte den Sohn freundlich an und sagte:

„Zum ersten Male, seit die Unglücksnachricht gekommen ist, sehe ich wieder ein Lächeln auf Deines Vaters Lippen und Du bists, der es ihm gebracht hat. Möge Dich der Himmel dafür belohnen, indem er nie das Lächeln von Deinem Angesicht verlöscht."

„Diese Nacht werde ich schlafen können", versicherte der Kranke. „Bisher standen allnächtlich Gram und Sorge an meinem Lager, und immer hörte ich eine Stimme sagen: „Du hast umsonst gearbeitet und Dich gemüht!" Nun sind die Schreckgestalten verschwunden und der

Digitized by Google

Engel der Hoffnung steht an ihrer Stelle. Dank Dir, mein Sohn, daß es so ist, Dank Dir!"

Die müden Augen fielen schwer und langsam zu und ein Ausdruck tiefer Ruhe verbreitete sich über das bleiche Angesicht des Kranken. Die Gräfin küßte ihn.

„Wir verlassen Dich jetzt", sagte sie; „Du wirst ausruhen und Dich morgen wohler fühlen."

Als Walter im Begriff war, fort zu gehen, rief ihn der Kranke zurück.

„Walter", sagte er leise, „es steigt Alles wieder vor mir auf: meine Liebe für Dich, als Du ein kleines Kind warst, und wie ich Dein rosiges Gesichtchen zu küssen pflegte und mir die Zukunft ausmalte, die ich Dir schaffen wollte. Gerade heute steigt es vor mir auf, heute Nacht, wo Du mich gerettet, uns den Hartenstein erhalten hast! Beuge Dich zu mir nieder, mein Sohn, und küsse mich, wie Deine Mutter gethan hat."

Alles, was an Liebe und Zärtlichkeit in Walters Herzen lebte, wurde durch diese Worte wachgerufen. Im Vollgefühl der Kraft und Jugendfrische drückte er seine warmen Lippen auf den Mund, der so liebevoll zu ihm gesprochen hatte, und Vater und Sohn küßten sich mit ungewöhnlicher Innigkeit. Dann entfernte sich Gräfin Hildegard mit Walter und die Wärterinnen nahmen ihren Platz wieder ein.

Dem Vater hatte Walter sein Geheimniß verschwiegen, weil die Kenntniß desselben dem Kranken das Leben kosten konnte; seiner Mutter wollte er es aber nicht verhehlen. Sobald er mit ihr allein war, sollte sie davon unterrichtet werden.

„Komm mit, Walter", sagte die Gräfin, als sie das Krankenzimmer verließen; „ich habe mit Dir zu sprechen."

„Sie führte ihn in ihr Boudoir zurück, und sobald sich die Thür hinter ihnen geschlossen hatte, fiel sie an ihrem Ruhebette auf die Kniee, schlug die Hände vor das Gesicht und brach in leidenschaftliches Weinen aus. Ihr ganzer Körper bebte in heftigem Schluchzen. Walter stand schweigend neben ihr; er sagte sich selbst, daß ein so tiefer Schmerz zum Ausbruch kommen müsse, wenn sie nicht krank werden sollte. Aber als das Schluchzen auch nach längerer Zeit nicht aufhörte, beugte er sich zu der Mutter nieder, hob sie mit starken Armen auf und bettete ihr geliebtes Haupt an seiner Brust.

„Hier, liebe Mutter, sollst Du Dich ausweinen, wenn Du noch länger weinen willst", sagte er.

Sie klammerte sich an ihn.

„Habe Geduld mit mir!" bat sie. „Ich habe so viel gelitten, mich so über alle Maßen geängstigt."

„Geängstigt, liebe Mutter, warum das?" fragte Walter.

„Ich fürchtete, daß Du Dich weigern könntest, die Bitte Deines Vaters zu erfüllen", antwortete sie; „und ich, die ich Tag und Nacht in Sorgen über ihn gewacht habe, weiß, wie sein Herz an dieser Heirath hängt. Ich weiß, daß er gestorben wäre, wenn Du Nein gesagt hättest, und wenn das geschehen wäre, hätte ich mich von dem Gefühl nicht losmachen können, daß wir ihn getödtet haben."

„Geliebte Mutter, Du bist nervös, bist übermäßig aufgeregt."

„Du weißt nicht, was ich gelitten habe", sagte sie; „weißt nicht,

wie schrecklich es war, wenn er Nächte lang schlaflos lag und unablässig nach seinem Sohne rief, seinem einzigen Sohne, der ihm zu Hülfe kommen solle. Was aber Adelheid von Röhn betrifft, lieber Walter, so ist sie das lieblichste." —

„Geliebte Mutter!" fiel er ihr ins Wort, „ich bitte Dich, sprich nicht von Adelheid; „ob sie schön, wie ein Engel ist, oder häßlich, wie die Sünde, ist durchaus gleichgültig. Ich habe Dir etwas mitzutheilen."

Seine Absicht war, ihr jetzt gleich die volle Wahrheit zu sagen; ihr zu erzählen, daß er die Geliebte seines Herzens, das einzige Wesen, das er jemals geliebt hatte und lieben konnte, geheirathet habe und daß sein junges Weib seine Rückkehr erwarte. Nicht fünf Minuten wollte er hingehen lassen, ohne der Mutter Alles zu offenbaren, aber der Ausdruck des Schreckens auf ihrem Gesicht bannte die Worte auf seinen Lippen fest, so daß er nicht im Stande war, sie auszusprechen.

„Ich will Dich nicht mit Adelheid quälen, sagte sie; „Du sollst ihren Namen nicht wieder hören, bis Du es selbst verlangst. Meine Absicht war nur, Dich in Bezug auf sie zu beruhigen, Dir zu sagen, wie hold und anmuthig sie ist. O Walter, was hat der Ausdruck Deines Gesichts zu bedeuten? Was ists, ich bitte Dich!"

Der Ausdruck ihrer Angst war so ergreifend, ihr Gesicht wurde so tödtlich blaß, der Ton ihrer Stimme war so matt und entsetzensvoll, daß Walter sich nicht entschließen konnte, die Wahrheit zu sagen.

„Verzeih mir!" bat sie zusammenschaudernd; „ich bin nervös und nicht ganz Herrin meiner selbst. Ich fürchtete, daß Du mir sagen wolltest, es käme nichts darauf an, wie Adelheid wäre, da Du sie doch nicht heirathen würdest. Es war halber Wahnsinn, solchen Gedanken in meiner Seele Raum zu geben. Aber er kam plötzlich über mich."

„Und wenn ich das nun gesagt hätte, liebe Mutter, wäre es denn so schlimm?"

Der Schrecken, mit dem sie ihn ansah, ging ihm durchs Herz; sie legte die Hand auf seinen Arm und blickte ihm durchdringend ins Gesicht.

„Es wäre Tod und Verderben", antwortete sie. „Ich habe meine eigenen Ansprüche an Deine Hülfe nicht zur Sprache bringen wollen, aber bedenke, wie bitter es für mich sein müßte, Hartenstein zu verlassen; auf meine alten Tage völlig verarmt und auf die Mildthätigkeit Anderer verwiesen zu sein? Was sollte aus Hilda werden, die in einem gewissen Wohlleben aufgewachsen ist? Aber das ist ja Thorheit! Nimm mich in Deine Arme, mein Sohn, und stütze mich; mein Herz ist schwach und matt geworden."

Der Anblick der Mutter, ihr blasses Gesicht, ihre zitternde Gestalt, besiegte Walters Entschluß — er konnte ihr die Wahrheit nicht offenbaren.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Launen der Mode.

Culturhiſtoriſche Skizze von **F. Pohl.**

Nächſt Fortuna, der Göttin des Glückes, hat wohl keine allegoriſche Souveränität ſo viel Vorwürfe und Lobeserhebungen, ſo viele Mißtrauensvoten und Dankadreſſen entgegen zu nehmen, als Königin Mode, und nicht ſelten gleicht ihr ſchimmernder Thron mehr einem Armenſünderbänkchen, als einer jener vielſtufigen, koſtbar drapirten Eſtraden, ohne welche eine fürſtliche Macht gar nicht repräſentabel erſcheint. Die Mode ſieht ſich meiſt einer Oppoſition gegenüber, die ſtreitluſtig, puritaniſirend oder ironiſch lachend Das bekrittelt, was jene Dame für ein Meiſterwerk hält. Zuweilen reuſſirt dieſe Partei; die Mode nimmt die gekränkte Gönnermiene an, gewährt einige geringe Tagesvorlagen, aber nur, um als Diplomatin comme elle faut jene Nachgiebigkeit zu einem neuen Grundbau ihrer eigenen Principien zu benutzen. Sie weiß, geſtützt auf eine unabſehbare Reihe von Erfahrungen, daß ihre Exiſtenz von dem Tage an geſichert ſtand, als das erſte Gewebe unter der intelligenten Menſchenhand entſtand, als die erſten Frühlingsblüthen zum Schmuck reichgelockten Haares benutzt und die erſten milchweißen Perlen, dem feuchten Schooße der dunklen Flut entriſſen, mittelſt einer Pflanzenfaſer zuſammengereiht wurden. Auf welcher Stufe der Civiliſation ſtünde im Allgemeinen das Menſchengeſchlecht, wo verblieben Wiſſenſchaft, Kunſt, Handel und Gewerbe, in welcher Nacht befangen verharrte der Erfindungsgeiſt der Nationen, wenn die Mode nicht zumeiſt ihre Forderungen geltend machte und den Impuls gäbe zum erſten, muthigen Schritt!

Man denkt gemeiniglich, ein beſonderes Walten des Zeitgeiſtes erwecke einen Auguſtus, einen Mäcenas, einen Cosmus; ich geſtatte mir, daran zu zweifeln und glaube, ſelbſt der Ruhm des Cinquecento hängt mehr mit den herrſchenden Modeprincipien, als mit der Großmuth und der Protectionsluſt der Fürſten zuſammen.

Die Mode befahl den prächtigen Palaſt zu bauen, ſie ſchmückte ihn nach freier Willkür bald nur mit architektoniſchem, bald mit plaſtiſchem Schmucke, welcher ihr jedoch nicht lange genügt und den ſie wieder mit den farbenſtrahlenden Werken der Malerei zu verbinden und zu verſchönern eilt.

Heute befiehlt ſie den Meiſterſchöpfungen eines Shakeſpeare, eines Calderon zu lauſchen, morgen verlangt ſie, daß man die witzigen Komödien eines Molière belache. Plötzlich inſpirirt ſie die Geiſter mit der größten Theilnahme für Oratorien ſtrengſten Stiles und in der folgenden Woche will ſie nur die Melodien Roſſinis und Donizettis gelten

Digitized by

lassen. Jetzt setzt sie die Fama in Bewegung, um Propaganda für Richard Wagner zu machen, dann trällert sie wieder: „Aminuit la fête commence" aus dem „Pariser Leben" von Jacques Offenbach.

Es geht ein drohendes Gerücht umher, daß die Mode wieder einmal gemaßregelt zu werden verdiene, weil so manches Uebel sich einschleicht, das am „deutschen Mägdlein" eigentlich gar nicht sollte gerügt werden dürfen. Schon hat man an den Schirmherrn des deutschen Reiches gedacht, weil es mit dem Treiben der Mode gar zu schlimm hergeht.

Es steht zu bezweifeln, ob Se. Majestät sich herablassen würde, hier ein gebietendes Wort zu sprechen, da so viele historische Documente in dieser Branche vorhanden, die nur den traurigen Beweis liefern, wie mit Befehlen, Drohen und endlichen Geldbußen gar kein Resultat erzielt werden konnte. Es ist das Gebiet der Mode ein derart proteisch-chimärisches, daß jeder weltverbesserische Wille nichts durchzusetzen vermag nnd besser gethan wird, wenn die regierenden Modethorheiten sich überleben, den Reiz der Neuheit verlieren, um schließlich dem Fluche der Lächerlichkeit zu verfallen.

Es ist jedenfalls der Gedanke recht demüthigend für unsere jungen Schönen, daß einst zu erwarten steht, die Nachwelt werde die Costüme, die sie so reizend und unwiderstehlich fanden, verspotten, und mit aller Schärfe des Witzes kritisiren. Dennoch werden wenige Decennien vergehen und die heutigen Coiffüren und Kleider sinken zum Niveau gleicher Carricatur, wie ein Damenporträt, dessen Lockenbüschel von einer jener fledermausflügeligen Spitzenhaube bedeckt sind, wie man solche Mitte der zwanziger bis Anfang der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts trug.

Dennoch sind die kommenden und heranwachsenden Generationen durchaus nicht im Rechte, vergangene Moden durch Spottsucht zu verfolgen. Ein Franzose, Dr. Maynard, erklärt, daß die folgenden Generationen stets einen Act offenbarer Undankbarkeit begehen, wenn sie in früheren Moden nur Carricaturen erblicken wollen; nur das Gedächtniß ist treulos, wir vergessen, daß einst diese Carricaturen nachgeahmt und bewundert wurden und daß, wenn unsere Phantasie vermöchte, sich genau in Gebräuche, Sitten und Mängel jener vergangenen Epochen zurückzuversetzen, wie heute ebenfalls von diesen excentrischen Formen und Draperien befriedigt sein würden.

Die gegenwärtige Mode wird als excentrisch, indecent und theatralisch verschrieen, ja es erheben sich sogar tadelnde Stimmen, die zur ernstlichen Umkehr mahnen. Der strenge Areopag gestatte jedoch einen flüchtigen, gemeinschaftlichen Rückblick auf das Regiment der Mode, indem wir besonders derartige ihrer Productionen ins Auge fassen, welche zum Theil wegen ihrer Extravaganz, theils wegen ihres Prunkes schon von den eigenen Zeitgenossen verspottet, verurtheilt und verdammt wurden, die aber meist den Reiz des Malerischen oder Pikanten für sich erhalten haben.

Wenn wir das kleine, aber wichtige Wort: Mode aussprechen, so richtet sich unser geistiger Blick nach Frankreich, denn diesem Lande ist die sonderbare Legislatur von Anbeginn zu Theil gewesen, den höher strebenden und gebildeteren Nationen Europas zu dictiren, wie man sich

Digitized by Google

kleiden und schmücken soll, um auch im Aeußeren als ein bevorzugtes Wesen zu erscheinen.

Die erste stilvolle Tracht, die man am Hofe der fränkischen Herrscher bevorzugte, enthielt noch mancherlei antike oder byzantinische Nachklänge. Sie ähnelte am meisten der der Königin Helena, der Mutter Constantins des Großen und bestand in einer Tunica, welche ein Gürtel um die Taille festhielt, einem Schleier nebst einer seitwärts herabhängenden Tasche. Dieses einfache Costüm diente selbst im zwölften Jahrhundert noch als Hoftracht. Der Mantel (deutscher Abkunft) ward diesem Anzuge beigefügt, und die Prinzessinnen erkannten ihn als hoffähig.

Dieses Kleidungsstück hat die sonderbare Ehre erworben, daß seinethalb das erste Kleidergesetz verfügt werden mußte. Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts trugen ihn die Damen aus kostbaren Stoffen und zwar besonders verheirathete Frauen. Nun herrschte in den Kirchen der fromme und schöne Gebrauch, daß in der Messe, wenn der Priester die Worte: „Pax Domini sit semper vobiscum" sprach, die Anwesenden sich den Friedenskuß gaben. Die Königin von Frankreich, wähnend eine Frau von gutem Stande zu umarmen, ließ sich von dem kostbaren Mantel täuschen und umarmte eine Dirne gemeinsten Schlages. Auf die Bitten seiner empörten Gemalin decretirte nun König Ludwig X. jenes erste Gesetz, worin öffentlichen Dirnen jenes Kleidungsstück zu tragen aufs strengste verboten ward.

Dieses Gesetz bildete den Keim zu jenem alten, berüchtigten und stachelichten Gezweige der unter Polizeiobhut durchgeführten Kleiderordnungen, ein Vegetabil, das wohl kaum noch auf deutschem oder fränkischem Boden gedeihen dürfte, wenngleich damals eine gewisse bevormundende gute Meinung dabei zum Grunde gelegen haben mag.

Das Jahrhundert war noch nicht zu Ende, als die französischen Prinzessinnen für gut erachteten, die Röcke ihrer Kleider zu verkürzen, damit die mannigfaltig geschnürten, sandalenartigen Schuhe sichtbar wurden. Sie fanden diese Veränderung höchst nöthig, denn schon war jene erste distincte Tracht, Mantel, Tunica, Schleier und Gürtel in allen Ständen verbreitet.

Gegen den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, während der Regierung Philipp IV. entschlossen sich die vornehmen Damen, den Brustschleier der Nonnen (la guimpe) anzunehmen und protegirten ihn längere Zeit, bis man seiner müde ward und er endlich nur von Witwen oder solchen Frauen beibehalten blieb, die sich durch den Ruf eines strengeren Lebens auszeichnen wollten.

Diese ascetische Mode fand zuerst zahllose Nachahmerinnen, da während jener Epoche eine seltsame, religiöse Schwärmerei förmlich Sitte und Ton ward; die sogar im niederen Volksleben Deutschlands und Frankreichs sich einschlich. Die Pest hatte wiederum ihren vernichtenden Hauch über einen großen Theil Europas verbreitet, wovon die natürliche Folge, daß Buße und Umkehr vom Pfad der Ueppigkeit und Sünde noth erschienen. Leider entglomm auch gleichzeitig ein auf Neid, Habsucht und verkehrter Religiosität basirender Haß gegen die Juden, so daß fast alle größeren Städte, wo diese schutzberechtigt hausten, in ihren Annalen von dieser Schreckenszeit erzählen.

Digitized by Google

Nach dem Auftreten der Pest, der Geiselfahrten und Judenverfolgungen kam schnell eine große Reaction zum Durchbruch; die Leute fanden wieder Geschmack am Leben und seinen Freuden; ein alter Chronist erzählt darüber: „Da war das Sterben vorbei und hub die Welt wieder Fröhlichkeit an, und machten die Mann neue Kleidung; die Röcke waren unten kurz und abgeschnitten und um die Lenden mit Lappen versehen (so man Glocken hieß). Die Weibsen trugen Röcke, weit ausgeschnutten, und gezattelt, gemätzert und geflitzert und sie hatten lange Schnäbel an den Schuhen."

Ums Jahr 1380 klagt man schon in derselben Chronik, daß „die Sitt" wieder umgewandelt ward; daß der Schneider, so vorm Jahr ein Meister war, im folgenden als Knecht gehen kunnt." Die Männer trugen lange, soutanenartige Röcke mit großen, weiten Aermeln und Schellen und Preisgen dran; wer jedoch die phantastischsten Aermel am Gewand hatte, der galt als ein Muster. Die deutschen Frauen setzten dafür „böhmische Gogeln" auf den Kopf, den sie rund umglänzten, wie ein Heiligenschein. Die Schuhe wurden an den Zehen breit und stumpf.

Mit dem Regierungsantritt Karls VI. um 1380, erlitt die Mode eine große Revolution. Königin Isabella, jung und schön, führte einen nie gesehenen Kleideraufwand ein. Sie trug, trotz alles Eiferns, das erste decolletirte Kleid und eine Mütze, deren breite, obere Enden zu zwei komischen, mannigfach ornirten Hörnern auswuchsen. Gleichzeitig wechselte man auch mit hohen, trichterförmigen Kappen, die um der Steifheit willen mit mehreren Kupfereinlagen oder Fischbeinstäben fortificirt waren. Was den Kleidern am Halsanschluß fehlte, das setzte man den Aermeln an und versah diese außerdem mit Zacken. Zugleich eiferte ein berühmter Kanzelredner, der Carmeliter Cémare, in Paris gegen jene oben erwähnten Hörner, da sie ihn gewaltig an jene des Beelzebub gemahnten.

Noch während dem Regime Karls VI. kamen zuckerhutförmige Mützen auf, an deren spitzem, oberen Ende ein Schleier befestigt, dessen Länge sich nach dem Stande der Dame richtete.

Unter dem folgenden Könige von Frankreich, Karl VII., hatte seine berühmte Geliebte, Agnes Sorel, den Einfall, reiche Hals- und Armbänder anzulegen, ja, da die Coiffüre das Ohr frei ließ, so fügte sie alsbald Ohrringe diesem Schmuck bei. Letztere können allerdings nicht als ihre Erfindung gelten, da auf alten Medaillen schon frühere fränkische Prinzessinnen damit abgebildet zeigen.

Es ist wahrlich im größten Widerspruch mit den erschöpften Finanzen dieses Landes, da der Krieg mit den Engländern enorme Summen verschlang, wie sich gerade um diese Zeit eine förmliche Sucht ausbildete, möglichst viele Juwelen, Perlen und Goldsachen zu tragen, obwohl dieser Luxus vielen Ruin nach sich zog, da mancher Edelmann, um mit einem prachtvollen Wehrgehenke glänzen zu können, oft die wichtigsten Familiendocumente verpfändete. Der Wucher florirte daher wie noch nie; die Juden wurden auch weniger verfolgt, da man ihrer, als geschickte Juweliere, Waffengraveure, Ciseleurs und Wechsler nicht entbehren konnte.

Der Kopfputz variirte auch in einer Species von Turban, woran

Digitized by Google

ein Schleier, den man verschiedentlich um Schultern und Brust drapirte; Das Extrem konnte nicht ausbleiben, da schon unter der Regierung Ludwig XI. die Damen ihre Kleider kurz abschnitten, trugen kurze Aermel, aber das ganze Kleid mußte dafür mit Bordüren bedeckt sein. Die Mützen schrumpften kläglich zusammen, die Haartracht auch, so daß die Köpfe der Damen platt und wie rasirt aussahen. Seide und Sammet blieb der distinguirte Vorbehalt für Prinzen und sehr vornehme Personen.

Es ist erfreulich, zu bemerken, wie unter der Herrschaft Karls VIII. eine geschmackvolle Kleidung alle Damenherzen wie im Sturm gewann. Die Gemalin dieses Königs, Anna von Bretagne, trug nämlich an ihrem Hochzeitstage ein weißes, einfaches Atlaskleid, bloßes Haar und zwar ohne jene autours, die so lange protegirt gewesen. Man fand dies reizend und weiße, faltenreiche Atlaskleider wurden nebst einfach gelocktem Haar die Loosung des Tages. Das schöne Band dieser Ehe ward schon zeitig durch den Tod des Königs zerrissen, die Königin Anna trug zur Witwentrauer*) einen langen, schwarzen Schleier, den sie nie wieder ablegte. Natürlich folgten ihre Hofdamen diesem Beispiele, doch sie besetzten ihn oft mit rothen oder safrangelben Fransen.

Die reichen Bürgerfrauen wollten aber diese simple Hoftracht durch größern Luxus übertreffen und boten Alles auf, um ihre Schleier mit Perlen und goldnen Agraffen garniren zu können. Darüber echauffirten sich die stolzen Damen des Hofes, so daß die Herzoginnen fürder eine Krone mit Kreuzblättern und einem Federbusch trugen und die Gräfinnen eine mit Perlen und Federn. Bis jetzt hatte Frankreich wenigen Einfluß auf Deutschland und die übrigen Staaten in Betreff der Moden ausgeübt, aber mit diesem Abschnitt begann sein Einfluß mehr und mehr die nationale Eigenthümlichkeit deutscher Tracht zu verdrängen, da unter Franz I. eine ganz andere, freiere Hofsitte dominirte, wobei Witz und Esprit den Vorsitz hatten. Nach dem Beispiel der Königin Margarethe von Navarra, der geistreichen Schwester des Königs, strichen die eleganten Damen die Haare von der Stirn zurück, kräuselten sie und bildeten ein hohes Toupet davon. Bald vervollständigte diese Frisur eine sammetne, goldbrocatne oder atlasne, kleine Haube, Perlen, Juwelenaigretten oder auch ein Strauß Blumen. Gewiß wäre dies recht gut und geschmackvoll gewesen, wenn nicht die Kleidung selbst einen höchst extravaganten Umschwung erlitten, indem der Umfang des Körpers durch steife, korbähnliche Unterkleider bis zur Ungestalt vergrößert worden wäre. Man taufte diese Jupons Vertu-gardins (vertugadins oder panniers). Nicht zufrieden, steife Stoffe zu den vertugadins zu verwenden, fand man bald eine Art Reifen, die nach den Füßen zu weiter und weiter wurden, für praktischer zu diesen Röcken, bis auch sie erkoren schienen, die Reihe der Kleiderordnungsgesetze durch einen neuen Erlaß zu bereichern.

Der Wohlstand des Landes war trotz der Kriege, die Franz I. durchzukämpfen hatte, in erfreulichem Wachsen, so daß die höheren

---

*) Es erheischte die Hofetikette, daß die Königinnen von Frankreich weiße Trauer trugen, zur Erinnerung an die hochverehrte Bianca, der Mutter Ludwig des Heiligen. Sie hießen dann deshalb „reines blanches". — Maria Stuart kam als „reine blanche" von Frankreich nach Schottland zurück.

Digitized by Google

Stände schon anfingen, mit Neid auf den strebsamen Bürgerstand zu blicken, der durch Fleiß und Glück sehr wohlhabend geworden.

Kein Wunder daher, wenn der Bürger ebenfalls das Leben auf edlere Weise zu verschönern trachtete und eine löbliche Prachtliebe kundgab, die sich im Ankauf und Gebrauch von niederländischen Tapeten, Gobelins, orientalischen Teppichen, so wie durch das Tragen goldener und silberner Schmuckgegenstände aussprach. Als der Bürger es jedoch wagte, silbernes Tafelgeräth aufzustellen, da gerieth eine vornehme Coterie ganz außer sich; man glaubte, der Moment sei herbeigekommen, der erheische, dem Könige vorzustellen, wie bedenklich es mit einem Monarchen und seiner Regierung stehe, wenn das Volk übermüthig und zügellos, Glanz und Bequemlichkeit über Alles liebe. König Franz I. schenkte diesen mißgünstigen Verdächtigungen huldvolles Gehör und erließ nun ein Gesetz nach dem andern, in denen aber besonders Gold und Silber den Bürgern zu tragen verboten ward. Diese Maßregelung drang nicht durch; die Leute trugen ihre Ketten, Gürtel und Ringe dem Hofe gleichsam zum Trotz. Das Gesetz entschlief sanft, um in wenig veränderter Gestalt unter Heinrich II. wieder zu erstehen. Der junge Monarch glaubte das richtige Motiv herausgefunden zu haben, denn er erließ ein Verbot „gegen den Luxus der Weiber", mit dem Resultat, daß die Frauen ihre bordürten Schleppen ansehnlich verlängerten.

Die Regentin von Frankreich, Katharina von Medicis, weit entfernt, der um sich greifenden Prachtliebe zu steuern, ging mit dem glänzendsten Exempel Allen voran. Nicht zufrieden mit dem rosigen Hauch der Wangen, wie die Natur sie der Schönheit leiht, führte diese Fürstin die Schminke der Italienerinnen in das Gebiet der französischen Mode ein. Die Mütze ward jetzt ganz klein und hieß auch daher nur „chapéron". Hofdamen allein war es gestattet, sammetne zu tragen, nur durch besondere Gunst der Königin-Regentin ward mehreren anderen ihr befreundeten Damen ein solches chapéron gestattet, doch war immer dazu eine besondere Ordre des Königs erforderlich, um vollkommen ermächtigt zu sein. Die Hofherren mochten die kleinen Häubchen nett finden, denn auch sie bedeckten ihre kurzgeschorenen Häupter mit einem kleinen, platten Hute, dessen Nüchternheit durch einen kleinen Federstutz weit hinter dem Ohr moderirt ward. Die Damen fanden hingegen wiederum an diesem Hute Gefallen und ahmten ihn bald treulich nach.

Nachdem Katharinas zweiter Sohn, Franz II. den französischen Thron bestiegen, verlängerten sich die Taillen und Wämser so sehr es nur irgend die zurückgepreßten Hüften gestatteten. Unterhalb dieser spitz zulaufenden, enganliegenden, mit Knöpfen geschlossenen Taillen ward nunmehr eine starke Quattirung angebracht, die bei den Herren einen Embonpoint imitirte, welchen die hohlen Wangen manchmal Lügen straften. Die Damen trugen am Rücken, unterhalb der Taille, dieselben Wattenkissen und darüber bauschten weit und faltig die Roben. Aber gleichsam, als schämte man sich dieser Unnatur, bediente man sich der schwarzen Halbmasken (roups) sobald man genöthigt war, öffentlich zu erscheinen.

Wie in Frankreich, handelte man diesseits des Rheins im deutschen Reiche. Vom Kaiser herab bis zum Senat der freien Handelsstädte ward ermahnt, decretirt und gedroht, um der ausschweifenden, üppigen

Digitized by Google

Kleidertracht ein energisches Halt zu gebieten. Bald bezieht sich der Zorn des Landesvaters oder aber des Magistrates („Wir Senatores und Scheppen!") nur auf die weiten, schlotternden Inexpressibles der Elegants, die schier hundert Ellen brabändisch Tuch verschlingen, bald auf die „raiden Lockelein der Weiber", bald auf die „Suppenschüsseln" von Baretten, bald auf die „Schellengeläut" an Hüften, Aermeln und Kappen.

Die Sorge des deutschen Kaisers erscheint jedoch gerechtfertigt, da sie die Erfahrung macht, daß durch die Modesucht eine Menge Geld ins Ausland gehe, so wie daß die inländischen Producte und Zeuge fast verachtet sind. Kaiser Rudolph II. behauptet in einer sehr speciellen, wohlüberlegten Kleiderordnung, „daß ein enorm Geld ins Ausland verschleppet wird und kein Mann mehr erkennen kann, ob er mit einem Junker oder einem Bürgerlichen rede."

Dieses Kleiderordnungsgesetz, welches eine zeitlang streng unter polizeilicher Ueberwachung stand, schrieb aufs Bestimmteste vor, wie sich fürstliche Beamte, Räthe und Stallmeister zu tragen hätten. Rother Sammet, carmoisine Seidenstoffe und Atlas war ihnen zu benützen untersagt. Die unglücklichen Opfer mußten sich mit Seidendamast, anderem leichten Seidenstoff und feinem Tuch begnügen. Schmucksachen durften sie besitzen, doch nicht per Stück über zweihundert Gulden Werth.

Vornehme, adlige Damen durften vier gute Kleider haben, ein Galakleid von Sammet und drei seidene Garnituren, Tressen und Stickereien unterlagen noch besonderen Bestimmungen.

Grafen und Standesherren durften Sammet, Seide und Damast in allen Farben tragen. Ihr Schmuck durfte aber nicht mehr als sechshundert Gülden Werth haben.

Rittern wird die goldene Bordürung durch Tressen, Stickerei oder Schmelzwerk erlaubt, während die anderen Stände zu diesem Vorzug durch besondere Gunst gelangen.

Das „köstlich Rauch- oder Pelzwerk" (Hermelin, Marder, Zobel, Otter) ist den Fürsten des Reiches allein zur Verwendung gestattet.

Auch sollten nach der obigen polizeilichen Kleiderordnung „Mägde g'ring Zeug tragen, nur etwa: Difting, Grain, Draht u. s. w."; damit sie nicht liederlich würden, oder unehrlich die Herrschaft bestehlen, um dem „Gelüst" nachzuhängen und ihren schwer verdienten Lohn verschleudern. Ein taffetner Schurz ist ihnen an Ehren- und heiligen Tagen zu tragen erlaubt.

Wie in Deutschland sich das Oberhaupt des Staates bewogen gefunden, mit dem entschiedensten Willen und den rücksichtslosesten Strafen die Modethorheit einzudämmen, so sah sich endlich auch Heinrich IV. genöthigt, in Frankreich das Gleiche zu thun.

Dies Gesetz, welches um 1604 erschien, verbot zwar auch das Tragen von Gold und Silber auf den Kleidern, aber es hatte noch ein Postscriptum, worin erklärt ward: „Oeffentlichen Dirnen und Spitzbuben sei Nichts davon zu tragen verboten, da sie der Ehre unwerth scheinen, die besondere Beachtung des Königs auf sich zu ziehen.

Diese Nachschrift that Wunder; man schränkte sich weise ein, um nicht dieser zweideutigen Kategorie beigezählt zu werden und huldigte

Digitized by Google

zur Entschädigung dafür, den breiten, spanischen Halskrausen, denen ein doppeltes Entstehungsmotiv nacherzählt wird.

Man behauptet nämlich, daß sie zu Ehren des heiligen Johannes des Täufers getragen worden wären, weil auf ihren breiten Falten das Haupt wie auf einer Schüssel ruhe, wie das Haupt des Heiligen oft abgebildet ist. Die andere, weniger fromme Diction sagt, daß zu gleicher Zeit in Spanien die Kropfkrankheit epidemisch aufgetreten sei, und in Folge dessen jene Krausen aufkamen. Auch die Vertugadins wurden nach dem Beispiel der Königin Margarethe von Valois viel getragen und erweiterten den Umfang der Reifen mehr und mehr.

Gegen das Ende dieses Jahrhunderts erlosch die Mode der Reifröcke nach und nach und auch die Coiffüren wurden vernünftiger, doch nur für kurze Zeit, nächst den sogenannten Hyacinthenlocken, sowie der Frisur à la Ninon, jener ungeheuerliche Bau in Aufnahme kam, der unter dem Namen **à la Fontanges** bekannt ist. Das Wenigste dabei bestand in dem natürlichen Haar; ein oft mehr als fußhohes Eisendrahtgestell ward auf dem Kopfe befestigt, mit dem natürlichen Haar möglichst an der Basis verdeckt und so curios und bizarr wie möglich mit einzelnen Stücken Mousseline, Bändern, Nadeln, Rüschen und falschen Locken decorirt. Die besondere Gunst, welche Ludwig XIV. der sanften Louise de la Vallière zuwandte, verursachte das Verschwinden dieses abenteuerlichen Gerüstes und man trug zierliche Locken, die sich kürzer und diademartig über die Stirn hinzogen, nach dem Beispiel der blonden Schönheit, welche sich im Glanze der königlichen Sonne zur Demi déesse des Hofes erhoben hatte.

Fräulein de la Vallière hatte bekanntlich einen zu kurzen Fuß, so daß sie leider hinkte; um diesen Fehler ihres Ganges möglichst zu verbergen, benutzte sie einen Schuh mit besonders hohem Absatz; der erste Schritt zur Mode der Stöckelschuhe, die ein ganzes Jahrhundert lang eine wichtige Rolle spielen, war damit geschehen; die Damen und Herren des Hofes beeilten sich, mit hohen, weiß oder roth lackirten Absätzen auf dem spiegelnden Parket der Säle von Versailles zu balanciren.

Zur nämlichen Zeit hatte sich die Industrie Frankreichs und Hollands, wie früher Venedig, der Branche der Spitzenmanufactur mit immensen Erfolg bemächtigt. Valenciennes, Mecheln und Brüssel konnten nicht genug dieses zarten Productes liefern, das allerdings wie Perlen, Diamanten und ein persischer Shawl unbedingt zu einer vollkommen eleganten Toilette gehört. Ein wahrer Spitzencultus florirte; nicht genug, daß Arme und Hals der Damen davon umhüllt wurden, die vornehmen Cavaliere trugen sogar, außer Manchetten und Cravatten, die weiten, grauen Lederstiefel damit garnirt. Ebenfalls fand der Consum von Battist und Mousselin, so wie feiner holländischer Leinwand statt, da die Verschwendung darin eben zur feinen Lebensart gehörte. Die Herren trugen nicht mehr die Haare lang herabwallend, einen Moustache und Royale, auch nicht mehr den großen Filzhut mit rother Feder, wie unter Mazarins Epoche, sondern sie fingen nach dem Beispiel ihres Souveräns an, künstliche Perrücken, sogenannte Allonges, zu benützen. Der Hut ward zierlicher und klappte schon mehr zusammen; Plümage umgab meist den Deckel, während ein spanisches Rohr mit goldenem Knopf in der Hand getragen wurde.

Digitized by Google

Ein leckeres Mahl.

Nach einer Originalzeichnung von G. von Maffei.

Zu dem gänzlichen Verschwinden der Fontanges aus der Umgebung des Königs sollen auch zwei junge Engländerinnen Veranlassung gegeben haben, da sie in Versailles erschienen waren, um den König diniren zu sehen. Weil sie nun niedrig frisirt und ohne Mousseline und Bänderterrassen auf dem Kopf zu erscheinen wagten, so erregten sie unter den Hofdamen Abscheu und Sensation. Der König, aufmerksam gemacht, sagte jedoch zu Letzteren: „Wenn alle Damen doch so vernünftig wären, wie bald würden sie ihren Kopfputz mit dem einfachen der beiden Fremden vertauschen.“ Dies galt als Befehl, man ging sofort ans Werk und schon am nächsten Tage bei der Reunion erschien man mit einer Coiffüre, die nur eine Etage hatten.

Einige Jahre darauf brachten die Actricen wiederum die Reifröcke auf. Die feineren Damen, genirt, sie nachzuahmen, benützten zuerst sogenannte criards, eine Art steifer Leinwand, die in dichte Falten gelegt die Hüften umgab. Der heiße Sommer von 1715 schien zu gestatten, daß man zu Hause und auf dem Lande Panniers trug, da sie weniger lästig und schwer waren. Dennoch wagte es Niemand, sich öffentlich damit zu zeigen, in der Furcht, vom Straßenpöbel insultirt und von Portiers und Bedienten ausgelacht zu werden. Nach und nach ward man kühner; man führte die Panniers sogar bei den Hoffesten wieder ein. Ihr Umfang betrug drei bis vier Ellen.

Natürlicher Teint, natürliche Gestalt waren ganz verpönt, auch der anmuthige Gang mußte einem ängstlichen Trippeln weichen, da die hohen Absätze sehr zur Vorsicht mahnten. Die Damen schminkten sich so grell, als es sich thun ließ, so daß das kreidigste Weiß und das schreiendste Roth dazu verwendet wurden. Schönpflästerchen oder Mouchen klebte man an Wangen und Kinn, im Glauben, den Teint und die Züge des Gesichts dadurch zu heben und pikanter zu machen. Mehr und mehr überwucherte Unnatur und Ungestalt, selbst die natürliche Farbe des Haares fiel in Ungnade und ward durch parfümirten Puder verdeckt. Bauschen von Crêpe mußten den Mangel an Haaren ersetzen, Deutschland aber äffte getreulich nach, was in Paris dictirt ward, ja die liebe, ehrbare deutsche Sprache sah sich endlich aus dem Munde der vornehmen Welt verbannt und die kleinsten Fürsten, über deren Länder ein Sechzehnender in fünf bis zehn Minuten setzte“, verehrten den König Frankreichs wie ein Idol und sprachen: „l'état c'est moi!“ indem sie Lustschlösser bauten und Corps de Ballet unterhielten.

„Ein Monarch war energisch und deutsch genug, mit Abscheu dem tyrannisirenden Modethum entgegen zu treten, wo es irgend die Gelegenheit bot: Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der Vater des großen Königs. Er documentirte nicht nur seinen Haß gegen dieses äffische Treiben, indem er jammerte, „sein Fritz ähnle mehr einem französischen Marquis, als einem Soldaten“, er ließ die Profosen der Armee, welche den Haselnußstock handhaben mußten, scharlachroth und golden kleiden, mit französischem Marquisrock und Haarbeutel; denn er wußte wohl, daß diese Leute, ein Schrecken der Soldaten, die einen Disciplinfehler begangen, ungemein verhaßt waren und er wollte diesen Haß auch auf die französische Tracht übertragen.

Die Regentschaft des Herzogs von Orleans ließ das Uebel im All-

gemeinen erst recht gedeihen; die Damen schminkten sich, nach dem Behaupten von Lady Montaigu, so grell, daß sie wie frisch geschundene Hammel aussahen, aber die größte Sorgfalt wandten Damen wie Herren den Kopffrisuren zu.

Unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. excellirte man darin besonders; jede Manier hatte ihren besonderen Namen, man coiffirte sich en pavillon, en chien fou, à oreilles de'pagneul, en coeque, en marrons, en vergettes, en bichon, à la Hérison, à la cor, beille, u. s. w. Die Etagen wuchsen empor, oft durch Büsche von Straußfedern vergrößert, so daß die Damen in der Equipage knieen mußten, um ohne Derangement in den Gesellschaften erscheinen zu können.

Marie Antoinette selbst galt als Vorbild und es ist bekannt, daß sie eine ganze arkadische Schäferei aus Gold und Emaille bestehend auf dem Toupet trug, inclusive hohe Berge, Bäche, Wiesen und weidender Schafe.

Im Jahre 1778 machte ein Damenhut Sensation, den eine Mademoiselle Frédin zum Kauf ausbot: er hieß à l'amiral und stellte ein Schiff nebst Takelage und Kanonen vor.

Zwei Jahre später bevorzugte man militärische Trophäen, derart, wie man sie auf den Zeughäusern neben den Spolien sieht: Pauken und Standarten durften nicht fehlen.

Als die Königin Marie Antoinette aber ihr idyllisches Trianon vor allen prachtvollen Schlössern um Paris vorzog, da ward ihr Geschmack geläutert und ihr Sinn neigte sich dem Edel-Einfachen zu. Sie liebte es zu dieser glücklichen Zeit, weiße Kleider zu tragen und ein rosaseidener oder runder Strohhut mit Kornblumen und einem Aehrenbüschel zierte ihr schönes Haupt. Die Pariser fanden die „Oesterreicherin" deshalb noch hassenswerther und warfen ihr ihre Einfachheit als Geschmacklosigkeit vor.

Der schreckliche Sturz der Monarchie wand den Scepter der Mode aus der Hand dieser unglücklichen Fürstin, denn die Vorwehen des Terrorismus schienen alle Stände und allen Geschmack nivelliren zu wollen. Der buhlende Volksfreund und Clubredner mußte Alles meiden, was an Bildung und Aristokratie im Sinne von ehedem erinnert hätte. Die Frauen resignirten ebenfalls und ließen sich in einem Costüm sehen, welches ehedem kaum eine Dame der Halle getragen haben würde. Sammet, Seide, Gold, Juwelen, Alles verschwand, wer nicht arm war, wollte wenigstens für arm gelten.

Finster und gedankenbrütend erschienen die Mienen, wirr und straff hingen die kaum gekämmten Haare auf die grobtuchne blaue oder braune Carmagnole; eine hohe Halsbinde schien die obern Halswirbel gegen den eisigen Kuß der Guillotine sichern zu wollen, indem sie das halbe Antlitz mit ihren Falten vergräbt. Eine formlose Weste umschlottert die Taille, und ein unförmlicher, runder, hoher Hut umschattet das Haupt des Citoyen. Stiefeln von plumper Form verbergen den Fuß und eine dreifarbige Schärpe, dito Cocarde, sowie ein grober, handgreiflicher und thatenlustiger Knotenstock vollenden den Anzug.

Die Tracht der Bürgerinnen ist nicht malerischer; zwei schlaffe Lockensträhne hängen ohne Grazie aus der großen, hohen Mullhaube hervor, die gleichfalls eine tricolore Cocarde ziert; Jacke, Rock und

Digitized by Google

Schürze, selten ein besserer Umhang oder Hut bilden den Rest. Das kokett ausdrucksvolle Fächerspiel ist der zarten Hand entwunden, dafür muß man diese ohne Ekel zur großen Ronde jedem Citoyen reichen, wenn der bacchische Reigen sinnlos um den Freiheitsbaum oder um das Schaffot rast.

Die Herrschaft der Mode scheint für immer gestürzt. Alles ist nüchtern, prosaisch, grob und heuchlerisch. Doch nein, es hieß auch hier, bei dem Trauerkatafalk des anciennen Régime derselben, wie einst bei denen der Könige, die aus ihrer Gruft in St. Denis so schrecklich ans Tageslicht gezogen wurden, „la mode est morte, vive la mode."

Der Terrorismus tobte aus; das Directorium, später das Consulat ließ jede Massengewaltthat ruhen; die Incroyables proklamirten die Weiterherrschaft der Mode in abenteuerlicher aber unverkennbarer Weise. Die Herren trugen Ohrringe, Lorgnons, Berloques, Uhrketten Busennadeln, kurz, sie sahen fast wie wandelnde Reclamen von Bijouterieläden aus. Battisthemden, Manchetten, Röcke von feinstem Tuch, Caschmirwesten und Kniehosen, seidne Strümpfe galten nicht mehr für die Kennzeichen eines Volksfeindes.

Der Idee nach huldigte man noch den antiken Republiken, und die Damen glaubten die antiken Kleider der Römerinnen und Athenienserinnen adoptiren zu müssen; man trug die Kleider sogar nach dem Beispiel der athenienſischen Hüftenzeigerinnen, von dünnen Stoffen und bis zum halben Oberschenkel links offen, um die Plastik des Körpers zu zeigen. Peplos und Toga, Tunica und Chlamis herrschten auf der Bühne und in der Malerei, wie im Salon.

Schon während des ersten Kaiserreichs arteten die Damenhüte zu wahren Ungeheuern aus, mit riesigen, weiten Schirmen, schwerfälligen Blumensträußen und starrenden Schleifen, so daß das Antlitz unter ihnen ganz erdrückt und beengt erschien. Die kurzen antiken Kleidertaillen wuchsen herab bis zum Ellbogen, während sich die Röcke wieder bis zum Knöchel verkürzten. Letztere wurden faltenreicher, sahen aber dennoch ärmlich genug aus, da sie größeren Gestalten das Ansehen verliehen, als wären die Kleider entwachsen. Der Sonnenschirm verdrängte den unter dem Empire wieder hervorgesuchten Fächer, obwohl das Gestell des Schirmes recht schwerfällig aussah. Die seidenen Strümpfe blieben für die höchste Galla reservirt, dagegen fertigte man solche aus schottischem Zwirn an, deren Fußblatt mit reichen durchbrochenen Mustern geziert sein mußte. Die Schuhe waren ausgeschnitten, ohne Absätze und gestatteten daher das Muster, welches den feinen Strümpfen eingewebt oder gestrickt war, zu bemerken. Farbige und weiße Schuhe pflegte man nur noch bei festlichen Gelegenheiten zu tragen. Die Coiffüre bildete an den Schläfen entweder flache Bandeaux, oder kurze Lockenbüschel, zu denen meist seidene Locken verwendet wurden. Am Hintertheil des Kopfes strich man die Haare straff empor, um dann eine hohe Gruppe von Haarschleifen oder breite, feintheilige Flechten von ihnen zu arrangiren, zu denen meist noch ein Schildpattkamm gesteckt ward.

In ihrem Gedächtniß bewahren unsere Mütter wohl noch die Erinnerungen ein Kleid, dessen Aermel, am Oberarm weit und bauschend, mit einer Steifinlage von Roßhaar oder sonstigem festen Gewebe besteht,

Digitized by Google

der sogenannte „Schöpsenkeulärmel", allerdings ein sehr prosaischer Name, dessen Naivität und gastronomische Herkunft „vielleicht nur von jenen Stoffen überstrahlt wird, die man im vorletzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts sehr gern trug, und die den noch viel weniger poetischen Namen étoffe decouteur de puce, oder á dos de puce führten.

Der spätere Verlauf der als Neuheiten bewunderten Moden und deren kleine Lächerlichkeiten sind wohl noch in Erinnerung verblieben; Kaiserin Eugenie suchte, als Lady Patroneß der in Paris creiirten Moden ernstlich nach einem schönen, stilvollen Motive. Sie versuchte die verschiedensten Epochen, um aus ihnen ein Resultat zu erzielen, wie es ihr vielleicht ideal im Geiste vorschwebte, und der Vorsatz war gewiß ein schöner. Leider griff auch hier die Hand des Schicksals, das die Ereignisse des einzelnen Menschenlebens, wie die der Nationen regiert, ein; wieder sucht und probirt die Mode so Manches, was einst bewundert und nachgeahmt ward, aber sie hängt zu sehr von den Launen der Modistinnen ab, als daß sie etwas wirklich Gediegenes produciren könnte.

Die Zeit, welche nie gewillt ist, einen einzigen Schritt zurück zu thun, wird daher noch unabsehbare Modeschöpfungen in ihrem Geleit haben und oft werden Sittenrichter sich berufen fühlen, dieselben zu verwerfen und anzuklagen, ohne daß es ihnen glücken wird, ihre Sendung mit durchgreifendem Erfolg zu vollführen.

Mit Kleiderordnungen und dito Strafen dürfte kaum das Geringste zu erzielen sein, denn die Mode ist mehr ein Spiegel des Zeitgeistes, als eine Tyrannin. Oft zeigt sie in ihren Launen ein theatralisches Haschen nach Effect, oft kündet sie nur mit Seherblick das baldige Erscheinen großer politischer Thatsachen voraus an und um das Weltauditorium nicht zu plötzlich zu überraschen, bereitet sie es nach und nach mit Schonung auf das historische Drama vor, zu dem sie nach alter Routine Staffage und Costüme ausgesonnen hat.

Digitized by Google

Petersburger Indiscretionen.

Von A. N.

I.

Man muß gestehen, kein Cavalier der Welt versteht das Geld so mit vollen Händen und in so ruinifer Weise auszugeben wie der russische. Alles ist hier darauf zugeschnitten, einem solchen Herrn die rubelstrotzenden Taschen zu leeren! Das Spiel mit seinen hohen Sätzen, die Weiber, alle Reize des Geistes und Körpers vereinigend, locken jährlich Millionen über Millionen aus den Taschen reicher Söhne und — Väter. Hier wie anderswo sind es in erster Linie die Damen der Bühne, welche die in ihre Netze Fallenden in unglaublicher Weise brandschatzen.

Graf F . . . . tz, jüngerer Sohn einer reichen Bojarenfamilie. Rittmeister bei den . . . . schen Husaren, hat gerade drei Mal in drei Jahren mit seinen Gläubigern zu zwanzig Procent accordirt und ihnen, die bei einem solchen Accord durchaus nicht schlecht fuhren, jedes Mal 40,000 Rubel Silber auszahlen lassen. Graf F . . . . tz lag in den Banden von Frl. S . . ., der reizenden, blonden Soubrette des . . .schen Theaters, und die Manipulationen der Sirene, um ihren Liebhabern das Fell über die Ohren zu ziehen, waren in der That so wenig scrupulös wie bewundernswerth. Graf F . . . . tz hatte seiner Angebeteten eine Reihe Zimmer in der X . . er Straße eingerichtet, das ihr geschenkte Silberzeug hatte allein einen Werth von 6000 Rubel. Selbst in dem luxuriösen Petersburg sprach alle Welt von der Pracht der Möbel, Spiegel und Teppiche. Nach einem herrlich und in Freuden verlebten Winter kamen die Theaterferien heran, Fräulein muß ins Ausland, ins Bad, sich von den Strapazen des Winters zu erholen; um eine Garantie für die sichere Aufbewahrung ihres Silbers und ihrer Einrichtung zu haben, übergiebt Fräulein S . . . Alles dem kaiserlichen Lombard, wie es andere Reiselustige ebenfalls machen und erhält von diesem eine entsprechende Werthsumme dafür ausgezahlt. Die Ferien sind zu Ende, Fräulein S . . . kommt zurück und erwartet in ihrer leeren Wohnung, in Thränen aufgelöst den ersten Besuch ihres Verehrers. Graf F . . . tz ist von dem Empfange einigermaßen überrascht, er fragt theilnehmend woher diese elegische Stimmung rühre, man bricht in erneutes Schluchzen aus, der Graf wird zärtlich, man wehrt ihm leise mit durch Thränen schimmernden Blicken ab, er bittet, fleht, seine Angebetete deutet stumm auf die leeren Salons, auf die kahlen Wände. Man hat sich verleiten lassen in den Bädern zu spielen, man hat Unglück gehabt und die Gelder

Digitized by Google

verloren, welche man zur Einlösung der lombardirten Möbel bedurfte. Graf F . . . . ţ ist ein zu feiner Cavalier, um nach der Summe zu fragen die fehlt, er bittet die Halbwiderstrebende mit ihm nach den bekannten Magazinen zu fahren und andern Tags hat Fräulein S . . . eine Einrichtung, womöglich schöner als die alte. Aber das Silberzeug? Man wagt nicht Alles auf eine Karte zu setzen! Fräulein S . . . hat noch mehr Verehrer wie den Graf F . . . . ţ, und wer wird es einer Künstlerin verdenken, wenn sie viele Verehrer hat? Graf F . . . . ţ ist zufällig einige Tage von Petersburg abcommandirt, diese Gelegenheit benutzt Herr v. M . . . . e der schönen Frau seine Huldigungen darzubringen. Man ist erfreut, den alten Freund wiederzusehen, man ist Hingebender als sonst, man äußert wehmüthig, wie gerne man den Freund für den Abend zum Souper bei sich bewirthen möchte — indessen — hier abermals ein Ausbruch von Thränen, dasselbe Spiel wie mit Graf F . . . . ţ, man hatte sein Silberzeug versetzt und das Geld leichtsinnig verausgabt. Man zeigt auf den leeren Silberschrank und drückt zum weitern Beweise dem Freunde die Lombardscheine in die Hand. Herr v. M . . . e aber ist viel zu galant, um nicht schon am andern Tage die Einlösung zu besorgen. Fräulein S . . . war gewiß glücklich, so gute Freunde zu haben! Die Arme, die seltsamer Weise jedes Jahr im Auslande bald von diesem, bald von jenem Verlust betroffen wurde und ihrer kleinen Ersparnisse beraubt, arm wie ein Mäuslein im Herbst nach Petersburg zurückkehrte. Nun behaupteten die bösen Colleginnen schmählicher Weise, Fräulein S . . . wisse sehr wohl was sie thue und die hübschen Summen, welche sie für ihre prächtigen Einrichtungen vom Lombard erhalte, würden in ihrer Vaterstadt sicher und nutzbar angelegt; mein Gott, Sorge für die alten Tage!

Doch zurück zu Graf F . . . . ţ. Diesen hatten seine kostspieligen Neigungen eines Tages wieder in die größte Verlegenheit gebracht, die Gläubiger drohten, da vom Bruder des Grafen, dem bevorzugten Erben der großen Güter der Familie keine Capitalien mehr zu erlangen waren, an gewisser Stelle Klage zu führen. In dieser Noth wandte sich Graf F . . . . ţ, der durch seine Mutter, eine geborene Prinzessin von . . ., mit hohen Herrschaften verwandt und in gewissen Cirkeln gern gesehen war, um Fürbitte bei hoher Stelle an seine . . . Fürstin Cousine. Graf F . . . . ţ wußte es durch seine schöne Fürsprecherin zu erlangen, daß er als Commandeur eines Cavallerieregiments nach dem Kaukasus versetzt wurde.

Wie es dem jetzigen Obersten, Graf F . . . . ţ, dort durch Sparsamkeit in der Verwaltung der sämmtlichen Einkünfte seines Regiments, wobei er wahrscheinlich auch Oekonomie in der Verwaltung seines Einkommens lernte, gelang in drei Jahren nicht nur seine beträchtlichen Schulden zu bezahlen, sondern mit einem schönen Vermögen und als Generalmajor nach dem lebenslustigen Petersburg zurückzukehren, ist nie recht klar geworden. Auch in diesem Falle gab es leider böse Zungen, welche zu bezweifeln wagten, ob die für ein vollzähliges Regiment bezogenen Einkünfte desselben bei genauer Revision wirklich einen vollständigen Regimentsstand vorgefunden. Im Grunde hat Rußland Soldaten genug, was liegt daran, wenn einmal der „Zufall" ein Regiment einige Jahre hindurch nur die Hälfte der etatmäßigen Mannschaften und Pferde auf-

Digitized by Google

zuweisen hat? Noch ernstlicher ist gewiß der andern Behauptung zu widersprechen, der Herr Oberst habe die Hälfte seines Regimentes während der Ernte auf Arbeit gesandt und die Arbeitslöhne „seiner Kinder" in die eigne Tasche gesteckt.

Ein Sammelplatz der Elite unserer hiesigen jeunesse dorée sind die Salons des Herrn und der Madame B .... Wir fahren eines Mittags vor dem allerliebsten Hause dieser Herrschaften vor und lassen durch den Bedienten unsere Karten abgeben. Darauf erhalten wir für einen der nächsten Abende folgendes Billet in französischer Sprache:

„Herr und Madame B .... rechnen es sich zu einer besonderen Ehre, Herrn .... und Herrn .... für den Abend .... bei sich zu empfangen."

Wir begeben uns gegen elf Uhr hin; da die meisten Damen dieses Kreises dem Theater angehören, so kann man erst zu dieser Stunde darauf rechnen sie hier zu treffen, denn diese „Königinnen der Nacht" waren gewiß schon heute Abend in irgend einer Scene mehr oder weniger glänzend beschäftigt. Bei unserm Eintritt werden wir von der Dame des Hauses in jener gewandten und liebenswürdigen Weise empfangen. Die nicht zahlreiche Gesellschaft des kleinen Salons besteht aus drei Gruppen, von denen die größere einen Kreis Landsknecht spielender Herren und Damen bildet. Wir werden von den Damen in wenig ceremoniöser Weise, mit beinahe vertraulichem Nicken begrüßt, die prachtvollen, etwas saloppen Toiletten, die stark gepuderten Gesichter bestätigen unsere Vermuthung, daß diese Künstlerinnen direct aus ihren Garderoben hierher gefahren sind. Prinz X... er, von hoher, vornehmer Figur, mit schönen aber etwas fatiguirten Zügen, hält soeben Bank; neben ihm sitzt Madame de ...., eine geborene Amerikanerin von bestrickender Schönheit figurirt sie als zweite Liebhaberin auf der Scene der ... schen Bühne. Ihre intimen Beziehungen zu dem jungen Prinzen und deren verderblicher Einfluß, gaben vor Jahren wiederholt Anlaß zu ärgerlichen Scandalen. An der Seite des uns bekannten Rittmeisters Grafen F.... tz, ihrem Verehrer, sitzt Fräulein S...., das niedliche Gesicht ist geröthet von der Aufregung des Spiels, sie pointirt stark, ist offenbar im Verlust, und der Haufen Rubelscheine vor dem Rittmeister, in den ihre kleine, hübsche Hand ganz ungenirt hineingreift, wird sichtlich kleiner. Sehr verschieden von den übrigen Cavalieren dieses Cirkels ist die Erscheinung eines Dr. H ..., der unter dem vertrauenerweckenden Aushängeschilde eines Arztes von der D... schen Universität allerhand verdächtige Gewerbe betreiben soll; trotz der eleganten Toilette, macht er durch seine Manieren den Eindruck eines alten, verkommenen Studenten, und seiner Spielweise merkt man es sofort an, daß er des Gewinnes wegen pointirt. Diese wenig generöse Art zieht ihm häufig malitiöse Bemerkungen seines vis-à-vis, eines dunklen, ungarischen Edelmanns zu, der zugleich mit scharfen Blicken die gewandten Finger des Doctors bewacht.

Während die Aufmerksamkeit der übrigen Anwesenden mehr oder weniger dem Gange des Spiels gewidmet ist, scheinen die letzten beiden Personen unseres Kreises, trotzdem sie an dem Pointiren theilnehmen, sich um sich mehr zu kümmern, als um Alles, was um sie herum vorgeht.

Digitized by Google

Mit dem Ausdruck schwärmerischer Zärtlichkeit suchen die Augen des jungen Mannes, dessen Habitus uns den Schauspieler verräth, die Blicke seiner Nachbarin und sind sich dieselben begegnet, dann erröthet die junge Frau und der junge Mann sucht verstohlen eine weiche Hand zu ergreifen, die ihm wohl nicht ungern auf einen Moment überlassen wird und wohl auch leise den Druck der seinigen erwiedert.

Was hat die keusche Liebe des jungen Paares in diesen Salons zu thun, dessen Luft über kurz oder lang ein Pesthauch sie vergiften wird?

Die Bank ist indessen vom Prinzen abgegeben worden und unserm feurigen jungen Liebhaber angeboten. Er zögert und ist unschlüssig, ob er sie annehmen soll, ein ermunternder Blick seiner Geliebten bestimmt ihn jedoch, er faßt etwas unsicher die Karten und zieht seine Börse, sie uneröffnet auf den Tisch legend.

Ihre Baarschaft bestand aus einem Rubel.

Der Abzug begann.

Während der Taille schiebt unbemerkt, ihr Spitzentuch auf die Börse ihres Nachbars legend, die junge Frau einen Hundertrubelschein unter dieselbe. Die Bank verliert, der Bankier hat auszuzahlen. Er wird blaß und roth, greift mechanisch nach seiner Börse, unter derselben findet er den Schein. Ein bittender Blick der jungen Frau begegnet gerunzelten Brauen, er ist zwar einer Beschämung enthoben, der junge Mann, aber Stolz kämpfen mit Ehrgefühl gegen falsche Scham und Leidenschaft. Man bittet um etwas Eile, das Spiel nicht aufzuhalten, der Bankier wirft den Schein zur Auszahlung auf den Tisch und spielt weiter. Der junge Mann spielt jetzt mit Glück. Nach der ersten Auszahlung gewinnt die Bank und ein Haufen Gold und Papier liegt vor seinen Blicken. Die Angst und Aufregung des jungen Schauspielers hat einer gehobenen Stimmung Platz gemacht, und namentlich ist er glücklich, das ihm so liebenswürdig aufgezwungene Darlehn zurückgeben zu können. Mehr wie zweihundert Rubel hat er gewonnen, eine Summe, deren Besitz ihm beinahe fabelhaft vorkam. In heiterster Stimmung geht man zu Tische, ein Bonmot jagt das andere. Unsere Schönen sind nicht prüde und für eine witzige Pointe nimmt man Manches in den Kauf. Prinz X .... er ist einer der witzigsten Köpfe und in seiner Eigenschaft als ... er Prinz und Verwandter des Hofes, ist er eingeweiht in alle Intriguen der schönen, lebenslustigen Damen vom Hofe und seine scharfe Zunge ist unermüdlich im Auftischen pikanter Anecdoten:

„Ist Ihnen die neueste Geschichte unserer „Pompadour" bekannt?" fragt der Prinz während einer Gesprächspause. Alles spitzt die Ohren, Jeder kennt die allmächtige Dame, die Freundin des Ministers . . ., die immer noch begehrenswerthe Frau von B. . .

„Erzählen Sie, Hoheit, erzählen Sie!" ertönt es aus dem Munde der Damen und Alles drängt sich um den Prinzen.

„Ihnen Allen", beginnt der Prinz, ein Aprikose mit den weißen Fingern zierlich zerlegend und zwei der Damen mit seinem Monocle abwechselnd dabei fixirend; „Ihnen Allen, meine Herrschaften, ist der Herr v. L... unser Adonis von der ...schen Ambassade zur Genüge bekannt." Die beiden Damen erröthen, die übrigen Anwesenden bejahen.

Digitized by Google

„Sie wissen ferner, daß es unserer Pompadour gelungen, in gewissem Sinne eine zweite Ninon de Lenclos, diesen hübschen Jungen in Fesseln zu schlagen. Unglücklicher Weise ist unsere Schöne, trotz ihrer Jahre, noch immer flatterhaft in ihren zärtlichen Neigungen; Herr v. L . . . fand in letzterer Zeit seine Angebetete ungewöhnlich kühl, ja man ließ sich mehrere Mal bei seinen Besuchen verleugnen. Eifersüchtig stellte Herr v. L. Nachforschungen über dieses veränderte Betragen an und erfuhr zu seinem höchsten Aerger, daß Herr W . . ., der Alles bezaubernde Darsteller an dem . . . schen Theater, sein begünstigter Nebenbuhler sei. Zorn und Leidenschaft erreichten, trotz des sprüchwörtlichen Phlegmas seiner Landsleute, den höchsten Grad, als er eines Tages in Erfahrung brachte, Frau v. B . . . habe in einem der ersten Hotels ein Rendezvous mit ihrem neuen Liebhaber. Herr v. L . . . sinnt auf Rache.“ Hier macht Prinz X . . . er eine Pause und fixirt abermals seine beiden Gegenüber, die aber seinen Blicken ziemlich unbefangen Stand halten. „Und wer will es“, fährt der Erzähler fort, „einem jungen, hübschen Mann verdenken, wenn er über eine solche Treulosigkeit seiner alternden Geliebten ergrimmt? Vielleicht würde indessen sich sein Grimm besänftigt haben, wenn er hätte ahnen können, daß die anonymen Denunciantinnen des Rendezvous, ein paar reizende Kinder, darnach schmachteten, ihn für diesen Verrath der Frau v. B . . . in ihren schönen Armen trösten zu dürfen.“

Wieder streifte ein etwas höhnischer Blick des Prinzen seine Gegenüber, die dieses Mal heftig errötheten.

„Also Herr v. L . . . sann auf Rache Sie wissen, daß wir in einer politisch unruhigen Zeit leben, wie fieberhaft thätig unsere Polizei ist, wie das Denunciantenthum florirt. Auch die hiesigen Polen werden schärfer bewacht denn je. Da läuft denn vor Kurzem bei dem Polizeimeister eine geheimnißvolle Anzeige ein, daß an dem näher bezeichneten Abend in einem Zimmer des K . . . schen Hotels mehrere politisch anrüchige polnische Studenten eine Zusammenkunft hätten. Der Herr Polizeimeister theilt diese wichtige Nachricht dem Chef der Geheimpolizei mit, dieser dem Minister des Hauses, welcher pflichtschuldigst an hoher Stelle davon berichtet. „Thut Eure Schuldigkeit“, lautet der Befehl von oben nach unten durch alle Instanzen.

„Vorsichtig, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, dringen an dem betreffenden Abend durch die verschiedenen Eingänge des weitläufigen Hotels in Civil gekleidete Agenten der heiligen Hermandad; der Chef der Abtheilung verständigt geheimnißvoll den Wirth, der von Allem keine Ahnung hat, und Geräusch vermeidend versammelt sich die Mannschaft vor der angegebenen Zimmerthür:

„Im Namen des Kaisers!“ so ruft drei Mal an die Thür schlagend der Commandirende. Aus dem Zimmer ertönt ein leiser, weiblicher Schrei, man schiebt von Innen den Riegel zurück, und aus der sich öffnenden Thür blickt etwas verstört und bleich das Gesicht unseres allbekannten und allverehrten Schauspielers. Neues Erschrecken, als er die aufgebotenen Agenten mit strengen Amtsmienen ihn umdrängend erblickt. Der Chef, welcher den Schauspieler erkennt, bedeutet seinen Leuten draußen zu bleiben, macht aber in ernster Weise den sich sträubenden Histrionen begreiflich, daß er, der Chef, in das Zimmer hinein müsse.

Digitized by Google

Was hier nun vorgegangen und entdeckt worden entzieht sich der Erörterung. Soviel steht indessen fest, daß der Beamte ein sehr verblüfftes Gesicht zeigte bei seinem Weggange aus dem Zimmer des Schauspielers.

Sehr verdrießlich soll der Herr Oberpolizeimeister seinem Chef von der „Geheimen" die vorgekommene Mystification berichtet haben, wogegen dieser mehrere Tage Anlauf nahm, dem Minister von der Geschichte Nachricht zu geben und erst nach langem erzürnten Fragen die volle Wahrheit gestehen wollte. Was man hoher Stelle angegeben, bleibt natürlich unerfindlich. Frau von B . . . wurde am wenigsten von dieser für sie gewürzten Sache berührt und soll ihrem hohen Gebieter auf seine Vorwürfe mit einem zwar nicht wiederzugebenden, aber nichts destoweniger brillanten Calembourg geantwortet haben.

Digitized by Google

Das Paradies der Kindheit.

Ein vertraulicher Brief an die Leserin.

Längst ist die laute Sommerfreude zu Grab gegangen, wenn der heurige Sommer überhaupt eine Freude war. Die Wintergarderobe prangt vollzählig in den Schränken und Spinden; die Spaziergänge werden auf die Mittagsstunde verlegt, damit das bischen Sonne, das uns die späte Jahreszeit noch vergönnt, recht aus dem Vollen benutzt werde; man denkt schon eifrig ans Weihnachtsfest, strickt und häkelt die kleinen Kunstwerke für den Bescheerungsabend, und ist dankbar, wenn ein guter Freund sich mit am traulich erhellten Familientisch niederläßt, um der kleinen Tafelrunde etwas Liebes und Herzerquickendes vorzuplaudern. Einen solchen Freund will ich der gemüthvollen Leserin im Nachstehenden empfehlen -- einen Freund, der sich bald ihre ganze Seele gewinnen und nicht wieder loslassen wird. Gerade jetzt, um die Zeit des Festes, das den Kindern gehört, kommt dieser Freund wie gerufen, denn was er plaudert, bezieht sich just auf die kleinen Lieblinge, für die Ihr so eifrig plant und trachtet, auf Eure Kinder, auf das Glück, das Euch in ihrem Besitz erblüht, auf das zarte und doch so eherne Band, das Euer Herz mit dem ihren verknüpft. Der Freund, von dem ich rede, wird Euch über gar manchen Punct in diesem scheinbar so klaren Verhältniß die Augen öffnen; er wird Euch schauen, beobachten und genießen lehren, wo Ihr bis jetzt vielleicht gedankenlos Euren Weg gingt. Er wird Euch hundert kleine Züge des unerschöpflichen Segens, den der Himmel Euch in Euren Kindern bescheert hat, voll und rein zum Bewußtsein bringen, und Euren geheimsten Stimmungen magisch die Zunge lösen.

Der Freund, von dem ich spreche, ist ein vor Kurzem erschienenes Buch, „Das Kind" betitelt, von Gustav Droz.*) Ich kann Euch nur sagen, ich bin in das Büchlein verliebt, und wenn Ihr's gelesen habt, werdet Ihr's auch sein. Das Buch enthält keine Verse, aber es ist gleichwohl ein holdes, schwärmerisches Gedicht, das Hohelied des Elternglückes, die poetische Glorification des Familienlebens. Droz ist ein echter Poet, denn er schildert die Wirklichkeit so, daß sie sich liest wie ein goldüberflutetes Märchen. Was soll ich noch weiter reden? Laßt mich ein paar Stellen aus den reizvollen Schilderungen auf's Geradewohl hier herausgreifen: das wird Euch von dem Zauber der Droz'schen Darstellungsweise noch weit unmittelbarer und energischer überzeugen, als die feurigsten Ausdrücke meiner Begeisterung.

---

*) Das Kind. Ein Festgeschenk für junge Väter und Mütter. Von Gustav Droz. (Leipzig, Richard Eckstein.) Preis 2 Mark.

Digitized by Google

Da schlag' ich zuerst ein Kapitel auf: „Alte Erinnerungen". Ein Veteran in der Kunst eines verständnißvollen Familienglückes erzählt uns das Nachstehende. Wohlgemerkt, der Verfasser fügt ausdrücklich hinzu: „Junggesellen brauchen das, was hier kommt, nicht zu lesen. Ich wünsche nur im Kreis der Familie zu plaudern. Unter Berufsgenossen versteht man sich besser." Er plaudert also wie folgt:

„Ich bin Vater, liebe Leserin, aber vor Jahren war ich Papa, und, wie das immer der Fall ist, Papa eines entzückenden Kindes. Unter seinem Mützchen quoll eine blonde, krause Locke hervor, die uns fast närrisch machte; und wenn ich seinen weißen Hals mit dem Finger berührte, so brach er in Lachen aus und zeigte mir seine kleinen, weißen Perlen, während er mit beiden Händchen meinen Kopf packte.

Sein erster Zahn war ein Ereigniß. Man setzte sich ans Fenster, so recht ins Licht, um besser sehen zu können, und die Großeltern richteten ihre Klemmer und Lorgnetten auf diesen kleinen weißen Punct, wie der Forscher die Lupe. Und ich! Wie beugte ich mich vor und erklärte, bewies, erörterte! Dann lief ich hinab in den Keller und suchte in der Staats- und Festecke eine auserlesene Bouteille.

Der Zahn meines Knaben! Während des Diners besprach man seine Carrière. . . Es war ein Tag ohne Gleichen.

Nach diesem Zahn kamen andere, und mit ihnen die Thränen und die Schmerzen. Aber als er nun im ganzen Munde gehörig ausstaffirt war, wie biß er da auch stolz in sein Brod, wie ging er auf seine Coteletten los, um es „drad' wie der Papa" zu machen.

„Wie der Papa!" Erinnert Ihr Euch, wie diese Worte das Herz erwärmen, und wie viel Herbes und Schweres sie uns vergessen machen?

Mein größtes Glück war — vielleicht geht es Euch ebenso — dabei zu sein, wenn er aufstand. Ich kannte genau seine Stunde. Vorsichtig streifte ich die Vorhänge von seiner Wiege zurück und wartete, indem ich ihn anschaute.

Meistens fand ich ihn schräg in dem Chaos seiner Decken und Tücher liegen, die Beine bloß, die Arme über den Kopf gekreuzt. Oft hielt die kleine, rundliche Hand noch das Spielzeug umklammert, mit dem er des Abends zuvor eingeschlafen war. Aus dem halbgeöffneten Munde erklang das regelmäßige sanfte Geräusch seines Athems. Der Schlummer hatte seinen Wangen die Farbe einer reifen Pfirsiche gegeben; seine Haut fühlte sich warm an. Nach kurzer Frist rührte er sich; seine Hand, sein Fuß stieß die Decken zurück; sein ganzer Körper begann sich zu regen. Er rieb sich die Augen, streckte die Hände aus und heftete dann unter der halb erhobenen Wimper heraus die Blicke auf mich. Er lächelte mich an und flüsterte ganz leise, so leise, daß ich den Athem anhielt, um alle Nüancen seines melodischen Geflüsters in mich aufzunehmen: „Duten Morsen, Papachen!"

„Guten Morgen, mein liebes Männchen. Hast Du gut geschlafen?"

Wir gaben uns die Hände und umarmten uns wie alte Kameraden.

Dann begann das Plaudern. Er plauderte, wie die Lerchen im Glanze der Frühsonne. Seine Geschichten waren endlos.

Er erzählte mir seine Träume; er forderte bei jedem Wort seine „dute Brodsuppe mit recht viel Butter darin". Und wenn diese gute

Digitized by Google

Brodsuppe dampfend herein kam, welches Lachen, welche Freude! Wie stürzte er darauf los, indem er sich an den Vorhängen aufrichtete! Sein Auge glänzte, als ob es in Thränen schimmerte, und das Gezwitscher begann von Neuem. Zuweilen geschah es auch, daß er mich in meinem Bett überraschte. Ich that dann, als ob ich schliefe; er aber zog mich am Bart und schrie mir ins Ohr. Nun stellte ich mich höchst erschrocken und schwur mich zu rächen. Das gab wahre Kämpfe in den Eiderdunen, Verschanzungen hinter den Kissen u. s. w.

Das Alles war reizend. Aber wenn seine Tollheiten ein bischen zu weit gingen und ich mit Worten der Mahnung eingreifen mußte, wie senkte er dann die Wimpern; wie zuckte es um den Mund und das Näschen; und wie bemühte er sich, die Thräne zu unterdrücken, die ihm unwillkürlich unter den Lidern hervortropfte. Welcher Muth gehört dazu, in einem solchen Falle den beginnenden Sturm nicht durch einen Kuß zu beschwichtigen und das kleine Herz, das vor Kummer schwillt, nicht durch Zärtlichkeiten zu trösten! Der Anblick eines Kindes ist dann so rührend. Es steckt so viel Schmerz in der heißen Thräne, die so langsam dahin rollt; in dem kleinen Gesicht, das sich unmerklich verzieht; in der Brust, die sich im leisen Krampf hebt . . .

Lang', lang' liegt das hinter mir. Jahre sind dahingerollt, ohne diese theuern Erinnerungen auslöschen zu können. Mein Junge ist jetzt dreißig Jahre alt und trägt einen riesigen Schnurrbart; aber wenn er mir seine breite, kräftige Hand reicht und mit seiner volltönigen Baßstimme „Guten Morgen, lieber Vater!" sagt, so ist mir immer noch, als ob das Echo mir in weiter Ferne die köstlichen Worte zuflüstere: „Duten Morsen, liebes Papachen!" . . . . . .

Ist das nicht wunderhübsch? Geht das nicht zum Herzen, wie das Schönste und Beste, was Ihr gelesen habt?

Mit feinster Beobachtungskunst schildert uns Droz an einer andern Stelle die Situation des „Papa" dem Neugebornen gegenüber. Er schreibt:

„Nur mit komischer Aengstlichkeit, mit einer seltsamen Scheu und Zurückhaltung wagt er es, die kleine Last in den Arm zu nehmen; er fürchtet, das Püppchen entzwei zu brechen, und das Püppchen scheint das zu fühlen, denn es schreit aus voller Lunge. Der gute Mann entwickelt mehr Kraft, um sein Kind zu heben, als er nöthig hätte, um eine Thür einzutreten. Kommt er dem kleinen Gesichtchen zu nahe, so richtet der Bart Unheil an; berührt er die kleinen Glieder, so läuft er Gefahr, ihnen wehe zu thun. Er sieht aus wie ein Bär, der eine Nadel einfädeln soll.

Und dennoch muß die Liebe dieses armen, ungeschickten Vaters erobert werden. Trotz der anfänglichen Mißerfolge muß er verführt und gekettet werden; er muß an seinem neuen Beruf Geschmack gewinnen und nicht gar zu lange in der Stellung eines Rekruten verbleiben.

Die Natur sorgt hier für die nöthige Beschleunigung des Avancements, und der Papa wird definitiv Corporal an dem Tage, an welchem das Kind seine ersten Silben stammelt.

Man muß gestehen, es ist außerordentlich süß, dieses erste Lallen des Kindes, und das „Pa . . . pa . . ." des kleinen Wesens erscheint vortrefflich geeignet, ins Gemüth einzudringen. Ist es nicht wunder-

Digitized by Google

bar, daß so das erste Lallen gerade das tiefste und zärtlichste Gefühl der Menschheit ausdrückt? Ist es nicht rührend, wie dieses kleine Geschöpf gleichsam von selbst das Wort findet, das den, dessen es am meisten bedarf, am zuverlässigsten rühren soll; das Wort, das zu sagen scheint: „Ich gehöre Dir. Liebe mich! Gieb mir ein Plätzchen in Deinem Herzen; öffne mir Deine Arme! Du siehst, ich bin noch gar schwach und unerfahren; ich komme ja eben erst an, aber schon denk' ich an Dich; ich gehöre zur Familie. Ich werde an Deinem Tisch essen und Deinen Namen tragen. Pa . . . pa . . . Pa . . . pa . . ."

Wie mit einem Schlag hat so das Kind die zartesten und feinsten aller Schmeicheleien und Liebkosungen gefunden; es debütirt mit einem wahren Meisterstück.

Ach das reizende Kind! Pa . . . pa . . . Pa . . . pa . . . Noch höre ich seine zögernde Stimme; noch sehe ich die beiden rosigen Lippen sich heben und senken. Wir knieten alle um ihn herum. „Sag's noch einmal", rief man ihm zu, „sag's noch einmal, Hänschen! Wo ist Dein Papa?" Und der kleine Bursche lachte, wandte die Augen nach mir und streckte mir die Arme entgegen.

Ich küßte ihn und ich fühlte, daß zwei große Thränen mir über die Wangen liefen. Von diesem Augenblick an war ich ein echter, ein wahrer Papa.

Ich hatte die Taufe empfangen. —" . . . .

Aber auch die Schatten fehlen nicht im Gemälde. Welcher Vater, welche Mutter vermöchte ohne Ergriffenheit die Schilderung zu lesen, die der Autor betitelt hat: „Er wäre jetzt vierzig Jahre alt!" Droz schreibt wie folgt:

„Wer die ganze Allgewalt der Bande, die uns mit dem Kinde verknüpfen, empfinden will, der muß ihr Zerreißen befürchtet haben; wer da wissen will, daß ein Strom tief ist, der muß einmal beinahe darin ertrunken sein.

Erinnere Dich jenes Morgens, da Du die Vorhänge seines Bettes zurückzogest und sein Antlitz, bleich und abgemagert, in den Kissen erblicktest... Die tiefliegenden Augen, von bläulichen Ringen umzirkt, waren halbgeschlossen. Du bist seinem Blicke begegnet, der wie hinter einem Schleier hervorlugte; der Kleine hat Dich gesehen, ohne Dir zuzulächeln. Du hast ihm „Guten Morgen" gesagt, und er hat nicht geantwortet. Seine Züge drückten nur Schwäche und Erschöpfung aus. Das war schon beinahe Dein Kind nicht mehr. Er hat einen Seufzer ausgestoßen; dann haben sich die schweren Lider wieder geschlossen. Du hast seine Hand ergriffen, die schlank, farblos, durchsichtig auf der Decke lag; sie war heiß, sie zitterte. Du hast sie geküßt, die arme, kleine Hand; aber keine Regung, kein Zucken hat die Berührung Deiner Lippen erwiedert.

Da hast Du Dich umgewandt und Deine Frau erblickt, welche hinter Dir stand und weinte.

In diesem Augenblick ist Dir ein Schauer von den Zehen bis zu dem Wirbel gegangen, und der Gedanke eines bevorstehenden Unglückes hat sich Deiner bemächtigt, um Dich nicht wieder los zu lassen. Alle zwei Minuten kehrtest Du zu dem Bette zurück und schobst den Vorhang hinweg, vielleicht in der Hoffnung, Du hättest vorhin Dich getäuscht, oder es könnte sich ein Wunder vollzogen haben. Aber hastig bist Du

Digitized by

wieder hinweg geeilt, ein unendliches Weh im Herzen... Und doch trittst Du wieder heran und bemühst Dich zu lächeln, damit er lächeln möge. Du suchst Erinnerungen und Wünsche in ihm zu erwecken. Umsonst. Er bleibt stumm, bewegungslos, abgemattet; er wendet sich nicht einmal um; er ist gleichgültig gegen Alles, was Du ihm sagen magst, gleichgültig gegen Dich selber.

Und wie wenig hat es bedurft, um dieses kleine Wesen so niederzudrücken und so elend zu machen! Ein paar flüchtige Stunden! Ach, und wie wenig wird es bedürfen, um das Licht vollends auszulöschen! Vielleicht nur fünf Minuten! In diesem schwächlichen Körper hängt das Leben an einem Faden. Ein so zarter Organismus ist noch nicht für das Leiden gewappnet. Hier fühlt man so recht, daß die Existenz nur ein Hauch ist; bei jedem Athemzug sagt man sich: „Wenn das der letzte wäre."

Eben noch hat der Kleine geseufzt und geklagt. Jetzt klagt er schon nicht mehr. Es hat den Anschein, als ob sich ihm Jemand nähere, um ihn aus Euren Armen hinwegzureißen. Da trittst Du wieder heran und umklammerst ihn, als könntest Du ihm auf diese Weise etwas von Deinem Leben mittheilen. Sein Lager ist feucht von dem Schweiße, den das Fieber ihm auspreßt; seine Lippen werden bleicher und bleicher; in seiner Athemnoth bläht er das kleine, zitternde Näschen; sein Mund steht weit offen. Und doch ist das derselbe Mund, der süße, rosige Mund, der so lustig lachte. Das sind die Lippen, die sich so warm auf die Deinigen preßten... All das frohe Gelächter, das holde Geplauder, die Ausgelassenheiten ohn' Ende, all das vergangene Glück tritt Dir beim Geräusch dieses keuchenden Athems vor die Seele, während große, heiße Thränen langsam von Deiner Wimper tropfen.

Unglücklicher Vater! Deine Hand wagt nicht seine Brust zu berühren, weil Du die furchtbare Magerkeit ahnst, die Du dort finden würdest; weil Du voraussiehst, daß die Berührung dieses kleinen Skelettes Dich in lautes Schluchzen ausbrechen ließe...

Und dann kam der entsetzliche Augenblick... Hell schien die Frühlingssonne ins Zimmer... Da hörtest Du einen Weheruf, einen Schrei. Du sprangst herzu. Sein Gesicht war verzerrt; seine Augen starrten Dich an, aber sie sahen nicht mehr.

Und dann war Alles still, Alles regungslos, während seine hohlen Wangen gelblich und durchsichtig wurden, wie die Bernsteinkette, die er am Halse trug.

Die Erinnerung dieses Augenblickes bleibt in dem Herzen Derer, die je geliebt haben, unauslöschlich fürs ganze Leben. Selbst im hohen Alter, wenn die Zeit die Schmerzen verhüllt hat, wenn andere Freuden und andere Sorgen Dich in Anspruch genommen, selbst dann noch erscheint Dir das Sterbelager Deines Kleinen in stillen Abendstunden am flackernden Kaminfeuer. Du erblickst in der Flamme, die so prasselt und Funken sprüht, das Zimmer des verlorenen Kindes, den Tisch, wo die Arzneien und die Mixturen standen, den ganzen Apparat einer Krankenstube; seine Kleider, die in trauernder Reihe neben einander hingen und so lange auf ihn gewartet haben; und ferne in einer Ecke sein verlassenes Spielzeug. Du erblickst Alles wieder, selbst die Spur seiner kleinen Finger auf den Tapeten, und an der Thüre das Zickzack, das er mit

Digitized by

seinem Bleistift kritzelte. Du siehst am Thürpfosten den Platz wieder, ganz mit Linien und Daten bedeckt, wo Du ihn am Ersten jedes Monats zu messen pflegtest. Du siehst ihn spielen, laufen und fröhlich an Dir emporspringen — aber gleichzeitig siehst Du ihn auch unter dem weißen Leinentuch, das Auge starr und glanzlos, die Lippen für immer geschlossen.

Nicht wahr, würdige Großmutter, von Zeit zu Zeit taucht diese Erinnerung auf, und noch jetzt weinst Du zuweilen, wenn Du Dir sagst: „Er wäre jetzt vierzig Jahre alt . . .?"

Und wir wissen es ja, Du gute alte Frau, deren Herz immer noch blutet, wir wissen, daß Du in Deinem Spiegelschrank — hinter Deinen Juwelen — neben vergilbten Briefen ein ganzes Museum heiliger Reliquien aufgespeichert hast; die letzten Schuhe, mit denen er durch den Sand lief an jenem Tage, wo er zum ersten Mal über Frost klagte; Trümmer von zerbrochenem Spielzeug; sein letztes Käppchen, sorgfältig eingewickelt; und tausend Kleinigkeiten, die für Dich eine Welt sind, Stückchen Deines zerbrochenen Herzens.

Die Bande, welche das Kind an die Eltern knüpfen, werden gelöst; diejenigen, welche die Eltern an das Kind knüpfen, werden zerrissen.

Dort verlischt die Vergangenheit; hier begräbt man die Zukunft..."

Ich glaube, nach diesen Proben kann ich mir Alles Weitere ersparen. Geht hin, kauft Euch das Büchlein, legt es Eurem Mann auf den Weihnachtstisch und wenn Ihr's Euch des Abends, nachdem Ihr die Kinder zur Ruhe gebracht, bei der Lampe gegenseitig vorlest, dann denkt mit einiger Dankbarkeit an den, der Euch auf die reizende Gabe hingewiesen, an

Euren

ganz ergebenen

Felix Holm.

Digitized by Google

Marinirte Fasanen.

Humoreske von **R. v. G.**

„Ich will nichts mehr hören! Die Stelle ist besetzt und damit' Punctum!" polterte Herr Schmidt und zog die Thür hinter sich zu. „Ists doch wahrhaftig als wäre man selbst Excellenz und nicht einer Excellenz Factotum! Seit unseres Herrn Ernennung zum Gesandten keine Ruhe bei Tag und Nacht! Vierzig Anstellungsgesuche allein für die Kammerdienerstelle gingen ein, die theils schriftlich, theils mündlich erledigt werden mußten, ehe ich den Posten zu meiner Zufriedenheit besetzen konnte. Nun bleibt noch der Koch in meiner Hand; Koch und Küchenmeister in einer Person! Ein fetter Posten", dachte Schmidt, „der schon eher die Mühe lohnen und bei einiger Umsicht etwas für mich abwerfen könnte. Was den Secretär betrifft", reflectirte er weiter, „für dessen Engagement ich ja auch sorgen soll, wird man es an Reverenzen bei mir wohl nicht fehlen lassen."

Schmidt, des Herrn von Hohendorf, Excellenz, Haushofmeister, betrachtete diesen Auftrag seines Herrn, als ein Vertrauensvotum. Er hatte eben ein Päckchen Briefe, das er in der Hand hielt, fortschließen wollen und einen Augenblick zu sich selbst kommen, als abermaliges lautes Reden an der Thür, ihn aufmerksam machte.

„Machen Sie Platz", hörte er, „ich habe hier stets Zutritt gehabt!" Der Diener, dem diese Worte galten, mußte zur Seite treten und einem Herrn den Eintritt gestatten, an dessen Stimme Schmidt bereits den Geheimen Commerzienrath Sternberg erkannt hatte. Der Geheimrath war Freund und auch der Bankier des Herrn von Hohendorf, ein stets gern gesehener Gast des Hauses.

„Ah, wie gehts, lieber Haushofmeister? Das hat ja einen ordentlichen Kampf gekostet; ich bin unter diesen Umständen wirklich erfreut, endlich einen alten Bekannten zu finden", begrüßte er Schmidt.

„Ich muß sehr um Entschuldigung bitten", sprach dieser sich tief verneigend, „Excellenz Abreise steht so nahe bevor, wir sind so in Anspruch genommen, daß —"

„Thut nichts, thut nichts, lieber Freund", fiel der Geheimrath ihm rasch ins Wort, „daß der Bediente mich nicht kannte, ist im Grunde kein Wunder, denn bei meinen vielen Geschäften komme ich jetzt nur selten aus der Stadt; und bei der Vorliebe Ihres Herrn für diesen Landsitz, ist es erklärlich, daß, wie ich glaube, wirklich zwei Jahre vergehen konnten, ohne daß wir uns gesehen hätten. Sagen Sie mir, ist Excellenz zu Hause? Ich habe ihn in dringender Angelegenheit zu sprechen."

„Zu Hause wohl", bekannte Schmidt, „dennoch muß ich bedauern;

Digitized by Google

Excellenz haben sich diesen Augenblick zu einer geheimen Sitzung mit einigen Herren vom Ministerium zurückgezogen und da ist nicht möglich zu stören."

„Sehr fatal! Wann gedenkt denn Excellenz abzureisen?"

„Morgen früh. Es ist Alles gepackt; die Koffer Seiner Excellenz und die des gnädigen Fräuleins stehen parat, um noch heute Abend zur Bahn gebracht zu werden."

„Ah! Die Tochter begleitet ihn dennoch." Der Geheimrath schien überrascht. Er dachte: „Dann hatte Karl allerdings gute Gründe und keine Zeit zu verlieren."

„Sagen Sie mir", wandte er sich wieder an Schmidt, „hat Excellenz einen Secretär engagirt?"

„Noch nicht. Excellenz haben mich damit beauftragt."

„Also er hat Sie damit beauftragt."

„Ja; die Zeit drängt, Excellenz selbst sind so sehr mit wichtigen Geschäften überhäuft — zum Glück", fügte er hinzu, „bietet sich eben Gelegenheit."

„Ach, hören Sie, mein lieber Haushofmeister, da könnten Sie mir wohl einen Gefallen thun", rief der Geheimrath.

Schmidt, dem im Geiste bereits ein anständiges Douceur vorschweben mochte, verneigte sich tief und gab seine Bereitwilligkeit zu erkennen; gleichzeitig hatte er mechanisch sein Portemonnaie aus der Tasche gezogen und spielte damit. „Wenn ich dem Herrn Geheimrath in irgend einer Weise nützen kann —"

„Das können Sie, Sie können mir sehr nützen! Ich vermuthe nehmlich", sprach der Geheimrath und trat dicht an ihn heran, „daß im Verlauf einer Stunde sich hier ein junger, gebildeter Mann, von anständigem Aeußern und und feinen Manieren präsentiren wird, behufs Annahme des Postens. Bestätigt sich mein Verdacht, und ich zweifle nicht daran, so wünsche ich aus sehr triftigen Gründen, daß ihm die Stelle vorenthalten wird."

Schmidt hatte sein Portemonnaie wieder langsam in die Tasche gleiten lassen. „Wenn es besonders gewünscht wird", sprach er gedehnt, „daß der junge Mann den Posten —"

„Lieber Freund, verstehen Sie mich ja nicht unrecht; ich wünsche, daß der junge Mann die Stelle nicht bekommt; auch möchte ich, daß Sie ihn in irgend einer Weise veranlassen könnten, nicht eher zurückzufahren, als bis ich Herrn von Hohendorf gesprochen habe. Um welche Zeit speist Excellenz?"

„Excellenz speist um vier Uhr."

Der Geheimrath sah nach der Uhr. „Es ist zwei Uhr, gut; sagen Sie Ihrem Herrn, ich hätte mich heute bei ihm zu Tische eingeladen."

„Sehr wohl."

„Es wird doch angehen?"

„O ja wohl!"

„Na denn, Freundchen", klopfte der Geheimrath ihn auf die Schulter, „meinen Geschmack kennen Sie, sorgen Sie also für ein pikante Schüssel. Sie haben doch einen guten Koch? Man ist das hier gewöhnt."

„Unglücklicherweise, nein, Herr Geheimrath, wir sind augenblicklich ganz ohne Koch."

Digitized by Google

„Wie, ohne Koch? Ebenso gut könnte Ihr Herr ja ohne Accreditive ins Ausland gehen! Wissen Sie, Herr Haushofmeister, ein guter Koch, ein guter Kellermeister sind von größerer Wichtigkeit in dem Gefolge eines Gesandten, als zwanzig Secretäre! Merken Sie sich: Der natürlichste Weg zu dem Herzen der Menschen führt durch den Magen. Ist irgend eine wichtige Angelegenheit bei einem auswärtigen Minister in Frage, so gebe ich mein Wort, ein exquisites Mahl ist stets das wesentliche Argument mit dem man vorzugehen hat."

Schmidt mußte lachen.

„Der Herr Geheimrath mögen schon Recht haben", sagte er, „und Excellenz werden auch wohl die Ansicht theilen, denn sie haben mich beauftragt, so rasch wie möglich für einen guten Koch zu sorgen."

„Nun sehen Sie! Uebrigens kann ich aushelfen und Sie sollen Ehre mit Ihrer Commission einlegen. Vor kaum acht Tagen besaß ich den besten der Köche, eine kleine Differenz zwischen uns, meine Heftigkeit, kurz ich ließ den Menschen gehen. Dieser Mann, weiß ich, ist noch außer Stellung; ich werde veranlassen, daß man ihn im Laufe des Tages zu Ihnen schickt."

„Herr Geheimrath sind sehr gütig."

„Doch nun möchte ich etwas von der Landluft profitiren. Auf Wiedersehen, lieber Haushofmeister! Ich werde eine kleine Umschau in Hof und Garten halten, zur Tafel mich aber pünctlich einfinden."

Daß es sich mit dem Koch so traf, war Schmidt außerordentlich angenehm. Der Geheimrath war ein Feinschmecker, seine Empfehlung daher werthvoll. Doch wer konnte der junge Mann sein, der sich bei ihm melden sollte, und den der alte Herr aus so triftigen Gründen nicht placirt sehen wollte?

Er meditirte, warf jedoch schon im nächsten Augenblick den Kopf auf, zum Zeichen, daß er sich keine weiteren Gedanken darüber machen wollte. Der Geheimrath hatte seinen Wink, die ihm ertheilten Ordres mit dem gehörigen Geschäftsstempel zu besiegeln schlecht verstanden. „Werde daher nach Convenienz verfahren, Herr Geheimrath", dachte er, „das heißt je nach dem, Ihre Wünsche befolgen, oder auch nicht befolgen."

„Herr Schmidt, lieber Schmidt!" ließ sich eine Stimme hören.

Schmidt wandte sich überrascht um und sah Fräulein Elise von Hohendorf, Seiner Excellenz Tochter, die leise eingetreten war.

„Hat Jemand bei Ihnen wegen der Secretärstelle angefragt?"

„Nein, gnädiges Fräulein, noch nicht", antwortete er, „aber Excellenz haben mich bevollmächtigt einen Secretär zu engagiren, und wird dieses jedenfalls noch im Laufe des heutigen Tages geschehen müssen."

„Daß Sie Auftrag erhielten, wußte ich und komme eben deshalb; ich möchte meinen Einfluß bei Ihnen zu Gunsten eines liebenswürdigen, jungen Mannes geltend machen."

„Eines liebenswürdigen, jungen Mannes", dachte Schmidt; die Sache mochte ihm wohl etwas bedenklich erscheinen, denn er sagte:

Digitized by Google

„Wäre es nicht am Ende besser, man brächte die Angelegenheit vor Seine Excellenz?"

„Nein, nein, durchaus nicht", wandte Elise hastig ein, „Papa könnte möglicherweise argwöhnen, mein Interesse für den jungen Mann entspränge aus irgend welchen Gründen."

Schmidt nickte mit dem Kopfe, Elise hielt in ihrer Rede ein und ließ einen Augenblick ihre Augen forschend auf ihm ruhen.

„Außerdem", fuhr sie fort, „wissen Sie ja auch, wie sehr Papa in Anspruch genommen ist, und da zu erwarten steht, daß der junge Mann jeden Augenblick sich bei Ihnen melden lassen kann, so dachte ich, da er mir nehmlich so eindringlich von Bekannten empfohlen, in deren Urtheil ich unbedingtes Vertrauen setze, daß —"

„Um Vergebung, gnädiges Fräulein", mußte Schmidt sie nun doch unterbrechen, „ist der junge Herr vielleicht bekannt, oder steht er in irgend einem Zusammenhang mit dem Geheimrath Sternberg?"

Elise erschrak sichtlich.

„Wie so", fragte sie. „Ja, ja, ich glaube sie sind oberflächlich bekannt, doch warum fragen Sie danach?"

Schmidt würde es für undiplomatisch gehalten haben, in diesem Augenblick die Anwesenheit des Geheimraths zu verrathen; und meinte daher nur, „er hätte befürchtet, wenn dem so wäre, daß dies dem jungen Mann hinderlich werden könnte."

„Ihm hinderlich sein? Wieso das? Haben Sie etwas Nachtheiliges über ihn gehört?" fragte Elise erregt.

Schmidt versicherte, daß er nicht das Geringste zu Ungunsten des Herrn in Erfahrung gebracht habe, jedoch der Wahrheit gemäß bekennen müsse, man habe ihm sehr entschieden den Wunsch zu erkennen gegeben, ihm die Stelle abzuschlagen.

„Ihm die Stelle abzuschlagen!" rief Elise. „Das begreife ich nicht! Ich finde es sogar abscheulich!" fuhr sie mit vor Erregung bebender Stimme fort, „denn ich sage Ihnen, es ist ein so gebildeter, liebenswürdiger, intelligenter, feiner Mann."

„O, wer wollte daran zweifeln", fiel Schmidt ein, „gnädiges Fräulein kennen ihn doch gewiß sehr genau."

Elise schien das „ja", mit dem sie antwortete, wohl nur entschlüpft zu sein, denn sie verbesserte sich so fort und sagte: „das heißt, nein, ich habe aber", fügte sie hinzu, „so viel zu seinem Vortheil gehört und bin aus diesem Grunde wirklich so recht um einen glücklichen Erfolg besorgt, daß Sie, lieber Schmidt, wenn Ihnen sonst etwas daran läge, mir eine Gefälligkeit zu erweisen, mir wohl darin entgegen kommen könnten."

Schmidt erinnerte das Fräulein daran, wie ihre Wünsche ihm stets Befehle waren. „Gesetzt nun, der junge Herr stellte sich nicht im Laufe des Nachmittags, wie dann?" fragte er. „Zeit zu verlieren haben wir nicht."

„Seien Sie unbesorgt", entgegnete Elise zuversichtlich, „Sie können sich darauf verlassen, er kommt."

„Dann müßte ich noch um seinen Namen bitten."

Elise kam in große Verlegenheit. Nun erst fiel ihr ein, daß Karl, der von ihr sehnlichst Erwartete und einzige Sohn des Geheimen Commerzienraths Sternberg, es vergessen hatte, ihr den Namen zu sagen, den er,

Digitized by Google

widrigen Verhältnissen zum Trotz, für kurze Zeit anzunehmen beschlossen hatte.

„Ja, lieber Himmel", sah sie verlegen Schmidt an, „der wird mir entfallen sein, ich komme wirklich nicht gleich darauf."

Glücklicherweise machte das Klingeln der Hausglocke der für beide Theile peinlichen Situation ein Ende.

„Ha, das wird er sein!" rief Elise und sah nach der Uhr. „Es ist genau die Zeit in der er hier sein wollte; ich muß nun auf mein Zimmer eilen und Sie, lieber Schmidt, empfangen wohl den Herrn."

„Wer zum Kuckuk", dachte Schmidt, als sich die Thür hinter dem Fräulein geschlossen hatte, „kann der junge Mensch sein, daß so viel Aufhebens um ihn gemacht wird?" Er sah den Augenblick seines Erscheinens mit einer gewissen Spannung entgegen, allein in der sich öffnenden Thür erschien nicht der Angekündigte, sondern ein Bedienter, der ihn eiligst zu Excellenz berief.

„Hier diese Briefe legen Sie dort in das Bureau", beorderte er den Bedienten, „und, hören Sie, wenn inzwischen ein junger Mann kommen und nach mir fragen sollte, so bitten Sie ihn, daß er Platz nimmt und sagen ihm, ich würde im Augenblick wieder zurück sein."

Während der Bediente that, wie ihm geheißen, ließ unmittelbar nach dem Schmidt das Zimmer verlassen, ein zweiter Diener Denjenigen ein, der vor wenigen Minuten das Fräulein aus so peinlicher Lage geklingelt hatte. Es war nicht der Erwartete, vielmehr ein junger Kochkünstler, der auf eine Annonce kam und der im Vertrauen auf seine Fachkenntniß sich zutraute, einer Diplomatenküche vorstehen zu können. Da der ihn einlassende Bediente sich gleich hinter ihm zurückgezogen hatte, konnte er ungenirt einen Augenblick musternd seine Blicke von Wand zu Wand, von Gegenstand zu Gegenstand gleiten lassen. „Ein nobles Haus, das muß man sagen! Pikfein!" rief er im Geiste, der Einrichtung volle Anerkennung zollend. „Und diese Hetze von Bedienten! Sind die Speisekammern so reich gespickt, als ihre Livréen mit Gold gestickt, da ist die Stelle eines Koches hier auch kein Ruheposten."

„Sie sind wohl der erwartete Herr?" wurde er in seinen Gedanken durch den vom Bureau zurücktretenden Bedienten unterbrochen.

„Der erwartete Herr? glaube ich nicht", dachte der Gefragte. „Doch wer zuerst kommt, mahlt zuerst, ich sage einfach „ja" und bin wenigstens sicher, vorgelassen zu werden."

„Zu dienen", sprach er und machte sein Compliment, „ich hätte den Herrn Haushofmeister in einer gewissen Angelegenheit zu sprechen."

Augenblicklich, wurde ihm entgegnet, sei er zu Excellenz befohlen. „Doch wenn Sie die Güte hätten, zu warten, melde ich sobald er heraus kommt." Damit reichte der Diener dem Fremden einen Sessel und verließ das Zimmer.

„Ein recht höflicher Bursche, trotz der vielen Tressen", dachte dieser. „Ja, ja, es geht schon nichts im Leben ohne die gehörige Sauce, ganz gleich, ob in der Küche oder anderswo! Auch ich", philosophirte er und machte sichs im Sessel bequem, „hätte ganz ohne Recommandation

Digitized by Google

es nicht gewagt, mich um die Stelle eines Koches bei einem Botschafter zu bewerben. Freilich einigen Unterschied werde ich wohl finden, zwischen dieser Stellung und meiner vorigen beim Geheimrath Sternberg; denn dort hatte ich nur einem Geschmacke zu genügen. Von dem Sohne des Hauses hörte ich wohl immer, kennen gelernt habe ich den jungen Herrn jedoch nicht, da er während der ganzen Zeit nicht einmal zu Hause war. Sollte mich Seine Excellenz engagiren, wünschte ich nur, er wäre ein ebenso ausgesprochener Freund von Leckerbissen, wie der Geheimrath; ich müßte wahrhaftig nicht meine Wenigkeit sein, verstände ich seinen Gaumen nicht dahin zu kitzeln, daß er mir, bezüglich meines Gehaltes, die liberalsten Zugeständnisse machte."

Der eintretende Haushofmeister setzte seinem Gedankenfluge ein Ziel.

„Ihr Diener, mein Herr", trat Schmidt auf ihn zu, „Sie wünschen mich zu sprechen, darf ich Sie um Ihren Namen bitten?"

„Herr und Diener gleich höflich", dachte der Kochkünstler und machte ein tiefes Compliment. „Meine Name ist Schmeckmeyer."

„Schmeckmeyer", wiederholte Schmidt etwas überrascht.

„Anton Schmeckmeyer, zu dienen."

„Sagen Sie, mein Herr, Sie sind doch schon früher in dem Fache thätig gewesen, für das Sie nun hier bei Seiner Excellenz einzutreten wünschen?"

„Ich bitte Sie, geehrter Herr, mein Leben lang."

„Darf ich fragen bei wem Sie zuletzt fungirten?"

„O bitte; ein Zeugniß empfing ich zwar nicht, doch auf Wunsch würde mir dieses nicht vorenthalten werden. Zuletzt hielt ich mich im Hause des Geheimraths Sternberg auf."

„So, so", dachte Schmidt, „daß ist also der ministeriöse junge Herr; „ich sah den Geheimrath nur vor wenigen Minuten, er hat allerdings auch in Bezug auf Sie mit mir gesprochen."

„Der Teufel!" fuhr Schmeckmeyer innerlich auf, und dachte an seine plötzliche Entlassung, die Heftigkeit des Geheimraths. „Der Geheimrath", sagte er etwas kleinlaut zu Schmidt, „ist mitunter etwas wunderlich, sollte er sich vielleicht veranlaßt gefühlt haben, in Bezug auf mich gerade jetzt irgendwie sich nachtheilig oder sonst zu äußern?"

„Unter uns gesagt, mein Herr, ich habe allerdings Grund zu glauben, daß er Ihnen nicht eben freundschaftlich zugethan ist."

„Da haben wir den Salat!" dachte Schmeckmeyer und sah sich mit einem Schlage um seine Hoffnung gebracht. „Für den habe ich geschmurgelt und geschmort, gedämpft, gesotten und gebacken, ich habe ihm die knifflichsten Dinge bereitet und hundertmal wohl hat er mir gesagt: ich könnte einer Kaiserküche vorstehen, ich wäre ein Küchengenie, meine Leistungen überträfen Alles, was er bisher kennen gelernt hätte! Der Geier hole seinen undankbaren Magen! Es ist gut! Der alte Vater soll seinen Wunsch erfüllt sehen, ich gehe nicht ins Ausland."

Gefaßt nahm er seinen Hut auf. „Empfehle mich ergebenst", grüßte er Schmidt, „an Stellen kein Mangel, ists nicht hier, so —"

„Aber bitte, eilen Sie nicht so, bleiben Sie noch einen Augenblick!" unterbrach ihn dieser mit einiger Verwunderung über sein Benehmen,

Digitized by Google

„es spielt hier noch ein anderer Umstand; obgleich Sie, ich wiederhole, sich scheinbar wirklich nicht der Gunst des Geheimraths zu erfreuen haben, so sind Sie doch so glücklich hier einen mächtigen Anwalt zu besitzen. Fräulein von Hohendorf nämlich, Seiner Excellenz Tochter, nimmt regen Theil an Ihrem Ergehen und interessirt sich für Ihr Engagement."

„Seiner Excellenz Tochter? Interesse an mir? O bitte!" er war factisch so überrascht, daß er nicht wußte, was sagen.

„Ja, in Folge der so sehr befriedigenden Berichte, die ihr über Ihre Eigenschaften und Ihr Benehmen zugingen. Sie hat mich ausdrücklich gebeten, Ihnen die Stelle zu verleihen; und da ich lieber ihr eine Gefälligkeit erweise, als dem Geheimrath, so können Sie sich von diesem Augenblick an, als zum Gefolge Seiner Excellenz gehörend betrachten."

Schmeckmeyer wußte nicht ob er wache oder Träume. Endlich sammelte er sich.

„O Frauengunst, Frauengunst!" jubelte er innerlich auf und stellte seinen Hut wieder fort. „Victoria Schmeckmeyer! Dieses Glück hast Du entweder Deinen äußeren Vorzügen zu verdanken", er hielt für möglich, daß Fräulein von Hohendorf bei seiner Ankunft ein Auge auf ihn geworfen haben könnte, „oder aber, es hat Jemand mein Kochtalent gebührend gerühmt."

„In Bezug auf Ihr Gehalt, mein Herr", äußerte sich Schmidt weiter.

„Mein Gehalt?" dachte Schmeckmeyer, „wird ein Gesandtensold sein."

„Bin ich autorisirt Ihnen zu sagen, daß es fünftausend Mark aufs Jahr beträgt."

„Was höre ich?" rief Schmeckmeyer höchst überrascht. „Das übersteigt ja meine kühnsten Erwartungen." Ungläubig bat er Schmidt seinen Ausspruch doch noch einmal zu wiederholen.

„Ihr Gehalt, mein Herr, wird fünftausend Mark fürs Jahr betragen."

Schmeckmeyer war hocherfreut. „Ist das ein Haus! ist das eine Stelle!" dachte er.

„Sie werden auch bei allen Gelegenheiten mit Seiner Excellenz speisen."

„Nein! Nun halten Sie ein, Herr Haushofmeister", bat Schmeckmeyer, „Sie streichen die Butter zu fett auf. Der Posten und die fünftausend Mark aufs Jahr sind sehr annehmbar, aber was das Speisen mit Seiner Excellenz betrifft, nein, nein, das wäre des Guten zu viel! Alles was recht ist! Daraus wird nichts!"

„Ich habe nichts dawider", versetzte Schmidt, „wenn Sie Ihren Spaß dabei finden; allein ich versichere, es ist so der Wille Seiner Excellenz. Gleichzeitig werden Sie Gelegenheit haben noch vor Ihrer Abreise, die wie Sie wissen werden morgen erfolgt, in Function zu treten. Sie können da gleich von diesem Zimmer Gebrauch machen."

Schmeckmeyer sah sich verwundert um.

„Na, noch besser", dachte er. „Ich sehe hier weder Bratenspieß,

Digitized by Google

Tiegel, noch Kasserolle; da sind keine Schmortöpfe, Schüsseln, Siebe, Quirle —"

Schmidt deutete auf ein Cylinderbureau: „Dort finden Sie Tinte, Feder und Papier; und sollten Sie sonst irgend etwas wünschen, so haben Sie die Güte zu klingeln, ich werde anordnen. daß sofort Jemand auf Ihren Ruf erscheint."

Schmeckmeyer verneigte sich dankend.

„Tinte, Feder und Papier? hier waltet ein Irrthum", dachte er, „oder ihre diplomatischen Köche machen es wie die Doctoren, die wohl die Recepte verschreiben, deren Bereitung aber ihren Küchenapothekern überlassen. Nun ich liebe die Brühe klar."

„Sie verzeihen gütigst meine Frage, Herr Haushofmeister, ich möchte doch bestimmt wissen, was ich hier eigentlich vorstellen werde?"

Schmidt schüttelte den Kopf. „Ich verstehe Sie nicht, Herr Schmeckmeyer; was meinen Sie?"

„Ich meine, welchen Posten die junge Dame für mich ausersehen hat?"

„Nun es ist der Posten, um den Sie sich beworben haben, Sie sind Secretär."

„Secretär! Aha", dachte Schmeckmeyer, „das stimmt mit den fünftausend Mark aufs Jahr; da ists auch nicht mein Kochtalent, sondern richtig eine kleine Schwäche von Seiten des Fräuleins für meine Person. Sie wird mich jedenfalls zu ihrem Cabinetssecretär bestimmt haben". „Da werde ich wohl die Ehre haben, der Cabinetssecretär des gnädigen Fräuleins zu sein", sagte er zu Schmidt.

„Ein curioser Mensch!" dachte dieser. „Mein Herr, was soll das? Sie lieben den Spaß; oder finden Sie etwa die Bedingungen nicht entsprechend, unter welchen der Privatsecretär Seiner Excellenz hier sein Amt verwaltet?"

„Der Privatsecretär Seiner Excellenz?" wiederholte dieser etwas befangen.

„Nun ja; das heißt, wenn es Ihnen paßt den Posten anzunehmen; wo nicht müßte ich bitten sich augenblicklich darüber zu erklären."

Schmeckmeyer erschrak; das hieß ihm die Pistole auf die Brust setzen; rasch entschlossen sagte er: „ja, gewiß werde ich den Posten annehmen."

„Nun dann abgemacht", schloß Schmidt die Unterhandlung.

„Das fehlte gerade noch, daß man mir nachsagen sollte, ich hätte mein eignes, gutes Glück verscherzt", murmelte Schmeckmeyer vor sich hin. Wer haben will, muß im Leben zugreifen. Ein flüchtiger Blick in den Spiegel erinnerte ihn an seine nicht ganz salonmäßige Toilette. Zum Glück enthielt der Koffer im Vorzimmer, den er für den Fall seines Engagements mitgenommen hatte, Alles, was er seiner Ansicht nach gebrauchte, um als Mann von Welt auftreten zu können. Er nahm daher Schmidts Anerbieten, sich auf sein Zimmer führen zu lassen, dankbar an, um eiligst sich in den gehörigen „Wichs" werfen zu können.

Schmidt seinerseits war zufrieden, die Angelegenheit geordnet und wie er meinte zu allgemeiner Zufriedenheit abgewickelt zu haben. Der junge Herr erschien ihm wohl etwas eigenthümlich, indessen, der Pro-

Digitized by Google

togé des Fräuleins hatte den Posten und was den Geheimrath anbelangte, so konnte auch der zufrieden sein, bei Tische Denjenigen zu finden, den bis zu seiner Rückfahrt aufzuhalten er ihn ja gebeten hatte.

„Unser Haushalt wäre bis auf den Koch", dachte er, „complet; schickt der Geheimrath noch den Mann, von dem er gesprochen hat —"

Wenn man vom Wolf spricht, pflegt er in der Regel in der Nähe zu sein, das sollte auch Schmidt gleich bestätigt finden.

Noch hatte er seine Gedanken nicht ausgesponnen, als sich die Thür öffnete und ein junger Mann eintrat.

„Sie wünschen, mein Herr?" fragte ihn Schmidt.

„Ich hörte von einer Vacanz, die hier im Haushalte Seiner Excellenz des Herrn Gesandten noch zu besetzen wäre und nehme mir die Freiheit anzufragen."

„Aha, das ist der Koch", dachte Schmidt mit Befriedigung. „Beileibe, ein schmucker, netter junger Mann! Sie sind von Ihrem früheren Prinzipal geschickt, nicht wahr?"

„Nein, mein Herr, ich bin von Niemandem geschickt." Carl Sternberg ahnte wohl, wem er sich gegenüber befand; Elise hatte ihm den Haushofmeister gut beschrieben.

„Ja, dann kommen Sie zu spät, junger Mann; es ist Ihnen ein Candidat bereits zuvorgekommen, der sehr eindringlich von dem Geheimrath Sternberg empfohlen ist, ich kann ihn jeden Augenblick erwarten."

„Wie, mein Vater? Was kann das bedeuten?" dachte Carl. „Hat mir doch Elise noch gestern gesagt, sie hätten sich volle zwei Jahre nicht gesehen. Sollte er Wind bekommen haben?"

„Zudem kann man auf eine Recommandation des Geheimraths in dieser Beziehung schon etwas geben."

„Man hat mir versichert", bemerkte Karl, „daß die Entscheidung über Besetzung des Postens ganz Ihrem Gutachten überlassen ist."

„Sehr richtig, Sie glauben doch auch nicht, Seine Excellenz wird sich selbst den Kopf mit dem Miethen der Dienerschaft belasten? Das wäre zu viel!"

„Miethen der Dienerschaft? Ein verdammt arroganter, alter Bursche! Mit dem muß ich anders reden. Hören Sie, bester Herr", trat er an Schmidt heran, „ich habe nicht das Vergnügen, Ihnen persönlich bekannt zu sein, nichts destoweniger liegt mir aus wichtigen Gründen recht sehr daran, den Posten zu erhalten; sollten diese Gründe nicht auch einiges Gewicht bei Ihnen finden?" mit diesen Worten drückte Karl ihm eine Banknote in die Hand.

Schmidt sah ihn erstaunt an.

„Oho, Sie rücken mit gewichtigem Kaliber ins Treffen, das läßt sich nicht leugnen", sagte er, „ich bin auch kein ungefälliger Mann, nütze überhaupt Jedem gerne, so weit ich kann, hier geht wesentliches Verdienst vor Recommandation; außerdem sind Sie der Erste, der sich präsentirt hat, und weil eben sogleich auch Gelegenheit für Ihre Dienste sich bietet, so betrachten Sie sich als engagirt."

„Bravo! Dem Himmel sei Dank! Alles geht gut!" jubelte Karl im Geiste.

„Mit den Bedingungen werden Sie schon einverstanden sein kön-

Digitized by Google

nen", sagte Schmidt freundlich lächelnd, „nur, wie gesagt ist Noth am Mann und Sie müssen gleich an die Arbeit. Kommen Sie, ich will Sie in die Speisekammer führen."

Karl dankte und versicherte, daß er nicht den geringsten Hunger habe.

Schmidt mußte über die Naivität lachen. „Sie mögen keinen Hunger haben", betonte er, aber Seine Excellenz wird Hunger haben."

„Was denn?" Karl wußte nicht, was denken.

„Nun, etwas fix müssen Sie bei der Sache sein", munterte ihn Schmidt auf. „Es ist nur ein kleines Diner für vier Personen anzurichten, Seine Excellenz, das gnädige Fräulein, ein alter Freund und Herr Schmeckmeyer, der neue Secretär."

„Der neue Secretär?" fragte Karl verwundert.

„Ein junger Mann, der auch eben erst den Posten angetreten hat."

„Was ist das? man treibt doch nicht etwa Scherz mit mir?" dachte er. „Welchen Posten haben Sie mir denn verliehen?" fragte er Schmidt.

„Sapperlot, Sie werden doch nicht gekommen sein sich um eine Stelle bewerben, ohne zu wissen, was es für ein Posten ist? Sie fragten doch nach der Vacanz?"

„Gewiß that ich das."

„Nun, dann hätten Sie doch auch wissen sollen, daß der einzige vacante Posten hier im Hause, der eines Koches ist, und wenn Sie nicht Koch sind, warum kamen Sie denn und hielten mich auf, während ich mit Geschäften überhäuft bin?"

„Koch! Ich ein Koch? O heilige Einfalt, da habe ich eine schöne Dummheit begangen!" dachte Karl Sternberg und mußte fast lachen, obschon die Situation nicht dazu angethan war.

„Nun, sind Sie ein Koch, oder sind Sie kein Koch?" herrschte Schmidt ihn ungeduldig an.

„Koch? Ja gewiß bin ich einer", bestätigte Karl rasch entschlossen, auf gut Glück Elise recht bald zu erblicken.

In diesem Augenblick ließ das Kammermädchen des Fräulein von Hohendorf ihre sehr vernehmliche Stimme im Corridor erschallen, sie rief einem Bedienten zu, eine Tasse Chocolade für das gnädige Fräulein zu bestellen.

„Da, hören Sie?" fing Schmidt die Worte auf: „Sofort eine Tasse Chocolade für das gnädige Fräulein."

„Ah ja", rief Karl freudig und wie elektrisirt, „gleich eine herrliche Gelegenheit", dachte er.

„Nun, also rasch ans Werk", commandirte Schmidt.

„Gewiß, gewiß; sagen Sie nur, wo ich das Fräulein finde?" er hätte zu ihr fliegen mögen.

„Zunächst nur die Chocolade, und da Sie noch fremd im Hause sind, können Sie sie gleich hier bereiten, wir haben schönes Kaminfeuer."

„Bringen Sie eine Kanne und das sonst Nöthige für die Chocolade herein", beauftragte er einen Bedienten, der ihm eine Schrift von Excellenz überbracht hatte, von der er bereits wußte. Gleichzeitig war auch Schmeckmeyer in voller Toilette eingetreten und hatte Karl sein Compliment gemacht. „Ah, unser Herr Secretär, Herr Schmeckmeyer", stellte ihn Schmidt vor.

Digitized by Google

„Eine seltsame Erscheinung", dachte Karl, schwieg aber weislich.

Da Schmidts Vorstellung eine einseitige blieb, fragte Schmeckmeyer auf Karl deutend: „Wer ist der junge Mann?"

„Es ist der Koch, den ich soeben engagirt habe", informirte ihn Schmidt.

„Der Koch?" Schmeckmeyer musterte Karl von unten bis oben — „den Collegen", dachte er, „kenne ich nicht."

„Sie werden doch nicht die Stelle so ohne Weiteres besetzt haben?" fragte er Schmidt fast vorwurfsvoll. „Die Küche vertraut man nicht so leicht dem ersten besten Burschen an. Ich will ihn examiniren. Wollen Sie mir Ihren Namen nennen, junger Mann?" trat er an Karl heran.

„Mein Name —" Karl zögerte, der Name den er erst anzunehmen beschlossen hatte, schien ihm wenig paßlich für einen Koch.

„Alle Wetter, wie heißen Sie?" wiederholte Schmeckmeyer seine Frage.

„Mein Name ist Karl Brandt."

„Brandt, Brandt, ein recht bekannter Name", sagte Schmeckmeyer. „Allein ich muß gestehen, unter uns, ich wollte sagen, in der Küche", verbesserte er sich, „erinnere ich mich dessen nicht. Wo erhielten Sie Ihre Ausbildung, wer war Ihr erster Lehrmeister?"

„Es ist um des Teufels zu werden", dachte Karl, „ich habe bei Puster oft und ausgezeichnet gegessen" rasch entschlossen sagte er: „Mein erster Lehrmeister war Puster."

„Seine Kenntniß von Puster", wisperte Schmeckmeyer Schmidt zu, „läßt wenigstens auf einige Ausbildung schließen".

„Im Ganzen", fuhr er geringschätzend zu Karl fort, „halte ich nicht viel von öffentlichen Küchen, wo man die Suppen faßweise und die Ragouts und Fricassés eimerweise bereitet. Sie mußten sich die Finger hübsch an Delicatessen verbrennen, wenn Sie es zu einigem Raffinement in Ihrem Fache bringen wollten. Haben Sie sich nie in respectablen Privathäusern aufgehalten?"

„O ja wohl!" Karl fühlte, daß er diesem Herrn gegenüber etwas kräftiger auftragen müsse, „successive bei einem Prinzen, zwei Grafen, drei Baronen —"

„Nun, nun, das läßt sich hören, da brauchen Sie kein Examen zu scheuen", unterbrach ihn Schmeckmeyer. „Möchte ihm aber doch gleich etwas einrühren", dachte er.

Karl ahnte nichts Gutes. „Sollte der etwa einen culinarischen Katechismus mit mir durchgehen wollen, bin ich verloren."

„Hören Sie, junger Mann", hob Schmeckmeyer an, „mit der einfachen Braten- und Mehlspeisenfrage ist es hier nicht abgethan. Im A-B-C-Buch der Kochkunst wollen wir nicht herumschnäckern. Ich will Ihnen eine Cardinalfrage vorlegen und die soll Ihrer würdig sein, selbst wenn Sie sich dünkten der erste Koch Europas zu sein. Sagen Sie mir, wie bereiten Sie marinirte junge Fasanen à la braise orientale?"

„Marinirte junge Fasanen à la — —" Karl stockte, „der Kerl bringt mich wahrhaftig zur Verzweiflung", dachte er, „man müßte in der Küche des Heliogabalus servirt haben, um dem Stand zu halten, mein

Digitized by Google

Herr", entgegnete er Schmeckmeyer, „ich bewundere Ihr umfangreiches Wissen und Ihre Belesenheit über diesen Gegenstand!"

„Donnerwetter, Herr, reden Sie mir nicht von Belesenheit!" fuhr Schmeckmeyer auf, „Bratspieße gab es vor all' den Büchern, die je geschrieben worden sind; ich bitte, daß Sie mir meine Frage beantworten: Dämpfen Sie Ihre Fasanen mit oder ohne Schinkenscheiben?" Er rieb sich zufrieden die Hände und meinte: „Das ist eine Nuß, die er knacken mag."

„Frisch gewagt ist halb gewonnen", dachte Karl, ohne sich zu besinnen sagte er: „Unbedingt mit Schinkenscheiben."

Schmeckmeyer war zufrieden. „Und im Uebrigen?" fragte er.

Jetzt saß Karl fest, das fühlte er, war auch bis dahin Alles glücklich gegangen. „Im Uebrigen —"

„Nun das Uebrige geht über Ihren Schnitt, das sehe ich schon. Hören Sie zu, ich will es Ihnen sagen: Zuerst also die Vögel geöffnet; nehmen dann zwei und drei Viertel Unzen Schmalz vom Wildschwein; hundertfünfundzwanzig Tropfen Birkensaft, ein halbes Quentchen von der Rinde; fünfzehn große Austern, eine kleine Anchovis, das Fleisch von zwei Tauben; drei kleine Moucherons, Muscatnuß, Muscatblüthe, Salz und Cayennepfeffer, rühren dieses mit fünf Eigelb von Regenvögeln zusammen, hören Sie? von Regenvögeln, denn Manche werden Ihnen Putereier sagen, aber das ist Irrthum, eine grobe Verirrung des Geschmackes".

„Wahrlich der Kerl übertrifft meinen Vater", dachte Karl.

„Füllen die Brust der Vögel mit dem Füllsel, spicken sie ganz und gar mit Rinderfett und rösten sie halb. Dann rollen Sie jeden Vogel in eine Scheibe rohen Schinken, etwas dünner wie Schreibpapier, und thun sie in eine Schmorpfanne mit einem halben Nösel starker Fleischbrühe, einem viertel Nösel Champagner und einem Eßlöffel voll alten Cognac, Trüffeln, Morcheln, Artischocken, ganz kleine Roccambole, einige Krebsschwänze, Spargelspitzen, Zuckerwurzeln und einer halben Schalotte, schmoren sie so lange bis die Brühe so dick, wie Creme ist und schicken sie heiß auf die Tafel. Das, mein Herr, sind marinirte junge Fasanen **à la braise orientale**, wie man sie nicht schmackhafter an der Tafel Seiner Majestät des Kaisers genießen kann."

Karl war nahe daran sich zu vergessen; solche Unverschämtheit war ihm noch nicht vorgekommen. Doch verrathen durfte er sich nicht, aber mit gleicher Münze zahlen das wollte er.

„Sie erlauben mir wohl zu bemerken, daß ich meinerseits mich weder ausschließlich auf die Theorie, noch auf die Praxis beschränkt habe; dennoch schmeichle ich mir, daß ich mein Fach ebensogut verstehe, wie jeder Andere, und was die culinarische Chemie anbelangt —"

„Larifari Chemie! Was hat die Chemie mit der Kochkunst zu thun?" warf Schmeckmeyer dazwischen. Ich spreche nie von Dingen, die ich nicht verstehe, und was mich anbetrifft", er hielt ein. „Halt Schmeckmeyer, nicht überwallen, sonst riechen sie den Küchendunst", berief er sich im Stillen, „ich meine", wollte er eben gemäßigter fortfahren, als Schmidt dazu kam.

„Entschuldigen Sie, meine Herren", bat dieser, „wenn ich Sie unter-

Digitized by Google

breche und an das Sprüchwort erinnere, daß der beste Beweis für die Schmackhaftigkeit eines Puddings sich immer erst beim Essen findet. Eine Probe von dem Talent des jungen Mannes aber werden Sie heute zu Mittag haben. Das Fräulein dürfen wir nicht länger auf die Chocolade warten lassen; bitte, gehen Sie nur gleich daran", sagte er zu Karl, Sie finden Alles, was Sie brauchen.

Ebenso sind hier für Sie", Schmeckmeyer eine Schrift überreichend, „die Hauptpuncte zu einem officiellen Briefe, den Excellenz sogleich geschrieben zu haben wünscht. Und nun will ich Sie, meine Herren, Ihren Geschäften überlassen, ich hoffe, Sie werden sich und mir Ehre machen."

„Die Hauptpuncte zu einem amtlichen Briefe? Das wird gut!" dachte Schmeckmeyer. „Wären es die Hauptpuncte zu dem Menü für ein Galladiner, das ließ ich mir gefallen; da könnte ich mir schmeicheln Ehre einzulegen; allein amtliche Briefe", er schüttelte bedenklich den Kopf, „und doch bin ich dafür engagirt und muß mein Möglichstes thun. Das Sprüchwort sagt: Wem Gott ein Amt verleiht, dem giebt er auch Verstand. Ich glaube mein neues Aemtchen kann mir noch einige Kopfschmerzen bereiten. Und doch sieht man mitunter recht schwachköpfige Burschen hier und da als Secretäre fungiren! Und wenn ich mir denke, daß das Umwerfen und Fangen der Pfannkuchen beim Backen auch seine Schwierigkeiten hat; Jeder es schließlich doch weg bekommt, da wird es mit dem Schreiben am Ende auch gehen. Nur Courage! Kein Meister fällt vom Himmel!" Er setzte sich an den Schreibtisch.

Karl hatte inzwischen die Chocoladenkanne und was man ihm sonst noch zugebracht hatte, betrachtet.

„Wie, zum Kukuk, werde ich das machen!" dachte er. „Getrunken habe ich Chocolade natürlich oft genug in meinem Leben, aber sie zu bereiten, muß ich gestehen, habe ich ebensowenig eine Idee, als müßte ich den Stein der Weisen zusammensetzen. Ich glaube, man schabt die Chocolade", besann er sich, nahm sein Federmesser aus der Tasche und schabte sie in den Topf.

Schmeckmeyer hatte die Feder probirt. „Ich kann meinen Namen unterschreiben und einen Schnörkel darunter ziehen", sagte er mit Befriedigung seine Schriftzüge betrachtend, „eben so gut wie irgend Einer aber ihr langstiliges Gekritzel und wenn ich schon so schwere Wörter sehe!" Damit schob er das Schriftstück von Excellenz fort und sah fast verzweifelt sich nach Karl um.

„Ist das ein linkischer Mensch!" dachte er, diesen beobachtend. „Es ist gut!" rief er ihm zu. „Nun ans Feuer damit und lassen Sie sie kochen."

Sich wieder seiner Aufgabe zuwendend, fand er, daß es nicht möglich war etwas zu leisten. Die Feder war hart und scharf, wie ein Reibeisen und die Tinte geradezu dick, wie braune Butter. Er mußte sich wieder nach Karl umsehen; der Mensch war ihm gar zu ungeschickt erschienen. „Hat man je einen einfältigern Tölpel gesehen!" hätte er fast laut aussprechen mögen. „Mensch!" rief er entrüstet. „Wie können Sie glauben, daß die Chocolade gut werden kann, wenn Sie nicht quir-

Digitized by Google

len? Geben Sie her", sagte er aufspringend, schob Karl fort, nahm den Quirl und quirlte gehörig. „Da, so, bis der Schaum aufsteigt, sehen Sie?"

„Sehr gut, sehr gut, mein Herr", meinte Dieser. „Sie hantiren überhaupt mit bewundernswürdiger Meisterschaft, finde ich."

„Das glaube ich", sagte Jener, eifrig quirlend. „Ich sehe, ich werde genöthigt sein, Ihnen Ihre Chocolade zu machen. Sagen Sie, können Sie schreiben?" fragte er, wie beiläufig, immer quirlend.

Karl sah ihn verwundert an. „Gewiß, mein Herr."

„Dann setzen Sie sich mal an den Tisch da", sagte Schmeckmeyer beständig quirlend, „und beendigen Sie, was ich angefangen habe."

Karl ging an den Schreibtisch.

„Hier ist ja nichts angefangen", sagte er, als er außer dem Memorandum nur unbeschriebenes Papier vorfand.

„Um so besser für Sie, da finden Sie nichts nachzubessern", sagte Schmeckmeyer emsig quirlend. „Ich wünschte, ich könnte dasselbe hier von Ihren Verrichtungen sagen. Die Chocolade ist und bleibt klümprig."

Nach diesem Memorandum soll wohl ein Brief entworfen werden?" fragte Karl.

„Ja, natürlich ein Brief", erwiederte Schmeckmeyer. „Und so Einer will als Koch gehen", brummte er vor sich hin. „Der Bursche hat nicht Gripps genug, um einen Küchenjungen abzugeben. Dabei kann er von Glück sagen, daß er Einen gefunden hat, der ihm die Arbeit thut."

Während die Beiden bemüht waren, ihre übernommenen Aufgaben zu lösen, Karl aufmerksam schrieb und Schmeckmeyer die Chocolade quirlte und sie aus dem einen Gefäß in das andere goß, hatte der Geheimrath Sternberg einen Blick in das Zimmer geworfen, war jedoch lautlos auf der Schwelle stehen geblieben, als er seinen Sohn am Schreibpult erblickte. „Ah, das ist stark! Also bereits vollständig in Activität! Warte, junger Herr, ich will Dich bald vertreiben, von einem Platze, auf dem Du nicht hingehörst", dachte er und zog sich zurück.

„Nun, wie macht sichs?" fragte Schmeckmeyer Karl.

„Noch drei Worte dann bin ich fertig", entgegnete dieser, weiter schreibend und in wenigen Augenblicken präsentirte er die Schrift. „Eine Bagatelle für mich in Bezug auf Schwierigkeit", sagte er zu Schmeckmeyer.

„Könnte nicht eben Gleiches von Ihrem Geschäft sagen", meinte dieser, sich den Schweiß von der Stirne trocknend und die Kanne mit der fertigen Chocolade auf den Tisch stellend, „Sie haben hier eine Tasse Chocolade, die ganz geeignet ist, Sie in Ihrem Fache als Mann von Talent erscheinen zu lassen."

„Ah das ist schön", rief Karl erfreut. „Da will ich sie gleich dem Fräulein bringen", ergriff eiligst die Chocoladenkanne am Henkel und stürmte damit der Thür zu.

„Warten Sie doch", rief Schmeckmeyer und faßte ihn am Rockzipfel, „Sie ungebildeter junger Mensch! Ist das die Art, wie man einem Fräulein aufwartet? Sie würden einen schönen Diener abgeben", sagte er und stellte Chocoladenkanne und Tasse auf ein Tablett; während Karl sich wie ein Schuljunge vorkam und mit Resignation Alles über sich ergehen ließ. Erst als Schmeckmeyer ihm noch eine Serviette über den Arm gehängt, übergab er ihm das Tablett und hieß ihn gehen.

Digitized by Google

Doch auf Flügeln der Liebe geht man nicht, Karl flog. Der Gedanke, was seine geliebte Elise dazu sagen würde, ihn als dienenden Geist in dieser Verfassung bei sich eintreten zu sehen belustigte ihn.

Schmidt, der im selben Augenblick im Begriff war das Zimmer zu betreten, war sehr erstaunt, ihn so pfeilschnell an sich vorübereilen zu sehen.

„Haben Sie den Brief geschrieben?" fragte er Schmeckmeyer.

„Der Brief ist längst fertig", bejahte dieser, das Geschriebene überreichend. „In Bezug auf Schwierigkeit eine reine Bagatelle."

Das war Schmidt lieb zu hören; überhaupt die Schrift bereits in Händen zu haben recht gelegen, da er Excellenz Arm in Arm mit dem Geheimrath Sternberg aus dem Garten kommen sah; bei der Dringlichkeit des Briefes konnte Excellenz leicht danach fragen. Gleichzeitig äußerte er zu Schmeckmeyer, daß er die Gelegenheit benutzen wollte ihn vorzustellen.

„Mich vorstellen? Sehr freundlich!" rief dieser, in einige Verlegenheit versetzt, „Doch möchte ich Sie in diesem Augenblick eigentlich nicht damit bemühen; Sie wissen, der Geheimrath und ich schieden nicht ganz freundlich; man könnte das lassen bis er abgefahren ist." Da Schmidt nicht darauf bestand, wurde einstweilen von der Vorstellung abgesehen.

„Sie glauben noch immer ich irre mich, verehrter Freund", sprach der Geheimrath Sternberg zu Hohendorf. „Verlassen Sie sich darauf, wir haben es mit einer Liebesaffaire zu thun."

„Aber sagen Sie, lieber Geheimrath, wo konnten sie nur bekannt geworden sein?"

„Das gestehe ich, weiß ich nicht. Es ist das Einzige, was ich nicht ergründen kann. Denn als Karl auswärts war — ich hatte ihn zwei Jahre auf der Universität Bonn —"

„In Bonn, sagen Sie? Ah dann klärt sich Alles mit einem Male auf", rief Hohendorf, „meine Tochter ist nämlich ganz kürzlich erst von Bonn zurückgekehrt."

„Wenn das der Fall ist, begreife ich allerdings", sagte der Geheimrath.

„Sie hielt sich dort zum Besuch längere Zeit bei einer Tante auf", ergänzte Hohendorf. „Doch zugegeben, daß Alles sich so verhält, wie Sie vermuthen, was konnte den jungen Mann veranlassen so heimlich zu handeln?"

„Das will ich Ihnen, verehrter Freund, sagen; er weiß nämlich sehr wohl, daß ich eine andere Verbindung mit ihm im Sinne habe. Ein alter, sehr lieber Geschäftsfreund, hat von jeher den Wunsch gehabt, und wir Väter sind darin auch einig, seine einzige Tochter an meinen Sohn zu verheirathen. Der alte Herr hat für diesen Fall beschlossen, Jedem von ihnen am Hochzeitstage ein Cadeau von 100,000 Thaler zu machen."

„In der That, da kann man gratuliren!"

„Und nun denken Sie sich", fuhr der Geheimrath fort, „statt unser Vorhaben zu erfüllen, spielt der Junge mir diesen Streich. Er wäre uns auch sicher durch die Latten gegangen, ohne auf meiner Seite den

Digitized by Google

geringsten Verdacht zu erregen, wenn nicht Oberst von Degenfeldt, mein lieber Freund, wie Sie wissen, bei mir vorgesprochen wäre, um mir die Mittheilung zu machen, daß Karl ihn um ein Empfehlungsschreiben ersucht habe, mit dem er sich bei Ihnen als Secretär einführen wollte.

Hohendorf schüttelte verwundert das Haupt. „Ists möglich?"

„Aber ich bitte Sie, mein Sohn scheint vollständig bei Ihnen installirt zu sein; ich fand ihn hier bereits in voller Thätigkeit."

Schmidt, der vor Eintritt der Herren mit Schmeckmeyer das Zimmer verlassen hatte, kam in diesem Augenblick zurück und näherte sich seinem Herrn.

„Was haben Sie?" fragte dieser.

„Es ist der Brief, den Euer Excellenz befohlen haben und den der Herr Secretär geschrieben hat."

Hohendorf griff hastig nach dem Schreiben, warf einen flüchtigen Blick darauf und reichte es dem Geheimrath hin. „Kennen Sie die Hand?"

„Es ist die Hand meines Sohnes, ich könnte schwerlich darin irren."

„Was für Recommandation wies der junge Mann auf, den Sie als Secretär engagirt haben?" fragte Hohendorf, Schmidt zurückrufend.

„Er hatte gar keine schriftliche Recommandation, nur —"

„Nur, nun was?"

„Excellenz wollen gütigst verzeihen, allein das gnädige Fräulein theilte mir mit, sie hätte recht viel Vortheilhaftes zu Gunsten des jungen Herrn in Erfahrung gebracht."

„Was, meine Tochter!" rief Hohendorf noch erstaunter.

„Zu Befehl; das gnädige Fräulein schien so sehr für diese Anstellung interessirt zu sein, daß ich gehorsamst ihren Wünschen nachgebend —"

„Den Herrn engagirte. Sie haben recht gethan", sagte Hohendorf, Schmidt mit einer Handbewegung verabschiedend.

„Allerdings, lieber Geheimrath", wandte er sich wieder diesem zu. „Alles Dieses ist sehr geeignet, Ihren Verdacht zu bestätigen."

„Ich bitte Sie, die Sache ist außer allem Zweifel."

„Meinen Sie? Nun das Malheur wäre nicht so groß. Die Partie wäre nicht so übel. Gegen Ihren Sohn habe ich nichts einzuwenden, wenn meine Elise Neigung für ihn hat."

„Wirklich?" rief der Geheimrath erfreut. „Sie wollten Ihre Einwilligung geben? Dann stimme ich von Herzen ein." Und er drückte Hohendorfs Hand mit Herzlichkeit.

„Nun, lieber Geheimrath, möchte ich Sie aber bitten auf einige Minuten in den Garten zu gehen. Sie lassen mich wohl einen Augenblick mit Ihrem Sohn allein conferiren."

„Ich bitte Sie, Verehrter, noch vor dem Essen in den Garten? Sie werden doch nicht einen zweiten Nebucadnezar aus mir machen und mich zwingen wollen Pflanzen zu essen?" Der Geheimrath ging, eben nicht sonderlich erbaut über die Zumuthung, die seinem Magen gestellt wurde.

Digitized by Google

Musikalischer Chor.

Nach dem Gemälde von H. Lossow.

„Ah, da ist er schon!“ Hohendorf erhob sich und ging dem schüchtern auftretenden Schmeckmeyer entgegen.

„Treten Sie näher, mein Herr; ich habe soeben Ihren Brief gelesen, den Sie für mich geschrieben haben. Es gereicht mir zur Freude, Ihnen sagen zu können, daß er Ihnen alle Ehre macht.“

„O bitte, Excellenz sind sehr gütig!“

„Ehre, wem Ehre gebührt!“

„Es war eine reine Bagatelle, Excellenz.“

„Allerdings Ihre nicht gewöhnliche Befähigung verrieth schon der Stil“, sagte Hohendorf. „Ich weiß Ihre Intelligenz zu schätzen und hoffe, daß wir in kurzer Zeit uns sehr wohl verstehen werden.“

Schmeckmeyer machte eine Geste, die wohl ein gleiches Hoffen ausdrücken sollte. Seine Aufmerksamkeit war jedoch bereits getheilt, denn Betty, das Kammermädchen des Fräuleins, war eingetreten, im Hintergrunde stehen geblieben und gab ihm allerhand Winke und Zeichen.

„Was zum Henker kann das Frauenzimmer mit ihrem Nicken und Winken haben wollen?“ dachte Schmeckmeyer. „Was denn?“ rief er leise, als er sich einen Augenblick von Excellenz, der ans Fenster getreten war, unbeachtet hielt.

Betty legte den Finger auf die Lippen, zum Zeichen des Schweigens und hielt einen Brief hin.

„Ist denn der Brief für mich? Warum bringen Sie ihn mir denn nicht? Glauben Sie, ich hätte Augen wie ein Teleskop?“

Betty erschrak über diese Art und das geringe Verständniß, das sie gefunden. „Der Mensch muß entweder verrückt sein“, dachte sie, „oder er ist dumm zum Thüren einrennen.“

„Ein Brief? Woher?“ fragte Hohendorf plötzlich.

Betty war in Verlegenheit gerathen.

„Nun?“

„Es ist kein Brief an Euer Excellenz“, sagte sie und wollte aus dem Zimmer schlüpfen.

Hohendorf hielt sie zurück und befahl den Brief, den Betty mit Zittern und Zagen aushändigen mußte. Mit einem grimmigen Blick auf Schmeckmeyer verließ sie das Zimmer.

Der Brief war an den Secretär adressirt. Der Inhalt überraschte Hohendorf, kam ihm jedoch nicht unvermuthet.

„Sie haben also eine geheime Correspondenz mit meiner Tochter angefangen, mein Herr?“ wandte er sich an Schmeckmeyer.

Dieser erschrak sichtlich. „Jetzt liegt die Butter im Feuer, so wahr ich Schmeckmeyer bin“, dachte er.

Hohendorf fixirte ihn streng.

„Ich, Excellenz? Bei Gott, ich betheure, daß ich nie —“

„Wie!“ rief Hohendorf unangenehm berührt, ihm das Wort abschneidend, „Sie wollen da leugnen, wo meine Tochter sich offen bekannte? Das wäre wohl sehr nutzlos“, sagte er, erregt im Zimmer auf und ab schreitend.

Schmeckmeyer glaubte sich vom Schlage getroffen. Es war zu gut, um lange zu währen, hatte er zwar gleich gedacht. Und nun? „Ich krieche zu Kreuze und gestehe gleich Alles. Vergebung, Excellenz“, bat er und ließ sich vor Hohendorf auf ein Knie nieder, „können Sie mir

verzeihen, wenn ich aufrichtig bekenne, daß Zufall mich zu Ihrem Secretär machte? Daß ich —"

„O stehen Sie auf, stehen Sie auf!" rief Hohendorf, ihn erhebend. Keine Erniedrigung der Art! Unter einer Bedingung will ich Ihnen versprechen, daß meine Tochter die Ihre wird."

„Excellenz Tochter, die Meine!" rief Schmeckmeyer erstaunt.

„Ich wiederhole es, unter einer Bedingung; wenn ich Sie nämlich meiner Vergebung und Achtung werth befinde. Daß Sie mein Secretär sind, bitte ich dabei nicht zu vergessen; denn Sie sollen mir gleich einen weiteren Brief schreiben. Einen Brief nämlich, wie ihn ein reuiger Sohn dem mit Recht erzürnten Vater schuldig ist. Bis zu einem gewissen Puncte dictire ich Ihnen den Brief, die weitere Ausführung bleibt Ihrem Ermessen überlassen. Sie verstehen mich ohne Zweifel."

„Der Henker soll mich holen", dachte Schmeckmeyer, „wenn ich ihn verstehe! Um Vergebung, aber ich verstehe Eure Excellenz nicht."

„Dann muß ich Ihnen sagen, junger Freund, daß Sie Beides lernen müssen, mich verstehen und mir gehorchen, bevor ich Ihnen meine Freundschaft zusage."

„Zu Befehl, Excellenz." Schmeckmeyer trat der Schweiß auf die Stirn. „Ich will gehangen werden, wenn ich nicht wie ein gespickter Kapaun in einem Bratofen verdunste", dachte er.

„Zunächst sagen Sie mir doch, wenn Ihre Absichten auf meine Familie redlich waren, warum Sie sich mir nicht einfach vorstellten? Mir offen Ihre Wünsche darlegten und mich mit Ihren Verhältnissen und Ihrer Familie bekannt machten?"

„Excellenz werden gütigst entschuldigen, aber zu verheimlichen brauchte ich gerade nichts; ich bin ein ehrlicher Mann", sagte Schmeckmeyer, „und was meine Familie anbetrifft, da kann ich nur sagen, daß mein Vater in der Jägerstraße ein kleines Geschäft hat."

„Ein kleines Geschäft?" Hohendorf mußte lächeln über diese Ausdrucksweise.

Schmeckmeyer entging dieses nicht. „Nun, mein Vater ist —" wollte er in der Geschichte seiner Familie fortfahren, als Hohendorf ihn unterbrach:

„Lassen Sie gut sein! Ich kenne den Rang Ihres Vaters ebenso genau wie die Beschaffenheit dieses kleinen Geschäftes, wie Sie es nennen."

Schmeckmeyer fühlte, daß er einen Verstoß begangen. „Obgleich mehr Budiker", dachte er, „hätte ich doch Restaurant sagen sollen, es klingt feiner und würde ihm besser gefallen haben. Ein offenes Geschäft ists immer, Excellenz", sagte er.

„Gewiß, gewiß ist es, wenn Sie wollen, ein Laden; und dem Himmel sei Dank, bin ich mit dem Artikel, der darin gehandelt wird, ganz gut vertraut. Es überrascht Sie vielleicht, zu hören, daß ich das Vergnügen habe, mit Ihrem Herrn Vater bekannt zu sein."

„Ach! Sie sind mit meinem Vater bekannt?" rief Schmeckmeyer überrascht. „Was zum Henker kann Die zusammengeführt haben?" fragte er sich im Stillen.

„Nun, dann werden Excellenz auch zugeben", fuhr er fort, „daß

Digitized by Google

es keinen ehrlicheren Kerl in der Welt giebt, der weiß, was ein gutes Stück Ochsenfleisch ist."

Hohendorf lachte. „Ich kenne Papas Gastfreiheit ebensowohl als seinen guten Appetit."

„Da hat er recht", stimmte Schmeckmeyer im Geiste bei „der Alte hat einen unverwüstlichen Appetit. „Ich kann Excellenz versichern, sein Speisehaus zählt zu den besten."

„Speisehaus?" Hohendorf verstand ihn nicht. „Wenn ich recht unterrichtet bin", fuhr er fort so, „waren Sie während der letzten Jahre von Hause abwesend?"

„Ganz recht. Vater wollte mich erst zu seinem Assistenten heranziehen; er glaubte, mich in seinem Geschäft gut brauchen zu können. Allein meine Seele flog immer höher. Und war ich überhaupt entschlossen, mich dem Geschäft zu widmen, so wollte ich auch, was man so sagt, das Heft in der Hand behalten."

„Hm! Ihr Herr Vater sagte mir so etwas," Hohendorfs Gedanken weilten soeben bei seiner Tochter. Der junge Mann mißfiel ihm; seine Haltung war nicht die eines jungen Mannes aus gutem Hause; sein Benehmen war nicht fein, wie ungern er sich das auch eingestand.

„Ich begreife nicht, wie Elise ihm ihre Liebe schenken konnte!" dachte er, „und schmerzen würde es mich, müßte ich ihrer Neigung entgegentreten; umsomehr, als die Partie pecuniär eine glänzende wäre, und ich außerdem den Alten wirklich schätze."

„Excellenz wollen gütigst meine Frage verzeihen, aber wie lange ist es wohl her, daß Sie mit meinem Vater bekannt sind?"

„Wir kennen uns schon länger. Vor ungefähr drei Jahren war ich ein häufiger Gast bei ihm."

„Excellenz waren sein Mittagsgast?" Schmeckmeyer machte ein höchst erstauntes Gesicht. „Ah so! Ich kann mir denken", sagte er dann, „Excellenz sprangen ein, um eiligst einen Bissen zu nehmen, wenn Sie auf die Bank gingen, Geld unterzubringen."

„In der That, so war es", entgegnete Hohendorf, über den Einfall lächelnd, „oft wenigstens galt mein Besuch doppeltem Zweck, der angenehmen Gesellschaft ebensowohl, als auch dem Geschäft."

„Hm. Wie fanden Excellenz die Speisen?"

„Vortrefflich. Sowohl die Wahl der Speisen, als auch die Zubereitungsweise ließen in ihrer Vorzüglichkeit nichts zu wünschen übrig."

„Na, Gott stärke seinen Magen!" murmelte Schmeckmeyer vor sich hin und wußte nicht, was er davon halten sollte. „Jedenfalls", dachte er, „werde ich mit meinen marinirten Fasanen à la braise orientale ihn dann ganz in Staunen setzen."

„Doch genug hiervon, junger Freund. Ich muß Ihnen sagen, daß Ihr Vater im höchsten Grade ungehalten ist. Einmal darüber, daß Sie seine Pläne durchkreuzten und zweitens über die Art, mit der Sie sich bei mir als Secretär einführten, um sich meiner Familie zu insinuiren."

„Ach Gott, der sollte doch nur stille und dankbar sein, daß ich in solche Stellung kam", sagte Schmeckmeyer.

„Der Vater hatte aber andere Absichten mit Ihnen. Er findet

Digitized by Google

Sie hier nicht an dem Platze, den er Ihnen fürs Leben zu geben gedachte."

„Das ist ganz richtig", gab Schmeckmeyer zu, „er konnte wohl niemals die Erwartung hegen, daß ich so einen Posten wie diesen erlangen würde."

„Nein, davon bin ich überzeugt", sagte Hohendorf. „Aber eben so gut weiß ich auch, daß ihm die Motive, die Sie dazu bewogen haben, fremd blieben. Und eben deshalb halte ich es für angemessen, daß Sie selbst und mit eigener Hand ihn mit den Einzelnheiten dieses Schrittes bekannt machen. Setzen Sie sich", er hatte Schmeckmeyer an den Stuhl vor den Schreibtisch geführt, „die Materialien, die Sie brauchen, finden Sie hier und schreiben Sie, was ich Ihnen dictiren werde."

Schmeckmeyer sah sich in eine üble Klemme versetzt, er umging den Stuhl und trat wieder vom Schreibtisch zurück. „Hat Vater Excellenz wohl 'mal geschmorte Hühner mit Morcheln-Sauce vorgesetzt?" fragte er und hoffte, Hohendorf damit in ein Gespräch zu verwickeln.

„Ah, lassen Sie jetzt Ihre Hühner und Saucen", fuhr Hohendorf auf. „Ist das ein Gegenstand, um jetzt damit zu unterbrechen?"

„Herr Gott, ich bin verloren!" seufzte Schmeckmeyer. „Gönnen Excellenz mir eine halbe Stunde Zeit", bat er und dachte in seiner peinlichen Lage an den Koch, seinen Retter in der Noth.

„Nein, nein", erklärte Hohendorf sehr entschieden, „ich wünsche, daß Sie ohne Verzug beginnen."

„Muß ich, dann muß ich", sagte Schmeckmeyer kleinlaut und schien sich bequemen zu wollen, „aber es fällt schlecht aus, Excellenz, das weiß ich; das war schon in der Schule so, wenn ich etwas zu schreiben hatte, was ich sehen lassen mußte, durfte mir Niemand zusehen."

„Ich will Ihnen nicht zusehen", sagte Hohendorf. „Sie setzen sich dort an den Schreibtisch, ich werde hier in dem Sessel am Fenster Platz nehmen. Genügt das, Ihnen Verlegenheit zu sparen?"

Schmeckmeyer that, wie ihm geheißen, legte sich das Papier zurecht und schien beginnen zu wollen.

„Nein, bei Gott, ich kann nicht!" rief er plötzlich, „es läuft mir ganz heiß über den Rücken! Es ist, als ständen Excellenz dicht neben mir."

„Aber ich bitte Sie", wallte Hohendorf entrüstet auf, „ich begreife nicht, wie Sie es unter solchen Umständen nur wagen konnten, sich bei mir als Secretär zu engagiren. Sie weigern sich, nach dem Dictat zu schreiben und doch gehört das sehr wesentlich zu Ihren übernommenen Pflichten. Ich muß bitten, daß Sie Ihre unverantwortliche Schüchternheit aufgeben. Fangen Sie an."

„Lieber Vater!" dictirte Hohendorf.

Schmeckmeyers Gedanken gingen nur darauf aus, Zeit zu gewinnen, in der Hoffnung, die Excellenz könnte inzwischen abberufen werden; „Gott, was gäbe ich darum", flehte er im Geiste, „wenn jetzt eine Kriegserklärung telegraphirt würde, wenn ein Benedetti wieder etwas eingebrockt hätte!" Er warf einen prüfenden Blick in das Tintenfaß. „Ich muß sehr bedauern, Excellenz so viele Ungelegenheiten zu bereiten", stotterte er, „allein es fehlt an Tinte."

Digitized by Google

„Keine Tinte!“ rief Hohendorf und erhob sich. Ungehalten über die Nachlässigkeit seiner Leute, die es an der gehörigen Ordnung hatten fehlen lassen, nahm er aus dem Bücherschrank eine Flasche mit Tinte und goß das Tintenfaß voll.

„Haben Sie geschrieben, was ich Ihnen sagte?“ fragte er, nachdem er seinen Sitz wieder eingenommen hatte.

„Noch nicht, Excellenz“, entgegnete Schmeckmeyer und setzte die Feder an.

„Lieber Vater!“ sprach er sich leise und langsam vor, schrieb dieses ebenso langsam und ziemlich unorthographisch nieder und wiederholte dann das Geschriebene laut zu Hohendorf, zum Zeichen, daß er damit fertig sei.

„Ich müßte Deiner Liebe und Güte“, dictirte Dieser weiter.

„Deiner Liebe und Güte“, hatte Jener geschrieben und wiederholte laut, als er den letzten Buchstaben zu Papier gebracht hatte.

„Ganz und gar unwürdig sein“, dictirte Hohendorf.

„Unwürdig sein“, wiederholte Schmeckmeyer das Geschriebene. „Herr Gott!“ Schmeckmeyer hatte erschrocken die Feder ausgespritzt. „Ueber die Barrikade komme ich nicht weg“, fühlte er mit Schrecken.

„Nun, warum fahren Sie nicht fort?“ fragte Hohendorf, da er Schmeckmeyer aufspringen und eigenthümliche Grimassen schneiden sah. „Was fehlt Ihnen denn?“

„Mein Zahn, Excellenz; ich habe höllische Zahnschmerzen! Ah! Sie entschuldigen wohl gütigst“, stöhnte er, „wenn ich hinaus gehe und um etwas Rum bitte.“

„Mein Herr, ich entschuldige nichts mehr“, sprach Hohendorf erzürnt, „ich war auf Ausflüchte von Ihrer Seite gefaßt, sie sollen Ihnen jedoch nichts nützen. Nehmen Sie sofort Ihren Platz wieder ein und fahren Sie fort, zu schreiben.“

„Wie, trotz meiner Zahnschmerzen?“ wimmerte Schmeckmeyer.

„Trotz Ihrer Zahnschmerzen und sichtlicher Entschuldigungen, die Sie noch etwa erfinden könnten.“

Schmeckmeyer fuhr sich mit der Hand über die feuchte Stirn und setzte sich an seinen Platz. „Ah, ich bin weich gekocht! Vollständig mürbe!“ stöhnte er in sich hinein.

„Ich möchte wirklich wissen, ob Sie dieses etwa für eine Probe Ihrer außergewöhnlichen Schnelligkeit halten, die Sie zu besitzen sich rühmten?“ fragte Hohendorf.

„O bitte, keine Erwähnung davon; wollen Excellenz gütigst sagen, was ich weiter zu schreiben habe?“

„Wie weit waren Sie gekommen? Zeigen Sie einmal Ihren Brief her!“

Schmeckmeyer überreichte den Brief und glaubte, seine letzte Stunde schlagen zu hören.

„Was sehe ich? Was ist das für eine Schreibweise? Sagen Sie in aller Welt, ist das eine neue Finte, oder wollen Sie mich etwa glauben machen, Sie könnten nichts Besseres leisten?“

„Ich hatte nicht unterlassen, Euer Excellenz zu gestehen, wie es ausfallen könnte, wenn man mich nicht allein ließe.“

Digitized by Google

„O ich bin am Ende mit meiner Geduld. Sagen Sie mir auf der Stelle, wer den Brief geschrieben hat, den Sie als Ihr Werk auszugeben die Dreistigkeit hatten?“

„Ich bin ein ehrlicher Kerl, Excellenz“, betheuerte Schmeckmeyer kläglich, „aber den Brief — den Brief hat Ihr eben engagirter Koch geschrieben.“

„So sind Sie ein unwissender, unverschämter Mensch, der außer dem Wohlstand seines Vaters, der ihn empfehlen soll, nichts für sich hat. Und Sie konnten sich erkühnen, sich meiner Tochter zu nähern?“

„Wenn Euer Excellenz Tochter sich in mich zu verlieben geruhte, werden Sie einsehen, daß ich da gewiß zu allerletzt Ursache hatte, ihren Geschmack zu mißbilligen. Excellenz waren es ja selber, der mir den Besitz Ihrer Fräulein Tochter zusagte; ich selbst sah das Fräulein nie.“

„Wie? Sie unverschämter Mensch! Sie wollen mein Ohr noch dadurch verletzen, daß Sie meine Tochter Lügen strafen? Sie sind feig und niedrig genug, da zu leugnen, wo sie den Muth hatte, zu bekennen? Aus meinen Augen!“

Schmeckmeyer erinnerte in seiner Pein als letzten Versuch, um Gnade zu finden, an seinen alten Vater.

„Schweigen Sie, elender Wicht“, herrschte Hohendorf ihn mit Verachtung an, „Ihr Vater ist ein braver Mann, der einen bessern Sohn verdient; Sie dulde ich nicht länger, verlassen Sie mein Haus, Herr, oder — —“

Schmeckmeyer hatte sich bereits der Thür zu dirigirt und — hinaus war er.

„Briefe und kein Ende“, sagte Schmidt, als ihm abermals ein Schreiben unter seiner Adresse überreicht wurde. „Jedenfalls noch ein Stellegesuch“, dachte er. „Kommt aber zu spät, wer er auch ist.“ Während Schmidt den Brief öffnete und las, ging die Thür auf und Carl Sternberg war eingetreten.

„Es ist zum Rasendwerden!“ rief dieser, seinem bedrängten Herzen Luft machend und ohne Schmidt im ersten Augenblick zu bemerken. „Ich muß Elise durchaus sprechen und weiß nicht, wie ein Rendezvous zu ermöglichen. Eine volle Stunde habe ich gewartet, ohne daß es mir gelungen wäre, auch nur einen Blick von ihr zu erhaschen.“

„Heda, Koch! Was fehlt Ihnen?“ fragte Schmidt mit einiger Verwunderung.

„Was mir fehlt? Ich könnte verrückt werden vor Aerger!“

„Oho! Ist Ihnen etwas angebrannt oder übergelaufen?“

„Die Galle lief mir über.“

„Hahaha!“ Schmidt mußte lachen, wurde aber plötzlich ernst. „Der Mensch“, fiel ihm ein, „wird doch nicht etwa trinken? Da wäre ich schön mit dem hineingefallen.“

„Denken Sie sich“, berichtete Karl, „ich trage die Chocolade für Fräulein von Hohendorf aufs Zimmer; als ich eben im Begriff bin, an ihre Thür zu klopfen, platzt ein unverschämtes Frauenzimmer heraus,

Digitized by Google

reißt mir das Tablett aus der Hand und schlägt mir die Thür vor der Nase zu. Ist das nicht um des Teufels zu werden?"

„Damit geschah Ihnen ganz recht, Koch."

„Das denken Sie."

„Was hatten Sie überhaupt die Chocolade hinaufzutragen", tadelte Schmidt, „bekümmern Sie sich doch um Ihre Angelegenheiten. Ich bin überzeugt, Sie haben keinen Augenblick Zeit überflüssig, wenn Sie Ihr Mittag pünctlich stellen wollen."

„Hol der Henker das Mittag!" brauste Karl auf, „die Küche ist in guten Händen."

„Junger Mann, Sie dürfen nicht impertinent werden, denn sonst bekommen Sie es mit mir zu thun. Sie dachten dem alten Herrn wohl eine Nase zu drehen? Wie?" fragte Schmidt, ihn fixirend.

„Welchem alten Herrn?" fragte Karl erschrocken.

„Sie vergaßen wohl unsern Besuch? Den Herrn Geheimen Commerzienrath?"

„Himmel! Worauf spielt der an?" dachte Karl. „Der Mensch kennt mein Geheimniß und bringe ich ihn nicht zum Schweigen, ist Alles vereitelt, ich dem Gelächter preisgegeben." Er durchschritt höchst aufgeregt das Zimmer. „Schon gut", blieb er entschlossen vor Schmidt stehen. „Es liegt mir nicht daran, zu erfahren, woher Sie Ihre Nachrichten haben; Sie wissen jedenfalls genug, um zu begreifen, daß ich Grund habe, meine gegenwärtige Stellung hier vor meinem Vater geheim zu halten. Vielleicht sind Ihnen auch meine Gründe nicht unbekannt geblieben. Wollen Sie mir versprechen, mich nicht zu verrathen, so soll eine Remuneration", dabei hatte er eine Banknote seiner Brieftasche entnommen, und reichte sie Schmidt hin — „so weit sie eben meine Finanzen zulassen —"

„Nein, nein, Koch", unterbrach ihn dieser, das Anerbieten zurückweisend, „bange machen gilt nicht; stecken Sie Ihr Geld ein, ich will Ihnen nicht noch mehr rauben. Was ich sagte, war blos, um Sie mit dem alten Feinschmecker, der ein gutes Mittag erwartet, etwas in Trapp zu bringen. Machen Sie also! Je eher Sie damit fertig werden, desto besser. Es ist heute ohnehin schon spät", sagte er, nach der Uhr sehend. „Auch auf einen Verlobungsschmaus können Sie sich nur vorbereiten."

„Verlobungsschmaus! Was soll das heißen? Für wen?"

„Für Fräulein von Hohendorf, die morgen sich mit unserm Secretär verloben soll."

„Mann, was sprechen Sie? Fräulein von Hohendorf mit dem Secretär?"

„Hm", bestätigte Schmidt, „mit demselben, der so gute Lectionen in der Kochkunst zu ertheilen versteht."

„Donner und Doria! Das ist zu viel!" fuhr Karl auf.

„Nur ruhig Blut, Koch", beschwichtigte Schmidt, „denken Sie an mich, der ist eben so wenig ein Secretär wie Sie oder ich. Wir haben es mit einem verkappten Liebhaber zu thun", raunte er Karl geheimnißvoll ins Ohr; „ich will aber nichts gesagt haben, verstehen Sie?"

„Ein verkappter Liebhaber?" Das ging Karl über den Spaß. „Und Elise, die reizende Elise, sollte Theil haben an diesem teuflischen Com-

plott?" dachte er für sich. „Ich kann, ich will das nicht glauben. Die Wahrheit aber muß ich erfahren!" Er war ganz wild geworden. „Ich will den Secretär aufsuchen und wenn er es wagt, zu bestätigen, was der Haushofmeister mir gesagt hat, so muß er entweder seinen Anspruch aufgeben, oder, bei Gott!" Damit stürmte er der Thür zu, die in demselben Augenblick aufging und auf ihrer Schwelle den Geheimrath Sternberg enthüllte.

„Mein Vater!" stammelte Karl und blieb wie gebannt stehen.

„Mein Sohn", gab dieser freundlich zurück.

Schmidt stand bei dieser Scene wie die verkörperte Verwunderung da; „unser Koch, der Sohn des Geheimraths", dachte er.

Nach einem Augenblick des Erstaunens wollte Karl hinausschlüpfen.

„Halt, halt, junger Herr!" hielt der Geheimrath ihn zurück, „entwischen sollst Du mir nicht. Ich habe Dich gefunden und halte Dich fest. Du wolltest doch wohl nur Versteck mit mir spielen?" scherzte der alte Herr in liebenswürdiger Weise. „Nun komm nur, lieber Junge, ich weiß Alles und bin erfreut, Dich zu sehen. Wollte Dich erst mit meinem ganzen, wenn auch simulirten väterlichen Zorn überhäufen; allein ich bin zu ehrlich, um mich zu verstellen und ich gestehe, auch zu hungrig, um noch irgend etwas in Scene zu setzen, was das Mittag verzögern könnte. Uebrigens findest Du den Weg gebahnt; ich habe Deinetwegen bereits mit Herrn von Hohendorf gesprochen —"

Stürmisch umarmte der Sohn den Vater, eine freudigere Ueberraschung hätte ihm kaum werden können — „und", fuhr dieser fort, „von ihm die Zusage erhalten, Fräulein von Hohendorf in allernächster Zukunft meine Schwiegertochter nennen zu dürfen."

„Nein, lieber Geheimrath, nein!" ertönte unerwartet eine Stimme, „ich protestire entschieden dagegen." Es war Hohendorf, der in Begleitung seiner Tochter eben eingetreten war, um gerade den letzten Theil der Rede des Geheimraths zu vernehmen. Dieser sah sich erstaunt um und glaubte im ersten Augenblick an einen Scherz, erst als er in das strenge, kalte Gesicht Hohendorfs blickte, fühlte er den Ernst seiner Worte.

„Sie werden sich doch Ihres Ausspruchs erinnern, Excellenz?" fragte der Geheimrath, fest den Blick auf seinen Gegner gerichtet.

„Nein, lieber Geheimrath! Nach der Scene, die soeben zwischen uns gespielt hat —"

„Zwischen uns gespielt hat", dachte Karl sprachlos.

„Versichere ich Sie, hätte ich nicht unserer Freundschaft dabei gedacht, ich glaube, ich wäre im Stande gewesen, ihn zum Fenster hinauszuwerfen. Einzig und allein der Rücksicht für Sie verdankt er es, daß ich mich begnügte, ihn zur Thür hinauszuführen."

Hohendorf war noch ganz in Feuer und Flammen.

„Bei meiner Ehre, Excellenz, ich bleibe tief in Ihrer Schuld für diese Schonung", sprach ironisch und tief verletzt der Geheimrath. Komm, mein Sohn!" forderte er zornigen Blickes diesen auf. „Warum sprichst Du Excellenz nicht Deinen Dank aus, für so viel zarte Rücksichtnahme?" fragte er, da er ihn zur Bildsäule erstarrt stehen sah.

Digitized by Google

„In der That", nahm dieser das Wort, „ich weiß kaum, ob ich wache oder träume!" Schüchtern trat er an Elise heran, ergriff ihre Hand und küßte sie.

„Und wer sind Sie, mein Herr?" fragte Hohendorf kurz.

„Wer das ist? Mein Sohn. Sonderbare Frage!" warf der Geheimrath befremdet hin.

Hohendorf machte große Augen.

„Ihr Sohn?"

„Papa, es ist Karl", sagte Elise und schmiegte sich innig und bittend an den Vater.

„Nun, dann möchte ich doch im Namen dessen fragen, was man Decorum nennt: Wer war der Mensch, der hier mit mir in diesem Zimmer sich befand und den mir Schmidt als meinen Secretär vorgestellt hat? Ein gemeiner Tölpel, der nicht drei Sätze in verständlichem Deutsch zu schreiben im Stande war."

„Ich glaube, Excellenz einigen Aufschluß darüber geben zu können; ich hörte zufällig von einem Herrn, der hier die Rolle eines verkappten Liebhabers spielen sollte."

„Eines Liebhabers? Ich bitte Sie, von wem?" fragte Hohendorf erregt.

„Von Fräulein von Hohendorf, sagte man mir." Karl fixirte Elise dabei.

„Von mir?" wiederholte diese tief erröthend.

„O, der Schuft!" fuhr Hohendorf entrüstet auf, „wenn er das vorgiebt, so ist er ein gemeiner Spitzbube, der Gott weiß was im Schilde führt, der exemplarisch bestraft zu werden verdient und den wir ohne Verzug verfolgen müssen."

Hohendorf zog hastig die Klingel und hätte im selben Augenblick Alles zu diesem Zweck in Bewegung gesetzt, wenn der Geheimrath sich nicht ins Mittel gelegt hätte.

„Nur nicht vor Tische, verehrter Herr; ich beschwöre Sie, nicht vor dem Essen!" bat er. „Da! Sie sehen, es wird aufgetragen; faste ich noch fünf Minuten länger, haben Sie das Vergnügen, mich ohnmächtig zu sehen."

Das energische Klingeln war von der Dienerschaft dahin verstanden worden, das Mittag ungesäumt anzurichten. Die Flügelthüren zum Speisesaal öffneten sich wie mit Zauberschlag, eine wohlbesetzte Tafel lud zum Niedersitzen ein, während die Diener Speisen auftrugen, als deren letzter einer Schmeckmeyer in vollem Costüm als Koch erschien, eine sorgfältig verdeckte Schüssel haltend. Er hatte bescheiden an der Thür Posto gefaßt; erst, als er eine Entschuldigung stammelnd ergebenst um einen Augenblick Gehör bat, wurde die Gesellschaft auf ihn aufmerksam.

„Was sehe ich!" rief zunächst ihn erkennend Hohendorf höchst erstaunt, „das ist ja der Mensch, den ich eben hinausgeworfen habe!"

„Zu viel Ehre, Excellenz", verneigte sich Schmeckmeyer.

„Wie, Schmeckmeyer? Wahrhaftig, es ist Anton Schmeckmeyer, mein früherer Koch, den ich die Absicht hatte, Euer Excellenz zu empfehlen. Himmelelement, Mensch", ging der Geheimrath kurz gefaßt und

Digitized by

ohne Umstände auf ihn los, „so sind Sie es gewesen, der hier die ganze Confusion angerichtet hat?“ Er erhob zornig seine Hand.

Rasch entschlossen nahm dieser im kritischen Moment den Deckel von seiner Schüssel und brachte sie in die Nähe der geheimräthlichen Nase, „Schlagen Sie immer darauf zu, Herr Geheimrath, aber hier prüfen Sie auch“, sagte er.

„Ah, ah“, machte der Geheimrath, mit Behagen den der Schüssel entströmenden Duft einnehmend. „Bei meiner Seele! Marinirte Fasanen à la braise orientale. Meine Lieblingsschüssel. Ein infamer Kerl, aber als Koch ein Matador, Excellenz, das kann ich versichern.“

Schmeckmeyer, der inzwischen seine Schüssel auf die Tafel gestellt hatte, war zurückgekehrt. „Excellenz wollen gütigst zu Gnaden halten“, bat er, sich tief verneigend. „Wer hoch steigt, fällt tief! Zufall war es, Excellenz, der mich zu Ihrem Secretär machte, während tief innerster Beruf mich in Ihre Küche führte. Arm an Gelehrsamkeit, hoffe ich doch an anderem Platze, indem ich einige Stufen hinab stieg, mich als brauchbaren Mann finden zu lassen, wenn Euer Excellenz mir gnädigst einen Posten in Ihrem Hause anvertrauen wollten.“

Dem stand nichts entgegen. Die Rollen waren eingetauscht und jeder der Herren seiner eigenen Sphäre wiedergegeben.

Bei Tafel lachte namentlich noch der Geheimrath viel über die angerichtete Confusion und als die marinirten Fasanen ihre volle Würdigung fanden, war er es wieder, der das erste Glas erhob und auf das Wohl des neuverlobten jungen Paares trank.

Digitized by Google

Strumpfästhetik.

Ein Kapitel von und für Damen.

Vor einiger Zeit enthielt der „Salon" einen höchst interessanten Artikel über die Fußbekleidung der Damen, offenbar von einem feinen Kenner und Beobachter dieses Hauptbestandtheiles weiblicher Toilette und Grazie geschrieben. Der Herr Verfasser interessirte sich mit augenscheinlicher Liebe für dieses Thema, und mit voller Würdigung ihrer Vorzüge wurden die verschiedenen Gattungen von Fußbekleidungen einer Kritik unterzogen und die Schönheiten jeder Art in das richtige Licht gestellt. Da fand der niedliche Pantoffel, der ausgeschnittene Schuh, die Gamasche, der Spangenstiefel seine verdiente Berücksichtigung, und in der That, wie irgend ein niedlicher Fuß in eleganter Beschuhung sich macht, wie sehr selbst einem großen Fuße durch ein zierliches Stiefelchen geholfen werden kann, ist wunderbar. Doch mit welchem Entzücken die Männerwelt ein niedliches Füßchen betrachtet, davon können die wenigsten Damen eine Ahnung haben, denn sonst würde nicht — besonders von deutschen und englischen Damen — so entsetzlich dagegen gesündigt werden. Die elegante Französin sagt mit Recht: bien coiffée, bien gantée, bien chaussée, und — handelt auch danach, während unsere Damen wohl die beiden ersten Puncte beherzigen, den dritten aber vernachlässigen. Viele Männer sehen, wenn sie einer Dame begegnen, zuerst nach den Füßen. Erleben sie da eine Enttäuschung, so muß der Rest schon sehr viel Schönes darbieten, um den ersten unangenehmen Eindruck zu verwischen, während umgekehrt der zuerst empfangene günstige Eindruck schwer zu trüben ist.

Doch eine beredtere Feder hat mit einem gewissen Enthusiasmus bereits dies Thema behandelt, und nachstehende Zeilen sollen nur dazu dienen, auch dem Strumpf seine Würdigung zu sichern, auch ihm sein Theil Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich weiß sehr wohl, daß dieser von so viel Poesie umwobene Theil weiblicher Toilette in seiner Besprechung einer noch größeren Delicatesse bedarf, als sein niedlicher Bruder, der Schuh, indessen hoffe ich, wird der gute Wille, die Liebe zur Sache dazu beitragen, über manche Unebenheiten hinwegzuhelfen.

Also: zur Sache!

Leider kann ich nicht mein Essai mit den sonst gebräuchlichen Worten beginnen: „Bereits die alten Griechen und Römer ꝛc." — und zwar aus sehr einfacher Ursache. Auch eine kurze gedrängte Geschichte des Strumpfes liegt mir fern. Nehmen wir ihn, wie er jetzt existirt.

Schuh und Strumpf gehören zusammen, sie müssen sich Beide zu einem schönen Ganzen vereinen, sie müssen Beide harmoniren, und zwar ist hier die neutrale Farbe diejenige, welche in erster Linie ihre Berechtigung hat.

Digitized by Google

Im Schuh, resp. der Stiefelette der Damen ist man im Großen und Ganzen dieser Idee gefolgt, und wenn es auch hellgraue, lila und braune Zeugstiefelchen vor ca. zehn bis zwölf Jahren als Promenadenstiefel gab, und zu Atlasschuhen noch heute alle möglichen Farben verwandt werden, so kann man doch sagen, daß im Allgemeinen man der neutralen Farbe, dem Schwarz, treu geblieben ist.

Auch bei dem Strumpf herrscht oder herrschte und muß eine neutrale Farbe vorherrschen, und welche könnte es da wohl anders sein, als das Weiß? Selbstverständlich kann hier nur von einer eleganten Toilette und gutem Wetter die Rede sein, bei Regenwetter und Straßenschmutz ist Alles erlaubt und kommt hier nicht in Betracht. Der Strumpf gehört nun einmal, mag er noch so luxuriös, noch so schön sein, zu den Unterkleidern und die müssen luftig, lieblich, unschuldig, rein, müssen weiß sein. Eine jede Dame legt einen großen Werth auf Unterkleider, gestickt mit „Rüchen" und Spitzen besetzt. Sie gehören so unbedingt zur eleganten Toilette, und sind, sei es Gesellschafts- oder Promenadencostüm, immer weiß. Und zwar sind sie es wohl zum großen Theil aus dem Grunde, um zu jeder Farbe des Kleides zu passen, falls dasselbe sich verschieben sollte. Darum muß auch der Strumpf weiß sein. Weiß paßt zu Schwarz, zu Roth, kurz zu jeder Farbe, und da wohl in den Kleidern der Damen fast jede Farbe zu Tage tritt, so muß schon aus diesem Grunde das Weiß immer dominiren. Aber nicht allein zur Farbe des Kleides, nein, auch zur Farbe des Schuhes oder Stiefels muß der Strumpf einen angenehmen, das Auge nicht beleidigenden Contrast bilden. Giebt es einen reizenderen Anblick, als wenn sich ein niedliches Füßchen, umspannt von einem eleganten Gamaschenstiefel, präsentirt und zuletzt eine zarte, leuchtende weiße Linie die Endcontouren der Stiefelette hervortreten läßt? Giebt es eine schönere Farbenharmonie, können Schwarz und Weiß in schönerer Gestalt zusammengebracht werden? Wie unangenehm enttäuscht ist man aber andererseits, wenn statt des angenehmen Contrastes etwas Blaues, Schwarzes oder anderes Entsetzliches zu Tage tritt! Weiß ist die Farbe, das Sinnbild der Unschuld, Weiß macht stets den Eindruck des Duftigen, Sinnigen, und wenn die sonstigen Unterkleider weiß sind, so muß es auch der Strumpf sein. Und so sei denn gleich von vornherein das Verdammungsurtheil über die neue Mode, die Strümpfe in der Farbe des Kleides zu tragen, ausgesprochen! So lange die Mode in ihren Extravaganzen schön bleibt, so möge sie extravagiren, so viel sie will, so wie sie aber anfängt, unkleidsam und disharmonisch zu werden, so brauchen sich die Damen derselben nicht blindlings zu unterwerfen.

Es ist zu komisch: Jedes Bauermädchen, das auf dem Lande blaue oder sonst dunkle Strümpfe trägt, wenn sie überhaupt welche benutzt, zieht, wenn sie zur Stadt geht, oder sich sonst zu einer Festlichkeit schmückt, stets weiße Strümpfe an, und unsere Damen wollen es nun gerade umgekehrt machen, und bei feierlichen Gelegenheiten sich bunte Strümpfe anziehen? Nicht umsonst hat das Wort „Blaustrumpf" seine besondere Bedeutung, man bezeichnet damit ein weibliches Wesen, das aus seiner eigentlichen Sphäre heraustritt, den Wissenschaften huldigt wie ein Gelehrter, und ebenso wie dieselben, auch sonst über die Schönheiten der Toilette hinwegsehend, sich im Anzuge vernachlässigt, und in

Digitized by Google

Folge dessen nicht den das Auge erfreuenden weißen Strumpf benutzt, sondern den schwarzen, grauen, oder gräulichen blauen Strumpf, gleichgültig welche Farbe, anlegt. Der Schuh oder Stiefel giebt dem Fuß die Façon, aus diesem Grunde ist die dunkle Farbe hierfür geboten, weil dieselbe den Fuß kleiner erscheinen läßt, das Weiß des Strumpfes hebt nun aber wieder durch seine leuchtende, helle Farbe die dunklen Contouren des Schuhes besser ab und läßt die Schönheit des Fußes besser hervortreten. Wie niedlich sieht es aus, wenn ein zierlicher, ausgeschnittener Spangenschuh neugierig unter dem Kleide hervorsieht und ein reines, glänzendes, schneeiges Weiß liebevoll sowohl mit der Farbe des Kleides, als der Farbe des schwarzen Leder- oder braunen Goldlackschuhes contrastirt! Wie wenig hebt es sich aber ab, wie häßlich sieht es aus, wenn zwischen den einzelnen Spangen ein blauer, grüner oder rosa Strumpf hervorleuchtet, oder wenn gar, wie die allerneueste Mode es will, ein grüner und ein gelber Fuß sich zeigt! Muß man da nicht an die verschiedenen Tricots der Clowns denken? „Braun und blau geschlagen" sagt man, und so sieht selbst der reizendste braune Goldlackschuh zu blauen Strümpfen unschön — braun und blau geschlagen — aus.

Also weiß, weiß muß er sein; die Farbe des neutralen Lichtes, die Farbe der Unschuld, des unschuldigen, harmlosen Contrastes, die Farbe der immerwährenden Harmonie sei der Grundton jedes eleganten Damenstrumpfes. Ich sage nicht ohne Absicht: „Grundton", denn wie an jedem Bilde ein Grundton existiren muß, dem sich Alles anschließt, die Beleuchtung, die Staffage ꝛc., so ist es keineswegs ausgeschlossen, den Grundton „Weiß" festhaltend, kleine Nüancirungen hinein zu bringen, nur muß eben das Weiß dominiren.

Gehen wir nun zu den einzelnen Arten über! Zum eleganten Leder- oder Zeugstiefel paßt am besten der einfache weiße gewebte oder gestrickte Strumpf, nicht zu dünn, nicht durchschimmernd, da er ja verhältnißmäßig selten zu Tage tritt. Geschieht dies aber, so muß seine Intensivität, seine classische Reinheit der Farbe, sein grelles, leuchtendes Weiß eben den kräftigen Contrast zu dem Schwarz der Stiefelette hervorbringen. Stickereien sind hierbei nicht angebracht, da bei den flüchtigen Momenten, wo er das Licht des Tages erblickt, und dann rasch wieder verschwindet, dem Auge nicht Zeit bleibt, die Stickerei zu erkennen, und dieselbe möglicherweise für Schmutzflecke gehalten werden könnte. Das eigentlich Blendende, blitzartig Leuchtende ginge dadurch verloren. Auch der seidene Strumpf, der immer mehr in das Gelbliche spielt, würde aus diesem Grunde nicht am Platz sein. Anders ist es bei dem ausgeschnittenen Schuh. Hier tritt der Fuß häufiger zu Tage, und mit ihm der Strumpf. Auch hier wird der einfache weiße Strumpf immer schön aussehen, jener wird häufig absolut nothwendig sein, um durch sein neutrales Gefärbe einen angenehmen Contrast zwischen vielleicht braunen Schuh und blauem Kleide zu bilden, aber es ist nicht mehr nöthig. daß er so blendend, so überraschend sein Werk thut, da man mehr Muße hat, ihn zu betrachten.

Wenden wir uns nun zu dem durchbrochenen Strumpf.

Da ist zunächst die Balltoilette, wo seine Herrschaft eine unbedingt berechtigte ist. Die Balltoilette muß duftig, muß luftig sein. Das Kleid,

Digitized by

aus den leichteſten Stoffen gearbeitet, macht den Eindruck des Aetheriſchen, der Ausſchnitt zeigt einen roſigen Hals, zarte, weiße Arme, kurz Theile, die ſonſt neidiſch den Blicken entzogen werden, da hat denn aber auch das roſige Füßchen das Recht, ſich zu zeigen. Und reizend in der That ſieht es aus, wenn eine junge Dame in duftiger Balltoilette ihr Füßchen unter der Robe hervorſchauen läßt, ein Atlasſchuh, oder ein hübſchſitzender „Goldkäfer" ſichtbar wird, umſpannend das Fußblatt, wo in reizendem Muſter die zarte Haut hindurchſchimmert!

Aber auch der ſeidene Strumpf hat hier ſeine Berechtigung. Bei Abend ſieht das Gelbliche deſſelben faſt weiß aus und das Glatte, Glänzende der weißen Seide harmonirt vortrefflich zu dem bunten Atlas des Ballſchuhes. Gar verführeriſch glänzt im Kerzenlicht das leichte ſeidene Gewebe aus der Atlasumrahmung unter dem Ballkleide „ſo ganz zufällig" hervorragend, den entzückten Männeraugen entgegen.

Kommen wir nun zu den buntgeſtickten Strümpfen. Mögen dieſelben nun von Seide oder Baumwolle ſein, immer darf die Stickerei nur dazu dienen, die „Weißheit" des Strumpfes zu beleben und zu ſchmücken. Bei allen Gelegenheiten, wo ausgeſchnittene Schuhe getragen werden, ſind ſie am Platz, beſonders zu etwas kurzen Kleidern, bei Landpartien, ländlichen Spielchen und dergleichen. Anmuthig ſieht es aus, wenn junge Damen auf zierlich gearbeiteten, etwas hochhackigen ausgeſchnittenen Schuhen, etwas kurz geſchürzt dahinſchweben, und an dem zarten Knöchel beginnend, ein niedlich geſticktes Bouquet emporrankt, ſich ſo friſch von dem weißen Untergrunde abhebend. Selbſtverſtändlich gehört dazu ein eleganter, „ausgeſchnittener" Schuh, nicht die jetzt modernen monstra, welche ähnlich dem Schnürſchuh der Bauernfrau, dem Holzſchuh ähneln. Im Sommer in blühender Natur, im duftigen Walde macht ſolch buntgeſtickter Strumpf einen, ich möchte ſagen poetiſchen Eindruck, beſonders zu den leichten Sommertoiletten der jungen Damen. Nicht das Wenigſte mag er dazu beitragen, daß man die Trägerin deſſelben ſelbſt für eine duftende, liebliche Waldblume hält, die jeder Mann am liebſten nicht im Knopfloch, ſondern an ſeinem Herzen tragen möchte.

Und mit dieſem Wunſche, dem ja wohl alle Parteien beiſtimmen werden, will ich ſchließen und ſage nur noch einmal: Fort mit den blauen, grauen, rothen, grünen und ſchwarzen, oder gar blau-grün geſtreiften, oder grau-grün carrirten Strümpfen und hoch das reine, edle poetiſche Weiß!

A. Cläremann.

Digitized by Google

Ein literarischer Speisezettel.

Humoreske von **Hermann von Glasenapp.**

Im silbernen Stieglitz gab es heute viel zu thun. Das kleine Privatzimmer neben dem großen Speisesaal, dessen Tapete eine lauschige Weinlaube darstellt, wurde gelüftet und mit feinen Essenzen durchräuchert. Man verschleierte die Wanduhr, gleich wie das Madonnenbild von der Italienerin verhüllt wird, wenn der Geliebte zu einem Rosestündchen eingeladen ist. „Die Uhr schlägt keinem Glücklichen", singt Schiller, und so sollte auch hier nicht die Glocke, sondern nur der Toasthall zusammenklingender Gläser läuten.

Vor wenigen Stunden war ein feines Diner en petit comité bestellt worden und mußte nun in beschwingter Eile servirt werden mit allen Delicatessen, Finessen, Accuratessen und was sonst noch aufs Essen hinausläuft.

Oberkellner in langschößigen Fracks, Unterkellner in kurzschößigen Jacken wimmelten untereinander. Waffengetöse von Messern, Gabeln und sonstigen schneidigen und schöpferischen Instrumenten durchtönte die Luft; Glas und Porzellan gaben Laute von sich, als seien sie nach Bessemer-Principien zur Welt gekommen.

Endlich war die ordre de bataille bis auf den letzten Tambour aufgestellt, jede Terrainfalte war weise benutzt, die Verschanzungen des Büffets mit Besatzung und Munition versehen, die Festung des Tafelaufsatzes mit allen Vertheidigungsmitteln ausgerüstet. Die Schlacht konnte beginnen. Für jetzt betrachtete sich der Hotelbesitzer als operirenden Feldherrn. Späterhin gebührte der Marschallstab dem Amphitryo, der schließlich den Feldzugsplan, d. h. die Rechnung berichtigt. Eigentlich aber hat sich der Gastgeber nur als souveränen Kriegsherrn zu fühlen, der auf dem Paradeplatz die Lorbeeren in Empfang nimmt, die sein Marschall erworben.

Besagter Amphitryo ist nun im vorliegenden Falle kein Serenissimus, sondern ein Mehlwurm. Wenigstens heißt er Mehlwurm, wenn auch nur mit dem Spitznamen, den er gemeinschaftlich mit seinen Collegen von der Intendantur trägt,

Mehlwurm? Intendantur? Wir wollen das erklären. Undank ist der Welt Lohn.

Jede Armee würde verhungern, verdursten, erfrieren, ohne die nützlichen Beamten der Intendantur. Wer an der Wahrheit dieses Satzes zweifeln sollte, der denke an 1870 und 71. Dennoch herrscht zwischen den Befehlshabern der Truppenkörper — vom General bis zum Feldwebel — und den Männern der Intendantur ewige Fehde. Die Trup-

Digitized by Google

pen wollen stets möglichst viel bekommen und die Intendantur will stets möglichst wenig geben. So haben sich denn die hochzuverehrenden Herren der Intendantur die Natur der Zündhölzchen angeeignet, ihr Lebensprincip beruht ex officio auf Reibung. Die Beriebenen aber rächten sich, und da sie im Federkriege fast stets den Kürzeren zogen, so schossen sie den Pfeil eines Spitznamens ab und erfanden das geflügelte Wort: Mehlwurm. Ob der Mehlwurm schon bei den griechischen Phalangen und bei den römischen Legionen in Gebrauch war, wollen wir den Gelehrten und Alterthumsforschern überlassen. Bei uns zu Lande reicht der Mehlwurm jedenfalls in die Zopfzeit hinauf, hat also immerhin einen Anspruch auf pietätsvolle Schonung.

Unser Amphitryo war ein Mann, so liebenswürdig, heiter, gesellig, als nur eine ins Menschliche übersetzte Rechenmaschine sein kann. Und heute war er doppelt heiter und traitabel, denn er war soeben zum Intendanturrath ernannt.

Deshalb das Festdiner, zu welchem er einen kleinen Kreis vertrauter Freunde eingeladen. „Mehlwürmchen" nannten sie ihn in besonders gemüthlichen Kneipstunden. Er nahm das durchaus nicht übel, denn er war zwar nicht geheimer Intendanturrath, wohl aber geheimer — Lyriker.

Ja, er dichtete, der Würdige; er schaukelte sich auf den Wellen des Rhythmus, wenn er matt und müde die Tretmühle seines Bureaus verließ. Er gab ein Frühlingslied von sich, wenn er knietief durch die dürren Blätter seiner Acten gewatet hatte. Kann es etwas Unschuldigeres geben? Ueber seine Reimwerke selbst wollen wir gern den Mantel der Liebe decken, um so bereitwilliger, als er — eine weiße Krähe unter den Poeten! — Niemanden mit dem Vorlesen seiner Dichtungen belästigte. Auch die Transsubstantiation in Druckerschwärze hatte er, wenn auch mit einem heimlichen Seufzer, aufgegeben. Gewiß ein Beweis erhabener Menschenliebe! Aber einem Dichter den schnöden Namen Mehlwurm? Und warum nicht? Mehlwürmer sind eine Lieblingsspeise der Nachtigallen. Einem Dichter kann es gewiß nur lieb sein, als Mehlwurm aus diesem prosaischen Jammerthal in den Leib Philomelens auszuwandern.

Der geheime Lyriker trat ein. Er hatte die dienstlichen Meldungsvisiten hinter sich, hatte die Uniformshülle abgestreift und erschien nun als geschmackvoll gekleideter Civilschmetterling, das phantastisch bunte Westchen unter graugelben, bismarckirenden Oberflügeln verbergend. Nur dem Auge verständnißinniger Sangesgenossen war die geheime Symbolik seiner tadellosen Toilette erkennbar. Wie Reimguirlanden eines Gasels schlängelten sich seine Cravattenenden in gefälligen Verknotungen über die Brust; im rauschenden Terzinentact umklirrten ihn die Glieder der Uhrkette; sogar das Westenknöpfchen, das schmachtend sein Antlitz zur Erde beugte, war wohl nur ein Nachhall heimlichen Weltschmerzes.

Er war also eingetreten und sein Blick überflog die dienstbaren Schaaren, die ihm entgegenlächelte, hold angestrahlt von rosiger Trinkgeldererwartung. Er trat an den Tisch und zählte die Couverts, indem er freundlich seinen Schnurrbart streichelte, dessen wagrechte Tracirung sein Gesicht, wie die Cäsur einen Hexameter, in zwei ungleiche Hälften theilte.

Digitized by Google

„Alles richtig!“ schlängelte sich ein robuster Unterkellner heran, der seine Laufbahn als Kegeljunge begonnen hatte. „Alle Neune!“

Mehlwurm schleuderte dem Unvorsichtigen einen Blitz unaussprechlicher Verachtung zu. Er hatte an die geheiligte Zahl der Prieriden gedacht, als er neun Couverts bestellt — und nun dieser hölzerne Anklang aus der Kegelbahn! Schändlich! Aber er wußte diesen Schmerz zu überwinden, er war ja ein Dichter und mußte an die Nadelstiche hausbackener Prosa gewöhnt sein. Der verschleierte Uhrzeiger rückte vor, die Gäste konnten jeden Augenblick eintreten. Mit höchster Sorgfalt hatte er die zum heutigen Mahle Eingeladenen aus der Zahl seiner Freunde ausgewählt. Ein officielles Diner war das heutige nicht. Die übliche Rath-Patent-Befeuchtungsbowle sollte erst später ihre bleichen Fluten auf die Kehlen seiner Amtsbrüder ergießen. Heute war es ein Liebesmahl von dichterisch fühlenden, oder doch literarisch überhauchten Geistern. Jeder der Eingeladenen stand durch irgend ein Fädchen mit dem Werke der Kamönen in Verbindung.

Numero Eins; Herr Graumaus, Theaterrecensent und Concertberichterstatter.

Numero Zwei; Herr Zungenbruch, Uebersetzer eines italienischen Operntextes.

Numero Drei; Herr Seidenweber, Verfasser eines historischen Dramas, dessen Aufführung seit sieben Jahren mit Bestimmtheit erwartet wurde.

Numero Vier; Herr Knüpfke, pseudonymer Compilator einer Blumenlese von Sinnsprüchen und Bonbondevisen.

Numero Fünf; damit dem Lichtbilde auch der düstere Schatten nicht fehle, Herr Beilschlag, Redacteur eines kritischen Schaffots, auf welchem junge Dichter und anfahrende Novellisten abgethan wurden, so wie Vorsteher eines auf Gegenseitigkeit gegründeten Belobigungsvereins gegen literarische Hagelschäden.

Numero Sechs, Sieben und Acht waren allzu bescheidene Blümchen, als daß es nothwendig wäre, ihre Namen zu erwähnen.

Die Gäste versammelten sich. Der elektrische Aal der Begrüßungsphrasen hatte seine Funken in Händedrücken und „gehorsamen Dienern“ versprüht. Man setzte sich.

Die Temperatur eines Dineranfangs ist reglementsmäßig arktisch angehaucht. Nach den Erfahrungen der Gastrosophen soll ein Anflug von Frost anregend auf die Geschmacksnerven wirken, so daß die Gänsehaut des Essers das Vorspiel wird für die später folgende Melodie der gebratenen Gänsehaut. Die Suppe erwärmt, wie Frühlingsstrahl die Gemüther; den Eisgang befördert ein Glas Madeira, das hors d'oeuvre durchsticht die Dämme, die schäumenden Fluten erquicken die dürstenden Gefilde, und wenn sich die Gewässer zurückziehen, bleibt der Blumenteppich des Desserts zurück.

Die Sitzung unserer Tafelrunde nahm den Verlauf einer durchaus gedeihlichen Entwickelung. Auf die geschmackvolle Vorrede einer Suppe à la tortue war das bekannte Einleitungscapitel ölgeschmeidiger Sardinen gefolgt; an das historische Ochsenviertel schloß sich die azurne Bergidylle der Forellen; über die flammende Katastrophe eines Puddings à la Nesselrode war man zu der befriedigenden Knotenlösung eines

Digitized by Google

Rehziemers übergegangen; man erheiterte nun das erregte Gemüth an den lieblichen Schätzen des Desserts, und ließ die von den Rebengeistern entfesselten Redegeister — nicht einen Cancan, aber doch einen Groteskтanz von gewagtester Sprungfertigkeit aufführen.

„Die Individualität der Nationen", schloß Herr Seidenweber einen kleinen speech, während dessen er einem Dutzend Knackmandeln die Rippen gebrochen hatte, „malt sich in ihren Lieblingsspeisen. Die Bedürfnißlosigkeit der Italiener in den Maccaroni, die Verkommenheit der Spanier in der charakterlosen Olla potrida, die Gemüthlichkeit des Schlesiers in dem schlesischen Himmelreich, das Feuer des Magyaren in der Paprika, die Philisternatur des Schwaben in den Knödeln. Sind Sie nicht meiner Meinung, Mehlwürmchen?"

„Zugestanden. Ja, ich gehe noch weiter. Ich bin geneigt, auch eine Wahlverwandtschaft zwischen dem einzelnen Individuum und irgend einer besonders schmackhaft ausgeprägten Speise anzunehmen. Ich behaupte, daß jeder gute Schriftsteller durch ein ebenso gutes Gericht symbolisirt und in seinem innersten Wesen dargestellt werden kann."

„Will mir nicht ganz gefallen", kopfschüttelte Herr Beilschlag mit einem kritischen Stirnrunzeln. „In seinem innersten Wesen nicht; vielleicht aber in seinem Styl, seinen literarischen Manieren und Allüren."

Allseitige Beistimmung.

„Als ich mir vorhin die vortreffliche Suppe à la tortue einverleibte", nahm Herr Graumaus das Wort, „mußte ich unwillkürlich an Gustav Freytag denken. Eine gelungene Bouillon ist die Vergeistigung der Realität, das Essentielle in flüssiger Breite, das Alltagsbedürfniß zur Mannigfaltigkeit verklärt. Die Suppe bringt den Magen schnell und sicher in die nöthige Balance von Soll und Haben, kurz, Freitag ist Bouillon."

„Nicht übel", versicherte Herr Knüpfke. „Welchen Autor könnten wir nun nach Freitag auf die Speisekarte setzen? Wir stehen bei dem hors doeuvre. Austern, Caviar, wem vergleichen wir diese schätzenswerthen Tafelgenüsse?"

„Warum wollen wir denn so exclusiv verfahren?" ließ sich Herr Zungenbruch vernehmen. „Wahre Ursprünglichkeit finden wir nur in den Nährstoffen des Volkes. Wer kann etwas einwenden gegen einen frischen, zarten Matjeshering? Jungfräuliche Sprödigkeit einer unverdorbenen Natur; Stacheln und Gräten mürbe geworden durch das Salz des Humors, keine andere Zubereitung erheischend, als ein kunstloses Bad in frommer Milch, das ist der Hering, und so kann ich für ihn keinen andern Vertreter finden als — Fritz Reuter. Gesättigt von der Seeluft des nordischen Dialects; schlicht und einfach in der Form, durch und durch gesunden Inhalts, beliebt bei Jung und Alt, Vornehm und Gering. Fritz Reuter ist der Hering."

„Die Sache macht sich", sagte Herr Seidenweber, der im Rufe eines ausgebildeten Gourmands stand. „Kämen jetzt die Entrées. Kennen Sie, meine Herren, die wundersame und erhabene Erfindung des großen Küchenkünstlers Soyer, welche dieser Columbus des Herdes cotelettes à la victime genannt hat?"

Man verneinte. „O!" fuhr er begeistert fort, das cotelette à la victime ist eine der tiefsinnigsten Combinationen des menschlichen Gei-

Digitized by Google

stes. Zwei Feuer müssen neben einander auf dem Brandopferaltar der Küche emporlodern. Zwischen Beiden schwebt, wie ein gefallener, nach Läuterung ringender Engel, das Cotelette. Damit aber der zarte Gliederbau des Engels nicht von der züngelnden Flamme verletzt werde, sind ihm rechts und links ein paar Cotelletteengel zweiter Classe angekettet. Die Engel zweiter Classe werden geopfert. Ihr Saft, ihre Kraft, ihr besseres Wesen geht gewissermaßen durch den Proceß einer culinarischen Seelenwanderung in den Erzengel über, welcher nun, zur höchsten Vollkommenheit emporgeläutert, die Menschheit mit himmlischen Genüssen erquickt. Dies ist das cotelette à la victime. Nun, meine Herren, welches Autors Geist spiegelt sich in dieser superfeinen Gaumenweide? Ich kenne einen, dessen Wesen in ewiger Polarität zwischen den Feuern der Gegensätze schwebt, der stets zwei Gedanken opfert, um den dritten zum Superlativ der Prägnanz zu potenziren, wen anders kann ich meinen, als Bogumil Goltz?"

Mehrstimmige Acclamation. Vereinzelter Widerspruch.

„Zur Tagesordnung", mahnt Herr Graumaus. „Werfen wir einen Blick auf die so verehrliche Familie der Majonnaisen. Sie sind den Phantasieblumen vergleichbar, welche unter den Händen erfindungsreicher, graziöser Pariserinnen erblühen. Die Mannigfaltigkeit ihrer Zusammensetzung ist unerschöpflich. Das gegenseitige Sichdurchdringen der disparatesten Stoffe, das endliche Obsiegen eines einheitlichen Grundgedankens führt mich nothwendig auf den Figurenreichthum und das „Nebeneinander" der Gutzkowschen Romancomposition."

„Nun wäre es aber Zeit, auch die Zone der Mehlspeisen zu betreten. Diese Gebilde interessiren mehr die Damenwelt, sind aber doch ein nothwendiges Intervall in dem Accord der Tafelordnung. Ich dächte, wir ziehen uns wieder auf das Gebiet des Volksthümlichen zurück; man nimmt ein Mandel Eier aus einem historischen Hühnerstall, oder aus dem Eierkorb einer alten Chronik; man thut etwas Mehl von eigenem Zuwachs dazu; man schleudert die Pfanne mit einem in vieljähriger Uebung erlernten Handgriff rund um, und der Eierkuchen ist fertig d. h. der historische Roman à la — Louise Mühlbach."

„Nicht doch, Mehlwürmchen! Wer wird so scharf ins Gericht gehen? Denken Sie an Goethe:

„Wer Dich am schärfsten kritisirt?
Ein Dilettant, der resignirt!'

„Und wenn die Recensenten auch noch so grausam wütheten, als die Dahingeschiedene noch ihre Romane schrieb, diese Romane wurden gelesen, gern gelesen, viel gelesen."

„Behaupte ich denn das Gegentheil? Ein Eierkuchen ist eine vortreffliche Speise und wird von mir nie verschmäht." Man sieht, Mehlwurms kritische Ader enthielt kein bösartiges Gift.

„Jetzt also der Braten", fuhr Mehlwurm fort.

„Mit nichten", replicirte Herr Graumaus. „Die neueste Novelle unserer civilisirten Tafelordnung befiehlt, daß vor dem Braten ein guter Käse erscheint. Ob der Gesetzgeber aus stomachalischen Rücksichten

Digitized by Google

verfahren, oder nur der Modelaune eine kleine, artige Verbeugung gemacht hat, bleibt sich gleich. Ich constatire das Factum. Also Käse. Frage: „Wer ißt Käse?“

Sämmtliche Hände legten sich nachdenklich an sämmtliche Stirnen.

„Heureka!“ brach Herr Spitzohr los. „Spröde Rinde, lindes Mark, kräftiger Duft, genießbar nur für gesunde, harmonisch gebildete Mägen — kein Anderer als die Verfasserin der letzten Reckenburgerin, Luise von Francois, ist Käse und zwar echter, veritabler Stiltonkäse in Achtung gebietender Masse, porös, voll Saft und Kraft, fähig, gegen alle drohenden Verdauungsbeschwerden erfolgreich zu reagiren.“

„Nun also der Braten“, behauptete Mehlwurm. „Ein umfassendes, fast unübersehbares Reich! Wir müssen nothwendig eine prototypische Form wählen. Ich schlage den berühmten Consistorialbraten, den Puterbraten, vor, der die sieben auserlesensten Bratengeschmäcker vereinigen soll. Nur ein Schriftsteller von vielseitigster Begabung kann ihm verglichen werden. Wohlan! Theaterdichter, Lyriker im Hochdeutschen, Volkssänger in Dialectform, Biograph, Romanschriftsteller, Gelegenheitspoet und Vorleser in einer Person — Sie errathen, meine Herren!“

„Doch nicht Holtei?“

„Wer sonst? Holtei ist der Puterbraten.“

Allgemeine Empörung.

„Warum bäumen Sie sich auf? Was haben Sie gegen den würdigen, selbstbewußten Puterhahn? Haben seine Ahnen nicht unter Palmen gewandelt und sich in den Wellen des Ganges gespiegelt? Bedenken Sie doch den patriotischen Widerwillen gegen rothe Farbe! Erwägen Sie, wie lebhaft der Puter gegen Pfiffe protestirt. Schon deshalb müssen wir einen Bühnendichter wählen.“

Das Murmeln der Mißbilligung erstarb allmälig.

„Wir nähern uns nun den Uebergangsformen, die auf das Dessert hinüber leiten. Zum Beispiel: Eis. Eis macht auf mich stets den Eindruck eines Doppelwesens; unter der kühlen Hülle schläft leidenschaftliche Glut, hinter dem Gletscher der Würzebrand des Orients. Kurz, Vanilleeis ist Paul Heyse.“

„Ah, ah!“ machte Herr Seidenweber, indem er von einer herumgereichten Schüssel seinen Teller mit Erdbeeren belud und davon kostete. „Ah, dieser Rosegger schmeckt wundervoll! Welches Aroma, welche duftige Waldesfrische! Kein Zweifel: Rosegger schreibt — Erdbeeren.“

„Wird Beides acceptirt. Damit wäre ja das Diner beendet und nun, meine Herren, noch ein Täßchen Bodenstedt! Schwarz wie Lucifer, heiß wie die Hölle, süß wie die Sünde! Aus der dunklen Flut ballt sich Mirza Schaffys Bild zusammen. Setzen wir uns denn auf den Teppich der Geduld und rauchen wir die Cigarre der Erwartung. Allerseits Prosit Mahlzeit!“

Digitized by Google

Der Herr Professor.

Ein Genrebild von **M. Gritli.**

Der Herr Professor sollte entschieden länger sein von Statur. Es ist schwer, ihn mittelgroß zu nennen, obgleich die Beamten bei der Polizei ihm einmal die Bezeichnung „klein" auf seiner Paßkarte lächelnd durchstrichen, um sie durch das angeführte „mittelgroß" zu ersetzen. Er hatte gar so bestimmt darum gebeten und gar so höflich! Im Uebrigen wäre gegen des Herrn Professors Erscheinung nicht das Geringste einzuwenden. Tadellos Alles von dem glatt gescheitelten Haar herab bis zu den reizend kleinen, vornehmen Händen und den sehr schmalen, zierlich beschuhten Füßen; tadellos der steife Halskragen, die schwarze Cravatte — sie ist natürlich nicht in einen Knoten geschlungen, sondern nach modernster Weise durch eine kleine mechanische Vorrichtung in einem steifen Schleifchen vorn befestigt — tadellos der loyale Crepflor, den er zu Ehren seines hochseligen Herzogs um seinen Cylinder schlingen ließ und weit über die Zeit der öffentlichen Landestrauer hinaus trägt.

Er verkehrt sehr viel in Familien von Stande, aber mehr auf Visitenfuß, nicht in vertraulicher Weise. Dennoch ist er seit langen Jahren Hausfreund bei der verwitweten Oberzollräthin Serla. Jedermann wird dies begreifen, der den Herrn Professor und die würdige, sanfte, einfache, verständige Dame kennt. Sie hat übrigens einen Sohn von sechzehn und eine reizende Nichte von einundzwanzig Jahren, mit denen der Herr Professor nicht umhin kann, sich auch bisweilen zu unterhalten. Die Frau Räthin hat ausdrücklich erklärt, daß sie es sich zur Ehre schätze, den grundgelehrten und dabei eminent höflichen, ja bescheidenen Herrn Professor öfter bei sich zu sehen. Sie sagte, an die kleine Steifheit und Pedanterie in seinem Benehmen gewöhne man sich sehr bald, welche letzte Bemerkung Käthe und Hans, ihre beiden Angehörigen mit einem komischen Stoßseufzer begleitet hatten. Daß er ein höchst angenehmer Gesellschafter sein muß, erhellt schon aus dem beständigen Gebrauch seiner drei Lieblingsredewendungen — ich möchte nicht gern stören, ich möchte nicht gern indiscret sein, ohne mich vordrängen zu wollen. Er läßt dieselben aber nicht etwa mit Schüchternheit seinen Lippen entgleiten, sondern langsam gemessen, mit dem würdevollen Aplomb eines Mannes, der sich diese Grundsätze eben so viel um seinetwillen, als Anderer wegen zu eigen gemacht hat.

Niemandem als der Frau Räthin fällt es darum auf, wie höflich der Herr Professor doch eigentlich ist. Man beachtet es kaum, mit welcher entsagungsvollen Ruhe er auf die Fortsetzung seiner gediegen-

Digitized by

sten Rede verzichtet, wenn ihn mitten in einer seiner gelehrten Erörterungen, die er in höchst kunstvoll sauberem Satzbau ausführt, Käthe auf einmal lachend und flehentlich zugleich anblickt und bittet, er möge das Ende seiner Periode doch lieber auf morgen oder übermorgen vertagen. Man bewundert es entschieden zu wenig, mit welcher Langmuth der Herr Professor der jungen Dame auf ihre Bitte stets von Neuem über Keramik docirt, sein mit großem Erfolge bearbeitetes Specialfach, obgleich sie regelmäßig nach Verlauf von einer halben Stunde dasselbe mit ihrem frischesten Lachen für „ganz ungemein langweilig" erklärt oder mit welcher bedächtigen Sorgfalt und Unermüdlichkeit er Blatt für Blatt umwendet in den verschiedenen mitgebrachten, kostbaren Folianten, wenn sie sich nur irgend einmal bewogen fühlt, mit einem schnellen Blick ihrer schwarzen Augen darüber hinzugleiten. Und auch des Herrn Professors feste Ueberzeugung, nur ein Spielzeug ihres graziösen Uebermuthes zu sein, ändert nichts an seiner gleichmäßig würdigen, beinahe schonungsvollen Höflichkeit. Wenn ihm das Fräulein auf dem Ball — er liebt es nämlich, wie er sagt, sich auch von Zeit zu Zeit einmal in leichter Geselligkeit tändelnd einherzubewegen und führt diese löbliche Absicht aus, indem er so ungefähr den ganzen Abend sich aufmerksam, in respectvoller Haltung an den Stuhl einer alten Geheimräthin bannt, um sich von ihrem Rheumatismus erzählen zu lassen — wenn sie ihm also auf dem Ball jedesmal erklärt mit schmollendem Mündchen und einem etwas gebietenden Blicke, daß sie dem tanzunlustigen Herrn Professor nicht umsonst ihren Haupttanz aufbewahrt haben wolle, so vermuthet er zwar ziemlich bestimmt, daß sie dies nur thue, um ihre sämmtlichen jungen Anbeter eifersüchtig zu machen, auf ihn, den Mann von Jahren, aber Niemand wird ihm anmerken, daß er den Werth dieses Danaergeschenkes erkannt hat. Mit derselben Gemessenheit kommt er auch seinen Pflichten als Tänzer nach in einer ganz musterhaften Weise, nur ein wenig zu sorgfältig vielleicht.

Wenn er sich aber ja einmal zu etwas „ungemessenem" Handeln hat verführen lassen, so verbirgt er dies wenigstens nach Gebühr. Niemand außer ihm weiß, daß er einst mit geschickter Bewegung eine Kinderphotographie Käthe's aufgefangen hat, als sie diese in das Feuer zu werfen versuchte, Niemand weiß, daß er einen goldbraunen Haarsträhn, sorgfältig in rosa Seidenpapier gehüllt, in seinem Portefeuille trägt und daß es derselbe Haarsträhn ist, den einst der wilde Hans neckend mit der Papierscheere aus einer Locke schnitt, die über Käthe's Schulter herniederrieselte, und es ist ganz unbemerkt geblieben, daß er einmal ein kleines Ohr in das Pergamentblatt seines Folianten bog, auf welchem Käthe's sehr schöner Arm im Gespräch geruht hatte.

Nach wie vor kommt er in das Serla'sche Haus. So auch einmal Abends gegen sechs Uhr. Offenbar war er aber diesmal nicht erwartet worden. Es ist ganz still in dem großen Zimmer, die Lampen brennen matt, nur am Kamin sitzt Jemand, in Nachdenken vollständig verloren, es ist Käthe. Sie hat die Hände lässig über dem Knie gefaltet, ihr Fuß schlägt immerfort leise den Boden und während sie von ihrem niedrigen Stuhl aus sehr finster in das helle Feuer blickt, rollen große Thränen aus ihren zornigen Augen langsam über das süße Gesicht. Der arme Herr Professor aber steht rathlos im Hintergrunde. Wenn

Digitized by Google

er hinausgeht, wird er sie stören, wenn er näher tritt, ist er indiscret. Zum Glück bemerkt sie ihn bald. Hastig und schnell gesammelt steht sie auf und streckt ihm nach gewohnter Weise die Hand entgegen. „Ich bitte um Verzeihung, mein gnädiges Fräulein, ich möchte aber . . ." „Nicht gern stören", entgegnet sie ihm beinahe lächelnd, „o, mein Herr Professor, fürchten Sie nichts. Da ist Ihr alter Platz am Kamin. So, und nun lassen Sie uns plaudern."

Aber bei dieser Aufforderung läßt es Käthe heute bewenden. Denn während der Herr Professor freundlich lächelnd den einen seiner blaßbraunen Handschuh ausgezogen hat, langsam den andern aufzuknöpfen beginnt und langsam sich, wie gewöhnlich, nach dem Befinden der Damen erkundigen will, hat sich Käthe achtlos schon wieder in ihre frühere nachdenkliche Stellung zurückgelehnt und richtig, ihre Augen schwimmen schon wieder in Thränen. Und kurzum, so dauert es nicht lange, bis der Herr Professor zart und schonungsvoll gefragt hat, ob er nicht lieber das Zimmer verlassen solle, bis Käthe den Kopf in die Hände gebogen hat und heftig zu weinen beginnt, bis er beschlossen hat, lieber zart und schonungsvoll im Zimmer zu bleiben und bis sie in die schluchzenden Worte ausgebrochen ist: „Ach, nein, lassen Sie nur, was brauche ichs Ihnen auch zu erzählen. Es ist ja so extravagant von mir und Sie hassen das Extravagante wie die Sünde! Und dann so vor Ihnen hier — zu weinen — wie ein Wickelkind und Sie, ehe Sie Ihrer Würde etwas vergeben, „ziehen Sie Ihre Menschheit lieber aus" — es ist gut, ich werde mich schon beruhigen. Dieser Versicherung folgt natürlich ein neuer Thränenstrom und der Herr Professor fühlt sich nun gedrungen, wirklich zu fragen, ob sie ihm nichts erzählen wolle, ob er nicht helfen könne: „nein, aber ja, doch vielleicht; lesen Sie es wenigstens einmal, lesen Sie. Sagen Sie mir, ob das nicht verdiente, einen Verleger zu finden." Und mit raschem Griff zieht sie aus ihrer Tasche ein dickes, großes Manuscript, auf dem in großen Lettern der Titel prangt: Friedrich Hebbel. Literarisch kritische Studie von Edgar Stein. „Sagen Sie mir noch einmal, Herr Professor, ob das nicht verdiente, gedruckt zu werden! Aber sehen Sie, man will uns, d. h. ihn, nur immer unterdrücken, man will — ihn — nicht aufkommen lassen, es ist eben nichts als Neid dahinter, empörende Intrigue. Und ich kann wieder suchen und suchen nach einem Verleger und finde doch keinen. Nein, es ist abscheulich, boshaft, schlecht. — Sehen Sie mich nur nicht so fragend an, Herr Professor, Sie können natürlich sich gar nicht in so etwas hineindenken, Sie, Sie wissen es eben nicht, wie — lieb wir Beide uns haben!"

Und nun steht sie auf und tritt an das dunkle Fenster, preßt die Stirne gegen die Scheiben und weint so weiter. Der Herr Professor aber bleibt ruhig auf seinem Platz. Er bewegt sich gar nicht, sein zierlich, feines, gedankenvolles Profil hebt sich regungslos ab von dem weißen Kamin. Dann huscht es wie ein Schatten über seine Stirn, das flackernde Kaminfeuer wirft immerfort ein grelles, rothes Licht auf sein Gesicht und beides zusammen giebt ihm einen erregten Ausdruck, den es sonst nicht hat. Doch nur einige Augenblicke; dann richtet er sich auf, knöpft seinen Rock nach oben zu — die Bewegung hat stets etwas sonderbar Energisches bei ihm, so, als wenn er sich damit in einen Panzer

Digitized by Google

hüllen wolle — zieht langsam den andern braunen Handschuh aus und sagt, wie aus einer Zerstreuung erwachend, aber mit fester Stimme: „Ich werde es sogleich lesen, mein Fräulein!“ Und nun liest er langsam Wort für Wort, so bedächtig, als wenn es ihm recht schwer fiele, Käthes wohlbekannte klare Züge — sie hat offenbar die Reinschrift angefertigt — zu entziffern. Dennoch begiebt er sich nicht an das helle Licht der großen Lampe, sondern zieht es vor, bei dem unruhigen Kaminfeuer zu sitzen, wie vorher. Da hört man plötzlich die Stimme der Frau Räthin vor der Thür, während Käthe schnell ihre Thränen trocknet, ist er leise zur andern Seite hinausgetreten, das Manuscript hat er mit sich genommen.

Darüber ist nun einige Zeit hingegangen. Der Herr Professor sitzt an seinem Schreibtisch und sieht recht matt aus, nicht blos arbeitsmüde, wie sonst, nein, matt und niedergeschlagen, so daß er beinahe seine straffe Haltung des Kopfes vergißt und sich ganz nachlässig in seinen hellüberzogenen Lehnstuhl zurücklegt. Ja, er hat sogar schon zu dieser frühen Stunde seinen zartfarbigen Hausrock angethan, der ihn aber womöglich noch sauberer und zierlicher als sonst erscheinen läßt, zumal in dem sauberen, zierlichen Stübchen.

Da hat er auf einmal seine Feder so eilig aus der Hand gelegt, daß der alte Porzellanchinese auf seinem Schreibtische mit dem Kopf zu wackeln beginnt, wie selten nur und selten ist es auch, daß der Herr Professor so schnell aus einem Gesichtsausdruck in einen andern übergeht. Aber diesmal begreiflich. Denn auf der Schwelle seines Zimmers steht auf einmal neben Hans Käthes schlanke Gestalt. Während sich der frische Junge lachend den Novemberschnee aus seiner Pelzmütze schüttelt, tritt sie in die Mitte des Zimmers und beachtet es gar nicht, daß der weiße Flockenschleier auf ihrem Haar zerthaut und sie mit Wasserperlen überrieselt. Sie hält die Schleppe des Kleides nachlässig auf dem Arm. „Ein seltsamer Besuch, Herr Professor, nicht wahr? Extravagant bis zum Aeußersten. Die Tante fand es nicht passend, daß ich Ihnen schrieb, Sie sind Wochen lang blos gerade zu der Stunde in unser Haus gekommen, wo ich nicht da war — was kann ich Anderes thun, als mir Gelegenheit für ein Gespräch so zu verschaffen, Herr Professor?“

Sie winkt ihm mit ihrer graziösen Handbewegung, Platz zu nehmen. „Herr Professor, warum haben Sie Max von Droste gerathen, mir den Hof zu machen? Aber, bitte, ohne viel Umschweife, ich mache auch keine!“

Ihre Stimme klingt sehr scharf.

„Mein gnädiges Fräulein, es würde mir zu fern liegen, mich in einer solchen Weise vorzudrängen. Die Sache liegt anders, als Sie glauben, insofern nämlich, als er mich um Rath gefragt hat, ob er wohl Das, was Sie eben anführten, wagen dürfte und nicht ich ihm zuerst gerathen habe. So nun hielt ich es allerdings für meine Pflicht, als Freund und Ehrenmann, ihn nicht zu entmuthigen, ja ihm sogar zu erklären — ich bitte, mir diese Indiscretion verzeihen zu wollen, daß meines Wissens wenigstens kein Anderer bis jetzt mehr Chancen gehabt habe, als er. Ja, ich ging sogar weit genug, ihm zu sagen, daß einem so interessanten, romantischen, jungen Mann, wie ihm, es erlaubt sein

Digitized by Google

müsse, nach einem solchen Glücke zu jagen. In der letzten Zeit sah ich ihn nur einmal und da —"

„Gingen Sie in sich und riethen ihm wieder ab. Das weiß ich, Herr Professor, ich nehme es auch gar nicht falsch auf. Sie haben eben gemerkt, daß ich ihn nicht mochte. Aber Sie sollen auch nichts mehr nach ihm fragen. Das wollte ich Ihnen erklären. Ihr lieber, romantischer, junger Mann ist falsch und schlecht."

„Aber, mein gnädiges Fräulein, dürfte ich wohl bitten, mir dieses ein wenig zu belegen."

„Ich wollte nicht so in das Einzelne gehen, ich bin sehr eilig. Er sagte, nun ja, er sagte, daß Sie ihm so urplötzlich wieder von mir abgerathen hätten, das könne nichts sein, als Eifersucht — denken Sie, die lächerliche Idee", und sie lachte sehr laut, fast zornig, „aber eben, weil das so thöricht ist, kann ich doch auch zu Ihnen davon reden", hier besinnt sie sich, daß ihr grauer Filzhut sehr naß ist, nimmt ihn ab und biegt sehr langsam seine Federn in Ordnung, dann hebt sie das niedergebeugte Gesicht wieder in die Höhe, es ist röther geworden, „und da, doch wozu denn das lange Erzählen, da sprach er eben sehr schlecht und häßlich von Ihnen und wir wollen nicht, daß Sie ihm noch ferner trauen und sich von dem lieben, romantischen Freund betrügen lassen. Und, Herr Professor", hier sieht sie ihm auf einmal mit den großen Augen treuherzig in das Antlitz, „nicht wahr, es ist schmerzlich, wenn man so hintergangen wird?"

„Sehr schmerzlich, mein gnädiges Fräulein", er sieht aber gar nicht etwa sehr betrübt aus, im Gegentheil freudig gerührt.

„Herr Professor, ich habe Sie auch betrogen." Hier flutet es wieder dunkelroth über die runden Wangen und nun nestelt sie an ihrem Kleide und zieht das wohlbekannte Manuscript wieder aus der Tasche.

„Aber, mein gnädiges Fräulein, woher haben Sie das?"

„Genug, ich habe es gefunden, Herr Professor; der Verleger gab es mir nur ungern zurück, aber das half ihm nichts. Wir sagen Ihnen hiermit unsern herzlichen Dank für die beabsichtigte, gütige Protection, aber wir verdienen sie nicht, Beide nicht.

Der arme Herr Professor sieht auf einmal wieder sehr ernsthaft aus, „denn, daß ichs Ihnen nur gestehe, der Verfasser ist — meine Freundin in Petersburg. Ich weiß, wie sehr Sie die gelehrten Frauen verabscheuen, ich wußte es auch neulich ganz genau. Verzeihen Sie uns, Herr Professor. Adieu!"

Und ganz erschöpft von ihrer heroischen Rede hebt sie aufathmend das Köpfchen empor und geht schnurstracks nach der Thüre, durch welche Hans bereits verschwunden ist. Vorher muß sie natürlich noch einmal den Herrn Professor ansehen. Mein Himmel, wie der aber sonderbar aussieht. Wie nur eigentlich? Gar nicht straff, steif und würdevoll gelassen — nein, verwirrt, unruhig, glücklich und traurig zugleich. Zweimal nimmt er die Feder in die Hand und legt sie wieder zur Seite, einmal stößt er den alten Porzellanchinesen und als er höhnisch mit dem Kopf wackeln will, hält er ihn fest und betrachtet ihn ganz aufmerksam, einmal blickt er Käthe an und schlägt die Augen nie-

Digitized by Google

der. Aber er sagt ihr kein Wörtchen von Verzeihung oder dergleichen, keins."

„Adieu, Herr Professor", ruft sie noch einmal mit zuckenden Lippen — aber da, als sie aus dem Zimmer schreiten will, springt er ganz elastisch auf, und fragt „wäre es wohl störend, mein Fräulein, wenn ich morgen — doch ich könnte auch warten, falls es gewünscht würde — wenn ich morgen Ihrer Frau Tante meine Aufwartung machte, um..." Käthes verwirrter Blick ist nichts als eine Frage, aber das Ende des Satzes will ihm gar nicht gelingen „um nebenher wenigstens — mir das Manuscript zurückzufordern und — oder —"

„Aber, Herr Professor, Herr Professor, Sie haben es ja noch immer in der Hand!" Hier mußte sie wohl eigentlich lachen, aber das thut sie gar nicht, sie sieht nur des Herrn Professors Augen flehend auf sich gerichtet, sie versteht nur mit einem Mal, was sie bis hierher nicht verstanden hatte und da legt sich ein Thränenflor über ihren Blick und da fragt sie leise, aber mit einem Jauchzen in der Stimme: „Wirklich, wirklich, Herr Professor? Lieber Herr Professor!" Und zwei weiche Arme schlingen sich um seinen Hals.

Die alte Dienerin lugt eben zur Thüre herein, halb betäubt fährt sie schnell wieder zurück, faßt sich und sagt: „Ich möchte nicht gern stören, ich möchte nicht gern indiscret sein."

Digitized by Google

Bilderrahmen.

Zu unseren Bildern.

Der neue Orpheus.

„Schöne Schwestern, schöner wär't ihr, wolltet ihr nicht spröde sein!
Doch ich wag's, ein neuer Orpheus, zu bewegen diesen Stein!
Bin, parbleu, nicht schlecht gewachsen, und die Laute ich versteh'.
Nous verrons! Ich gehe heute hin zum musikal'schen Thee!"

Und er wirbt in süßen Tönen um der Schönen holde Gunst.
Und es lauschen schelmisch lächelnd beide Schwestern seiner Kunst.

Wieder stimmet er die Saiten in e—a—d—g—h—e.
Bei dem A denkt er Adelens und bei E denkt er an Eh.

Doch Adele giebt ihm neckisch auf als Thema: A—d—e,
G—e—h! Ich werde nie Dir, mon Orphée, Eurydice!

Zwar ich hab', ma soeur, Du weißt es, oft ganz heimlich Dir vertraut,
Daß ich dächte: Hübsch doch wär' es, wenn wir Bräutigam und Braut.

Gar nicht übel, Doris, ist er! Wie er schön die Saiten reißt.
Cavaliersmanieren zeigt er, und ich glaub', er hat auch Geist.

Und er ahnt die Wandlung, kniet vor ihr, umarmt und schwärmt und küßt,
Sagt doch Meister William, daß Musik der Liebe Nahrung ist.

F. H.

Im Frühlingssturm.

O höret, ihr Stürme, o höret mich an:
Sie haben uns schnöde vertrieben,
Das zarte Kind und den blinden Mann,
Der Bettelstab ist uns geblieben!

Sie nahmen uns Alles in jener Stadt,
Sie mochten das Letzte uns rauben,
Den Tisch, den Stuhl und das spinnende Rad
Und an menschliche Liebe den Glauben!

Es blieb uns nichts, als die bittere Noth,
Das Licht der erbarmenden Sonnen,
Das thränengesalzne erbettelte Brod
Und das klare Wasser vom Bronnen!

Nun ziehn wir dahin, in die Welt hinaus,
Vom grollenden Sturmwind umheulet,
Nun wollen wir betteln von Haus zu Haus
Bis der Tod, ja der Tod uns ereilet!

Die Menschen hatten kein Mitleid mehr
Mit dem alten Mann und dem Kinde,
Doch ihr Wolken weinet vom Himmel schwer
Und klagend heulet ihr Winde!

Euch sei es geklagt und dir Haide braun
Mit dem Kreuz an der steinigen Straßen:
Ein einsamer Tod hinterm Kirchhofszaun,
Von den Menschen verstoßen, verlassen!

Ludwig Soyaux.

Digitized by Google

Don Juan in Fesseln.

Geheime Geschichten einer Ehe.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile kam Commerzienrath Solbrig nach Lenzendorf, wo er, zwar ohne absichtliche Bosheit, aber mit einer ziemlich starken Anlage zur derben Neckerei die Umstände erwähnte, unter denen er Werder getroffen hatte.

„Ich habe etwas ganz Neues für Sie, Fräulein Clara", sagte er über Tische, während er sich ein Stück saftigen Braten nahm. „Wen denken Sie, traf ich diesen Nachmittag in der Stadt?"

„Wahrscheinlich Raimund", erwiederte Clara gelassen.

„Ganz richtig, und er sendet Ihnen und der Mama alle möglichen herzlichen Grüße, welche ich hiermit ausgerichtet haben will."

Clara drückte ihren Dank aus.

„Ihr Herr Bräutigam war in sehr glücklicher Stimmung", fuhr Solbrig fort. „Er ging mit Fräulein Emma Steyber, der Tochter unseres guten Pfarrers hier, oder vielmehr Beide hatten ein kleines tête-à-tête unter dem Schatten eines Baumes, als ich sie traf. Sie sollten unserem Freund Werder etwas schärfer nachsehen, Fräulein Clara, und ihm Rechenschaft über seine Handlungen abverlangen, wenn er fern von Ihnen ist. Ja, das sollten Sie wirklich. Hahaha!"

„Mit wem trafen Sie Werder im tête-à-tête?" fragte Frau Lenz mit starker Betonung. Sie hatte den Namen deutlich vernommen, war aber entschlossen, ihn recht tief ins Ohr ihrer Tochter prägen zu lassen.

„Mit Fräulein Emma Steyber, der hübschen, kleinen Mamsell mit den blitzenden, schwarzen Augen, welche schon allerlei Unheil unter den jungen Männern auf Ihrem neulichen Balle angerichtet hat."

„So, wirklich?"

Nachdem Frau Lenz diese Worte mit großem Nachdruck hervorgestoßen hatte, blickte sie bedeutungsvoll über den Tisch auf ihre Tochter, als wollte sie sagen: „Nun kannst Du selbst urtheilen. Dies ist der Mann, den Du, trotz meiner bessern Meinung und meines Abrathens, zu heirathen gedenkst! Wieder mit Emma Steyber! Ich hoffe, Du hast es deutlich gehört."

Clara verstand den Blick und die Worte ihrer Mutter.

„Ich erinnere mich sehr wohl des jungen Mädchens, Herr Commerzienrath", sagte sie. „Sie ist sehr hübsch. Raimund tanzte am Dienstag mehrere Male mit ihr und sagte mir, er werde sie in der Stadt aufsuchen."

„Ah ganz natürlich wird er das, Fräulein Clara", lachte Solbrig; „und Sie nahmen meinen kleinen Scherz, wie Sie Alles nehmen, genau so, wie ich es beabsichtigte. Hahaha!"

Digitized by Google

Und doch, wenn auch nach der letzten entschiedenen Erklärung Claras gegen ihre Mutter, die Letztere davon abstand, das Betragen ihres künftigen Schwiegersohns zum Gegenstand ihrer Rügen zu machen, konnte sich Clara von einer gewissen unbehaglichen Empfindung nicht befreien, und sie fragte sich mit einem stillen Seufzer, weshalb ihr Bräutigam Emma Steyber aufgesucht hatte, da er doch ihren Wunsch, er solle es thun, mit so großer Entschiedenheit abgelehnt hatte.

VI.

Der Hochzeitstag.

In der kurzen Zeit, welche noch zwischen der Mittheilung des Commerzienraths und dem Hochzeitstag lag, ereignete sich nichts Unangenehmes weiter. Werder verbrachte jede freie Stunde bei seiner Braut und Clara fühlte sich vollkommen glücklich im Hinblick auf ihre Zukunft. Denn trotz aller seiner Leichtlebigkeit lag in Raimund Werders Charakter etwas Achtunggebietendes und Achtunggewinnendes, namentlich auch für seine junge Frau, und wo Liebe und Achtung sich vereinigen, ist das Weib im Uebrigen leicht geneigt, blindlings zu folgen.

Clara Lenz sah ihrem Hochzeitstage mit Empfindungen entgegen, welche von denen anderer junger Mädchen in Beziehung auf diese wichtigste Epoche ihres Lebens sehr verschieden waren. Das Traukleid hatte für sie fast gar kein Interesse; im Gegentheil, sie schrak vor dem Gedanken zurück, dasselbe tragen zu müssen.

„Ich wünschte, es wäre nicht nothwendig", sagte sie zu ihrer entsetzten Mutter. „Weshalb beharrt doch die menschliche Gesellschaft bei diesem, wenn nicht thörichten, so doch sehr überflüssigen Gebrauche, ein möglichst auffallendes Gewand anzulegen? Ich würde am liebsten ein ganz gewöhnliches Ausgehkleid tragen."

„Darin würdest Du erst recht auffallen", entgegnete Frau Lenz mit gewohnter Würde. „Und da Du meine einzige Tochter und Erbin bist, halte ich es der Welt gegenüber für eine Pflicht, darauf zu sehen, daß Dein Brautkleid in Uebereinstimmung mit der Sitte ist. Es würde Stadtgespräch werden, wenn Du in Farben getraut würdest. Nie habe ich von so etwas gehört. Hat Dir Raimund diese absurde Idee in den Kopf gesetzt?"

„Nun gut, Mama; es wird aber bei mir keinen Unterschied machen", versetzte Clara gleichgültig. „Lasse mich wenigstens ein einfaches Kleid tragen, wenn wir fortfahren; ich weiß, daß Raimund die hellen Farben haßt."

Da die Trauungsceremonie vor der Oeffentlichkeit stattfinden sollte, so unterwarf sich Clara der Sitte; sie sehnte sich aber danach, daß Alles vorüber sein möchte, und daß sie dann in Bezug auf ihr Verhalten und ihre Gefühle nur noch dem Urtheile ihres Mannes ausgesetzt sei. Ueber die Aussicht auf geräuschvolle Festlichkeiten hinweg blickte sie bereits im Voraus auf den Moment, wo sie mit ihrem Mann allein sein, ihre Hand vertrauensvoll in die seine legen und ihm folgen konnte, wohin er wollte. Diese Zeit erschien ihr, nach aller Unruhe, Ungewißheit und Aufregung als eine Aera der Ruhe und des Friedens.

Digitized by

Auch Werder, sonst von Natur so gern geneigt, das Leben und alle seine Vorkommnisse leicht und lustig zu nehmen, hütete sich möglichst, über sein bevorstehendes Ehebündniß zu scherzen. Der feierliche Ernst, welchen Clara über den Gegenstand breitete, schien sich auch auf ihn zu übertragen und hielt seine lose Zunge im Zaume. Je näher der große Tag kam, desto stärker empfand er seine eigene Unwürdigkeit, der Führer eines so edlen und braven Weibes, wie Clara war, durchs Leben zu werden. Wie lange indeß das Gefühl solcher Verantwortlichkeit in ihm wach bleiben werde, hatte er freilich noch durch sein thatsächliches Verhalten zu erweisen.

Raimund Werder war nicht gewohnt, vor den Schwierigkeiten irgend eines Beginnens zu zaudern und zu zagen, aber die Ehe gehörte doch zu denjenigen Dingen, welche ihn, wie fast alle Männer und Frauen, mit ernstem Bedenken erfüllten. Die Wichtigkeit dieses Schrittes lastete auf Beiden, als sie am Vorabend der Hochzeit in einem Zimmer des Landhauses der Frau Lenz allein bei einander saßen.

„Dies also ist der letzte Tag", sagte Werder, ohne indeß das „wovon" dieser Bezeichnung näher anzudeuten. „Was sagst Du dazu, Clara?"

Sie beantwortete die Frage nicht, sondern legte nur ihren Kopf sanft an seine Schulter.

„Der letzte Tag", fuhr er fort, „und morgen um diese Zeit wirst Du schon Clara Werder sein. Macht Dir diese Aussicht bange? Möchtest Du noch im letzten Augenblicke zurücktreten?"

„O Raimund!"

„Was heißt das „o Raimund"? In diesem Ausruf kann alles Mögliche liegen."

„Ich meine, Du sollst über etwas so Ernstes nicht mehr scherzen. Nur im Scherz könntest Du von Zurücktreten sprechen."

„Aber weshalb zittert denn Deine liebe, kleine Hand? Ist es aus Liebe oder aus Furcht?"

„Aus Liebe und Furcht zugleich", erwiederte Clara. „Zwar heißt es in der Bibel: Furcht ist nicht in der Liebe, wohl aber kann ich fürchten, daß meine Liebe sich nicht als würdig genug erweisen möchte."

„Das könnte ich eher von der meinigen sagen, Geliebte. Wie kann ich, der ein so leichtfertiges Don Juanleben geführt hat, wohl fähig sein, mich mit einem so schuldlosen Wesen, wie Du bist, zu messen?"

„Ich will Dich in ein neues Leben einführen, Raimund."

„Ja, das wirst Du, in ein Leben so frisch und lieblich wie Du selbst. Aber meine Vergangenheit kannst Du doch nicht ungeschehen machen."

„Du wirst es vergessen, Geliebtester", flüsterte sie.

„Nein, ich kann es nimmer vergessen, Clara. Doch Du glaubst an meine Gegenwart, nicht wahr? Du bist überzeugt, daß meine ganze Liebe nur Dir allein gehört, und fortan kein Weib Macht genug hat, meine Treue für Dich zu erschüttern. Sage, daß Du diesen Glauben, diese Ueberzeugung hast, oder ich werde mich elend fühlen."

„Wenn ich nicht fest an Dich glaubte, Raimund, wie könnte ich dann morgen mit Dir vor Gottes Altar treten? Und wie könnte ich dann im Vollgefühl des Glückes athmen?"

„In der Jetztzeit", versetzte Werder in einem zweifelnden Tone, „ist

Digitized by Google

es leider Mode, daß viele junge Mädchen das Heirathen nur als einen nothwendigen Schritt zur Erlangung einer gesellschaftlichen Stellung oder zur Befriedigung ihrer Eitelkeit betrachten und daß sie nichts danach fragen, wie der Mann beschaffen ist, welcher ihnen zur Staffel ihrer Wünsche dient."

„Stellst Du mich mit solchen Mädchen in eine Linie, Raimund?"

„Nein, tausend Mal nein!" protestirte er. „Ich könnte Dich nicht lieben, wenn ich dies thäte. Aber Du bist noch sehr unerfahren, liebe Clara, hast außer mir kaum Männer kennen gelernt und ich bin um Vieles älter als Du. Nimm an, ich entspräche Deinem Ideal von einem Ehemann nicht?"

„Zu einer solchen Annahme bin ich außer Stande, lieber Raimund, und ich will es auch gar nicht versuchen, mich zu derselben zu versteigen. Läge es nicht näher, daß ich meine eigene Würdigkeit anzweifelte? Ich bin ein so unwissendes Mädchen und muß Dir noch äußerst ungeschickt erscheinen nach all' den gewandten, klugen und schönen Frauen, welchen Du im Leben begegnet bist."

„Erwähne das nicht!" rief er schnell aus. „Wenigstens heute erinnere mich nicht daran. Es würde eine Entweihung des Moments und des Gegenstandes unserer Unterhaltung sein. Somit bist Du zufrieden, geliebte Clara, mich zu nehmen, wie ich bin?"

„Ich bin entschlossen, mein neues Leben als Deine Frau mit völligem Vertrauen in Dich zu beginnen", erklärte sie.

„Gott segne Dich dafür!" sagte er, indem er sie in seine Arme schloß und fest an sein Herz zog.

Nachdem Werder sein Herz durch die Gewißheit, daß Clara volles Vertrauen in ihn setze, leicht gemacht hatte, wurde er ungewöhnlich heiter erregt.

„Wir werden eine herrliche Zeit verleben, Geliebte", rief er. „Ich werde Dir alle schönen Gegenden Italiens zeigen und will mich mit Dir freuen, als sähe ich Italien, wie Du, zum ersten Male. Ich weiß, daß Du die Kunst liebst und werde kein größeres Vergnügen kennen, als Dich in die Galerien von Rom und Florenz zu führen. Das sollen festliche Tage für uns sein!"

Clara lehnte sich inniger an ihn, als freue sie sich im Voraus auf die festlichen Tage an seiner Seite. „Wann warst Du denn in Italien?" fragte sie. „Warst Du dort als junger Mensch?"

Sie konnte sein Angesicht wegen der eingetretenen Dämmerung nicht mehr erkennen, aber die plötzliche Veränderung seiner Stimme machte sie betroffen.

„Nein Kind, nein; es war später", antwortete er ausweichend. „Aber wird es jetzt nicht Zeit sein, daß wir in ein anderes Zimmer gehen? Deine Mutter wird mir am Ende gar böse, wenn ich Dich am letzten Abend, wo sie Dich ihr eigen nennt, ausschließlich für mich in Anspruch nehme. Morgen, meine süße Braut, morgen bist Du mein, ganz mein!"

Der nächste Morgen thaute endlich und die Hochzeitsceremonien erwiesen sich für Clara als eine stärkere Geduldsprüfung als sie erwartet hatte. Während der Trauung und dem Hochzeitsfrühstück gelang es ihr, eine würdige Ruhe zu behaupten.

Digitized by Google

Werder strahlte vor Freude und seine lachenden Augen suchten die ihrigen alle Augenblicke.

Selbst in der Kirche hatte ihn der frostige Blick seiner Schwiegermutter und der strenge Ausdruck im Gesicht der Brautjungfern fortwährend in den Schranken des maßvollen Ernstes zu halten. Damen, welche mit der Absicht gekommen waren, Thränen der Rührung zu vergießen, wurden durch die Heiterkeit im Gesicht des Bräutigams dergestalt in ihrer Absicht gestört, daß sie sein Benehmen für frivol und herzlos erklärten.

Als Clara Abschied von ihrer Mutter nehmen mußte, da konnte die Letztere sich wahrlich nicht über Mangel an Gefühl beklagen, denn die junge Neuvermälte klammerte sich wie ein kleines Kind an ihre Mutter und schluchzte bitterlich.

„Mama, liebe Mama", sagte sie, „ich werde auf ewig Deine treue, dankbare Tochter sein. Niemals, niemals wird dies anders werden."

Frau Lenz hielt ihr einziges Kind fest an sich gepreßt und glaubte, ihr Herz müsse brechen. Giebt es doch in Wahrheit für eine Mutter kein tieferes Weh, als das Kind, welches sie als einen Theil ihres Selbst gehegt und gepflegt hat, hergeben zu müssen.

„Wir kommen ja bald wieder, beste Mama", sagte Clara tröstend. „Ein Monat ist gar keine Zeit, und dann sind wir sogleich wieder bei Dir. Weine nicht so, liebe, gute Mama, oder Du machst mir den Abschied schwer."

In diesem Augenblicke pochte es stark an die Thür des Schlafzimmers der Frau Lenz, in welchem die Abschiedsscene stattfand.

„Clara, lieber Schatz, beeile Dich, oder wir versäumen den Zug!" ließ sich Raimunds Stimme vernehmen. „Darf ich hineinkommen? Die Leute haben unsere Koffer bereits hinuntergetragen. Es sind nicht mehr als neun, einen mehr hätten wir nicht untergebracht."

Angesichts der unverwüstlichen Heiterkeit Raimunds waren Mutter und Tochter genöthigt, ihre nassen Augen zu trocknen. Noch eine lange Umarmung, dann trennten sie sich.

„Gott sei Dank, daß es vorüber ist!" rief Raimund, als er sich neben Clara in die Wagenkissen warf und die Pferde anzogen.

Clara aber erwiederte nichts; ihr Angesicht war von ihm abgewendet und sie blickte durch die Scheiben des Wagenfensters auf ihr Vaterhaus zurück. Am Tage vorher noch war sie bereit, zu schwören, daß sie Raimund überall hin folgen wolle, und in diesem Moment erschien er ihr fast wie ein Fremder. Sie war nun vermält, sie gehörte nun ihm allein, es war kein Zurückweichen mehr möglich, und dieser Gedanke durchzuckte sie mit Bangigkeit.

Raimund erkannte ihr Bedenken und lächelte darüber. Er fürchtete nicht, daß es lange vorhalten werde.

„Thut Dir die Trennung von der Mama weh, mein Kind?" sagte er. „Sei heiter! Wir kehren ja bald wieder heim."

Noch immer blieb sie sprachlos und von ihm abgewendet.

„Clara!" fuhr er in einem vorwurfsvollen Tone fort, während die Augen der jungen Frau von Thränen naß wurden. „Liebes Herz, versprachst Du mir nicht, Vertrauen zu mir haben zu wollen?"

Bei diesen Worten wendete sie sich ihm zu und sah ihn mit bittenden Augen und zitternden Lippen an.

Digitized by Google

Sehnsucht.

Nach dem Gemälde von Professor A. Korneck.

„Geliebte!“ flüsterte er, sie umfangend; „mag der Himmel mich strafen, wenn ich von diesem Tage an durch meine Schuld Thränen in Deine Augen bringe!“

IV.

Raimund Werder befand sich mit seiner jungen Frau seit einer Woche zu Hause auf seinem Rittergut Neuenthal. Sie hatten während dieser Zeit alle ihre Reisekoffer ausgepackt und ihren Hausstand eingerichtet, so daß ihre Wohnung in allen Zimmern den Eindruck bester Ordnung machte.

Es war an einem Herbstabend. Das Abendessen war vorüber, und Raimund saß behaglich in einem Lehnstuhle und erfreute sich des dreifachen Genusses eines Glases guten Bordeaux, einer langen Tabakspfeife und der Gegenwart seiner Frau, welche ihm das Leben factisch zum Paradiese machte.

Clara hatte sich auf ein gesticktes Fußbänkchen ihm zu Füßen gesetzt und ließ ihren Kopf auf seinen Knieen ruhen. Raimund nahm die Pfeife aus dem Munde, beugte sich herab und drückte einen Kuß auf ihre Lippen, worauf er sich wieder zurücklehnte und mit seiner Hand Claras weiches Haar streichelte.

Beide fühlten sich im Alleinsein außerordentlich glücklich, unterhielten sich über die empfangenen Einladungen und über die Gesellschaften, welche sie selbst geben wollten, und Raimund sprach dabei seine Ansichten über Gesellschaften und über seine Gutsnachbarn aus.

„Giebt es viele verheirathete Gutsbesitzer in unserer Nachbarschaft?“ fragte Clara.

„Es geht an, mein Schatz. Wir müssen ihnen aber stets freundlich entgegenkommen. Ich habe in den Tagen meines Junggesellenlebens von allen Seiten so viel Gastfreundschaft genossen, daß ich sie nun erwiedern möchte, so weit es in meinen Kräften steht. Ich fürchte, wir sind dazu verurtheilt, fürs Erste einige Einladungen anzunehmen. Alle Welt wird begierig sein, zu sehen, welch' ein prächtiges Weibchen ich mir erobert habe.“

„Es sind mit der heutigen Abendpost wieder zwei neue Einladungen gekommen“, sagte Clara; „die eine von Amtsrath Nelbert und Frau —“

„Eine sehr unerquickliche Familie! Und von wem die andere?“

„Von Herrn und Frau Holding auf Rüdersfeld. Beide waren gestern hier, während wir nicht zu Hause waren.“

„Auch diese müssen wir annehmen, Kind. Frau Holding wird Dir gewiß gefallen. Sie ist eine sehr liebenswürdige Frau.“

„Eine alte Liebe von Dir?“ neckte Clara.

„O, behüte, Kind! Sie würde sich über eine solche Andeutung entsetzen. Im Gegentheil, ich galt ihr sonst für einen verwerflichen Gesellen und sie mochte lange Zeit kein Wort zu mir sprechen, als ich nach Neuenthal kam. Ich glaube, es ist eine eigene Geschichte mit ihrer Ehe. Holding war schon vorher einmal verheirathet und seine erste Frau fand ihren Tod durch einen unglücklichen Zufall. Auch Holding war

Digitized by Google

früher Officier. Er diente bei den Jägern, nahm aber bei seiner ersten Verheirathung den Abschied. Er ist ein ganz vortrefflicher Mann und Beide führen eine sehr glückliche Ehe. Ich glaube, für Frau Holding giebt es nichts Vollkommeneres in der ganzen Schöpfung wie ihren Mann."

„Andere Frauen denken wohl ebenso über ihre Männer", bemerkte Clara bedeutungsvoll.

„Ach, Frauen sind die größten Närrinnen, wenn sie verliebt sind, mein Kind."

„Und was sind die Männer, wenn ich bitten darf?"

„Laß uns von Anderem reden. Ich kann Dir dergleichen anzügliche Fragen so kurz nach unsern Flitterwochen nicht gestatten, Clara. Es bleibt also vorläufig fest. Wir nehmen Holdings Einladung an.

Clara hatte kaum die Bekanntschaft der Frau Holding gemacht, als sie sich auch geneigt fühlte, Raimunds Urtheil über sie zu unterschreiben. Sie glaubte, nie eine anziehendere und fesselndere Frau gesehen zu haben. Auch Herr Holding gefiel ihr. Während des Soupers hatte sie wenig Gelegenheit, sich eine Meinung über Frau Holding zu bilden, weil die Zahl der Gäste eine größere war und die Wirthin des Hauses nicht in ihrer unmittelbaren Nähe saß. Frau Holding schien sich jedoch besonders zu Clara Werder hingezogen zu fühlen.

Es lagen Photographien auf dem Tische, welche, nebst anderen Darstellungen der bildenden Kunst, Anknüpfungspuncte lebhafterer Unterhaltung wurden. Clara nahm ein Bild mit den Porträts dreier Kinder in die Hand, welche Aehnlichkeit mit Frau Holding zu haben schienen.

„Sind das Ihre Kleinen?" fragte sie.

Ein Schatten von Betrübniß kam plötzlich über Elfriede Holdings hübsches Gesicht.

„Nein", erwiederte sie; „es sind die Kinder meiner Schwester. Ich besitze keine", setzte sie nach einer kurzen Pause hinzu.

„Ihre Frau Schwester lebt nicht in unserer Nähe?"

„Nein. Sie wohnt mit ihrem Mann bei meinem Vater, dem Doctor Niemann am Rhein. Mein Schwager, Dr. Hammer ist ebenfalls Arzt. Sie haben zehn Kinder."

Clara lachte.

„Welch' eine schrecklich große Anzahl!" rief sie. „Mir kommt es unglaublich vor. Ich war das einzige Kind meiner Eltern. Sie haben es besser, Frau Holding, als Ihre Schwester."

„Meinen Sie?" fragte Elfriede ruhig.

Sie war eine hübsche, schlanke Frau mit großen, graublauen Augen, einer Fülle goldblonden Haares und einem himmlischen Lächeln; aber ihre Gestalt war etwas zu schmächtig, ihr Gesicht zu blaß, und sie machte den Eindruck, als ob sie im Leben schon vielen Kummer gehabt habe.

„Mein Mann und ich sind in dieser Beziehung verschiedener Meinung", fuhr sie fort. „Aber das stört unser Glück nicht."

„Meine liebe Frau Werder", fuhr sie in leiserem Tone fort, „ich wünsche, daß Sie in Ihrer Ehe stets so glücklich sein mögen, wie ich mit meinem Georg. Etwas Besseres könnte ich Ihnen nicht wünschen."

Digitized by Google

In diesem Augenblicke wurde die Unterhaltung durch den Eintritt mehrerer Gäste unterbrochen, welche für den Abend eingeladen waren und unter denen sich eine Dame in auffallender Toilette, mit üppigen Formen und junonischer Gestalt befand, welche sogleich auf Elfriede zurauschte und ihr mit Ungestüm die Hand schüttelte.

„Meine liebe Frau Holding, wie geht es Ihnen?" rief sie in auffallend lautem Tone. Es war reizend von Ihnen, mich in dieser freundlichen Weise einzuladen. Ich bin in völliger Aufregung gewesen, seitdem ich Ihre Einladung erhielt und habe auch, wie Sie sehen, gleich meine Noten mitgebracht, wie Sie es wünschten."

Als die Neugekommene, welche wie das ins nüchterne Leben versetzte Bild einer Maskerade erschien, bemerkte Clara, daß zwar ihre Worte an die Wirthin des Hauses, ihre Blicke aber mit neugierigem Interesse auf sie selbst gerichtet waren.

Frau Holding, welche noch anderen Gästen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden hatte, bemühte sich, den unnöthigen Theil dieser Mittheilungen kurz abzuschneiden.

„Aber wo ist Ihr Herr Gemal?" fragte sie. „Ich hoffte, er ist mit Ihnen gekommen."

„Gott sei Dank — nein, meine Liebe! Er wurde gestern durch eine Geschäftsangelegenheit zu einer Reise genöthigt und wird wenigstens eine Woche fortbleiben. Vermuthlich hat er sich wieder um ungelegte Eier bekümmert und sich die Finger an Dingen verbrannt, die ihn nichts angehen und die er nicht ordentlich kennt. Na, ich für meine Person habe dadurch wenigstens auf einige Tage Ruhe bekommen. Aber darf ich mir eine Frage erlauben? Ist dies Frau Werder?" setzte sie, zu Clara gewendet hinzu.

„Ja wohl, sie ist es", antwortete Frau Holding ernst.

„Ah, bitte, stellen Sie mich vor!"

„Liebe Frau Werder, Frau Bellwitz wünscht Ihnen vorgestellt zu werden", sagte die Wirthin des Hauses. „Sie kannte Ihren Herrn Gemal in früherer Zeit."

Damit wendete sich Frau Holding anderen Gästen zu und Frau Bellwitz nahm Claras Hände fast mit noch größerem Ungestüm, als vorher die der Frau Holding.

„Meine liebe Frau Werder, ist das aber ein Vergnügen! Ich habe mich schon lange danach gesehnt, Sie zu treffen. Eigentlich hätte ich gleich zu Ihnen kommen sollen, so wie Sie den Fuß nach Neuenthal setzten, aber ich war einige Zeit bei Freunden in der Stadt und bin erst kürzlich zurückgekehrt. So wie ich aber hörte, daß Raimund wieder da sei —"

Clara fuhr überrascht auf, als sie den Namen ihres Mannes in einer solchen vertraulichen Weise erwähnen hörte.

„O, Sie dürfen sich nichts daraus machen, daß ich ihn Raimund nenne, meine Liebe", fuhr Frau Bellwitz fort. „Wir kennen ja einander seit Jahren. Sie hörten doch, was Frau Holding sagte? Ja, wir sind factisch mit einander aufgezogen worden, gerade wie Bruder und Schwester und ich habe es immer gesagt, wenn der liebe, alte Junge heirathet, würde ich seine Frau auch als meine Schwester betrachten. Jedenfalls hat er Ihnen doch meinen Namen genannt?"

„Ich — ich erinnere mich nicht", stammelte Clara. „Ich bin nicht ganz sicher —"

„Was! Er hat nicht von seiner alten Freundin, Alma Bellwitz gesprochen? O dieser Bösewicht! Aber ich werde ihn tüchtig ausschelten, wenn wir uns treffen. Es wird mir indessen wohl nichts übrig bleiben, als ihm zu verzeihen; er wird so eifrig beschäftigt gewesen sein, die Cour zu machen, der schlimme Don Juan, daß er an seine alten Bekanntschaften mit keinem Gedanken gedacht hat. Wann sind Sie denn angekommen, meine Liebe?"

Clara bekam einen gelinden Schauder vor dieser Schwätzerin und trug ein lebhaftes Verlangen, ihre Hände der Umklammerung derselben zu entziehen. Frau Bellwitz war eine entschieden hübsche Frau, aber schon etwas passée. Sie war übermodern gekleidet und stark parfümirt. Clara fand aber in sich keinen Antrieb, den Freundschaftsanträgen derselben entgegenzukommen. Ihr Wesen war nicht dazu angethan, sich ohne Weiteres zu Jemand auf vertrauten Fuß zu stellen und sie hatte stets einen geheimen Schauder gegen diejenige Gattung von Frauen gehegt, welche sich als sogenannte Busenfreundinnen aufspielen. Auf der anderen Seite war Frau Bellwitz nicht die Person, welche die Empfindung, die sie in Clara hervorrief, bemerkte, oder davon Notiz nahm. Sie hielt noch immer Claras Hände fest und ihre Freundlichkeit schien diese verschlingen zu wollen.

„Also wenn kamen Sie von Ihrer Hochzeitsreise zurück?" wiederholte sie. „Erzählen Sie mir etwas davon!"

„Vor etwa zehn Tagen", erwiederte Clara kurz.

„Nicht länger? Das freut mich. So wird Raimund nicht denken, daß ich mit meiner Gratulation zu diesem glücklichen Ereignisse schändlich nachlässig gewesen sei. Und ich habe mein kleines Geschenk bereit, seien Sie versichert, und würde es schon geschickt haben, wenn ich gewußt hätte, daß Sie schon zurück sind.

Clara murmelte etwas von der Freundlichkeit der Dame, an sie zu denken.

„Mein liebes Kind — welche Idee!" sagte Alma Bellwitz. „Als wenn ich Raimunds Hochzeit ohne ein Erinnerungszeichen vorübergehen lassen könnte! Aber Sie dürfen nicht etwa große Dinge erwarten, wissen Sie! Ich bin arm wie eine Kirchenmaus, also wird mein Hochzeitsgeschenk nur ein geringes Souvenir sein, wenn auch deswegen nicht weniger herzlich gemeint und ebenso aufgenommen, hoffe ich."

Die prachtvolle Toilette der Frau Bellwitz ließ allerdings nicht auf die „Kirchenmaus" schließen, doch nahm Clara deren Versicherung als das, was sie werth war, und erklärte, sie und ihr Mann würden gegen die Beweise von Aufmerksamkeit seitens ihrer Freunde stets dankbar sein.

„Ihr Mann! Wie seltsam es für mich klingt, Raimund so bezeichnet zu hören!" bemerkte Frau Bellwitz mit einem leisen Seufzer. „Na, ich denke, wir sind mit der Zeit zu Allem zu gebrauchen. Ich bin auch überzeugt, daß der hübsche Don Juan eine ganz glückliche Wahl getroffen hat. Sie sind vollkommen liebenswürdig, aber ohne Zweifel, meine Theuerste, wissen Sie das viel besser, als ich es Ihnen sagen könnte."

Clara blickte sie bei dieser widerwärtigen Schmeichelei groß an.

Digitized by Google

„Na, Sie brauchen mich nicht so anzustarren!“ rief Frau Bellwitz lachend. „Es ist vollkommen wahr; und Sie wissen auch Ihre Schönheit in das vortheilhafteste Licht zu stellen. Raimund pflegte zu sagen, ich verstände mich am besten zu kleiden, nun aber wird er seine Ansicht wohl ändern. Diese lachsfarbige Seide steht Ihnen reizend — es sieht so reich und distinguirt aus und der Schnitt harmonirt ausgezeichnet mit Ihrem Wuchs. Aber warum tragen Sie sich bis zum Halse herauf geschlossen, Liebe? Ich bin überzeugt, daß Nacken und Schultern bei Ihnen sehr hübsch sind.“

„Mein Mann liebt es, daß ich mich so kleide“, versetzte Clara mit Würde.

Frau Bellwitz lachte mit einem unangenehmen Ausdruck.

„Eine von Raimunds närrischen Launen!“ sagte sie belustigt. „Und Sie fügten sich seiner Laune? Gutes Kind! Na, zu Anfang macht es sich schon so. Mit der Zeit werden wir den Schnitt Ihrer Kleider bestimmen, und nicht Ihr Mann. Aber wirklich, meine Liebe, wir müssen gute Freundinnen werden, das habe ich mir fest vorgenommen; und dann mag Raimund versuchen, gegen uns anzukommen — wir werden ihn schon zu Boden kriegen. Ich glaube nicht, daß er gegen uns Zwei Stand hält. Was meinen Sie?“

„Frau Bellwitz!“ rief in diesem Augenblicke die Frau des Hauses.

„Nun, was giebts?“ fragte Frau Bellwitz. „Ist Karlchen eingetroffen?“

„Ja, Herr Benke ist gekommen und wir möchten Sie gern zum Singen haben.“

„Hier, Karlchen, trage meine Noten zum Clavier“, fuhr Frau Bellwitz zu einem ordinär aussehenden jungen Mann gewendet fort, als dieser auf ihr Gebot sich näherte.

In der nächsten Minute war sie ihm gefolgt und Clara von ihrer Gegenwart befreit.

„Sie sehen verstimmt aus, Frau Werder“, sagte Elfriede besorgt. „Hoffentlich sind Sie doch wohl?“

„Ich danke Ihnen. Mir fehlt nichts. Ich dachte nur über etwas nach“, erwiederte Clara.

Die Töne der Musik brachte die Herren aus den Nebenzimmern herbei und einer der zuerst eintretenden war Raimund Werder. Elfriede, welche noch an Claras Seite war, bemerkte den freudigen Ausdruck in deren Gesicht beim Anblick ihres Gatten, und fühlte sich darüber glücklich, denn nach Allem, was sie über Werders Vergangenheit gehört hatte, zitterte sie für das Glück der jungen Frau. Nun aber schien in dieser Beziehung kein ängstliches Bedenken mehr am Platze.

Werder kam mit der Miene des Stolzes und des Vergnügens auf Clara zu, während diese, fast zu scheu, um seinem Blicke vor den Andern liebevoll zu begegnen, erröthete und vor Freude bebte, daß sie sich wieder in seiner Nähe befand.

„Wir sind strafwürdig lange weggeblieben“, sagte Werder zur Frau des Hauses. „Ich war ordentlich froh, als die Klänge des Pianos Herrn Holding endlich in Bewegung setzten. Ah, und da ist ja auch Alma Bellwitz!“ fuhr er fort, als eine Bewegung unter den

Digitized by Google

Gästen ihn jetzt erst die im Hintergrunde des Saales befindlichen Musicirenden erblicken ließ.

Inzwischen hatte das Duett am Clavier geendet und Frau Bellwitz, die Werder erblickt hatte, kam mit einem enthusiastischen Ausruf schnell auf ihn zu.

„Raimund!" rief sie, beide Hände ausstreckend.

Werder schaute zwar sehr verlegen drein, ergriff aber doch die ihm gebotenen Hände.

„O Ihre Frau weiß bereits Alles", sagte Alma Bellwitz. „Wir brauchen kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Ich habe mich vorhin eine halbe Stunde mit ihr unterhalten und ihr mitgetheilt, daß wir einander schon lange kannten und uns schon bei unseren Taufnamen anredeten, als wir noch Däumlinge waren."

Raimund bestätigte zwar diese Angabe nicht, fühlte sich aber ungemein erleichtert, über die Offenheit, mit welcher Frau Bellwitz dieselbe vorbrachte.

„Sehr angenehm, daß Sie bereits die Bekanntschaft meiner Frau machten", sagte er. „Ich habe nicht nöthig, zu fragen, wie Sie sich befinden. Sie sehen ungemein blühend aus."

„Na, ich danke, ich bin wohl genug, allerdings bin ich in letzter Zeit durch Verschiedenes geärgert worden. Doch es ist nicht der Rede werth."

„Ich bedaure, daß Sie Aerger hatten. Worüber denn?"

Frau Bellwitz sah mit Bedeutung in sein Gesicht.

„O, nichts von großem Belang", antwortete sie. „Lassen Sie uns nicht davon sprechen, bitte! Ich habe Ihnen so Vieles zu sagen, Raimund."

„Das freut mich. Ich bin begierig darauf, alle neuen Scandalgeschichten von R. zu hören. Fangen Sie gleich damit an!"

„Nun, denken Sie sich nur, Frau Holding!" rief Alma Bellwitz. „Fangen Sie gleich damit an! Das verlangt er, während wir hier mitten im Salon stehen."

„Dann lassen Sie mich Ihnen einen Stuhl bringen", versetzte Werder und stellte einen solchen neben den seiner Frau.

„Nein, danke. Ich möchte mich lieber nicht setzen, da ich sogleich wieder zu singen habe. Sehen Sie nur das arme Noten umwendende Karlchen. Er kennt hier kaum eine Seele, mit der er sprechen könnte. Lassen Sie mich ihn bei Ihnen einführen, Raimund!"

„Ein weiteres von Ihren Opfern, vermuthlich?"

„Halten Sie Ihre Zunge, mein Herr! Wie können Sie sich unterstehen, so zu einer verheiratheten Frau zu sprechen? Liebe Frau Werder, sind Sie böse darüber, wenn ich Ihnen Ihren Mann auf eine oder zwei Minuten entführe?"

Clara wußte nicht, was sie auf eine solche Frage erwiedern sollte, sie stammelte und erröthete und blickte auf ihren Mann, bis dieser, aus Mitleid mit ihrer Verlegenheit, die Erledigung der Sache selbst in die Hand nahm.

„Meine Frau wird stolz darauf sein", sagte er, „mich einer so gewandten Führerin anvertrauen zu können, wie Sie sind, Frau Bellwitz. Ich bitte also, mich Ihrem Freunde ohne Verzug vorzustellen."

Digitized by Google

„Und Sie werden nicht eifersüchtig sein?" fragte Alma Bellwitz, als sie Raimunds Hand vertraulich durch ihren Arm schob und einen lächelnden Blick über ihre Schulter auf Clara zurückwarf.

„Schrecklich eifersüchtig!" erwiederte die junge Frau mit gezwungenem Scherz.

Frau Bellwitz hatte indeß Werder schon mit sich fortgeschleppt, ehe noch die Worte vollständig heraus waren.

Clara unterhielt sich eine bis zwei Stunden lang mit Frau Holding und einigen Nachbarn ihres Gatten, aber dabei wanderten ihre Blicke immer wieder nach der entgegengesetzten Seite des Salons hin, wo Frau Bellwitz auf einem Sopha dicht neben ihrem Mann saß und mit ihm in einer wie es schien, sehr angeregten Weise sprach.

Sie würde auch nicht einen Augenblick gewünscht haben, daß ihr Mann weniger beliebt und gesucht sei, aber sie konnte dennoch nicht umhin, zu wünschen, daß er lieber an ihrer Seite sein möchte.

Werder lehnte sich auf dem Sopha zurück und Frau Bellwitz war ihm so nahe gerückt, daß die Falten ihres Kleides fast seine Kniee bedeckten. Clara konnte sehen, mit welcher Lebhaftigkeit und Heftigkeit ihr Fächer seinen Arm berührte und mit welcher Raschheit und Entschiedenheit sie zu ihm sprach. Was konnte sie ihm zu sagen haben, das ihm von solcher Wichtigkeit zu sein schien?

Die eigene Zurückhaltung, wozu Clara sich verurtheilt sah, ermüdete sie. Als sie endlich, nach einer freundlichen Verabschiedung von Holdings und einer wahrhaft enthusiastischen der Frau Bellwitz nach Hause fuhr, legte sie ihren Kopf an ihres Mannes Schulter und schloß die Augen.

„Bist Du müde, liebes Kind?" fragte er.

„Ja, ein wenig. Es war ein ziemlich langweiliger Abend."

„Hat Dir Frau Holding nicht meinen ehemaligen Kameraden, den Baron Blenau vorgestellt? Er ist ein amüsanter Gesellschafter."

„O ja; und wir unterhielten uns viel mit einander."

„Ah, wirklich? Hast Du Dir den Hof machen lassen? Ich sehe, daß ich Sie genau in Obacht nehmen muß, Madame."

„Ach, Raimund, lasse diesen Unsinn! Er kannte alle Orte, welche wir in Italien besucht haben und besitzt eine Copie des heiligen Sebastian, welchen wir in der florentinischen Galerie bewunderten. Er wünschte auch, Du möchtest mich einmal nach Venedig führen. Nach seiner Meinung würde es mir dort am besten gefallen haben."

„Und Du willst mir ins Gesicht behaupten, daß Du Dir nicht hättest die Cour machen lassen, Liebchen?"

„Wirklich, Raimund, höre auf! Ich bin überzeugt, daß die Frage auf Dich weit passender angewandt wäre, da Du den ganzen Abend im Hintergrund mit Frau Bellwitz zugebracht hast."

Er lachte laut. „Die arme Alma! Mir kam es vor, als ob sie diesen Abend ungeheuer gealtert aussehe. Vermuthlich machte es nur der Gegensatz zu meinem frischen, unverdorbenen Weibchen. Clara, wenn Du jemals Puder und Schminke anwenden solltest, lasse ich mich von Dir scheiden."

Digitized by

Clara war indeß in glücklicher Unbewußtheit über diese Drohung, denn sie war, seine Hand fest in der ihrigen haltend, an seiner Schulter friedlich eingeschlummert.

VI.

Eine Ueberraschung.

Raimund Werder hatte seiner Frau eine schwere Aufgabe gesetzt. Clara sollte, wie er ihr rieth, die aufdringliche Vertraulichkeit einer Frau zurückweisen, die weit älter war als sie selbst. Für sie, welche kaum die ersten Schritte ins gesellschaftliche Leben gemacht hatte, war dies fast unmöglich.

Frau Bellwitz fuhr nach ihrem ersten Besuch fort, in Werders Hause ein und auszugehen, wie ihr beliebte, und Clara fühlte, daß ihr keine andere Wahl blieb, als entweder die Aufdringliche freundschaftlich zu empfangen, oder ihr offen ins Gesicht zu sagen, daß ihr Mann dies nicht wolle. Das Hochzeitsgeschenk, welches Frau Bellwitz machte, ein prachtvoller, silberner Kuchenkorb, bildete ein neues Hinderniß, für die Andeutung, daß die Empfänger zu viel von der Spenderin sähen. Frau Bellwitz erschien gewöhnlich zur Mittagszeit, wenn sie voraussetzen konnte, daß Raimund zu Hause und nicht auf das Gut geritten sei; oft aber auch des Abends, wo sie dies süße Alleinsein zwischen Mann und Frau störte, an welchem Clara so viel Geschmack fand. Endlich jedoch wurde Raimund der Sache überdrüssig und machte keine weiteren Einwendungen, begann aber damit, sich unter verschiedenen Vorwänden in sein Sanctum zurückzuziehen, wenn Alma Bellwitz kam. Für Clara, welcher das Geschwätz und die Gesangsstudien der Letzteren keinen Ersatz für den Verlust der Gesellschaft ihres Mannes bieten konnten, wurden diese Experimente zu qualvollen Prüfungen.

Manchmal wunderte sie sich auch über die Abneigung Raimunds gegen Alma Bellwitz, deren, wenn auch etwas verblühte, Schönheit und Fähigkeit, gesellig zu unterhalten, doch außer Frage waren. Daß er Abneigung hatte, war entschieden, und namentlich bemerkte sie, daß Raimund jeder Gelegenheit auswich, mit Alma auch nur einen Moment in einem Zimmer allein zu sein. Wenn in Gegenwart Almas Clara zufällig einmal das Zimmer verließ, konnte sie sicher sein, daß ihr Raimund unter irgend einem Vorwande folgte.

Eines Tages indeß, drei Monate nach der Begründung des jungen Haushalts hatte Raimund ungewöhnlich viel Schreibarbeit und ließ Clara allein ausfahren, damit er ungestört sei und sie sich nicht langweile. Er war so anhaltend beschäftigt, daß er die Ankunft eines Besuches nicht wahrnahm. Da er Befehl gegeben hatte, man solle ihn in keiner Weise stören, so fürchtete er keine Unterbrechung.

Plötzlich wurde er auf einen Wortwechsel im Vorsaale aufmerksam. Er hörte, daß sein Diener sich die größte Mühe gab, Frau Bellwitz von der Schwelle zurückzuhalten, auf welche er sich als treuer Wächter gepflanzt hatte. Die Worte, welche Raimund hörte, waren so streithaft und des Dieners Stimme klang so sehr danach, als ob er seine Stellung vergäße, daß Werder sich veranlaßt fühlte, aufzustehen und

Digitized by Google

sich persönlich zu erkundigen. Sobald der Gebieter erschien, zog der Diener sich zurück und ließ Jenen den Kampf allein ausfechten.

„Meine Frau ist nicht zu Hause", sagte Werder erklärend zu Frau Bellwitz.

„Aber ich wünsche ja Sie zu sehen, Raimund", erwiederte sie. „Bitte, lassen Sie mich eintreten! Ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges zu sagen."

„Ich bin äußerst beschäftigt", versetzte er, „und weiß ohnedies kaum, wie ich durchkommen soll."

„Ich will Sie nicht lange abhalten — nur eine Minute! Mein Mann sendet mich zu Ihnen."

„Wohlan denn, eine Minute", sagte Werder und öffnete die Thür zum Gesellschaftszimmer,

Alma Bellwitz schritt jedoch auf sein Arbeitszimmer zu.

„Hier ist es viel gemüthlicher", erklärte sie, „und ich möchte nicht gestört werden."

Es blieb ihm nichts übrig, als ihr zu folgen.

„Nun, was wünscht Ihr Herr Gemal von mir?" fragte er, nachdem er sich wieder an seinem Schreibtisch niedergelassen hatte.

„O, Raimund, dachten Sie wirklich, daß er mich hergesendet hätte? Natürlich nicht. Ich konnte der Versuchung, Sie auf einige Minnten allein zu sehen, nicht widerstehen. Es ist so furchtbar lange her, daß wir keine so liebe, lauschige Plauderei mehr mit einander hatten."

Werder wurde verdutzt und spielte mit dem Federmesser. Es giebt wohl kaum eine größere Verlegenheit für einen Mann, als sich allein einer alten Liaison gegenüber zu sehen, mit welcher er sich nie überworfen, sondern die er nur vollständig vergessen hat.

„Sie erinnern sich doch noch der alten, schönen Zeit, lieber Raimund, nicht?" fuhr sie fort.

„Ja, natürlich", antwortete er. „So leicht vergißt ein Mann alles Das nicht; aber glauben Sie nicht, Alma, daß es unter den obwaltenden Umständen besser ist, nichts mehr davon zu erwähnen."

„Ah, so ist es recht, nennen Sie mich Alma! Ich kann Ihnen kaum sagen, wie schmerzlich Ihr formelles Wesen meiner Seele gewesen ist. Warum sollten wir die Vergangenheit ignoriren, Raimund? Soll denn die Thatsache Ihrer Verheirathung uns vollständig von einander scheiden?"

„Ich sehe noch nichts von unserer Scheidung. Es sollte mir leid thun. Ohne Zweifel aber überschritt unsere frühere Vertraulichkeit die Grenzen der Freundschaft, Alma!"

„Sie liebten mich, Raimund — sagen Sie, daß Sie mich liebten!" sagte sie leidenschaftlich.

Werder hatte sie aber keineswegs geliebt, sondern sich nur in eine unvorsichtige Tändelei eingelassen, bei welcher sein Herz nicht ins Spiel kam; und er mochte nun keine Unwahrheit sagen, selbst auf die Gefahr hin, sich einer unangenehmen Scene auszusetzen.

„Wir trieben mehr Thorheiten mit einander, als gut war", erwiederte er. „Ich weiß, daß das allein mein Fehler war, und habe es seitdem schon genug bereut. Aber die Vergangenheit kann eben so wenig

Digitized by

ungeschehen gemacht, als zurückgerufen werden. Wir können nichts Besseres thun, als sie vergessen."

„O, Raimund, mögen Sie es leicht finden, zu vergessen!"

„Ich wünschte, daß ich es könnte, Alma! Aber jedesmal, wenn Sie in mein Haus eintreten, sind Sie ein lebendiger Vorwurf für mich.

„Wünschen Sie denn, daß ich nicht mehr herkomme?"

„Wenigstens nicht so oft. Nein, unterbrechen Sie mich nicht! Da wir einmal auf den Gegenstand gekommen sind, ist es besser, ich spreche mich offen aus. Ich liebe meine Frau und bin ihr treu, und ich möchte um keinen Preis, daß eine meiner früheren Thorheiten den Frieden meiner Ehe störte. Aus diesem Grunde, meine ich, daß Sie öfter hier sind, als für uns Beide rathsam ist."

„Sie nennen unsere Liebe eine Thorheit — mir aber ist dadurch mein ganzes Leben vernichtet worden!" rief Alma Bellwitz, in Thränen ausbrechend.

„Nein, Alma, bitte, sagen Sie das nicht! Einige Küsse und verliebte Reden können, genau genommen, das Glück eines Weibes nicht zerstören. Und wenn die bösen Zungen sich mehr als nöthig war mit uns beschäftigten, so muß meine Verheirathung sie doch zum Schweigen gebracht haben. Lassen Sie mich nicht wähnen, daß meine Gedankenlosigkeit Ihnen ein wirkliches Leid zugefügt hat!"

„Ich spreche nicht von Dem, was die Leute sagen, sondern von meinem Herzen", entgegnete sie, indem ihr Busen heftig wogte.

Werder schwieg. Einer solchen Behauptung vermochte er nichts entgegen zu setzen. Hätte diese Frau sich seiner Heirath gegenüber vollständig gleichgültig verhalten, dann würde seine Eitelkeit tief verletzt worden sein; und doch durfte er sich nicht merken lassen, daß ihr Geständniß ihm schmeichle. Wenn ihre Klage über seinen Verlust ihm auch kein wärmeres Gefühl einzuflößen vermochte, so war er doch geneigt, sie zu bemitleiden.

„Liebe Freundin", sagte er, „lassen Sie uns versuchen, diese Angelegenheit in einem vernünftigen Lichte zu betrachten. Sie wissen, es war unmöglich, daß wir einander mehr wurden, als wir gewesen sind, und daß unsere Vertraulichkeit uns eher geschadet, als genützt hat. Statt also zu klagen, sollten Sie sich freuen, daß ich mich verheirathet habe, und in der Lage bin, Sie als eine Freundin zu betrachten, ohne Ihrem Rufe zu schaden."

„Aber Sie sagen doch, ich soll nicht hierher kommen!" rief Frau Bellwitz aus, während ihr Thränen in die Augen traten.

Raimund sah sich im Gedränge und sagte sichtlich verwirrt:

„Das meinte ich nicht gerade; ich meinte — nun ja, wenn Ihnen die Gesellschaft meiner Frau angenehm ist, so sehe ich keinen Grund, weshalb Sie nicht herkommen sollten, so oft es Ihnen gefällt."

„Bin ich nicht stets freundschaftlich gegen Ihre Frau gewesen, Raimund?"

„Gewiß", erwiederte er laut; „sogar etwas zu viel", fügte er bei sich selbst hinzu.

„Und habe ich Sie jemals, bis zu diesem Augenblicke, etwas von meinem Unglück merken lassen? Aber mein Herz wollte mir zerspringen und ich mußte mich aussprechen."

Digitized by Google

„Nachdem dies nun geschehen ist, wollen wir den Gegenstand fallen lassen. Ist das abgemacht?"

„Sie werden mich indeß nicht vergessen, Raimund, nicht wahr? Sie werden mich manchmal, durch Wort oder Blick, erkennen lassen, daß die schöne Vergangenheit nicht ganz vergessen und verwelkt ist? Sie wollen mich behandeln, als ob ich wirklich Ihre Schwester wäre, und mir ein wenig Zuneigung für alle meine große Liebe zurückgeben? Nicht wahr?"

Sie hatte sich von ihrem Sitz erhoben. Sie war dicht an ihn herangetreten und ihre Augen versenkten sich in die seinigen.

„Ich werde nie vergessen, dankbar für Ihre Zuneigung zu sein, liebe Alma!"

Sie beugte sich über ihn und küßte ihn.

„Ich muß Sie noch einmal küssen, wie ich es sonst gethan habe", sagte sie leidenschaftlich. „Erklärten Sie doch selbst, daß Küsse keinen Schaden brächte, und daß nichts uns gleichgültig gegen einander machen könne."

„Gewiß nicht, Sie aber werden nun eine vernünftige Frau sein, und die Welt unsere alten Tändeleien vergessen lassen, so bald als möglich. Denken können wir, was wir wollen, aber wir schulden es unserer beiderseitigen Stellung, keinen Anlaß mehr zu üblen Nachreden zu geben. Wollen Sie mir folgen, Alma?"

„Vollkommen; und ich werde die Discretion selbst sein. O, ich fühle mich nun weit glücklicher, da ich weiß, daß wir uns verstehen. Sie werden mein treuer Freund sein, Raimund, und so wird künftig Alles ganz hübsch sein."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Poetisches Turnier.

VIII.

Die letzte Uebersetzungsaufgabe war

Chant d'amour
par Nicolas Martin.

Que deviendrait, dis-moi, l'humble fleur épuisée,
Sans la rosée?
Et l'horizon immense, et l'Océan vermeil,
Sans le soleil?
Et la nuit, si lugubre et sombre sous ses voiles,
Sans les étoiles?
Et gai le rossignol, aux accords palpitants,
Sans le printemps?
Et l'âme, ce roseau que courbe la souffrance,
Sans l'espérance?
Et mon rêve des nuits, et mes hymnes du jour,
Sans ton amour?

Als die gelungensten Uebersetzungen publiciren wir folgende drei, die jedoch wie fast alle diesmaligen Einsendungen, nicht dem Versmaß des Originals entsprechen. Als diejenige Uebertragung, die letztere Aufgabe erfüllt, theilen wir als vierte Verdeutschung diejenige mit, welche einst Moritz Hartmann gab, und die sich in W. Schönermark's „Anthologie französischer Lyrik" findet. In der Poesie des Ausdrucks stehen die Verdeutscher des Salons, wie aus den nachfolgenden Proben ersichtlich, keineswegs hinter Moritz Hartmann zurück.

Was wäre der Blüthe zart duftiger Bau,
Ohne den Thau?
Der Himmel, der blau im Meere sich bricht,
Ohn' Sonnenlicht?
Und die Nacht in tief schwarzem Schleier so schwer,
Ohn' Sternenheer?
Was wäre der Nachtigall kosend Flehn,
Ohn' Lenzeswehn?
Und die Seele gebeugt von Leid und Qual,
Ohn' Hoffnungsstrahl?
Was wir träumen und dichten, was Lust und Scherz,
Ohne Dein Herz

Mario Reimann, Sagan.

Was wäre die welkende Blume der Au,
Ohne Himmelsthau?
Und das silberne Meer und der Wolken Kranz,
Ohne Sonnenglanz?
Und die Nacht, die voll Schwermuth zum Herzen
Dir spricht,
Ohne Sternenlicht?
Und der Nachtigall Lied aus jauchzender Brust,
Ohne Frühlingslust?
Und die bangende Seele in Lied und Qual,
Ohne Hoffnungsstrahl?
Und mein Träumen, mein Denken — sag an, was
mir blieb?
Ohne Dich mein Lieb?

Anonyma in Stettin.

Was ist die Blume, so zart und so blau,
Ohn' Morgenthau?
Und die Erde so groß, und das Meer so rein,
Ohn' Sonnenschein?
Und die düstere, traurige, einsame Nacht,
Ohn' Sternenpracht?
Und der Nachtigall Sang aus fröhlicher Brust,
Ohn' Frühlingslust?
Und das schwankende Herz, gedrückt von Qual,
Ohn' Hoffnungsstrahl?
Und das bange Sehnen und Hoffen in mir,
Ohn' Lieb' von Dir?

Primaner A. J. in Torgau.

Was würde wohl das welke Blümlein auf der Au,
Ohne Morgenthau?
Und was der Ocean, der blaue Horizont,
Ohne Sonn' und Mond?
Und die verschleierte, die dunkle, düstre Nacht,
Ohne Sternenpracht?
Was ohne holden Lenz mit allem süßen Schall,
Die Nachtigall?
Und was die Seele, ach, in ihrer Qual,
Ohne Hoffnungsstrahl?
Was würde wohl aus mir und Allem, was mir blieb,
Ohne Dich mein Lieb?

Moritz Hartmann.

Weitere gelungene Uebertragungen sandten ein: R. v. B. in Mainz, Frau Dr. Zwirnemann in Cassel, Bernhard Landsberg in B., K. von J. in Br., Anna W. in Bremervörde, Cz. in Posen, H. Wartenberg in Rotterdam, Peter Kunze in Berlin, Graf Str. in Prag, Frau Pauline C. in Potsdam, Herbert Neunstedter in M., Hauptmann B. in G., Mathilde in Mannheim, Georg Ostertag in Görlitz, M. Fatken in Burgsteinfurt, Selmar Honke in D., Bertha L. in Flensburg, Dr. B. G. in Frankfurt a. M., E. S. in Fallersleben.

Als Uebersetzungsaufgabe IX. geben wir

A. Alfred Tennysons Verse (aus In memoriam XVII):

I hold it true, whate' er befall;
I feel it, when I sorrow most;
'Tis better to have loved and lost
Than never to have loved at all.

B. (Für unsere Lateiner) den mittelalterlichen Spruch:

Musis et amicis
Omni tempore
Serviendum amore
more
ore
re.

Digitized by Google

Für den Bücherschrank.

1) Murillo. Ein Lied vom Quadalquivir von Ernst Eckstein. Leipzig, Richard Eckstein. — Daß Ernst Eckstein nicht nur ein Meister des heitern, sondern auch des ernsten Epos ist, hat er in „Madeleine" bewiesen. In seiner neuesten Dichtung „Murillo" zeigt er sich wiederum als meisterlicher Gestalter warmen Empfindens und vornehmer Gedanken zu poetischen Thaten, die in reinster Form und edelm Ausdruck vor uns treten. Der größte spanische Maler, sein Ringen und sein Triumph, wird uns in „Murillo" in anmuthigster Weise poetisch nahe gerückt und erweckt in Ecksteins Darstellung nicht nur künstlerische, sondern menschliche Sympathie. Es ist ein reicher und weicher Sammetton über dies poetische Gemälde gebreitet, das im Colorit unübertroffen ist. Das Werk liest sich so leicht, wie es sich leicht Eingang in die Herzen aller poesieverständiger Leser gewinnen wird, denen überdies die reiche, prächtige Ausstattung auch für ihr literarisches Mobiliar willkommen sein dürfte.

Von der poetischen Farbenpracht des Originals geben wir aus der Dichtung eine charakteristische Probe in der Schilderung eines andalusischen Frühlingstages:

Frühling war es im weiten Gau.
Um der Agaven blasses Blau
Drängten die üppigen Anemonen
Zärtlich die feuergefüllten Kronen.
Die Bienen summten, die Käfer schwirrten
Durch's lauschige Grün verschämter Myrthen,
Und trunken glühte die weiche Luft
Von Lebenswonne und Blüthenduft.

Ja, selbst die Gasse, die enge, schmale,
Im lauten Viertel der Kathedrale,
Wo starr sich Mauer an Mauer preßt,
Sie strahlte, als gält' es ein Königsfest.
In jedem Patio blühten die Rosen,
Fontainen spielten mit süßem Kosen
Und Alles blickte so froh und frei,
Und grüßte selig den jungen Mai.

2) Wirthschaftliche Aphorismen von Paul Dehn. Berlin, Leonhard Simion. — Ein klar geschriebenes, überzeugendes Buch im Sinn des Freihandels, das eine Fülle sorglich gesichteten Materials zur heutigen Wirthschaft in der Volkswirthschaft bringt.

3) Australien. Geschichte der Entdeckung und Colonisation. Von Richard Oberländer. Mit 129 Illustrationen und einer Karte. Leipzig. Otto Spamer. Es ist dies unstreitig das beste, reichhaltigste und wahrhafteste Werk von allen, die in deutscher Sprache über Australien geschrieben sind. Die klare, lebendige Erzählung und Darstellung von Australiens Vergangenheit und Gegenwart, die vorurtheilslose Auffassung der dortigen Zustände, der sichere Blick auf Land und Leute, der dem Verfasser eigen ist, macht dies Werk gerade jetzt, wo die Ausstellungen von Sydney und Melbourne aller Augen auf den fünften Welttheil lenken, doppelt interessant. Was aber mehr als alles Andere für die Competenz des Verfassers spricht, ist die Thatsache, daß Oberländer (einer der Dresdener Maiflüchtlinge von 1849) 14 Jahre in Australien gelebt und in den verschiedensten Lebensstellungen das merkwürdige Land gründlich kennen gelernt hat. Diese ureigenste Anschauung merkt man dem trefflichen Buche überall an, dessen hübsche Illustrationen überdies in ihrer Anschaulichkeit dazu beitragen werden, demselben schnell viele Freunde zu erwerben, die es redlich verdient hat.

4) Pathologie der Bevölkerung. Studien über menschliche Gebrechen und deren Bedeutung für das Leben des Einzelnen und der Gesellschaft, von Eduard Reich. Berlin, Verlag von Theobald Grieben.

Digitized by Google

„Aus Elend quillt Krankheit, aus Krankheit Gebrechen, aus Gebrechen Entartung; Entartung ist die größte Qual des gesellschaftlichen Lebens, zerreißt die heiligsten Bande und macht den Menschen zum Ungeheuer oder zum Zerrbild. Wollen wir Entartung bannen, müssen wir Gebrechen verhüten." So lautet das Motiv des vorliegenden bedeutenden Werkes, welches die social bedeutungsvollen Gebrechen des Menschen aus dem Gesichtspuncte der pathologischen Anthropologie und Bevölkerungshygieine betrachtet, welches von Neuem ein Beweis ist von dem tiefen Wissen und von der großen Belesenheit des Verfassers, von Neuem ein Beweis, wie gewissenhaft er das so vielfach corrumpirte Menschenleben studirt und mit wie heiligem Eifer er die Veredlung des Menschengeschlechts, der sogenannten „Krone der Schöpfung" anstrebt.

5) Lassalle's Tod. Im Anschluß an die Memoiren der Helene von Racowitza: „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle", zur Ergänzung derselben. Von A. Kutschbach. Chemnitz, Ernst Schmeitzner. Der Verfasser, bekannt als Begründer des deutschen (antisocialdemokratischen) Arbeitercongresses, unternimmt es in dieser Schrift an der Hand von actenmäßigem Material und unter theilweiser Benutzung des Bernhard Becker'schen Buches, eine eingehende Schilderung von all' den Umständen zu geben, welche den Tod Lassalle's herbeiführten. Veranlaßt hierzu wurde er durch die vor einigen Monaten erschienenen, so ungemeines Aufsehen erregenden Memoiren von Helene von Racowitza: „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle". Der Verfasser schreibt einleitend hierüber selbst: „In ihrer Schrift schildert die Racowitza ihr Liebesdrama mit Lassalle. Mit sichtlichem Behagen und in süßer Rückerinnerung an die mit Lassalle verlebten glücklichen Stunden verweilt sie lange bei ihrem Liebesleben, während sie dann, beim Einbruch der Katastrophe, schnell zum Schlusse eilt. Augenscheinlich ist ihr die Erinnerung an die Folgen, welche ihre Liebeständelei mit Lassalle hatte, furchtbar, und nur ungern und sich selbst bezwingend hat sie diese Erinnerung zu Papier gebracht, dieses aber dann auch noch mit dem heißen Bestreben, ihr Verhalten bei dem traurigen Drama in einer sie entschuldbaren Weise darzustellen. Flüchtig und lückenhaft sind daher ihre Aufzeichnungen über Lassalle's Tod. Eine Ergänzung ihrer Memoiren nach dieser Richtung hin darf also sicher wohl Anspruch auf das allgemeinste Interesse erheben." Da der Verfasser auch bisher noch ungekannte Mittheilungen über die Zukunftspläne des großen Arbeiteragitators bringt und seine Schrift sich leicht und gefällig liest, so ist sie als Gegenstück zu dem Buch der schamlosen Helene für die Zeitgeschichte von hohem Interesse und zur Lectüre angelegentlich zu empfehlen.

6) Der Jugendgarten. Eine Festgabe für die deutsche Jugend. Gegründet von Ottilie Wildermuth. Mit farbigen und Tondruckbildern. Stuttgart, Gebrüder Kröner. — Für den Weihnachtstisch der Jugend eignet sich kaum ein Werk besser als das obige. Ottilie Wildermuth hat sich selbst über dasselbe so ausgesprochen: „Es sind Gaben darin für Größere und Kleinere, für alle Kinder eines Hauses; da wo nur Eines ist, steigt es wohl, auch wenn es schon klüger ist und älter, noch zu einer Kindergeschichte herab, und ist's jünger, nun so wächst es in die ernsteren Dinge hinein. Wie meine jungen Leser es halten wollen mit dem Naschen, das kann ich freilich nicht wissen; ich kann nur den Garten aufthun und bin gewiß, daß sie wenigstens keine ganz duftlose Blume und keine schädliche Frucht darin finden werden."

Diese Versicherung Ottilie Wildermuths ist bis jetzt redlich erfüllt worden, nicht nur von ihr selbst in den beiden ersten Bänden, deren Herausgabe sie noch selbst besorgen konnte, sondern auch von ihren beiden Töchtern Adelheid Wildermuth und Agnes Willms, welche nach ihrem Tode pietätvoll das Werk der Mutter fortsetzten und soeben den vierten Band des „Jugendgarten" als Festgabe für kommende Weihnachten erscheinen ließen. Dieser mit schön ausgeführten Ton- und farbigen Bildern ausgestattete umfangreiche Band enthält u. A. fesselnde Erzählungen von Victor Blüthgen, Luise Pichler, naturwissenschaftliche und historische Aufsätze, hübsche Gedichte und Räthsel, ein kleines Kinderschauspiel und kostet trotz seines stattlichen Umfangs, schönen Drucks und seines reichen Bilderschmucks in schönem Einband doch nur Mark 6. — (in prachtvollem goldgepreßtem Leinwandband Mark 6. 75.) Wir können den Wildermuth'schen „Jugendgarten" zur Anschaffung in Familien aus voller Ueberzeugung aufs Wärmste empfehlen.

7) Wanderungen durch das Thierreich aller Zonen von Gustav Jäger. Mit Bildern von Fr. Specht in Holzschnitten von Adolf Closs. Stuttgart, Gebrüder Kröner. — Auch ein stattliches Weihnachtsbuch, das in anziehend und instructiv

Digitized by Google

gehaltenen lebendigen Schilderungen Thierbiographien bietet, die Jung und Alt zu fesseln vermögen. Besonders gelungen sind Specht's meisterliche Thierporträts in vorzüglichen Holzschnitten.

8) Ein lustig Todtentänzlein in fünf Bildern von G. Coppieters. Dichtung von Richard Schmidt-Cabanis. Leipzig, Adolf Titze. — Die im besten Sinne humorvollen Bilder eines talentvollen holländischen Malers, die in Fr. Bruckmanns künstlerischer photographischer Nachbildung in obigem Werk erscheinen, hat der Jean-Paulenkel Schmidt-Cabanis durch eine Dichtung interpretirt, welche gediegene Formreife mit tiefsinnig heiterm Inhalt köstlich vereint. Das Problem, das der Dichter sich stellte, war sehr schwierig, insofern es galt, dem Tode lebendigen Humor abzugewinnen. Der Dichter hat dies Problem echt künstlerisch gelöst und aus Wort und Bild lacht uns hier ein so gesunder Humor entgegen, wie er dem deutschen Gemüth ungemein wohlthut.

9) Die Schäden in der literarischen Production Deutschlands. Von Albert Last. Wien, Verein der Literaturfreunde. Mehr Licht! Die deutsche Dichtung in ihrem Wesen und ihrer innern Bedeutung. Von E. Last. Berlin, Theobald Grieben. — Vermuthlich haben wir es hier mit zwei Brüdern zu thun, die in ihren Werken Beide das löbliche Princip haben, gegen die Lese- und Denkindifferenz der Deutschen muthig zu Felde zu ziehn. Albert Last giebt eine treffliche Quintessenz aller der Sünden, deren sich einerseits der deutsche Buchhandel, andererseits der deutsche Leser schuldig macht und E. Last, dem wir bereits eine allgemeine faßliche Darlegung der Hauptsätze Kant's und Schopenhauers verdanken, giebt in seinem neuesten Werk höchst berücksichtigungswerthe Ideen zur Literarphilosophie. Man kann von den beiden Last auch an dieser Stelle sagen: Last, not least!

Salonpost.

K. v. R. in B. Herr von Puttkamer ist der zehnte Cultusminister Preußens. Seine Vorgänger waren der Reihenfolge nach: Altenstein, Eichhorn, Schwerin, Rodbertus, Ladenberg, Raumer, Bethmann, Mühler, Falk.

Lg. in H. Wenn die Zeitungen melden: Kotzebue's Lustspiel, „Die deutschen Kleinstädter" sind in einer französischen Bearbeitung von Magalier, nachdem sie in dieser Form schon mehrmals auf dem Theatre des Nations mit außerordentlichem Beifall aufgenommen worden waren, im Druck erschienen; der französische Titel lautet: „Les Gros Bonnets de Kraehwinkel", so scheinen weder die deutschen Zeitungen, noch die französischen Theaterdirectoren und Kritiker zu wissen, daß Kotzebue's Lustspiel nichts weiter als die freie Uebersetzung eines Lustspiels von Picard ist. Die Franzosen hätten es also viel bequemer haben können.

L. v. B. in Ch. Das Gerücht von der bevorstehenden Vermälung der Prinzessin Victoria von Preußen mit dem Herzog von Genua ist eine Faselei, wenn man bedenkt, daß die Prinzessin erst dreizehn Jahre alt ist. — Das Bismarck'sche Familienwappen führt die Farben Blau und Weiß.

Arthur H. in Hamburg. Sagen Sie Ihrem Onkel, Herrn J. C. Hilliger in Valparaiso unsern besten Dank für seine rege Betheiligung am poetischen Turnier! Leider kommen seine gelungenen Uebertragungen stets zu spät, wofür weder wir noch Ihr Onkel, sondern lediglich die Geographie verantwortlich zu machen ist.

H. L. Wir erwiedern Ihnen bezüglich Ihrer Anfrage, warum wir nicht Herrn F. zur Mitarbeiterschaft auffordern, dasselbe was ein preußischer Officier in der unglücklichen Campagne von 1793 über Goethe sagte, wie bei Letzterm zu lesen: „Er ist viel zu klug! Was er schreiben dürfte, mag er nicht schreiben, und was er schreiben möchte, wird er nicht schreiben!"

W. Br in F. Professor Goltz in Straßburg hat jüngst in Baden-Baden über das Herz einen aufklärenden Vortrag gehalten. Er erinnerte an die Callot-Hoffmann'sche Erzählung vom verschütteten und wieder ausgegrabenen Bergmann. Eines Tages fand man in einem schwedischen Bergwerk in der Tiefe die Leiche

Digitized by Google

eines schönen Jünglings, die, in einer Lösung von Eisenvitriol liegend, sich wunderbar frisch erhalten hatte. Niemand kannte ihn; da endlich wankte ein altes Mütterchen heran, das in dem Todten seinen Bräutigam erkannte, der vor sechzig Jahren in dem Bergwerk verunglückt war. Was so den Organismus verändere, sei das Blut, und das Herz, welches den ganzen Körper mit Lebensstoff versieht und das Verbrauchte ableitet, sei dessen Träger. So führte nun der Redner unter anschaulichen Gleichnissen die Schilderung des Herzens als einer zur Berieselung des Körpers mit Blut bestimmten Pumpe aus Fleisch durch, zeigte den spanischen, Calvin's Fanatismus erlegenen Arzt Michael Servet als ersten Vorahner, den großen Harvey als eigentlichen Entdecker des Blutkreislaufes, und besprach sodann in anregender Weise die dem Herzen im Volksmund beiwohnende Bedeutung. Zwar sei das Herz nicht völlig empfindungslos, wie Harvey und die älteren Physiologen meinten, sondern es habe nur keinen Tastsinn. Aber es sei doch nicht in dem Sinne Sitz aller Empfindungen, wie man im Volke glaube. Die Abhängigkeit unseres Blutumlaufes von unserem Gemüthszustande beruht in der Abhängigkeit der Blutgefäße von den sogenannten vasamotorischen Nerven und in dem Zusammenhange dieser mit dem übrigen Nervensystem. Hierin liege der Grund von Erblassen und Erröthen. So spreche man auch von Sterben an gebrochenem Herzen; es komme vor, daß unter dem Drucke eines traurigen Gemüthszustandes Ernährung und Blutbereitung so leiden, daß der Körper zu Grunde gehe; die Herzen solcher Personen seien ganz gesund. Wirklich am gebrochenen Herzen stürben nur Menschen, deren Herz durch einen Fall oder Stoß geborsten ist, wie z. B. englische Boxer. Es sei aber durchaus nicht nöthig, den Sprachgebrauch vom harten und weichen Herzen fallen zu lassen, und der Redner schloß mit der Bitte, man solle auch den Physiologen nicht das Herz absprechen, wenn Unverstand und böser Wille sie wegen der Methode ihrer Forschung als herzlose Barbaren verleumden.

H. W. in J. Wir denken anders als Ihr sonst so tiefsinniges Gedicht, das nur in Form und Metrik zu sehr irrt, als daß wir Ihr Streben, gedruckt zu werden, befriedigen könnten. Wir verweisen betreffs Ihrer Weltanschauung auf ein schönes Wort von Rosegger: Wie so könnte Gleichgewicht sein, wenn nicht ebensoviel himmelwärts stiege? Und wäre es nur der Gedanke, die Sehnsucht! Fliegt nicht mit diesen zwei Schwingen ewig die Seele der Menschheit auf?

M. v. T. in H. Wollen Sie das Gedicht „An Magda" nicht lieber der angesungenen Dame privatim mittheilen? Unserer Discretion können Sie sicher sein.

E. C. im Haag. Specielle Monographieen über den merkwürdigen Mann sind uns unbekannt, jedoch dürften Sie Näheres über ihn in J. D. E. Preuß's Biographie Friedrichs des Großen (Berlin 1832—34) finden.

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr. 1. Nachthemd.

Dieses aus Battist oder Percal zu fertigende Nachthemd zeigt ein Bruststück mit Musselinbouillonnés, welche mit gestickten Einsätzen abwechseln. Die mit dem Bruststück harmonirenden Manchetten sind mit einem ausgezackten, gestickten Streifen garnirt. Derselbe Streifen geht um den Hals und vorn am Bruststück herunter, quasi Jabot bildend.

Nr. 1. Nachthemd.

Nr. 2 und 3. Moderne Winterpaletots.

Nr. 2 Enganliegender Paletot. Paletot von beliebigem Winterstoff, vorn übereinander geschlagen und mit zwei Reihen Knöpfen. An dem ein wenig offenen Halsausschnitt ein kleiner abgerundeter Kragen. An den Vordertheilen je eine die Taille markirende Brustfalte; der Rücken eng anschließend. An jeder der Vorderseiten eine große mit Knöpfen verzierte Tasche, deren oberer Rand mit der Naht des angesetz-

Digitized by Google

ten Paletotschooßtheils zusammenläuft. Ellbogenärmel mit sehr hohen, mit Knöpfen garnirten Aufschlägen.

Nr. 3. Paletot wie der vorige, eng an die Taille anschließend; auf den Nähten starke Atlasschnure. Der Schluß des Paletots wird vorn mittels Strippen und schönen Passementriknöpfen bewirkt. Auf dem Schooß eine große viereckige Patten-

Nr. 2 u. 3. Moderne Winterpaletots.

tasche mit Strippen und Knöpfen. Auf den hintern Schooßtheilen das gleiche Strippenmotiv von der Seitennaht der Hintertheile ausgehend; Ellbogenärmel mit Strippen und Knöpfen.

Nr. 4 und 5. Winterpaletots.

Nr. 4. Diese Façon ist kurz, eng an die Taille schließend, auf der Brust

Digitized by Google

über einander geſchlagen und bis an den Taillenſchluß mit zwei Reihen Knöpfen. Auf dem durchaus geſchloſſenen Schooße an der Seite eine viereckige Taſche. Der zurückgeſchlagene Kragen, die Aermelaufſchläge und Taſchenbeſätze von gerippter Seide.

Nr. 5. Paletot von leichtem, ſehr hellgrauen Tuch, ebenfalls um die Taille eng an-

Nr. 4 u. 5. Winterpaletots.

liegend, bis an die angeſetzten und ſich vorn ein wenig öffnenden Schööße geſchloſſen. Auf jeder Vordernaht des Schooßes eine mit Knöpfen und Schnurſchlingen garnirte Pattentaſche. Auf der linken Seite der Bruſt noch eine kleine Taſche. Um den Halsausſchnitt ein kleiner umgelegter Kragen mit kleinen Revers. Auf dem Ellbogenärmel keine weitere Verzierung als Knöpfe und Schnurſchlingen.

Digitized by Google

Nr. 6. Haus-Anzug.

Der fußfreie Rock von hellfarbener Faille iſt mit vier Volants garnirt, von denen

Nr. 6. Haus-Anzug.

Digitized by Google

der unterſte gefältelt. Sehr hoch geraffte Tunica von bronzefarbener Faille. Die nur bis an die Hüften reichende Taille endigt auf der Rückſeite in einen Frackſchooß.

Nr. 7. Diner-Anzug.

Digitized by Google

Halblange Aermel mit Foulardrevers, unter denen zwei große weiße Plissévolants hervorgehen.

Nr. 8 Decke für ein Gebetbuch.

Nr. 7. Diner-Anzug.

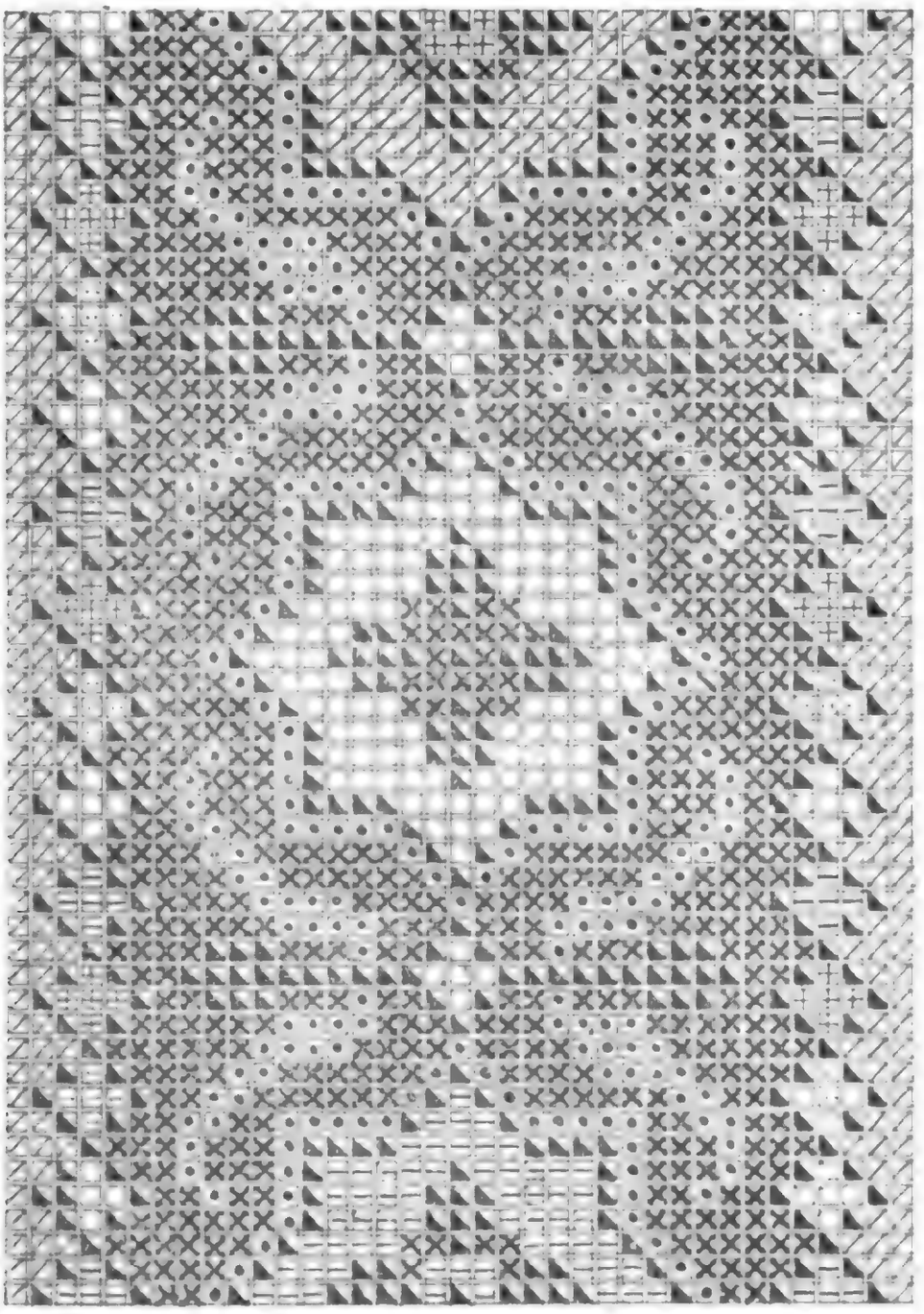
Der Rock von rosa Faille ist in straff gezogene Puffen arrangirt; darüber, in

Google

entsprechenden Zwischenräumen, drei hohe weiße Spitzenvolants, unter deren untersten eine Stoffrüsche als Garnirung dient. Die sehr kurze, in Paniers gerafften Tunica ist von weiß und strohgelb gestreiftem Atlas; die Raffung ist vorn von einem großen Blumenbouquet verdeckt. Die lange Taille vom gestreiften Stoff ist oben sehr weit, herzförmig ausgeschnitten und mit einer weißen Garnirung eingefaßt. Ellbogenärmel von rosa Faille mit Bandepauletten und unten mit einem weißen Volant.

Nr. 8. Decke für ein Gebetbuch.

Das auf der Abbildung ersichtliche Stickdessin wird auf schwarzem Ziegenleder



Nr. 9. Tapisserie-Streifen.

ausgeführt, das mit Calicot unterfüttert ist. Das Dessin wird weiß auf den dunklen Grund gezeichnet. Die Hauptcontouren sind in dunkelrother Napolitaine auszuführen, welche ähnlich wie Soutache mit feiner Seide aufgenäht wird. Die innern Motive des Kreuzes sind im Lanzettstich in offener Seide in verschiedenen Nüancen von dunklem Roth bis zu Goldgelb, die Palme im Hochstich in lebhaftem Grün, die Einfassung in rothen und dunkelbraunen Tönen mit grünen Palmzweigen.

Nr. 9 Tapisserie-Streifen.

Die Manier, in welcher derartige Streifen gestickt werden, haben wir schon bei

Digitized by Google

Nr. 10. Eleganter Diner- und Soirée-Anzug.

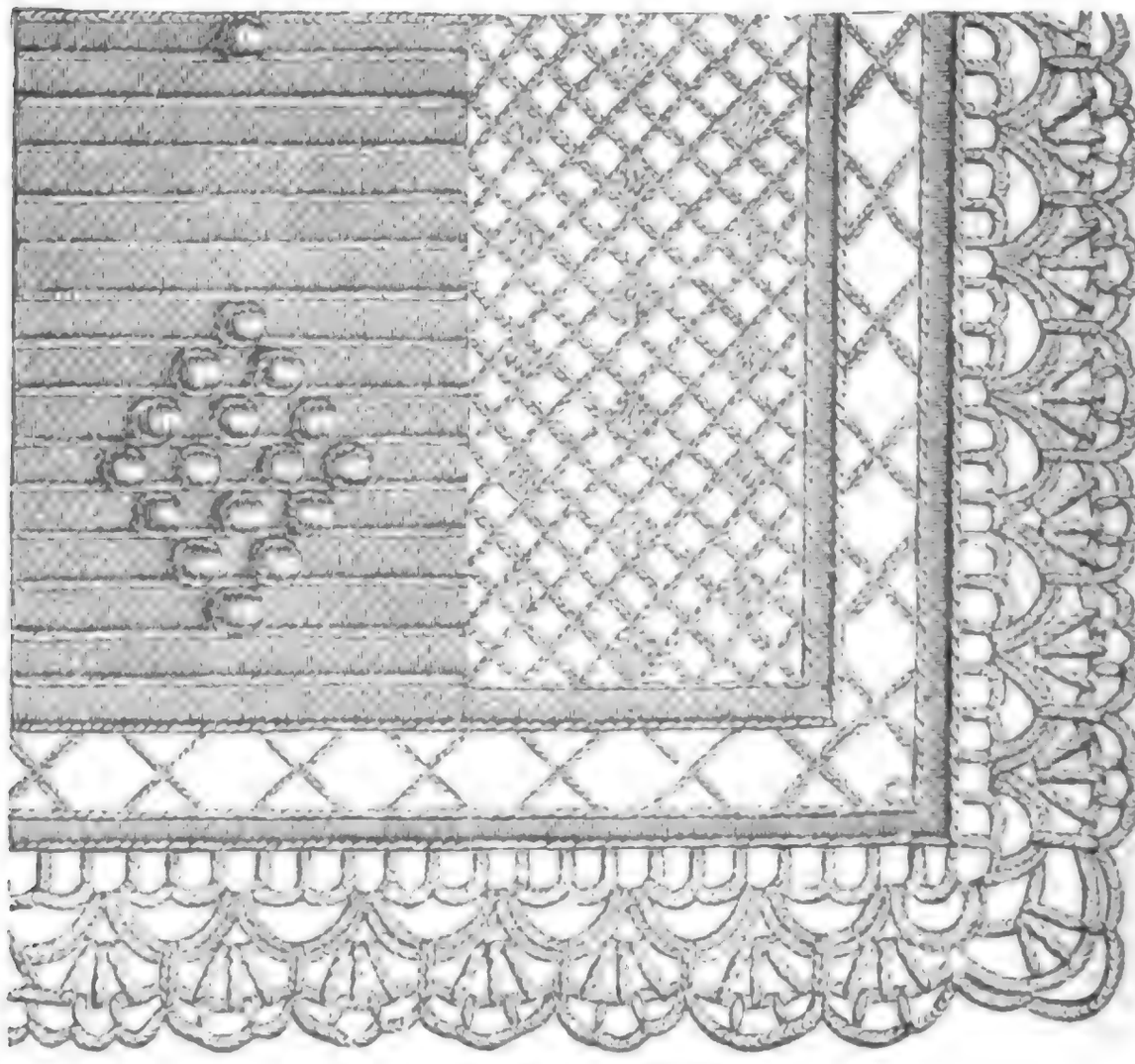
Nr. 11. Haus-Anzug.

Digitized by Google

verschiedenen Gelegenheiten beschrieben und setzen sie deshalb als bekannt voraus Die Wahl der Farben ist zwar beliebig, doch hat man sich stets nach den im Dessin deutlich angegebenen Abgrenzungen zu richten. Sind die Farben harmonisch zusammengestellt, so läßt sich ein sehr angenehmer Effect erzielen. Eigentlich sind solche Streifen für kleine Handkoffer, Kissen, Bettvorlagen u dgl. bestimmt, doch kann man auch einen volleren Grund herstellen, wenn die Kanten weggelassen werden und das Motiv wiederholt wird.

Nr. 10. Eleganter Diner- und Soirée-Anzug.

Diner- und Soirée-Anzug. — Der ganze Anzug besteht aus weißem gestreiften Tüll und die Garnirung aus Seidenstickerei auf weißem Musselin. Am untern Theil des Rockes zwei hohe Plissés. Der zweite Rock stellt zwei sich kreuzende und in schräge Falten gelegte Schärpen dar, welche mit einem breiten gestickten



Nr. 12. Ecke für einen Deckenüberzug.

Streifen eingefaßt sind. Der Taillenschooß tritt vorn auseinander und bildet zwei Spitzen. Auf der Taille als Revers eine gestickte Application mit blauer Atlasschleife als Abschluß. Eine gleiche nur etwas größere blaue Atlasschleife vertritt die Stelle einer Broche. Halblange Aermel mit gestickter Application und gleichen Atlasschleifen garnirt.

Nr. 11. Haus-Anzug.

Haus-Anzug. — Schottisch gefältelter Rock von altgoldfarbenem Atlas. Tunica von Phantasiestoff, vorn mit einem breiten Atlasstreifen eingefaßt und auf der Rückseite sehr drapirt. Die Cüraßtaille mit abgerundetem Schooß ist von Phantasiestoff. Lange Aermel mit Spitzenrevers.

Nr. 12. Ecke für einen Deckenüberzug.

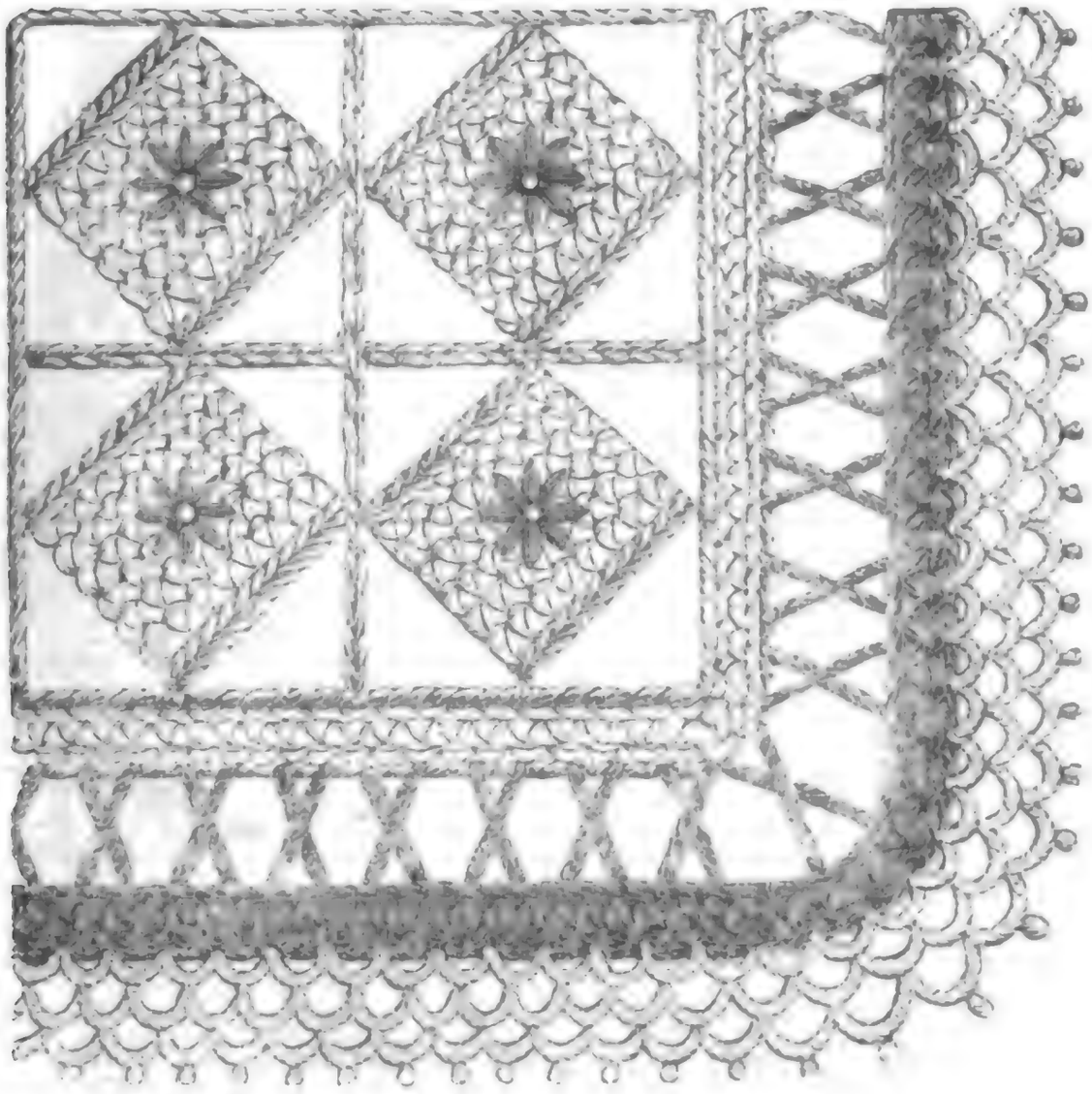
Den Anfang dieser Arbeit macht eine Kette von der ganzen Länge der Decke. Die offenen Streifen werden aus Kettchenarcaden gebildet, welche von, aus sieben sich allmälig verkleinernden Stäbchen hergestellten Muscheln durchkreuzt werden. Die

Digitized by Google

matten Streifen bestehen durchgehends aus vollen Stäbchen. Für die erhabenen Muscheln wird die Nadel in die erste Kette der vorhergehenden Reihe gestochen und sind vier Stäbchen in die nämliche Masche zu häkeln.

Nr. 13. Ecke für einen Kissenüberzug.

Zur Ausführung dieser durchbrochenen Häkelarbeit bedarf es weißer und blauer fünfdrähtiger Wolle, blauer algerischer Seide und einer beinernen Häkelnadel. Die kleinen Carrés sind in weißer Wolle über acht Maschen apart zu häkeln. Sie bestehen aus 6 Reihen, wobei im Vor- und Zurückgehen in jede Masche gestochen wird. Alle Carrés werden an den Ecken mit dreifachen Stäbchen angefangen. Auf die Mitte wird ein kleiner blauer Stern in algerischer Seide im Lanzettstich gestickt. Die ganze Arbeit wird mit einer vollen Stäbchenreihe in weißer Wolle umgeben; auf



Nr. 13 Ecke für einen Kissenüberzug

diese folgt eine Reihe Kreuzstäbchen in blauer Wolle und zum Schluß 3 Reihen Arcaden in weißer Wolle. Die Arbeit wird mit einem leichten Seidenstoff in der Nüance der blauen Wolle unterfüttert. Dieses hübsche Häkelmodell eignet sich sehr gut für ein Sophakissen oder für eine Wiegendecke. Für eine gewöhnliche Decke braucht man ungefähr 400 Gramm Wolle.

Nr. 14 und 15. Wintermäntel.

Nr. 14. Dieser Cashmirmantel ist im Rock ein wenig kurz, dagegen ziemlich weit und vorn geschlossen. Der Aermel ist an der Rückennaht angesetzt und vorn am äußern Rande enger, als man es in der Regel bei einem Visitenärmel antrifft. Umrandet ist derselbe mit einem Schrägstreifen von gestreiftem Sammet und Atlas; gleiche spitz zulaufende Garnirung auf der Rückennaht. Eine am untern Theil des

Aermels anfangende schöne Franse geht quer über den Rücken und eine ganz gleiche Franse umgiebt den Rand des Rockes. Am Halsausschnitt zurückgeschlagener Kragen und auf der Brust Revers von gestreiftem Sammet und Atlas.

Nr. 15. Der zweite Mantel ist ein wenig länger, vorn weit und bis unten

Nr. 14 u. 15. Wintermäntel.

geschlossen, mit weiten, sich nach oben verengenden Aermeln, jedoch am Vorderarm die Pagodenform beibehaltend. Sämmtliche Contouren dieses Kleidungsstückes sind mit einem breiten Galon garnirt, welcher, vorn bis oben heraufsteigend, auch den Kragen einfaßt. Um den untern Rand eine schöne Franse.

Digitized by Google

Nr. 16 und 17. Anzüge für Besuch.

Nr. 16. Dieser Anzug, welcher sich unter dem bezeichnenden Namen Amazonen-Costüm eingeführt hat, ist von Faille und gemustertem Caschmir. Am runden fußfreien Rock ein sehr hohes Plissé mit einem 5 Cmtr. über dem untern Rande aufge-

Nr. 16 u. 17. Anzüge für Besuch.

setzten Caschmirstreifen. Ueber dem Volant eine vorn in der Mitte mittels Reihfalten gerafften Drapirung. Die obere Garnirung des Rockes besteht in einem auf die untere Draperie herabfallenden, mit Caschmir besetztem Plissé und einer ebenfalls in der Mitte durch Reihfalten gerafften, der unteren ganz entsprechenden Drapirung.

Digitized by Google

Die aus den Drapirungen hervorgehende Rückbahn ist in der Weise gerafft, daß sie mehrere Puffs bildet. Die Taille vom gemusterten Caschmir ist um die Büste durchaus anschließend und von oben bis unten zugeknöpft. Die langen über die Hüften glatt liegenden Schöße geben unten in kleine, sich über die obern Drapirungen des Rockes ausbreitende bauschige Falten über.

Nr. 17. Anzug von Faille mit gestreiftem Stoff. Der Rock ist an Stelle der Schürze mit hohen, durch querlaufende Reihfaltenmotive unterbrochene Bouillonnés

Nr. 18. Cigarretten-Etui.

garnirt; den Fuß hiervon bilden vier kleine über einander gesetzte Plissés. Um den untern Rand des Rockes ein hohes Plissé. Die vorn offene Tunica zeigt an jeder Seite einen Revers vom gestreiften Stoff, welche beide, von oben nach unten immer breiter werdend, sich auf die Seiten zurücklegen. Letztere sind gefällig drapirt und verlieren sich unter der sehr weiten und sehr langen Rückbahn in bauschige Falten. Die Casaque, gleichfalls von Faille mit kleinem zurückgeschlagenen Kragen von gestreif-

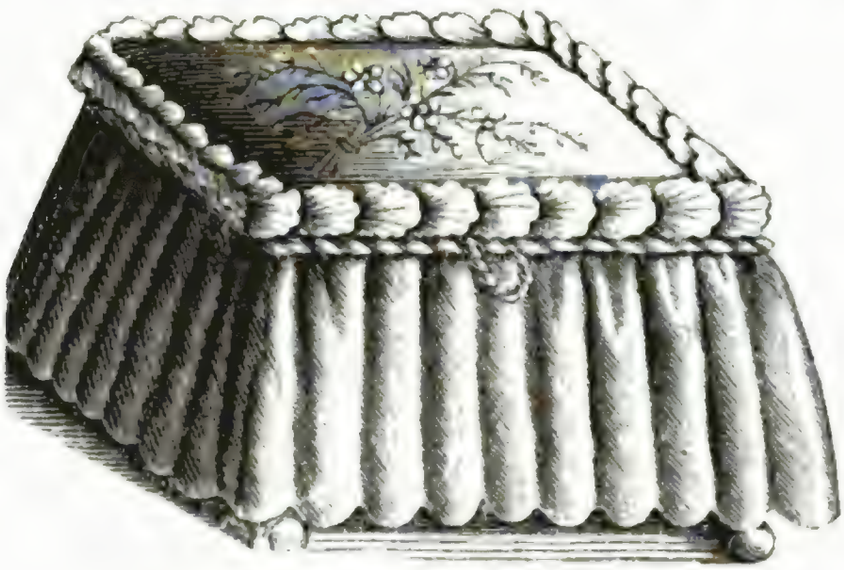
Nr. 19. Dessin zu Nr. 18.

tem Stoff und viereckigen Revers, ist vorn durch Knöpfe geschlossen. Am Schooß ein breiter gestreifter Revers, welcher sich auch unterhalb der Tasche bis an die Rückennaht fortsetzt. Die breite Tasche an der Seite des Schooßes ist mit demselben, die Patte bildenden Revers garnirt.

Nr. 18 und 19. Cigarretten-Etui.

Auf ein entsprechend großes Stück graues Leder wird das in Nr. 19 dargestellte

Dessin im Hochstich gestickt. Man verwendet dazu fünf Nüancen feine, gezwirnte Seide von dem nämlichen Ton des Grau wie der Grund; die hellste Nüance ist silberweiß. Die weichen Schattirungen der verschiedenen Grau bringen einen ausgezeichneten Effect hervor, welcher durch das einfach geschmackvolle Dessin noch mehr gehoben wird. Das Innere ist mit crêmefarbenem Leder gefüttert, die Täschchen für die Cigarretten und die Zündhölzchen sind von dem gleichen Leder wie der äußere Ueber-



Nr 20 Ringkästchen (Mit Dessin)

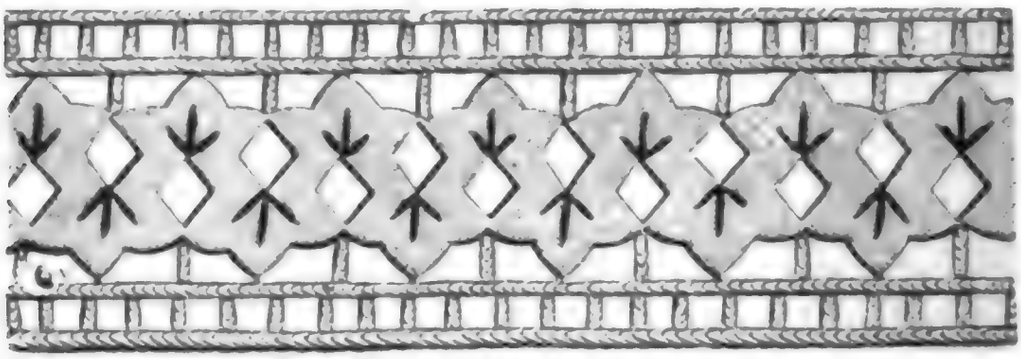
zug. Für die Cigarrettenspitze von Meerschaum mit Bernsteinmundstück ist ein eigenes Plätzchen mit blauem Sammet gefüttert reservirt.

Nr. 21. Dessin zu Nr 20.

Nr. 20 und 21. Ringkästchen. (Mit Dessin.)

Diesem hübschen, viereckigen Kästchen giebt man eine Seitenbreite von 8 Cmtr. und eine Höhe von 5 Cmtr Es wird aus Carton zusammengefügt, der innen und außen mit blauem Atlas überzogen wird. Das Kästchen selbst ruht auf vier Füßen von vergoldeter Bronze. Die obere etwas wattirte Fläche wird mit sehr feinem brasilianischem Canevas von heller Nüance überzogen, auf welchen ein Vergißmein-

nichtbouquet geſtickt iſt. Die Blumen ſind in blauer Seide und das Blattwerk im Lanzettſtich in einem zarten Grün. (Siehe Deſſin Nr. 21.) Die Seiten werden mit einem Pliſſé von blauem Atlasband und der Rand des Deckels mit einer Muſchelrüſche von ſchmalem Band garnirt.



Nr. 22. Gehäkelter Einſatz mit gezacktem Spitzenbändchen.

Nr. 22. Gehäkelter Einſatz mit gezacktem Spitzenbändchen.

1. **Reihe:** 1 Doppelſtäbchen an der Verbindung der beiden Zacken des Spitzenbändchens, 4 Luftmaſchen, Doppelm. in die nächſte Zacke, 4 Lm. Wiederholt. — 2. **Reihe:** 1 durch Lm. getrenntes St. in alle 3 M. der vorhergehenden Reihe. — 3. **Reihe:** 1 Dm. in jede Maſche. In derſelben Weiſe wird die andere Seite gearbeitet.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirſch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig — Nachdruck und Ueberſetzungsrecht ſind vorbehalten.

Digitized by Google

Weihnachtsgratulation.

Digitized by Google

Der Salon.

Carmen.

Erzählung von **Fr. Levanti.**

(Fortsetzung.)

XII.

Es war, als ob die Rückkehr des Sohnes dem alten Grafen neues Leben gegeben hätte. Am folgenden Morgen ging es ihm besser und die Nachricht, die Walter über den Kranken erhielt, ließ Gutes hoffen. Gleich darauf ging er zu seiner Schwester Hilda und erstaunte über die Lebhaftigkeit, mit der sie ihm um den Hals fiel.

„Dem Himmel sei Dank, daß Du wieder da bist, lieber Walter!" sagte sie; „Du darfst uns nicht wieder verlassen!"

Er lächelte, als er sie umarmte; es fiel ihm ein, wie fest er versprochen hatte, nach Ablauf eines Monats wieder in Lissabon zu sein.

„Du lachst", sagte Hilda, „aber Du würdest seufzen, wüßtest Du, wie Alles anders ist, wenn Du fort bist. Wir haben so schweren Kummer gehabt, doch kaum bist Du da, so scheint Alles wieder in Ordnung zu sein. Die Mutter hat heute Morgen einmal wieder gelacht, während sie in den letzten paar Wochen Tag und Nacht nichts gethan hat, als Weinen. Es war mir heute eine wahre Erquickung, ihre Augen einmal wieder ohne Thränen zu sehen. Wirklich, Walter, Du darfst uns nicht mehr verlassen!"

Er küßte das süße Gesicht, das so vertrauensvoll zu ihm aufsah.

„Nun Du hier bist, wird Alles wieder gut", fuhr Hilda fort. „Dem Vater geht es besser; die Mutter lächelt wie sonst. Du bist unser Sonnenschein, Walter; Du hast die Schatten vertrieben."

„Hilda, weißt Du, welche Sorgen über uns gekommen waren?" fragte er freundlich.

„Nein!" antwortete sie in ihrer freimüthigen Weise. „Das Nähere weiß ich nicht; ich habe nur gehört, daß es sich um Geldangelegenheiten handelte. Eines Morgens, als ich mit dem armen Papa im Frühstückszimmer war, wurde ihm der Unglücksbrief eingehändigt. Als er ihn gelesen hatte, fiel er zu Boden, als ob er von einer Kugel getroffen wäre. Später habe ich gehört, daß von Herrn von Röhn ein guter Brief gekommen ist, aber um was es sich handelt, habe ich wieder nicht erfahren."

Digitized by Google

Gräfin Hildegard trat zu den Beiden und sah so viel heiterer und wohler aus, daß sich Walter herzlich darüber freute.

„Ich werde ihr mein Geheimniß und meine Sorgen bald anvertrauen dürfen", sagte er zu sich selbst.

Aber im Verlauf des Tages fand er es wieder unmöglich auch nur die geringste Andeutung zu machen. Hin und wieder schien sie von plötzlichem Entsetzen erfaßt zu werden, ihr Gesicht wurde blaß und eine tödtliche Angst sprach aus ihren Augen. Er konnte sich nicht entschließen, ihr weh zu thun, ihr, die so gütig, so freundlich, so zärtlich gegen ihn war. Er hatte seine Mutter von jeher mit großer Rücksicht behandelt; wie hätte er jetzt, da sie schon die schwere Sorge um des Gatten Krankheit tragen mußte, ihre Schmerzenslast noch erschweren sollen.

Gleichzeitig hatte er aber das Gefühl, daß jeder Augenblick des Schweigens und Zauderns ein Unrecht war, das er an Carmen beging, und dazu kam noch das Bewußtsein, daß er sie vernachlässigte und versäumte. Das sollte nicht sein. Er setzte sich augenblicklich nieder und schrieb ihr einen langen, leidenschaftlichen Liebesbrief. Er theilte ihr mit, daß sein Vater zwischen Tod und Leben darnieder liege, und daß es ihm noch nicht möglich gewesen sei, ihren Namen zu nennen. Aber so bald als möglich würde er den Seinigen von seiner Heirath sagen und Carmen in sein Vaterhaus einführen. Bis er dazu im Stande sei, müsse sie ihn lieben und ihm vertrauen; vor allen Dingen müsse sie ruhig und glücklich sein, und dürfe nicht an ihm zweifeln. Sobald als möglich solle sie ihm schreiben, denn er sehne sich, von ihr zu hören. Er fügte hinzu, daß eine Wolke schweren Unheils über seinem Vaterhause liege, aber was es war, sagte er ihr nicht. Warum sollte er sie noch trauriger machen, die Geldangelegenheiten und Sorgen eines vornehmen Hauses konnte sie ja doch nicht verstehen.

Sein Brief war kaum beendigt, als ihn der Vater rufen ließ und den ganzen Tag blieb ihm kein freier Augenblick. Das Leben des Kranken, so wurde ihm von den Aerzten gesagt, hing an einem Faden. Eine leise Möglichkeit des Besserwerdens war freilich noch vorhanden, aber sie war so schwach, daß man kaum eine Hoffnung darauf stützen durfte. Der Kreisphysikus, Doctor Stern, sagte zu Walter:

„Wir haben uns der Ueberzeugung nicht erwehren können, daß Graf Hartenstein mit irgend einer schweren Sorge zu kämpfen hat und obwohl es mir widersteht, mich in solche Dinge einzumischen, darf ichs nicht unterlassen, Sie auf die Gefahr aufmerksam zu machen, die für ihn mit jeder Aufregung verbunden ist. Wie weit Sie im Stande sind, seine Wünsche zu erfüllen, ihm die Hülfe, die er von Ihnen erwartet, zu gewähren, kann ich natürlich nicht bestimmen; dringend bitte ich Sie aber — selbst wenn Sie nicht seiner Ansicht sein sollten — ihm nie zu widersprechen. Geben Sie ihm nach, wenn auch nur scheinbar, und vor Allem vergessen Sie nicht, daß Sie ihm niemals widersprechen dürfen."

Diese Worte klangen beständig in Walters Ohren nach und hinderten ihn, sein Geheimniß zu offenbaren. Seine Schuld war es nicht; er durfte nicht aussprechen, was ihm so schwer auf der Seele lag. Jeder Blick in das Gesicht des Kranken überzeugte ihn aufs Neue, daß derselbe die Nachricht von der heimlichen Heirath des Sohnes nicht überleben würde.

Digitized by Google

Dennoch wurde, je länger die Stunden sich ausdehnten, die Last seines Geheimnisses schwerer, so schwer, daß er sie kaum noch ertragen konnte. So lange der Kranke wach und bei Besinnung war, sprach er entweder von der Güte und Großherzigkeit des Freiherrn von Röhn, oder von der Schönheit und Anmuth seiner Tochter Adelheid, bis sich Walter so verächtlich fand, daß er sich kaum noch zum Verschweigen seiner Liebe und seiner Heirath zwingen konnte. Er war kaum im Stande, es länger mit anzuhören, wenn des Vaters schwache Stimme ihm auseinandersetzte, was er thun, wie er sein Leben einrichten müsse, nachdem er Adelheid von Röhn geheirathet. Wie ein Betrüger erschien er sich selbst, während er schweigend dastand und zuhörte. Eine Atmosphäre von Lüge und Heuchelei schien ihn zu umfangen und er verwünschte sie in tiefster Seele.

Eines Morgens begleitete er den Doctor Horn aus dem Krankenzimmer.

„Ich muß in einer wichtigen Angelegenheit mit Ihnen sprechen, Herr Doctor", sprach er. „Bitte kommmen Sie einen Augenblick mit mir in die Bibliothek."

Der Doctor folgte der Aufforderung; der Gesichtsausdruck des jungen Mannes hatte ihm verrathen, daß es sich nicht um etwas Geringfügiges handelte.

„Sagen Sie mir vor Allem, wie Sie heute den Zustand des Kranken gefunden haben?" fing Walter an, als sie die Bibliothek erreicht hatten.

„Wenn irgend eine Veränderung eingetreten ist, so ists zum Bessern", antwortete der Arzt. „Diese Besserung ist jedoch so gering, daß ich am liebsten gar nicht davon sprechen möchte."

Walter stieß einen ungeduldigen Seufzer aus.

„Sie sehen mich in schwerer Bedrängniß, lieber Doctor", sagte er; „kein Mann auf Erden kann je in einem größern Widerstreit von Pflichten gewesen sein. Ich müßte meinem Vater eine Mittheilung machen, eine Mittheilung über etwas, was mich selbst betrifft, aber die Warnung, die Sie mir neulich gegeben haben, hindert mich, es zu thun."

„So handelt sichs also um etwas, was den Kranken verdrießen könnte?" fragte der Doctor kurz.

„Ja, ich fürchte!" erwiederte der junge Mann.

„Dann dürfen Sie's ihm nicht sagen, Herr Graf. Die Folgen würden zu schlimm sein."

„Aber ich kann die falsche Stellung, in der ich mich befinde, nicht ertragen!" rief Walter.

„Lieber Herr Graf, am Bette eines Sterbenden haben wir nicht nach den Lagen zu fragen, in der wir uns selbst befinden mögen. Dem Sterbenden müssen alle Anderen nachstehen und sich fügen."

„Verzeihen Sie, wenn ich mich nicht ohne Weiteres zufrieden gebe", erwiederte der junge Mann. „Aber mein schweigendes Hinnehmen dessen, was der Vater sagt, ist genügend mich zum Lügner und Heuchler zu machen. Ich weiß, daß Sie mein Vertrauen nicht mißbrauchen werden und bedarf dringend Ihres Rathes. Die Sache, um die es sich handelt, ist folgende: mein Vater hat, aus Gründen, die ich verschweigen muß, sein Herz daran gesetzt, mich zu verheirathen und will nicht einmal

Digitized by Google

die Möglichkeit zugeben, daß ich mich dagegen sträuben könnte. Er stellt die Sache hin, als ob Alles fest und ausgemacht wäre, baut Luftschlösser, entwirft Pläne und ist von dem Allen so überzeugt, daß ich oft ganz verwirrt bin und nicht mehr weiß, was wahr und was falsch ist. Meine Frage an Sie, Herr Doctor, ist nun: ob ichs wagen darf, dem Kranken, natürlich mit der höchsten Vorsicht, anzudeuten, daß von dieser Heirath nie die Rede sein kann. Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß diese Heirath aus gewissen Gründen im vollen Sinne des Wortes unmöglich ist. Soll ich nun meinen Vater in seinem Irrthum sterben lassen. Ist es nicht besser, daß ich die Wahrheit sage?"

Doctor Horn sah gedankenvoll in das ernste Antlitz des Fragenden.

„Nein, wenn Ihre Mittheilung den Kranken unangenehm berühren könnte, müssen Sie Ihr Geheimniß auch ferner verschweigen", gab er zur Antwort.

„O, Herr Doctor, können Sie sich eine schrecklichere Lage denken!" rief Walter. „Da stehe ich an des Vaters Seite, sehne mich von ganzem Herzen, ihm zu offenbaren was mir geschehen ist, etwas, was meine ganze Zukunft beeinflußt und das er durchaus erfahren muß, und doch darf ichs ihm nicht mittheilen."

„Dergleichen kommt häufig vor", gab der Doctor freundlich zur Antwort; glauben Sie mir, Ihr Fall ist nur einer aus der Menge."

„Mein Vater verlangt meine Vermälung mit der Tochter eines Freundes, ich aber weiß, daß sie unmöglich ist, wie darf ich ihn in diesem Irrthum sterben lassen! Wie darf ich es anhören, daß er meinen Gehorsam preist, wie darf ich Lobsprüche hinnehmen, die ich nicht verdiene, Segenswünsche, für die ich nichts gethan habe, eine Dankbarkeit, die mir nicht zukommt, wie kann ich mir Zukunftspläne vorlegen lassen, die ich von vornherein verwerfe, von Aufgaben sprechen hören, die ich niemals ausführen werde. Giebt es wohl irgend einen Grund auf Erden, der den Wahrheitsliebenden, den Ehrenmann berechtigt, sich dazu herzugeben?"

„Ja, einen Grund giebt es", gab der Arzt mit ruhiger Bestimmtheit zur Antwort, „Wenn Sie anders handelten, würden Sie ohne Frage den augenblicklichen Tod des Grafen herbeiführen. Wie wollten Sie das rechtfertigen? Die kleinste Erregung, der kleinste Verdruß oder Aerger und er ist verloren."

„Es ist furchtbar schwer für mich", sagte Walter, „aber wie die Dinge liegen, werde ich mich wohl Ihren Anordnungen fügen müssen!"

„Gewiß, das müssen Sie, Herr Graf. Und was kann darauf ankommen, da nach wenigen Tagen oder Wochen Alles vorüber ist? So lange werden Sie Ihr Geheimniß doch wohl bewahren können! Lassen Sie Ihren Herrn Vater in Frieden sterben. Oder, das Eine sagen Sie mir noch, würde es ihm in irgend einer Weise zum Segen gereichen, wenn Sie ihm die Wahrheit offenbarten?"

„Nein, nicht im Geringsten", antwortete der junge Mann.

„Würde es ihm dagegen schmerzlich sein, ihm Kummer bereiten?"

„Ich fürchte, daß es das thun würde."

„Dann dürfen Sie jedenfalls nichts davon sagen. Im Interesse

Digitized by Google

meines Kranken verbiete ichs Ihnen. Ihre Lage flößt mir die größte Theilnahme ein, aber ich sehe keine Möglichkeit, Sie daraus zu erlösen."

„So soll mein Vater in seiner Selbsttäuschung sterben?" rief Walter.

„Ja, denn die Enttäuschung wäre sein Tod", antwortete Doctor Horn.

„Das ist eine schwere Prüfung für mich", sagte der junge Mann. „Ich hoffte, daß Sie mir einen Ausweg zeigen könnten. Die Stellung, in der ich mich befinde ist unerträglich, ich habe das Gefühl, als ob ich von einer Atmosphäre von Lüge und Heuchelei umgeben wäre."

Doctor Horn legte die Hand auf Walters Schulter.

„Wollen Sie mir eine Frage erlauben?" sagte er. „Habe ich recht verstanden, wenn ich annehme, daß es der Herzenswunsch Ihres Herrn Vaters ist, Sie mit der einen jungen Dame zu verheirathen, während Sie eine Andere lieben? — Ist es so?"

„Ungefähr so, lieber Doctor. Nur noch schwieriger, verwickelter sind die Verhältnisse", erwiederte der junge Mann.

„Und es würde dem Grafen weh thun, wenn er von Ihrer Liebe hörte?"

„Mehr als das", gab Walter zur Antwort.

„Dann darf ihn nicht die leiseste Andeutung davon gemacht werden", sagte der Doctor. „Nicht wahr, er ist glücklich in dem Glauben, daß Sie die junge Dame heirathen werden, die er für Sie erkoren hat?"

„Sehr glücklich!" antwortete Walter.

„Dann lassen Sie es dabei bewenden", sagte der Arzt mit großem Nachdruck. „Lange wird es jedenfalls nicht dauern. Auch ich liebe die Wahrheit, wie Sie es thun. Aber es ist zuweilen kein Unrecht, sie dem Sterbenden zu verschweigen."

Nach dieser Erklärung ließ sich nichts mehr darüber sagen.

XIII.

Der alte Graf hatte unverkennbar an Lebenskraft gewonnen und Alle, die ihn beobachteten, sahen mit Erstaunen, wie mächtig die Hauptleidenschaft seines Lebens auch jetzt noch, Angesichts des Todes, in ihm war. Sobald er, in Kissen gestützt, aufrecht zu sitzen vermochte, begann sein Gehirn aufs Neue zu arbeiten. Er machte Pläne für die Bewirthschaftung seiner Güter, und alle auf die Adrian-Minen bezüglichen Documente mußten herbeigeholt und auf seinem Bett ausgebreitet werden. In seinen Angaben und Anordnungen war er völlig geistesklar, und bei jeder neuen Idee, die er dem Sohne vorgelegt hatte, pflegte er zu sagen:

„Wenn ich doch die Ausführung erleben könnte! Das nicht zu können ist mein einziger Kummer. Alles Gute wird Hartenstein erst zu Theil, wenn ich nicht mehr bin, und ich hätte das Alles so gern gesehen, lieber Walter!"

Eines Morgens schien es ihm ungewöhnlich gut zu gehen. Auf dem Tische neben seinem Bett lagen verschiedene Pläne und Documente ausgebreitet und er zeigte dem Sohne, wo er Neubauten für nöthig hielt und wo manches Alte niedergerissen werden sollte. Walter hörte eine Weile aufmerksam zu und obwohl er die Ueberzeugung im Herzen

Digitized by Google

trug, daß die Anordnungen des Vaters niemals zur Ausführung kommen könnten, wagte er nicht ein Wort dagegen zu sagen. Die Brocatvorhänge des Fensters waren zurückgeschlagen; das goldne Sonnenlicht strömte herein und die sanft bewegte Sommerluft trug süße Blumendüfte ins Zimmer. Große rothe Rosen sahen in das offne Fenster herein und während der Kranke seine Baupläne erklärte, wanderten Walters Gedanken nach und nach weit in die Ferne hinaus. Er stand wieder auf dem Blumenmarkt von Lissabon und füllte die Hände seines jungen Weibes mit duftenden Sträußen. Er sah das holde Erröthen auf dem süßen Gesicht, den Strahl der Liebe in den dunklen Augen. Er glaubte das fröhliche Lachen zu hören, das an den Klang eines Silberglöckchens erinnerte; und die Worte: „ich fürchte, daß ich ganz wie eine Braut aussehe", tönten ihm wieder im Ohr. Sein Herz schlug hoch auf bei diesen Erinnerungen und Thränen der Sehnsucht traten ihm in die Augen. Carmen war sein Weib, war so jung, so schön und er liebte sie so innig; aber er war so weit von ihr getrennt und ihre Liebe schien so hoffnungslos, Meer und Land dehnte sich zwischen ihnen aus! Und doch war es, als ob die nickenden rothen Rosen ihn zu ihr führten.

Aber eine leise, hastig sprechende Stimme entriß ihn seinen Träumen.

„Walter, wo bist Du heute mit Deinen Gedanken?" fragte der Kranke. „Was meinst Du zu dem Plane, das Obergrunder Vorwerk zu vergrößern?"

„Verzeihung, lieber Vater, ich habe nicht recht zugehört", antwortete Walter.

Das Gesicht des Kranken veränderte sich in einer Weise, die Walter mit Schrecken bemerkte.

„Ists möglich, Walter. Du hast nicht zugehört, während ich Dir meinen Lieblingsplan vorlege, Dir ein Project erkläre, das mich seit Jahren beschäftigt hat, ich erkläre es Dir und Du hörst nicht zu!"

Walter begriff sogleich was er verschuldet hatte. Seines Vaters Gesicht wechselte die Farbe, eine leichte Röthe brannte auf seinen Wangen, ein seltsames Leuchten kam in seine Augen und die Hand, in welcher er die Papiere hielt, zitterte; der junge Mann erschrak vor den Folgen seiner Unvorsichtigkeit.

„So tief warst Du in Gedanken versunken, daß Du mich gar nicht gehört hast", fuhr der Kranke mit matter Stimme fort. „Was war's denn, das Dich so ganz in Anspruch nahm?"

„Meine Gedanken hatten mich nach Lissabon geführt, lieber Vater, und — und zu allem Schönen, was ich dort gesehen habe."

Der Kranke athmete erleichtert auf.

„War das Alles?" fragte er. „Höre denn, ich will Dir noch einmal auseinander setzen, was ich mit Obergrund beabsichtige."

Diesmal hörte Walter aufmerksam zu, obwohl er wußte, daß des Vaters Plan nicht zur Ausführung kommen konnte, und während er das that, trat Gräfin Hildegard ins Zimmer.

„Lieber Friedrich Wolf", sagte sie, „Du scheinst Dich heute viel besser zu befinden, ich glaube, Du könntest ohne Gefahr den Besuch des guten Röhn annehmen. Er ist eben gekommen."

Das blasse Gesicht röthete sich abermals.

Digitized by Google

„Ja, liebe Hildegard, führe ihn herein", gab er zur Antwort.

Walter erhob sich, um das Zimmer zu verlassen. Er fürchtete, daß seine Anwesenheit zu allerlei Erklärungen Anlaß geben könnte. Aber der Vater hielt ihn zurück.

„Geh nicht fort, Walter", sagte er zu ihm aufsehend. „Es ist wahrscheinlich das letzte Mal, daß ich mit meinem alten Freunde zusammenkomme. Sie meinen, es ginge mir besser, aber ich weiß, daß das nicht der Fall ist. Darum bleib da, so lange ich den Freiherrn hier habe."

Nach dieser Aufforderung konnte der junge Mann nicht fortgehen; gehorsam setzte er sich wieder neben den Kranken.

Gräfin Hildegard kam in Gesellschaft des Freiherrn zurück und Walter konnte sich einer gewissen Sympathie für den freundlichen, gutgelaunten, etwas derben alten Herrn nicht erwehren, der wirklich, wie es der Graf bezeichnet hatte, ein Herz wie Gold zu haben schien. Seine Theilnahme und Sorgsamkeit für den Kranken hatte etwas Rührendes, und seine Freude über des Freundes scheinbare Besserung war so groß, daß Jeder, der den alten Grafen lieb hatte, auch den Freiherrn liebgewinnen mußte. Waltern schüttelte er in seiner herzlichen Weise die Hand.

„Ihre Gegenwart, lieber Graf, hat Ihren Herrn Vater wieder hergestellt", sagte er, „und das wundert mich gar nicht. Die Liebe eines guten Sohnes ist die beste Arznei für jeden Kranken; wollte Gott, daß auch ich einen Sohn hätte."

Gräfin Hildegard sah ihn lächelnd an.

„Sie haben eine Tochter", sagte sie, „die Ihnen lieber sein muß als ein Sohn, sie verdient es."

„Das thut sie, Lieberes, Besseres als sie, giebt es auf der ganzen Welt nicht!" antwortete der Freiherr, und während er das sagte, begegneten seine Augen denen des jungen Mannes, über dessen Gesicht ein heißes Erröthen flog.

Der alte Graf lächelte vor sich hin, auch der Freiherr und Gräfin Hildegard glaubten, daß die Erwähnung Adelheids dies Erröthen hervorgerufen habe. Wie konnten sie ahnen, daß es nur der Ausdruck gekränkter Liebe war.

„Ich darf nicht lange bleiben", fing der Freiherr wieder an; „habe gar keine Zeit, aber als ich hörte, daß es Ihnen besser geht, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, einmal herüber zu reiten, um mich selbst davon zu überzeugen."

„Mein lieber Junge hat mich wieder aufgerichtet und seine Gegenwart giebt mir neue Kraft", sagte der Kranke. Walter drücke dem Freiherrn die Hand, „ich bin ihm so großen Dank schuldig! Lieber Röhn, mein Sohn geht mit Freuden auf unsere Pläne ein."

Im ersten Augenblick war Walter wie versteinert, dann drängte sich ein heftiger Widerspruch auf seine Lippen, aber eben so schnell erinnerte er sich, daß dieser Widerspruch seinem Vater das Leben kosten könne. Und doch, wie wurde er durch die Worte des Kranken gefesselt, wenn er sie schweigend über sich ergehen ließ! Der Freiherr mußte ihn von Stund' an als den Verlobten seiner Tochter betrachten; welche Verwickelungen, welche Kämpfe konnten daraus entstehen! Er mußte sprechen

Digitized by

und doch, das blasse Gesicht, die zitternden Hände, die trüben Augen des Kranken hielten ihn zurück. Er stöhnte laut auf in seinem qualvollen Zweifeln, aber es wurde von Niemand bemerkt.

Der Freiherr streckte ihm die Hand entgegen; Walter wagte nicht, ihm die seinige zu verweigern. Sie war kalt und zitterte. Der Freiherr schrieb das seiner Herzensbewegung zu und gewann ihn darum nur um so lieber.

Walter machte einen verzweiflungsvollen Versuch zu seiner Befreiung. Als der Freiherr seine Hand erfaßte, sah er ihn ins Gesicht und sagte:

„Wir dürfen meinen Vater damit nicht aufregen, daß wir diese Angelegenheiten in seiner Gegenwart besprechen. Später, Herr von Röhn, wollen wir das in aller Ruhe thun."

Er hoffte, der Freiherr würde ihn verstehen und aus seinen Worten heraushören, daß in der Sache nicht Alles in Ordnung sei; aber die Antwort desselben belehrte ihn eines Andern.

„Wir brauchen nichts mehr zu besprechen, lieber Graf", sagte der Freiherr. „Für mich ist die Sache vollständig abgemacht, Sie haben sich nur noch mit Adelheid zu verständigen."

Walter verbeugte sich; in seines Vaters Gegenwart wagte er nichts zu sagen, überdies konnten durch jedes falsch verstandene Wort die Verwickelungen nur noch größer werden. So nahm er sich denn vor, dem Freiherrn zu folgen, wenn er das Krankenzimmer verließ und ihm in der Kürze zu sagen, wie es stand; aber auch diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung; sobald er sich erhob, bat sein Vater:

„Geh nicht fort, Walter, ich brauche Deine Hülfe, um diese Papiere zu ordnen."

So war Alles gegen ihn; das Schicksal vereitelte jeden seiner Pläne. Endlich, da ihn hier im Hause jede Möglichkeit zur offenen Erklärung abgeschnitten wurde, beschloß er, sobald als möglich nach Lindenburg, dem fürstlichen Familiensitze des Freiherrn, hinüberzureiten und sich mit ihm auszusprechen. Aber in derselben Stunde, als er im Briff war, dies Vorhaben auszuführen, erhielt seine Mutter ein Billet des Freiherrn, in welchem er schrieb: er sähe sich genöthigt, sofort für längere Zeit nach der Residenz zu gehen, bäte aber dringend, ihm so oft als möglich über den Zustand seines lieben, alten Freundes Nachricht zu geben.

Dem jungen Manne, dessen Herz von liebender Sehnsucht nach seinem Weibe erfüllt war, kam es vor, als ob sich Alles gegen ihn wendete. War wohl je ein Mann in solch ein Netz gerathen? Und wie sollte er sich aus demselben befreien? Wenn er jetzt sein Geheimniß offenbarte, kam er in Gefahr, seiner Mutter das Herz zu brechen.

Ueber vierzehn Tage waren bereits vergangen, seitdem er Carmen in den sonnigen Straßen von Lissabon zurückgelassen, und er hatte das Gefühl ihr jetzt ferner zu sein, als je, und mit der Gewißheit der Verzweiflung drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß er sein Versprechen nicht zu erfüllen vermöchte, den kranken Vater nicht vor Ablauf der nächsten vierzehn Tage verlassen dürfe. Er streckte seine Arme aus, als ob er Carmen damit umfassen wollte, aber ach! sie streckten sich in

Digitized by Google

die leere, sonnige Luft. Sein Weib war nicht da, und in gramvollem Schweigen senkte er das Haupt.

Wie liebte er sie, wie sehnte er sich danach, zu ihr zu flüchten! Aber welche Strecken dehnten sich zwischen ihm und ihr, Strecken, die nur seine liebenden Gedanken durchmessen und überfliegen durften! Ob sie an ihn dachte, wie er an sie? Ob die Sonne das kleine Haus beschien, das er so deutlich in der Erinnerung trug? Ob die Passionsblumen noch in Blüthe standen? O gütiger Himmel! er hatte Carmen versprochen, wieder bei ihr zu sein, noch ehe sie abgeblüht waren.

Während ihm diese Gedanken durch die Seele gingen, befand er sich auf einer der breiten Terrassen, die der Stolz Hartensteins waren, und bewunderte die Pracht ihrer Rosen. Die Stimme eines Dieners schreckte ihn auf.

„Herr Graf, bitte, kommen Sie schnell, es geht schlimmer mit dem gnädigen Herrn und er verlangt nach Ihnen."

Walter eilte in das Krankenzimmer und selbst sein ungeübtes Auge erkannte, daß der letzte, schwere Moment gekommen war. Der Schatten des Todes lag auf dem schönen, alten Gesicht und die Augen waren ohne Glanz. Die Umstehenden sprachen davon zu den Aerzten zu schicken; der Kranke blickte auf.

„Nein, laßt die Aerzte fort, sie können nichts mehr thun", sagte er. „Meine Stunde ist gekommen und ich werde dem Tode wie ein Mann entgegengehen. Meine Frau und meine Kinder will ich bei mir haben, Niemand sonst. Walter komm, laß mich den Kopf an Deine Brust legen und meine Hand in die Deine."

Man legte ihn, wie er es wünschte. Als die Todesschatten tiefer wurden und die Sehkraft der müden Augen mehr und mehr erlosch, sagte der Kranke mit leiser Stimme:

„Walter vergiß nichts von dem, was Du mir versprochen hast, vergiß es nicht!"

„Nichts, lieber Vater, ich werde nichts vergessen", antwortete der junge Mann.

Die Stimme der Natur sprach in diesem Augenblicke mächtig zu seinem Herzen. Der Vater war es, der sterbend in seinen Armen lag, den er in diesem letzten Moment zu beruhigen hatte.

„Gott segne Dich, mein Sohn, und nun versprich mir noch eins: Du hast mich noch im Tode glücklich gemacht, traure nun auch nicht zu schwer um mich und laß äußerlich die Trauerzeit nicht lange währen. Führe Dein junges Weib sobald als möglich heim, zum Wohle Hartensteins."

„Ja, lieber Vater, sobald als möglich will ich mein junges Weib heimführen", erwiederte Walter und verachtete sich selbst um dieser doppelsinnigen Antwort willen.

Und dann kam noch eine kurze Stunde, in deren Verlauf der Kranke von Weib und Tochter Abschied nahm; dann war Graf Friedrich Wolf zur ewigen Ruhe eingegangen und sein Sohn Walter war Herr und Gebieter auf Hartenstein.

Digitized by

XIV.

Graf Friedrich Wolf von Hartenstein wurde in der Familiengruft beigesetzt, in der die lange Reihe seiner Vorfahren schlief. Sein Tod hatte allgemeine Theilnahme erregt und wurde aufrichtig betrauert. Wenn er auch das Geld zu sehr geliebt hatte, um großmüthigen Regungen zugänglich zu sein, war er doch jederzeit ein gerechter und milder Herr gewesen. Nicht einer der Gutsangehörigen, die seinem Sarge folgten, konnten ihm eine besondere Güte oder Großherzigkeit nachrühmen; aber ebensowenig durfte ihm die geringste Härte oder Unbilligkeit zum Vorwurf gemacht werden. Er war nach jeder Richtung hin, rechtschaffen und pflichttreu gewesen, und wenn er Keinem besondere Gunst gewährt, so hatte er doch auch Keinen jemals geschädigt.

Während der Trauerceremonie sagten sich die Gutsangehörigen, beim Anblick des schönen, offenen Gesichts ihres neuen Herrn, daß nun für Hartenstein bessere Tage kommen würden. Seit langer Zeit war unter ihnen die Rede im Gange, daß der alte Graf zum Besten seines Sohnes so eifrig spare und daß unter dem jungen Herrn für sie Alle eine Zeit des Gedeihens in Aussicht stände.

Der Freiherr von Röhn war zur Beisetzung seines alten Freundes gekommen und war so herzlich wie möglich gegen die verwitwete Gräfin sowohl, wie gegen Hilda und Walter, aber der Begräbnißtag des Vaters war selbstverständlich nicht die passende Zeit, um von der Heirath des Sohnes zu sprechen. Adelheids Name wurde nicht genannt, und doch konnte sich Walter der Erkenntniß nicht verschließen, daß ihn der Freiherr in jeder Beziehung so behandelte, als ob er sein eigner Sohn gewesen wäre.

Noch einmal gab sich Walter das Versprechen, daß er, sobald das Begräbniß vorüber und das Leben in Hartenstein einigermaßen in das gewöhnliche Gleis zurückgekehrt sei, zu seiner Mutter gehen und ihr seine Geschichte erzählen würde. Im ersten Augenblick ihres Witwenschmerzes konnte er dies unmöglich thun, es wäre grausam gewesen.

Am Tage nach dem Begräbniß, es war ein warmer, heller Morgen, begab er sich in ihr Ankleidezimmer und fand sie am Fenster stehend, aus dem sie über den Park mit seinen breitästigen Bäumen und seinen ruhig äsenden Rehen hinaussah. Die Creppgarnirungen ihres Trauerkleides, ihre Witwenhaube, ihr blasses, vergrämtes Gesicht, ihre thränenvollen Augen rührten ihn tief und zum ersten Male kam ihm zum Bewußtsein, daß er fortan seiner Mutter einzige Stütze, ihr einziger Tröster war. Mit trüben Blicken sah sie hinaus in das Grün und Gold des Herbstes. Er trat zu ihr und küßte ihr schönes, kummervolles Gesicht.

„Walter", sagte sie in sanftem Tone, „Dir habe ichs zu danken, daß mein Schmerz nicht doppelt so bitter, doppelt so schwer ist. Ohne Dich müßte ich mich jetzt darauf vorbereiten von Hartenstein Abschied zu nehmen, und das hätte mir das Herz gebrochen. Ich bin zu alt, um ein neues Leben zu beginnen und habe Dir mehr zu danken, als je eine Mutter auf Erden dem Sohne zu danken gehabt hat."

Auch Walters Augen ruhten auf dem herbstlichen Gemisch von Grün und Gold, auf den Bäumen, die sich seit Jahrhunderten ungestört entfalten durften, auf der Schönheit der Blumen und Gewässer, und

Digitized by Google

zum ersten Male kam ihm zum Bewußtsein, wie hart es war, das Alles hingeben zu müssen und wie schwer er darunter leiden würde.

„Ich bin der erste Hartenstein, der ganz ohne Vermögen durchs Leben gehen muß", sagte er zu sich selbst; „der erste, der gezwungen wird, die Heimat aufzugeben."

Die leidenschaftliche Liebe für den alten Stammsitz der Familie, die allen Söhnen des Hauses Hartenstein eigen war, erwachte plötzlich auch in seinem Herzen und er fühlte, daß es leichter für ihn sein würde zu sterben, als den Hartenstein aufzugeben.

„Mutter!" rief er, indem er sich ungestüm zu der Gräfin wendete, „sag' mir, giebt es kein Mittel, Hartenstein für uns zu retten?"

Sie sah mit einem Lächeln zu ihm auf, das ihm tiefer ins Herz schnitt, als der schmerzlichste Seufzer.

„Gewiß, Du hast Dich ja schon dazu verstanden: Deine Heirath mit Adelheid von Röhn."

„Giebt es denn keinen andern Ausweg?" rief er wieder. „Es ist so demüthigend, Hartenstein mit dem Gelde eines Mädchens zu retten."

„Das Mädchen wünscht es, lieber Walter, es liegt also nichts darin, was Du als unehrenhaft oder erniedrigend empfinden könntest."

„Aber wie kommt Adelheid von Röhn dazu, das Unheil von uns abzuwehren, warum soll sie ihr Vermögen in einen Abgrund werfen? Wie dürfen wir, die wir auch nicht das geringste Anrecht an sie haben, annehmen, daß sie ihr Leben und ihr Geld für Hartenstein hingiebt?"

„Weil sie einsichtig genug ist, sich zu sagen, daß auch ein großes Vermögen von geringerm Werth ist, als ein alter Name. O Walter, lerne sie nur erst kennen, dann wirst Du sie besser verstehen! Ich habe sie herzlich lieb gewonnen, als ich diesen Frühling, während den Hoffesten, öfter mit ihr zusammenkam."

Er zuckte ungeduldig die Achseln, aber seiner Mutter schmerzensvoller Blick und ihr blasses Gesicht legten ihm Schweigen auf; er mußte sein Geständniß noch eine Weile hinausschieben.

„Einen andern Weg Hartenstein für uns zu erhalten, weißt Du also nicht?" fragte er wieder.

„Nein, nur diesen Einen", antwortete sie. „Wenn die Summe, für welche die Güter verpfändet sind, nicht übers Jahr bezahlt werden kann, wird hier Alles verkauft."

Uebers Jahr! So lange war ihm Frist gegeben. Ehe sie zu Ende ging, mußte sich der Himmel, der seine Bedrängniß kannte, erbarmen. Walter faßte Muth bei dem Gedanken. Uebers Jahr! Im Verlauf dieses Zeitraums ließ sich ebensogut ein Vermögen aufbauen, wie zu Grunde richten.

„Wenn ich nur wüßte", sagte er nachdenklich, „ob die Zerstörung der Minen wirklich eine so vollständige gewesen ist, wie die Agenten behaupten. Ich hätte die größte Lust, selbst nach Böhmen zu gehen, liebe Mutter, um mich davon zu überzeugen. Möglich, daß ich einen oder zwei Monate daran setzen muß, aber darauf käme ja nichts an."

„Jedenfalls könnte die Reise nichts schaden", antwortete Gräfin Hildegard. „Daß Du etwas damit erreichst, halte ich zwar nicht für wahrscheinlich. Dein Vater hat mir gesagt, daß der Werkführer mit

Digitized by

einer bedeutenden Summe durchgegangen ist, wenn der aufgefunden werden könnte, ließe sich vielleicht etwas thun."

„Wer war der Werkführer?" fragte der junge Mann.

„Adam Binder heißt er; auf seine Entdeckung ist eine große Belohnung gesetzt; aber er ist davongekommen, ohne daß man auch nur eine Spur von ihm gefunden hätte."

„Wenn ich ihn doch fände", sagte der junge Graf. „Ich würde gewiß nicht glimpflich mit ihm verfahren. Wenn er ehrlich gewesen wäre, stände es möglicherweise nicht so schlimm um uns. Das Eindringen des Wassers hätte er zwar nicht hindern können, aber die Actionäre hätten doch vielleicht einen Theil ihres Geldes gerettet. Wenn ich ihn finde, soll er mir seine Rechnung bezahlen. Jedenfalls will ich sobald als möglich die Reise nach Böhmen antreten."

Ob diese Reise von Nutzen sein könne oder nicht, zog Gräfin Hildegard nicht in Frage; es war ihr schon ein Trost, daß Walter ein so warmes Interesse für die Sache an den Tag legte. Oft schon hatte sie die Befürchtung beschlichen, daß ihrem angebeteten Sohne ein geheimer Kummer auf der Seele liege. Dies thätige Einschreiten war ihr ein Trost.

„Noch einen Umstand muß ich Dir mittheilen, lieber Walter", sagte sie; „ich glaubte, Dein Vater würde Dich davon unterrichten, er scheint es jedoch nicht gethan zu haben. Als die Nachricht von dem Unglück eintraf, hatte er gerade seine Dividende zu erwarten. Ich erinnere mich, daß ich ihn um Geld für Hilda bat, und daß er mir zur Antwort gab: warte, bis ich meine Dividende habe. Statt dessen brach das Unheil über uns herein. Sobald Röhn davon hörte, sandte er Deinem Vater eine Anweisung von zehntausend Thaler. Von dem Gelde leben wir jetzt, ohne das hätten wir nicht einen Pfennig in den Händen. Röhn hat sich wirklich als Freund bewährt."

Walter erblaßte; jede neue Verbindlichkeit gegen den Freiherrn vergrößerte die Schwierigkeiten seiner Lage. Ehe er Herrn von Röhn erklären durfte, daß er, trotz aller Vortheile und glänzenden Anerbietungen, nicht im Stande sei, Adelheid zu heirathen, mußten die zehntausend Thaler bezahlt werden.

Nun war er fest entschlossen, nach Böhmen zu gehen, um sich selbst vom Stande der Dinge zu überzeugen. Wenn er nur diese zehntausend Thaler aus dem Schiffbruch retten konnte, würde er sich wie befreit fühlen. Ehe er dies Geld nicht zurückzahlen konnte, war er nicht im Stande, dem Freiherrn mit einer offenen Erklärung vor Augen zu treten, aber sobald er im Besitz dieser Summe gelangte, wollte er es thun. Die Hauptsache für den Augenblick war, daß er sich selbst vom Zustande des Bergwerkes unterrichtete. Sein Vater war ein alter, schwacher Mann; die traurigen Nachrichten hatten ihn zu Boden geschmettert; er hatte weder die Kraft noch die Energie besessen, sich mit eigenen Augen vom Stande der Dinge zu überzeugen.

„Ich dagegen", sagte Walter zu sich selbst, „ich bin jung und stark; ich habe Muth und Energie, und Hoffnung und sage mir, vor allen Dingen, daß ich für das Glück meines Lebens zu arbeiten habe. Wenn ich aus dem Zusammensturz nur so viel zu retten vermöchte, daß ich den guten Freiherrn bezahlen und den Lebensunterhalt der Mutter

Digitized by Google

und Schwester sicherstellen könnte. Ich selbst wollte furchtlos Armuth und Entbehrung auf mich nehmen; ich ginge mit der Geliebten in die neue Welt, da die alte Welt nur dem Besitzenden eine geachtete Stellung im Leben gewährt."

Nur ein Umstand sprach gegen seinen Plan: wenn er nach Böhmen ging, konnte er nicht nach Lissabon reisen. Der Monat, den er als Zeit der Trennung festgesetzt hatte, war längst vorüber, die Rosen hatten abgeblüht und er war außer Stande gewesen, sein Versprechen zu erfüllen. Aber geschrieben hatte er immer; Carmen wußte Alles, was er im fernen Deutschland erlebte. Er hatte ihr von dem Tode des Vaters erzählt und wie ihn derselbe in der Heimat fesselte, hatte ihr geschrieben, daß sie nun Gräfin Hartenstein auf Hartenstein sei. Nur von seinen Geldangelegenheiten sagte er ihr nichts. Nicht um die Welt hätte er Thränen in ihre Augen bringen mögen, so lange er nicht bei ihr war, dieselben zu trocknen. Von seinen Sorgen zu sprechen war Zeit genug, wenn sie sich wieder hatten.

Sein Herz verlangte sehnsüchtig nach ihr. Hin und wieder brachte ihn die Glut seiner Liebe fast zur Verzweiflung und nur seiner Mutter blasses Gesicht und ihre Anhänglichkeit an Hartenstein, die sie immer wieder aussprach, vermochte das Feuer in seinen Adern zu dämpfen und seine Leidenschaft zurückzudrängen. Wieder und wieder sagte er sich selbst, daß es nie ein härteres Schicksal gegeben habe, als das seinige. Voller Wahrheitsliebe mußte er den Anschein der Lüge, der Heuchelei auf sich nehmen; mit dem lebhaftesten Ehrgefühl trug er das Bewußtsein der eignen Ehrlosigkeit im Herzen; von inniger, treuer Liebe für sein Weib erfüllt, mußte er für den Verlobten einer Andern gelten.

„Hätte ich meine Geschichte in einem Roman gelesen, würde ich darüber gelacht haben", sagte er zu sich selbst. „Ich würde behauptet haben, daß ein Mann von Ehre den Verhältnissen jederzeit gebieten kann. Aber, obwohl ich ein Mann von Ehre bin, haben mich die Verhältnisse überwältigt, haben mir Hand und Fuß gefesselt."

Den folgenden Tag sollte er nie vergessen.

Er war nicht im Frühstückszimmer, als die Postmappe geöffnet wurde und als er kam, lag ein Brief von Carmen neben seinem Teller.

Das Gesicht seiner Mutter trug den Ausdruck einer ungewöhnlichen Unruhe.

Walter steckte den Brief in die Tasche; lesen wollte er ihn erst, wenn er allein war. Seine Mutter trat mit bekümmerter Miene an seine Seite.

„Du hast einen Brief aus Lissabon bekommen", sagte sie; „ich sah den Poststempel, als ich die Briefe sortirte."

Ihre Stimme zitterte und ihre blassen Lippen bebten. Er sah mit einem Lächeln zu ihr auf.

„Ja, liebe Mutter, der Brief ist aus Lissabon", antwortete er.

„Walter, es ist eine Frauenhand!" sagte sie wieder und sein Lächeln erstarb, als er ihre tödtliche Angst erkannte. „Walter, geliebter Sohn, es ist doch nicht möglich, o Himmel, es kann doch nicht möglich sein!"

Mit diesen Worten fiel sie ihm ohnmächtig in die Arme.

Wenn schon der Anblick eines Briefes solchen Eindruck machte, was wäre erst geschehen, wenn er sein Weib mit heimgebracht hätte?

Digitized by Google

Er war doch nur ein Mensch, und liebte seine gütige Mutter, und es war natürlich, daß er sie, als sie die Augen wieder aufschlug, nach Kräften zu trösten suchte.

XV.

So verließ denn der junge Graf Hartenstein, trotz aller guten Vorsätze und Entschlüsse das Vaterhaus, ohne sein Geheimniß gestanden zu haben. Er zürnte sich selbst, den Verhältnissen der ganzen Welt, aber was war damit erreicht? Er begann einzusehen, daß jetzt nichts zu machen war und daß er schweigen müsse, bis er sein Weib in die Heimat einführen konnte. Zu dem Freiherrn von Röhn zu gehen, ehe er ihm die zehntausend Thaler zurückzuzahlen vermochte, war ihm unmöglich; aber um dazu im Stande zu sein, mußte er sich dies Geld erst selbst erringen: das Einzige, was ihm übrig blieb, war also selbst nach Böhmen zu gehen.

„Es ist eine Art Zwickmühle", sagte er zu sich selbst. „Ich kann mich gegen den Freiherrn nicht erklären, ehe ich das Geld habe und kann das Geld nicht erlangen, ehe ich mich selbst nach den Adrian-Minen begebe."

Mit einem Gefühl der Verzweiflung fragte er sich selbst, was er beginnen solle, wenn es ihm nicht gelang, die zehntausend Thaler herbei zu schaffen.

Er schrieb einen langen Brief an Carmen, erzählte ihr, daß ein abermaliges Hinausschieben ihres Wiedersehens unvermeidlich sei, aber daß er nach Kräften thätig sei und sobald als möglich zu ihr zurückkehren würde. Dann reiste er ab und begab sich nach den Bergwerken. Dort angekommen, gewann er schon nach wenigen Stunden die Ueberzeugung, daß er, um etwas zu erreichen, wochenlang dableiben müsse. Er erfuhr auch, daß der Werkführer, Adam Binder, mit einer sehr bedeutenden Summe durchgegangen war; die Minen waren völlig zerstört. halb mit Wasser gefüllt und Keiner schien die mindeste Hoffnung für ihre Wiederherstellung zu besitzen.

Des jungen Grafen erste Regung war, daß der Werkführer gefunden werden müsse. Man sagte ihm jedoch, daß man die Verfolgung desselben nach langen, ernstlichen Bemühungen, als nutzlos aufgegeben habe und so richtete Walter seine Thätigkeit nach einer andern Seite, um zu versuchen, was irgend gerettet werden könne. Er war ein Neuling in allen praktischen Aufgaben, aber er besaß einen klaren Kopf und ein rasches Verständniß. Es gelang ihm ziemlich schnell, sich auch hier einen Ueberblick zu verschaffen, aber je klarer er sah, um so tiefer sank sein Muth. Er erkannte, daß wenn die Minen in der rechten Weise ausgebeutet worden wären, sein Vater einen ungeheuren Gewinn davon getragen hätte, wie die Sachen standen war jedoch das ganze Anlagecapital verloren. Er that was er konnte, saß bis tief in die Nacht über Plänen, Anschlägen und Berechnungen; er arbeitete mit Kopf und Herzen, mit dem Aufwande seiner ganzen Kraft, denn er arbeitete für Carmen. Aber je länger er sich abmühte, um so deutlicher sah er ein, daß es vergebens war; nirgends zeigte sich auch nur die geringste Aussicht dazu, die zehntausend Thaler herbeizuschaffen. Er wußte, daß seine

Digitized by Google

Mutter das Mögliche that, um mit dem Gelde, was sie in Händen hatte, bis zu seinem sehnsüchtig erwarteten Hochzeitstage auszukommen. War diese Summe ausgegeben, so wußte er nicht, wovon sie ihren Lebensunterhalt ferner bestreiten sollten, sie waren dann vollständig zu Grunde gerichtet, und kam der Juni heran, ohne daß Hartenstein eingelöst werden konnte, so war der Verkauf der Güter unvermeidlich.

Es war nicht anders möglich, das alte Stammschloß eines alten, edlen Geschlechts mußte verkauft werden und für seine Mutter, die an ein Leben im großen Stil gewöhnt war, für seine Schwester, deren Jugend und Schönheit zu den höchsten Ansprüchen berechtigten, blieb nichts übrig, als was die Miethe für das Haus eintragen konnte, das sie in der Residenz besaßen. Dies alte Haus, in dem die Hartensteins seit so und so vielen Generationen gewohnt hatten, so oft sie für längere oder kürzere Zeit in der Residenz anwesend waren, mußte Fremden überlassen werden, während sich die Gräfin Hartenstein mit ihrer Tochter in irgend einer Miethskaserne der Vorstadt einquartirte. Er selbst aber, was sollte er beginnen? Wie der Mann im Evangelium mußte er sagen: „arbeiten kann ich nicht und zu betteln schäm' ich mich." Die allgemeine Bildung, die er sich erworben hatte, befähigte ihn nicht, sich sein Brod zu verdienen; zu keinen Lebensberuf fühlte er sich tüchtig und um jetzt noch ein ernstes Studium zu beginnen war er zu alt.

„So werde ich denn mein Leben lang ein vornehmer Bettler sein", dachte er; „der erste Hartenstein, dem dies elende Loos zu Theil wird."

Und wie sollte er Carmen mit in dies Elend hineinziehen? Sie liebte ihn innig genug, um Armuth und Entbehrung mit ihm zu theilen, aber — das fragte sich Walter mit bitterm Lächeln — wie würde er auch nur das Nöthigste für den eigenen Unterhalt erlangen, und welche Aussicht hatte er, für sie sorgen zu können? Wie herrlich hatte er sich die Tage vorgestellt, in denen sie als Gräfin Hartenstein auf Hartenstein leben würde, das sollte nie in Erfüllung gehen!

Und doch war ihm der Gedanke an Carmen, die Erinnerung an das holde, junge Wesen, das er geliebt und verlassen hatte, wie ein Lichtstrahl in der Nacht seiner Sorgen, seiner Verzweiflung.

Dann aber senkte sichs wie ein Schatten auf das geliebte Bild, der Schatten der Trennung, die sich weiter und weiter ausdehnte. Die längste Frist, die er für sein Entferntsein angenommen hatte, war ein Monat gewesen, nun war bereits ein Vierteljahr vergangen. Die Rosen waren verblüht, die Trauben geerntet, der Hauch des Herbstes kam mit dem feuchtkalten Winde gezogen, und noch zeigte sich keine Hoffnung, keine Aussicht, fort zu können.

Mehr und mehr kam Walter zu der Ueberzeugung, daß nur Adam Binder im Stande war, die Sachlage ganz zu übersehen; nur mit seiner Hülfe konnte festgestellt werden, ob nicht noch etwas gerettet zu werden vermochte, und wenn es nur wenige Tausende sein sollten.

Schon legte sich eine Schneedecke über den Erdboden und Walter sah sich dem Abgrunde um sechs Monate näher gerückt. Es war hart für ihn, die Schwelle von Hartenstein wieder zu überschreiten, mit dem Bewußtsein, daß nach Verlauf weniger Monate fremde Gestalten in den vertrauten Räumen wohnen, fremde Stimmen hier erschallen würden; noch härter aber war es, die kummervollen Mienen der Mutter und

Digitized by Google

Schwester zu sehen, den fragenden Blick, mit dem sie Walter beobachteten, als erwarteten sie, ein Wort von ihm zu hören, dem sie mit Angst und Schrecken entgegensahen.

Hilda hatte nach und nach einen Einblick in die Verhältnisse bekommen; die Mutter hatte ihr mitgetheilt, daß ihre Zukunft von Walters Heirath abhing, daß Alles gut werden könnte, wenn er den Wunsch des Vaters erfüllend, sich mit Adelheid von Röhn verlobte; daß hingegen, wenn er es nicht that, vollständiger Ruin über sie hereinbrechen mußte. Hilda wußte demnach, daß ihr eignes Schicksal sowohl wie das der Mutter, in ihres Bruders Händen lag.

Walter besaß ein zärtliches Herz und der Ausdruck im Antlitz der Mutter bewegte ihn tief. Laute Vorwürfe, offene Anklagen, heftige Forderungen hätte er leichter ertragen, als die tiefe, stumme Klage, das angstvolle Fragen ihres Gesichts.

Ehe er nach Hause gekommen war, hatten Mutter und Tochter über ihn gesprochen.

„Es wird am klügsten sein, liebe Hilda, Walter nicht auf seine Heirath anzureden", sagte die Gräfin; „ich habe die leise Furcht — warum weiß ich mir nicht zu erklären — daß er irgendwo, während seiner langen Abwesenheit, eine Neigung gefaßt hat, die er nur langsam zu besiegen vermag. Dir hat er wohl nie etwas anvertraut, liebes Kind?"

„Nie, liebe Mama; ich glaube auch nicht, daß er irgend eine Neigung hat, sondern nur, daß es ihm, der so edel und zartfühlend ist, in innerster Seele widerstrebt, Adelheid von Röhn um ihres Geldes willen zu heirathen. Verlaß Dich darauf, er will erst sehen, ob er sie liebgewinnen kann."

Die Gräfin blickte wie erleichtert auf.

„Du hast Recht, Hilda", sagte sie; „wie sonderbar, daß mir dies niemals eingefallen ist. Walter war jederzeit die Ehrenhaftigkeit selbst, ja, das ist es, ganz gewiß. Du hast recht, ich brauche mich nicht zu sorgen. Es ist einfach das, er will sich nicht erklären, ehe er Adelheid gesehen hat."

„Könnten wir Röhns nicht zu uns einladen, um Walter und Adelheid zusammen zu führen?" fragte das junge Mädchen.

„Nein", antwortete die Gräfin, „das halte ich nicht für gut. Nächsten Frühling müssen wir auf einige Zeit nach der Residenz gehen, dort mögen sie sich begegnen. Uebereilen will ich nichts, sehe ich doch jetzt ganz deutlich, wie die Sache steht. Dir aber, liebe Hilda, bin ich herzlich dankbar, daß Du mich von meiner unerträglichen Angst befreit hast."

Der Freiherr von Röhn ging für den Winter mit Frau und Tochter nach Paris; Gräfin Hildegard und Hilda blieben auf Hartenstein, wo sich auch Walter wieder einfand, so ungestüm ihn sein Herz in die Ferne trieb.

Wie sollte er sein Schicksal ertragen, seine Aufgabe lösen? Während die Tage, die ihn von Carmen fernhielten, dahin schwanden, führten sie ihn auch näher und näher der Katastrophe zu. Hundertmal im Lauf des Tages war er im Begriff, zu seiner Mutter zu gehen, um ihr zu sagen: „Laß uns der Ungewißheit, dem peinlichen Zaudern ein Ende machen; ich habe mein Weib in Lissabon zurück gelassen und muß es

Digitized by Google

heim holen.“ Immer wieder trieb ihn sein Inneres, mit diesen Worten auf den Lippen, an der Mutter Thür, aber ein Blick in ihr sanftes, blasses Gesicht entwaffnete ihn wieder. Hätte er ihr doch eben so gut den Dolch ins Herz stoßen, als ihr diese Mittheilung machen können, die sie langsam tödten mußte.

Sein Geheimniß lag ihm wie eine Centnerlast lähmend auf der Seele. Nicht daß seine Liebe für Carmen sich verringert hätte, aber die Schrecknisse und Schwierigkeiten seiner Lage entmuthigten ihn. Wäre er frei gewesen, so würde er sich — selbst ohne daß er Carmen je gesehen — nie dazu verstanden haben, sich durch das Geld einer Frau zu helfen. Lieber wäre er nach Amerika ausgewandert, um dort nach besten Kräften den Kampf des Lebens durchzufechten; aber Mutter und Schwester waren auf ihn angewiesen und er hatte, so viel an ihm war, den Glanz eines alten Namens aufrecht zu erhalten. Er durfte nicht nur sich selbst in Betracht ziehen; hätte er das gekonnt, so wäre Alles anders gewesen.

Er fühlte sich völlig machtlos. Jedenfalls mußte er, sobald der Freiherr nach Deutschland zurück kam, eine Auseinandersetzung mit ihm haben. Im Juni war seine Frist abgelaufen, dann mußte er, ob er die zehntausend Thaler zurückzahlen konnte, oder nicht, dem Freiherrn die Wahrheit offenbaren und der Hartenstein mußte verkauft werden.

„O Schmach! Daß ein Hartenstein sich soweit getrieben sehen konnte, daß ein Hartenstein seine Heirath verheimlichen mußte, wie eine Schande, daß ein Hartenstein in der vollen Kraft der Jugend und Gesundheit, ein Mann mit hellem Kopf und muthigem Sinn nur durch das Vermögen eines Weibes vom Untergang gerettet werden konnte!

Walter hätte sich selbst verachten mögen, aber die Ketten, die ihn drückten, hatte er ja nicht geschmiedet, und daß er sie so lange trug, ohne zu irgend einem verzweiflungsvollen Mittel zu greifen, das ihn davon frei machen konnte, war ein Beweis wirklichen Heldenmuthes. Auch in Hartenstein fuhr er fort, wie er schon in Böhmen gethan, nach Mitteln und Wegen zu suchen, um seiner Bedrängniß ein Ende zu machen.

Der Besitz von Hartenstein war an sich selbst dem einer Goldgrube gleich, aber Walter durfte sie nach keiner Richtung ausbeuten, denn Haus und Ländereien mit Allem, was sie enthielten, waren verpfändet. In den Wäldern durfte nicht ein Baum gefällt werden, sonst hätten nur zu bald die herrlichsten Riesenstämme am Boden gelegen, um die zehntausend Thaler des Freiherrn zu bezahlen, und eben so wenig durfte er über die kostbaren Gemälde verfügen, durch deren Verkauf er so leicht im Stande gewesen wäre, diese drückende Schuld von sich abzuwälzen.“

„Ich bin von Reichthümern umgeben und darf sie nicht berühren!“ sagte er verzweiflungsvoll zu sich selbst.

Und der Schnee bedeckte die Erde, der Winterfrost kam und verging, die Welt erwachte zu neuem Frühlingsleben und Walter war noch immer nicht zu Carmen zurückgekehrt.

XIV.

Der holde Frühling, der so vielen Trost und neues Leben spendet, brachte dem jungen Grafen nur die Nacht der Hoffnungslosigkeit. Die

Digitized by Google

Bäume schmückte der Lenz mit frisch-grünem Laube, die Wälder mit Blumen, die Hecken mit Weißdornblüthen; die Luft erfüllte er mit süßen Düften, jungen Herzen gab er Liebe, fast allem Geschaffenen irgend ein Glück, nur für Walter hatte er nichts als Verzweiflung. Alles blieb für ihn beim Alten: von dem Werkführer war keine Kunde zu erlangen, die Minen standen voll Wasser und jeder Tag, der dahin schwand, brachte den Zahlungstermin näher heran; seine Mutter schien sich nicht wohl zu fühlen und sein eigenes Herz wurde immer schwerer und muthloser, besonders wenn er an Carmen dachte.

Im März beschloß Gräfin Hildegard in die Residenz zu übersiedeln. Der einzige Arzt, zu dem sie Vertrauen hatte, kam um diese Zeit von Paris zurück, wo er eine der wunderbarsten Kuren ausgeführt und sie wünschte, sich für einige Zeit in seine Behandlung zu geben. Auch Hilda war nicht recht frisch, die Mutter meinte, daß sie der Zerstreuung bedürfe, und wenn sie Beide auch nicht an den letzten Festlichkeiten der Wintersaison Theil nehmen durften, etwas Verkehr war für Hilda doch zu finden. Einer der Hauptgründe für die Uebersiedlung war jedoch, daß die Freifrau von Röhn mit ihrer Tochter Adelheid zurückkam. Der Freiherr wollte zwar erst im Juni heimkehren, aber die beiden jungen Leute konnten sich doch jetzt schon begegnen.

Ihrem Sohne sagte Gräfin Hildegard nichts von diesem letzten Beweggrunde; sie fühlte eine gewisse Scheu ihn an Adelheid zu erinnern.

Als Walter an einem schönen Frühlingstage von seinem Stammschlosse Abschied nahm, ohne Hoffnung, es jemals wieder zu sehen; als er noch einmal Wald und Flur, Park und Gärten im Schmuck des ersten aufsprießenden Grüns überblickte, fühlte er plötzlich, wie tief seine Liebe für die Heimat seines Geschlechtes war. Nie zuvor war sie ihm so schön erschienen und als die Thürme des Hartensteins aus seinen Augen verschwanden, füllten sich diese mit heißen Thränen und ein bittrer Seufzer entrang sich seinen Lippen.

Welch ein Abstand zwischen den frischgrünen Fluren, den duftigen Wäldern von Hartenstein und einem Salon in der Stadt, den Sonnenschein, den Gesang der Vögel, die zarten Farben der ersten Frühlingsblumen, das Girren der wilden Tauben, das Murmeln des kleinen Baches im steinigen Bette, den Duft des blühenden Weißdorns, das Alles fehlt hier und der Luxus, den die Menschen geschaffen haben, tritt an die Stelle dieser Gaben der Natur.

Wir blicken in ein reiches Empfangszimmer. Sanftes, gemäßigtes Licht dämpfte den Glanz der Vergoldungen und die Pracht der Farben. Die reich drapirten Fenster gewähren Aussicht auf Bäume und Fontainen; durch kostbare seidene Vorhänge fällt das Licht auf Gemälde von unschätzbarem Werth, auf leuchtende tizianische Gestalten, auf anmuthige Mädchenköpfe von Greuze. Die ganze Einrichtung spricht von fürstlichem Vermögen und fürstlichen Lebensgewohnheiten. Gold und Elfenbein, Boule und Jaspis, Porphir und Marmor vereinigen sich in wundervoller Farben- und Formenharmonie, und das ganze Gemach bildet gleichsam den passenden Schrein für eins der vollkommensten Bilder, die nur je der Phantasie eines Künstlers entsprungen, ein Bild von vollendeter Anmuth, Lieblichkeit und Schönheit.

Es war ein großes, schlankes Mädchen mit stolzer Haltung, einer

Digitized by Google

gewissen selbstbewußten Grazie, und einem feinen Gesicht von der regelmäßigsten Schönheit. Ein schweres, schleppendes Kleid von weißer Seide, reich mit Spitzen besetzt, floß an ihr hernieder, und ließ ihre schöngeformten Arme, den milchweißen, mit einer Perlenschnur geschmückten Hals und die herrlichen weißen Schultern unbedeckt, von denen ein duftiges, weißes Spitzengewebe herabhing. Das schöne Mädchen hatte ein feines, vornehmes Gesicht, einen frischen, stolzen Mund, glänzende Augen und eine weiße, von blondem Lockenhaar umwallten Stirn.

Jede Bewegung des holden Geschöpfes war die Anmuth selbst; ihr Lächeln besaß einen Reiz, den jedes Menschenherz gefangen nahm, es mochte wollen oder nicht, und ihre Stimme war vom süßesten Wohllaut. Wenn Herz und Seele dem Aeußern glichen, war Adelheid von Röhn eines der vollkommensten Wesen auf Erden.

Sie stand an einem prächtigen Blumentische, von dem die rothblühenden Ranken einer indischen Pflanze niederhingen. Ihre schlanken, weißen Finger strichen liebkosend darüber hin und ihr Blumenangesicht neigte sich tief nieder. Sie war so schön in ihrer unbewußten Lieblichkeit, daß die Dame, die jetzt ins Zimmer trat, eine Weile still in ihren Anblick versunken blieb, dann trat sie näher und sagte:

„Wie schnell hast Du Dich angezogen, liebe Adelheid, es sind ja kaum zehn Minuten vergangen, seit ich Dich verließ."

Mit freundlichem Lächeln sah das junge Mädchen auf, dann beugte sie sich wieder über die rothe Blume.

„Wenn sie nur klingen wollten!" sagte sie.

„Wenn was klingen wollte?" fragte die Freifrau von Röhn.

„Diese schönen Feenglöckchen, Mama."

„Liebe Adelheid, welch' ein seltsamer Einfall!"

Mit einem gewissen stolzen Erstaunen blickten die glänzenden Augen des jungen Mädchens zu der Mutter auf.

„Seltsam findest Du den Einfall?" fragte sie; dabei näherte sie ihr zartgeformtes Ohr der Blumenranke und schien lächelnd zu lauschen. „Es ist wirklich ein melodisches Getön in den Blumen", fuhr sie fort; „ein leises Klingen, ich kann sogar Worte verstehen."

„Und was sagen sie?" fragte die Mutter mit einer gewissen Ungeduld.

„Ich liebe meinen Liebsten, weil mein Liebster mich liebt", antwortete das junge Mädchen. „Ich möchte wissen, ob diese Worte die Wahrheit sagen und ob sie jemals für mich selbst Wahrheit werden sollen." Dabei strich sie die Falten ihres weißseidnen Gewandes glatt und schüttelte den Spitzenbesatz. „Du wunderst Dich, Mama, daß ich so schnell mit dem Anzuge fertig geworden bin, kannst Du Dir nicht denken, daß ich voll Ungeduld bin, meinen feurigen, ergebenen Liebhaber, meinen Verlobten, dem Grafen Walter Hartenstein, zu begegnen?"

„Adelheid, liebes Kind, ich bitte Dich, mache mir keine unnöthige Unruhe. Ich habe wahrlich Sorgen genug. Wenn Dir der Graf nicht gefallen sollte, so mußt Du das Deinem Vater sagen, ich will nichts mit der Angelegenheit zu thun haben."

„Ich sage durchaus nicht, daß er mir mißfallen wird, liebe Mama, auch weiß ich noch ganz genau, wie er als Knabe aussah. Er hatte ein

Digitized by

schönes, rosiges, offenes Gesicht und glänzend blondes Haar. Ich erinnere mich auch, daß er Kirschen aß, und daß er mir einen Kuß gab."

„Liebes Kind, sei doch nicht in einem Athem gefühlvoll und spöttisch."

„Liebe Mama, wie kann ich anders sein? Nie kann ich etwas von der Gefühlsseite betrachten, ohne gleichzeitig auch das Komische zu sehen, das darin steckt. Wenn mich irgend etwas im Leben beherrschen soll, so muß es eine tief tragische Leidenschaft sein."

Ein leichter Schauder durchfröstelte sie bei diesen Worten; es war als ob eine Ahnung über sie käme.

Die Freifrau setzte sich und zog den kostbaren schwarzen Spitzenshwal um ihre Schultern. Ihr prächtiges Kleid von purpurrothem Sammet, ihre funkelnden Diamanten bildeten einen schönen Gegensatz zu dem lichten, weißen Anzuge der Tochter. Auch sie war eine schöne Frau, mit feinen, ausdrucksvollen Zügen, schöner Gestalt und imponirender Haltung. Sie war indolent von Natur, hielt sich jede Unruhe und Arbeit fern, suchte jede Last soviel als möglich auf andrer Leute Schultern zu legen und weigerte sich entschieden dem Unangenehmen irgend welche Beachtung zu schenken.

Jetzt betrachtete sie die hohe, schlanke Gestalt der Tochter; plötzlich durchschritt diese das Zimmer und während sie wie eine weiße Lilie neben der Mutter stand, sagte sie:

„Mama, ich muß mit Dir sprechen."

„Sprich, liebes Kind", antwortete die Freifrau, indem sie den Kopf in die weichen Kissen zurück lehnte. „Das heißt, wenn es nichts Unangenehmes sein soll."

„Arme Mama", sagte das junge Mädchen mit sanftem Lächeln; „was sollte aus Dir werden, wenn jemals ernste Sorgen über Dich kämen? Du würdest fortgerissen werden, wie ein Blatt, das im Strome schwimmt."

„Bitte, sprich nicht von solchen Dingen", sagte die Freifrau mit klagender Stimme. „Warum sollten Sorgen und Leiden über mich kommen? Ich habe nie Unrecht gethan."

„Glaubst Du, daß nur die leiden, die Unrecht gethan haben? Liebe Mama, so jung ich bin, weiß ich es doch schon besser", antwortete Adelheid.

„Ich bin gut und freundlich gegen alle Leute", fuhr die Freifrau klagend fort; „nirgends, davon bin ich überzeugt, wird mehr für die Armen gethan, als bei uns. Ich selbst habe ein Armenhaus bauen lassen."

Nach diesen Worten sah sie verwundert auf, denn ein silberhelles Lachen klang durch das Zimmer.

„Liebe Mutter", sagte Adelheid, „Du wiederholst den Spruch König Heinrichs IV. Ich habe keine Sympathie dafür, mir kommt es vor, wenn ich dergleichen höre, als wenn man der Vorsehung ein Contobuch mit Soll und Haben vorlegte."

„Ich lasse mich nie auf solche Dinge ein", sagte die Freifrau; „Du wolltest ja mit mir sprechen? Laß hören, was Du im Sinne hast."

Das Lachen verstummte; die weiße Hand des jungen Mädchens spielte mit dem Spitzenbesatz und ein lieblicher Hauch, wie er im Herzen der Rose blüht, ergoß sich über ihr Antlitz.

„Ich möchte Dich bitten, mir über etwas Auskunft zu geben, liebe

Digitized by Google

Mama. Bisher habe ich nicht danach gefragt, aber jetzt muß ich es wissen. Ich muß erfahren, warum Papa sein Herz an diese Heirath gehängt hat? Sag' es mir, Mama. Du wirst mich nicht für eitel halten, wenn ich sage, daß ich hübsch bin, nicht wahr, das bin ich doch?"

„Du würdest nicht in meine Familie gehören, liebe Adelheid, wenn Du es nicht wärst", antwortete die Freifrau.

„Ich bin Deiner Familie herzlich dankbar", sagte Adelheid. „Wie gut von ihnen, daß sie mich aufgenommen haben; also, Mama, können wir, Dank Deiner Sippe, das Eine festhalten, daß ich hübsch bin?"

„Nicht spotten, Adelheid, es ist so unweiblich!"

„Ich habe durchaus nicht die Absicht zu spotten, liebe Mama. Laß mich nur aussagen, was ich zu sagen habe. Zum dritten Male also muß ich wiederholen, daß ich hübsch bin und außerdem besitze ich, Papa sei Dank, ein: großes Vermögen. Da ich nun, wie es die Leute nennen, Schönheit habe und Geld, müßte ich doch eigentlich eine wünschenswerthe Partie sein, ich meine, es dürfte nicht schwer halten, mich zu verheirathen?"

„Liebes Kind, Du bist ein großes Loos in der Ehestandslotterie", antwortete Frau von Röhn.

„Nun, wenn das der Fall ist, so sage mir, warum Papa soviel an dieser Heirath gelegen ist?"

Die Freifrau erhob sich aus ihrer Mattigkeit und sah der Tochter ins Gesicht.

„Was veranlaßt Dich gerade jetzt zu dieser Frage, liebe Adelheid?" sagte sie mit ernster Verwunderung. „Deines Vaters Wünsche sind Dir längst bekannt und Du hast früher nie davon gesprochen."

„Ich bin erst heute darauf gekommen."

Die Freifrau blickte in das liebliche, fragende Gesicht.

„Ich kann Dir nur meine eigene Ansicht mittheilen", sagte sie; „Dein Vater, der weiß, wie wenig Lust und Geschick ich zu allem Geschäftlichen habe, hat mir nie etwas darüber mitgetheilt. Du weißt aber, daß der Hartenstein'sche Adel zu dem ältesten und besten des Landes gehört."

„Ja, daß weiß ich", gab Adelheid ungeduldig zur Antwort.

„Nun, ich glaube, daß Dein Vater diesen alten Adel gegen seinen Reichthum in Rechnung bringt", fuhr die Freifrau fort, „und ich glaube, daß er recht daran thut. Der Eine hat ohne den Andern nicht viel zu bedeuten; vereinigt besitzen sie eine unwiderstehliche Macht. Graf Hartenstein ohne Geld ist nur ein Name; mit Geld wird er zu einem der bedeutendsten Männer des Landes. Deines Vaters Adel ist von ziemlich neuem Datum; kommt aber sein Geld zu dem Stammbaum des jungen Grafen, so ist Alles aufs Beste ausgeglichen."

„Ich verstehe!" sagte Adelheid gedankenvoll.

„Du begreifst auch, liebes Kind", fuhr die Mutter fort, „daß in Familien, wie die unsrige, eine Heirath etwas ganz anderes ist, als in Familien niedrigern Ranges. Bei uns wird sie geradezu eine Staatsangelegenheit. Die Vortheile, welche eine Verbindung gewährt, kommen beinah mehr in Betracht, als die Verbindung selbst, während man sie in geringern Ständen häufig nur zu einer sogenannten Liebesangelegenheit macht. Wir dagegen behalten jederzeit die Rücksicht für die gesellschaft-

Digitized by

liche Stellung davon im Auge, welche die Verbindung schließen sollen: es kann aber nichts Passenderes geben, als Deine Verheirathung mit dem Grafen Hartenstein. Alle Verhältnisse werden dadurch aufs Beste geordnet."

„Es ist also ausgemacht, daß Liebe dabei ganz außer Frage bleibt?" sagte Adelheid.

„Es ist ausgemacht, daß sich ein alter Stammbaum und eine schwere Börse zu einem vollendeten Ganzen vereinigen sollen, liebe Adelheid. Alle jungen Mädchen von einer gewissen Gemüthsrichtung pflegen zu einer oder der andern Zeit ihres Lebens einer thörichten Schwärmerei für Liebe und dergleichen zu verfallen. Was mich betrifft, so bin ich auch der Meinung, daß zwischen Mann und Weib eine gewisse freundliche Zuneigung stattfinden muß; weiß aber auch, daß solche Neigung dauerhafter ist, als was die Leute mit dem Namen Liebe zu bezeichnen pflegen."

„Und ich weiß", rief Adelheid, indem sie sich erhob und ernst, stolz, mit hocherhobenem Kopfe und leicht geröthetem Antlitz neben der Mutter stand, „ich weiß, daß wenn ich den Grafen Hartenstein nicht zu lieben vermag, keine Gewalt der Erde im Stande sein wird, mich zur Heirath mit ihm zu zwingen."

„Dann will ich, um unseres Freundes willen von Herzen wünschen, daß Du ihn lieben kannst", sagte die Freifrau. „Deinem Vater ist diese Heirath nun einmal Herzenssache."

Nach diesen Worten sank die Freifrau in ihre gewöhnliche Apathie zurück und lehnte sich mit halbgeschlossenen Augen in die Sophakissen, während ihre Tochter wieder nach dem Blumentische ging, von dem die scharlachrothen Blüthenglocken niederhingen.

„Das Eine weiß ich", sagte sie; „im ersten Moment, wo ich ihn sehe, werde ich deutlich fühlen, ob irgend eine Sympathie zwischen uns besteht. Ist diese nicht da, so werde ich ihn niemals lieben, und liebe ich ihn nicht, so werde ich ihn auch niemals heirathen."

„Beste Adelheid, Du hast den ganzen Eigensinn Deines Vaters, ohne seine gesunde Vernunft", gab die Freifrau klagend zur Antwort. „Thu mir die Liebe, die Sache vorläufig fallen zu lassen."

Mit diesen Worten schloß sie die Augen; sie pflegte zu sagen, daß ihre beste Vorbereitung auf eine Mittagsgesellschaft ein zehn Minuten langes Schläfchen sei.

Adelheid verließ die rothe Blume und trat in die Fensternische, die eine große Palme enthielt. In ihrem sanften, grünen Schatten stehend, sah das junge Mädchen mehr als je einer Königin gleich. Ein träumerisches Lächeln lag auf ihren Lippen, ein träumerisches Sinnen in der Tiefe ihrer glänzenden Augen.

„Es soll mich wundern", sagte sie zu sich selbst, „ob ich ihn auf den ersten Blick lieben werde, oder ob er mir antipathisch sein wird. Ich bin ein weltlich gesinntes Wesen und doch weiß ich, daß die Liebe für mich eine Tragödie sein muß, kein Lustspiel. Ich liebe mancherlei, ich liebe das Licht, diese schönen, rothen Blumen, das erste Frühlingsgrün, das Feuer der Diamanten, den sanften Glanz der Perlen, am meisten aber, davon bin ich überzeugt, werde ich die Liebe lieben!" Wer sie gesehen hätte, als sie mit einem zärtlichen Lächeln auf ihrem leuchtenden

Digitized by Google

Antlitz, diese Worte aussprach, wäre gleich und auf immer in Liebe für sie entbrannt.

„Ich weiß nicht", fuhr sie in ihrem Selbstgespräch fort, „ob ich diesen „edlen Grafen" nicht aus der Ferne von jeher ein bischen geliebt habe, daß er für mich jederzeit einen besondern Platz außerhalb der großen Menge eingenommen hat, ist ganz gewiß, und jedenfalls werde ich im ersten Augenblick wissen, ob ich ihn lieben kann oder nicht."

Im nächsten Moment meldete die laute Stimme eines Dieners:

„Gräfin Hartenstein, Graf Hartenstein, Herr von Hausen."

Adelheid blickte erwartungsvoll auf, die Freifrau erwachte und sah, in Folge einer nur ihr bekannten, geheimnißvollen Kraft, schon während sie sich erhob so frisch und munter aus, als ob sie und der Schlaf nichts mit einander zu thun hätten. Im Gesicht ihrer Tochter lag der Ausdruck tiefer Bewegung, das erste Zusammentreffen, dem sie so begierig entgegen geschaut, war also da! Aufblickend sah sie ein echt germanisches Gesicht, einen edelgeformten Kopf von blondem Lockenhaar umwallt, einer idealen Stirn und große, schöne Augen. Die Gestalt des jungen Mannes war hoch und stolz, vornehm in jeder Bewegung; auf dem schönen, offnen Gesicht lag aber ein trüber, beinah sorgenvoller Ausdruck, um den Mund besonders war ein Zug, der von geheimen Schmerzen erzählte. Sie hatte, warum wußte sie selbst nicht, ein lachendes Gesicht mit einem gewissen Triumph im Blick zu sehen erwartet, einen Mann, dessen Wesen auf Beachtung Anspruch machte, ein fröhliches Wiedererkennen, huldigende Worte, kurz Alles anders, das Entgegengesetzte von dem, was ihr vor Augen stand.

Graf Hartenstein blieb ruhig bei Seite stehen, während sich die Damen begrüßten. Dann führte die Freifrau mit großer Feierlichkeit und Würde den jungen Mann ihrer Tochter zu.

„Ihr habt Euch seit Eurer Kindheit nicht wiedergesehen, liebe Adelheid", sagte sie mit einem Lächeln; „erlaube mir also, Dir den Grafen Walter Hartenstein vorzustellen."

Eine augenblickliche Pause trat ein, dann streckte ihm Adelheid mit einer anmuthigen Bewegung, bei der ihre Spitzen wallten und der Schmuck, den sie trug, farbige Lichter ausstrahlte, die Hand entgegen.

„Ich glaube, daß ich Sie wieder erkannt hätte, Graf Hartenstein", sagte sie.

Das Gesicht, zu dem sie aufsah, wurde blaß und dann glühend roth.

„Es freut mich, daß Sie mich nicht ganz vergessen haben", antwortete er; aber es klang erzwungen.

„Er gefällt mir", dachte Adelheid; „und doch ist er nicht im entferntesten wie ich ihn zu finden erwartet habe. Aber er gefällt mir!"

Die Freifrau segelte von dannen und ließ die Beiden allein.

„Es soll mich wundern, ob ihn Adelheid leiden mag", sagte sie zu sich selbst. „Das Mädchen ist so launenhaft, man kann nie wissen, was sie thun wird."

Die Beiden, die gewissermaßen mit einander verlobt waren, standen sich allein gegenüber.

Graf Hartenstein hatte mit Mutter und Schwester das Stadthaus bezogen und die Freifrau von Röhn hatte seine Mutter und ihn zum

Digitized by Google

Diner eingeladen. Vorher hatten die beiden Damen eine Berathung mit einander gehabt; die Freifrau war der Meinung gewesen, daß eine Mittagsgesellschaft das beste Hülfsmittel sein würde, für den Fall, daß zwischen ihrer Tochter und dem jungen Grafen irgend eine Verlegenheit entstehen sollte.

„Beim Essen hat Niemand Zeit ernstlich nachzudenken", sagte sie. „Ich bin überzeugt, es wird sich so am besten machen."

Walter hatte sich etwas gesträubt, als die Einladung kam.

„Ich habe nicht Lust, dort zu diniren", sagte er, aber dann hatte wie gewöhnlich der sorgenvoll gespannte Ausdruck im Gesicht der Mutter seinen Widerstand besiegt und ihn dazu gebracht, die Einladung anzunehmen.

„Es ist im Grunde einerlei", sagte er zu sich selbst. „Irgend einmal muß ich Adelheid von Röhn begegnen, warum nicht eben so gut heute, wie ein anderes Mal?"

Hilda hatte lachend abgelehnt, mit hinzugehen.

„Es wird eine Familienzusammenkunft, Mama", sagte sie; „das ist zu furchtbar feierlich."

Walter suchte sich für seine Aufgabe Muth einzusprechen. Der Tag mußte ja kommen, der seinem Geheimniß ein Ziel setzte, der Tag, an dem es ihm möglich wurde, zu erklären, daß er verheirathet sei und zu seinem Weibe zurückkehren würde; der Tag, an dem er dem Freiherrn von Röhn seine tiefe Dankbarkeit aussprechen und zugleich eine Unmöglichkeit offenbaren würde, den Plan, den er entworfen, auszuführen. Der Tag mußte ja kommen, aber wann, o gütiger Himmel, wann!

Walter hatte keine Erinnerung an Adelheid, wußte nur, daß er sie als Kind gesehen und an ihren Spielen theilgenommen. Uebrigens war sie seinem Gedächtniß völlig entschwunden, einfach darum, weil sie gar keinen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Nach Allem, was er von Mutter und Schwester über sie gehört, war in ihm ein völlig falsches Bild entstanden. Er stellte sie sich als eine herzlose, glänzende Schönheit, eine vollendete Weltdame vor, und als er ihre hohe, schlanke Gestalt, ihr ideales Gesicht erblickte, hatte er die Empfindung, einer völlig Fremden gegenüber zu stehen. Und während er ihre vornehme Schönheit, ihre zarten Farben, ihre feenhafte Grazie betrachtete, stieg plötzlich Carmens Bild vor ihm auf, das Angesicht seines jungen Weibes, seines Weibes, dessen Liebe zu ihm so zärtlich und treu war.

„Ich muß ihm das Zusammensein mit mir behaglich machen", dachte Adelheid. „Wenn wir das ganze Leben mit einander zubringen sollen, kann es nichts nützen, mit Steifheit anzufangen."

Aber was sollte sie zu dem schönen, stolzen Manne mit dem ernsten, sorgenvollen Antlitz sagen? Er schien mehr die Perlen über ihrem Haupte, als sie selber anzusehen.

„Würden Sie mich erkannt haben, Graf Hartenstein, wenn wir uns zufällig begegnet wären?" fragte sie.

„Ich glaube nicht, gnädiges Fräulein."

Der silberhelle Klang ihres Lachens that ihm wohl.

„Bitte verzeihen Sie!" gab sie zur Antwort. „Wie können Sie beurtheilen, ob Sie mich wiedererkannt haben würden, wenn Ihre Augen

Digitized by Google

an dieser Palme gefesselt bleiben? Mich müssen Sie ansehen, wenn Sie meine Frage beantworten wollen."

In Gedanken verglich er sie mit der Palme; sie war eben so hoch, schlank und anmuthig. Dann sah er in ihr liebliches Gesicht, dessen Holdseligkeit ihn überraschte.

„Nein", sagte er freundlich; „ich glaube nicht, daß ich Sie wieder erkannt hätte; ich hatte nicht die leiseste Erinnerung an Ihr Aussehen."

„Nicht? wissen Sie nichts mehr von einem kleinen Kinde mit einer Unmasse von Kräuschen, dessen Hände und Kräuschen mit Kirschsaft beschmutzt waren und das eine ganze Stunde lang mit Ihnen spielte?"

„Nein, davon weiß ich wirklich nichts mehr", gab er zur Antwort.

„Die Welt ist undankbar", sagte Adelheid, „Sie aber sind nicht allzu höflich. Was mich betrifft, so habe ich eine ganz deutliche Erinnerung an Sie, und kann in Ihrem Gesicht das des Knaben wieder finden. Daß Sie mich so vollständig vergessen haben, finde ich durchaus nicht schmeichelhaft für mich."

„Es ist ungalant! Soll ich meine Worte zurücknehmen, gnädiges Fräulein?"

„Nein, das würde Alles noch schlimmer machen", antwortete das junge Mädchen.

Dann wurde zum Essen gerufen und mit einander verließen sie das Zimmer.

XVII.

Indem die Freifrau von Röhn das so lange geplante Zusammentreffen der beiden jungen Leute bei einem Diner stattfinden ließ, hatte sie mit dem ihr eignen, trotz aller Indolenz nie versagenden, gesellschaftlichen Tact, das Beste erwählt. Wären Adelheid und Graf Hartenstein mit einander allein, oder in zahlreicher Gesellschaft gewesen, so hätten sie, von Verlegenheit bedrückt, vielleicht kaum ein Wort zusammen gesprochen. So aber wurde ihnen die Unterhaltung leicht.

Adelheid vereinigte Tact und Geschmack mit vollendeter Anmuth. Sie sprachen von dem Menu, von der Jahreszeit, von verschiednen Ausstellungen, von Allem und Jedem, außer von sich selbst. Die erste Folge davon war, daß sich Walter ihr gegenüber vollkommen behaglich fühlte, die zweite, daß sie ihm gefiel; es wäre auch kaum anders möglich gewesen; sie war gar so reizend und anmuthig. Auch ihre Art zu sprechen war heiter, freundlich und graziös.

„Ihre Schwester Hilda wird an den bevorstehenden Festlichkeiten nicht viel Theil nehmen können?" fragte sie.

„Nicht so viel, wie sie wohl möchte", erwiederte er. „Macht Ihnen eine glänzende Geselligkeit Freude, gnädiges Fräulein?"

Sie sah ihn gedankenvoll an.

„Ich müßte die Frage ohne Weiteres beantworten können", sagte sie; „und doch bin ich nicht dazu im Stande. Lassen Sie mich nachdenken: Ja, eine gewisse Art von Geselligkeit macht mir Freude, aber Gedränge, blendendes Licht und Lärm sind mir zuwider."

Digitized by Google

Er lächelte: sie fuhr fort.

„Ich liebe Landpartien und Gartenfeste. Man ist dabei gleichsam von zwei Welten umgeben: auf der einen Seite die Großartigkeit und heitre Ruhe der Natur, die wir unter dem Schatten der Bäume, inmitten duftiger Blumen finden, auf der andern Seite die Bewegung der Gesellschaft. Auch ein Ball macht mir Freude, wenn er in großen Räumen stattfindet und kühle Gewächshäuser Zuflucht bieten. Und die Oper liebe ich, wenn das Haus nicht überfüllt ist."

„Ich sehe deutlich, daß Sie für die Poesie des Lebens Sinn haben", sagte er.

„Ja, alle meine Neigungen und Instincte weißen mich darauf hin", erwiederte sie. „Mama nennt das ein Unheil, ich halte es nicht dafür."

„Das einzige Unheil, was daraus entstehen kann, ist, daß Sie mehr als andere Menschen der Enttäuschung ausgesetzt sind", sagte Graf Hartenstein. „Je schöner unsere Illusionen sind, um so schmerzlicher ists, daraus zu erwachen."

„Aber warum jemals erwachen?" fragte sie.

„Weil wir keine Lotusesser sind. Für Jeden von uns kommt eine Zeit, in der wir wie aus einem tiefen Schlafe aufgerüttelt werden."

„Sie sind noch sehr jung dazu, um schon solche Erfahrungen gemacht zu haben", sagte sie lachend.

„Ich habe noch Illusionen", gestand er und bei diesen Worten flog ein sonniges Lächeln über sein Gesicht. „Ich baue auf treue Liebe und habe Glauben und Vertrauen."

Ihr Antlitz wurde dunkelroth; er sah, daß sie in irgend einer Weise die Worte auf sich selbst bezogen hatte.

„Ach ich hoffe meine Illusionen zu bewahren", sagte sie freundlich; „wenn sie mir je entrissen würden, ich glaube, ich stürbe daran."

Beide sollten sich in späteren Jahren dieser Worte erinnern.

Walter hatte diesem Diner mit unbeschreiblichem Widerwillen entgegen gesehen. Er war überzeugt gewesen, daß es eine schwere Aufgabe für ihn sein würde: statt dessen war er überrascht, als das Zeichen zum Aufheben der Tafel gegeben wurde.

Im Empfangszimmer zog einer von den Gästen, ein Bekannter des verstorbenen Grafen Hartenstein, Walter bei Seite.

„Sie gefällt mir", sagte er zu sich selbst, indem er Adelheid nachsah; „und ich war so fest überzeugt, daß sie mir mißfallen müsse. Sie ist schön, anmuthig, begabt, klug und geistvoll — aber sie ist nicht Carmen, und Carmen gehört meine Liebe."

Adelheid setzte sich wieder unter die große Palme.

„Ich bin neugierig, ob er zu mir kommen wird, wenn ihn der gute, alte General entläßt", sagte sie zu sich selbst und wartete mit einer gewissen Ungeduld auf die Entscheidung. Sie hätte wissen mögen, welchen Eindruck sie auf Walter gemacht hatte; ob er sie bewunderte, oder ob sie ihm sympathisch war, und seine Erwartungen erfüllt hatte. Sie fragte sich selbst, warum er so kummervoll aussehen möge, und welcher Art die Geschichte war, die in seinen Zügen geschrieben stand; und dann dachte sie, welche Freude es für sie sein würde, den düstern Ausdruck verschwinden und sein schönes Gesicht in Jugendfreude strahlen zu sehen.

Digitized by Google

Endlich verabschiedete sich der General von dem jungen Manne. Adelheid bemerkte, daß Walter wie suchend im Zimmer umherblickte. Jetzt entdeckte er sie; seine Augen leuchteten auf und mit hastigen Schritten kam er an ihre Seite.

Die Freifrau von Röhn beglückwünschte sich selbst, und Gräfin Hartenstein lächelte, vielleicht zum ersten Male, seit dem Tode ihres Gatten.

„Nun wird Alles gut", sagte sie sich in Gedanken. „Adelheid hat Walter gefallen, die Liebe wird schon folgen und dann sind alle unsere Sorgen vorüber."

Dieser beglückende Wahn wirkte so belebend auf sie ein, daß es war, als ob ihr die Last vieler Jahre abgenommen wäre und sie diesen Abend wieder einmal als die stolze, liebenswürdige Frau von ehemals erschien. Einmal, während ein musikalischer Vortrag die Aufmerksamkeit der Gesellschaft in Anspruch nahm, trat sie zu ihrem Sohne und flüsterte ihm zu:

„Walter, ich bin kein lebhaftes junges Mädchen; aber in diesem Augenblicke hätte ich die größte Lust, den Arm um Deinen Nacken zu schlingen und Dich zu küssen."

„Warum, liebe Mutter?" fragte er voll Erstaunen über diese Worte, die in ihrem Munde so ungewöhnlich waren.

„Alles kann ich Dir jetzt nicht sagen; der eine Grund ist meine Freude darüber, daß Dir Adelheid gefällt."

„Gefällt!" wiederholte er; „ich glaube nicht, daß es anders sein könnte. Sie ist über alle Beschreibung reizend und eben so gut und klug, wie sie schön ist." Und dann fügte er still im Herzen hinzu: „Aber Carmen ist sie doch nicht!"

Von dem Eindrucke, den seine Worte auf seine Mutter machen mußten, gab er sich keine Rechenschaft. Sie war hoch erfreut darüber.

Es war ein angenehmer Abend. Der prächtige Salon entfaltete seinen ganzen Reichthum in der glänzenden Beleuchtung, und die darin versammelte Gesellschaft gab sich dem Genusse guter Musik und einer fröhlich-witzigen Unterhaltung hin. Jeder schien angenehm angeregt zu sein. Adelheid hatte wieder längere Zeit mit Walter Hartenstein gesprochen, und fand ihn immer liebenswürdiger.

„Ich möchte, daß Sie mir eine Frage beantworteten", sagte sie; „aber, bitte, halten Sie mich nicht für eitel oder selbstgefällig, ich möchte wissen, ob ich Ihren Erwartungen entspreche, ob ich dem Bilde ähnlich bin, das Sie sich von mir gemacht hatten?"

„Nicht im geringsten", gab er aufrichtig zur Antwort.

Das Blumengesicht sah fragend zu ihm auf.

„Ich fürchte mich, fortzufahren, und doch möchte ich gern noch mehr von Ihnen wissen."

„Fragen Sie, gnädiges Fräulein. Ich werde Ihnen jede Auskunft geben, die Sie zu haben wünschen."

„Sie sagen, daß ich Ihren Erwartungen nicht entsprochen habe, wollen Sie mir nun auch weiter berichten, ob Ihnen das lieb oder unlieb ist?"

Der freundliche Blick, der dem ihrigen begegnete, war nicht mißzuverstehen.

Digitized by Google

„Es ist mir außerordentlich lieb", gab er warm zur Antwort. „Wer sollte nicht glücklich sein, Sie so zu finden, wie Sie sind."

Eine minutenlange Pause trat ein, dann sagte Adelheid wieder:

„Sie fragen mich nicht, ob ich Sie finde, wie ich mir gedacht habe?"

Die Worte: „Das ist gleichgültig", traten ihm auf die Lippen, aber er drängte sie zurück. „Ich darf kaum hoffen, daß Sie sich jetzt schon ein Urtheil gebildet haben", erwiederte er.

Sie sah zu ihm auf; ihre schönen Augen begegneten den seinigen mit einem freundlich offnen Blick, der sein Herz zu stärkern Schlägen brachte.

„Ich will ebenso aufrichtig sein, wie Sie gewesen sind", sagte das junge Mädchen, „will Ihnen die ganze Wahrheit gestehen: Sie entsprechen gewissermaßen dem, was ich zu finden erwartete; aber nebenbei liegt ein sorgenvoller Ausdruck auf Ihrem Gesicht, den ich nicht verstehe, eine Geschichte in Ihren Zügen, die ich nicht zu lesen vermag. Dennoch will ich, Ihre Offenheit erwiedern und Ihnen gestehen, daß Sie mir gefallen."

„Ich danke Ihnen!" gab er zur Antwort.

Er war jung, war ein Mensch, und ein Lob von diesen holden Lippen hätte jeden Mann berauscht. Und doch konnten Adelheids Worte sein treues Herz auch nicht für einen Augenblick von dem Gedanken an Carmen abwenden.

„Ich danke Ihnen?" wiederholte er; und mit einer der herzlichen, anmuthigen Bewegungen, die ihr eigen waren, streckte ihm Adelheid die weiße, mit blitzenden Diamanten bedeckte Hand entgegen.

Er berührte sie mit seinen Lippen, aber es war nicht Carmens Hand. In diesem Augenblick trat die Freifrau zu ihnen.

„Morgen giebt der Kriegsminister einen Ball zur Geburtstagsfeier seiner Tochter", sagte sie; „Sie sind doch eingeladen, lieber Graf?"

„Ja, aber die Meinigen gehen natürlich nicht hin", gab er zur Antwort.

„O bitte, dann kommen Sie mit uns!" fiel sie hastig ein. „Es gehört zu den größten Widerwärtigkeiten des Lebens, ohne Herrenbegleitung in Gesellschaft gehen zu müssen. Männer sind so bequem! Ehe ich verheirathet war, hatte ich meine Brüder, später trat Röhn an ihre Stelle, jetzt ist er aber abwesend, wie sie wissen. Schade, liebe Adelheid, daß Du kein Sohn bist."

„Mir ists lieber, Deine Tochter zu sein, Mama. Wenn ich Dein Sohn wäre, so wäre ich auch, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein Dichter geworden und damit hättest Du Dich schwerlich ausgesöhnt."

„Du hast recht; menschliche Klugheit ist mir lieber, als göttlicher Wahnsinn", antwortete die Freifrau; „aber Du hast uns unterbrochen, liebes Kind. Graf Hartenstein hat mir noch keine Antwort gegeben."

Er wünschte sehnlichst Nein zu sagen, denn er hatte sich von vorn herein die Aufgabe gestellt, jede Gelegenheit mit Adelheid in Gesellschaft gesehen zu werden, sorgfältig zu vermeiden. Er wollte nicht, daß ihre beiden Namen in einer Weise zusammen genannt würden, die später für das junge Mädchen unangenehm sein müßte. Als er jetzt aber der Freifrau ins Gesicht sah, überkam ihn plötzlich die Empfindung, daß sie Ansprüche an ihn machen konnten. Ihres Gatten Hülfe hatte die letzten

Digitized by Google

Lebenstage seines Vaters erleichtert; seine Freundschaft war der Rettungsanker der ganzen Familie geworden; er mußte ihren Wunsch erfüllen, wie hätte er Nein sagen können? So machte er denn eine zustimmende Verbeugung; Adelheid aber, die erwartet hatte, daß ihm die Aufforderung ihrer Mutter Freude machen würde, verließ ihn mit einer leisen Verstimmung, weil er nicht ein Wort des Dankes sagte.

Im Laufe des Abends wurde ihnen noch einmal ein kurzes Zwiegespräch zu Theil. Adelheid hatte ihre kleine Empfindlichkeit schon wieder überwunden. Eigentlich gefiel ihr Graf Hartenstein nur um so besser, weil er nicht, wie die meisten Männer, sofort niedergefallen war, um sie anzubeten.

„Ich freue mich unseres Zusammentreffens", sagte sie; „der heutige Tag wird mir für immer eine liebe Erinnerung bleiben."

„Sie sind gütiger, als ich es verdiene", antwortete Walter, und das lebhafte Verlangen, dieser feinen, königlichen Schönheit die Geschichte seiner Liebe zu Carmen anzuvertrauen, kam über ihn, ein Verlangen, das sein Gesicht verdüsterte, seine Augen umflorte und Adelheids Interesse für ihn noch erhöhte.

„Es kommt selten vor, daß man mir Schuld giebt, zu gut zu sein", sagte sie. „Man nennt mich kalt, stolz, grausam, hochmüthig, aber selten gut. Ich werde mich Ihres Urtheils erinnern."

„Gegen mich, das muß ich wiederholen, sind Sie gütig gewesen", erwiederte er.

„Und ich wiederhole meinen Dank, ich dulde es nicht, daß man mich in Höflichkeit überbietet."

Während sie dies sagte, fragte sie sich selbst, ob der schmerzliche Zug wohl je von seinem Angesicht verschwinden würde? Ob es ihr jemals gelingen könnte, ihn wegzuwischen?"

„Sie haben weite Reisen gemacht, wenn ich nicht irre?" fragte sie.

„Nicht weitere, als jetzt die meisten Menschen unternehmen", antwortete er.

„Ich möchte wohl, daß wir eines Tages unsere Reiseerinnerungen austauschten", fuhr Adelheid fort. „Ich skizzire gern und habe eine ganze Mappe voll Zeichnungen zusammengebracht. Wäre ich nicht die Tochter des Freiherrn von Röhn, so hätte ich mich wahrscheinlich zur Künstlerin ausgebildet."

„Sie haben das Monopol für jede edle Begabung", antwortete Walter, indem er ihre holdselige Erscheinung betrachtete. Sie sah mit nachdenklichen Augen zu ihm auf.

„Wenn das wahr ist, was werden mir diese Gaben im Leben erringen?" fragte sie. „Was werde ich durch sie erlangen? Nur das Leben selbst kann es zeigen."

So trennten sie sich Beide mit dem Wunsche, sich wiederzusehen.

XVIII.

Die letzten Gäste hatten sich der Freifrau von Röhn empfohlen; ermattet sank sie in ihren Lehnstuhl zurück.

„Klingle, Adelheid, und laß mir ein Glas Moselwein bringen, nichts

Digitized by Google

erfrischt besser, als ein Glas Moselwein, es war wieder einmal ein schwerer, angreifender Abend für mich."

„Aber, liebe Mama, Du hast Dich ja kaum von der Stelle bewegt?" rief Adelheid mit lachender Verwunderung.

„Aber die geistige Anstrengung, liebes Kind, die geistige Anstrengung. Ich habe mich sehr um Dein Zusammentreffen mit Hartenstein gesorgt. Wenn irgend etwas nicht nach Wunsch gegangen wäre, hätte Dein Vater mir die Schuld gegeben."

Der Moselwein wurde gebracht und die Freifrau erfrischte ihre ermattete Seele. Dann sank sie abermals in den Sessel zurück.

„Es war glänzend heute Abend, liebe Adelheid, glänzend, wie es eigentlich immer in unsern Gesellschaften ist."

Aber Adelheid antwortete nicht, gedankenvoll stand sie am Kamin, der Feuerschein warf flackernde Lichter über ihr blüthenweißes Gesicht, ihr goldenes Haar, ihre kostbaren Spitzen, ihren glänzenden Schmuck, spielende Lichter, die sich an ihrer reichen, zarten Schönheit zu freuen schienen. Die Freifrau sah die Tochter einige Minuten schweigend an, dann, als sie das Stummsein nicht länger aushalten konnte, sagte sie:

„Ich sterbe vor Verlangen, Dein Urtheil über ihn zu hören, liebe Adelheid. Er ist sehr hübsch . . ."

„Es giebt hunderte von hübschen Männern", antwortete das junge Mädchen.

„Wie angenehm sind sein Lächeln und seine Stimme, wie angenehm seine Manieren, seine ritterliche Art und Weise", fuhr die Freifrau fort. „Und welch' ein guter Sohn er ist! Seine Mutter behandelt er mit einer Aufmerksamkeit, als wenn sie die schönste junge Dame wäre. Man sagt, ein guter Sohn würde immer auch ein guter Ehemann. Nun, Adelheid, sag' auch Du mir, wie Du ihn findest."

War es der Feuerschein, der das holde Gesicht so rosig anhauchte und aus den glänzenden Augen zurückstrahlte? Und war es ein Luftzug, der den reichen Spitzenbesatz um den weißen Busen bewegte, oder schlug ihr Herz plötzlich so stark und schnell?

Sie wendete sich, verließ das Kamin und ging wieder zu den rothen Blüthenglocken, mit denen sie sich schon vor Tische beschäftigt hatte Sie beugte sich darauf nieder.

„Ihr wißt es, Ihr Glöckchen!" sagte sie. „Ich allein höre Euer Geläut, Ihr allein wißt, was ich denke."

„Sag' es mir, Adelheid! Ganz aufrichtig sage mir: was denkst Du von ihm?"

Die Freifrau war nicht besonders eindrucksfähig, aber den Anblick, der sich ihr in diesem Augenblicke darbot, vergaß sie nie. Ihre Tochter ging bis in die Mitte des Zimmers und blieb unter dem Kronleuchter stehen, dessen Licht sie überflutete. Eine Weile stand sie regungslos, mit in einander geschlungenen Händen, wie eine Bildsäule da, dann erhob sie die Augen und sah die Mutter an.

„Sag' mir aufrichtig, was Du von ihm denkst", wiederholte die Freifrau und ihre weißen Hände zitterten bei diesen Worten.

„Ganz aufrichtig, Mama? Nun denn, mag daraus werden, was da will; mag es mir Freude oder Kummer bringen; mag es mein Herz beglücken, oder mit Schmerz belasten; mag es mein Leben zerstören

Digitized by Google

oder beseligen; mag es mir Wohl oder Wehe bringen; mag es fröhlich oder tragisch enden, mag es mich zum Leben oder zum Tode führen — ich liebe ihn!"

„Adelheid, wie leidenschaftlich Du nun wieder bist!" seufzte die Freifrau.

„Du verlangtest eine aufrichtige Antwort, Mama; in diesem Falle ist die Leidenschaftlichkeit nicht von der Wahrheit zu trennen."

„Es ist mir ja sehr angenehm, daß er Dir gefällt, liebes Kind. So macht sich Alles aufs beste und Dein Vater wird sich herzlich freuen. Daß Du dem Grafen gefällst, versteht sich natürlich von selbst."

„Er hat nichts darüber gesagt", gab das junge Mädchen gedankenvoll zur Antwort, „ich meine, er hat sich nicht im Geringsten wie ein Anbeter benommen. Du siehst, Mama, welch' ein seltenes Glück ich habe! Wann war es wohl, als ich zuerst erfuhr, daß diese Heirath Papas Herzenswunsch sei? Wenn ich mich recht erinnere, war ich noch ein kleines Kind, als mich Papa schon Gräfin Hartenstein zu nennen pflegte."

„Das war sehr unvernünftig von ihm", sagte die Freifrau.

Ihre Tochter fuhr fort, ohne die Unterbrechung zu beachten:

„So habe ich denn von jeher einen idealen Geliebten gehabt und habe ihn in meiner Seele herrlicher ausgestattet, als alle Männer, denen ich je begegnet bin. Nun habe ich ihn gesehen und er erfüllt alle meine Träume. Ich bin ein glückliches Geschöpf, Mama — erst hatte ich einen idealen Geliebten; nun habe ich einen wirklichen!"

„Es freut mich, daß Du so zufrieden bist. Wenn die Sache verunglückt wäre, hätte ich mein Leben lang darunter leiden müssen, ja, mein Leben lang."

„Sei ruhig, Mama, es wird Alles gut werden", antwortete Adelheid. In dem Bewußtsein ihrer königlichen Schönheit kam es ihr gar nicht in den Sinn, daß ihr die Liebe eines Mannes, den sie wählte, versagt bleiben könnte. Mit ruhigem Ernst fuhr sie fort: „Im ersten Moment, als mein Blick auf sein Gesicht fiel, empfand ich, daß mein Leben seine Vollendung gefunden hatte; Alles, was ich bis jetzt gehabt und erlebt, ist recht und gut gewesen, nun aber ist mir plötzlich die Krone des Daseins auf die Stirne gedrückt — die Vollendung aller Existenz ist mir zu Theil geworden. Ich sollte Dir aufrichtig Antwort geben, Mama, das habe ich gethan."

Tief ermattet, mit langsam zufallenden Augen, sagte die Freifrau dem Himmel ihren Dank.

Eine Stunde später war Adelheid allein in ihrem Schlafzimmer. Nie sah die „Maienblüthe", wie sie in der Gesellschaft genannt wurde, lieblicher aus, als in dem langen, weißen Nachtgewand, mit dem gelösten blonden Haar, das wie ein goldener Mantel um ihre Schultern hing. Ihre zarte, jugendfrische Schönheit bedurfte keines Schmuckes und wie sie jetzt, von sanftem Lampenlicht überstrahlt, sanft lächelnd im Lehnstuhl lehnte, hätte sie jedes Mannes Herz bezaubern müssen.

Sie hatte die Kammerjungfer fortgeschickt, um mit ihren Gedanken allein zu sein.

„Ich habe ihn gesehen", sagte sie zu sich selbst, „und ich liebe ihn.

Digitized by Google

All' die vergangenen Jahre schon habe ich ihn im Denken und Träumen geliebt — Niemand darf sagen, daß meine Liebe heute urplötzlich für ihn aufgewacht ist. Sie lag in meinem Herzen, und wartete auf ihn, und hat sich mir nur kundgethan, sobald ich sein Antlitz erblickte. Ich liebe ihn, und es kommt mir gar nichts darauf an, ob, wie Mama es nennt, die Verhältnisse günstig sind. Ich liebe ihn! Und wenn er morgen Rang, Namen und Besitzungen verlöre, Alles, was in den Augen der Welt so großen Werth hat, ich würde ihn dennoch lieben. Das ist das große Ereigniß, der volle Inhalt meines Lebens: ich liebe ihn! Sie müssen mir die Neigung für ihn ins Herz gepflanzt haben, so daß sie mit mir selbst herangewachsen ist. Er liebt mich nicht, aber seine Augen hängen an mir mit fragendem Ausdruck — und er wird mich lieben!" Ein zärtliches Lächeln spielte um die schön geschnittenen Lippen. „Welch' Glück", fuhr sie siegesfroh in ihrem Selbstgespräch fort, „welch' Glück, daß ich jung bin und daß ich schön gefunden werde; welch' Glück, daß ich ihm Reichthum zubringen kann und eine Liebe, die ihn beglücken wird! Er ist alles Guten werth, er, mein zärtlich Geliebter, mein edler Verlobter! Treu und gut ist das Licht seiner Augen, treu und gut ist sein Gesicht, treu und gut ist sein Herz. Ja, gewiß, der Himmel hat als ich geboren bin seinen besten Segen auf mich niederträufeln lassen."

Kein Zweifel beschlich ihr Herz. Viele Männer hatten sie geliebt; Alle bewunderten sie: aber bisher hatte sie über jede Neigung gelacht, die ihr entgegen gekommen war, ihr Herz und ihre Seele gehörten einem Ideal. Dennoch hatte ihr bisher kein Mann widerstanden. Wie hätte sie auf den Gedanken kommen sollen, daß dieser Eine sein Herz einer Andern geweiht, so daß er ihr nichts mehr zu bieten vermochte?

„Er ist edel", sagte sie zu sich selbst. „Er wird mich nur aus Liebe heirathen, nicht um meines Vermögens willen. Ehe er mich nicht liebt, wird er nicht um mich werben."

Voll schöner, zärtlicher Gedanken schlief sie ein, und so oft sich ihre Lippen im Traume bewegten, wiederholten sie, daß der Himmel ihr bei der Geburt seinen besten Segen mitgegeben habe.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

[illegible] ihn im Denken und Träu-
[illegible] daß meine Liebe heute urplötzlich
[illegible] in mein [illegible] Herzen, und warten auf ihn,
[illegible] sein Antlitz erblickte. Ich
[illegible] darauf an, ob wie Mama es
[illegible] Ich liebe ihn! Und wenn er mor-
[illegible] verlore, Alles [illegible] in den Augen
[illegible] würde ihn dennoch lieben. Das ist das
[illegible] Lebens: ich liebe ihn! Sie müssen
[illegible] Herz gepflanzt haben, so daß sie mit mir
[illegible] sie [illegible] nicht, aber seine Augen hängen
[illegible] und er wird mich lieben!" Ein zärt-
[illegible] Lippen. „Welch Glück",
[illegible] fort, „welch Glück, daß ich
[illegible] werde, welch Glück, daß ich ihm
[illegible] Liebe, die ihn beglücken wird! Er
[illegible] zärtlich Geliebter, mein edler Verlobter!
[illegible] Augen, treu und gut ist sein Gesicht,
[illegible] Himmel hat als ich geboren
[illegible] lassen."

[illegible] Viele Männer hatten sie geliebt;
[illegible] hatte sie über jede Neigung gelacht,
[illegible] Herz und ihre Seele gehörten einem
[illegible] widerstanden. Wie hatte
[illegible], daß dieser eine sein Herz einer
[illegible] zu bieten vermocht?
[illegible] selbst. „Er wird mich nur aus Liebe
[illegible] wollen. Ehe er mich nicht liebt,

[illegible] ein, und so oft sich ihre
[illegible] daß der Himmel ihr bei
[illegible]

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Weihnachtsmärchen.

Nach einer Zeichnung von F. Ingenmey.

Heinrich Leuthold

Ein Gedenkblatt.

Seit dem 3. Juli 1879 erhebt sich auf dem romantisch gelegenen Friedhofe zur „Rehalp" bei Zürich ein neues Grab, es trägt die prosaische 908, und in diesem Grabe ruht der Dichter Heinrich Leuthold. Sein Name konnte auch schon in früherer Zeit kein eigentlich unbekannter genannt werden. Ging er doch oft genug mit demjenigen Geibels durch die Welt. Denn auf allen Umschlägen Cotta'scher Verlagswerke trat dem Leser die Ankündigung entgegen: „Geibel und Leuthold, fünf Bücher französischer Lyrik", und auch in das von Geibel herausgegebene „Münchener Dichterbuch" waren dreizehn Lieder aufgenommen, die durchaus geeignet waren, nicht gewöhnliche Erwartungen zu erregen. Der Dichter ließ sich aber nicht herbei, diesen Erwartungen zu entsprechen, und es verstrichen an zwei Jahrzehnte, ohne daß H. Leuthold eine Sammlung herausgab oder auch nur in Zeitschriften etwas Weiteres publicirte. Da ging plötzlich die Nachricht durch die Zeitungen, daß H. Leuthold wahnsinnig geworden und in die Irrenheilanstalt Burghölzli bei Zürich gebracht worden sei, und als man weiter nach der muthmaßlichen Veranlassung dieses schrecklichen Looses forschte, wurde weiter berichtet, daß er bereits früher längere Zeit lungenleidend gewesen sei und in München in den dürftigsten Umständen — meist von Zeitungscorrespondenzen — gelebt habe.

Es war also wieder das alte nie verklungene Lied vom armen deutschen Poeten, und wenn auch von competenter Seite erklärt wird, daß es absurd sei, zu behaupten: Leuthold sei verhungert, da derselbe stets Freunde gefunden habe, die sich seiner hülfreich angenommen, so wird doch auch von dieser Seite zugegeben, daß er „sein Lebelang bei den Stiefkindern des Glückes gestanden habe", und Niemand wird behaupten wollen, daß es die für ein lyrisches Talent geeignetste Lebensführung sei, wenn der Besitzer desselben, um zu existiren, sich jahraus, jahrein in der Tretmühle der Zeitungsschreiberei bewegt. Denn man erfuhr nun weiter, daß Leuthold 1827 zu Wetzikon bei Zürich in ärmlichsten Verhältnissen geboren sei, daß er es nur unter den erschwerendsten Umständen fertig gebracht habe, sich höhere Bildung zu erwerben und daß er nach einer kürzeren pädagogischen Thätigkeit von 1857—1877 in München, Frankfurt und Stuttgart an verschiedenen Zeitungen beschäftigt gewesen sei. Zugleich verlautete jetzt, daß er verschiedene ihm angebotene Stellungen in der Schweiz zurückgewiesen habe und ein gewaltiger Zecher gewesen sei, womit den Vertretern bürgerlicher Solidität und Philiströsität denn natürlich sofort eine geeignete Handhabe geboten war, um die ganze Schuld seines Schicksals auf Leuthold selbst zu wälzen. Es dürfte aber nur allzu natürlich sein, daß ein künstlerischer Geist wie Leuthold eine selbst bescheidene Literaturexistenz in der Kunststadt München der Stellung etwa eines Ordinarius an einem Schweizer Gymnasium vorzog, und so wenig man ein Recht hat für das Genie eine Ausnahms-

Digitized by

moral zu verlangen, so dürfte es andererseits doch ganz begreiflich und verzeihlich sein, wenn eine wilde und leidenschaftliche Natur wie Leuthold hin und wieder beim Veltliner für seine Glücklosigkeit Trost und Vergessen suchte.

Daß sich seiner kein Mäcen im Besonderen angenommen, darüber darf man allerdings keine Klage erheben. Denn ein Recht darauf hätte sich Leuthold lediglich durch bei Lebzeiten erschienene Leistungen erwerben können. Statt dessen aber hat derselbe — aus angeborener Skepsis, wie es heißt — seine Dichtungen unedirt gelassen, und erst seinem Freunde, dem Literarhistoriker und Professor Julius Bächtold in Zürich, dem wir die meisten der obigen Mittheilungen verdanken, war es vorbehalten, dieselben anfangs dieses Jahres der Oeffentlichkeit zu übergeben. Sie fanden sofort den allgemeinsten Beifall. A. Strodtmann, G. Keller, R. Gottschall, K. Bartsch u. A. sind auf das Entschiedenste für Leutholds Poesien eingetreten und als der Dichter nach zweijährigem Wahnsinn zur ewigen Ruhe des Todes einging, konnte sein Name bereits als ein in weitesten Kreisen bekannter gelten, und die erste Auflage seiner Gedichte (erschienen bei J. Huber in Frauenfeld in der Schweiz) ist so gut wie vergriffen.

Auf eine eingehendere Kritik dieser Gedichte werde ich mich hier nicht aufs Neue einlassen, ich habe mein günstige Meinung bereits an anderer Stelle (Deutsche Dichterhalle und Allg. Liter. Correspondenz) genügend motivirt, und indem ich hier nur kurz Gottfried Kellers Worte anführe, daß Leutholds Gedichtsammlung „wohl dauernd zu den guten Büchern der deutschen Literatur zählen wird", glaube ich nicht nöthig zu haben, die Leser des Salon noch besonders auf die Lectüre derselben hinzuweisen.

Albert Moeser.

An Grillparzer.

Unterhaltung will von der leichtgeschürzten
Muse nur die Menge und Sinnenkitzel,
Doch für tiefen Ernst und gediegne Schönheit
Mangelt der Sinn ihr.

Wessen Geist aufsteigt zum Erhabnen, bleischwer
Zieht die Last der nüchternen Zeit zurück ihn,
Fast mit Spott begegnet die Welt dem ernsten
Wirklichen Dichter.

Unverstanden, grollend, das Herz verödet,
Diesem dampfkraftfrohen Geschlecht ein Fremdling,
Schreitet er durch's Leben wie fluchbeladen,
Freudlos und einsam.

Seinen Seherblick in Vergangenes tauchend
Oder Künftges, kehrt er sich seiner Zeit ab
Und verlernt — dem göttlichen Dante ähnlich —
Lachen und Weinen.

Digitized by Google

Selbſt das Spätroth endlichen Ruhms beleuchtet
Greller nur den ſchmerzlichen Zug des Hohns ihm,
Der auf längſtbegrabenes Hoffen weiſt und
Jahre des Kummers

Heinrich Leuthold.

Hannibal vor Capua.

Hinzog an reiche Küſten
Längs dem Tyrrhenermeer
Schwelgend in allen Lüſten
Das ſiegberauſchte Heer,
Es ſtieß auf fette Weide
Und Freunde allerwärts,
Es ruhte in der Scheide
Die Schneide
Des ſattgewordnen Schwerts.

Nun trat mit den Karthagern
Auch Capua in Bund,
Die wilden Horden lagern
Im waſſerreichen Grund,
Sie ſtecken ab die Räume
Für Führer, Heer und Troß,
Sie hängen an die Bäume
Die Zäume,
Den Schild und das Geſchoß.

Hier fördern ſie mit Beilen
Das Werk des Hüttenbau's,
Dort ſpannen ſie an Seilen
Geſtreiftes Zelttuch aus,
Hier graben ſie die Schanzen
Zum Schutz vor Ueberfall,
Sie fegen Schwert und Lanzen
Und pflanzen
Heerzeichen auf den Wall.

Die Lämmerheerden blöken,
In engen Pferch gebannt,
Es ſcharren an den Pflöcken,
Kameel und Elephant,
Es weiden rings die Stuten
Im hohen Ufergras,
An des Vulturnus' Fluthen
Da ruhten
Die Stämme Afrika's.

Digitized by Google

Auf Pardelfellen kauernd,
Um's Haupt den Purpurbund,
Mit Blicken, falsch und lauernd,
Mit wulstig-rohem Mund,
Mit dunkelbärtigen Wangen,
Mit Stirnen flach und eng,
Den braunen Arm umfangen
Von Spangen,
Im Ohr Metallgehäng'.

So lagerten, von Narben
Entstellt aus mancher Schlacht,
Vor Zelten, zebrafarben,
In niegesehner Tracht,
Mit ehrnen Panzerschuppen,
Mit buntem Schlangenhemd,
In malerischen Gruppen
Die Truppen —
Ein Anblick wild und fremd.

Sie lösen die Sandalen
Vom wegemüden Fuß,
In goldgetriebnen Schalen
Schäumt Wein von Syrakus,
Es rollt auf Römerschilden
Der Würfel, und vom Duft
Der Rosen in den milden
Gefilden
Campaniens trieft die Luft.

Getreide, Oel, Getränke,
Thunfische, frisch vom Meer,
Und seltne Gastgeschenke
Schickt Capua dem Heer,
Und — auf dem Haupt Amphoren —
Mit Leibern schlank und braun
Im Tanzschritt nahn, wie Horen,
Den Thoren
Des Lagers schöne Frau'n.

Als hielten Mars in Lauben
Der Kypris' Arme fest,
Als bauten ihre Tauben
In seinem Helm das Nest,
So schwieg des Krieges Schrecken,
Zuweilen nur gelind
Schlugen in Myrthenhecken
Die Becken
Und Waffen an im Wind.

Heinrich Leuthold.

Digitized by Google

Amerikanischer Spiritus.

Eine Illustration zur Branntweinsteuerfrage.

Diese neue amerikanische Welt, auf welcher tausend Millionen Menschen, also so ziemlich alle, welche jetzt die Erde bewohnen, leben können, ist nach völkerkundiger Ansicht wirklich das Hauptbereich zukünftiger Entwickelung zu höchster Cultur. Von der Lebhaftigkeit, Unruhe, Erfindungs- und Verbesserungsmanie der in den größeren amerikanischen Städten lebenden Menschen haben wir selbst in unseren gerühmtesten Civilisationsbrennpuncten kaum eine Vorstellung. Alle materiellen und geistigen Kräfte, die bei uns in vorgeschriebenen, noch mehr in bildungsphiliströs eingeengten und zerfahrenen Bahnen sich bewegen, schweifen dort frei umher vom innern Spiritus, vom Alkohol verbotener Kneipen, vom Spiritismus angefeuert und von unendlichen Ausdehnungen nach culturhungrigen Strecken gelockt, von großen Weltströmen, ungeheuren Seen und rücksichtslos eilenden Eisenbahngewinden zu Tag und Nacht frischen Mischungen und Neubildungen durcheinander gerührt, und endlich von fast alle Tage patentirten neuen Erfindungen zu neuen Speculationen, Stoffveredlungen und Lebensbefriedigungsmitteln getrieben. Bei uns haben sich auf längst vertheiltem, nicht mehr zunehmenden Boden die Menschen schon längst ärgerlich eingeengt. Gesetze und Rechte erben sich trotz immerwährender neuer Gesetzfabrikation wie eine ewige Krankheit fort. Noch viel schlimmer wirkt die Einfächerung der Geister und der Wissenschaften in beschränkte Gedankenkreise. Wir haben Preßfreiheit, die nicht sowohl durch Staatsgesetze und Polizeimaßregeln arg beschränkt ist, sondern noch viel tödtlicher durch die Censur der sogenannten Fachmänner in der Wissenschaft und der Eigenthümer öffentlicher Organe, welche sich wieder unter der strengen Censur, der sogenannten Durchschnittsbildung des Publicums, des Hergebrachten, der Mode und sogenannten öffentlichen Meinung fühlen. In Amerika mausern sich Vorstellungen, Gedanken und deren Erscheinungsmittel, Schrift und Sprache immerwährend und Alles, was wir nicht zu sagen wagen oder nicht einmal sagen können, findet in dem amerikanischen Englisch neue, zum Theil witzige und treffende Worte, Priester, Anhänger und ganze Gemeinden. Daher die uns verwirrenden Erscheinungen von allerhand Secten, Bildungs- und Neubildungsbestrebungen, die zum Theil ungeheuerlichen, noch rohen, zuerst auf Umwegen stürmenden Kräfte der Selbsthülfe und von allerhand Versuchen langsamer Entwickelung und Klärung in fieberhafter Hast vorzugreifen.

Um aber auf diesem unabsehbaren, verwirrten Gebiete zu einiger ruhigen Einsicht zu kommen, muß man sich auf einzelne dieser amerika-

Digitized by Google

nischen Haupterscheinungen beschränken. Diese sind neuerdings am auffallendsten als Organisationsversuche der Volksjustiz, als Begeisterung für den Spiritismus und als Frauen- und Betkrieg gegen spirituöse Getränke hervorgetreten. In dieser leidenschaftlichen Mischung verschiedenster Völker und Bestrebungen ist eine ruhige, entsprechende Gesetzgebung und Gerichtspflege durch Staat und öffentliche Behörden kaum durchzuführen. Wenigstens entwickeln sich Recht, Gesetz und Gericht nicht mit der Schnelligkeit, Kraft und Unparteilichkeit, wie es diesen unruhigen, leidenschaftlichen Menschenmischungen gegenüber nöthig wäre. Die rohe Kraft und die Macht des Geldes lähmt vielfach Recht und Richter. Da müssen sich rechtliche und gebildete Menschen, die nicht ohne Sicherheit der Personen und des Eigenthums leben können, eben selbst zu helfen suchen. Dies geschah und geschieht immer wieder in allen den rasch vordringenden Civilisationsgrenzen, auf denen westwärts vor- und ostwärts eindringend neue Ansiedlungen und ganze Städte wie durch Zauberei aus der Wildniß emporspringen. In diesen neuen Ansiedlungen finden sich immer zunächst die rohesten und stärksten, ungebundensten Kräfte und die Auswürflinge aus allen Welttheilen ein. So kommen Mord und Todtschlag, Revolver und Bowiemesser fast immer eher zur Uebermacht als Recht und Gesetz. Dies wird immer bald unerträglich, so daß sich die besseren Elemente zusammenfinden und der Kürze wegen das Richter- und Scharfrichteramt zugleich übernehmen. Dies ist das Lynchgericht, dessen Bedeutung, Macht und Rechtfertigung einfach darin besteht, daß Menschen ohne den Schutz des gesetzlichen Mechanismus in civilisirten Verhältnissen das Gesetz selbst machen und vollstrecken. Da nun der gesetzliche Mechanismus, auch wo er schon besteht, durch die rohen oder demoralisirten Elemente der Großstädte ebenfalls vielfach gelähmt oder ganz unwirksam gemacht wird, nehmen die Lynchgerichte immer mehr an Umfang und Wirksamkeit zu. Die ihnen von außen fehlende Macht ersetzen diese Vigilanzcomités, wie man sie nennt, sehr wirksam durch eine innere, durch die Schauer des Geheimnisses. Dadurch erinnern sie ganz genau an unsere mittelalterliche Vehmgerichte.

Tüchtige, ehrliche Leute, welche sich ihr Hab und Gut, Haus und Hof und Geschäft schützen wollen, wenn es durchaus kein Gesetz thun will und kann, vereinigen und vereidigen sich heimlich für ein bestimmtes Verfahren gegen Verbrecher aller Art, verständigen sich durch Symbole und geheime Zeichen und setzen Todesstrafe gegen ihre eigenen Mitglieder auf jede Verletzung ihrer Statuten. Durch das Geheimnißvolle ihres ganzen Wesens und Wirkens werden sie immer sehr bald zum Schrecken aller verbrecherischen Elemente und zum Troste für ordentliche Leute. Dies verdienen sie auch in der Regel, insofern sie fast stets, obwohl mit der schrecklichsten Strenge, doch unparteiisch und leidenschaftslos verfahren. Während der Sclavereiperiode war allerdings sehr oft das Gegentheil zu beklagen, da in den nördlichen Staaten freie Neger und weiße Feinde der Sclaverei nicht selten mit der größten Rohheit und Leidenschaft verfolgt wurden. Natürlich können sie auch jetzt als geheime Verbrecher nicht unbedingt in Schutz genommen werden, da Geheimniß, rasche Verurtheilung und Vollstreckung keine vollständige ehrliche Untersuchung zulassen; aber so lange das ordentliche Gesetz und dessen Wirksamkeit fehlt, werden sie immer noch zur raschesten und wirksamsten Macht

Digitized by Google

der Rettung und Reinigung. Hier einige Beispiele. In Cheyenne, einer damals frisch aufgeschossenen Stadt nördlich von Denver, wo das Lynchgericht ebenfalls Wunder gethan hatte, bestand die Hauptbevölkerung zuerst fast nur aus Räubern, Spitzbuben, von Auswürflingen aller Art. Die Minderzahl ordentlicher Leute bildete ein Vigilanzcomité und vierzehn Tage hintereinander hing jeden Morgen mindestens ein Menschenexemplar an der nächsten Telegraphenstange der neuen Eisenbahn. Auf dem Hauptplatze der kleinen Stadt erheben sich vier solche Telegraphenstangen, die eines schönen Morgens alle auf diese Weise geschmückt waren. An der großen Kansasbahn, die bis zum großen Ocean führt, ist das Städtchen Sheridan mit ein Dutzend anderen an der Linie entlang emporgesprungen. Die Bahn führt hier über eine Brücke, an deren Pfeilern eines Morgens auf einmal vier Menschen hingen. In einem noch kleineren Oertchen zwischen Denver und Cheyenne fand man auf einmal an den Telegraphenstangen sieben notorische Verbrecher, welche der aufgehenden Sonne ihre starren, geschwollenen Zungen zeigten. Sie blieben den Tag über hängen und wirkten dadurch auf die Sicherheit und die Moral der Stadt so kräftig, daß die noch lebenden Herren Collegen dieser Sieben zum Theil verschwanden, zum Theil ordentlich arbeiten lernten.

Obgleich wir fürchten, daß in Eile und Eifer mancher Unschuldige gehängt ward, müssen wir mit den Amerikanern doch sagen, daß die vom ruchlosen Pöbelhaufen gewählten städtischen und staatlichen Beamten zum Theil ganz unfähig, zum Theil nicht willens sind, wirklich ermittelte Verbrecher zu bestrafen und dafür wohl gar mit Bewußtsein und Absicht einen Unschuldigen hängen lassen.

Das Mißtrauen gegen Richter und Geschworene ist ziemlich allgemein und gerechtfertigt. Im November 1872 saßen achtzehn Mörder in einem einzigen Gefängnisse zu Newyork zum Theil seit Jahren ohne Urtheilsvollstreckung. Nicht weniger als vierzehn von ihnen waren noch gar nicht verurtheilt worden. Einige davon hatten am hellen lichten Tage vor Dutzenden von Zeugen ohne besondere Veranlassung gemordet und man wagte sie nicht zu verurtheilen aus Furcht vor dem Pöbel, welcher bei den Wahlen entscheidet. In demselben Monate hatte ein Advocat Namens King seinen Collegen O'Neil vor den Augen des Richtercollegiums aus keinem andern Grunde erschossen, als weil Letzterer bei einer Gerichtsverhandlung Thatsachen zu Ungunsten des Ersteren geltend gemacht hatte. Es war nahe der berühmten Börsen- und Geschäftsstraße Wallstreet, deren kaufmännisches und Börsenpublicum denn auch gleich Anstalt machte, den Mörder zu lynchen. Nur mit Mühe wurde er gerettet, aber blos gegen das Versprechen, daß man die Bewohner des Mördergefängnisses nun ohne Umstände mit Seilerarbeit bekannt machen sollte. So wurde denn auch bald ein Fest zu enger Halsbinden gefeiert, aber seitdem hat sich die Zahl nicht verurtheilter oder freigesprochener Verbrecher wieder ziemlich vermehrt, so daß man wahrscheinlich auch in Newyork bald von nächtlichen Leistungen eines Vigilanzcomités hören wird. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß grausamste Mörder mit Geld oder reichen Freunden freigesprochen werden. Unlängst hatten zwei solche Helden einen Streit auf offener Straße, der mit Knalleffect dadurch schloß, daß der Eine den Andern dicht zwischen der Zuschauermenge

Digitized by Google

todtschoß. Er ward verhaftet und der Tag der Gerichtsverhandlung kam endlich heran, aber zwei Tage vorher war sein Bruder mit Geld gekommen, um sich vorher mit den Geschworenen zu unterhalten. Es war keine Spur von Zweifel oder nur mildernden Umständen möglich. Gleichwohl lautete das Urtheil der Geschworenen auf Nichtschuldig. In derselben Stadt bildete sich nun sofort ein Vigilanzcomité, welches des Nachts Verbrecher aus dem Gefängnisse holte und sie an der nächsten Telegraphenstange aufhing.

Es kommen noch unglaublichere Dinge vor. Es wurde der Sheriff eines Landesdistrictes angegangen, die Gegend von geschäftsmäßigen Räubern und Mördern zu befreien. Wie erfüllte er diese Pflicht? Er bildete eine kleine Mannschaft von Polizei, welche er ausschickte, um die Verbrecher in den Winkeln und Schluchten der Umgegend aufzusuchen. Vorher ließ er aber den Verbrechern immer Nachricht zukommen, daß er da und dort auf sie fahnden lassen werde. Ehrlicherweise war er meist selbst dabei, so daß sein Haus während der Zeit leer war. Aber nein. Während dieser Zeit logirten und übernachteten die Verbrecher in seinem Hause, speisten von seinen Vorräthen und fütterten ihre Pferde in seinem Stalle. Hier blieb nun ebenfalls nichts Anderes übrig als ein Vigilanzcomité, welches die Räuber und Mörder, die nicht zu rechter Zeit flohen, der Reihe nach an benachbarten Bäumen aufhingen.

Ordentliche Leute billigen dies, finden oft ihren einzigen Trost, ihre einzige Sicherheit darin, und die unordentlichen werden durch die dunkle und deshalb um so wirksamere Furcht vor diesen kurzen Proceßmachern verscheucht oder im Zaume gehalten. Auf diese Weise wurden und werden neue Ansiedlungen und Städte und selbst ältere mit schlechter und parteiischer Gerichtspflege meist schnell gereinigt und ihres Lebens und Eigenthums sicher. Manchmal brachten es diese Richter und Scharfrichter zu einer solchen Uebermacht, daß die Regierung mit Polizei und Soldaten ihre eigene Autorität wieder herzustellen suchte, aber zum Theil vergebens, zum Theil zu Gunsten der verbrecherischen Elemente. Vor etwa zwanzig Jahren herrschte das Vigilanzcomité nach einer Menge nächtlicher Hängescenen in San Francisco und weit und breit in Californien als souveräne Macht. Die Regierung schickte vierhundertfünfzig Soldaten in die Hauptstadt Californiens, um deren Macht zu brechen und die Häupter zu verhaften. Was geschah? Die Vigilanten umringten die Soldaten in der Mitte der Stadt ordentlich bewaffnet und theilten dem Officier mit, daß ihnen noch siebzigtausend Riflegewehre in Californien zu Gebote ständen; ob er es deshalb nicht lieber vorziehe, mit seinen Soldaten wieder abzumarschiren? Er zog es vor und zwar unter Bedingungen, wie sie ihm dictirt worden waren. In Neu-Mexico hatten zwei Kerls einen Cavallerieofficier erschossen. Sie wurden vom Militär gefangen genommen und gehalten, um sie dem Civilgerichte auszuliefern; aber das Vigilanzcomité zog es vor, sie selber zu hängen, weil dies sicherer sei. So brachen sie auf, zogen vor das Gefängniß und baten sich die beiden Mörder aus. Der Officier übergab sie ihnen denn auch, als der „rechten Civilbehörde", welche sofort einen nächsten Baum an der Landstraße mit den beiden gefürchteten Verbrechern schmückte.

Es liegt in der Natur dieser geheimen Vehm- und Scharfgerichte,

Digitized by Google

daß sie fast nur mit Tode bestrafen. Das Geheimniß, die Nächtlichkeit und Unerbittlichkeit ist das wahre Wesen ihrer Macht. Wenn sie gnädig sein wollen, so schicken sie den schwarzen Schafen der Gemeinde oder Stadt ein anonymes Schreiben zu, worin ihnen vierundzwanzig Stunden bis zum vollen Verschwinden aus Stadt und Umgegend erlaubt werden. Die meisten verschwinden denn auch wie durch Zauberei; Andere, die es wagten, sich mit Schutzmaßregeln und Freunden zu umgeben, haben immer blos so lange Zeit, bis sie im Gefühl neuer Sicherheit einmal allein ausgehen oder sich allein im Hause befinden; dann aber stellt sich immer sofort Gesellschaft ein, welche ihn bittet, bis unter den nächsten Naturgalgen oder die nächste Telegraphenstange mitzukommen. Dort werden fünf Minuten zu einem Gebet erlaubt, dann wird der Strick um den Hals in die Höhe gezogen und diese Arbeit durch Nachschieben von unten erleichtert. Er schwingt dann wohl im Winde zwei, drei Tage lang als wirksamer Beweis, daß die Vigilanten nicht mit sich spaßen lassen. Manchmal machen sichs extemporirte Lynchrichter auch noch bequemer, begeben sich in das Haus des Verbrechers, setzen ihn am obersten Fenster mit den Beinen nach außen, knüpfen den Strick, mit dem der Hals geziert ist, an das Fensterkreuz und stoßen ihn hinunter. Einige Male riß bei diesem Muthsprunge der Strick, was aber nicht als Aufforderung zur Begnadigung unten aufgenommen ward; man lynchte nun den Heruntergefallenen auf andere Weise vom Leben zum Tode.

Die Unerbittlichkeit gegen einmal verurtheilte Verbrecher oder nur Ausgewiesene dehnt sich auf deren ganzes Leben aus. Auch wer erst nach langen Jahren zurückkommt, wird gelyncht. Dies geschah namentlich in der ehemals verrufensten Verbrecherstadt Denver. Nachdem die hölzerne Brücke auf der westlichen Seite manche Nächte hindurch mit Opfern dieser Scharfrichter geschmückt worden war, wurde die Stadt musterhaft reinlich und sicher. Das Hängen hatte längst aufgehört. Mehrere, die geflohen waren, kehrten neuerdings nach mehr als zwei Jahren zurück und wurden zum Theil am hellen Tage noch nachträglich gehängt. Seitdem hat das Vigilanzcomité nichts mehr zu thun und es gilt für verschwunden; aber die Bewohner wissen es ganz genau, daß es sofort wieder zusammentreten und arbeiten würde, wenn die staatlich angestellten Gerichtsbehörden sich Parteilichkeit oder Furcht zu Schulden kommen ließen. Wo diese Vehmgerichte fehlen, werden sie nicht selten augenblicklich großen Rechtsverletzungen und Verbrechen gegenüber extemporirt, wobei sie dann auch sofort richten und das Urtheil vollstrecken.

Von andern geheimen Gesellschaften und Verschwörungen, die gerade im Lande der größten Oeffentlichkeit und Freiheit sehr beliebt sind, will ich nur noch den niederträchtigen „Ku-klux-Klan" erwähnen. Er hat den Zweck, den Einfluß der Neger und Farbigen auf Gemeinde- und politische Angelegenheiten zu verhindern und überhaupt deren Erhebung aus Unwissenheit und Rohheit unmöglich zu machen. Ihre Mitglieder überfallen, zerschlagen, vergiften oder morden auf gröbere Weise Neger und Negerfreunde, welche sich irgendwie durch Hervorhebung der schwarzen und farbigen Race auszeichnen. Die Knownothings berüchtigten Andenkens aus der Zeit vor dem Bürgerkriege und fast über den ganzen Norden verbreitet, richteten ihren Haß gegen die Irländer und Deutschen, um sie von aller politischen Berechtigung auszuschließen. Die Fenier

Digitized by Google

waren und sind insofern ein geheimer Gegenbund: sie wollen nicht nur die Wiederherstellung der Unabhängigkeit Irlands, sondern auch Herrschaft in Amerika selbst, die sie mit alkoholischen und sonstigen wüsten Mitteln zu fördern und zu stärken suchen.

Auch der Krieg gegen den Spiritus und die ganz entgegengesetzte Macht des Spiritismus werden von geheimen Triebfedern bewegt, die wir, soweit es bis jetzt möglich ist, uns näher ansehen wollen.

Das Singen und Beten des weiblichen Geschlechts, um damit den Alkoholteufel auszutreiben, ist auch ein Verzweiflungsact der Selbsthülfe, nachdem alle mögliche moralische Staats- und Polizeimittel gegen das immer steigende, sich immer tiefer und weiter fressende Laster als ohnmächtig erwiesen haben. Ob nun das Beten und Singen helfen wird, ist auch sehr zweifelhaft. Die Dorfbewohner, unter denen ich als Junge aufwuchs, huldigten dem Dogma, daß man böse Geister nur wegfluchen, nicht wegbeten könne. Nun dies haben Frauen und Töchter in Amerika auch bereits vergebens versucht und dazu sogar noch ganze Trink- und Spielhöllen zerstört. Wirkungsfähig ist aber dieser wahrhaft heroische und inbrünstig fromme Betkrieg gegen die Alkoholteufel. In den Staaten Ohio, Indiana, Illinois und weiter nach Osten zu beteten und sangen die Frauen und Mädchen mit einer Ausdauer, einem Heldenthum gegen Hohn und Mißhandlung, daß wirklich schon verstockte Sünder und Trunkenbolde, selbst Schnapskneipiers erschüttert und gebessert, viele Mäßigkeitseide geleistet und Alkoholbuden von deren Eigenthümern geschlossen wurden. Die frommen Beterinnen und Sängerinnen fangen nach der Vorschrift des wahrscheinlichen Erfinders dieses Krieges, des Dr. Dio Lewis in Boston gewöhnlich mit frommen Vorstellungen bei den Kneipiers an. Wenn dies nichts hilft und sie wohl gar brutal hinausgewiesen werden, stellen sie sich vor der Thür auf und singen und beten und knieen nieder und halten Reden und singen und beten und knieen wieder mit Ablösungen, oft den ganzen Tag lang und zwar in jedem Wetter, in Sturm, Schnee und Regen und trotzen sogar in demüthiger Wehrlosigkeit den größten Beschimpfungen und Verhöhnungen. Der Betreffende wird dann wohl zur Verzweiflung getrieben und macht wenigstens Versprechungen, an deren Haltbarkeit freilich noch gezweifelt werden muß. Wenn die frommen Kriegerinnen gar keinen Erfolg erbeten und ersingen können, ziehen sie sich unter Weinen und Wehklagen in ihre Versammlungsräume oder häufiger unter Glockengeläut in eine Kirche zurück, wo aufs Neue gebetet und gesungen wird. Man verdächtigt sie wohl deshalb und wirft ihnen vor, daß sie nur Werkzeuge herrschsüchtiger Pfaffen seien; aber wenn sie die Macht der Religion und der Kirche zur Beschwörung dieser brutalsten aller Teufel benutzen, darf sie Niemand mit gesunden Sinnen tadeln. Uebrigens vermag keine List und Macht der Geistlichkeit einen solchen Heroismus und Fanatismus hervorzurufen, geschweige aufrecht zu erhalten und weiter und weiter zu verbreiten. Nein, die höchste Verzweiflung und die sittlichste Empörung des weiblichen Gemüths liegt zu Grunde, was man selbst bei etwaigen Ausartungen, die nicht ausgeblieben sind und sich vielleicht noch ärger einstellen mögen nicht vergessen darf. Wo hat in Amerika die häusliche, sittliche Frau, die zierliche Tochter noch eine friedliche Heimat, noch einen schützenden, ehrenhaften geliebten und liebenden Gatten und Vater?

Digitized by Google

Selbst von ihrem eigenen Geschlecht wird sie durch Fuselgestank zurückgetrieben. In Newyork wurden während des Jahres 1873 mehr als achttausend Personen, darunter über fünftausend weiblichen Geschlechts wegen taumelnder, brutaler Trunkenheit auf der Straße aufgegriffen. Bis in die höchsten Stände hinauf huldigen beide Geschlechter außerdem zu Hause dem stillen Soff. Männliche Individuen können vom frühen Morgen an bis zum späten Abend immer wiederkehrenden Versuchungen, stehend an der Trinkbarre schnöde alkoholische Mischungen mit mehr als dreißig verschiedenen Namen zu verschlucken, kaum ohne Gefahr für ihre Knochen entgehen. Ganz früh müssen „Augenöffner" getrunken werden, später „Auffrischer", dann „Befestiger" und wohl gar „Hahnenschwänze". Diese Namen richten sich theils nach der Tageszeit, theils nach dem Gemisch. Gemengt und mit allerhand schnöden, zum Theil bestialisirenden Bestandtheilen, Farben und Säften verstärkt und verschönert, sind diese alkoholischen Flüssigkeiten immer. Die Kneipiers und namentlich die Frühstückswirthe haben solches Vertrauen auf die Allgemeinheit und Macht des Trinklasters, daß sie für die festen Speisen gar nichts nehmen und sich nur die Flüssigkeiten bezahlen lassen. Eine heimtückische Speculation auf die Ehrenhaftigkeit der Gäste. Jeder hält es denn auch für eine Schande, nur eine Kleinigkeit zu essen, ohne tüchtig dazu zu trinken. Die Alkoholsclaven verlieren auch bald den gesunden Appetit für feste, nahrhafte Speisen. Sie essen wenig und trinken destomehr. Verderblicher und wahrhaft entsetzlich ist aber die Sitte des Ponirens oder Freihaltens, oder wie die Deutschen in Amerika sagen des „Trietens." „Give me a treat" ist ein allmächtiges Zauberwort in der amerikanischen Gesellschaft. Niemand ruft es so leicht umsonst. Oft stehen zehn, zwölf Herren gleichzeitig an der Schnapsbarre. Der Eine hat alle die Andern zum treat eingeladen. Ein Schuft, wer dann das Trinken verweigert. Nur die Versicherung, daß er den Mäßigkeitseid geleistet, kann ihn vor Hohn, Schimpf oder wohl gar Mißhandlung retten. Also keine Verweigerung eines Freitrunks. Aber nun halten sich die Freitrinker nicht selten der Reihe nach ebenfalls für verpflichtet, den treat zu erwidern. So kommt wohl jeder nach einigen Minuten, denn Zeit nimmt man sich selten, mit zehn freien Schnäpsen im Magen auf die Straße und kann im Laufe des Tages noch auf ein Dutzend, wohl gar ein halbes Hundert solche angenommene und erwiderte treats rechnen. — Diese alkoholische und diabolische Sitte herrscht nicht blos unter gemeinen Leuten, sondern selbst zwischen angesehenen Kaufleuten, Gelehrten, Künstlern, Beamten und Predigern. Man braucht die Folgen davon nicht auszumalen. Jeder kann sichs denken, wie solche Magen und Menschen am Abend beschaffen seien und mit welchen Gefühlen sie zu Weib und Kind zurückkehren, von diesen empfangen werden. Die Frau, der erwachsene Sohn, selbst die Tochter müssen schon vor dem Geruche eines solchen Hausherrn fliehen oder sich dagegen abstumpfen, also ebenfalls trinken lernen. Welch' furchtbare Zustände für edle Frauen und reinliche Töchter. Begreift man nun nicht ihr verzweifeltes, hartnäckiges, gegen alle Unbilden gewaffnetes Singen und Beten, Heulen und Wehklagen? Nein, wir müssen erst erfahren, daß alle anderen Versuche, diese Teufel auszutreiben, als vollständig gescheitert und vergeblich öffentlich erkannt und anerkannt wurden. Die Beschränkungen

Digitized by Google

durch Concessionen wurden und werden durch Tausende von Shebeeners oder heimliche Destillateurs und Liqueurfabrikanten und deren Kunden und Käufer ebenso verhöhnt, wie die gänzlichen Verbote jedes Verkaufs alkoholischer Flüssigkeiten. Die Polizeidirection von Massachusetts, wo dieses Verbot ebenfalls gegeben ist, wie im Staate Merino, verlor vor Kurzem ihren Präsidenten Martin Griffin. Er dankte ab, weil nach seiner schriftlichen Aussage dieses Verbot das Saufla*s*ter grade begünstige und außerdem die Anstrengungen der Polizei zum Schaden für das öffentliche Wohl vereitle. Die Polizei brauche viel Zeit und viele Beamte, um die Uebertreter auszuspüren und zu überführen. Dabei würden seine Leute oft mißhandelt, so daß neue Arretirungen und Processe und Aergernisse und neue Erbitterungen und neue Mißhandlungen in scheußlicher Furchtbarkeit daraus hervorgingen, ohne daß der Handel mit Spirituosen und die Sauferei nur im Geringsten abnähmen. Nur die Brauer litten darunter, weil deren Flüssigkeiten nur in größeren Gefäßen transportirt und deshalb viel leichter entdeckt werden könnten. Daher nähme auch das Biertrinken ab und die geheime Vertilgung von gebrannten Wassern destomehr zu. Dies erkläre denn auch die furchtbare Zunahme der Trunksucht und der Bestialität in Boston und anderen großen Städten. Dazu kommt General Bates, Präsident der Polizeicommission in Boston, welcher in einer langen Abhandlung bewies, daß er mit aller seiner Polizei dem Laster und der Verletzung des Gesetzes machtlos gegenüber stehe. Nach einem zwanzig Jahre lang bestehendem gänzlichen Verbote des Handels und Verkaufs der Spirituosen und nach achtjähriger besonderer Polizeibehörde zur Geltendmachung dieses Verbotes giebt es in Boston allein dreitausend geheime Schnapskneipen. Die sechszehn Constabler, welche diese schließen, die Schuldigen zur Bestrafung bringen sollten, werden mißhandelt, bestochen oder gar selbst betrunken gemacht. Und ist wirklich eine solche Kneipe geschlossen, thun sich dafür zwei andere auf. Zehnmal so viel Polizei würde nichts ausrichten können. Auch das ordentliche Publicum haßt dieses Verbot und läßt sich zum Theil schon ganz gewohnheitsmäßig von dazu geschulten Aerzten Liqueurs aus der Apotheke verschreiben. Die Apotheker, denen es erlaubt ist, allein und zwar blos für arzneiliche Zwecke Spirituosen zu verkaufen, sind dadurch mit ebenfalls professioneller Unterstützung der Aerzte mehr zu Schnapshändlern geworden als Apotheker geblieben. — Es machten nun zwar noch die Parlamente der einzelnen Staaten Anstrengungen, das gänzliche Verbot aufzuheben und ein polizeilich controlirtes Concessionswesen einzuführen; aber wo es besteht, hat es auch nichts geholfen. Verbot, Beschränkung, Concession, Privilegium, Gesetz, Polizei, Strenge oder Milde — Alles einerlei; es wird nicht nur fort, sondern immer ärger getrunken.

Und in Deutschland?

H. B.

Digitized by Google

Ein Weihnachtsmärchen.

(Siehe die Illustration.)

Wer könnte zählen der Wünsche Heer.
Tiefsinnen erwacht in der Menschenbrust,
Wenn trotz der Mühen und Sorgen schwer
Kein Tag sich genaht voll berauschender Lust.
Wie Viele durchwandern die Straßen der Stadt,
Nur dürftig geschützt gegen Sturm und Schnee,
Zu schau'n, was das Christkind bescheeret hat.
Ach, daß es auch käme zu lindern ihr Weh!
Wie schade, daß längst die Zeiten vorbei,
Wo gute Geister bei Menschen gewohnt;
Vielleicht naht auch uns eine gütige Fei,
Die unsere Arbeit mit Segen belohnt.
Großmütterlein hinter dem Ofen da sprach
Und schüttelte tadelnd ihr greises Haupt:
„Du irrst Dich, mein Sohn, gute Geister sind wach,
Doch sieht sie nur wer an ihr Dasein glaubt.
Wer bescheidnen Wunsch im Herzen trägt
Und emsig ringt nach ersehntem Ziel,
Dem helfen sie heimlich; die Stunde schlägt,
Wo Glück ihm beschеert wird, so viel, so viel!
Doch wehe! Wer pochend auf eigene Macht
Ertrotzen will, was ihm begehrenswerth dünkt,
Den Zorn guter Geister nur hat er entfacht,
Sie lähmen den Arm ihm, bis müde er sinkt.
Großvater hat oftmals die Geister belauscht,
Die guten und bösen im Wald und am See,
Wie sie über Menschen ihr Urtheil getauscht,
Verheißend hier Glück und dort namenlos Weh.
Hör' zu, was er sah in der Weihnachtsnacht,
Als Schnee und Eis in der Menschen Bereich:
Rings um ihn war wonnige Frühlingspracht,
Ermüdet hinsank er auf Blumen so weich.
Da sah er beim zitternden Sternenlicht,
Wie's klopft und hämmert am Felsgestein.
„Ihr goldenen Schätze", ein Stimmchen spricht,
„Noch heut' müßt ihr alle gehoben sein.
Wer sagt, die Erde sei arm und leer,
Der ist ein Thor und ich lache ihn aus;
Denn Gold und Demanten, sie wiegen schwer,
Mit ihnen bring' ich das Glück ins Haus.
Mit ihnen erkauf' ich mir Ruhm und Ehr',
Die schönste Prinzessin werde ich frei'n,
Dann bleibt mir wohl nichts zu wünschen mehr,
Ich kann zufrieden und glücklich sein.
Ihr goldenen Sterne am Himmelszelt,
Was frag' ich nach euch? Aus manchem Haus
Der armen, thörichten Menschenwelt,
Schaut Mancher nach euch voll Sehnsucht aus.

So Viele suchen des Glückes Stern,
Doch Keiner noch fand ihn bis diese Stund,
In der heiligen Nacht selbst bleibt er fern,
Ich grabe das Glück aus der Erde Grund."
So plaudert ein Gnom und hämmert und gräbt
Ohne Rast, ohne Ruh mit emsiger Hand,
Doch als er den Blick zu den Sternen erhebt,
Da sieht er es wehen wie Frauengewand.
Drei reizende Feen mit Flammen gekrönt,
Sie schweben herab und lächeln ihm zu;
Verlockend und süß eine Stimme ertönt:
„Laß ruhn Deine Hand nun und höre uns zu:
Du wühlest vergebens nach funkelndem Gold,
Ich barg es zu tief in der Erde Schacht!
Doch bete mich an, so bin ich Dir hold,
Erleuchte die Schätze, verhüllt noch in Nacht.
Mein Name ist Reichthum; ich will mich Dir nahn,
Wenn Ruhm Du und Liebe entbehren kannst,
Ich hasse sie glühend als thörichten Wahn,
Du mußt sie verlieren, wenn mich Du gewannst."
Darauf die Stimme der zweiten Fee:
„Mein Name ist Ruhm, dem Reichthum entsag',
Was helfen Dir Schätze von todtem Metall?
Wähl' mich zur Gefährtin. Das Kühnste dann wag';
Bald tönt Dein Name berühmt durch das All."
Die dritte der Feen drauf freundlich sich neigt:
„Wo Reichthum und Ruhm ihre Zelte sich baun,
Und ihnen nur Alles sich dienstbar erzeigt,
Da bin ich, die Liebe, nur selten zu schaun.
Mein Reich ist das zuckende Menschenherz,
Doch zaubr' ich den ganzen Himmel hinein,
Daß bald er vergißt allen irdischen Schmerz
Und träumt, schon daheim bei den Sel'gen zu sein.
Wir hörten Dein Wünschen jetzt halte Rath.
Nur eine von uns ist zu folgen bereit,
Wer soll Dich begleiten auf irdischem Pfad?
Entscheide Dich schnell, unser Weg ist noch weit."
Und während das Männlein sich noch besann,
Rief Großvater eilig: „O holde Fee,
Die Menschenherzen bezaubern kann
Mit Liebesfreuden, ach, heile mein Weh!"
Die Fee der Liebe nickt freundlich ihm zu,
Und zeigt ihm ein Bild, das schon oft ihm gelacht,
Dann war der Zauber verschwunden im Nu,
Die Sterne erloschen, der Tag war erwacht.
Und als es wiederum Weihnacht war,
Da wanderten zwei zu dem heimlichen See,
Großvater — und ich mit der Myrthe im Haar,
Im Herzen war Frühling, draußʼ Eis nur und Schnee.

Elly Gregor.

Digitized by Google

Der musikalische alte Dessauer.

Reminiscenzen von **B. Wolff.**

Es war zu Anfang der vierziger Jahre, als ich nach Dessau kam, um beim Kapellmeister Friedrich Schneider Musik zu studiren. Nach Dessau! Der kleinen Residenz an der Mulde mit ihrer herrlichen Umgebung, den schönen Anlagen, mit ihren wohlgepflegten öffentlichen Gärten.

Das Städtchen stak damals, im Vergleich zu den jetzigen Verhältnissen, noch tief in den Kinderschuhen. Klein, um nicht zu sagen kleinlich, war dort Alles. Die Lebensweise seiner Bewohner, die Communalangelegenheiten, welche mit ängstlichster Sorgsamkeit und größter Vorsicht besprochen wurden, die Dinge überhaupt, für welche man sich interessirte, ein neu erbautes Wohnhaus bot lange Zeit Stoff zur Unterhaltung sowohl an den Biertischen wie in den Familien.

Nur in musikalischer Beziehung war es anders. Da ragte Dessau hoch empor und durfte unter Deutschlands Städten mit den Ehrenplatz dreist beanspruchen. Seine trefflich geschulte Hofkapelle leistete Vorzügliches; und die sorgsam einstudirten Opern brachten unter Schneiders Direction Aufführungen zu Stande, die, was Genauigkeit, Präcision und sicheres Ineinandergreifen der Massen anbetrifft, als mustergültig angesehen werden konnten.

Zieht man nun in Erwägung, daß die Mittel, die der Herzog für Theater und Musik zur Verfügung stellte, doch eigentlich gering zu nennen waren — gering selbst für die damaligen Verhältnisse — so wird man sich gezwungen fühlen, dem Mann volle Bewunderung und Anerkennung zu zollen, der mit diesen wenigen Mitteln so Großes und Tüchtiges geleistet hat; ein Resultat, das nur durch strenge Pünctlichkeit, gewissenhafte Pflichterfüllung bei Ausübung seines Berufes, namentlich aber durch die Autorität erzielt ward, die eine berühmte Person auf Jeden ausübt, der mit ihr in Beziehung tritt.

Der fördernde und belebende Einfluß Schneiders brachte das Alles zu Wege; und die Folge davon war: daß die Tonkunst in Dessau herrliche Blüthen trieb. In jedem Hause, ich möchte sagen, in jeder Familie, ward musicirt; die zugänglichste aller Künste, die zur Bildung und Veredlung der Menschheit so sehr viel beigetragen, fing an alle Schichten der Bevölkerung zu durchdringen: Gesangvereine entstanden, Liedertafeln bildeten sich, ein reicher Tonsegen ergoß seinen Strom durch die kleine Residenz, deren geistige Spitze so recht eigentlich der Kapellmeister Schneider war.

Daß dem Manne für seine Wirksamkeit die allseitigste Liebe und Verehrung entgegengebracht ward, bedarf wohl keiner besonderen Hinweisung, er war entschieden im Städtchen die populärste Figur, und wenn das mittelgroße, untersetzte Männchen, dem die grauen Haare am Hinterkopf lang herunterfielen, durch die Straßen wandelte, dann war es rührend anzusehen, mit welcher Ehrerbietung er von den Vorüber-

Digitized by

gehenden begrüßt ward; und sehr oft bestanden diese aus Personen, welche die Bedeutung dessen, dem sie soeben ihre Achtung bezeugt hatten, sicherlich nicht zu begreifen vermochten, indem sie ihre Lebensstellung, wie sonstiger Bildungsgrad dazu ganz unfähig machten, erst von Andern konnte ihnen darüber Mittheilung und Belehrung zugekommen sein.

Friedrich Schneider ist am 23. Januar 1786 zu Alt-Waltersdorf im schönen Sachsenlande geboren. 1798 brachte ihn sein Vater auf das Gymnasium zu Zittau, woselbst er mit großem Fleiß und unermüdlicher Thätigkeit umfassende musikalische Studien trieb. 1805 siedelte er zum Besuch der Universität nach Leipzig über und bekam acht Jahre später die Organistenstelle an der dortigen Thomaskirche

Von den Compositionen Schneiders ist „das Weltgericht" die bedeutendste. Dieses große Oratorium, das einen Erfolg aufzuweisen hat, wie er in den Annalen der Kirchenmusiken nicht oft verzeichnet ward, das noch heute, sechzig Jahre nach seinem Entstehen, wo die Musik längst ganz andere Bahnen betreten, hinreißend wirkt: dieses Werk hat Schneider einen unvergänglichen Ruhmeskranz eingebracht. Aber auch nach anderer Richtung hin sollte es für seinen Schöpfer eine ungeahnte Bedeutung erlangen. Der Musikdirector Reinicke in Dessau konnte dem Drange nicht widerstehen, diese gewaltige Tonschöpfung unter des Componisten persönlicher Leitung zu hören. Er unternahm zu diesem Zwecke eine Reise nach Leipzig, doch sollte es dem Armen nicht gelingen, sein Verlangen befriedigt zu sehen. Unterwegs wurden die Pferde scheu und gingen durch; Reinicke versuchte mit einem Sprung aus dem Wagen sich zu retten, wurde aber so unglücklich gegen einen Baum geschleudert, daß er todt auf dem Platze liegen blieb. Jetzt galt es, die Stelle des Dirigenten der Hofkapelle neu zu besetzen. Der Herzog ließ mit Schneider, dessen Ruhm damals im hellen Glanze strahlte, Unterhandlungen einleiten, welche damit ihren Abschluß fanden, daß der Componist des Weltgerichts am 1. März 1821 als herzoglicher Hofkapellmeister die Leitung des Dessauer Orchesters übernahm. In dieser Stellung blieb er bis zu seinem Tode, der am 23. November 1853 erfolgte.

Groß ist die Zahl seiner Werke, und wenn auch keins von ihnen die Bedeutung beanspruchen kann, die das Weltgericht auszeichnet, so giebt sich doch in allen der ernste Wille kund, nur nach erhabenen Zielen zu streben und Alles zu vermeiden, was die glatte, gewöhnliche Alltäglichkeit so gern zum Ausputz ihrer Trivialitäten benutzt, ob und in wie weit diese Aufgabe dem Componisten geglückt ist, das zu untersuchen gehört nicht hierher, für uns, die wir von ihm und durch ihn herangebildet worden, steht so viel fest: daß die Leistungen Schneiders als Dirigent bewundernswerth waren, wohl eben so bewundernswerth, als seine ungemeine Häßlichkeit.

Ich habe selten noch ein so unschönes Gesicht gesehen, als das des Componisten, auf den ersten Blick wirkte es geradezu abschreckend.

Und dieser Eindruck ward nicht etwa gemildert oder abgeschwächt durch feine, elegante Umgangsformen, wie sie vorzugsweise Mendelssohn sich angeeignet hatte, der dadurch sofort für sich einnahm. Beim Dessauer Meister war von diesem weltmännischen Schliff nicht viel zu

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Dorfcoiffeur.

Nach dem Gemälde von R. Fiſermann.

Der Dorfcoiffeur.

Nach dem Gemälde von R. Eisermann.

spüren, sein Benehmen hatte etwas Kurzes, nicht sehr Zugängliches, und wenn Jener durch eine geistreiche Conversation fesselte und entzückte, so besaß dieser kein Talent zur Unterhaltung, er sprach wenig, nicht recht zusammenhängend, manchmal ganz unverständlich. Aber Schneider war eine biedere, kerngesunde, echt deutsche Natur, frei von jeder Servilität und Kriecherei, ein König im Reich der Töne, trug er das Haupt hoch emporgehoben und die Kunst, die Gott ihm gegeben, er wußte ihr Achtung zu verschaffen vor Jedermann, Schmeicheleien, wenn sie nicht sehr wohl verdient waren, hat er deshalb wohl nur in den seltensten Fällen gespendet.

Friede seiner Asche! Fünfundzwanzig Jahre sind seit seinem Tode verflossen! Doch heute noch bewahre ich dem Lehrer ein liebendes Angedenken, obgleich ich — ach wie oft — vor seiner Grobheit gezittert habe.

Denn grob war er, und wie grob! Er besaß jene „göttliche Grobheit", wie sie den alten Musikern eigen war, und wie leicht geschah es, daß sie zum Ausbruch kam! Wenn ein Mitglied des Orchesters aus Versehn oder Unachtsamkeit einen Fehler machte, dann schossen die Augen des Meisters Blitze. Wüthend stampfte er mit dem Fuße und die Blätter der Partitur wurden mit einer Heftigkeit von ihm umgeschlagen, daß sie in Gefahr liefen, zu zerreißen. Ein falscher Ton konnte ihn außer sich bringen; man sah, wie er davon durchzuckt wurde, welche nervöse Gereiztheit sich seiner dann bemächtigte, die jede Selbstbeherrschung, jede Mäßigung ihm raubte, und nun entfuhren Redensarten seinem Munde, die man von einem Manne nicht erwartet hätte, der sich schmeicheln konnte, eine classische Bildung zu besitzen.

„Esel! Schweinerei! Nichtsnutzige Wirthschaft!" Das waren die gebräuchlichen Ansprachen, womit er den oder die Betreffenden tractirte, und noch heute ist es in Dessau unvergessen, wie er eines Tages den ersten Hornisten als Arrestanten nach der Hauptwache schickte, weil derselbe die Vorwürfe nicht geduldig hinnehmen wollte, die ihm seiner Meinung nach ungerecht gemacht wurden.

In der sogenannten guten alten Zeit war eine solche Willkürjustiz nicht zu den Seltenheiten zu zählen; jetzt ist es Gott sei Dank damit anders bestellt, doch war diese straffe Disciplin vielleicht nothwendig; denn gar manches Mitglied des Orchesters von damals stand auf einer solchen Stufe der Bildung, daß nur die Furcht allein zur Pflichterfüllung und Aufmerksamkeit anhalten konnte.

Die Musikschüler sollten zu ihrer eigenen Uebung im Orchester mitwirken, so lautete der Wunsch des Meisters. Da ich nun kein Orchesterinstrument spielte, so wurde mir die große Trommel, die durch den Abgang eines Collegen verwaist dastand, zur „Bearbeitung" überwiesen; und ich nahm mir vor, ihre Stimme vorkommenden Falls recht laut ertönen zu lassen, da mir das Instrument, seiner Größe und seines Umfangs wegen, mehr als alle Uebrigen berechtigt schien, gehört zu werden.

Die Musikschule, die Schneider kurz nach seinem Antritt errichtete, erfreute sich bald nachher eines guten Rufes, der weit über die Grenzen Deutschlands hinausreichte. Aus Dänemark, Schweden, ja aus dem fernen Amerika kamen junge Leute nach Dessau, um hier drei Jahre ihren Studien obzuliegen, und so geschah es denn, daß mein Neben-

Digitized by Google

mann, der Beckenschläger, ein Holländer war, ein blutjunges Bürschchen, das erst vor einigen Tagen hier angelangt war.

O glückliche, fröhliche Zeit der Studentenjahre! Mit stiller Wehmuth gedenke ich ihrer kurzen Dauer. Von den Idealen, die damals die Brust schwellten, hat sich wenig erfüllt. Die Sorgen des Lebens, der Kampf ums Dasein haben eins nach dem andern mitleidslos zerpflückt; nichts ist von ihnen geblieben, als die Erinnerung und auch diese beginnt immer mehr und mehr zu schwinden; nur ganz außergewöhnliche Vorfälle sind noch im Kopfe haften geblieben, und von diesen will ich einen jetzt erzählen, begleitet von dem Wunsche, er möge den Lesern dieses Blattes eine eben so heitere Stimmung bereiten, als ich sie zur Zeit dadurch empfunden habe.

Eine neue Oper wurde einstudirt, die den sonderbaren Titel führte: „Rühret die Königin nicht an."

Sie ist in Dessau nur einige Mal gegeben worden, dann wurde das Stück bei Seite gelegt und seitdem schläft die Partitur ohne jede Unterbrechung den Schlaf des Gerechten. Ob die Oper das schnelle Ende wirklich verdient hat, vermag ich nicht zu entscheiden, da mir, mit Ausnahme einer einzigen Stelle, auch nicht das Mindeste von ihrem musikalischen Inhalt im Kopfe geblieben ist, da ich mich aber eben so wenig erinnere, über ihre Aufführung auf andern Bühnen je etwas gehört oder gelesen zu haben, so wird wohl die Annahme richtig sein, daß das Werk jenen Eintagsfliegen glich, deren kurzes Dasein man nach Stunden berechnet.

Wir saßen in der Generalprobe und der erste Act war eben beendet. Er war schlecht gegangen, Vieles klang recht unsicher und fast jede Nummer mußte wiederholt werden, was eben nicht zur Erheiterung von Schneiders Laune beitrug. Dieselbe verschlechterte sich aber noch mehr, als auch der zweite Act nicht besser zu werden versprach, als sein Vorgänger es gewesen und demnach die Probe lang, recht lang dauern dürfte, vielleicht bis spät Abends.

Gleich zu Anfang trat der Chor zur unrichtigen Zeit auf und setzte demnach falsch ein.

„Noch mal probiren! Besser aufpassen!" tönt es vom Dirigentenpult, die Sänger verlassen die Bühne, treten sofort von Neuem vor, ohne aber den Fehler zu vermeiden; und das wiederholt sich noch einige Mal.

„Alberne Gesellschaft! Einer immer dümmer als der Andere!" schreit der Kapellmeister und der Tactstock saust auf das Notenpult, daß es weithin schallt. Endlich hat der Chor das Hinderniß überwunden, die böse Stelle begriffen, er wird entlassen und nun trat die erste Sängerin auf, die, wenn ich nicht irre, die Heldin der Oper ist.

Sie hat eine wundervolle Stimme, eine tüchtige musikalische Bildung und schwerlich wäre sie in Dessau gewesen, hätte ihre ungemein häßliche Figur ein Engagement bei einer andern Bühne nicht jedesmal verhindert. Hier war man an ihre Erscheinung gewöhnt und ihr wundervoller Gesang entschädigte für das Fehlende, und jetzt begann sie nach kurzer Einleitung den Vortrag einer langen Arie.

Wilde, leidenschaftliche Klänge vernahmen wir aus dem Vorspiel, mit glühender Begeisterung schmettert das junge Mädchen die Töne

Digitized by Google

hervor, wie Perlen rollen die schwierigen Colleraturen aus der geübten Kehle, und das Alles wurde mit der größten Leichtigkeit ausgeführt, nirgends bemerkte man eine Anstrengung, eine Ermüdung, die Intonation schwebte glockenrein. Die Züge des Kapellmeisters erheiterten sich mehr und mehr, man sah, wie wohlthuend der Gesang ihn berührte, seine linke Hand fuhr durch die grauen Haare, ein Zeichen, daß er zufrieden war.

Die hochgehenden Wogen der Leidenschaft sänftigten sich nach und nach, eine ruhigere Stimmung trat an ihre Stelle und das brausende Allegro leitete in ein weiches, getragenes Adagio hinüber, das, allmälig verklingend, leise hinsterbend, einen höchst wirksamen Contrast zu dem so lebhaften Anfang bildete.

Wundervoll, mit bestrickendem Wohllaut, trug die junge Dame es vor, vom wärmsten Hauch der Empfindung war jeder Ton erfüllt, mit wonnigem Behagen ließen wir die ideale Schönheit der Stimme auf uns einwirken, die eine hehre Welt zu erschließen schien.

Und schwächer, immer schwächer ward der Gesang, und schwächer, immer schwächer begleitete die Musik, als wäre ein Schleier darüber gebreitet, so gedämpft sind die Töne, und eben so gedämpft spricht es aus den Saiten der Instrumente, zuletzt klang es wie Lispeln, wie Geflüster in den Blättern der Bäume, den Aeolsharfen gleich, die, vom Winde bewegt, süße, bestrickende Töne aushauchen, da — es ist kaum glaubhaft — ertönt von den Becken des Holländers ein Schlag, so laut, so gellend und dröhnend, als sollte er einen Todtgeglaubten aus seiner Erstarrung erwecken, und hoch empor von seinem Sessel fährt der Kapellmeister, und hoch empor von ihren Sitzen fahren auch die Musiker und jedes Auge richtet sich in maßlosem Erstaunen auf den jungen Mann, dem dadurch erst offenbar ward, daß er einen Fehler gemacht hatte, einen Fehler, so eigenartig, so außergewöhnlich, wie er hier und höchst wahrscheinlich auch anderswo, auf allen Proben und Generalproben wohl noch nie vorgekommen ist.

Himmel, war das eine Verlegenheit! Und welche Verwirrung folgte nun! Und wie sah Der aus, durch den sie herbeigeführt worden?

Ein Bild des Schreckens, mit weit geöffnetem Munde, stand das arme Bürschchen da und blickte mich halb fragend, halb bittend an, unfähig, auch nur ein Wort zu sprechen. Ich gestehe, daß er mir leid that, herzlich leid; hätte ich ihm helfen können, ich würde es gern gethan haben, denn jetzt schreitet der Kapellmeister auf ihn zu, der angehende Musikstudent bemerkt es, instinctartig wirft er die Becken weg, daß sie rechts und links klirrend zu Boden fallen und stürzt wie besessen aus dem Orchester. Schneider eilt ihm nach und wir Anderen folgen den Beiden, voller Erregung, voller Spannung und Erwartung, welchen Abschluß diese ungeahnte Störung finden würde, durch die wir auf so drastische Weise in die Wirklichkeit zurückversetzt worden sind.

Und Fragen, Antworten, Reden, Gegenreden, Erklärungen der verschiedensten und mannigfachsten Art flogen blitzschnell hin- und herüber, die aber alle darauf hinausliefen, daß man einen solchen Fehler für unmöglich gehalten. Ein alter Kammermusikus spricht von Betrunkenheit, von bodenloser Dummheit, sein jüngerer College, der erste Trompeter hält in diesem Falle das „Notenumdieohrenschlagen" für die ge-

Digitized by Google

eignetste Censur, der menschenfreundliche Concertmeister ermahnt zur Nachsicht, zur Belehrung und Unterweisung! Ja wohl! Belehrung und Unterweisung! Goldene Worte! In erster Reihe müßten sie aber Dem empfohlen werden, der hier — ach wie oft — das Scepter in Form eines Tactstockes mit tyrannischer Gewalt schwang.

Der Holländer eilt auf die Bühne, Schneider ist dicht hinter ihm, und wer weiß, wie lange diese Jagd gedauert hätte, wäre ihr nicht durch ein sehr einfaches Hinderniß gleich zu Anfang ein Ziel gesetzt worden. Mehrere Geräthschaften, die hoch in einander geschichtet standen, daß der Flüchtling sie nicht zu überspringen vermochte, hemmten den einen Ausgang, der andere war durch das Chorpersonal verstopft, das, von dem sonderbaren Vorfall angelockt, zu hellen Haufen herbeigeeilt war, und da stand er denn, der jugendliche Missethäter seinem erzürnten Lehrer gegenüber, der ihm, die Arme in die Seiten gestemmt, mit hochgeröthetem Gesicht, vernichtende Blicke zuwirft, eine höchst dramatische Scene, bei der wir Andern die Statisten abgaben.

„Sie glauben wohl, Sie sind hier in einer Bereiterbude, wo man die Pferde mit Beckenschlägen dressirt!" schreit Schneider. „So etwas ist mir doch noch nichtvor gekommen! In meiner langjährigen Praxis" —

Weiter kam er mit seiner Strafpredigt nicht. Schon die ersten Worte, die die ganze Situation so treffend charakterisirten, treffender, als es vielleicht eine sorgsam einstudirte und genau ausgearbeitete Rede gethan hätte, diese wenigen Worte wirkten so erheiternd auf jeden Einzelnen, daß es unmöglich war, die Lachlust zu unterdrücken, selbst wenn das auch unsere Absicht gewesen wäre. Ein schallendes Gelächter, worin nur Der nicht mit einstimmte, durch den es hervorgerufen war, ein Gelächter, so übermüthig, so jugendfrisch und lebensfroh, wie es selbst an diesem Orte wohl noch nicht gehört worden, erscholl aus Aller Munde, und selbst Schneider — wie leicht berühren sich doch die Extreme — auch Schneider wird davon angesteckt. Umsonst bemüht er sich, dagegen anzukämpfen, man sieht es am Zucken seiner Mundwinkel, auch er muß lachen, eben so herzhaft als wir, ja vielleicht noch herzhafter, denn die Thränen stehen ihm in den Augen, und das war gut, eine bessere Ableitung konnte es nicht geben, der Mensch, der lacht, ist entwaffnet, und der Zorn des alten Herrn war verraucht.

Zwar brummte er noch Einiges vor sich hin, von dem wir auch nicht ein Wort verstanden, dann ging er kopfschüttelnd nach seinem Sessel zurück, wir Uebrigen folgten, den Holländer in die Mitte nehmend, und nach kurzer Zeit hatte die Probe ihren Fortgang.

Der junge, noch ganz unerfahrene Mann, der noch nie in einem Orchester mitgewirkt, hatte das Stichwort falsch verstanden, das ihm den Einsatz seines lärmenden Instrumentes genau anzeigt, daher der Irrthum.

Viele Jahre sind seitdem verflossen, eine große, gewaltige Zeit vorübergerauscht, ich weiß nicht, ob der Holländer noch unter den Lebenden weilt. Sollte es der Fall sein, so glaube ich, daß ihm diese Scene noch eben so fest in der Erinnerung geblieben ist, als mir selbst.

Digitized by Google

Schulmeister Hans.

Eine Dorfgeschichte aus Ungarn von **Julian Weiß.**

Vom Thurme klangen vier Glockenschläge.

Die Nachmittagsschule in einem ungarischen Dörfchen war zu Ende und eine Masse von Kindern staute sich im Thore des Schulhauses, doch nur einen Moment, denn jetzt erfolgt hier ein Ruck und dort einer, die Menge löst sich in kleinere Theile auf, mit einem Male laufen alle Schulkinder dem Hauptplatze zu.

Hinter ihnen kam langsamen Schrittes der Schullehrer Hans Birkner und als er die Einstimmigkeit gewahrte, mit der all' seine Schüler heute ihr Ziel verfolgten, ja sogar im Laufschritt verfolgten, nahm auch er seinen Weg nach dem Hauptplatz, denn er ahnte, daß bei einer solchen Gedankenharmonie, wie sie unter seinen Zöglingen herrschte, etwas ganz Abnormes vorgehen müsse, weil in ungarischen Landen gewöhnlich so viel Meinungen, als Menschen zu finden sind.

Wie aber war Hans Birkner mit seinem guten deutschen Gesicht und seinem guten deutschen Namen hier Lehrer geworden?

Auf die einfachste Weise von der Welt; er war hier geboren worden und seine Eltern waren gute Deutsche — Schwaben, wie sie in Ungarn genannt werden — deren Großeltern mit vielen ihrer Landsleute nach Ungarn wanderten, sich hier ansiedelten und noch heute in ihren Nachkommen fortleben, welche die deutschen Sitten pflegen und die deutsche Sprache sprechen.

Das Dorf, in dem Hans Birkner Schullehrer ist, war eigentlich ein deutsches Dorf, wie es deren in Ungarn besonders im südlichen Theile desselben zahlreiche giebt. Die Honoratioren freilich, wie z. B. der Ortsrichter und dessen erster Schreiber, welche Beide die ganze Obrigkeit ausmachten, verfertigten ihre Actenstücke in ungarischer Sprache und redeten dieses Idiom von „Amts wegen", aber die Bevölkerung selbst sprach deutsch, die Schule war deutsch, in der Kirche predigte man deutsch, mit einem Worte: ein ungarisches Dorf mit deutschen Bewohnern war es und es sah auch schmuck und anheimelnd aus.

Die Häuser waren alle nett und bei jedem ein ziemlich großer gepflegter Garten, die Straße breit und sauber und der Eindruck, den das Dörfchen machte, war ein recht angenehmer.

Der Schullehrer hatte endlich den Hauptplatz erreicht und war nicht wenig überrascht, hier eine große Menschenmenge zu finden. In einem großen Halbkreise standen Bewohner des Dörfchens von jedem Geschlecht und jeder Altersclasse umher, doch als man den Schullehrer gewahrte, wurde völlig Spalier gebildet, die Mützen vom Kopfe gezo-

Digitized by Google

gen, oder aber in Ermangelung einer solchen die Tageszeit geboten und Hans Birkner vorgelassen.

Ja vor der Gelehrsamkeit zieht auch der Deutsche in Ungarn den Hut und er bemüht sich, ihr Platz zu schaffen.

Hans trat vor und er glaubte etwas ganz Absonderliches zu sehen, aber jetzt überzeugte er sich, daß diese große Menschenmenge durch ganz gewöhnliche Künstler angelockt wurde.

Unter diesem bescheidenen Namen verbergen sich nämlich alle Akrobaten, die Purzelbäume schlagen können, alle verfehlte Existenzen, die auf Seilen herumspazieren, Clowns, Kunstreiter, mit einem Worte: alles Gesindel, welches das Dorf heimsucht und den braven, guten Landleuten ein paar Kreuzer abnimmt, und demzufolge hatte man vielleicht all' das umhervagabundirende Volk unter dem Titel „Künstler" zusammengefaßt.

Als Hans bemerkte, in welche „Gesellschaft" er gerathen sei, wollte er zurück, aber der Kreis war schon geschlossen und er wurde von der Menschenmenge immer vorwärts gedrängt, bis er endlich den sogenannten „ersten Platz" erreichte.

Hier standen nämlich einige primitive Holzbänke, die für die höchsten Spitzen des Ortes berechnet waren, und da der Schullehrer unbestritten unter diese gehörte, ließ sich Hans nieder, der Dinge harrend, die noch kommen sollen.

Er saß dort eine Weile und ließ seinen Blick umherschweifen:

Der aus Menschen gebildete Halbkreis wurde durch eine gleichfalls lebendige Gasse mit einem großen Wagen verbunden, welcher die Garderobe der „Künstler" vorstellte.

In der Mitte erhob sich ein Reck, an welches ein kleines Pony gebunden war, auf dem wieder ein bunt gekleidetes Aeffchen saß. Daneben stand eine Drehorgel und hinter dieser ein Mann, der ihr die jämmerlichsten Melodien entlockte. Das Gesicht dieses Mannes bestand fast aus nichts Anderem, als Falten und die kleinen, grauen Augen wurden von den nahezu immer zugekniffenen Wimpern verdeckt, dabei hatte der tief zwischen den Schultern sitzende Kopf einen Ausdruck, welcher eine vollkommene Apathie, eine todtengleiche Mattigkeit zeigte.

Die Arme bewegte dieser Mann fast automatenhaft, den einen an der Kurbel des alten Tonkastens, und den andern ließ er im Tacte sich heben und dann wieder senken.

Es sah und hörte ihn aber Niemand, als nur unser Hans Birkner, der ein weiches Herz besaß und ein kindliches Gemüth sein eigen nannte und der sich deshalb in jedes Ding gleich einen Roman dachte. Hans war Student gewesen, er hatte acht Gymnasien durchstudirt, und welcher ungarische Dorflehrer hat noch soviel hinter sich? Doch weil er schon während seiner Studienzeit wußte, daß das Gymnasium das Ende seiner Studien sein werde und daß er wieder nach Hause und seinen Vater ab- oder erlösen müsse, von der großen Qual, in einem Dorfe Gelehrsamkeit zu verbreiten, aus diesem Grunde suchte er kein Vergnügen, er mied die Gesellschaft, er fand nicht Freunde, er lernte die Welt nicht kennen, und er schwärmte blos. Er durchschwärmte Nächte, doch blos in und mit seinen Gedanken, er dachte sich in jedes Ding eine Geschichte, er combinirte zu jeder Nichtigkeit einen Roman, er ließ seine Phantasie immer auf das Höchste erregt sein und das waren seine Ver-

Digitized by Google

gnügungen, seine Erholung von den Mühen und Beschwerden des Studiums.

Und diese Eigenschaft war an ihm haften geblieben. Jetzt, wo er Schullehrer geworden, nach dem Tode seines Vaters geheirathet hatte, und sogar schon Vater eines kleinen Knäbleins war, selbst jetzt schwärmte und träumte er noch wie damals, als er noch ein Kind war, und der tägliche Umgang mit seinen Schülern, der Austausch seiner Gedanken, gegen die der naiven Gemüther hatte diesen Mann, trotz seiner dreißig Jahre in seinen Gedanken ein Kind bleiben lassen.

So konnte die geringfügigste Ursache sein Nervensystem außerordentlich afficiren, er war im ersten Augenblicke für ein Wesen begeistert, er träumte mit offenen Augen, er folgte stets dem Zuge seines Herzens oder dem Befehl seiner Sinne, die je nachdem Macht über seinen Verstand besaßen; jede Regung in ihm konnte, wenn auch nur für Augenblicke, Herr über ihn werden, kurz die instinctive Empfindung hatte volle Macht über seinen Intellect, was freilich kein Wunder war, denn er war mit einem kindlichen Gemüth ein Mann geworden, hatte nahezu nichts gesehen und nichts erlebt.

Sein Herz war nur einmal erregt worden; er hatte eine Frau gesehen und er hatte sie auch sofort geheirathet und seine Frau bewerkstelligte noch immer die Fluctuation seines Herzens, trotzdem seit der Verheirathung schon vier Jahre dahingegangen waren.

Als er nun dort den Automatenmann die Drehorgel spielen sah, da durchwirbelten sein Hirn allerlei Geschichten, die alle toll und kindisch waren, er bauschte jenen Mann zu einer romanhaften Heldengestalt auf, seine so leicht zu erregende Phantasie machte aus dem Fremden eine seltene Ungeheuerlichkeit.

Wer weiß, bis zu welchen Phantasien sich noch das Hirn unseres Hans verleiten hätte lassen, wenn nicht ein plötzliches a—a—ah, das den Kehlen der Umstehenden entströmte, ihn gezwungen hätte, den Flug seiner Phantasie zu zähmen und realeren Dingen Aufmerksamkeit zu schenken.

Ein Mädchen kam durch die Menschengasse geschritten und als sie ungefähr die Mitte des Halbkreises erreicht hatte, verneigte sie sich recht graziös nach allen Seiten und band dann das Pony vom Recke los.

Das Mädchen schien ungefähr achtzehn Jahre alt zu sein und war in der Art — oder Unart — der Ballettänzerinnen gekleidet, was dem weiblichen Theile der Zuschauerinnen eine hohe Röthe ins Gesicht und manche sogar ganz davon trieb.

Ja, die deutschen Frauen in Ungarn, die halten noch etwas auf Zucht und gute Sitte!

Auch der Schullehrer erröthete, aber er blieb sitzen.

Er gestand sich, daß dieses Mädchen sehr hübsch war. Besonders die Augen mit ihrem liebesfeuchten Schmelz und der tiefschwarzen Farbe, in deren Hintergrund aber ein förmliches Feuermeer erglänzte, gefielen ihm, dazu der braune Teint, die vollen Wangen, auf welchen ein eigenthümlich flauiger Frühlingszauber lag, das runde Kinn, die purpurnen, leicht aufgeworfenen Lippen, das schwarze Haar, in dem sich eine lichtblaue Mütze kokett und dennoch außerordentlich lieblich abhob, all das gefiel ihm wohl und dann noch der so entzückend geformte Busen, wel-

Digitized by

cher halb entblößt war, der schön modellirte Arm, dessen rosige Frische allerliebst war, das kleine Füßchen und die herrliche, ja elastische Form des Beines, welches von einem weißen Tricot umspannt war (ein Schulmeister hat gute Augen — er sieht Alles), diese Eigenschaften des Mädchens blendeten unsern Hans über die Maßen. Seine Phantasie begann freilich wieder zu arbeiten und je mehr das Bild des Mädchens durch seine Augen fixirt wurde, desto lebhafter ward sein Gedankengang, desto stürmischer pochte sein Herz, desto feuriger wurde sein Blut und die Röthe auf seinen Wangen wurde immer intensiver.

Er starrte das Mädchen fortwährend an und sog ihr Bild förmlich in sich, es war ihm das eine ganz neue Erscheinung und sie war schön genug, um selbst den verfeinerten Kunstsinn zu berücken, geschweige denn den Hans Birkners.

Das Mädchen blickte im Kreise umher und ihre Blicke blieben einen Moment auf dem Schullehrer haften, er fühlte diesen Blick durch alle Poren seines Körpers strömen und er sah jetzt auf die „Künstlerin" wie ein verzaubertes Kind etwa auf eine Fee, regungslos, starr und doch in seinen Zügen ein Entzücken verrathend.

Endlich begann die Production.

Das Pferdchen lief im Kreise umher und hatte die Aufgabe, in der Menschenmenge einen unverheiratheten Mann zu suchen; es erfüllte diese Aufgabe in der That, denn es blieb vor einem kaum zehn Jahre alten Knaben stehen. Die zweite Aufgabe, einen verheiratheten Mann in der Menge zu finden, gelang auch, denn vor Hans Birkner machte das Pony Halt.

„Sie sind doch verheirathet?" frug das Mädchen.

Er suchte nach Worten und endlich stammelte er hervor: „Jawohl, ich bin so frei."

„Wie lange?" frug jetzt das Mädchen und das Pony kratzte viermal mit seinem Vorderfuße auf den Boden.

„Also vier Jahre?"

„So viel ganz genau", entgegnete der Schulmeister, und damit war diese Production zu Ende.

Das Mädchen ging ab und ließ den armen Hans trostlos zurück, denn er hätte gar so gern noch länger dieses Wesen angeschaut. Er wartete auch mit unermüdlicher Ausdauer und ließ alle Späße des Clowns über sich ruhig ergehen, denn er hoffte, wieder das reizende weibliche Bild zu Gesicht zu bekommen.

Die letzten Purzelbäume verliefen schon, die letzten Gliederverrenkungen verschwanden in der Ferne, der Automatenmann erschien wieder, und hielt eine Rede, wobei er seinen Mund aufriß wie eine Gliederpuppe: „Meine verehrten Herrschaften! Meine Künstlergesellschaft, die ich heute vorzuführen die Ehre hatte und welche sowohl vor dem Vicekönig von Egypten, als auch der Königin Victoria von England, sowie anderen nicht minder bedeutenden Menschen spielte, wird hier ein Gastspiel auf vierzehn Vorstellungen eröffnen. Sollte das Geschäft gehen, so bleiben wir auch länger hier. Jetzt aber wird Gita, das reizende Mädchen, erscheinen und wird die verehrten Anwesenden um ein kleines Geschenk bitten. Selbst die kleinsten Beträge werden angenommen, ich bitte also, nicht gleich fortzulaufen."

Digitized by Google

Damit klappte er seinen großen Mund zu und hielt ihn ferner.

Das schöne Mädchen, das der Automat Gita genannt hatte, erschien wieder, sie trug einen Teller in der Hand, in welchen sie das Geld werfen ließ, denn es wurden nur Kupfermünzen gespendet.

Als die Dorfbewohner diesen Teller sahen, der eine Aufforderung zum Zahlen bedeutete, verschwand ein großer Theil der biederen Landleute.

Hans Birkner blieb aber auf seinem Platze und als der Teller an ihm vorüberkam, schüttete er den Inhalt seiner Börse in denselben. Das war freilich nicht viel, aber immerhin mehr, als alle anderen Männer gegeben hatten.

Unser Schulmeister wollte bemerkt werden, und in der That, er erreichte seinen Zweck.

Ein inniger Blick aus dem Auge des Mädchens traf ihn und dieser war im Stande, das Denkvermögen des Schulmeisters zu verwirren und sein Hirn zu umnebeln. Er ging wie berauscht seinem Hause zu.

* * *

Wie im Traume erreichte Hans Birkner sein Haus. Als er in die Stube trat, tanzten ihm noch die schwarzen, glühenden Augen der „Comödiantin" vor den Sinnen und er suchte seinen Gefühlen Luft zu machen, er wollte von jenem Mädchen sprechen, das ihn mit einem Male so ganz gefangen nahm und seiner Phantasie wieder einen Spielraum eröffnete, so groß, so unendlich groß. Selbst an die Möglichkeit, daß die „Künstlerin" eine Prinzessin, natürlich eine gestohlene, sei, dachte er, denn jede Miene, jede Geste schien ihm an der Fremden majestätisch und märchenhaft reizend.

Seine Frau trat ihm entgegen, ein Kind im Arme. Sie war groß und blond, ein hübsches und ein ausgesprochen deutsches Gesicht. Jeder Zug sprach nur von Güte und Milde, jede Bewegung an ihr war sanft und gemessen, fast könnte man sagen liebevoll, sie war ein liebendes und ein glückliches Weib. Als sie jetzt auf den Mann zutrat und ihm das Kind entgegenreichte, da flog über ihr Antlitz jener verklärende Schimmer, den nur Mutterliebe auf ein Antlitz zaubern kann und welcher nur mit dem verschönenden Lichte des Mondes zu vergleichen ist, das zauberisch über eine nächtige Landschaft fließt. Und jetzt war auch ihr Gesicht von einer anziehenden Lieblichkeit, da nun die allzu kräftige Form der Züge reizvoll gemildert wurde.

All das sah Hans nicht, er wehrte das Kind ab, das sie ihm in die Arme legen wollte, und schritt hastig in dem Zimmer auf und nieder, seine Augen irrten von einem Gegenstande zu dem andern und endlich stieß er die Worte hervor:

„Marie, ich habe ein herrliches Bild gesehen!"

„Was für eines schon wieder?" frug die Frau nach einer Weile und sie legte das Kind in die Wiege.

„Ein Mädchen, ach Schöneres findet man kaum unter der Sonne."

„Das hast Du schon oft gesagt."

„Doch es war nicht immer die Wahrheit."

Digitized by Google

„Und nun?“

„Jetzt ist sie es; ach diese Augen, diese Gestalt, eine Fee, eine Prinzessin, eine Göttin, eine . . .“ er schwieg, denn er fand keinen Vergleich mehr, seine Phantasie hätte wohl höher hinauf gewollt, aber sein Mund vermochte den Gedanken keine Worte zu verleihen.

Die Frau lächelte still vor sich hin, denn sie glaubte der Liebe ihres Mannes sicher zu sein und nicht ein Funke von Eifersucht glomm in ihrem Busen; sie hielt das Schwärmen ihres Gatten für einen Ausbruch seines kindischen Sinnes und hörte wieder, wie er fortfuhr:

„Marie, wenn Du sie gesehen hättest, wie sie durch die Menschenreihen schritt, das kleine Pony am Zügel führend, sie war nur mit einem Engel zu vergleichen.“

„Ein Engel zu Pferde, das ist neu —“

„Nein, kein Engel, ein . . . ein . . . sie ist schön wie —“

„Den Vergleich will ich Dir sagen“, unterbrach ihn jetzt die Frau, „Deine Kunstreiterin ist so schön, wie die vielen anderen Frauen, die Dein kindisches Auge auffindet und an denen irgend etwas Fremdartiges hängt, an dem Deine Phantasie wieder hängen bleibt. Sie ist so schön, wie die Schauspielerin, die vor zwei Jahren hier war, und vor deren Fenster Du so lange im kalten Winter spazieren gingest, bis Du einen tüchtigen Schnupfen Dir geholt hattest — sie ist so schön, wie die Gouvernante der Gutsherrschaft, die im vergangenen Jahr hier war und die Dir so lange gefiel, bis Du endlich bemerktest, daß sie eigentlich nicht hübsch sei. Wenn ich eifersüchtig wäre, so könnten mich Deine begeisterten Schilderungen entweder curiren oder rasend machen, aber ich bin es nicht, denn ich weiß, daß Dein kindischer Sinn etwas haben muß, mit dem er sich beschäftigt, so wie man einem Kinde ein buntes Bildchen oder einen farbigen Fetzen zeigt.“

„Ich bin kein Kind“, sprach jetzt ziemlich zornig der Schulmeister, „mein Auge findet Gefallen an Schönem und das wirst Du mir doch nicht verübeln!“

„Gewiß nicht, denn ich weiß, daß es nur Dein Auge ist, das Du jenen „schönen Dingen“ zuwendest“, sprach sie mit sanfter Stimme, „Dein Herz bleibt mir, nicht wahr?“

„Freilich, freilich —“, entgegnete er und küßte sie flüchtig auf die Stirne.

Dann setzte er sich wieder und nahm die Zeitung in die Hand.

Er wollte lesen, aber die Buchstaben flimmerten vor seinen Augen, aus jedem kleinen Puncte wurde langsam und langsam ein großes, glänzendes schwarzes Auge und er warf die Zeitung fort mit einem seltsam klugen Gesichtsausdruck, während seine Lippen leise die Worte murmelten:

„O die ist viel schöner, als alle Anderen gewesen sind.“

* * *

Einen Tag später stand Hans einige Minuten nach vier Uhr Nachmittags im Thore des Schulhauses; er blieb eine Weile stehen und nahm dann wieder den Weg nach dem Marktplatze. Die ganze vorhergegangene Nacht war ihm jenes unbekannte Mädchen nicht aus dem

Digitized by Google

Sinne gekommen, sie erschien ihm in allerlei abenteuerlichen Gestalten, blieb ihm aber in jeder begehrenswerth.

Doch als er erwachte, da trat die Reaction ein und er begann sich zu schelten, sich einen Dummkopf nach dem andern zu nennen und zwang sich schließlich dazu, sich selbst auszulachen.

Aus dem Monologe, den er sich hielt, entnehmen wir folgende Stellen: „Hans, Du bist ein Narr! Du willst Dir jetzt diese „Vagabundin" nicht aus dem Kopfe schlagen und strengt alle Gewalt Deiner leicht erregbaren Sinne und Deiner jämmerlich kindischen Phantasie an, um das Bild jener „Zigeunerin" in Dein Herz zu bringen. Versprich mir, Du naives Kind, nicht mehr auf den Platz zu gehen, und jene Mignon — ohne Poesie — nicht mehr zu sehen!

Nachdem Herr Hans Birkner so ernst und so weise mit sich gesprochen, nahm er sich das Wort ab, nicht mehr auf den Platz zu gehen, und überhaupt die Wege der „Künstler" zu meiden.

Aber jetzt brach er schon sein sich gegebenes Versprechen und um sein mahnendes Gewissen zu beruhigen, sagte er sich selbst: „Ich gehe nur hin, um zu constatiren, welche von meinen Schülern dort sind und ich werde gleich wieder fort gehen!"

Hans hatte endlich den Platz erreicht und als die Landleute ihn kommen sahen, bildeten sie wie gestern Spalier.

„Man zwingt mich, dazubleiben", rief er zu seiner eigenen Beruhigung und er ließ sich auf dem ersten Platze abermals nieder.

Die Beherrscherin seiner Träumereien und die Herrin seiner Gedanken erschien endlich; sie war gerade so hübsch wie gestern, aber ihm erschien sie hunderttausendmal reizender und dies kann als selbstverständlich angesehen werden.

Ihm ward aber beim Anblick des schönen Mädchens immer seltsamer zu Muthe; eine süße Beklommenheit umspannte seine Brust, umschnürte sein Herz und so oft als die schöne Künstlerin ihm ihr nachtschwarzes Auge zuwandte, mußte er erröthend den Blick von ihr wenden. Er vermochte sie nur anzusehen, wenn sie nicht nach ihm blickte.

Die seltsame, vielleicht auch wundersame Scheu, dieses beklemmende und dennoch angenehme Gefühl, dieses beängstigende und nichts destoweniger süß-wonnige Empfinden wirkte seltsam auf ihn ein, er wollte fort, er wollte fliehen, denn ihm schien eine drohende Gefahr im Anzuge und trotzdem schien ihm auch ein funkelndes sonniges Stück Glück entgegenzuleuchten. Er wußte sich um seine Empfindungen selbst keinen Rath und in dem Schwanken zwischen den beiden Gegensätzen, entschloß er sich, zu bleiben.

Und er blieb länger als alle anderen Menschen dort.

Bereits die ganze Zuschauermenge war verschwunden, und der Schulmeister saß noch auf seinem ersten Platze mit seiner Börse in der Hand.

Das Mädchen, welches bisher nicht zu ihm gekommen war, trat jetzt näher, doch als er eine Münze in den Teller fallen lassen wollte, verbarg sie diesen hinter ihrem Rücken und sprach:

„Lassen Sie das; Sie haben gestern ohnedies viel zu viel gegeben."

Digitized by

„Ich — aber nicht doch", stammelte er verlegen und seine Züge bekamen einen mehr als naiven (der Wahrheit wegen sagen wir) einen dummen Ausdruck.

Es trat eine Pause ein und diese wirkte sichtlich beängstigend auf Hans; er wollte sprechen, um sich auf diese Weise Muth zu machen und nachdem er eine Weile nach Worten gesucht hatte, fragte er endlich (und der Wahrheit die Ehre) recht einfältig: „Wie heißen Sie, mein Kind?"

„Kind?" gab sie spöttisch lächelnd zurück, „das bin ich leider seit Langem nicht. Ich heiße Margit, aber nennen Sie mich lieber Gita."

„Gita, das ist ein hübscher Name; aber warum wollen Sie kein Kind sein, da Ihre Augen doch so kindlich, so engelhaft in die Welt blicken."

„Engelhaft? Lucifer war auch ein Engel."

„Legen Sie meinen Gedanken nicht derartige Schlechtigkeiten unter", rief er bestürzt, denn nicht nur ihre Worte klangen rauh, auch ihr Auge blickte wild und zürnend."

Doch jetzt besänftigte sich plötzlich ihr Gesichtsausdruck, sie sah mit einem Lächeln auf den jungen Schulmeister, dessen blaue Augen so viel Milde und Güte verkündeten, daß Jedermann denken mußte, in diesem Manne sei nur Aufrichtigkeit und Freundlichkeit zu suchen.

Hans stand auf, denn der milde Blick, der ihn jetzt traf, machte ihn noch verlegener, wenn hier eine Steigerung noch möglich war.

„Leben Sie wohl, Fräulein Gita", sagte er und er reichte ihr die Hand, in die sie ihre Fingerspitzen legte; ein elektrischer Strom durchfuhr seinen Körper, es war ihm so seltsam unheimlich zu Muthe, wie noch nie in seinem Leben und er wagte nicht, den zu Boden geschlagenen Blick zu erheben.

„Gute Nacht", sprachen noch leise vibrirend seine zitternden Lippen und damit wandte er sich zum Gehen.

Das Mädchen sah ihm nach und murmelte leise vor sich hin: „Ein hübscher, guter Mann, aber ein wenig einfältig."

Er aber schritt nach seiner Wohnung und seine Lippen lispelten fortwährend den Namen: „Gita — Gita!"

Endlich hatte er sein Haus erreicht, er klinkte die Thür auf und trat in das Zimmer.

* * *

Wie heimlich und traut war hier Alles, aus jeder Nische, aus jedem Winkel dieses Zimmers lugte förmlich Zufriedenheit, Glück und Ruhe, aber das Klopfen seines Herzens gab nicht nach, als er jetzt die trauten Wände um sich sah.

Seine Frau kam ihm mit dem Kinde entgegen, er sah Beide an und dachte dabei an jene „Zigeunerin", deren Bild in sein Gedächtniß gegraben zu sein schien und nicht aus seinem Geiste weichen wollte. Hans blieb des Abends über zerstreut, fast verstört, er war von einer bei ihm ungewöhnlichen Erregbarkeit, über welche er sich nicht Rechenschaft zu geben wußte, vielleicht auch nicht geben wollte. Er zürnte darüber und sagte sich all jene Schmeicheleien, auf Grund welcher man, wenn sie von einem Fremden kommen, eine Klage auf Ehrenbeleidigung anstrengt, aber seine Bemühungen und Grobheiten nützten nichts,

Digitized by Google

jenes Mädchen ging nicht aus seinen Träumereien, im Gegentheile, sie stahl sich sogar in seine Träume und als er am Morgen erwachte, da zitterte der Name Gita ganz unbewußt von seinen Lippen.

Er schien berauscht und er bemerkte es glücklicherweise.

Hans war ein Mann und dieser Thatsache erinnerte er sich auch am Morgen, deshalb richtete er sich stolz in die Höhe, zog seinen Rock straffer, legte sein Gesicht in ernste und sogar recht klug aussehende Falten und begann sich jetzt eine lange Rede zu halten: er rief sich seine Frau, sein Kind in das Gedächtniß, er appellirte an seine männliche Heftigkeit und an seinen Verstand und schließlich nahm er sich den Eid ab, niemals wieder eine Vorstellung der „Künstlertruppe" zu besuchen. Dann küßte er sein Weib und sein Kind und ging in die Schule, auf dem Wege immer sprechend: „Hans, Du bist ein Mann, Du bist ein ehrenwerther, fester Charakter und dergleichen.

Der Schulmeister schien also wieder der Alte geworden, er strich sich gelassen und magistermäßig über das lange, blonde Haar, seine Hand zitterte nicht wie gestern, wenn er einem seiner Schüler einen kleinen Backenstreich oder sonst eine schulmeisterliche Liebkosung zu Theil werden ließ, seine Augen waren wieder ruhig geworden, sie eilten nicht unstät von einem Gegenstande zu dem andern, die Phantasie unseres Hans war stille, sein kindlicher Sinn beschäftigte sich mit Schulaufgaben, Pönitenzen, handgreiflichen Strafen, aber beileibe nicht mit „fahrendem Zigeunervolk."

Nichts auf dieser Welt währt ewig und so kam es auch, daß die Nachmittagsschule zu Ende ging und der Schulmeister sich auf den Heimweg machen mußte. Er ging stolzen Schrittes nach Hause und erst als er die Thür hinter sich schloß, seufzte er zum ersten Male auf. Dann folgten freilich mehrere Seufzer, denn er sprach kein Wort, blickte entweder ins Licht (ein recht armseliges Vergnügen!), oder blickte den Plafond an und während dieser Beschäftigung schwellten soviel Seufzer seine Brust, daß es ebenso traurig als langweilig anzuhören und anzusehen war.

* * *

Hans Birkner war ein Mann, — das kann nicht oft genug gesagt werden — und er hatte geschworen, nie mehr eine Vorstellung zu besuchen.

An dieses Gelöbniß erinnerte er sich selbst am nächsten Morgen, und er setzte alle möglichen Verwünschungen hinzu, mit denen er einen Meineidigen auszeichnen würde.

Der Tag verging unter einer anhaltenden Ungeduld des Schulmeisters, der sich in jeder Minute zum mindesten im Geiste zurief: „Hans, Du hast geschworen!"

Eine Woche war endlich so abgelaufen und das Unbehagliche seines Gefühlslebens machte Hans täglich verstimmter und seltsamer. Er war immer leidenschaftlich erregt, eine unheimliche Hast that sich in seinem Wesen kund, der Schulmeister war allem Anscheine nach nervös geworden.

Seine Frau bemerkte wohl die Veränderung, aber als sie ihn ein Mal frug, was ihm fehle, fuhr er sie barsch an: er wisse es selbst nicht

Digitized by Google

und seit damals schwieg sie über diesen Punct. Ungefähr eine Woche nach jenem Tage, als Hans mit Gita zum ersten Male gesprochen, war er aufgeregter denn je in seine Wohnung zurückgekehrt. Er schritt hastig durch das Zimmer seiner Frau, ohne ihr einen Gruß zu bieten, denn jetzt hätte er ihre Stimme nicht ertragen können, geschweige denn ihren Anblick. Sonst hatte er vor jenen unheimlich süßen, schwarzen Augen hin und wieder Ruhe gehabt, aber seit zwei Tagen flimmerten sie immer vor seinem Gesicht und ebenso hörte er stets die Stimme Gitas um sich flüstern. Er schloß sich in seine Stube ein und setzte sich an einen Tisch: er versuchte zu lesen und vermochte es nicht, er wollte die Schularbeiten corrigiren, doch er hatte nicht die Kraft dazu, denn aus allen Gegenständen, die er ansah, blickte ihm bald ein Mädchenantlitz entgegen, mit nachtschwarzen Augen und küßlichen, vollen Lippen und machte ihn bis in das feinste Nervengetriebe erzittern.

Hans sah nach der Uhr, es war schon spät am Abend; er blickte durch das Fenster, draußen war es dunkel und das Licht des Mondes brach nur zeitweise durch die ziehenden Wolken.

„Die Vorstellung ist schon zu Ende", sagte er sich, „ich dürfte jetzt hingehen, denn ich habe blos geschworen, die Vorstellungen nicht zu besuchen." Man sieht, der Schulmeister begann zu klügeln.

Hans schritt leise durch das erste Zimmer, in welchem seine Frau schlief und eilte rasch durch die Dunkelheit; sein Herz pochte ungestüm und alle Fibern vibrirten in ihm nach; er lechzte nach der Stimme des Mädchens, die seit jenem Abend noch in seinem Gehör forttönte, er wollte die süße Klangfülle ihres Organs nur einmal noch in sich saugen.

Die kühle Nachtluft besänftigte langsam sein heißes Blut und er mäßigte seine Schritte. Je näher er der Stätte kam, in welcher die „Künstler" ihre Wohnung hatten, desto langsamer wurde sein Schritt, desto rascher aber auch der Schlag seines Herzens.

„Darfst Du auch hingehen?" frug plötzlich sein mahnendes Gewissen, doch er beruhigte sich (er war schon ein ganzer Jesuit geworden) mit den Worten: „ich will sie ja nur sehen und mit ihr zwei Worte sprechen; warum sollte ich an einem hübschen, klugen Mädchen keinen Gefallen finden dürfen?"

Er hatte die Hütte bald erreicht und nachdem er sie einige Male umschritten, wagte er näher zu kommen, ja, er wurde sogar kühn und legte das Auge an eine der vielen Ritzen, aus denen ein Lichtschimmer leuchtete.

Hans sah nichts, aber plötzlich hörte er das Gebell eines Hundes, er schrak zusammen und sprang rasch einige Schritte zurück. In der nächsten Secunde trat Gita aus der Hütte und ging auf den Schulmeister zu.

Beim Lichte des Mondes schien sie dem armen Hans noch viel schöner, sie kam ihm wie ein überirdisches Wesen vor; er wagte kaum zu athmen, er blickte sie nur an mit stieren Augen.

„Ich wußte, daß Sie es sind", sagte Gita und um ihren Mund flog ein ironisches Lächeln.

Hans hörte nichts, er war wie traumbefangen. Sie näherte sich ihm und legte ihre Hand auf seine Schulter, während sie frug:

Digitized by Google

„Wohin wollten Sie?"

Jetzt erwachte er aus seiner Verzückung, er suchte nach einer Ausrede, und griff schließlich zu einer der schlechtesten, die es geben kann, er antwortete nämlich.

„Ich wollte spazieren gehen."

„Nehmen Sie mich mit."

„Ich . . . Sie . . . Fräulein?"

„Wollen Sie vielleicht nicht?"

„O, Fräulein Gita, was denken Sie von mir?"

„Nun also, dann gehen wir", sprach sie, legte ihren Arm in den seinen und schritt mit dem verwirrten Hans den Platz auf und nieder. Der Schulmeister erholte sich langsam, seine Zerstreutheit wich wohl, aber es zeigte sich leider wieder, daß jener Philosoph Recht hatte, als er sagte, daß die Liebe die Männer dumm mache.

Das Mädchen nahm gleich wieder das Wort: „Nennen Sie mich nicht mehr Fräulein Gita, sagen Sie kurzweg Gita zu mir, ich will Sie dafür auch bei Ihrem Vornamen nennen. Wie heißen Sie?"

„Hans Birkner."

„Gut; also Herr Hans, nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich Sie gleich wie einen alten Freund behandle, aber der Grund liegt hauptsächlich darin, weil Sie mir recht gut gefallen. Werden Sie um Gottes willen nicht roth darüber, denn es ist keine Ursache vorhanden. Sie gefallen mir, weil ich in Ihnen einen guten und liebenswürdigen Menschen sehe, mit dem ich plaudern kann. Wir armen „Comödianten", die wir von einer Stadt in die andere wandern, überall nur wenige Tage verweilen, wir müssen rasch Freundschaft schließen. Bei uns heißt es, sehen und scheiden und wir können das Volkslied singen:

„Nur einmal darf ich in Dein Auge schauen,
Nur einmal Deine Lippen küssen,
Und dann heißt es: auf Nimmerwiedersehen,
Für immer, immer scheiden müssen!"

Deshalb müssen wir Jemanden, der uns sympathisch berührt, gleich die Hand reichen, und wenn es sein muß — sie machte hier eine kleine Pause — rasch um den Hals fallen."

Nach einer Weile frug sie: „Sie sind Lehrer hier?"

„Und verheirathet", gab er kleinlaut zur Antwort.

Gita lachte girrend wie eine Taube und ein Echo gab die Töne wieder. Hans hörte den Spott heraus klingen und gab beleidigt die Worte zurück: „Ueber meine Ehe giebt es nichts zu lachen."

Gita lenkte gleich besänftigend ein: „Sie sollen mein Freund sein, und sind bei dem ersten Worte schon beleidigt. Wollen Sie vielleicht nicht mein Freund sein?"

„O, ich bitte, mit größtem Vergnügen", replicirte er, wahrscheinlich, weil sein Sprachschatz keine passenderen Worte zur Verfügung hatte.

Sie reichte ihm die Hand und er legte die seine hinein, dazu sahen sie sich Beide in die Augen und das Feuer, das ihnen von beiden Seiten entgegenstrahlte, ließ wieder eine Pause eintreten. Der arme Hans schien sich in dieser Stunde selbst ein Anderer zu sein, denn er wußte nicht einmal, ob ihm wohl oder unwohl zu Muthe war.

Digitized by

„Herr Hans, es ist nothwendig, daß wir einander unsere Geschichte erzählen, falls wir gute Freunde sein wollen; beginnen Sie mit Ihrer Biographie, ich lasse die meine dann folgen."

Nachdem er eine Weile über diesen Gegenstand nachgedacht hatte, sprach er:

„Die Erlebnisse meines Lebens sind bald erzählt. Ich bin der Sohn armer Eltern, habe ein wenig studirt, ein wenig gelesen, bin Schullehrer in diesem armseligen Dorfe, habe Weib und Kind und bin glücklich."

Das letzte Wort hatte er leise gesprochen, aber Gita hatte es dennoch gehört. Sie erwiederte rasch: „Und ich bin unglücklich, dafür ist die Geschichte meines Lebens auch länger. Ich will mich übrigens kurz fassen, damit Sie bald nach Hause gehen können, wo Sie Weib und Kind erwartet.

* * *

Gita erzählte:

„Meine Eltern waren arm, sehr arm und meine erste Jugendarbeit war betteln, meine erste Empfindung hungern. Ich mochte ungefähr fünf Jahre alt gewesen sein, da zogen Vagabunden durch das Dorf, in dem wir wohnten und der Anführer dieses Gesindels, der auf den stolzen Namen Director hörte, sah mich und nahm mich auch gleich mit sich. Meine Eltern waren froh, meiner auf diese billige Weise los geworden zu sein und ich war auch froh, denn als Mitglied einer „Künstlertruppe" hatte ich nur hin und wieder mit dem bösen Hunger zu thun. Dem Publicum gefiel ich recht wohl, es gab mir stets Orangen, Bonbons, später auch Silbergulden und hier und da etwas Gold, kurz, ich war zufrieden. Da mußte ich plötzlich den Director heirathen."

„Sie sind verheirathet?" unterbrach sie Hans.

„Ja", gab sie spöttisch zurück, „und ich bin nicht besonders glücklich, denn jener Mann, der bei unseren Vorstellungen die Drehorgel und die Zuhörer malträtirt, der die großen Reden hält, außerdem ein Gesicht aus lauter Falten hat und im Uebrigen einem Automaten gleicht, dieser Mensch ist mein Mann!"

Sie lachte und jedes klare Auge hätte sehen müssen, daß sie mit dem Schulmeister scherze, aber ihm erschien all das zu gräßlich, um an eine Mystification zu denken. Die „Zigeunerin" machte sich einen Spaß und er nahm Alles für baare Münze, sie log — denn das lag in ihrer Natur — und er hielt jedes Wort für eine durch mehrere Eide bekräftigte Wahrheit.

Sie lieben Ihren Mann nicht?" frug er, nachdem er sich von seinem Schreck erholt hatte.

„Nein."

„Und er nahm sie dennoch zum Weibe?"

„Freilich; ich habe ihm sogar gesagt, daß ich ihn hasse, an demselben Tage, als er mich zum Altar führte und auch jetzt sage ich ihm dies täglich, aber er giebt mich trotzdem nicht frei."

„Er muß Sie sehr lieben."

„Oder ich ihn sehr hassen, denn sonst wäre ich ihm schon längst entflohen; ich hasse ihn und quäle ihn deshalb täglich, denn er hat mir

Digitized by Google

meine Jugend geraubt, er hat mir all jene Momente des Glückes gestohlen, die selbst in den Jugendtagen des erbärmlichsten Menschen vorkommen, er hat mir mein Leben so gestaltet, daß es darin nur Nacht und Finsterniß giebt und daß mein Dasein von keinem einzigen Lichtstrahl erleuchtet wird."

„Armes, bedauernswerthes Kind", sagte Hans leise. Sein Herz war ihm weich geworden, bei der gut gespielten Scene, denn die Worte, die sie so bitter hervorstieß, machten ihn an ein so entsetzliches eheliches Unglück glauben und was er sonst für die verrückte Idee eines Romanerzeugers erklärt haben würde, jetzt hätte er darauf geschworen.

Das Mädchen schmiegte sich enger an Hans und fuhr fort:

„Wundern Sie sich also noch, wenn ich gleich das erste Mal, als Ihnen gegenüber stand sobald Sie frug: Wollen Sie mein Freund sein? Hat mir doch aus Ihren Augen Milde und Güte und Wohlwollen geleuchtet, ich war gewiß, in Ihnen ein fühlendes Herz zu finden!"

Ihr Ton wurde immer wärmer und dem Schulmeister wurde es gerade so, denn ihr Gesicht kam dem seinen immer näher und einmal hatte ihre Wange die seine sogar flüchtig berührt. Dabei wurde ihm aber seltsam bange um die Brust, er löste seinen Arm langsam aus dem ihren und als sie ihn erstaunt ansah, stammelte er:

„Ich weiß nicht, warum mir so seltsam und so unbegreiflich ums Herz ist. So oft ich mit Ihnen sprechen will, schnürt es mir so eigenthümlich die Brust zusammen und aus der Kehle kommen lauter zerstückte Worte."

„Sie wissen wirklich nicht, warum dies so ist?"

Nein; gewiß nicht."

„Soll ich es Ihnen sagen?"

„Ich bitte darum."

„Weil Sie in mich verliebt sind!"

Gita sprach diese letzten Worte noch ernst, aber dann lachte sie heiter auf und einen Augenblick später war sie in der Dunkelheit verschwunden.

An diesem spöttischen Gekicher hätte Hans erkennen müssen, daß sie ihn zum Narren halte, aber er hielt das Lachen in diesem Moment noch für einen Ausbruch der Bitterkeit über ihre Ehe.

„Das ist die Ironie der Verzweiflung", sagte er sich und er hätte vielleicht zu weinen angefangen, wenn er sich nicht erinnert hätte, daß er ein Mann sei. Ihr Schicksal schien ihm so beklagenswerth, daß er nicht umhin konnte, trotz seiner Männlichkeit, der er in diesem Moment eingedenk war, aus tiefster Seele aufzuseufzen, dann aber ging er langsam nach Hause und er sagte es sich einige Male auf dem Wege: „Gita hat recht, ich bin in sie verliebt!"

* * *

Sechs Tage sind abermals dahin, die „Künstlertruppe" sollte nur mehr einen Tag im Dorfe bleiben. Hans war allabends mit Gita auf dem Platze zusammengetroffen und auch heute gehen sie hier auf und nieder.

Was die Beiden während der sechs Tage gesprochen haben?

Digitized by

Wir wissen es nicht.

Doch jetzt sehen wir, wie Gita ihren Arm um seinen Hals schlingt und einen Kuß auf seine Lippen drückt.

Zur Entschuldigung des Schulmeisters sei gesagt, daß dies der erste Kuß war, der vorfiel.

„Morgen um acht Uhr Abends sei wieder da", begann Gita, „wir können dann noch eine halbe Stunde plaudern und nachher ein Adieu für immer."

Er ging und das „Du" tönte in seinem Ohr, der Kuß brannte auf seinen Lippen fort.

Hans war wohl ein Mann — er selbst hat es uns schon wiederholt gesagt, aber jetzt fing er an, ein Kind zu werden. Er wollte die Unglückliche retten, er wollte mit ihr entfliehen, er wollte sie heirathen, kurz, es durchschwirrten sein Hirn so seltsame Gedanken, daß er auf Grund derselben in jedem Irrenhause hätte Platz finden können. Unser Schulmeister war, um ein kurzes und deutliches Wort zu gebrauchen, toll geworden. Wie ein vom Weine Trunkener kam er nach Hause, nur vermochte er nicht so gut wie ein solcher zu schlafen.

Am nächsten Tage ging er wie traumbefangen umher; er küßte seine Schüler ab, die er sonst eben nicht zu liebkosen pflegte, er war kaum wiederzuerkennen.

Nur vor seiner Frau schlug er die Augen zu Boden, er wagte sie nicht anzusehen.

Als er nach der Nachmittagsschule nach Hause ging, schloß er sich gleich in sein Zimmer ein. So hatte ers auch in den letzten sechs Tagen getrieben, mit seiner Frau hatte er nur das Nothwendigste gesprochen und dabei immer vermieden, ihr ins Gesicht zu schauen.

Er wußte sich eben schuldbewußt und dennoch vermochte er nicht den Bann abzuschütteln, der ihn gefangen hielt, er besaß, ohne leidenschaftlich zu sein, keine Macht über seinen inneren Menschen, er war eben ein Kind, das jedes Sinn hin und her zu treiben im Stande war.

Es war nahe an acht Uhr geworden und Hans stand auf, er nahm seinen Hut und wollte zu dem verabredeten Rendezvous gehen. In diesem Augenblicke war es ihm wirklich durch den Kopf gefahren, mit ihr zu entfliehen, denn da böte sich ihm die Gelegenheit, die Welt zu sehen, die Menschen kennen zu lernen, währenddem er so in dem Dorfe verkümmern müsse.

Mit einem Worte: es stand schlimm um den Verstand des armen Schulmeisters.

Als er hastig durch das Zimmer schritt, in welchem seine Frau an der Wiege des Kindes saß, da konnte das Weib nicht mehr an sich halten, sie brach in ein lautes, verzweifeltes Schluchzen aus.

Hans blieb stehen, seine Hand, welche die Klinke schon gefaßt hielt, ließ diese frei; er legte den Hut nieder und sah auf seine gekränkte, betrübte Frau, die immer leiser und leiser schluchzte und endlich ganz still wurde und mit einem tief traurigen Blick auf das kleine Wesen in der Wiege sah.

Der Schulmeister wußte wohl, wem dieser Ausbruch des Schmerzes gegolten. Und wie er jetzt das Bild seiner Marie vor sich sah, verklärt durch den resignirenden Zug ihres Angesichts, als er die thrä-

Digitized by Google

nenfeuchten Wimpern gewahrte und das Schluchzen vernahm, da vollzog sich in seinem Innern eine Wendung.

So wie früher seine kindische Phantasie für Gita entflammte, so kehrte nun alle Liebe zu seinem Weibe zurück und er ward sich plötzlich der Ruchlosigkeit seiner Handlung bewußt.

Er, der glückliche Hans, hatte sich einer „Zigeunerin" in die Arme geworfen, die sie ihm freilich sehr willig geöffnet hatte, und ließ sich von einem Sinnenrausch den Geist umnebeln.

O wie erbärmlich kam er sich in diesem Moment vor!

Wenn es nicht gar schon so oft dagewesen wäre, würde er gewünscht haben, daß ihn die Erde verschlinge.

Er ging auf seine Frau zu und mit jedem Schritte, den er näher trat, senkte es sich schwer auf sein Herz und sein Gemüth, er wußte nun nur zu gut, wie schlecht er war und mit Bangen frug er sich: „Wird sie mir vergeben können?"

Als er jetzt ganz nahe an sie herangekommen war und das kleine Kindchen mit dem herzigen Engelsangesicht in der Wiege schlummern sah, da fiel er vor seiner Frau auf die Knie, barg sein Gesicht in ihrem Schooß und weinte lange bitterlich.

Dann aber erhob er sein Haupt und gestand Alles. Auch den Kuß vergaß er nicht, und als er schließlich frug: „Marie, kannst Du mir vergeben?" da fühlte er ihre vollen, frischen Lippen auf den seinen und ein heißer Kuß sagte, daß ihm verziehen sei.

In demselben Augenblick hörte man draußen einen Wagen holpern und mit demselben fuhr Gita hinaus in die Welt, in dem Dorfe zwei glückliche Menschen zurücklassend.

Hans ist aber seit damals wirklich ein Mann, obwohl er es selbst nicht mehr sagt.

Digitized by Google

Der kleine Dieb.

Skizze aus dem Familienleben nach **E. Legouvé.**

Unter den zeitgenössischen und jüngeren französischen Schriftstellern giebt es eine ganze Reihe begabter und intelligenter Kräfte, welche die schöne Sprache Frankreichs aufs Anmuthigste und Gewandteste zu behandeln verstehen, sie Alle aber werden überragt von einem Meister, der nach unendlichem Fleiß und Studium sich sozusagen zum Herrscher der französischen Sprache aufgeschwungen hat, von Ernste Legouvé. In Deutschland ist er wohl vornehmlich als Dramatiker, als Mitarbeiter Scribe's bekannt, mit welchem er u. A. die beliebten Stücke „Adrienne Lecouvreur", „Damenkrieg", „Erzählungen der Königin Navarra" und „Feenhände" gemeinsam verfaßte, in Frankreich schätzt man ihn fast mehr noch als Feuilletonisten und als Vorleser, je nachdem er seine anmuthigen Plaudereien über dramatische, literarische, geschichtliche oder gesellschaftliche Themate durch das Wort oder den Druck veröffentlicht. Neuerdings hat Legouvé unter dem Titel: „Nos fils et nos filles. Scènes intimes" eine Serie von Skizzen und Studien aus dem Familienleben veröffentlicht, welche nicht nur anziehend und unterhaltend sind, sondern auch, weil sie ernste Beobachtung und geistvollem Nachdenken entspringen, des Nützlichen und Belehrenden viel enthalten Eine dieser Studien, welcher die oben ausgedrückte Ueberschrift gegeben werden könnte, möchten wir in ziemlich treuer Uebertragung hier folgen lassen, einerseits um von Legouvé's scharfer Beobachtungsgabe und durchgebildetem Darstellungstalent eine Probe zu geben, andererseits zu Nutz und Vergnügen unserer Leserinnen und Leser selbst.

I.

2. Juli 1876.

Sie wissen, mein lieber Freund, welche Fülle von Stoff zu Betrachtung und Nachdenken mir mein kleiner Sohn in den sieben Jahren seines Daseins bereits gegeben hat. Heute nun erschreckte er mich förmlich. Alle meine Annahmen, als müßten sich die moralischen Eigenschaften eines Menschen vererben, scheinen zu nichte geworden zu sein. Ich glaubte an gute Nachkommenschaft, an gute Race. Als mich mein Mann heirathete, da war ich glücklich in dem Gedanken, daß die Kinder eines solchen Menschen strenge Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit ganz von selbst mit auf die Welt bringen würden. Ein kleines Vorkommniß hat mir indessen jetzt umso ernstere Zweifel darüber wachgerufen,

Digitized by Google

als es sich vorher durch bedenkliche Anzeichen und wiederholt angekündigt hatte.

Eine alte Tante in unserm Hause hat die Angewohnheit, wie sie bei Leuten ihres Alters öfter anzutreffen ist, kleine Vorräthe von Eßwaaren bei sich aufzuspeichern und so bewahrt sie unter Anderem in einer ihrer Schubladen einige Pfund Zucker in Stücken auf, um selbst und nach ihrem Bedürfniß ihren Morgenkaffee und ihre Abendlimonade damit zu versüßen. Diesem Schatz nun hat die kleine siebenjährige Spürnase meines Sohnes schnell auf die Spur zu kommen gewußt und sobald die Tante ausgeht, schleicht mein Marodeur leise wie ein Wolf in ihr Zimmer, öffnet mit dem herbeigeholten Schlüssel, dessen Versteck er entdeckt hat, die Schublade und entwendet von den Vorräthen mit der Discretion eines Menschen, welcher öfter wiederzukommen beabsichtigt. Dabei wäre nun noch nichts besonders Schlimmes; denn die Moral vieler Kinder ist nicht besser als die der Dienstboten, welche das, was sie verzehren, nicht rechnen. Die heißen es nur Naschen, wenn sie Eßwaaren entwenden und je schlauer sie das Ding anfangen, desto harmloser, ja scherzhafter erscheint es ihnen. Immerhin hat es mich befremdet, ja erschreckt, daß mein Sohn den Schlüssel entdeckt und benützt hat.

Wäre die Schublade offen gewesen, hätte sich ihm die Versuchung unvermuthet gezeigt, wäre er ihr einmal unterlegen, ich würde es ihm verziehen haben; allein seine Ueberlegung, seine Absicht, sein Rückfall stempeln sein Vergehen zu einem förmlichen Diebstahl; er weiß, daß er Unrecht thut, denn er verbirgt sich. Seine Vorsicht und sein Maßhalten im Entwenden, was er überdies nur von Zeit zu Zeit verübt, um seine Diebstähle nicht merken zu lassen und sie wiederholen zu können, Alles das deutet auf eine Verschlagenheit hin, welche nur zu oft mit Unehrlichkeit verbunden ist. Meine alte Tante kennt genau ihren Bedarf, so und so viel Stücke Zucker des Morgens zum Kaffee, so und so viel des Abends zur Limonade und oft sagt sie mir: „Gestern fehlten mir zwei Stücke, vorgestern drei, am Sonntag nur eins!“ Mich macht, offen gestanden, diese schlaue Berechnung des jungen Spitzbuben ganz unglücklich. Was fange ich nur an, um ihn wieder auf den rechten Weg zu führen?

II.

10. Juli 1876.

Meine Unruhe hat sich in ernste Sorge verwandelt. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, mein Sohn ist nicht ehrlich. Hören Sie nur. Er geht jeden Morgen in eine benachbarte Pension und kommt erst des Abends zum Essen zurück, weshalb wir ihm zur Bestreitung seines Frühstücks und seiner sonstigen Bedürfnisse ein kleines Taschengeld aussetzten. Ich selbst bin nun zwar nicht so genau wie meine Tante, aber ich zähle und überrechne doch auch, was ich habe, und so bemerkte ich denn kürzlich zu meinem schmerzlichen Erstaunen, oder schöpfte vielmehr zunächst den Verdacht, daß mein Sohn meine Börse zu Gunsten der seinigen plündere. Anfangs wollte ich es nicht glauben, allein gestern mußte ich mich von der Richtigkeit meiner Annahme überzeugen. Ich war

Digitized by Google

mit einem Besuche in den Garten gegangen und hatte unkluger Weise auf meinem Arbeitstische meine Börse, deren Geldinhalt ich unmittelbar vorher gezählt, liegen lassen. Es war ein Sonntag, also keine Schule. Als ich in den Garten trat, sah ich, wie mein Sohn darin mit seiner Schwester spielte. Während ich nun meinen Besuch durch die Strauchanlagen führte, machte ich plötzlich die Wahrnehmung, daß mein Sohn leise, sich unbemerkt glaubend, ins Haus schlich und nach wenigen Minuten mit etwas erregtem Gesicht wieder daraus in den Garten zurückkehrte. Kaum hatte der Besuch sich entfernt, so zählte ich den Inhalt meiner Börse: Es fehlte ein Franken- und ein Halbfrankenstück!

Das war eine schmerzliche Entdeckung! Halb ohnmächtig sank ich aufs Sopha. Es mag nun wohl sein, daß die Kinder von vornherein auch als ihr Eigenthum betrachten, was ihren Eltern gehört; vielleicht meinen sie, daß sie denselben schließlich nichts Anderes entwenden, als ihr eigenes Gut und so will ich gern annehmen, daß ihre Fehler nur der Unkenntniß, nur einer Verirrung des Gewissens entspringen. Aber kann nicht daraus eine unheilbare, moralische Krankheit entstehen? Fängt nicht so die Unehrlichkeit überhaupt an? Gerade bei Kindern der rechtschaffensten Leute zeigt sich diese Verirrung oft sehr frühzeitig. Einer unserer besten Freunde hatte einen Sohn, welcher mit sechzehn Jahren von der Schule ausgestoßen wurde, weil er einem seiner Mitschüler ein Fünffrankenstück entwendet hatte. Wenn uns ein gleiches Unglück beträfe — ich weiß nicht, was mein Mann machen würde. Schon der Gedanke, daß er von den kleinen Diebstählen seines Sohnes erfahren könnte, setzte mich in Angst. Was soll ich thun? Wie kann ich das aufkeimende Laster ersticken, es an der Wurzel packen und brechen? In solchen Fällen heißt es selbst zu heilen, selbst der Arzt zu sein, da kann kein Anderer eintreten. Ich muß einen Versuch machen, den kleinen Missethäter auf eine schwere, ernste Probe zu stellen, welche mir und ihm selbst seine Seele öffnet. Ich muß wissen, was da vorgeht, was sich da verbirgt.

III.

15. Juli 1876.

Ich habe es gefunden. Morgen will ich den Versuch machen. Was ich vorhabe, ist gewagt, aber ich muß endlich klar sehen. Ich zittere, als ob ich mich am Vorabend einer Operation befände und von den Aerzten zu hören fürchtete: „Ihr Sohn ist verloren!“ oder aber hoffte: „Ihr Sohn kann gerettet werden!“

IV.

Zwei Tage später.

Hören Sie nun, wie sich Alles zugetragen hat. Wir waren Alle im Salon versammelt, mein Mann, mein Sohn und ich. Das Kind schrieb an einer Schulaufgabe — da begann ich, so ruhig und kühl als es mir nur möglich war: „Lieber Mann, ich habe Dir eine unangenehme

Digitized by Google

Mittheilung zu machen." — „Welche?" — „Joseph, unser kleiner Aushülfsdiener, war doch immer Dein Liebling, nicht wahr?" — „Gewiß ich kannte ja seine Mutter, die ihn uns vermachte, als er noch an ihrer Brust lag, es sind jetzt dreizehn Jahre, ein braver Junge! Doch was ist mit ihm?" — „Was Du eben zu seinen Gunsten sagtest, macht meine Mittheilung nur noch unangenehmer." — „So sprich!" — „Lieber Mann, ich glaube, Joseph ist nicht ehrlich." — „Er, nicht ehrlich, er, Joseph? Das ist unmöglich!" — „Wenn ich Dir sage, daß ich meiner Sache so gut wie sicher bin, daß ich so gut wie gewiß weiß, daß er gestohlen hat." — „Gestohlen", schrie mein Mann, „gestohlen? Joseph? Wann? Wem? Was? Welche Beweise hast Du dafür?" — „Die sichersten, denn er hat mich selbst bestohlen." — „Dich selbst? Und das, nachdem wir für ihn gesorgt, ihn wie unser eigenes Kind erzogen haben! Nein, das wäre so abscheulich, wie wenn unser Sohn — Doch wie hast Du es bemerkt?"

Ich ließ einige Augenblicke vergehen, ehe ich antwortete, und beobachtete meinen Sohn. Er war schon bei Beginn unseres Gesprächs etwas blaß geworden, jetzt hörte er auf zu schreiben, obschon er noch immer über die Arbeit gebeugt blieb, er lauschte.

Ich begann nun langsam: „Vor einigen Tagen hatte ich dort auf meinem Arbeitstisch meine Börse vergessen. (Meinen Sohn überfiel ein leises Zittern.) Was für Geld darin war, wußte ich genau, denn ich hatte gezählt. (Jedes meiner Worte vermehrte sein Zittern.) Ich ging in den Garten, während Joseph daneben im Bibliothekzimmer blieb, wo er mit Abstäuben beschäftigt war und wo ich ihn gehen und kommen hörte. Niemand Anderes war in der Nähe. Als ich nach einigen Minuten zurückkehrte, schnell und plötzlich, höre ich, wie draußen Schritte verhallen. Ich gehe ins Bibliothekzimmer, Joseph ist nicht mehr darin. Ich zähle mein Geld, es fehlen zwei Stücke. (Hier wurde mein Sohn erdfahl.) Kein Anderer als Joseph kann also der Dieb gewesen sein. Was ist da zu thun?"

Mein Mann verharrte in Stillschweigen; er schien tief bewegt; ich sah es an seinem sonst so milden Gesicht. Endlich antwortete er mit erregter Stimme:

„Ich weiß nur einen Weg: Wir müssen dem fernen Vater Alles berichten. Armer braver, ehrlicher Mann, welch' ein Schlag wird das für Dich sein. Was wird der Beklagenswerthe dazu sagen? Kaum kann ich es mir denken, wie es ist, wenn der Vater erfährt, daß der eigene Sohn ..."

Hier hielt er inne, Thränen erstickten ihm die Stimme.

Ich sah meinen Sohn an, seine Lippen bebten auf einander.

„Aber was willst Du dem Vater mittheilen, lieber Mann?"

„Ich werde ihm Alles sagen!"

„Willst Du Joseph aus dem Hause jagen?"

„Ob ich es thun werde!" schrie er. „Ich kann ihn nicht mehr sehen, Spitzbuben sind mir unerträglich!"

Jetzt gerieth ich in Schrecken über das verstörte Aussehen meines Sohnes. Wir Mütter sind ja immer so schnell mit unserer Unbeugsamkeit zu Ende. So versuchte ich denn einzulenken und sagte zu meinem Manne: „Beruhige Dich nur und bedenke, daß Joseph erst dreizehn Jahre alt ist, er kann sich noch bessern. Es kommt ja oft bei Kindern vor, daß sie, ohne es eigentlich zu wissen, sich vergehen. Oft wissen sie nicht,

Digitized by Google

was sie thun. „Ich sprach für meinen Sohn, um ihn ein wenig mit sich selbst wieder zu versöhnen. „Wäre es nicht besser, Joseph zu belehren, ihm ins Gewissen zu reden, ihn sein Vergehen fühlen zu lassen?“ —

„Ein heftiger Schlag allein kann das bewirken. Was er begangen, läßt sich nicht rechtfertigen. Ich will den Zorn seines Vaters zu beschwichtigen suchen, denn bei seiner Heftigkeit könnte er zu sehr aufbrausen. Wenn er mich aber fragt, was er thun soll, so will ich ihm einen Rath geben.“

„Und welcher würde der sein?“

„Seinen Sohn auf einige Monate in eine Besserungsanstalt zu schicken.“

„Ins Gefängniß?“ rief ich ganz erschreckt, denn daran hatte ich nicht gedacht. (Mein Sohn war bleich vor Schrecken wie der Tod.) „Ins Gefängniß! So jung, ein Kind fast noch! Er wird verzweifeln!“

„Um so besser! Die Lection muß hart sein, er hat sie jedenfalls verdient. Wie? — sehen wir nicht alle Tage unglückliche, arme Kleine durch allerlei Strafen Diebstähle büßen, welche durch junge Unwissenheit und Verlassenheit entschuldigt werden können. Und wir sollten Kindern die Strafe erlassen, welche aus Lust zur Ausschweifung stehlen?“ Ich zitterte bei diesen Worten. „Ja, aus Liebe zur Ausschweifung, weil sie jeder Versuchung durch Wohlversorgtsein entzogen und durch ihre Erziehung auf das Böse aufmerksam gemacht worden waren. Kein anderes als jenes Mittel könnte Joseph noch retten; vielleicht ist er nicht unverbesserlich, aber zu helfen vermag ihm allein eine harte Strafe. Bevor wir ihn der Gesellschaft wiedergeben, muß er durch Schmerz und Demüthigung erfahren haben, was die große Tugend der Ehrlichkeit, diese Grundlage des gesammten gesellschaftlichen Lebens, ohne welche es nur Lüge und Mißtrauen und Haß in der Welt gäbe, zu bedeuten hat. Ich werde an Josephs Vater gleich schreiben.“

Nach diesen Worten erhob sich mein Mann und wollte in sein Arbeitszimmer gehen, als mein Sohn plötzlich und in höchster Erregung aufsprang und sich vor seinem Vater auf den Boden warf. Ihm zu Füßen schrie er dann, vor Weinen und Schluchzen kaum verständlich: „Ich will es nicht, gehe nicht, schreibe nicht. Joseph ist unschuldig, ich bin es gewesen, ich war der Schuldige.“ — „Du?“ rief mein Mann, indem er den Knaben heftig aufhob. — „Ja, ich“, sagte er, fast ohne Angst, die ihm bei dem Fühlen der Gefahr, in welcher sein Spielgenosse geschwebt, verlassen zu haben schien. „Ja, ich habe der Mama das Geld genommen, ich muß ins Gefängniß geschickt werden, ich will, daß Du mich dorthin schickst. Du hast Recht, strafe mich, strafe mich!“ Und seine Stimme erstickte vor Schluchzen.

Mein Mann war verstört auf einen Stuhl gesunken, während dessen ich das Kind aufhob, es in meine Arme nahm und in das benachbarte Zimmer führte, wo ich es bleiben hieß. Dann kehrte ich zu meinem Mann zurück: „Er hat die Wahrheit gesagt, er ist der Schuldige! Ich wußte es. Wie Du so meinte auch ich, daß ihm eine harte Lection vonnöthen sei. Ich hatte diese Prüfung beabsichtigt, so grausam sie auch ausgefallen, so hat sie doch meinen Beifall. Sein Gedächtniß und besonders die Art, wie er dasselbe ablegte, mildern in meinen Augen sein Vergehen. Er hat gefehlt wie ein Kind und gestanden wie ein Mann.

Digitized by Google

Er hat sich bis in den Grund seines Herzens blicken lassen und sein Herz ist gut. Bekümmere Dich nicht zu sehr, mein Freund, um unseren Sohn, wir haben der Schlange den Kopf zertreten. Unser Sohn wird unser würdig werden."

Mein Mann hatte nicht die Kraft, mir zu antworten, aber er erhob sich und schritt mit mir in das Zimmer, wo ich den Knaben verborgen hatte. Er war nicht mehr dort. Erstaunt, fast unruhig eile ich zum Fenster und was sehe ich? Meinen Sohn, wie er Joseph nachläuft, ihm um den Hals fällt und ihm seine kleine Taschenuhr, die er geschenkt erhalten, darbietet. Joseph zögerte sie anzunehmen, aber er rief: „Nimm sie nur, Joseph, nimm sie nur, ich bitte Dich!"

Ich errieth sogleich des Knaben Gedanken und es rührte mich tief. Nur einem edlen Herzen konnte der Wunsch entspringen, das Unrecht, welches er dem Genossen nicht gerade verursacht, aber doch hätte verursachen können, irgendwie wieder gut zu machen, ihn für den ungerechten Verdacht zu entschädigen und ein edles Herz kann doch nie und nimmer unehrenhaft sein. Ich wandte mich fragend und getröstet zu meinem Mann.

„So schnell heilt bei mir eine schmerzhafte Wunde nicht", sagte er, „wohl bin auch ich gerührt, aber darum noch nicht beruhigt!..."

In diesem Augenblicke traten Joseph und mein Sohn ein. „Herr", sagte Joseph, „soll ich diese Taschenuhr wirklich annehmen? Ich möchte es nicht, denn er hat sie ja doch selbst zum Geschenk erhalten."

Mein Mann schwieg eine Weile, Thränen rannen ihm aus den Augen.

„Du hast ganz Recht", sagte er zu Joseph, „man muß sich nicht etwas anmaßen wollen, was einem nicht gehört, auch das heißt ehrlich sein! Etwas ausschlagen, was man nicht annehmen zu dürfen glaubt, das ist besser noch, ist Zartgefühl. Du giebst da meinem Sohne ein gutes Beispiel und er wird, so hoffe ich, daraus Nutzen ziehen. Indessen nimm von ihm die Uhr, ich gebe dazu meine Zustimmung." — Joseph ging überglücklich fort, meinem Sohn aber sagte mein Mann: „Ich verspreche Dir, zu vergessen, was geschehen ist, aber nur unter der Bedingung, daß Du Dich des Geschehenen stets erinnerst."

Paul Dehn.

Digitized by Google

Einer der nicht im guten Geruch steht.

(Siehe die Illustration „Ueberrumpelt.")

Ein räuberischer, nicht gutriechender Herr, den man zur Strafe seiner Schandthaten das Fell über die Ohren zieht und zu Pelzen verarbeitet, ist es, von dem wir reden wollen. Iltis heißt er in der zoologischen Bürgerliste und „Stänker" nennt ihn vertraulich A. E. Brehm in seinem vortrefflichen „Thierleben", aus dem wir nachstehende Charakteristik resumiren.

Der Iltis bewohnt die ganze gemäßigte Zone von Europa und Asien; er geht sogar ein Stück in den nördlichen Gürtel hinüber. Mit Ausnahme von Lappland und Nordrußland ist er überall auf unserm Erdtheil zu finden. In Asien trifft man ihn durch die Tartarei bis an den Kaspischen See und nach Osten hin durch ganz Sibirien bis nach Kamtschatka. Ihm ist jeder nahrungversprechende Ort recht, und deshalb bewohnt er ebenso die Ebenen wie die Gebirge, die Wälder wie die Felder, vor allem aber die Nähe der menschlichen Wohnungen, zumal größere Bauergüter. Im Freien schlägt er sein Lager in hohlen Bäumen, im Geklüft, in alten Fuchsbauen und anderen Erdlöchern auf, welche er zufällig findet; im Nothfalle gräbt er sich wohl selbst einen Bau. Auf den Feldern bezieht er das hohe Getreide, außerdem haust er in der Nähe von Felsen, Pfahlwerk, Brücken, altem Gemäuer, dem Gewurzel größerer Bäume, dichten Hecken und dergleichen: kurz er ist ein Gesell, welcher es sich überall wohnlich zu machen weiß, sich, wo es irgend angeht, vor eigner Arbeit scheut und lieber andere, dumme Thiere für sich graben und wühlen läßt. Im Winter zieht er sich nach Dörfern oder Städten zurück und kommt hier der Hauskatze oder dem Hausmarder in das Gehege, dabei aber auch gelegentlich in Hühnerhäuser, Taubenschläge, Kaninchenställe und an andere Orte, wo er dann nicht eben zur Freude des Menschen eine Thätigkeit entwickelt, welche blos von seinen Familienverwandten erreicht, kaum aber übertroffen werden kann. Auf der andern Seite ist er aber auch nützlich, und wenn die Bauern sonst Hühner, Tauben und Kaninchen gut verwahren, können sie mit ihrem Gaste ganz zufrieden sein, denn dieser fängt ihnen eine ungeheure Menge von Ratten und Mäusen weg, säubert auch die Nähe der Wohnungen von Schlangen gründlich und verlangt dafür weiter gar nichts, als ein warmes Lager im dunkelsten Winkel des Heubodens. Es giebt mehrere Gegenden, wo man ihn ebenso gern sieht, als man ihn an anderen Orten haßt. Er genießt dort wirklich eines gewissen Schutzes von Seiten der Landwirthe und steht so hoch in der Achtung, daß er auch dann noch für unschuldig erklärt wird, wenn einmal der Hühnerstall

Digitized by Google

oder Taubenschlag von dem nächtlichen Besuch eines gefährlichen Räubers Blutspuren aufweist; denn der gemüthliche Landmann glaubt, daß sein gehegter und gepflegter Ratz (so nennt man häufig den Iltis) unmöglich so grenzenlos undankbar sein könne, ihm den gewährten Schutz mit einem Raubanfall auf das nützliche Geflügel zu vergelten, und vermuthet in dem Mörder seiner Hühner einen andern Iltis oder einen Hausmarder, welcher aus irgend einem Nachbarhause herübergeschlichen ist. Das sind freilich Ansichten, welche wohl von vielem Edelmuth und von Milde der Gesinnung, aber von sehr wenig Kenntniß des stinkenden Gastes Zeugniß geben. Denn dieser hat, wie Meister Reineke, vom Eigenthum eigentlich gar keinen Begriff und betrachtet den Menschen höchstens als einen gutmüthigen Kauz, welcher ihm durch seine Geflügel- oder Kaninchenzucht dann und wann zu einem recht guten Gerichte verhilft.

Ehe wir aber unsern Meister Ratz auf seinen Raubzügen weiter verfolgen und uns mit seinem übrigen Leben beschäftigen, wollen wir uns zu seiner bessern Kennzeichnung mit den Beobachtungen vertraut machen, welche der berühmte Naturforscher Lenz an gezähmten anstellte: sie werden wesentlich dazu dienen, das Bild des Thieres scharf zu zeichnen und hier und da zu berichtigen. Lenz widmet dem Iltis ein hübsches Gedicht wegen seiner tapferen Kämpfe mit dem giftigen Gewürm, nimmt aber klüglicher Weise dabei auf seine übrigen Thaten keine Rücksicht und vergißt fast den ganzen Schaden, welchen der Iltis anrichtet. Vollkommen einverstanden müssen wir uns aber erklären, wenn der genannte Naturforscher jedem Forstmann anrathet, den Ratz im Walde zu schonen; denn dort ist er ganz an seinem Platze und wirkt hier unstreitig sehr viel Gutes durch Wegfangen der Mäuse und zumal auch der Kreuzottern, sowie er auf dem Felde durch Vertilgung der Hamster sich sehr verdient macht. Doch lassen wir Lenz selbst reden:

„Am vierten August kaufte ich fünf halbwüchsige Iltisse, that sie in eine große Kiste und warf ihnen zehn lebende Frösche, eine lebende Blindschleiche und eine todte Drossel hinein. Am folgenden Morgen waren acht Frösche verzehrt, die Blindschleiche und Drossel noch nicht angerührt. Am zweiten Tage verzehrten sie die beiden lebenden Frösche, die Blindschleiche, drei Hamster und eine zwei Fuß lange Ringelnatter. In der folgenden Nacht fraßen sie die Drossel und sechs Frösche, sowie eine zweiundeinenhalben Fuß lange lebende Ringelnatter. Am dritten Tage speisten sie wiederum Frösche nebst zwei großen, todten Kreuzottern und eine Eidechse. Am vierten Tage fraßen sie vier Hamster und drei Mäuse. Am fünften Tage brachte ich einen Iltis in eine Kiste allein, gab ihm Futter vollauf und, als er satt war, eine große, jedoch matte Kreuzotter. Als ich nach einer Stunde wieder hinkam, hatte er ihr den Kopf zerbissen und sie in eine Ecke gelegt. Nun ließ ich eine große, recht bissige Otter zu ihm; er zeigte vor ihrem Fauchen gar keine Furcht, sondern blieb ruhig liegen (denn der Iltis ruht oder schläft den ganzen Tag, woher die Redensart kommt: „Er schläft wie ein Ratz"), und als ich am andern Morgen zusah, hatte er sie getödtet. Er befand sich so wohl, wie gewöhnlich."

„Am andern Tage legte ich neben den andern, ruhig in seiner Ecke sich pflegenden Iltis eine recht bissige Otter. Er wollte doch sehen oder vielmehr riechen, was da los wäre; kaum aber rührte er sich, als er zwei

Digitized by Google

Bisse in die Rippen und einen in die Backen bekam. Er kehrte sich wenig daran, blieb aber, wohl hauptsächlich aus Furcht vor mir, ziemlich ruhig. Jetzt warf ich ein Stück Mausefleisch auf die Otter. Er ist nach Mausefleisch außerordentlich lüstern und konnte es daher unmöglich liegen sehen, ohne mit der Schnauze danach zu langen und es wegzukapern, aber wupp! da hatte er wieder einen tüchtigen Biß ins Gesicht. Er fraß sein Fleisch, und ich warf nun ein neues Stück auf die Otter, doch wagte er es nicht mehr wegzunehmen, sondern ließ sich durch das Fauchen und Beißen abschrecken.

Während er nun beschäftigt war, wenigstens die Fleischstückchen, welche um die Otter herumlagen, zu beobachten, brachte mir zufällig ein Mann einen andern, halbwuchsigen Iltis, den ich sogleich kaufte. Er war so fest an allen vier Beinen geknebelt, daß die Bindfaden tiefe Furchen gemacht hatten und daß er, sobald ich ihn seiner Fesseln entledigt und zu dem andern gethan hatte, weder stehen noch gehen konnte. Er mußte wohl hungrig sein, denn er schob sich, auf der Seite liegend, mit seinen Beinen, die alle wie zerschlagen aussahen, nach der Otter hin und wollte daran nagen; doch wurde ihm dieses bald durch drei derbe Bisse vergolten, worauf er es bequemer fand, ein Stückchen Mausefleisch zu benagen. Es wollte durchaus nicht gehen, denn seine Kinnladen waren ganz verrenkt und erst nach einer halben Stunde konnte er wieder ein wenig kauen. Trotzdem nun, daß dieser Unglückliche in einer eisernen Falle gefangen worden war, seine Beine darin gebrochen, dann, fürchterlich geknebelt, einen ganzen Tag gelegen und endlich die Otterbisse geschmeckt hatte: erholte er sich doch nach und nach wieder und ward gesund; die Beine aber blieben lahm. Nachdem ich ihn einige Tage lang durch Frösche, Mäuse, Blindschleichen und Hamster erquickt hatte, legte ich ihm wieder eine tüchtige Otter vor die Füße. Er wollte sie fressen, bekam aber gleich einen furchtbaren Biß in die Backen. Wegen des lahmen Beins war er zu langsam, und da er immer wieder heranrückte, bekam er nach und nach vier Bisse. Jetzt ließ er ab, besann sich jedoch eines Bessern, kam wieder, trat mit dem gesunden Fuße auf die Schlange, wobei er eine Menge Bisse erhielt, faßte den Kopf zwischen die Zähne, zermalmte ihn und fraß mit Begierde das ganze Thier. Es zeigte sich gar kein Merkmal von Krankheit. Ich tödtete ihn nach siebenundzwanzig Stunden und zog ihm das Fell ab, fand aber keine Spur der Bisse, als zwei kleine Flecken, die wohl auch vom Knebeln herrühren konnten.

„Doch kehren wir zu dem andern Iltisse zurück. Er blieb in der Nacht mit der wüthenden Otter zusammen, ohne sie weiter anzutasten. So oft er sich rührte, fauchte sie; als er aber einmal lange Zeit ruhig lag und schlief, ging sie hin und wärmte sich an ihm, kroch aber gerade über ihn weg. Es war schon eine Stunde lang dunkel, als ich, wenn ich ohne Licht in das Zimmer trat, sie noch immer fauchen hörte. Endlich, zehn Uhr abends, da ich zu Bette gehen wollte und nochmals mit dem Lichte nachsah, war sie verstummt und zerrissen. Ein vierter Iltis ließ sich auch noch vier Bisse von einer Otter versetzen. Er litt aber ebensowenig, wie die schon angeführten."

Außer den giftigen Schlangen verzehrt der Iltis nach Marderart alles Gethier, welches er überwältigen kann. Er ist ein furchtbarer Feind aller Maulwürfe, Feld- und Hausmäuse, Ratten und Hamster und

Digitized by Google

unter den Vögeln sämmlicher Hühner und Enten. Die Frösche scheinen eine Lieblingsspeise für ihn zu sein; denn er fängt sie oft massenweise und sammelt sie in seinen Wohnungen zu Dutzenden. Im Nothfalle begnügt er sich wohl mit Heuschrecken und Schnecken. Aber auch auf den Fischfang geht er aus und lauert an Bächen, Seen und Teichen den Fischen auf, springt plötzlich nach ihnen ins Wasser, taucht, und packt sie mit sehr großer Gewandtheit. Außerdem frißt er wohl auch noch Honig und ab und zu einzelne Früchte. Seine Blutgier ist ebenfalls groß, jedoch nicht so groß, wie bei den Mardern. Er tödtet in der Regel nicht alles Geflügel eines Stalles, in den er sich geschlichen, sondern nimmt das erste, beste Stück und eilt mit ihm nach seinem Schlupfwinkel, wiederholt aber seine Jagd mehrere Male in einer Nacht. Mehr als andere Marderarten hat er die Gewohnheit, sich Vorrathskammern anzulegen, und nicht selten findet man in seinen Löchern ganz hübsche Mengen von Mäusen, Vögeln, Eiern und Fröschen aufgespeichert. Seine Behendigkeit macht es ihm leicht, sich immer zu versorgen.

Alle seine Bewegungen sind gewandt, rasch und sicher. Er versteht meisterhaft zu schleichen und unfehlbare Sprünge auszuführen, läuft bequem über die dünnste Unterlage, klettert, schwimmt, taucht, kurz er macht von allen Mitteln Gebrauch, welche ihm nützen können. Dabei ist er schlau, listig, behutsam, vorsichtig und mißtrauisch, sehr scharfsinnig und, wenn er angegriffen wird, muthig, zornig und bissig, also ganz geeignet, großartige Räubereien auszuführen. Nach Art der Stinkthiere vertheidigt er sich im Nothfalle durch Ausspritzen einer sehr stinkenden Flüssigkeit und schreckt dadurch wirklich oft die ihn verfolgenden Hunde zurück.

Seine Lebenszähigkeit ist unglaublich groß. Er springt ohne Gefahr von großer Höhe herab, erträgt Schmerzen aller Art fast mit Gleichmuth und erliegt nur unverhältnißmäßig starken Verwundungen. Lenz führt davon ein paar Beispiele an, welche geradezu an das Unglaubliche grenzen. „Es brachte mir ein Mann", sagt er, „einen Iltis, der mit zerbrochenen Beinen in der Falle gefangen war. Der Mann glaubte ihn, nachdem er eine halbe Stunde auf ihn losgeprügelt, todtgeschlagen zu haben. Er that ihm Unrecht; denn der Ratz war bald wieder lebendig und biß um sich her. Was war zu thun? Ihn wieder zu knebeln, das wäre in der Stube ein böses Geschäft gewesen. Ich gedachte, ihn so schnell als möglich zu tödten, griff zum Bogen und schoß einen mit langen Stahlspitzen versehenen Pfeil ihm mitten durch die Brust, so daß er fest an den Boden genagelt war. Nun, dachte ich, ists gut, aber der Ratz dachte nicht so, sondern krümmte sich und fauchte immer noch. Schnell ergriff ich einen zweiten Pfeil, und dieser flog ihm mitten durch den Kopf, gerade durchs Gehirn, und nagelte auch den Kopf an den Boden. Jetzt war endlich Ruhe. Das Thier rührte sich nicht, und nach etwa vier Minuten zog ich den Pfeil aus der Brust und wollte dann den aus dem Kopfe ziehen. Er saß aber so fest in dem Schädelknochen, daß die Stahlspitze in dem Kopfe blieb. Kaum war eine Minute verflossen, so bewegte sich der Iltis und begann zu fauchen. Ich aber hatte es recht satt und sagte dem Manne, er solle mir das Unthier eiligst aus der Stube schaffen und nie wieder bringen.

Einen andern großen Iltis hatte ich in einer mit Bretern bedeckten Kiste. Ich hatte beschlossen, ihn, wie gewöhnlich, wieder im Walde an

Digitized by Google

einem von Ottern bewohnten Orte loszulassen, sah aber unerwartet einen Raubvogel, den ich nirgends anders, als in der Iltiskiste unterbringen konnte, und wollte deshalb den Iltis schnell herausfangen. Damit kam ich aber nicht sogleich zu Stande, weil er augenblicklich knefffte und biß und zu entschlüpfen suchte. Dies mußte ich vermeiden, weil er mir sonst beim Herauslassen in die Stube den größten Schaden zugefügt haben würde. Als ich sah, daß meine Mühe, ihn am Schwanze oder hinter dem Kopf zu packen, um ihn herauszuziehen, vergeblich war, und er mir statt des Schwanzes immer die Zähne zeigte, entschloß ich mich kurz, ihn zu erschießen. Aber leider konnte ich durch das Gitter nicht genau zielen. Der erste Pfeil flog ihm gleich hinter den Augen durch den Kopf und nagelte ihn am Boden fest, hatte auch, wie ich nachher sah, das Gehirn verletzt, vermochte ihn aber doch nicht zu tödten. Er arbeitete gewaltig, sich vom Boden loszureißen, und ich schoß ihm noch zwei Pfeile durch den Hals, zwei durch die Brust und einen durch den Bauch, so daß er ganz fest angenagelt war, aber das Thier war noch nicht todt. Ich mußte erst noch das Drahtgitter der Kiste abnehmen und ihm den Kopf spalten, bevor er sich nicht mehr rührte."

Die Rollzeit des Iltis fällt in den März. An Orten, wo er häufig ist, gewahrt man, daß Männchen und Weibchen sich von Dach zu Dach verfolgen, oder aber zwei Männchen, welche ihre nebenbuhlerischen Kämpfe ausfechten. Dabei schreien alle sehr heftig, beißen sich nicht selten in einander fest und rollen, zu einem Knäuel geballt, über die Dächer herab, fallen zu Boden, trennen sich ein wenig und beginnen den Tanz von neuem. Nach zweimonatlicher Tragzeit wirft das Weibchen in einer Höhle und noch lieber in einem Holz- oder Reisighaufen vier bis fünf, zuweilen auch sechs Junge, gewöhnlich im Mai. Die Mutter liebt ihre Kleinen ungemein, sorgt für sie auf das zärtlichste und beschützt sie gegen jeden Feind; ja, sie geht zuweilen, wenn sie in der Nähe ihres Nestes Geräusch vernimmt, auch unangefochten auf Menschen los. Nach etwa sechswöchentlicher Kindheit gehen die Jungen mit der Alten auf Raub aus, und nach Ablauf des dritten Monats sind sie fast ebensogroß geworden wie diese.

Man kann die jungen Iltisse von Katzen ganz zähmen lassen, erlebt jedoch nicht viel Freude an ihnen, weil der angeborne Blutdurst mit der Zeit durchbricht und sie dann jedem harmlosen Hausthier nachstellen Zum Austreiben der Kaninchen können sie ebensogut gebraucht werden, wie das Frettchen. Ihr Gestank ist aber viel heftiger als bei diesem. Selbst Füchse treiben solche gezähmte Iltisse aus ihren Bauen heraus; denn ihr Muth ist unverhältnißmäßig groß, und sie greifen jedes Thier ohne weiteres an, oft in der unverschämtesten Weise. Die Freilebenden betragen sich zuweilen wahrhaft tolldreist den Menschen gegenüber, und können Kindern sogar gefährlich werden.

„In Verna, einem Dorfe Kurhessens", erzählt Lenz, „hatte ein sechsjähriger Knabe sein Brüderchen in der Nähe eines Kanals auf die Landstraße gesetzt, um sich die Wartung desselben leichter zu machen. Plötzlich erschienen drei Ratze und griffen das Kind an. Der eine setzte sich im Genick fest, der andere an der Seite des Kopfes und der dritte an der Stirn. Das Kind schrie laut auf, der Bruder wollte ihm zu Hülfe kommen, allein aus dem Kanal eilten noch andere Ratze herbei und

Digitized by Google

wollten ihn angreifen. Glücklicherweise kamen zwei Männer vom Felde den Kindern zu Hülfe und schlugen zwei von den Ratzen todt, worauf die übrigen Thiere abließen.

In Riga drang ein Ratz durch ein Loch durch den Fußboden in die Stube, fiel über ein in der Wiege liegendes Kind, tödtete es und biß es an der linken Wange an. In Schnepfenthal wurde sogar ein Hirt von einem Iltisse angegriffen, welcher aber freilich seine Kühnheit mit dem Leben bezahlen mußte."

Wegen des bedeutenden Schadens, den das Thier anrichtet, ist es fast überall einer sehr lebhaften Verfolgung ausgesetzt. Man gebraucht alle nur möglichen Waffen und Fallen, um es zu erlegen. Am erfolgreichsten sind die sogenannten Marderfallen, ziemlich lange Kasten, welche an einer Seite eine Fallthüre haben und den hereintretenden Iltis einsperren, sobald er ein Bretchen berührt, auf welchem die Lockspeise befestigt wurde. Diese Falle stellt man auf den Wechsel des Ratzes, den man ohne besondere Mühe erkunden kann, und man wird in den meisten Fällen schon in den nächsten Tagen einen gefangen haben. Wo man jedoch sehr von Mäusen geplagt ist, thut man wohl, den Ratz laufen zu lassen, und die Mühe, welche sein Fang verursachen würde, lieber auf Ausbesserung und dichten Verschluß der Hühnerställe zu verwenden.

Das Fell des Iltis liefert ein warmes und dauerhaftes Pelzwerk, welches aber seines anhaltenden und wirklich unleidlichen Geruches wegen weit weniger geschätzt wird, als es seiner Dichtigkeit halber verdient. Aus den langen Schwanzhaaren fertigt man Pinsel; das Fleisch aber ist vollkommen unbrauchbar und wird sogar von den Hunden verachtet.

Digitized by Google

Meine Griechin.

Ein Abenteuer im Orient von **H. Palmé.**

Während meines vierzehntägigen Aufenthaltes in Constantinopel ist mir ein Tag dort getreuer im Gedächtniß haften geblieben, als alle übrigen, da er reicher an Eindrücken, auch durch ein seltsames Zusammentreffen mit meinem späteren Leben in Beziehung stand.

Ich hatte in Pera unter dem deutschen Botschaftspersonal einen Freund, mit dem ich an dem erwähnten Tage die verschiedenen türkischen Regierungsgebäude, das Innere der Paläste des Handels, der Justiz und des Finanzministeriums besichtigte, zu denen er kraft seiner Eigenschaft als Mitglied der deutschen Botschaft Zutritt hatte. Es gehört nicht zu meiner heutigen Erzählung, wollte ich mich detaillirt über diesen Rundgang aussprechen. Ich will nur allgemein erwähnen, daß mir überall eine gewisse straffe, geregelte Ordnung auffiel, besonders in der „hohen Pforte", dem ersten türkischen Regierungsgebäude, wo das Volk in größerer Menge aus- und einwogte, wahrscheinlich um die dort täglich zu einer bestimmten Stunde anwesenden Minister, oder den Vezier zu sprechen, dem jeder Türke ungehindert und unangemeldet sein Anliegen vortragen kann. Personen der verschiedensten Nationen begegneten uns auf den endlos langen, mit Matten belegten Corridoren; viele hatten sich, dem Gebrauche gemäß, ihrer Fußbekleidung entledigt, oder gleich uns, sich über diese, der am Eingange bereit stehenden weichen Pantoffel bedient, die den schlürfenden Gang unhörbar machen. Alles bewegte sich ernst, gemessen, würdevoll, bald hier, bald dort hinter den mit Teppichen verhängten Eingängen der Beamtenzimmer verschwindend, über die in türkischer Schrift die betreffende Abtheilung und die Namen der Beamten verzeichnet waren.

Unsere Wanderung durch diese Locale hatte mehrere Stunden in Anspruch genommen und der Vormittag war fast verstrichen, als wir wieder in Pera anlangten; dort auf dem Scheitel des Gebirges, in der Nähe der eleganten, großen Artilleriecaserne liegen die prachtvollen Paläste der englischen, russischen, österreichischen und deutschen Botschaft und unmittelbar daran stieß auch das von meinem Freund bewohnte Privathaus.

Unsere Rückkehr bezweckte nur, unsere hungrigen Magen durch einige Erfrischungen zu stärken und mit erneuter physischer Kraft unternahmen wir bald darauf weitere Ausflüge. Wir durchschritten zuerst die treppenartig gebauten Straßen des steilen, weitausgedehnten Peras, welches, wenn man die Straßenbevölkerung, die natürlich alle Nationen des Orients umschließt, abrechnet, den Eindruck einer großen durchweg un-

Digitized by Google

regelmäßig und schlechtgebauten europäischen Stadt macht und gelangten endlich an den Fuß des Berges, wo Pferde und Sänften in Menge für Diejenigen warten, denen das Steigen schwer fällt. Indessen hatten wir nicht die Absicht, von hier aus schon wieder Kehrt zu machen, sondern benutzten die beiden Pferde, die mein Freund Franz für sich und meine Person miethete, um zu der großen, schönen Brücke zu gelangen, welche über das goldene Horn von Pera nach Stambul führt.

Ich muß jedoch gestehen, daß ich mit geheimem Zagen das anscheinend feurige Roß bestieg, denn wenn auch dreißig Jahre alt, so war ich doch als Gelehrter und Naturforscher so ungeübt in allen körperlichen Uebungen, daß mich ein so selbstständiger Ritt mit gerechtem Bangen erfüllte. Das muthige Roß eilte denn auch auf eine mir durchaus nicht zusagende Weise durch die holperigen, engen und belebten Gassen, meinem flotten Vorreiter Franz nach, vorbei an leichten, buntbemalten Sänften, an Wagen türkischer Seraildamen, deren junge, bis auf die schönen, mandelförmig geschnittenen Augen verhüllte Insassinnen, meinem verwegenen Ritte neugierig und schelmisch lächelnd nachschauten. Endlich hatte ich meinen nichtsahnenden Freund eingeholt und konnte nun in mäßigerem Tempo alles Vorübergehende genauer in Augenschein nehmen. Die eben erwähnten Serailwagen, die uns noch in Menge begegneten, da es gerade Freitag war, dem Sonntage der Türken, an dem die Moscheen das Ziel dieser Ausfahrten sind, erinnerten mich in ihrer Form an die Carossen des vorigen Jahrhunderts, freilich nur darin, denn übrigens waren sie mit Goldverzierungen derart bedeckt, daß man die Grundfarben nicht einmal durchschimmern sah; an den Seiten ferner dreifensterig und von einem reichgeschirrten stolzen, arabischen Pferd gezogen, welches von einem Schwarzen geführt, mit Widerstreben dem straff angezogenen Zaume Folge leistete, die flüchtigen Füße zu einem bedächtigen Passagegange zu bequemen. Der an der Seite mit finsterer Amtsmiene einherschreitende Eunuch ließ mich die Serailwagen von denen der reichen Griechinnen und Armenierinnen leicht unterscheiden, die natürlich unverschleiert und ohne weitere Begleitung sich gleicher Wagen zu ihren Ausflügen nach den Bazaren, oder in das Haus befreundeter Familien bedienen.

Endlich waren wir nach vielem Hin- und Herreiten bei der erwähnten Brücke angelangt, hier aber noch bevor ich mich dem Eindrucke dieses belebtesten Stadttheiles mit seinen Eigenthümlichkeiten hingeben konnte, die Stelle ist mir um meiner selbst willen denkwürdig geworden, hätte mich mein verwünschter Gaul fast abgeworfen. Er sprengte, erschreckt durch den Pfiff eines abfahrenden Dampfers, vom Wege ab, ventre à terre in rasendem Galopp durch Koth und Pfützen, daß mir Hören und Sehen verging, bis es mir endlich gelang, das scheu gewordene schaumbedeckte Thier auf die steinige Straße zu zwingen, deren spitzige Steine es zu einem anständigen Schritte nöthigten und mich deshalb wieder in den Stand setzten, zu meinem mir bereits entgegeneilenden Freunde zurückzukehren. Nach diesem unfreiwilligem Ritte kamen wir Beide überein, die Pferde wieder abzugeben und wie Franz lächelnd meinte, im Philosophenschritte weiter zu wandern. Er übernahm es, die Thiere zurückzuführen, nachdem wir die Verabredung getroffen, uns am Ende der Brücke, also am jenseitigen Ufer des goldenen Horns wieder zu treffen.

Digitized by Google

Mich wieder auf sicherer Erde fühlend, konnte ich mich nun ungeschreckt durch erneuerte halsbrechende Abenteuer den fremden Eindrücken hingeben, die sich meiner beim Anblick dieser circa siebenhundert Schritt langen Schiffsbrücke bemächtigten. Selbst die lebhafteste Phantasie kann sich keine Vorstellung von dem ungeheuren Verkehre machen, der diese Passage belebt, die von dem größten Theile der zweieinhalb Millionen Einwohner Constantinopels fast täglich ein oder mehrere Male benutzt wird. Mir kam unwillkürlich der Vergleich mit einer Schlange in den Sinn, einer sich bewegenden colossalen Riesenschlange, deren Haut in vollem Lichte der Sonne, wie sie gerade jetzt auf das Gewoge der Menge niederstrahlte, in allen nur möglichen Farben schillert. Die einzelnen Nationalitäten und deren Costüme zu schildern, wäre eine Tagesarbeit; ich sah den schwarzen Nubier, den Araber mit seiner Juchtenlederfarbe, Cirkassier, Kaukasier und Armenier. Und das wogte nicht mit Geschrei, Lärm und Anstoßen, wie bei uns, aneinander vorüber, nein, gemessen ruhig, fast würdevoll, bewegte sich dieser Menschenknäuel, nur selten von Serailwagen, Pferden und Eseln unterbrochen, niemals von Fuhrwerk; und wären nicht die stets aufdringlichen und drängenden Juden und Griechen gewesen, so hätte nichts die Großartigkeit dieser Scene gestört.

Noch in die Beobachtung dieses anziehenden Schauspiels vertieft, wurde ich durch einen Boten gestört, der mir von Franz die Bestellung machte, er sei plötzlich dienstlich verhindert, mir für die nächsten Stunden Gesellschaft zu leisten. Dies machte mich für den Augenblick rathlos, wohin ich ohne Führer meine Schritte lenken sollte. Als aber gerade jetzt am Landungsplatze in Stambul zwei große Seebarken neben dem Ende der Brücke erschienen, gefüllt von circa dreihundert Menschen des seltsamsten Anblickes, blieb ich stehen, um mir dies eigenthümliche Schauspiel anzusehen. Ich gab dem Boten einige Piaster Trinkgeld und fragte ihn, bevor er mich verließ, nach den wunderlichen Erscheinungen, die jetzt dem Schiffe entstiegen. „Es sind von den Russen vertriebene Auswanderer", antwortete er, „Tscherkessen oder Tschentschenyen wie wir sie nennen; sie flüchten in das Innere der Türkei, die ihnen dort ein Asyl angewiesen hat. Sie werden aber ungern von uns gesehen", fügte er hinzu, „denn sie machen lange Finger wie die Zigeuner und führen häufig junge Leute mit sich, die sie, da der Sclavenmarkt verboten ist, insgeheim an den Harem des Sultans oder an den der reichen Türken verkaufen."

Ich trat nun näher an die Gruppen heran und bemerkte, daß darunter alle Altersjahre vertreten waren, vom Säugling an bis zum Greise. Sie beschäftigten sich jetzt damit, ihre Habseligkeiten, Hausrath jeglicher Art auszupacken und dabei hatte ich Gelegenheit, die meist kräftigen, schönen Gestalten der Männer zu bewundern, unter denen mir besonders eine athletische Gestalt auffiel, die mit einem faltigen Rock, der um den Leib durch einen breiten Gürtel gehalten wurde, bekleidet war. Seine Gesichtsfarbe war weniger weiß, seine finsteren, unangenehmen Gesichtszüge weniger regelmäßig, wie die der anderen Männer. Die dunklen Augen blitzten finster unter den buschigen Brauen hervor, während er sich mit den Patronen zu schaffen machte, die sich auf beiden Brustseiten seines Rockes in Behältern befanden. Sein Haupt war mit einer hohen Pelzmütze, so

Digitized by Google

hoch wie die Bärenmützen Napoleonischer Garde bedeckt, während sein Gürtel ein förmliches Arsenal von Waffen barg.

Ich ahnte damals nicht, daß ich diesen Mann wenige Stunden später mit ganz anderem Interesse noch betrachten würde. Eine ältliche Frau, gleich den übrigen in allen möglichen Farben phantastisch gekleidet, näherte sich ihm nun; Beide begannen eifrig zu sprechen, indem sie sich der Brücke näherten und mit Fingern nach dem Meere zeigten und dann von Neuem erregt, fast heftig weiter redeten und gesticulirten. Insbesondere schien die Frau sehr aufgebracht zu sein. Sie nahm ihre kronenartige Mütze, welche ihr als Kopfbedeckung diente, ab und warf sie, anscheinend um ihren Zorn in etwas zu kühlen, auf die Erde. Ein halberwachsener bis auf einige Lumpen ganz nackter Knabe nahm das Ding auf und lief damit fort. Bald darauf bemerkte ich, wie sich dessen Genossen und auch er in Thierfelle hüllten, denen weder Kopf noch Füße abgeschnitten waren. Diese Häute waren wie Säcke zusammengenäht und wurden von ihnen je nach Belieben, die Haare nach innen oder außen, übergezogen, so daß diese Gestalten nunmehr wie aufrechtstehende Thiere aussahen. Eine solche Thierfigur wurde von einem jungen und trotz seines Schmutzes schönen Mädchen, von denen ich dort eine ganze Menge sah, herbeigewinkt und nach einigen leisen Redereien zu dem ersterwähnten athletischen Tscherkessen geschickt. Dieser wandte sich, nachdem Beide einige Worte gewechselt, sofort um und begab sich, sammt der ältlichen Frau zu dem jungen Mädchen. Anscheinend mußten es Eltern und Tochter sein, die jetzt irgend eine Verabredung trafen; sie disputirten nun alle Drei eine längere Zeit und dann trennte sich der Mann von ihnen, betrat die Brücke und näherte sich einem Dampfschiffe, welches in großen Buchstaben die Namen: Scutari — Constantinopel trug.

Ich muß gestehen, meine Neugier war gereizt, insbesondere da ich von der russischen Unterhaltung, dessen Sprache mir nicht ganz fremd war, vereinzelte Worte aufgefangen hatte, wie: Griechin, Flucht, Scutari, Sultan, Harem, viel Geld u. s. w. Aus diesen Bruchtheilen bildete sich meine Phantasie, die von jeher sehr lebhaft war, ein interessantes Bild und abenteuerlustig wie ich bin, folgte ich dem Kerl, mit der bestimmten Absicht, das, was er zu thun gedächte auszuforschen. Dampfschiff Scutari ließ gerade seinen schrillen Pfiff zur Abfahrt ertönen, als ich die schmale Brückentreppe hinab meinem Tscherkessen aufs Dampfboot nachsprang. Fast während der ganzen Fahrt nach Scutari, die ungefähr eine halbe Stunde dauerte, beschäftigten sich meine Gedanken mit dem finsteren Passagier mir gegenüber, der mit gekreuzten Armen und finsterem Brüten nach Asiens Gestade starrte und keine Ahnung hätte, daß Einer seinen Schritten folge. Erst als wir uns mehr und mehr der prachtvoll gelegenen Stadt Scutari, dem geheiligten Boden der Türken näherten, theilte sich meine Aufmerksamkeit und wurde auf die nächste imposante Umgegend gerichtet.

Die zierlichen Minarets und die Kuppeln der Moscheen glühten im Sonnengold, ebenso das stolze Haupt des hohen Bulgerlu, auf dem einst Tiberius und Mauritius ihre Paläste und Jagdschlösser bauen ließen, da nirgends die Aussicht entzückender, die Lüfte reiner und die rauschenden Quellen klarer und frischer waren, wie dort oben. Nur stehen dort Café- und Erfrischungshäuser und türkische Schönen lassen

Digitized by Google

sich, nachdem ein mit Ochsen bespannter Wagen sie zur Höhe des Berges geführt, da, wo einst Pracht, Glanz und üppiges Leben geherrscht, ihren Sorbet kredenzen. Wahrscheinlich schaute auch jetzt eben manch schönes Auge von dort oben hinab auf das spiegelklare Gewässer des Bosporus, auch auf mein Schiff, auf dem ich in Betrachtungen verloren zu ihnen hinaufstarrte. Von dieser sonnenbestrahlten Höhe nieder schweifte mein Blick dann über die mächtigen Kronen uralter Cypressenhaine, den Friedhöfen der Türken, einem langen schwarzen Trauerbande vergleichbar, welches die hügelartig gebaute Stadt umgürtete und nach der Seeseite hin, welche durch eine hohe Gedenksäule mit vier colossalen trauernden Engeln, die Englands Königin ihren im Krimmkriege gefallenen Soldaten errichten ließ, einen würdigen Abschluß fand. Obgleich ich wenige Tage vorher schon einmal diese Fahrt gemacht und Scutari kennen gelernt hatte, so erfüllte mich die imposante Lage dieser schönen Stadt doch von Neuem mit Entzücken. Als das Dampfschiff aber landete, mein Tscherkesse dasselbe verließ und nun mit spähenden, unheimlichen Blicken den Küstenrand streifte, und dann mit schnellen Schritten die Vorstadt betrat, da erwachte mein Interesse für den Zweck dieser Fahrt und ließ mich mit beharrlicher Geduld seinen Schritten folgen.

Um so mehr verdroß es mich, als derselbe nach längerem Hin- und Herrennen plötzlich meinen Augen verloren ging; ich lief noch einige Straßen hin und zurück, konnte ihn indessen nicht wieder auffinden. Nichts war für den Augenblick für einen so eigensinnigen Abenteurer, wie ich es war, ärgerlicher. Was nun beginnen? Die Stadt kannte ich bereits, es blieben mir aber noch mehrere Stunden bis zur Rückfahrt des Dampfschiffes und um diese kostbare Zeit nicht zu vergeuden, beschloß ich das auf der Landzunge Kleinasiens gelegene Dorf Molla Burun aufzusuchen, um möglicherweise einige seltene archäologische Entdeckungen zu machen, da dort vor wenigen Wochen ein unterirdischer aber halb verschütteter Tempel aufgefunden war.

Gedacht, gethan Mich am Küstenrand haltend, hatte ich bald das Stadtgebiet im Rücken, während sich vor mir eine mit riesigen uralten Plantanen geschmückte Ebene ausdehnte, auf der sich hier und dort in kleineren und größeren Abtheilungen türkische Soldaten bewegten. Einer derselben erklärte mir, auf meine pantomimisch an ihn gerichtete Frage, daß diese Ebene von ihnen Taghandschillar genannt würde und der Sammelplatz ihrer Truppen sei, bevor diese ins Innere Asiens marschirten. Er bezeichnete mir darauf den Weg, den ich nach Molla Burun einschlagen müsse und reichte mir dann zur körperlichen Erquickung eine seiner schönen Trauben, von denen er gerade aß und die ich in Austausch von einigen Piastern gern annahm und auf den Stufen eines antiken Marmorbrunnens sitzend, der Quelle des Hermagoras, unter dem Schatten der schönsten und größten Platane, die meine Augen je gesehen, verzehrte.

Dann wanderte ich weiter, durchschritt nach halbstündigem Marsche das ansehnliche Städtchen Kadikioi (Dorf des Richters), und gelangte nach einer weiteren Viertelstunde zu dem auf der Höhe der Landzunge gelegenen reizenden Dorfe Molla Burun, da, wo einst das Chalcedon gestanden hatte.

Indessen durfte ich mich nicht allzulange meinen Betrachtungen

Digitized by

überlassen, der Tag war schon weit vorgerückt, daher begann ich sofort meine Recognoscirung, durchstöberte die Felder, die ehemals mit glänzenden Tempeln geschmückt waren, jetzt aber nur die Trümmer derselben trugen. Ein trauriges Bild aller Vergänglichkeit! Auf einem dieser Felder hatte man mit dem Bau eines Hauses begonnen und mehrere colossale Steine, die unweit von diesem nicht zu denen des Hauses zu gehören schienen, veranlaßten mich näher zu treten. Wie groß aber war meine Freude, als ich, die Marmortrümmer überschreitend, plötzlich in der Tiefe den bereits oben erwähnten, erst kürzlich entdeckten Tempel erblickte, der einem großen Brunnen ähnlich, wahrscheinlich durch das eingestürzte Gewölbe offen gelegt und dadurch aufgefunden ward. Ich kletterte in den etwa fünfzehn Fuß tiefen Tempel hinein, sah aber zu meinem größten Erstaunen vorerst ganz etwas anderes, als ich erwartete. Auf einem der vielen auf dem Boden umherliegenden Trümmern saß ein junges, schönes und wohl gekleidetes Mädchen, auf dessen Gesicht sich Spuren vergossener Thränen zeigten und augenblicklicher Angst, als ich plötzlich und unerwartet zu ihr in die Tiefe drang.

Plötzlich jedoch leuchtete es in ihren Augen auf in freudigem Erkennen und auch ich muß sagen, daß mir in gleichem Augenblick eine Erinnerung erwachte, dies liebliche, anziehende Gesicht schon irgendwie auf meiner Reise gesehen zu haben. So schnell fand dieselbe jedoch keinen bestimmten Hintergrund und erst als sich das junge Kind mit schmerzlicher Geberde zu meinen Füßen warf und mich anflehte, es zu retten und sich auf unsere Bekanntschaft vom Schiffe auf der Fahrt von Athen hierher berief, entsann ich mich einer jungen, schönen, von einer Schwarzen begleiteten Griechin, die ich mehrfach auf dem Deck hatte umher gehen sehen und mit der ich, da sie Deutsch verstand, auch einmal ein Gespräch begonnen.

Wie aber kam diese hierher? Aus den verwirrten Reden, die ihre Lippen stammelten, konnte ich keinen Zusammenhang finden und da mir, einem eingefleischten Weiberfeind und Junggesellen die Lage peinlich ward, ein knieendes Weib zu meinen Füßen zu haben, so bat ich sie, aufzustehen und mir in Ruhe furchtlos ihr Schicksal und ihr Begehren mitzutheilen.

Sie erzählte mir in kurzen, einfachen Worten ihre Erlebnisse.

„Ich bin", sagte sie, „die Tochter eines verarmten armenischen Fürsten und einer griechischen Mutter, mit der ich, da mein Vater früh gestorben, zuletzt in Athen gelebt habe. Da mir nun auch meine Mutter durch den Tod entrissen ward, so beabsichtigte ich zu den Verwandten meines Vaters mit einer mir zugethanen Sclavin nach Armenien zurückzukehren und gelangte auch glücklich bis Trebisond. Dort erkrankte meine Sclavin und starb.

Ich mußte meine Reise nun allein fortsetzen und gerieth dadurch in die Hände einer Tscherkessenbande, die mich bis Constantinopel mit sich nahm und mich unzweifelhaft dort als Sclavin verkauft hätte, wäre es mir nicht heute gelungen, in dem Augenblick der Ankunft während des Getümmels unbemerkt zu entfliehen, indem ich ein abfahrendes Dampfschiff benutzte, welches mich vor etwa zwei Stunden hierher brachte. Nun bin ich rathlos und furchtsam, auch meiner ganzen Baarschaft von den

Digitized by Google

Auswanderern beraubt und bitte Sie, sich für den Augenblick meiner anzunehmen."

So ungefähr lautete ihre Erzählung, die trotz ihrer Schmucklosigkeit wechselnde, farbenreiche Bilder durch meine Seele ziehen ließ.

Die Rotunde des Tempels, in der wir auf Trümmern einstigen Glanzes saßen, wurde mir zum verzauberten Schloß; die prachtvoll gemauerten gewölbten Gänge, die nach den vier Richtungen des Compasses in den Tempel mündeten und weit in das Innere der umliegenden Fläche hinausführten, geheimnißvolle Wege zu einem Feenreich; den Statuen in den Nischen, von schneeweißem Marmor und übernatürlicher Größe hauchte meine Phantasie Leben ein, hehre Göttinnen waren es, dem classischen Boden Asiens entsprungen, sie alle horchten gleich mir der Leidensgeschichte der jungen Griechin, einer verzauberten Prinzessin, die ich Auserlesener der Sterblichen erkoren war, zu befreien. Ich sah den wilden Tscherkessen von vorhin, wie er mit seinen Genossen Rußlands Steppen durchzog; dann wieder jenes schöne, zarte Antlitz mir gegenüber, das in vergeblichem Flehen den rauhen Krieger um Schonung und Befreiung anflehte. Dabei ruhten meine Augen auf den umhergestürzten Trümmern, Steine mit den zierlichsten Ornamenten und bizantinischen Inschriften; für mich aber wurden die letzteren Zaubersprüche, die ich lernen mußte, um die holde Prinzessin befreien zu können. Zuletzt warf noch die scheidende Sonne einen feenhaften Schimmer in dies stille Heiligthum. Es glühte allmälig Alles in rothem und goldigem Schimmer auf, vom grünen Marmor an, der einst die Wände des Tempels geschmückt und nun in Stücken den Boden füllte, bis zur Höhe der einen einzigen erhaltenen Säule, die noch ein reich verziertes Kapitäl trug.

Der Ernst der Lage brachte mich indessen aus diesen phantastischen Träumen in die Wirklichkeit zurück. Der Gedanke, daß mein Freund Franz verheirathet und, menschenfreundlich wie ich ihn kannte, sich des verlassenen Mädchens bis auf Weiteres annehmen würde, half mir über die Verlegenheit hinweg, Beschützer eines Wesens zu werden, welches jenem Geschlecht angehörte, das ich bisher eher vermieden, als gesucht hatte. Außerdem machte die freundliche Unbefangenheit und Dankbarkeit des Mädchens mir meine Aufgabe leichter, als ich dachte. Ich bemerkte, als ich ihr über die Trümmer hinweg aus dem Tempel half, daß sie in der That einen herrlichen Wuchs und ein echt griechisches Profil habe, dabei lange in Flechten geordnete Haare und große beredte Augen, in denen noch die kindliche Unschuld eines jungen, frischen Lebens lag.

Da ich meine Sammlungen daheim zu bereichern wünschte, so durchsuchten wir insgemein, bevor wir Molla Burun verließen noch eifrig die verwüsteten Felder und fanden nicht allein alle dieselben Marmorarten, welche die Wände der Aja Sophia schmücken, sondern auch Marmorverzierungen, welche die Tafeln dort, wie mit einem Roccocorahmen einfassen. Aus allen diesem schien mir hervorzugehen, daß dieser Tempel aus derselben Zeit stammen mußte, in welcher Justinian die Aja Sophia begonnen; vielleicht auch waren es Theile des ausgedehnten Palastes Belizars, welcher unweit des alten Chalcedon gestanden. Schließlich fand Coralla, wie sich mein Schützling nannte, noch Rumpf und Kopf eines kleinen fast unversehrten Adlers, der noch heute mein Museum ziert. Mit gefüllten Taschen begaben wir uns sodann auf den Heimweg,

Digitized by Google

machten jedoch schon in Kadikioi Halt, da mir Coralla mittheilte, daß auch dort Dampfschiffe nach Constantinopel landeten, sie mit einem solchen hierhergefahren sei und wir demnach den weiten Weg nach Scutari vermeiden könnten. Wir hatten auch nicht lange zu warten, als sich das gewünschte Dampfschiff dem Lande näherte. Es waren mindestens zwanzig Priester, acht Träger mit einem leeren Sarge und ein armenischer Bischof, die sich in die Stadt begaben; das Dampfschiff war also lediglich zu einer Begräbnißfahrt gemiethet, nicht für andere Passagiere. Dennoch gewährte uns der Führer des Schiffes die Bitte, an der Rückfahrt Theil nehmen zu dürfen.

Nach einer halben Stunde ungefähr, näherte sich dem Schiffe eine große Procession mit vorgetragenen reichen Kreuzen und Emblemen; der Bischof und sämmtliche Priester in großem Ornate, die Träger des Sarges dagegen in schwarzem Sammet mit blauen Besätzen und vielfachen Silberverzierungen, Theaterprinzen vergleichbar, denen nicht einmal das zierliche, entsprechend verzierte Sammetbarett fehlte. In dem offenen, gleichfalls mit Sammet und Silber geschmückten Sarge lag ein in kostbares Pelzwerk gehüllter Armenier; die untergehende Sonne warf gerade einen goldigen Schein, wohl den letzten für immer, auf dieses noch im Tode schöne Angesicht. Einen unangenehmen, widrigen Eindruck machte auf mich das Gebahren der Leute, als sie das Schiff betraten und den Sarg in die Mitte desselben auf Stühlen niedergelassen hatten. Priester und Leidtragende holten sich Cigaretten und Erfrischungen aus ihren Taschen und begannen angesichts des Todten gemüthlich zu plaudern, zu schmauchen und zu schmausen. Diese Nonchalance neben dem offenen Sarge und dem stillen Todtengesicht darin, berührte mich so fatal, daß ich, gleich Coralla, der Gruppe während der ganzen Fahrt nach Constantinopel den Rücken wandte und meine Aufmerksamkeit dem von der Abendsonne glühend angehauchten Meere widmete. Je mehr wir uns der Stadt näherten, vergrößerte sich die Furcht meiner Schutzbefohlenen; alle Schreckniſse des Vormittags erwachten von Neuem wieder in ihr. Wie begründet ihre Angst war, ahnte das arme Mädchen nicht und ich, der ich meine Erlebnisse und Beobachtungen bezüglich der Auswandererbande mit ihr und ihren Schicksalen in Verbindung setzen mußte, hütete mich wohl, ihr diese zu erzählen.

Kaum aber hatten wir die Perabrücke betreten, um über diese nach Pera zu gehen, als sie sich plötzlich an mich anklammerte und mit angstvoller Stimme mir zuflüsterte, daß sie nicht weit von uns ihren Räuber und Entführer bemerke.

Es war in der That mein interessanter Tscherkesse, der dort seine Athletengestalt über den Rand der Brücke lehnte, wohl gar an seinen Flüchtling dachte, den er heute vergeblich in Scutari gesucht.

Ohne mich um seine, von meiner Begleiterin mit Recht gefürchteten Persönlichkeit zu kümmern, ging ich, die widerstrebende Coralla nach mir ziehend, an ihr vorüber. Das Schicksal wollte es aber, daß er sich gerade in dem Augenblicke umwandte, das Mädchen sofort entdeckte und nun mit eiligen Schritten uns nachlief, mich anfangs am Rocke zog und als dies von mir unbeachtet blieb, uns den Weg vertrat. Es entstand nun zwischen uns ein ganz seltsames, nichts weniger als harmloses Gespräch. Ich strengte mein Hirn so viel ich konnte an, meine russischen

Brocken zu dem, was ich dem Kerl sagen wollte, zu sammeln. Was er wollte, war mir ja klar, es kam also nur darauf an, ihn einzuschüchtern und zu überzeugen, daß meine Person nicht gleiche Zwecke verfolge wie er und sein Gesindel.

Die Studenten in meinem Collegium sollen von meinen blauen, nach meiner Ansicht recht harmlos in die Welt schauenden Augen gesagt haben, daß dieselben bei innerer Erregung Blitze schleuderten auf Den jenigen, der Ursache meines Zornes gewesen und es gewagt, sie heraus zufordern. Vielleicht war es einer jener Augenblitze, die den an körperlicher Kraft und an Bewaffnung mir überlegenen Widersacher jetzt demüthig und geschmeidig machte, mehr noch, glaube ich, meine Drohungen und die Redensarten, die sich auf die deutsche Botschaft, den türkischen Vezier und den Sultan bezogen, die ich ihm gegenüber, freilich im fürchterlichen Russisch, radebrechte. Wie dem auch sei, das Resultat war erreicht, er trat uns aus dem Wege und ließ uns ungehindert weiter gehen

Ich vergesse nicht die Dankbarkeit meiner jugendlichen Begleiterin, die nun nicht mehr den Arm frei gab, der doch nichts anderes als seine Schuldigkeit gethan hatte. Und mit diesem Stück Harem an meiner Seite kehrte ich oben in Pera bei meinem verwundert dreinschauenden Freunde ein, der allerdings bald darauf selbst die Rolle eines väterlichen Beschützers dauernd übernahm.

Ich habe mein schöne Griechin nicht wiedergesehen. Aber die Erinnerung an das reizende Abenteuer klingt noch oft in meiner Seele nach, die den Orient und seine Schönheiten nie vergessen kann.

Digitized by Google

Dorfscheerers Philosophie.

(Siehe die Illustration.)

Hans, mein Sohn, halt' still den Kopf,
Daß zu meiner Ehre
Kunstgerecht längs diesem Topf
Ich Dich jetzt verscheere.
Weinst wohl? Grete lach' ihn aus,
Meinst Du denn voll Angst und Graus,
Daß ich Dich versehre?

Eine Lehre — merk' sie gut —
Will ich jetzt Dir geben.
Wie der Topf hier auf Dir ruht,
Scheeret Dich das Leben.
Mußt, ob Jude oder Christ,
Ja, selbst wenn Du Sultan bist,
Dich der Scheer' ergeben.

Halte still, wenn einst der Staat
Streng Dich nimmt beim Schopfe
Und auf des Gesetzes Rath
Scheert Dich nach dem Topfe.
Küß' die Hand der Polizei,
Aber folge niemals frei
Deinem eignen Kopfe.

Die Schablone ist's, die stets
Stand bei uns in Ehren;
Wie's Gewohnheit ist, so geht's,
Topf dem Kopf, dem leeren!
Wem das Herz seufzt sehnsuchtsvoll
Nach dem Recht des Ich, der soll
Aus der Welt sich scheeren!

Franz Hirsch.

Digitized by Google

Der Traum der Sylvesternacht.

Von A. W.

Es war der 31. December. Schon lange flackerten die schwindsüchtigen Laternen — offenbar im letzten Stadium dieser allgemein verbreiteten Krankheit — in den Straßen der Stadt, die bekanntlich sonst schon menschenleer, heute völlig ausgestorben zu sein schienen. An diesem Tage, dem letzten im Jahre, pflegt sonderbarer Weise ein Jeder seine sonstigen Gefühle zu potenziren: Der Lustige ist heute doppelt lustig, der Traurige doppelt traurig, der Melancholische aber dreimal so melancholisch. Doch ich war nichts von alledem, ich stand über den Parteien, denn ich bin ein Philosoph, und was noch mehr sagen will, ein Idealist! Nur der Idealist steht auf der Höhe seiner Zeit und auf der Höhe des Lebens, denn er hat die Materie überwunden, sie in ein Nichts verwandelt und den Geist als das allein Seiende erkannt.

Es schlug bereits elf Uhr, und noch that ich, was ich vor zwölf Stunden schon gethan, ich citirte die Geister der Weisen der Weisesten und dachte noch einmal ihre tiefsinnig gedachten Gedanken. Jakob Böhme, Cartesius, Spinoza, Kant, Hegel, Schopenhauer, das waren die Verstorbenen, denen ich für diesen Tag wenigstens Leben eingehaucht und die in mir ihre Auferstehung gefeiert; doch

„Die ich rief, die Geister,
Wurd' ich nun nicht los."

Wie gesagt, es schlug bereits elf Uhr, ich legte die antik schweinsledernen Bücher bei Seite, um noch in der zwölften und letzten Stunde des Jahres etwas zu philosophiren, natürlich ohne melancholisch oder besonders lustig zu sein. Ein gewöhnlicher Mensch würde den Ausgangspunct seines Gedankenfluges von der Flüchtigkeit der Zeit genommen haben, ich dagegen grübelte über das Wesen oder Unwesen der Zeit nach, die ja ebenso wie der Raum nur subjective Zuthaten des menschlichen Geistes sind. Wie muß einem Wesen zu Muthe sein, das über Zeit und Raum erhaben ist, das der körperlichen Fesseln entledigt ewig ist und allgegenwärtig!

Ich athmete tief und es schien mir, als ob ich mit einem Hauche mir selber entflöhe. Mein Bewußtsein trat unter seine eigene Schwelle und mit dem Bewußtsein meiner selbst schwand auch das Bewußtsein von Zeit und Raum, an die der Körper in so enge Fesseln geschmiedet ist. Jahrhunderte und Tausende von Metern durchflog ich in einem Nu. Und wiederum, urplötzlich befand ich mich in einem engen, winzigen Raum auf dem schmutzigen Sessel eines Schusters in Görlitz. Trotz des qualmenden Lichtes einer Thranlampe erkannte ich alsbald

Digitized by Google

auf einem nebenstehenden Sessel den hämmernden Meister. Man sah, der Meister mit dem schwärmerischen Auge und dem sorgfältig gepflegten Barte à la Henri quatre paßte nicht recht zum Schemel und der Schemel nicht recht zum Meister: der eine war zu zart, der andere zu grob. Was Wunder, daß mir die ganze Umgebung etwas „böhmisch" vorkam. Er aber, der Meister, klopfte wacker darauf los; doch war es keine Sohle, auf welche die kräftigen Hiebe fielen, nein, o Wunder, es war ich selbst, mein eigener Körper war es, der gewiß zu einer Sohle verarbeitet werden sollte, bereits ganz glatt geklopft, aber durchaus noch erkenntlich. Ich sah es deutlich mit Schaudern, wie ein Arm, ein Bein, dann der andere Arm, das andere Bein nach einander zur Erde fielen; er aber schwang den entsetzlichen Hammer nach dem Tacte und brummte dazu: „Ja — nein, Einheit — Zweiheit", und dabei fiel ein Glied nach dem andern ab. Als nun auch der Rumpf, aller seiner Glieder baar, in dumpfem Falle zur Erde entglitt, da dachte ich: „Jetzt bin ich gewesen, bin aber nicht mehr", erinnerte mich jedoch noch zur rechten Zeit des tröstenden Wortes: „cogito, ergo sum, ich denke, also — bin ich.

Ja, noch war ich, aber mir selbst entworden. Frei von allem Körperlichen schwang ich mich empor zu schwindelnder Höhe, alles Irdische tief unter mir lassend, und je höher ich emporstieg, desto mehr schwand das Bewußtsein meiner selbst, desto intensiver ward das Bewußtsein eines Andern in mir; ich hörte, ich sah nicht, noch dachte, noch wußte ich, ich empfand nur. Was? Das wußte ich eben nicht. Es war ein seliges Entzücken bis in den siebenten Himmel, ich fühlte, daß ich meinem Ursprunge nahe war, von dem ich dereinst ausgegangen. Schon war ich dem Quellpuncte nahe, als plötzlich eine rauhe Hand meine schwelgende Seele ergriff und sie, die widerstrebende, wiederum in ihrem Körper steckte, wie den Vogel in den Käfig, mit den Worten: „Du Thor, der Du zerrinnst wie die Woge des Meeres, willst Du Gott selber gleich sein, der Du geworden, ihm, der die Ursache seiner selbst ist? Nicht frommt es der Seele, dem Körper zu entfliehen, denn Geist und Körper sind die unzertrennbaren Attribute, durch welche wir die Gottheit, die eine Substanz erkennen."

So sprach er, und alsobald zog mich die Schwere meines Körpers wieder zur Erde hinab. Und unter mir sah ich eine Stadt aus dem Dunkel emportauchen, gar königlich anzuschauen. Betäubt erreichte ich die Erde, wieder gebannt in die Zelle eines kleinen, bescheidenen Männchens. Noch immer vermochte sich meine Seele nicht zu erholen von ihrer Betäubung. Ich fühlte einen brennenden Schmerz auf meinem Kopfe und bemerkte, wie das Männchen meinen Schädel aufschlug, wie den Deckel einer Schachtel und wie er mit einer Lupe aufmerksam die Functionen meines Verstandes beobachtete, gleich als wollte er die Gesetze des Denkens ergründen. Sein Suchen mußte Erfolg haben, denn mit dem freudigen Ausruf: „Ich habs, ich habs", klappte er eilig den Gehirndeckel zu und überließ mich meinem Schicksal. Erfreut theilte er seine Entdeckung einem neben ihm Stehenden mit, dessen Stirn einen tiefen Denker verrieth. Doch dieser schüttelte darob unwillig den Kopf und sprach einige dunkle, unverständliche Worte zu mir, der ich aus der Betäubung erwacht war. Ich nickte verständnißvoll und wiederholte, so gut ich konnte, seine Worte, worüber er mich lobend sagte: „Sie allein

Digitized by Google

haben mich verstanden, doch auch Sie noch haben mich mißverstanden.“ Und ich nickte wiederum verständnißvoll; doch meinte er nun: „Auch Sie haben mich mißverstanden.“

Kaum hatte er dies gesagt, da that sich die Thür auf, und herein trat ein ältlicher Herr mit griesgrämigen Zügen, der faßte mich bei der Hand und führte mich gegen einen Vorhang und sprach: „O Seele, die Du von der Hölle zum Himmel gestiegen und wiederum von dem Himmel auf dieses Jammerthal, willst Du endlich zur Ruhe gelangen und das Ewige schauen: Dieser Vorhang birgt es, strecke Deine Hand aus und zerreiße den Schleier der Maja!“

Meine Pulse flogen, meine Stirn erglühte, das Blut jagte fieberhaft durch die Adern und drohte, sie zu zersprengen. Jetzt sollte ich das schauen, was ich kaum zu denken gewagt; was den Weisesten der Menschen seit Jahrtausenden ein dunkles Räthsel geblieben, das sollte ich jetzt schauen von Angesicht zu Angesicht!

Ich dachte an den Jüngling von Sais und begeistert rief ich mit ihm aus:

„Sei hinter ihm, was will! Ich heb' ihn auf!“

Ich trat herzu und mit fester Hand ergriff ich den Schleier; unter Donnergetöse zerriß der Vorhang von oben bis unten und — — ich erwachte. Noch einmal glimmte der Docht der zertrümmerten Lampe hell auf und ich sah nur noch im gegenüberhängenden Spiegel mein erschrockenes Ich, welches krampfhaft die herabgerissene Tischdecke in der Hand hielt.

Ringsum war Finsterniß. Eben verhallte von der naheliegenden Kirche der Schlag, welcher zwei Jahre von einander schied, eine kräftige Stimme ließ auf der Straße ihr „Prosit Neujahr!“ erschallen — dann lautlose Stille. „Prosit Neujahr!“ ertönte ziemlich kleinlaut von meinen Lippen das Echo.

Digitized by Google

Epistel eines Damenfreundes.

Hochgeschätzte Leserinnen!

Meine Tante — Gott hab' sie selig! — war eine sehr geistreiche Frau. Wissen Sie, was das bedeutet, wenn eine Frau sehr geistreich ist? Nehmen Sie mir nur ja diese Frage nicht übel, ich stelle sie blos, um gleich darauf zu antworten, daß es eine Zeit gab, wo ich das nicht wußte, wenigstens wo ich, wie mir meine gereifte Erfahrung heute vorwurfsvoll ins Ohr raunt, eine grundverkehrte Ansicht über diesen Punct hegte. Ich war damals Studiosus der Philosophie. Demgemäß gehört das Geistreichsein doch zu meiner Profession. Trotzdem (oder deswegen) erschien mir eine geistreiche Frau damals als ein Wesen, in dessen Gesellschaft einem gewöhnlichen Weltkinde der Thee entsetzlich dünn, der Kuchen entsetzlich altbacken schmeckt und der Anblick eines jeden auf dem Tische liegenden Buches sein Herz mit dem entsetzlich quälenden Gedanken erfüllt: „Daraus wird heute Abend gewiß noch vorgelesen!"

Ich war nach dem deutschen Reichsgesetze und nach den Aufzeichnungen unserer Familienchronik — eine solche existirte zwar nicht, hätte doch aber aus den betreffenden Kirchenbüchern zusammengestellt werden können — der Neffe meiner Tante, und als solcher eine Vertrauensperson. Ich durfte mir ihr gegenüber schon etwas erlauben. So sagte ich denn einmal: „Tante, Deine ästhetischen Abende sind doch furchtbar langweilig." Sie erwiederte: „Herbert, Du bist ein furchtbar dummer Junge." So, nun hatte ich genug von meiner Tante und meine Tante genug von mir.

Stellen Sie sich nun, liebenswürdige Leserinnen, vor, Sie Alle wären meine lieben Tanten und ich Ihr gehorsamer Neffe. Es mag ein schrecklicher Gedanke sein, aber, trösten Sie sich nur, Sie kennen mich ja gar nicht und ich bin nicht so schlecht, wie ich aussehe, wenn mich auch die Druckerschwärze etwas schwarz erscheinen läßt.

Ich als Neffe komme also zu Ihnen auf den Flügeln des „Salon", schüchtern zwar bis zu einem gewissen Grade, aber doch mit dem Bewußtsein, es mit echten und rechten Salondamen zu thun zu haben, welche mir nicht solche überraschende und niederschlagende Antworten geben werden, wie meine selige Tante.

Ich will zwanglos mit Ihnen plaudern in dieser materiellen Zeit, wo Alles so sehr nach verbranntem Actienpapier, Kohlengas und Maschinenöl riecht, das uns armen Menschen das bischen harmloser Frohsinn und „holder Leichtsinn" aus der Seele hinausgeräuchert wird.

Plaudern ist heutzutage eigentlich ein Kunststück. Man spricht nicht, man redet Reden, man schwatzt, man zankt und schreit und man

Digitized by Google

— schweigt. Aber plaudern, — ach plaudern ließ sich noch so schön und in den Zeiten, da es noch keine Telephone und Phonographen gab, da die jungen Leute sich außer der Haut auch die Haare puderten, und die Möbel so göttlich geschnörkelt, so — Roccoco aussahen.

Nun, wozu hat denn Gott dem Menschen die Phantasie gegeben? Man braucht sich ja nur einzubilden, man säße in einem solch' lauschigen Gemache aus der Roccocozeit mit einer Dame — bei einem Plauderstündchen unentbehrlich — und nun eröffne man die Schleusen der leichten Conversation.

Sie fragten mich soeben, ob Sie sich eine Cigarrette anzünden könnten? Bitte, bitte, machen Sie keinen Einwand. Sagen Sie nicht, Sie hätten überhaupt gar nichts gefragt. Ich bin doch nicht taub! Und Sie wollen mir doch nicht meine phantastische Plauderstunde verderben? Nein, dazu sind Sie viel zu lieb.

Sie fragten sogar noch, ob mich das genirt, wenn Sie sich eine Cigarrette anzünden!"

Mich geniren? Mein Gott, wenn Sie glauben, daß es die Conversation belebt, so kann mich ja das gar nicht geniren. Aber gestatten Sie mir, doch zu bemerken, daß das eigentlich nicht in die Roccocozeit paßt und daß Damen mit gepuderten Köpfchen und mit brennenden Cigarretten im Munde eigentlich aussehen, wie Venusstatuen, auf deren Schultern Häupter von kaiserlichen deutschen Reichsfeldwebeln sitzen.

Also im Jahre 1879 fragt eine Dame den Herrn, ob ihn das Rauchen genirt! Vor langer, langer Zeit fragte die „jungfräuliche Königin" Elisabeth ihren Liebling Walther Raleigh, der sich von Amerika eine funkelnagelneue Tabakspfeife und funkelnagelneuen Indianertabak mitgebracht hatte, ob er sich denn nicht schäme, aus seinem Munde eine Feuereisse zu machen. Und die Höflinge beiderlei Geschlechts erblaßten und schüttelten sich in stummem Entsetzen.

Heute fangen unsere Damen an zu rauchen! Haben Sie schon das Rauchcoupé für Damen gesehen? Nicht? Nun, ich auch nicht, aber ich weiß, daß ich es sehen werde.

Mir hat einmal eine Dame, es war eine Russin, gesagt, daß in Deutschland Damen so auffällig selten rauchen. So auffällig selten! Ja, das finde ich sehr auffällig, denn eben so gut wie Schnürleib und Reifrock nach und nach ihre Wanderschaft von jenseits des Rheins durch die ganze Damenwelt gemacht, so könnte man ja auch mit Fug und Recht erwarten, daß die Cigarre, Cigarrette oder Pfeife aus dem Mündchen der russischen Dame in die Mündchen unserer deutschen Damen übergehen wird. Wir müssen Jubelhymnen anstimmen, wenn nicht einst die deutsche Frau aus dem Munde der irländischen das Primchen nimmt (was ich nicht wörtlich aufzufassen bitte). Unmöglich und abgeschmackt? Pardon, gnädigste, freundlichste Leserin, nicht unmöglicher und nicht abgeschmackter, als unsern Roccocovorvätern oder -vormüttern von Anno 1600 oder 1700 die Zumuthung einer Telegraphenleitung, eines Edisonschen Phonographen oder eines Tippnerschen Stoßreductors für Oceanschiffe vorgekommen wäre. Für den menschlichen Erfindungsgeist ist Alles etwa so möglich, wie für den menschlichen Nachahmungsgeist.

Sehen Sie, Gnädigste, ich bin nun so ein Ketzer und ich glaube an eine zukünftige Epidemie des Damenrauchens, wie ich an die Epidemie

Digitized by Google

der Cholera oder anderer Menschenbeglückungseinrichtungen habe glauben müssen. Mit prophetischem Geiste sehe ich Bilder einer rauchbewölkten Zukunft vor mir aufsteigen, sehe ich das Boudoir der Weltdame, das Kaffeestübchen des kritisirenden Damenparlaments angefüllt mit einem ehrlichen, dichten, deutschen „Wachtmeisterqualm", durch den selbst der derbe Knüppel der Tabakssteuer und der Tabakstheuerung nicht hindurchzuhauen vermag. Ich sehe das Kindermädchen der Frau Professorin, nachdem sie das ihr anvertraute „Baby" in den Schlaf gelullt, mit Eifer die Pfeifen ihrer Herrin putzen; ich sehe, wie unsere anmuthigen Balldamen, nach genossenem Souper die Herren auffordern, sich in den Nebenräumen lustwandelnd zu ergehen, damit sie, die Holden, ungestört die blauen Tabakswölkchen gen Himmel senden können; ich sehe zwei gesprächige Fischweiber, die soeben noch in blutiger Fehde einander buchstäblich in den Haaren lagen, auf den Trümmern der umhergestreuten Korbfragmente und Meeresthiere in wohlthuender Harmonie ihre Friedenspfeife rauchen. Ich sehe diese „Gesichte" der Zukunft und mit thränendem Auge rufe ich aus: „O, heilige Frauenemancipation, die du dem Weibe schon den Telegraphendrücker und das Secirmesser in die Hand gedrückt hast, raube uns, dem stärkeren Geschlechte doch nicht das alleinige Vorrecht auf die „stinkadores canalleros!"

Aber, meine hochverehrte Plaudergenossin, Sie haben ja, wie mir scheint, ihre Cigarrette unbeendet bei Seite gelegt? Was ist Ihnen schlecht bekommen, das Tabakskraut oder jenes Unkraut, das auf dem Boden meiner Phantasie gewachsen? Ja, ja, Sie sind ja Menschen wie wir, Sie haben das Recht, dieselben menschlichen Freuden zu genießen wie wir, darum können wir ja eigentlich nicht klagen, wenn Sie uns, mit Hülfe der Cigarre, blauen Dunst vormachen, eben so wie wir Ihnen. Aber wissen Sie, was für ein Recht Sie noch vor uns voraus haben? Das Recht: „bezaubernd, lieblich, anmuthig zu sein!" Nicotin aber paßt zur Anmuth, meine Damen, wie die Faust aufs Auge, zuweilen sogar noch schlechter, denn manches Auge hat schon seine passende Faust gefunden, während Tabaksqualm die Anmuth nur zu leicht erstickt.

So, nun ich glücklich ins Raisonniren gekommen, blicke ich ganz erschreckt zurück und sehe, daß ich so recht gedankenlos ins Blaue hineinraisonnirt habe.

„Zuckend sagt mein Daumen mir:
Etwas Böses naht sich hier,

in Gestalt nämlich des kategorischen Gebotes meiner geschätzten Leserinnen, fortan ihre Zeit nicht mehr mit sinnlosen Episteln zu belasten.

Es bittet also um Indemnität

Ihr
ganz ergebener Damenfreund
H. von Kupffer.

Digitized by Google

Don Juan in Fesseln.

Geheime Geschichten einer Ehe.

(Fortsetzung.)

Raimund Werder fühlte sich bei Weitem nicht so befriedigt und beruhigt. Die eben erlebte Scene war das Letzte, was er wünschen konnte und er fürchtete für die Zukunft aus dem neugeschlossenen Freundschaftsbunde weiteres Unheil. Er war nicht der Mann, welcher Versuchungen von weiblicher Seite leicht widerstehen konnte, und von allen Versuchungen, die einem Manne überhaupt begegnen können, sind diejenigen die gefährlichsten, welche ihm von einer früheren Neigung entgegengebracht werden. Er fühlte mit Unbehagen, daß er sich neue Fesseln bereitet hatte.

„Ich hoffe das Beste", versetzte er, „und werde für meine Person bemüht sein . . ."

Plötzlich hörte er das Vorfahren eines Wagens.

„Da kommt meine Frau!" sagte er mit leichtem Erschrecken.

Alma Bellwitz beeilte sich, wieder Platz auf ihrem Sessel zu nehmen und ihrem Gesicht den Ausdruck heiterer Ruhe zu geben, konnte sich aber doch nicht dem Bewußtsein der Thatsache entziehen, daß sie sich in einem tête-à-tête mit Raimund befinde.

Clara kam rasch die Treppe herauf und ohne Weiteres in das Arbeitszimmer ihres Mannes. Sie sah so mädchenhaft frisch aus, als sie auf der Schwelle stand, daß Raimund unwillkürlich zu einem Vergleiche zwischen ihr und der durch Leidenschaften schon stark mitgenommenen Alma veranlaßt wurde.

Er stand sofort auf und nahm sie mit mehr Ostentation, als sonst seine Gewohnheit war, in seine Arme, weil sein Gewissen ihm über die vertrauliche Unterredung mit Alma Bellwitz einen Vorwurf machte.

„Schon wieder da, mein Schatz?" rief er und küßte sie und Alma zuckte beim Anblick dieser Zärtlichkeit sichtlich zusammen.

„Frau Bellwitz ist hier?" rief Clara in harmloser Verwunderung. „Und Du sagtest doch, daß Du ungeheuer beschäftigt seist."

„Das ist auch der Fall, liebes Kind. Frau Bellwitz kam indeß wegen einer geschäftlichen Angelegenheit, die ihren Mann betrifft."

„Ach so!" sagte Clara.

„Die Sache ist aber nun erledigt", fuhr Raimund fort, und ich muß nun an Euch Beide das Ersuchen richten, mich allein zu lassen, damit ich weiter arbeiten kann."

Die beiden Damen begaben sich in ein anderes Zimmer.

„Ich ging aus, weil ich wußte, daß mein Mann viel zu thun hatte", sagte Clara mit einem gewissen vorwurfsvollen Tone zu Alma, „und ich hatte Befehl gegeben, ihn auf keine Weise stören zu lassen."

„Ja wohl, meine Liebe, es wurde mir auch gesagt", erwiederte Frau Bellwitz; „aber sehen Sie, Raimund und ich sind so genaue Freunde und sein Rath erschien mir so werthvoll, daß ich das Vorrecht der Vertraulichkeit benutzte und darauf bestand, ihn zu sehen. Ich hoffe, daß

Digitized by Google

Ueberrumpelt.

Nach einer Zeichnung von F. Specht.

mein Kommen keine bemerkenswerthe Störung in seiner Arbeit verursacht hat. Wir waren stets wie Bruder und Schwester, wie Sie wissen . . ."

„Ja, ja, ich weiß es schon!" unterbrach sie Clara.

Sie war es schon ein wenig müde, diese ewige Versicherung zu hören

XIII.

Ein Lied von Schubert.

Raimund Werder fühlte sich nicht ganz unbefangen, als er an diesem Tage mit seiner Frau bei der Mittagstafel wieder zusammentraf. Er war überzeugt, daß sie auf den Besuch von Alma Bellwitz zurückkommen würde und wußte nicht recht, wie er den Angriff pariren sollte. Am liebsten hätte er ihr gleich die ganze Wahrheit gesagt, doch überredete er sich, daß ihm die Ehre einer Frau heilig sein müsse. So versuchte er denn, durch etwas mehr Aufmerksamkeit, welche dankbar angenommen wurde, etwaige Ausforschungen zu vermeiden; doch verschaffte ihm dieser kleine Kunstgriff nur einen Aufschub bis zum Nachtisch. Sobald die Dienerschaft sich aus dem Eßzimmer zurückgezogen hatte, begann Clara:

„Weshalb nahmst Du denn Frau Bellwitz an, Raimund? Es war zu unartig von ihr, einzudringen, namentlich da Du den Befehl, Dich nicht zu stören, gegeben hattest."

„Ich kann Dir versichern, liebe Clara, daß es mir sehr unangenehm war. Ich bin in Folge dieser Unterbrechung genöthigt, nachher gleich wieder an die Arbeit zu gehen."

„Ja, weshalb ließest Du sie denn bei Dir bleiben? Mich schicktest Du doch fort, damit Du allein seiest. Wenigstens sagtest Du so."

„Du setzest doch keinen Zweifel in mich, Clara?"

„O nein. Aber es scheint mir, Frau Bellwitz bildet sich ein, daß sie hier nach freiem Belieben aus- und eingehen könne, ohne sich im Entferntesten darum zu kümmern, ob uns ihre Gegenwart angenehm ist oder nicht."

„Ich denke, sie wird in Zukunft nicht mehr so oft kommen, liebes Kind. Ich habe ihr einen sehr deutlichen Wink in dieser Beziehung gegeben. Sie ist indeß sehr empfindlich und ich mochte sie doch nicht gerade durch eine directe Abweisung kränken."

„Worin bestand denn ihr Geschäft mit Dir, Raimund?"

„Das kann ich Dir nicht sagen, mein Kind."

„Nun, ich sollte doch nicht glauben, daß eine fremde Frau das Recht hätte, Geheimnisse mit einem verheiratheten Mann zu haben, die er seiner eigenen Frau nicht mittheilen kann. Oder bist Du anderer Ansicht?"

„Hm, ja: in gewissen Fällen, heißt das. Du darfst nicht vergessen, daß Alma Bellwitz eine alte Freundin von mir ist."

„Eine alte Liaison, willst Du sagen!" warf Clara schnippisch hin.

„Aber, Clara!"

„Ach, Raimund, ich hätte das nicht sagen sollen. Es fuhr mir so heraus. Indessen, sie ärgert mich so sehr damit, daß sie immer von Dir wie von ihrem Bruder spricht und mit all' ihrem Wortschwall."

Digitized by

„Es ist eben Alles Wortschwall, Du kannst es Deinem Manne glauben."

„Nun, weshalb lässest Du sie denn diesen Wortschwall fortwährend wiederholen?"

„Liebes Kind, binde doch einem Weibe die Zunge! Es hat schon weisere Männer gegeben als ich, denen das nicht gelungen ist. Solltest Du indeß Dich und mich wegen Alma Bellwitz elend machen, dann sage es ohne Umschweife, und sie soll dann diese Schwelle nicht mehr überschreiten."

„Wie könntest Du das verhindern?"

„Einfach dadurch, daß ich ihr sagte, meine Frau liebe mich nicht genug, um mir zu vertrauen; deshalb sei es meine Pflicht, ihr keinen Anlaß zum Argwohn zu geben."

„Raimund, Geliebter! Du glaubst doch das nicht?"

„Ich möchte es allerdings nicht glauben, Clara. Was soll ich aber von Deinen Worten anders halten?"

Die junge Frau kam auf ihn zu, kniete neben ihm hin und blickte wie eine Büßende zu ihm auf, wie vor ihr schon manches Weib mit Raimund gethan hatte.

„Küsse mich, Raimund!" flehte sie; und er that nicht allein dies, sondern er umarmte sie auch leidenschaftlich.

„Mein Kind, als wir die Lebensreise mit einander antraten, gelobten wir, einander zu vertrauen. Ich setze das vollste Vertrauen in Dich; kannst Du nicht dasselbe mit mir thun? Es ist wahr, Du magst alle möglichen Geschichten über mich gehört haben, und manche davon sind wahr, so viel aber kann ich Dir zu Deiner Beruhigung sagen, daß die Vergangenheit für mich abgeschlossen ist und daß die Gegenwart Dir allein gehört. Genügt Dir diese Beruhigung nicht?"

Clara sah aus, als ob sie beruhigt wäre; sie hing an seinem Halse und fühlte sich glücklich. Als nachher Raimund zu seiner Schreibarbeit zurückgekehrt war und sie über einer Stickerei saß, machte sie sich selbst Vorwürfe über das mißtrauische Benehmen, welches sie dem heißgeliebten Manne gezeigt hatte.

„Wie thöricht bin ich doch gewesen", sagte sie bei sich selbst, „daß ich durch solch eine Kleinigkeit, wie das Eindringen einer halbgebildeten, uns Beiden lästigen Frau unsere glückliche Liebe beeinträchtigt glauben konnte! Ja, es ist eine glückliche Liebe! Es giebt wohl kaum zwei Menschen in der Welt, welche sich so innig lieben, wie ich und Raimund. Wann hat er mich je verletzt, auch nur durch einen Blick oder eine Geberde? Und habe ich nicht selbst ihm noch vor unserer Verheirathung die Erlaubniß gegeben, nach Belieben zu tändeln und zu necken? Habe ich ihm nicht versichert, daß ich nie eifersüchtig sein würde? Und doch hat es mich zur Eifersucht getrieben, daß dieses eitle, aufgeputzte und geschminkte Weib unter dem Vorwand eines Auftrags ihres Mannes in Raimunds Arbeitszimmer eindrang. Ja, ich war eifersüchtig, fürchterlich eifersüchtig, und ließ mich eine Minute verleiten, meinen theuren Raimund, mein Herzblatt zu verstimmen! O, wie schändlich von mir! Ich bin schlecht und undankbar; ich verdiene seine Liebe gar nicht. Er hätte eine viel Schönere, viel Vornehmere heirathen sollen, dieser stolze Mann! Ich werde es ihm sagen, sobald ich kann."

Digitized by Google

Die Folge dieser Selbstvorwürfe und dieses Entschlusses war eine jener zärtlichen Liebesscenen, wie sie bei dem jungen Paare nichts Seltenes waren.

In den nächsten Tagen lebte Clara im siebenten Himmel frohester Erwartung, denn ihre Mutter sollte kommen, um ihren ersten Besuch in dem neuen Haushalt ihrer einzigen Tochter zu machen und Clara war natürlich darauf bedacht, Alles so einzurichten, daß ihre Mutter gleich die beste Meinung von dem Glücke ihres Kindes erhielt.

Dies war keine leichte Aufgabe. Ihre Mutter, welche ein großes Vermögen hatte, war an große Salons gewöhnt, und als sie kam, schaute sie sich mit scharf kritisirenden Blicken in den verhältnißmäßig engen Räumlichkeiten der Wohnung der Neuvermälten um. Sie hatte ein Kammermädchen und einen Bedienten mitgebracht. Obgleich es Sommerwetter war und alle Thüren und Fenster weit offen standen, schien sie doch das Zimmer, in welchem sie empfangen wurde, mit ihren rauschenden Gewändern, Bändern und Spitzen fast auszufüllen. Sie sank erschöpft auf ein Sopha hin und meinte, sie sei dem Ersticken nahe.

„Mein liebes Kind, wie hager und blaß Du aussiehst!" waren ihre ersten Worte.

Clara fühlte sich aber gesund wie ein Fisch im Wasser, lachte über die mütterliche Bemerkung und bestritt sie mit aller Entschiedenheit.

„Wenn ich blaß aussehe, Mama, so kann es nur von der Hitze sein. Es war in den letzten Tagen sehr heiß."

„Ich kann mir denken, mein Kind, daß Du die Hitze in diesen engen Zimmern doppelt und dreifach empfindest. Mir ist es, als müßte ich gleich umkommen. Hermann, bringe mir das kölnische Wasser und den Fächer aus meinem Handkoffer. Aber nimm Dich in Acht, daß Du nichts von Herrn Werders Nippsachen herunterstößt! Liebes Kind, Du hast diesen engen Raum etwas zu sehr mit Ornamenten gefüllt. Man hat ja kaum Platz, sich umzuwenden."

„Raimund nennt es mein Museum, Mama, und droht mir oft, er wolle eine Auction hier veranstalten. Aber es sind auch keine gewöhnlichen Dinge, Mama; sie stammen fast alle aus fremden Ländern. Sieh dies Kreuz von schwarzem Email und Gold mit dem seltsamen Emblem, welches ich seit Langem trage; Raimund nahm es im letzten Kriege vom Halse eines sterbenden französischen Officiers, der es als Amulet oder Liebeszeichen trug. Ich halte es für eine so interessante und werthvolle Reliquie, daß ich mich um keinen Preis davon trennen möchte."

Frau Lenz betrachtete das Kreuz flüchtig und gab es dann zurück.

„Liebes Kind", erwiederte sie geringschätzig, „es steht Dir natürlich frei, dem Dinge einen eingebildeten Werth beizulegen, aber ich sehe, es ist von der allergewöhnlichsten Form und es werden dergleichen in Frankreich zu vielen Tausenden fabricirt. Du bist indessen noch zu jung, um alle Dinge nach ihrem wirklichen Werth zu taxiren."

Clara legte das Kreuz mit der Empfindung, getadelt worden zu sein, wieder an ihren Busen und wünschte, es lieber für sich behalten zu haben.

„Beiläufig, wo ist Dein Mann?" fragte die stolze Frau, als ob ihr seine Person eben noch als Nebensache einfalle.

Digitized by

„Er ist auf dem Felde, Mama, und es läßt sich in solchen Fällen nie absehen, wann er kommt. Aber willst Du nicht mit hinaufgehen und Dein Schlafzimmer ansehen?"

Frau Lenz erhob sich mit Anstrengung und ließ sich nach den Zimmern der oberen Etage führen. Sie war noch immer eine schöne und jung aussehende Frau, aber zu stark für Alter und für ihre Gesundheit. Als sie die Höhe der Treppe erreicht hatte, blieb sie eine Weile stehen und hielt die Hand an ihre Seite, und Clara erschrak über ihr plötzlich bleich werdendes Gesicht.

„Ist Dir übel, liebe Mama?" fragte sie ängstlich.

Frau Lenz sprach eine Minute lang nicht und als sie wieder sprach, geschah es nur langsam und mit Anstrengung.

„Nein, mein Kind, nein. Es ist nichts. Nur das Treppensteigen. Aber klingle doch nach Hermann oder Anna."

Das Kammermädchen erschien in dem Schlafzimmer, sah ihre Herrin an und brachte sogleich ein kleines Mahagonikästchen herbei, in welchem sich ein seltsamer Apparat befand.

Clara, welche so etwas nie gesehen hatte, betrachtete es mit Erstaunen.

„Was ist das?" fragte sie.

„Eine galvanische Batterie, gnädige Frau. Herr Doctor Blank hat angeordnet, daß die gnädige Frau dieselbe anwenden soll, wenn sie eine Ohnmachtsanwandlung hat. Dadurch wird die Action neu belebt."

„Die Action, welche Action?"

Frau Lenz warf dem Mädchen einen warnenden Blick zu.

„Von den Muskeln, gnädige Frau", erklärte das Kammermädchen mit wichtiger Miene. „Die gnädige Frau ist ein wenig stark geworden, wie Sie sehen, und das Treppensteigen greift sie an. In einer Minute wird sie wieder ganz wohl sein."

Clara fand es zwar vollkommen unbegreiflich, wie dieses unscheinbare Ding im Stande sein sollte, die Farbe wieder auf ihrer Mutter Wangen zurückzubringen, war aber zu glücklich über die offenbar wiederkehrende Kräftigung, als daß sie wegen der Mittel, wodurch dies geschah, sich hätte alteriren sollen.

Nach einer Weile erhob sich Frau Lenz und ging langsam nach dem Spiegel.

„Nun ists wieder gut", sagte das Kammermädchen und packte den Apparat wieder in das Kästchen.

„Ich hoffe, Dein Schlafzimmer wird Dir gefallen, Mama", sagte Clara bescheiden.

„Gewiß, mein Kind. Es wäre mir aber doch lieb, wenn Anna ganz in meiner Nähe schliefe. Ich fühle mich manchmal ein wenig schwach in diesen heißen Nächten und bedarf des Beistandes."

„O das ist leicht arrangirt, Mama. Ich will sogleich ein Schlafsopha in jene Ecke stellen lassen. Hast Du sonst noch einen Wunsch, Mama?"

„Nein, mein Kind, ich danke Dir", erwiederte Frau Lenz, das Zimmer überblickend. „Was für hübsche Möbel!" fügte sie lobend hinzu.

Clara lachte.

Digitized by Google

„Nicht wahr, liebe Mama? Es ist lauter Renaissanceschnitzwerk. Du wirst nicht errathen, woher es kommt."

„Nun, woher, mein Kind?"

„Aus Raimunds Junggesellenwohnung. War er nicht ein luxuriöser Mensch? Es ist die schönste Schlafzimmereinrichtung, welche wir haben. Deshalb that ich sie in das Fremdenzimmer. Meine eigene Einrichtung ist nur leichtes, modernes Zeug, sieht sehr nett aus, ist aber ohne Haltbarkeit und nicht halb so gut als dieses Renaissance. Kürzlich erst habe ich die Möbel ausgepackt und einen ganzen Stoß von Liebesbriefen aus Raimunds lockerer Zeit aus dem obern Kasten des Bureaus hinunter nach seinem Arbeitszimmer geschafft."

„Hoffentlich fandest Du nichts darin, was Dich ärgern konnte, mein liebes Kind."

„O, Mama, könntest Du denken, ich hätte so unehrlich handeln können, hineinzublicken?"

„Ich glaube nicht, daß es für unehrlich gehalten wird, wenn eine Frau nach den Papieren ihres Mannes sieht. Doch halte ich es allerdings für besser, sie thut es nicht, besonders bei einem Manne, der erst spät heirathete und in dem Geruche steht, kein besonders solides Leben geführt zu haben."

Claras Blut schoß in Strömen nach ihren Wangen, doch antwortete sie gelassen, obschon ihre Stimme ein wenig zitterte.

„Ich für meine Person würde es unter allen Umständen für unehrlich halten. Selbst wenn Raimund nicht mehr lebte, würde ich keinen Blick in seine Briefschaften thun."

„Ah, Du bist viel zu scrupulös, Clara; aber es ist wenigstens ein Fehler von der besten Art. Dein Raimund wird Dich deswegen nur um so höher schätzen und Dir von selbst jeden Blick in seine etwaigen Geheimnisse gestatten."

„Nein, er hat mehr gethan, Mama, er hat das ganze Zeug ohne Weiteres in den Ofen gesteckt und verbrannt."

„Das Beste, was er thun konnte", bemerkte die erfahrene Frau. „Verbrannte Papiere können, wie todte Menschen, keine Geschichten mehr erzählen."

„Ich glaube nicht, Mama, daß Raimunds Papiere Geschichten von Bedeutung zu erzählen hatten", versetzte Clara, mehr und mehr verdrießlich werdend, ohne zu wissen, weshalb. „Sagte er doch erst, ich hätte die Briefe getrost in dem Bureau lassen können."

„Aber, beste Clara, denkst Du denn, ein Mann vom Alter und der Erfahrung Deines Raimund werde Briefe von wirklicher Bedeutung nach seiner Verheirathung unverbrannt daliegen lassen? Die, welche Du fandest, waren jedenfalls von keinem großen Werth und nicht compromittirend, sonst würde er sie nicht so aufbewahrt haben, daß Du zu ihnen gelangen konntest. Nun, besser ist es immerhin, daß sie ins Feuer wanderten. Ich bin nicht dafür, daß man Liebesbriefe aufbewahren soll."

„Ich habe noch jeden Brief, Mama, den Raimund an mich geschrieben hat", sagte Clara triumphirend; „von dem ersten Billet, wodurch er die Einladung zu unserm Diner annahm, bis zu dem letzten, lieben Briefe, welchen er mir zwei Tage vor unserer Hochzeit schrieb.

Digitized by Google

Und nie werde ich mich von diesen Briefen trennen. Sie sollen einst mit mir begraben werden."

Frau Lenz richtete einen halb fragenden, halb mitleidigen Blick auf ihre Tochter, wie sie in den Tagen von Claras Brautzeit zu thun pflegte, wenn diese von ihrem Liebesverhältniß mit poetischer Schwärmerei sprach.

„Behalte sie nur, Kind", sagte Frau Lenz. „Ich wünsche nur, daß Du nie Deine Ansicht darüber ändern müßtest."

„Ich weiß, Mama, daß mein Glück stets Dein erster Gedanke ist", versetzte die junge Frau und umschlang ihre Mutter mit ihren Armen.

In diesem Augenblick ertönte die Hausglocke und es wurden Tritte im Flur hörbar.

„Das ist Raimund", rief Clara freudig erregt. „Ich höre seine Stimme und kenne seine Tritte."

Sie eilte sofort hinweg. Auf der Höhe der Treppe traf sie ihn.

„Raimund, lieber Raimund, die Mama ist gekommen!" jubelte sie.

„Das sah ich schon an den Kisten und Kasten im Hausflur", erwiederte er.

„Sie sollen sogleich hinweggeräumt werden. „Komm jetzt nur und begrüße sie!"

„Sobald ich meine Feldjoppe ausgezogen habe.

„Nein, nein! Komme so wie Du bist! Mama soll Dich gerade in Deinem Feldrock sehen", rief Clara mit einem Anflug von Stolz auf die landwirthschaftliche Arbeitskraft ihres Mannes.

„Närrchen!" lächelte Raimund, folgte aber sogleich ihrem Gebot und trat, einen Arm um sein junges Weib geschlungen, in das Schlafzimmer. Beide machten ein schönes Bild, er mit seinem edlen Kopf und seiner martialischen Haltung; sie mit ihrem mädchenhaft lieblichen Gesicht und dem hingebend zu ihm aufgeschlagenen Blicke. Es war ein Anblick, auf welchen jede Mutter hätte stolz sein können und Frau Lenz glaubte wirklich einen Moment, daß sie Ursache habe, es zu sein.

Für den Abend waren zu Ehren der Ankunft des Gastes einige Gäste eingeladen, Herr und Frau Holding, Hauptmann von Rosen, Lieutenant von Soldin, welch' letztere beide in Werders früherem Regiment dienten. Lieutenant von Soldin, ein hübscher, junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, mit großen, blauen Augen und einem wohlgepflegten, blonden Bart, war ein großer Verehrer Claras und vermochte bei Tafel kaum ein Auge von ihr zu wenden, während sie die Pflichten der Hausfrau mit verschämter Lieblichkeit erfüllte.

Die Unterhaltung wie die Gerichte waren sehr gut.

Nach dem Essen wurde musicirt. Clara und Georg Holding, der eine gute Tenorstimme besaß, wurden große Freunde am Pianoforte, indem sie einander zu ihrem eigenen Vergnügen sowie dem der Anderen verschiedene Lieder vorsangen. Werder meinte scherzend, seine Frau kokettire auf die empörendste Weise mit Holding, und Lieutenant von Soldin wurde fieberhaft unruhig, indem er Holding als einen Usurpator seines Privilegiums betrachtete, die Notenblätter für Clara umzuwenden. Mitten im Vortrag einer Anecdote aus dem fashionablen Leben seitens der Frau Lenz stand er auf und stellte sich an das Clavier. Georg Holding hatte Clara eben gebeten, Schuberts „Ständchen" singen zu

Digitized by Google

wollen und sie hatte sich über einen Stoß von Notenblättern gebeugt, um es zu suchen; da plötzlich wurde die Thür des Gesellschaftszimmers aufgerissen und die Stimme der Frau Bellwitz schmetterte wie ein Trompetenstoß an Claras Ohr.

Sie erröthete heftig und der Schlag ihres Herzens schien zu stocken. Sie beugte sich noch tiefer auf die Noten herab, als ob sie sich verstecken könnte. Sie wußte, daß Alma Bellwitz in der Absicht gekommen war, sie der letzten ruhigen Abendstunde im Alleinsein mit ihrem Mann zu berauben und daß es sie durchaus nicht störte, mitten in eine Gesellschaft hineinzugerathen.

Die ersten Worte, welche sie von dem Eindringling hörte, bestätigten ihre Befürchtung.

„Mon Dieu, Raimund!“ rief Frau Bellwitz: „wer hätte sich träumen lassen, hier Alles in großem Staate zu finden? Und ich bin nur in meinem gewöhnlichen Kleide. Nun, ich hoffe, daß ich trotzdem willkommen bin und werde nicht wieder weggehen, da ich einmal da bin.“

„Natürlich nicht“, versetzte Raimund mechanisch, da er noch damit beschäftigt war, seine Fassung zu gewinnen. „Liebe Clara, hier ist Frau Bellwitz!“

„O lassen Sie nur! Ich werde meinen Weg zu Clara schon allein finden“, sagte Alma laut. „Wir wollen sie jetzt nicht stören. Ich sehe, sie ist soeben mitten bei einem harmlosen tête-à-tête, wenn nicht in zweien zugleich, dort am Piano. Da wäre es grausam, zu stören. Hier, Raimund, nehmen Sie meine Sachen.“

Ohne Umstände entledigte sich die Dame ihres Mantels und Hutes und bürdete Beides Raimund auf.

Frau Lenz saß starr vor Erstaunen da.

„Wer ist diese Person?“ fragte sie leise Frau Holding.

Elfriede konnte sich kaum des Lachens enthalten. „Machen Sie sich keine Sorge, Frau Lenz“, sagte sie. „Sie ist keine Freundin Ihrer Tochter, wenn sie sich auch die Miene einer solchen giebt.“

Clara hatte sich nun von ihren Notenblättern aufgerichtet und empfing den Kuß Almas auf ihr brennendes Gesicht.

„Es wird hier gesungen, Liebste! Wie gut sich das trifft, ich habe meine Noten mitgebracht. Lieber Hauptmann“, sagte sie zu Rosen, „bitte, holen Sie sie mir, sie stecken in einer Tasche meines Mantels. Wo hat denn der liebenswürdige Schwerenöther Raimund ihn hingethan? Wahrscheinlich auf den Vorsaal. Fragen Sie ihn doch!“

„Bitte, singen Sie uns noch ein Schubert'sches Lied, gnädige Frau“, sagte Lieutenant Soldin zu Clara. „Wir wollen das Gekreisch der Bellwitz nicht hören. Ich habe stets behauptet, daß sie die Stimme eines Pfauhahns hat.“

„O, das ist eine Verleumdung“, erwiederte Clara. „Sie hat eine sehr schöne Stimme, obschon ich gestehen muß, daß mir ihr Vortrag nicht gefällt.“

„Nein, lassen Sie noch etwas von sich hören, wenn Sie nicht ermüdet sind“, beharrte der Lieutenant. „Ich könnte Tag und Nacht zuhören, wenn Sie singen.“

Clara erröthete und begann ihr Lied. Frau Bellwitz segelte durchs Zimmer und ließ sich neben Elfriede Holding nieder.

Digitized by Google

„Wenn diese ungezogenen Kinder mir doch nur gesagt hätten, daß hier Gesellschaft wäre, dann würde ich meinen Besuch aufgesteckt haben", sagte sie. „Nun, gleichviel, willkommen bin ich doch. Ist das Frau Lenz? Wollen Sie mich ihr vorstellen?"

Elfriede entsprach diesem Wunsch, aber der Gesichtsausdruck der Mutter Claras versprach nichts weniger als eine günstige Aufnahme der neuen Bekanntschaft.

„Es ist recht, daß Sie sich endlich aufgemacht haben, uns hier zu besuchen, liebe Frau Lenz", begann Frau Bellwitz in einem dreist vertraulichen Tone. „Die arme, gute Clara hat sich schon lange danach gesehnt, Ihnen Ihre Einrichtung und alle ihre kleinen Herrlichkeiten zu zeigen. Ich weiß wirklich nicht, auf was sie mehr stolz ist, auf das Haus oder den Mann. Beide sind in ihrer Weise ganz besonders schön."

„Ich sollte meinen, darüber könnte kein Zweifel sein, was der Frau Werder zumeist am Herzen liegt", bemerkte Elfriede kühl.

„Meinen Sie? Nun, Sie kennen Sie nicht so gut wie ich. Sie ist eine ganz allerliebste kleine Hausunke, die ihren Stolz darauf setzt, Alles hübsch nett zu halten.

Was Raimund betrifft, so weiß ja die ganze Welt, was ich von ihm halte, dem lieben, alten Jungen. O, Sie dürfen nicht so überrascht aussehen, liebe Frau Lenz! Ich kenne ihn seit seiner Kindheit. Wir wurden wie Bruder und Schwester mit einander aufgezogen."

„So, wirklich? Dann müssen Sie wohl älter sein als Sie scheinen", versetzte Frau Lenz malitiös.

„Natürlich war er schon ein großer Junge, als ich noch ein ganz kleines Ding war; aber das macht keinen Unterschied in unseren Empfindungen, kann ich Ihnen versichern."

Bei diesem Puncte der Unterhaltung kam Raimund in das Zimmer zurück.

„Raimund, kommen Sie einmal hierher!" rief Alma. „Ich habe ein Hühnchen mit Ihnen zu pflücken. Ihre Schwiegermutter hat noch kein Wort von unserer alten Freundschaft gehört, bis ich es ihr selbst sagte."

„Nein", erwiederte Frau Lenz rauh, „und ich trage auch kein Verlangen danach, mehr davon zu hören."

Es widersprach Raimunds Grundsätzen völlig, einen, selbst unliebsamen Gast seines Hauses verletzt zu sehen. Der Einbruch der Frau Bellwitz in diesen Abendcirkel hatte ihn außerordentlich geärgert, jetzt aber, als er die beleidigende Bemerkung seiner Schwiegermutter hörte und das Rothwerden Almas sah, war er sofort zu ihrer Vertheidigung bereit.

„Es liegt nicht die geringste Nothwendigkeit vor, liebe Alma", sagte er fest, „von Dem zu sprechen, was alle Welt weiß. Wenn ich Ihren Namen nicht schon früher unter denen meiner anderen alten Freunde nannte, so geschah es, weil ich wußte, daß meine Schwiegermutter uns die Ehre ihres Besuches geben würde und Sie dann selbst ihrer Freundschaft würdigen könne. Wie geht es Ihrem Mann? Hat er in der bekannten Angelegenheit etwas gethan? Ich biete Ihnen keinen Kaffee an, weil ich weiß, daß Sie nie welchen nehmen, bevor Sie gesungen haben."

Indem er dies sagte, schob Raimund den bequemsten Fauteuil,

Digitized by Google

den er finden konnte, für Alma so weit als möglich vom Sopha seiner Schwiegermutter, als es der Raum gestattete und warf sich selbst in einen andern Fauteuil an ihrer Seite. Diese Frau hatte ihn schon oft verstimmt, ja fast zur Verzweiflung gebracht, er hatte sich schon manchmal versucht gefühlt, sie zu hassen, jetzt aber hatte sie eine Beleidigung in seiner Behausung erfahren und so weit es in seiner Macht stand, wollte er sie abschwächen.

Frau Lenz sah Alles und bewegte ihren Fächer mit Heftigkeit. Sie sagte nichts, aber die Versuche Elfriedens, ihre Aufmerksamkeit von Raimund abzulenken, stießen auf entschiedene Einsilbigkeit, so daß Frau Holding den Augenblick des Aufbruchs herbeiwünschte, um dieser peinlichen Situation zu entgehen.

Mittlerweile sah Georg Holding seiner Frau am Gesicht ihre Verstimmung an und nahm Platz neben ihr und Lieutenant von Soldin blieb mit Clara allein am Clavier.

Nun war zwar Soldin keineswegs ein solcher Don Juan, daß er die Absicht hatte, das Herz einer verheiratheten Frau zu gewinnen, aber er war jung, hübsch, feurig und auch eitel. Er war daran gewöhnt, Fortunas Kugel zu seinen Füßen zu sehen, namentlich auch in Bezug auf Glück bei den Frauen. Clara Werder war ihm das anziehendste, liebenswürdigste junge Weib, das er je gesehen hatte, und er wünschte, daß sie auch ihn anziehend und interessant finde. Er hielt es nicht für etwas Unrechtes, ein schönes Weib zu bewundern und ihr diese Bewunderung zu erkennen zu geben. Viel nachzudenken, war nicht seine Sache. Alles, was er in diesem Augenblick dachte, war, daß Frau Werder „verflucht hübsch' sei.

Clara fühlte sich ihrerseits durch seine rastlosen Aufmerksamkeiten und seine ersichtliche Bewunderung ein wenig geschmeichelt. Indeß wünschte sie doch, nicht allein mit ihm zu sein, besonders da er sich mit beiden Armen auf das Instrument stützte und ihr unverwandt ins Gesicht sah, während sie sang.

Sie sang Schuberts „O Du Entrißne mir" sehr hastig und mit einem ihrer Stimme sonst nicht eigenen Tremolo. Das ungeladene Erscheinen von Alma Bellwitz hatte sie gestört und sie wünschte sich weg von Lieutenant Soldin, sie wünschte auch zu hören, was auf der andern Seite des Salons vorging. Sie dachte an nichts weniger, als an den Sinn der Worte ihres Liedes, als am Schlusse desselben der Lieutenant plötzlich zu ihr sagte:

„Ich habe, während Sie sangen, Ihre Augen beobachtet und konnte nicht über ihre Farbe einig werden, obgleich ich sehr, sehr tief hineingeblickt habe."

Clara wußte nicht, ob sie recht gehört hatte. Sie schlug ihre schönen blauen Augen mit ernstem Erstaunen zu ihm auf und als sie in dem Ausdruck der seinigen weit mehr las, als er zu sagen gewagt hatte, erröthete sie tief und ging rasch hinweg. Nie seit ihrer Verheirathung hatte ihr Jemand in so offener Weise eine an Verliebtheit grenzende Schmeichelei gesagt und sie empfand dieselbe jetzt als eine Beleidigung. Sie war noch nicht alt und geübt genug, um den jungen Mann glauben zu machen, daß seine Bemerkung unbeachtet geblieben sei, oder um ihn in verblümter Weise für seine Anmaßung zurechtzuweisen. Ihr mäd-

Digitized by Google

chenhaftes Erröthen verrieth sie und ihre Verlegenheit war so groß, daß sie nichts thun konnte, als sich schnell aus seiner Nähe hinwegzubegeben. Wie ein scheues Reh flüchtete sie an die Seite ihres Mannes, und da in seiner Nähe kein Fauteuil stand, setzte sie sich halb auf den Arm des seinigen. Glühend vor Aufregung blickte sie zu ihm nieder.

Raimund befand sich mitten in einer Unterhaltung mit Alma Bellwitz, die er zu besänftigen suchte und gerade als Clara erschien, hörte sie ihn sagen:

„Sie werden mich nie abgeneigt finden, Ihre Partei zu nehmen, Alma. Ich halte die Bemerkung für ebenso unartig, wie Sie."

Er liebte seine Frau mit der äußersten Zärtlichkeit, aber in diesem Augenblick war es ihm doch unangenehm, sie bei sich zu sehen. Ihr plötzliches Heraneilen zu ihm und Alma sah aus, als sei sie argwöhnisch auf das, was zwischen ihnen gesprochen werde. Zudem war ihm alles Zärtlichthun vor Zeugen zuwider, namentlich vor seinen ehemaligen Kameraden, und die Art, wie Clara sich auf seinen Fauteuil setzte, erschien ihm auffallend und lästig. Er fürchtete, daß sie nun auch noch ihren Arm um ihn schlingen und ihn küssen werde. Deshalb veranlaßte er sie durch eine sanfte Bewegung mit seinem Ellnbogen, ihren Sitz zu verlassen."

„Geh und setze Dich zu Deiner Mutter, liebes Kind", sagte er leise. „Ich kann Dich jetzt nicht brauchen."

Clara war etwas enttäuscht und verletzt, aber befolgte seinen Wunsch und setzte sich auf das Sopha zwischen Frau Holding und ihre Mutter.

„Ich glaubte, wir würden von Frau Bellwitz etwas zu singen hören", sagte Elfriede.

„Die Dame scheint viel angenehmer beschäftigt zu sein", bemerkte Frau Lenz spöttisch, während das Kichern Almas durch den kleinen Salon schallte.

Clara blickte nach ihrem Mann hinüber und bemerkte, daß er etwas in Almas Ohr flüsterte, über welches dieselbe in der ungebildetsten Weise lachte.

„Diese Beiden behalten alles Lustige für sich", äußerte Herr Holding gutgelaunt gegen die Gruppe auf dem Sopha.

„Glaubst Du nicht, Georg, daß es Zeit ist, nach Hause zu fahren?" fragte Elfriede.

„Wie Du willst, mein Kind", versetzte er.

„Ich halte es für das Schicklichste, sogleich aufzubrechen", sagte Frau Lenz mit Betonung.

„So will ich den Anfang machen", erklärte Elfriede, sich erhebend. „Gute Nacht, Frau Lenz! Gute Nacht, liebe Frau Werder! Hoffentlich sehen wir uns binnen Kurzem wieder."

„O, Sie dürfen noch nicht fort!" rief Raimund, als das Holding'sche Ehepaar sich ihm näherte, um sich zu verabschieden. „Was fällt Ihnen ein, Holding? Veranlassen Sie Ihre Frau, sich wieder zu setzen! Der Abend ist ja kaum halb vorüber."

„Lieber Freund, es ist spät geworden. Wir müssen fahren", erwiederte Holding.

„Sie sollen aber nicht!" remonstrirte der Wirth des Hauses. Georg

Digitized by Google

und Elfriede lachten, aber Frau Lenz erhob sich ebenfalls mit strenger Würde vom Sopha.

„Unter allen Umständen, Herr Schwiegersohn, erlauben Sie mir, daß ich mich in mein Zimmer zurückziehe", sagte sie, und mit Verbeugungen gegen alle anwesenden Gäste, Alma Bellwitz ausgenommen, rauschte sie wie eine grollende Königin aus dem Salon.

„Oho!" rief Raimund mit einem komischen Gesichtsausdruck, wie ein entdeckter Schulknabe, welcher weiß, daß er Schläge bekommen wird.

„Lieber Raimund, bitte!" sagte Clara, in der Befürchtung, daß er gehört werden möchte.

Obgleich nun Alle lachten, fühlte sich doch Niemand behaglich und ein allgemeiner Aufbruch folgte der Entfernung der Frau Lenz. Werder war äußerst verdutzt und verstimmt.

„Nun, sage mir, mein Schatz, was ist denn eigentlich los?" fragte er Clara.

„Ich weiß nicht", erwiederte sie. „Wahrscheinlich hat sich die Mama über irgend eine Aeußerung von Alma Bellwitz verletzt gefühlt. Und, weißt Du, Lieutenant von Soldin gefällt mir auch nicht."

„Soldin gefällt Dir nicht? Unmöglich. Er soll der amüsanteste Kamerad im ganzen Regiment sein Wer ist das?"

Das Kammermädchen der Frau Lenz steckte ihren Kopf zur Thür herein.

„Gnädige Frau, wollen Sie die Güte haben, mit der gnädigen Frau zu sprechen, ehe sie zu Bett geht? Sie läßt sehr bitten."

„Ich werde sogleich kommen", erklärte Clara.

„Und ich kann mit meiner Pfeife allein bleiben", klagte Raimund.

„Geh und rauche in unserem Zimmer, Schatz! Ich bleibe nicht lange. Ich bin zu müde."

„In Deinem Schlafzimmer soll ich rauchen, Clärchen? Was würde die gnädige Frau Mama dazu sagen? Horrible! Unwürdig! Mörderisch!"

„Es ist unser Zimmer, Raimund!" sagte Clara ruhig.

„Ja, ja!"

„Niemand hat in demselben etwas zu suchen, außer uns", fuhr sie fort. „Niemand hat unsere Worte oder Handlungen zu beurtheilen und Niemand soll jemals zwischen unsere Herzen treten, nicht wahr, lieber Mann?"

„Mein süßes Weib! Natürlich nicht! Aber warum diese Thränen?"

„Weil ich es nicht ertragen kann, daß Jemand sich auch nur einbilden könnte, wir hätten einen Gedanken oder Wunsch, der uns nicht gemeinsam wäre. Geh, Raimund, und rauche in unserm Schlafzimmer! Es scheint mir, als wenn es dadurch erst recht speciell unser eigen würde."

Sie verließ ihn mit einem innigen Kusse.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Für den Bücherschrank.

1) Indien in Wort und Bild. Eine Schilderung des indischen Kaiserreiches von Emil Schlagintweit. Mit circa 400 Abbildungen. Leipzig, Verlag von Schmidt und Günther. — Indien, das ferne Wunderland des palmenreichen Orients, das alte, sagenumwobene Indien mit seinen tropischschönen Landschaften, das uralte Culturland zwischen den heiligen Strömen Indus und Ganges mit ihren herrlichen Ufern, das Vaterland der vielbesungenen Lotosblume, ist heute durch Tausende von Banden mit unserem täglichen Leben verknüpft. Kein Haushalt in Europa kann ohne indische Gewürze bestehen. Wir essen mit Vorliebe indischen Reis, indischen Sago, indischen Zucker, und trinken vielfach noch unbewußt indischen Thee für chinesisches Gewächs. Der Kaufmann weiß welch' großartig productives Land dies Indien ist.

Indogermanisch hat man den großen Volksstamm bezeichnet, welchem wir Deutsche mit Griechen, Italienern, Slawen und Indiern zugehören; nach Indien muß sich der jetzige Europäer wenden, will er den Ursprung des Wortes, der grammatischen Formen in seiner Muttersprache erfahren; an den Ufern des Indus hat sich umzusehen, wer Schöffengerichte oder Gottesurtheile in ihrer ursprünglichen Form kennen lernen will und abermals nach Indien hat sich zu versetzen, wer nach den Uranfängen von Wissenschaft und Kunst Verlangen trägt. Wir borgen von Indien den Namen Kastengeist, der nur dort die gesellschaftlichen Verhältnisse bestimmt. Der Name Calico für Baumwollengewebe stammt aus Indien; unsere Fabriken suchen in unseren Museen nach indischen Vorlagen, unsere Rheder tauschen die Erzeugnisse beider Länder gegen einander aus. Die Culturgeschichte Indiens ist von hohem Interesse für die ganze gebildete Welt, dem Lande sind die wunderbarsten Wandlungen und Gestaltungen des menschlichen Geistes eigen.

Emil Schlagintweit, ein Mitglied jener Familie, die sich um die Erforschung Indiens durch Reisen und wissenschaftliche Arbeiten mehr als Andere großen Ruhm erworben hat, führt dem Leser ein Gesammtbild dieses mächtigen Landes vor Augen, geschmückt durch wahrhaft schöne Abbildungen der Völker und Kasten, der alten malerischen Städte, der prachtvollen Tempel und märchenhaften Königsschlösser. Der Gelehrte, der Kaufmann, der Politiker, der Architekt — ja jeder Gebildete, der das Bedürfniß nach verläßiger Kunde vom alten und heutigen Indien hat, wird aus diesem Werke Belehrung und neue Anregung schöpfen. Das Werk wird in circa 35 Lieferungen zum Preise von je $1\frac{1}{2}$ Mark in kurzen Zwischenräumen ausgegeben. Die erste Lieferung dieses hochinteressanten Prachtwerkes liegt uns vor und die elegante Ausstattung, der schöne Druck ist des reichen Inhalts würdig. Die Illustrationen sind wahre Meisterwerke und geben den zauberhaften Reiz wieder, der diesem wunderbaren Lande eigen ist. Dieses Werk wird eine schöne Zierde des Salons werden.

2) Berühmte Reisende, Geographen und Länderentdecker im neunzehnten Jahrhundert. Von Richard Oberländer. Mit Kopfleisten, Initialen und Tonbildern. Geheftet 1 Mark 25; cartonnirt 1 Mark 50.

Der Verfasser dieses Werkchens hat zweifellos den Wünschen eines großen Publicums Rechnung getragen, wenn er eine Reihe von Lebensbeschreibungen solcher Männer zusammenstellte, die Kräfte, Gesundheit und Leben an die Erforschung noch unbekannter Theile unseres Erdballs gewagt haben. Männer wie Karl Ritter, Heinrich Barth, Elisha Kent Kane, David Livingstone, Stanley u. A. dürfen auch dem Volke nicht blos dem Namen nach, sondern müssen Jedem als Vorbilder, als Helden des Geistes und der That voll und ganz bekannt sein. Die Darstellung ist frisch und lebendig.

3) Der vorgeschichtliche Mensch. Ursprung und Entwickelung des Menschengeschlechts. Für Gebildete aller Stände. Ursprünglich herausgegeben von Wilhelm Baer. In zweiter, gänzlich umgearbeiteter Auflage herausgegeben von Friedrich von Hellwald. Mit 500 Textabbildungen, 6 Tonbildern ꝛc. Geheftet 7 Mark 50.

Digitized by Google

Die wichtige Frage nach dem Ursprunge des Menschen und die Entschleierung der Urgeschichte der Menschheit befindet sich infolge der rastlosen Arbeit und der preiswürdigen Leistungen der Naturwissenschaft seit Jahren auf der Tagesordnung und bildet fortwährend einen Gegenstand hochwichtiger Erörterungen. Die zweite Auflage obiges Werkes zeigt ein gänzlich verändertes Antlitz. Stand die erste Auflage noch unter dem damals herrschenden Dogma des Dreiperiodensystems, so haben die seither dagegen deutscherseits geführten wuchtigen Angriffe in dasselbe eine solche Breiche gelegt, daß der Bearbeiter der zweiten Auflage es unternehmen konnte, in dem vorliegenden namhaft erweiterten Bande ein ausführliches Gemälde der Vorgeschichte im Rahmen der neuen Anschauungen zu entwerfen. Soviel wir wissen, ist dies der erste Versuch dieser Art, und der Verfasser, welcher keine Mühe gescheut hat, die möglichste Vollständigkeit zu erreichen, liefert hiermit nicht sowohl eine zweite Auflage eines schon bestehenden, gern gelesenen Buches, als ein dem Plan und der Anlage sowie den leitenden Ideen nach völlig neues, durchaus selbstständiges Werk. Obwohl populär in der Fassung, wendet es sich in erster Reihe an alle Durchforscher der Ur- und Vorzeit, sowie an die Freunde der Archäologie, welchen es den dermaligen Standpunct dieser Disciplin zu vermitteln strebt. Seinem Gehalte nach darf es wohl auch auf die Beachtung der Fachmänner rechnen.

4) Die Bibel der Natur. Offenbarungen der fortschreitenden Vernunft. Von Dr. Adolf Silberstein. Leipzig, P. Eckerlein. — Ein in rationalistisch philosophischer Denkart gehaltenes Werk, das für die weitesten Kreise bestimmt ist. In seiner edeln Haltung und dem warmen Ton der Sprache wird es unter den Freunden des rücksichtslosen Denkens viele Zustimmung gewinnen. Ein tiefes gründliches Wissen und eine heiße Liebe zur Menschheit spricht aus dem denkfreudigen Werk.

5) 1793. Roman von Victor Hugo. Deutsch von L. Schneegans. Mit vielen Illustrationen erster Künstler. Leipzig, Fr. Thiel. Broschirt 6 Mark, elegant gebunden 8 Mark.

In farbensprühender plastisch anschaulicher Weise wird uns in diesem Werke in dramatisch bewegter Darstellung eine der ergreifendsten Episoden aus der blutig stürmischen Zeit der ersten französischen Revolution und damit ein Gesammtbild dieser selbst aufgerollt, so erschütternd, so großartig gruppirt, daß dasselbe als eins der vollendetsten Prosawerke des großen französischen Romantikers bezeichnet werden kann. Eine Reihe brillanter Illustrationen in Zeichnung und Holzschnitt, von den ersten französischen, englischen und deutschen Meistern hergestellt, schmücken und begleiten den Texttheil, der in elegantem Doppelfarbendruck auf starkem, prächtigen Velinpapier sich dem Auge gefällig darbietet. Die Uebersetzung von L. Schneegans ist eine tadellose und mustergültige. Als Festgeschenk ist das Werk warm zu empfehlen.

6) Waldmärchen. Ein Idyll aus dem Waldleben von A. Stanislas. Leipzig, Richard Eckstein. — Eine sinnige feine kleine Dichtung, die in dem geschmackvollen Prachteinband für den Büchertisch junger Mädchen ein sehr wünschenswerther Zuwachs sein dürfte.

7) Die historische Küche. Ein Culturbild von Eufemia von Rudriaffsky. A. Hartleben, Wien, Pest, Leipzig.

Vorliegendes Culturbild bietet einen Einblick in die Geschichte der Kochkunst, wie sie die alten Völker betrieben, wie uncivilisirte und civilisirte Nationen das gebotene Rohmaterial zu bereiten verstehen. Der Leser findet in den verschiedenen Abtheilungen zugleich mit einer Aufzählung theils seltsamer, theils nicht mehr in Anwendung gebrachter Nahrungsmittel eine Schilderung charakteristischer Sitten und Gebräuche, welche wenig bekannten Manuscripten und werthvollen Druckschriften entnommen sind. Dabei fehlen nicht Citate von jenen Schriftstellern, die ihre Zeitgenossen und deren culinarische Neigungen zu geißeln verstanden. Endlich bieten die Capitel der Leckerbissen und Nationalspeisen sowie die Rückschau der hervorragendsten Kochbücher in chronologischer Ordnung, mit ihren wunderlichen Titeln und befremdendem Inhalt, auch der modernen Hausfrau einen belehrenden Einblick in die mannigfachen Verwandlungen der gebotenen Stoffe, sie zugleich zu nicht uninteressanten Experimenten aneifernd. Mag auch so mancher Kostverächter das Studium der Nahrung zu verachten vorgeben, er kann die Wichtigkeit derselben nicht ablehnen, und ihren Einfluß nicht ableugnen.

8) Brevier der Tanzkunst. Die Tänze bei den Culturvölkern von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Nebst einem Anhange: Tanzrepertoir für kleinere und größere Gesellschaftskreise. Von Albert Czerwinski. Mit 50 Textillustrationen und einem Titelbilde. In elegantem Festeinband 6 Mark; mit Goldschnitt

Digitized by Google

7 Mark 50. — Der Tanz ist der instinctive Ausdruck der Freude am Leben und der durch Kunst veredelte Tanz die lebendigste Manifestation des Schönheitstriebs. Daß der Tanz als Kunst heute so wenig gepflegt wird, ist beklagenswerth, denn er sollte hauptsächlich wegen seiner Kunstwirkung und als Culturmittel geschätzt werden, während er jetzt auf der Bühne wie im geselligen Leben nur eine untergeordnete Stufe als sinnreizender Zeitvertreib einnimmt. Tanzlehrer Albert Czerwinski in Danzig, von dem schon früher eine „Geschichte der Tanzkunst" erschienen, hat es sich zur Aufgabe gemacht, für den Tanz als Culturmoment einzutreten, und, indem er zum ersten Male die Resultate seiner methodischen Studien und praktischen Erfahrungen auf dem Gebiete der Orchestik dem größeren Publicum zugänglich macht, ein Werk geschaffen, das nicht blos eine Zierde jeder Salonbibliothek sein wird, sondern auch vornehmlich geeignet ist, dem Cultus der Schönheit zu dienen und somit im allgemeinsten Interesse bildend und belebrend zu wirken.

9) Brevier der Eleganz. Plaudereien und Enthüllungen aus dem Toilettenzimmer und Salon. Rathgeber am Putztisch und in Gesellschaftsfragen. Zur Vervollständigung ihres Moden und Toilettenbreviers herausgegeben von Johanna von Sydow. Mit 40 Textabbildungen von E. Töpler d. J. In elegantem Festeinband 6 Mark; mit Goldschnitt 7 Mark 50. — Wie schon der ausführlich gehaltene Titel besagt, ist das „Brevier der Eleganz" eine Encyclopädie des guten Geschmacks, die ihre Aufgabe vollständig erfüllt, im Toilettenzimmer der Frau ein praktischer Rathgeber zu sein. Wir können dieses, auch in seiner äußeren Ausstattung die „Eleganz" repräsentirende Buch jeder Novize und Vertreterin der Eleganz empfehlen. Es ist ein reizendes Festgeschenk für die gebildete Damenwelt.

10) Lebensmärchen. Drei Novellen von Alfred Friedmann. Leipzig, Ph. Reclam. 1250. Bändchen der Universalbibliothek. — Die drei Novellen „Räthselhaft", „Das Bild Tizians", (einst im Salon erschienen) „Der neue Romeo" zeugen alle von der geistvollen poetischen Lebensauffassung des Dichters, dessen warmes Colorit und tiefes Eingehen auf die Probleme des Seins ihm die Herzen der Leser schnell gewinnen wird. Phantasie und Empfindung sind bei Alfred Friedmann voll und üppig gewachsen und wenn seine Seelenmalerei auf der Palette etwas weniger grelles Roth hätte, würde die Abtönung des Gemäldes durchaus harmonisch sein.

11) Schöne Geister. Künstlernovellen und Skizzen von Bernhard Stavenow, Bremen, J. Kühtmann. — Fesselnd erzählt und geschickt erfunden, wo nicht ein Factum zu Grunde lag. Man erfährt viel Neues aus diesen Geschichten, auch von alten künstlerischen Namen. Die Diction ist flott und frisch.

12) Ein tapferes Herz. Oberösterreichische Dorfgeschichte von Constanze Heisterbergk. Dresden E. Pierson. — Der schöne Prachteinband des kleinen Buches verbirgt mehr als eine nur äußerliche Bereicherung des Büchertisches. Die Verfasserin erzählt zart und duftig und giebt für „Töchter gebildeter Stände" eine angenehme geistige Unterhaltung.

13) Aus der Vogelperspective. Skizzen und Bilder aus dem modernen Leben von Constantin von Grimm. Verlag von Friedrich Bruckmann in München. — Zwölf geistreich und pikant gezeichnete, von Fr. Bruckmann im Lichtdruck vervielfältigte Blätter, die den Habitués des Salons adäquat sind und allen Beschauern ein behagliches Lächeln entlocken werden. C. v. Grimm hat einen scharfen Blick für moderne Schwächen und für die Komik des Fracks, der Epauletten und des Sattels. Er kennt die Gesellschaft und zeichnet sie mit Kunst nach der Natur. Viele dieser amüsanten Blätter sind gezeichnete Balzacs, alle haben charakteristisch komische Unterschriften. Für den Humor des täglichen Lebens in salonmäßigem Gewande bietet das Werk eine willkommene Bereicherung.

14) Das verlorene Paradies von John Milton. Illustrirt von Gustav Doré. Leipzig, J. G. Bach. — Bereits vor einigen Monaten besprachen wir die ersten Lieferungen dieses nun beendigten Prachtwerkes. Die Hoheit und der künstlerische Adel der Illustration, die reine, wohlklingende Uebersetzung Adolf Böttgers, die opulente Ausstattung sind geeignet, das Werk zu einem hervorragenden Schmuck des kunstliebenden Hauses zu machen.

Digitized by Google

Dichtungsräthsel.

I.

Unter obigem Titel eröffnen wir eine mit dem poetischen Turnier alternirende Stätte für die Aeußerungen des dichterischen Combinationsgeistes der Salonleser. Unter Dichtungsräthsel verstehen wir nämlich diejenigen Gedichte unserer ersten Poeten, deren Bedeutung nicht sofort klar ist, die einen allegorischen Sinn oder eine Tendenz haben, die der Dichter selbst verschleiert hat. Unsere Leser sollen uns in Zuschriften an die Redaction ihre Meinung über die Bedeutung des fraglichen Gedichts kundgeben. Indem wir uns so zum Vermittler der verschiedensten Poesieauffassungen machen, hoffen wir auf einen anregenden Ideenaustausch, der manchem Leser neue Aufschlüsse über gewisse dunkle Stellen beliebter Dichtungen geben und vielfache ästhetische Anregungen geben dürfte.

Wir müßten eigentlich die Dichtungsräthsel mit Schillers „Verschleiertem Bild zu Sais" beginnen. Da dieses schöne Gedicht aber allgemein bekannt und in allen Schillercommentaren erörtert ist, so führen wir zunächst folgende Verse von Heinrich Heine in die Arena:

Die Gestalt der wahren Sphinx
Weicht nicht ab, von der des Weibes;
Faselei ist jener Zusatz
Des betatzten Löwenleibes.

Doch zum Glücke kennt sein eignes
Räthsel nicht das Frauenzimmer;
Sprach' es aus das Losungswort,
Fiele diese Welt in Trümmer.

Wie löst sich das Räthsel des Weibes und wie heißt das Losungswort? U. A. w. g.

Salonpost.

H. v. B. in P. Die Stelle in L. Schneiders „Memoiren", in welcher er durch den Mund des Kaisers Nikolaus die Apotheose des Soldatenthums giebt, lautet wörtlich also: „Sehen Sie, Schneider", sagte der Kaiser, „hier unter Soldaten und mitten in dieser Thätigkeit fühle ich mich ganz und vollkommen glücklich. Ich begreife auch durchaus, daß Sie, obgleich nicht selbst Soldat, solche Vorliebe für alles Militärische haben. Hier ist Ordnung, strenge, rücksichtslose Gesetzlichkeit, kein Besserwissen und Widersprechen, hier paßt Alles und fügt sich Alles aneinander und ineinander. Hier befiehlt Niemand eher, bis er Gehorchen gelernt hat, steigt keiner ohne Berechtigung über den andern fort, unterordnet sich Alles einem bestimmten Zweck, hat Alles seine Bedeutung, und derselbe Mann, der heute nach Tempo das Gewehr vor mir präsentirt, läßt sich morgen für mich todtschießen! Hier allein sind keine Phrasen, ist also auch keine Lüge, die sonst überall ist. Hier hilft auch kein Verstellen und Täuschen, den Jeder muß endlich der Gefahr und dem Tode gegenüber zeigen, was an ihm ist. Darum ist mir so wohl unter diesen Männern, und darum werde ich auch immer den Soldatenstand in Ehren halten. In ihm ist alles Dienst, und auch der höchste Befehlshaber dient. Ich betrachte das ganze menschliche Leben nur wie einen Dienst, denn Jeder dient, Viele freilich nur ihren Leidenschaften, und denen darf eben der Soldat nicht dienen, kaum seinen Neigungen. Warum heißt es in allen Sprachen Gottesdienst? Das ist nicht Zufall; das hat eine tiefe Bedeutung. Denn der Mensch soll ganz ohne Heuchelei und ohne Bedingung seinem Gotte dienen. Thut Jeder in der Welt nur den Dienst, der ihm

Digitized by Google

zukommt, dann herrscht Ruhe und Ordnung, und wenn es nach mir ginge, sollte es in der Welt wahrlich keine Unordnung, keine Ungeduld und keine Ueberhebung geben. Sehen Sie einmal, da marschirt eben die Ablösung ab, kurz vor dem Essen, denn das ist ja noch nicht fertig, und die Soldaten wissen ganz genau, daß sie nun auch nicht eher etwas zu essen bekommen, bis sie von ihrem Posten wieder abgelöst sind. Und doch kein Wort! Sie thun ihren Dienst. Darum werde ich aber auch meinen Dienst thun bis zu meinem Tode und für jeden braven Soldaten sorgen."

A. P. in Prag. Können Sie uns nicht den Namen des Stückes mittheilen?

G. Lautinger in R. Daß selbst gewichtige Literaturkenner in maßlose Uebertreibung verfallen, das möge Ihnen das Urtheil Karl Gödeke's über Ferdinand Raimund beweisen, von dem er sagt, „daß er allenfalls neben Shakespeare gestellt worden wäre, mit dem er den Vergleich nicht zu scheuen braucht, wenn er nicht das Unglück gehabt hätte, blos ein deutscher Dichter gewesen zu sein." „Der Brite", fährt Gödeke fort, „mag geistreich manierirter sein in seinen Lustspielen, er mag vom englischen Nationalstandpuncte der erste und einzige Dichter der Welt sein, für uns bleibt er eine relative Größe, wie Raimund für die Engländer; was englischer Humor ist, haben wir sattsam und bis zum Ueberdrusse aus und an ihm lernen müssen; was deutscher Humor ist, könnten unsere Aesthetiker aus der Hüttenkaufscene in Raimund's „Alpenkönig" lernen, wenn Thatsachen für sie belehrend wären und nicht Alles, was auf unserem Boden wächst, nach dem Maßstabe und Gewichte des Auslandes gewogen und gemessen würde." Das klingt sehr schön, ist aber eine bodenlose literarische Uebertreibung.

A. Pr. in T. Buckle's Auffassung der Geschichte, die er zu einer exacten Wissenschaft machen will, ist großartig. Er argumentirt so: Das Interesse für die Geschichte, das allgemein ist, ist vollkommen berechtigt, der Stoff ist ungeheuer, aber dennoch giebt es noch keine wissenschaftliche Behandlung In ihren gesonderten Theilen ist die Geschichte mit bedeutendem Talent untersucht worden, aber nichts ist als Ganzes zusammengesetzt, und das liegt daran, daß unsere Historiker keine Vorstudien machen. Deshalb ist keine Hülfe aus der Analogie, keine Erklärung des Einen aus dem Andern da. Dabei ist bis jetzt kaum irgend etwas geschehen, um die Principien zu entdecken, die den Geist und das Schicksal der Völker beherrschen. Buckle will nur, wie in der Naturwissenschaft die unregelmäßigen und widersinnigen Vorgänge erklärt und im Einklang mit allgemeinen Gesetzen nachgewiesen sind, so auch die Vorgänge der Menschenwelt behandeln. So kehren, wie er ausführt, auch einige Begebenheiten in Generationen wieder, als Beispiele der Gesetzmäßigkeit. Scharfsinnig erläutert er die Frage: Sind die Handlungen der Menschen und folglich auch der Gesellschaft bestimmten Gesetzen unterworfen, oder sind sie das Ergebniß entweder des Zufalls oder einer übernatürlichen Einwirkung? Die neue Antwort ist klar. Die Lehren vom freien Willen und von der Prädestination sind zu verwerfen. Die Handlungen der Menschen werden lediglich durch ihre Vergangenheit bestimmt. Die Veränderungen in der Geschichte sind die Frucht einer doppelten Wirksamkeit: Der Einwirkung äußerer Erscheinungen auf unser Inneres und der Einwirkung unseres Innern auf die äußern Erscheinungen. Nach Buckle ist also die Geschichte: Die Veränderung des Menschen durch die Natur oder der Natur durch den Menschen.

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr. 1 bis 3. Promenaden-Anzüge für Mädchen von 7 bis 12 Jahren.

Nr. 1. Langer Paletot für ein Mädchen von 7 bis 8 Jahren. — Der Schnitt dieses für die Wintersaison ausgezeichneten Kleidungsstückes von zweiseitigem Tuch

Nr. 1 bis 3. Promenaden-Anzüge für Mädchen von 7 bis 12 Jahren.

ist ziemlich weit und an der Taille etwas geschweift. Besonders praktisch ist der Schnitt durch seine Einfachheit, insofern er nicht vieltheilig, sondern in der Hauptsache nur aus Vorder- und Hintertheilen besteht, wodurch der Stoff vortheilhafter

geschnitten und schließlich durch einige geringfügige Aenderungen für mehrere Altersstufen verwendet werden kann. An äußerer Ausschmückung sind außer Kragen, großen Taschen und Aermelaufschlägen nur noch die Knöpfe vorn längs herab zu erwähnen, die den Schluß des Paletots vermitteln.

Nr. 2. Paletot für ein Mädchen von 10 bis 12 Jahren. Derselbe ist von gleichem Stoff wie der vorhergehende, jedoch bedeutend kürzer; vorn ist er gerade über einander geschlagen mit einer Doppelreihe von Steinnußknöpfen und mit einem Galon von façonnirter Wolle garnirt, mit welchem auch der Kragen, die Taschen und Aermelaufschläge umrandet sind.

Nr. 3. Vorn übereinander geschlagener anliegender Paletot für Mädchen von 10 bis 12 Jahren. Derselbe bildet einen vom vollständigen Anzuge nicht abzutrennenden Theil, insofern dieser Paletot hier zugleich die Taille vertritt. Er ist von taubengrauem Caschmir, inwendig mit warm haltenden Futter, an der Taille

Nr. 4. Juwelenträger. (Mit Dessin.)

anliegend, auf der Brust übereinander geschlagen und mit vorn abgeschrägten, und auseinandertretenden Schößen. Der Schluß geschieht mittels Knöpfen. Vorn längs herab ist eine Garnirung von dunkeln Sammetpatten angebracht, die wie die Sprossen einer Leiter übereinandergesetzt sind. Der umgelegte Kragen und die Aermelaufschläge weisen einen Besatz von demselben dunklen Sammet auf. Die Schürze ist vorn in Falten gereiht und an den Seiten unter Failleschleifen mit langen Enden drapirt. Vom Rock ist nur der ziemlich hohe Plissévolant am untern Rande zu sehen.

Nr. 4 u. 5. Juwelenträger. (Mit Dessin.)

Das Dessin, welches dieses kleine hübsche Boudoirmöbel von gewundenem spanischen Rohr mit vergoldeten Knöpfen an den Enden ziert, zeigt Nr. 5 in voller Größe. Die Rosenknospen und die Vergißmeinnicht werden in Seide in natürlichen Farben im Hochstich und das Blattwerk in verschiedenen Grün im russischen

Digitized by Google

Stich auf hellfarbenen brasilianischen Canevas gestickt. Das fertige Canevasrund wird an dem Gestellring in der Weise befestigt, daß es eine schwache concave Höhlung zur Aufnahme der Schmuckgegenstände bildet Ringsum wird eine kurze Franse angenäht.

Nr. 6 Haus- und Besuchs-Anzug.

Der sehr drapirte Rock von fischotterbraunem schottischen Caschmir zeigt unten eine in Rosenfalten angeordnete Garnitur von fischotterbrauner Seide. Glatte Schürze und Taille mit langen, über den Hüften gerafften Schößen von broschirtem Wollen- und Seidenstoff. Lange Aermel mit doppelten Revers.

Nr. 7. Anzug für Besuch.

Der runde Rock dieses ganz schwarzen Anzuges ist aus sehr schmalgestreiftem

Nr. 5. Dessin zu Nr. 4.

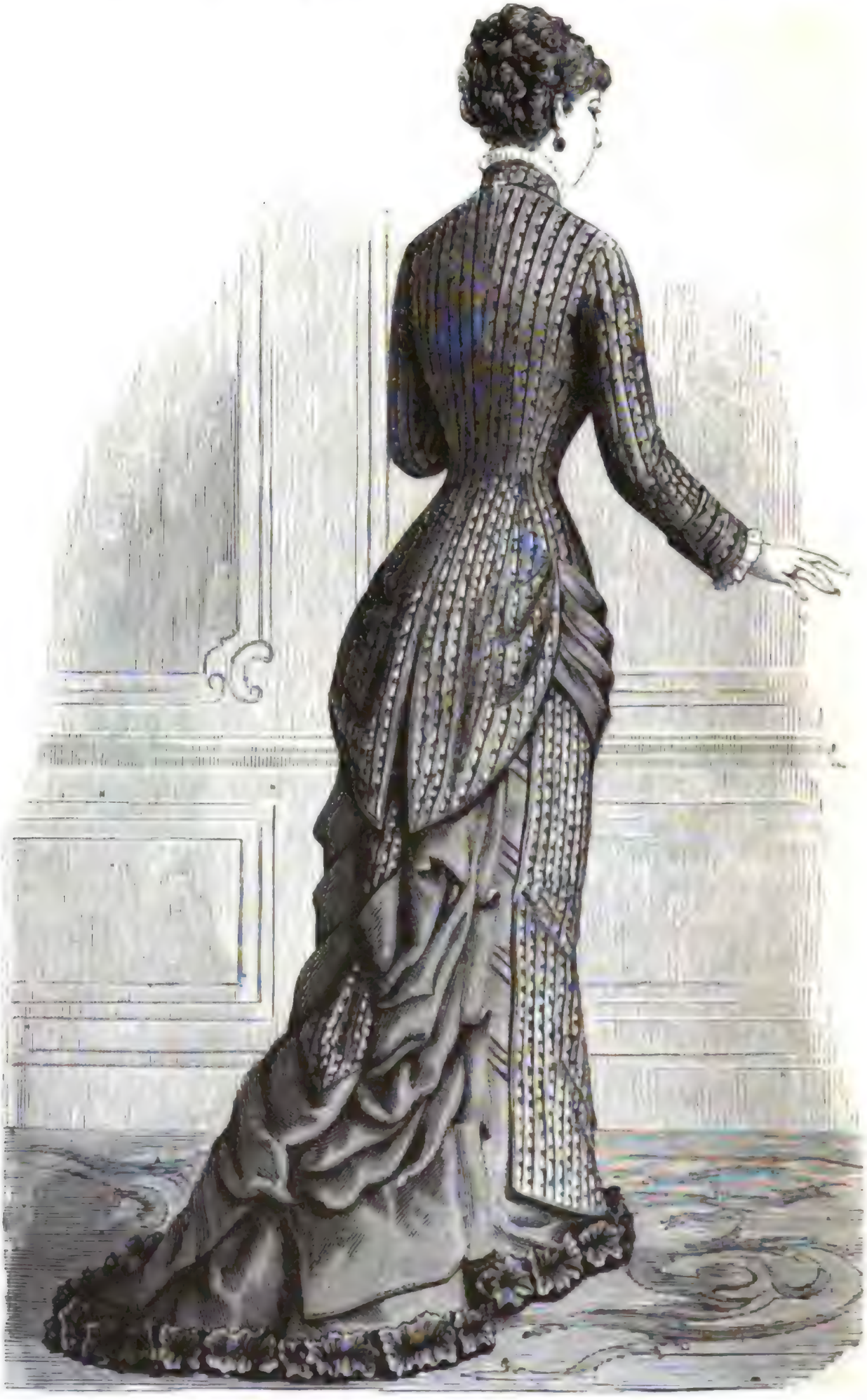
Pekin, unten quer mit über einander gelegten Schleifen und darüber mit mehreren Plissérreihen garnirt. Der zweite Rock ist aus zwei viereckigen Bahnen gebildet, welche ringsum mit einem breiten Streifen von gepreßtem Sammet besetzt und mit großen gebauschten Schleifen garnirt sind; unter letzteren gehen zwei gefältelte, am Ende zusammengezogene Patten hervor, welche in herabhängende Bandschluppen endigen. Sehr langer Taillenpaletot von gepreßtem Sammet mit großen Knöpfen.

Nr. 8 u. 9. Blumenkasten. (Mit Dessin.)

Dieser Kasten dient zum Einsetzen von Blumentöpfen, oder man kann ihn mit Erde füllen und Ziergewächse einpflanzen. Er besteht aus schwarzlackirtem oder gebeizten Holz und ist mit vergoldeten Nägeln verziert.

Die vier Außenwände werden mit einer Stickerei im Lanzettstich auf nankinfarbenem brasilianischen Canevas nach unter Nr. 9 gegebenem Dessin bedeckt. Dasselbe stellt ein Bouquet von Feldblumen dar, das von einer geschlängelten Vergißmeinnicht-

guirlande umrahmt ist. Die Maaßliebchen sind in weißer, durch einen weißen Seidenstich gehobener Wolle mit Herz in gelber Seide im Knötchenstich; die Korn-



Nr. 6. Haus- und Besuchs-Anzug.

Digitized by Google

blume in blauer Wolle wird ebenfalls durch einen Seidenſtich gehoben; die Klatſchroſe iſt in Seide in vier Nüancen lebhaft roth; das Blattwerk in verſchiedenen

Nr. 7. Anzug für Beſuch.

Digitized by Google

Nüancen grüner und die Stengel in brauner Seide. Die Vergißmeinnicht in blauer Wolle durch Seide gehoben. Die Garnirung ist an allen vier Seiten die gleiche. Jede Canevaspartie, wird, ohne sie zu füttern, auf dünnen Carton gezogen und in den dazu vorbereiteten Holzrahmen eingepaßt. Es ist nicht nöthig, die Ränder durch eine Schnur zu verdecken, indem die hervortretenden Holzstäbe schon selbst einen Rahmen bilden.

Nr. 10 bis 13. Promenaden-Anzüge für Kinder und ein erwachsenes Mädchen.

Nr. 10. Mädchen von 6 bis 8 Jahren. — Robe von taubengrauem Wollenstoff, vorn über ein gerades Plastron von schwarzem Sammet offen. Unten ein den Rock simulirendes Plissé. Der große Umlegekragen wird vorn durch eine Failleschleife geschlossen; gleiche Schleife an der Taille. Weißer Filzhut mit großen Rändern, garnirt mit Windung und Schleife von Atlas und einem Vogelflügel unter einer Atlasrocarde.

Nr. 8 Blumenkasten. (Mit Dessin.)

Nr. 11. Für ein Mädchen von 6 Jahren. — Die Robe von Phantasiewollenstoff ist am untern Rande mit einem breiten gestickten Galon garnirt, darunter ein glatter falscher Rock. Quer über die Robe eine an der Seite geknüpfte Schärpe mit Fransen an den herabhängenden Enden. Kragen und Manschetten in gleicher Weise gestickt wie der Galon. Capote von crêmefarben gesprenkeltem Sammet mit um den Kopf gewundenen Federn.

Nr. 12. Erwachsenes Mädchen von 16 bis 18 Jahren. — Kurzer, der ganzen Länge nach in Hohlfalten gelegter Rock ohne weitere Garnirung; die lange ihn bedeckende Tunica ist auf der Vorderseite in der Mitte durch Reihfalten gerafft. Diese Partie des Anzuges ist aus myrthenfarbenem Atlas. Die mit feinem Pelzwerk verbrämte Casaque von Sammet wird durch ein Gilet von gesprenkeltem Sammet vervollständigt. Schwarzer langhaariger bretonischer Filzhut, mit schwarzen Federn und zwei großen Vögeln garnirt.

Nr. 13. Mädchen von 8 bis 10 Jahren. — Der vorn geschlossene Rock ist vorn

Digitized by Google

längs herab mit pekinirten Galons besetzt; in gleicher Weise sind die sehr breiten Taschen garnirt. Aus der Seitennaht der Hintertheile entspringen extra Bahnen, welche in große Schleifen zu knüpfen sind. Um den Leinwandkragen eine Guipüre. Schwarzbrauner Filzhut mit maronfarbenem Sammet gefüttert; um die Galotte maronfarbene Federn.

Nr 14. Viertel eines kleinen Teppichs.

Zu solchen kleinen Teppichen, wie man sie unter Blumenvasen, kleinen Bronzekunstgegenständen und Statuetten findet, wird ecrufarbener Canevasreps genommen. Die Größe ist zu 18 Centimeter Seitenlänge anzunehmen. Gewöhnlich stickt man sie in ungezwirnter Wolle im Lanzettstich. Die Gitterstäbchen sind bronzefarben und die kleinen liegenden Kreuzchen auf den Stäbchenkreuzungen in gelber Seide; die Ro-

Nr. 9 Dessin zu Nr. 8.

setten in der Mitte des Gittercarrés in vier Nüancen bronzefarbener Wolle; in der innern Ecke Kleeblätter von rother, grüner und gelber Seide; in der Mitte ein grün- und bronzefarbener Stern und abwechselnd grüne und rothe Palmblätter. Als Randverzierung eine schräglaufende Gitterbordüre in grüner, rother und gelber Seide. Um den äußern Rand näht man eine Franse von feiner Wolle in mehreren Nüancen Bronze, gemischt mit einzelnen rothen, grünen und gelben Wollenfäden.

Nr. 15. Grund für einen gehäkelten Shawl von Mohairwolle.

Zu derartigen Arbeiten bedient man sich einer sehr feinen, zugleich aber sehr festen Mohairwolle und einer starken beinernen Nadel. Für den Anfang wird eine Kette von der Länge des Shawls gehäkelt. — 1. Reihe: 1 Doppelmasche in eine M. der Kette, 3 Luftm., 2 M. übersprungen. Wiederholt. — 2. Reihe: 1 Dm. in die Mitte

Digitized by Google

Nr. 10. Mädchen von 6 bis 8 Jahren. Nr. 11. Mädchen von 6 Jahren. Nr. 12. Erwachsenes Mädchen von 16 bis 18 Jahren. Nr. 13. Mädchen von 8 bis 10 Jahren.

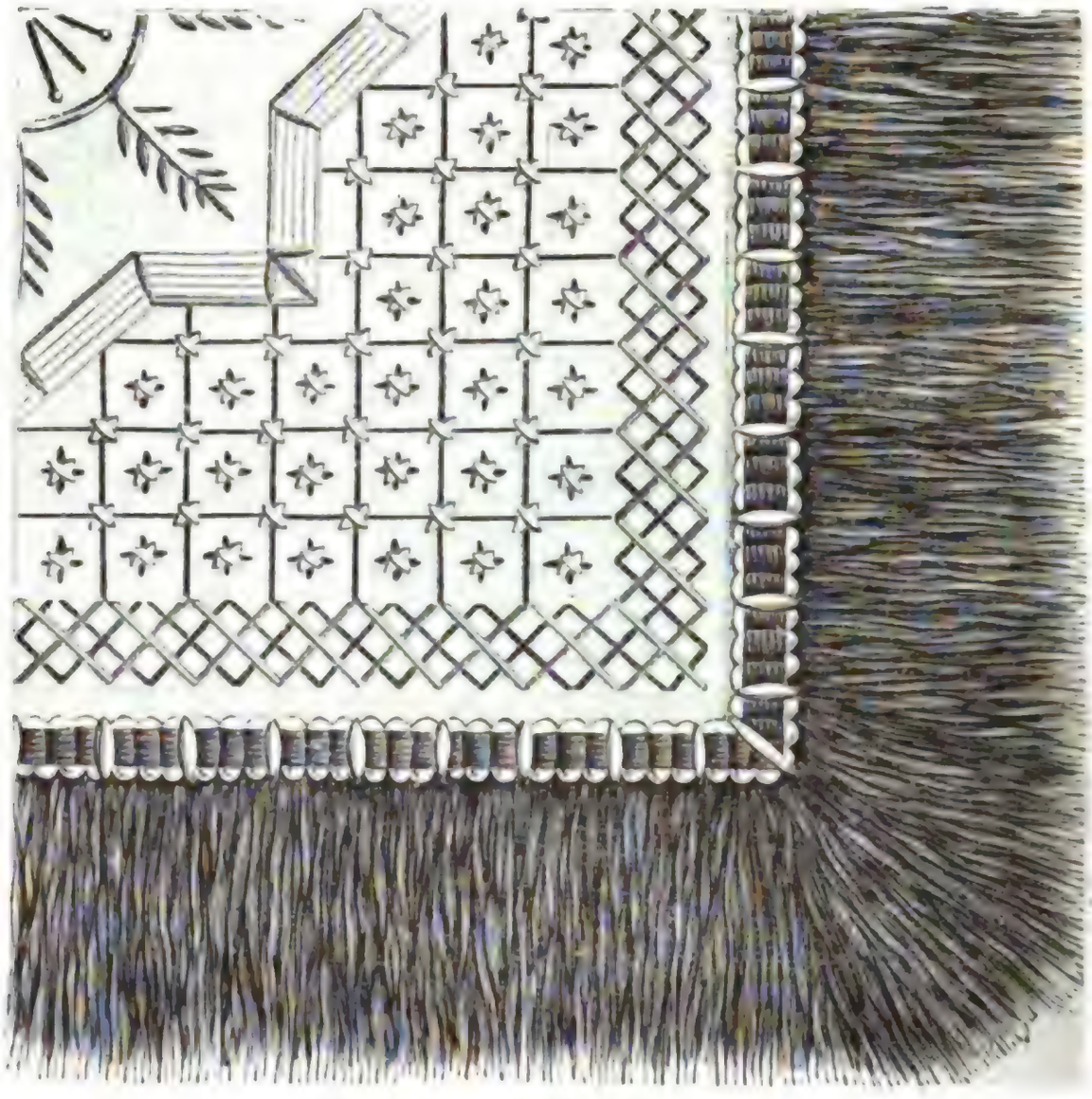
Nr. 10 bis 13. Promenaden-Anzüge für Kinder und ein erwachsenes Mädchen.

Digitized by Google

der 3 Lm., 3 Lm. Wiederholt. — 3. Reihe: Wie die vorhergehende. — 4 Reihe: 4 Stäbchen in die mittelste der 3 Lm. Wiederholt. — 5. Reihe: 1 Dm. über das mittelste St., 2 Lm. Wiederholt. — Mit der 1. Reihe wieder angefangen.

Nr. 16 u. 17. Nadelkissen zum Aufhängen. (Mit Dessin.)

Auf ein Rund von granatfarbenem Sammet mit Vorzeichnung (Dessin Nr. 17) werden im Lanzettstich drei Maaßliebchen in weißer Seide mit einem rosa Stich auf jedem Ende eines Blumenblattes gestickt; das Herz in Knötchenstichen in gelber Seide, die Blätter im russischen Stich in verschiedenen Nüancen grüner Seide. Das fertige Rund wird auf eine à la relief gedrehte, mit façonnirten schmalen Bronzeringen verzierte Scheibe von schwarzem Holz befestigt. Zum Aufhängen dient ein vergoldeter Ring.



Nr. 14. Viertel eines kleinen Teppichs.

Nr. 18. Anzug für den Ausgang.

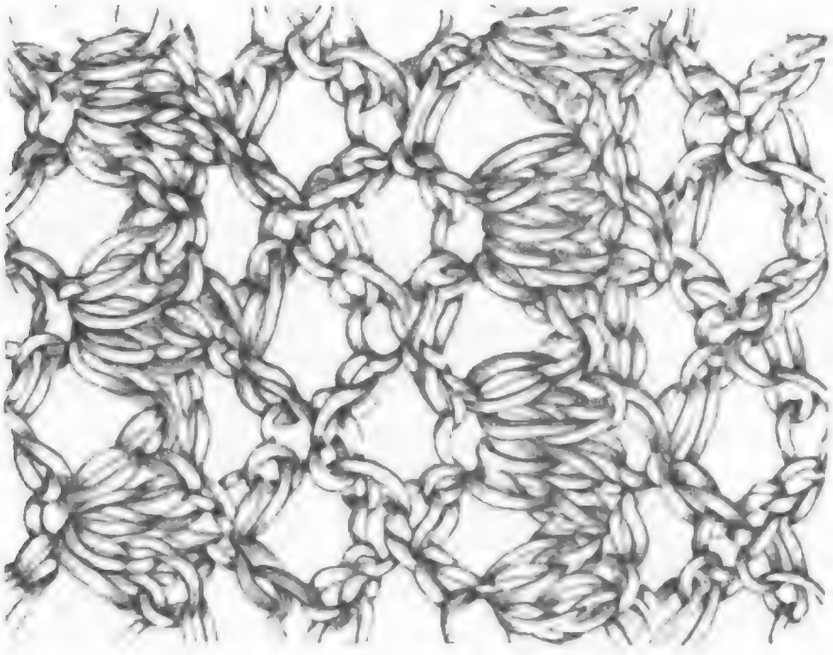
Der ganze Anzug ist von braunem, mit Streifen in lebhaften Farben durchwebten Wollenstoff. Die Garnirung besteht aus fischotterbraunen Sammetstreifen, von denen der eine auf die untere Partie des Rockes, der andere über den untern Rand des gefältelten Taillenschooßes gesetzt ist. Diese neue Form kleidet besonders junge Damen sehr gut. Die glatte Taille schneidet über den Hüften ab, von wo an sie durch einen in breite Plisséfalten gelegten und mit Sammet garnirten sehr breiten Volant vervollständigt wird. Diese neue Methode lange moderne Schooßtaillen herzustellen eröffnet talentvollen, wirthschaftlichen Hausfrauen ein ergiebiges Feld aus älteren, vielleicht schon lange zurückgesetzten Taillen ganz moderne zu construiren, namentlich wenn gleich entsprechende alte Falbeln, mit denen ja die Kleider früher so überreich bedacht waren, zur Hand sind. Der vorn sehr hoch aufgebogene Hut ist

Digitized by Google

mit fiſchotterbraunem gefältelten Atlas gefüttert. Um den Rand eine Perlenbordüre; auf der Calotte Feder und Blumen.

Nr. 19 Viereckiger breiter Kinderkragen.

Dieſer Kragen iſt gänzlich aus geſtickten und Valenciennes-Einſätzen zuſammengeſetzt, welche von einem ringsum laufenden, am Rande durch eine ſchöne Valen-



Nr. 15. Grund für einen gehäkelten Shawl aus Mohairwolle.

Nr. 16. Nadelkiſſen zum Aufhängen.

Nr. 17. Deſſin zu Nr. 16.

ciennes-Kante gehobenen Einſatz umgeben ſind. Der Schluß des Kragens iſt auf der Rückſeite.

Nr. 20 u. 21. Damenhüte für die Winterſaiſon.

Nr. 20. Schwarzer plüſchartiger Filzhut, von ſchwarzen Federn überdeckt.

Nr. 21. Schwarzer Filzhut, mit ſchwarzem Sammet eingefaßt und mit einer ſchwarzen Federtuffe garnirt. Bindebänder von ſchwarzem geſtreiften Atlas.

Digitized by Google

Nr. 18. Anzug für den Ausgang.

Digitized by Google

Nr. 22. Gehäkelte Rosette.

Der Anfang wird, wie bei allen Rundhäkeleien, mit der Mitte mit einem kleinen Kreis gemacht, auf welches 20 kleine Ringel von 9 oder 11 Maschen gehäkelt wer-

Nr. 19. Viereckiger breiter Kinderkragen

den. Bei der zweiten Ringelchenreihe wird in jede mittelste Masche der vorhergehenden Ringelchen gestochen. Hierauf werden beide Reihen durch eine Kette mit

Nr. 20. Schwarzer plüschartiger Filzhut.

Nr. 21. Schwarzer Filzhut.

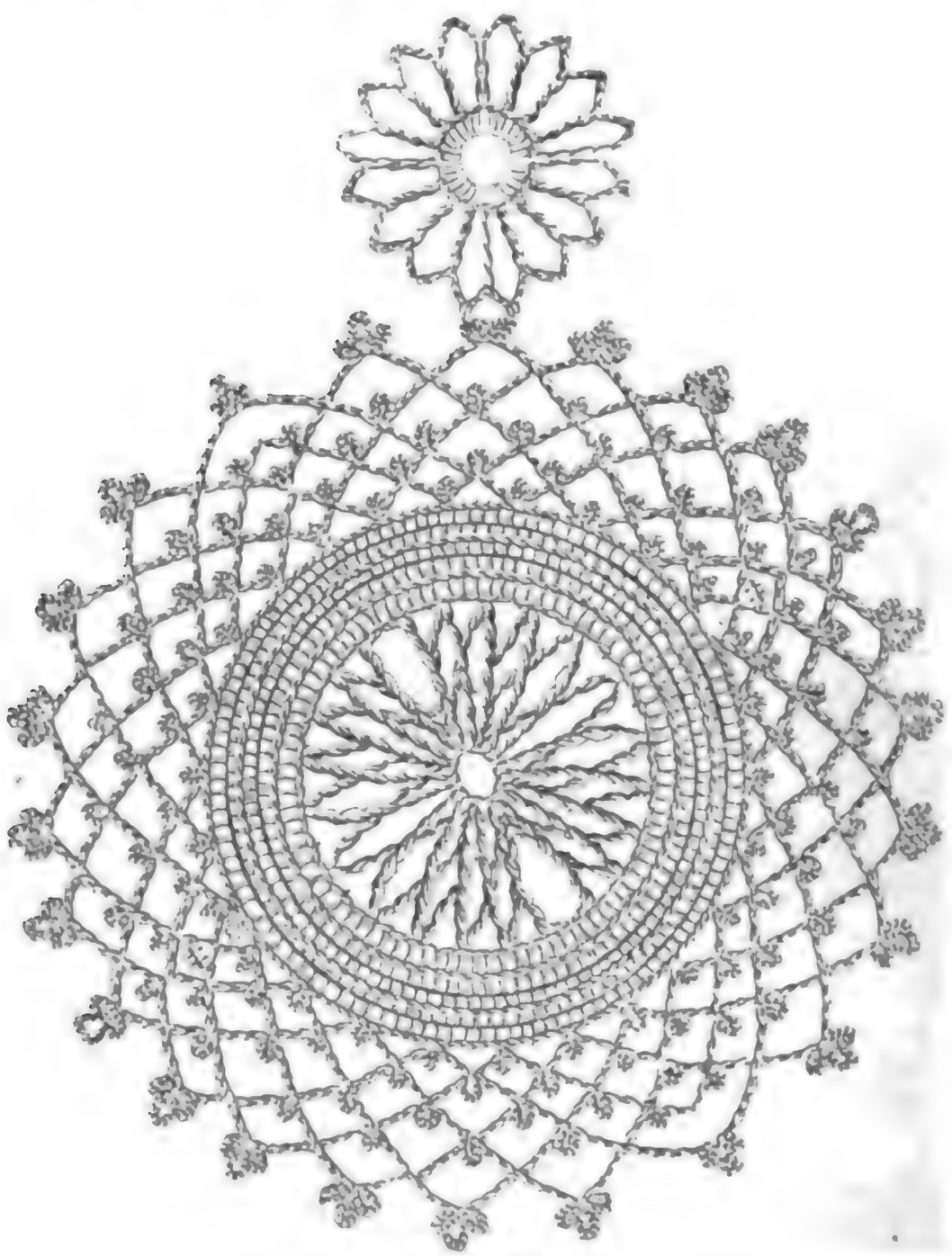
einander vereinigt und auf die äußere Reihe vier Reihen von rechts nach links und umgekehrt gehäkelt. Bei dem allmäligen Zunehmen sind zwei Maschen in denselben Stich zu stechen. Nach Beendigung der vierten Reihe wird der äußere Rand, wie

Digitized by Google

er im Dessin ersichtlich, gearbeitet. Bei jeder Reihe desselben muß im Verhältniß der Vergrößerung zugenommen werden. Die über der großen Rosette befindliche kleinere dient als Verbindungsglied der großen unter einander.

Nr. 23. Gehäkelte Spitze mit erhaben zackigen Spitzenbändchen.

Die einfachste Methode, diese Arbeit auszuführen, ist, das Dessin auf dünnes Papier durchzupausen und auf diesem das Spitzenbändchen in erhabene Zacken zu biegen und anzuheften, worauf die Stäbchen angehäkelt werden. Ist die Arbeit fertig, dann trennt man das Papier darunter ab.



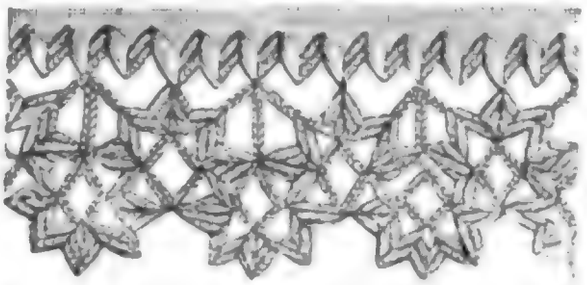
Nr. 22. Gehäkelte Rosette.

Nr. 24. Gehäkelte Rosette.

3 Luftmaschen für den Anschlag; die erste M. mit der letzten zu verbinden. 4 Reihen einfache M., in dem die Kette von der Rückseite genommen und 4 Mal regelmäßig um 2 M. zugenommen wird. Im Ganzen sind 36 M. zu häkeln. — 5 Lm. in die zweite der 5 Dm. zu stechen, 2 M. in die zugenommenen M., 5 Dm., 5 Lm. Wiederholt. — Bei der nun folgenden Reihe werden die Doppelm. über die vorhergehenden gemacht und 2 Reihen von 5 Lm. gebildet, in die mittelste der 5 unteren Luftmaschen gestochen; hierauf wieder 5 Lm. und in die erste Dm. gestochen.

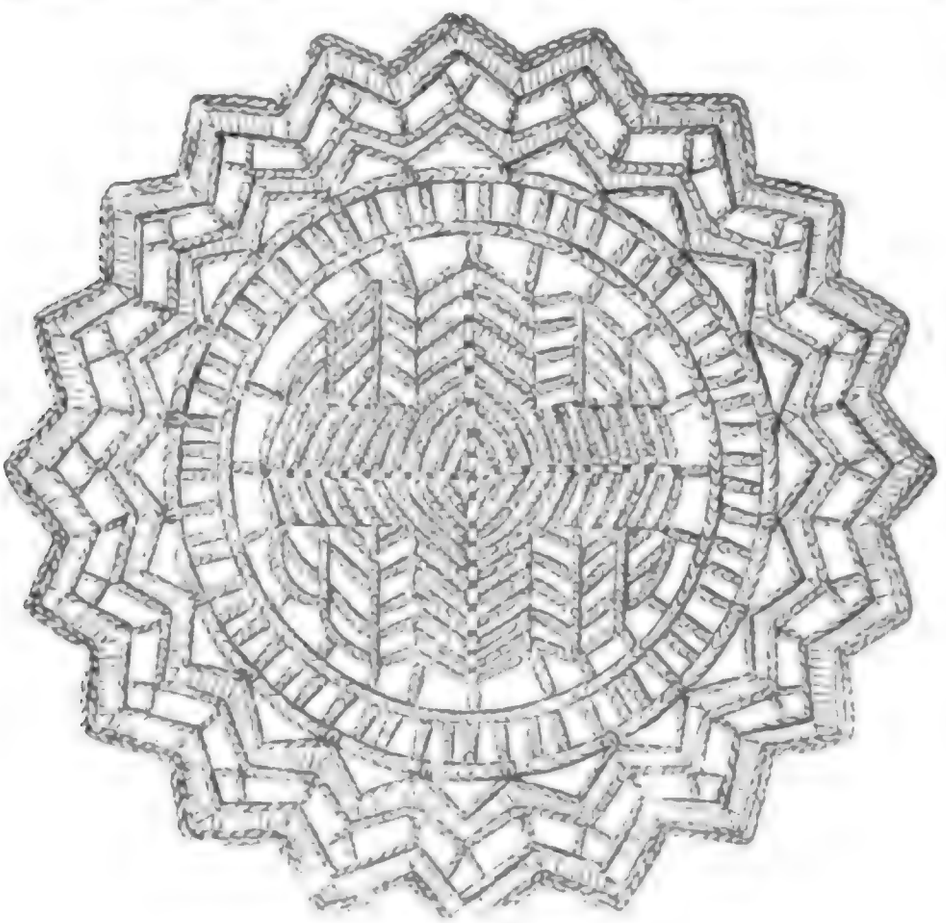
Digitized by Google

Ebenſo wird bei der folgenden Reihe fortgefahren, indem 3 Oeffnungen zwiſchen den Dm. gebildet werden. — Bei der nächſtfolgenden Reihe ebenſo mit 4 Oeffnungen. —



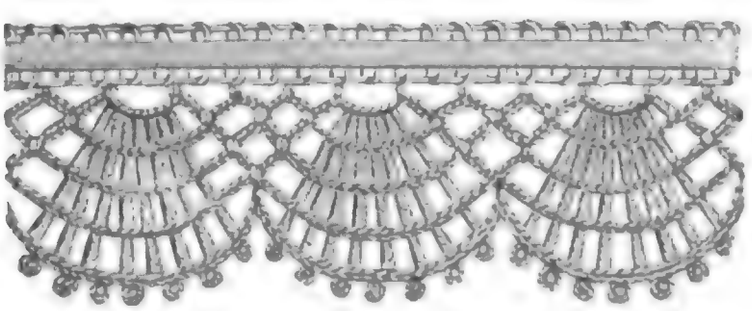
Nr. 23. Gehäkelte Spitze mit erhaben zackigem Spitzenbändchen.

1 Stäbchenreihe mit je 5 Lm. zwiſchen jedes St., dann in die Mitte der fünften M und in die mittelſte der Doppelmaſchen geſtochen. 1 Stäbchenreihe, 1 Lm. zwi-



Nr. 24. Gehäkelte Roſette.

ſchen jedes St. oben und unten. — Nachdem 11 Lm, in das 3. St. geſtochen und über dieſe 1 Reihe Dſt. mit Zunehmen in der Mitte. — Bei der nächſten Tour,



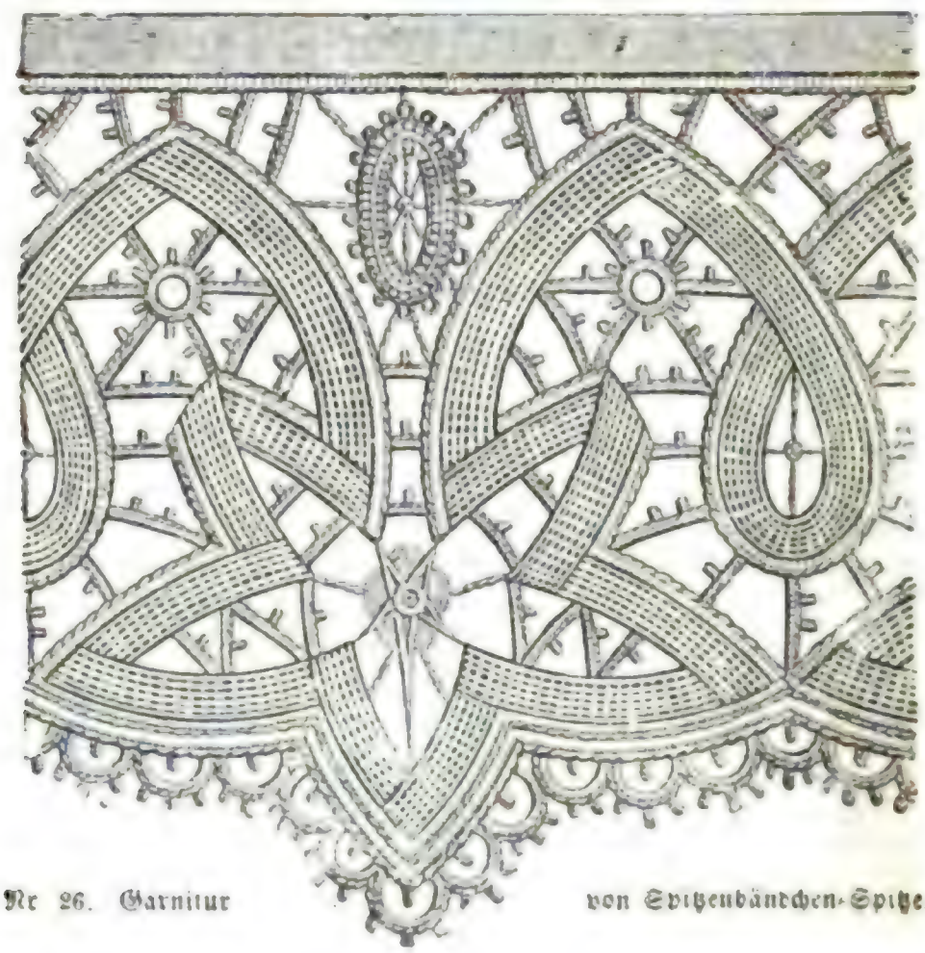
Nr. 25. Gehäkelte Spitze mit engliſchem Spitzenbändchen.

von der Höhlung der Zacke ausgehend, 4 Lm., 1 St. in die Spitze der Zacke, 5 Lm. 1 St. in die nämliche M., 4 Lm., 1 St in die Höhlung der Zacke. Wiederholt. Geendigt wird mit einer Reihe Doppelſtäbchen.

Digitized by Google

Nr. 25. Gehäkelte Spitze mit englischem Spitzenbändchen.

1. Reihe: Mit der Häkelnadel wird in eine der Randösen des Spitzenbändchens gestochen, 5 Luftmaschen gehäkelt und 3 Oesen übersprungen. Wiederholt. — 2. Reihe: 1 Doppelm. unter die 3. der 5 Luftm. der vorhergehenden R., 2 Lm, 1 Stäbchen in jede der ersten 2 Lm. der 5 folgenden M., 2 St. in die folgende, 1 St. in jede der zwei folgenden M, 2 Lm., 1 Dm. unter die erste der 5 folgenden, 5 Lm. 5 Lm, 1 Dm. unter die erste der 5 folgenden, 5 Lm. Wiederholt. — 3. Reihe: 3 Lm, 8 St. in die vorhergehende Stäbchenkette, in die St. der vorhergeh. R. und in die nachfolgende M., 3 Lm., 1 Dm. in die mittelste der 5 folg. Lm, 5 Lm., 1 Dm. in die mittelste der 5 folg. Lm. Vom Anfang der R. an wiederholt. — 4. Reihe: 3 Lm., 8 durch 1 Lm. getrennte St. über die St. der vorherg. R.; 3 Lm, 1 Dm. in



Nr 26. Garnitur von Spitzenbändchen-Spitze.

die mittelste der 5 Lm. Vom Anfang der R. an wiederholt. — 5. Reihe: 1 Dm. über jene der vorhergeh. R., 2 Lm., * 1 St. über jenes der vorhergeh. R., 3 Lm., 1 Dm. in die erste der 3 Lm. Vom Zeichen * an 6 Mal wiederholt. 2 Lm. Vom Anfang der R. an wiederholt.

Nr. 26. Garnitur von Spitzenbändchen-Spitze.

Hierzu ist sogenanntes englisches Spitzenbändchen zu verwenden. Nachdem dasselbe auf die Wachsleinwand aufgenäht ist, wird es an der einen Seite festonnirt, wie aus dem Dessin ersichtlich. Ebenso sind auch die die Motive mit einander verbindenden Stäbchen festonnirt und mit kleinen Picots verziert. Die kleinen Bogen am untern Rand der Spitze werden durch Fäden gebildet, an welche Festons angestickt sind.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die beiden Schulschwänzer.

Nach dem Gemälde von F. Sonderland.

Digitized by Google

Der Salon.

Die weiße Dame.

Novelle von **N. von Eschstruth.**

Es war gegen Ende August. Heiß war es gewesen, erstickend heiß den ganzen Tag über, und als die Sonne hinter schwarzen Wolken versunken war, da schienen rings die Berge und Felswände die langgehaltene Glut entströmen zu lassen, all die empfangenen Sonnenstrahlen tausendfach zurück zu schleudern in die schwüle Luft hinein. Der Genfer See lag glatt und regungslos; wie ein tiefgraues Tuch schien er ausgespannt zu sein, unter welchem sich der Wind fängt und es hier und da aufwogen läßt; unheimlich fast sah er in dieser schwärzlichen Färbung aus und seltsam belebt, wenn eine rastlose Möve die weiße Schwinge darüber aufblitzen ließ, oder ein eilendes Schifflein mit flatterndem Wimpel darauf hergezogen kam. Die Chaussee zieht sich immer dicht am Seeufer hin von Montreux bis nach Neufville; die hohen Baumkronen geben ihren Schatten und lassen dennoch genug freien Durchblick, um ihre gegenüberliegenden Alpen voll und ganz im Auge zu haben. Da kann man allerdings weit hinab ins Rhonethal sehen bis zu dem glänzenden Haupte des dent du midi und den bizarren Formen seiner Nachbarn, dann wieder weit hinauf über den See, bis zu den Ufern von Lausanne und den fernen Conturen der Genfer Bergumgebung.

In Begleitung einiger Freunde legte ich das letzte Stück Wegs zurück, dort wo die einzelnen Villen die Grenze von Veyteaux bilden, hart gegen Fels und Weinberg gelehnt, und wo man den ersten Blick auf Chillon genießt, welches seine grauen Thürme so jäh aus dem Wasser emporsteigen läßt. Die Wolken ballten sich mehr und mehr am Himmel, ein Windstoß wirbelte den Staub vor uns her, und drunten im See erhoben sich die ersten weißen Schaumköpfe, wie Schlangen schnell und zischend stiegen sie empor, um sich stets von Neuem vorn über in die Fluth zu stürzen.

Ueber Lausanne schien der Himmel bleigrau gefärbt zu sein, ein leichter Blitz zuckte drüber hin, noch wenig sichtbar und flackernd wie ein Licht, mit welchem ein neckender Lufthauch spielt.

Unwillkürlich beschleunigten wir unsre Schritte, und kämpften uns muthig vorwärts gegen den Wind.

„Wir kommen nicht mehr nach Hause", klagte meine kleine Freundin Alma, und maß ihr nagelneues Kleid mit wehmüthigen Blicken: „O! und Herr v. B. hat auch seinen neuen Strohhut auf!" fügte sie hinzu, und schielte recht schadenfroh zu ihrem Nachbar auf, welcher seinen guten Florentiner krampfhaft am Gummibande hielt.

„Nein", meinte dieser kleinlaut, „nach Hause sicher nicht, da, hier

Digitized by Google

ſehen Sie meine Damen? es fängt ſchon an zu regnen!“ und er präſentirte mir ſeinen Aermel, auf welchem allerdings ein Regentropfen von ſeltener Dimenſion glänzte.

„Ja, da iſt der Hut perdu!“ verſicherte Alma mit grauſamer Ruhe, „mein Kleid auch! mein einziges roſa!“ und mit ungenirter Geſchicklichkeit faßte ſie ihr Röckchen zuſammen und fuhr fort: „Sehen Sie, Herr v. B., ich kann mein Kleid wenigſtens noch links machen, aber Ihr Hut iſt total hinüber! hu, mitten drauf ſitzt ein rieſiger Tropfen!“ dabei ſtellte ſich die boshafte kleine Perſon auf die Fußſpitzen und muſterte die Kopfbedeckung ihres Leidensgenoſſen.

„Ich ſchlage vor, wir gehen nach Chillon“, rief Fräulein Helene, ſich umwendend; ſie war ſtets unſer rettender Engel, was die guten Einfälle anbetraf; „Sie haben das Innere ſo wie ſo noch nicht geſehen, Herr Oberſt, und ich bin überzeugt, daß Sie das Gewitter in höchſt intereſſanten Räumen verleben!“

„Ein Gewitter in Chillon?“ rief eine junge Dame aus Halle, „das wäre allerdings ein Ereigniß!“ und ſie begann ſofort ihre Schritte um das Doppelte auszudehnen. „Geben Sie mir Ihren Arm, wenn es zu ſchnell geht“, offerirte ſie ſich meiner Wenigkeit, und Fräulein Helene auf der anderen Seite ins Schlepptau nehmend, ſtürmte ſie muthig vorwärts, dem verheißenen Unterſchlupf entgegen.

Wir kamen gerade zur rechten Zeit an. Kaum hatten wir Brücke und Hof paſſirt, um in das eigentliche Schloß einzudringen, als die Tropfen dick und ſchwer herniederfielen, allerdings noch immer als Vorboten jenes Unwetters, welches ſo ſchwarz dort hinten aufzog, aber dennoch unangenehm genug, um ſich auf offener Straße von ihnen überfallen zu laſſen. Meine Freundin Helene und ich hatten uns in das hohe Bogenfenſter geſetzt, das einzige im Zimmer der Herzogin von Savoyen, um jenen erhabenen Anblick voll und ganz zu genießen, welchen uns die erregte Natur in ſeltſamer Pracht darbot, während ſich die Anderen um den feuerloſen Kamin gereiht hatten und andächtiger als jemals Almas intereſſanten Berichten zuhörten, welche dem Herrn Oberſt mit fabelhafter Phantaſie alle Leib- und Lieblingsgerichte heut' Abend auf den Tiſch malte.

Der See brandete gegen die maſſive Mauer und zerſchellte in tauſend weißen Schaumwellchen, welche ihren Giſcht hoch an dem Thurme emporſpritzten; die Wogen rollten brauſend heran und ließen ihr unheimliches Echo von der Uferbrandung herüber ſchallen, tobend, wild und vom Sturm gepeitſcht. Wirre Wolkenbilder zogen am Himmel, knäulten ſich momentan um die hohen Alpenhäupter und zerriſſen an den ſcharfen Felsſpitzen; dichter Regen zog eine bleigraue Mauer vor die zerklüfteten zu unſrer Seite, und die Bäume der Chauſſee bogen ächzend die Häupter zur Erde, wenn ſie der Sturm mit roher Hand ſchüttelte, ſie hin und her warf und ihnen die Blätter von knickendem Aſte riß.

„Seht Ihr die weiße Dame am Felſen dort?“ fragte Helene plötzlich und hob die Hand in der Richtung der Savoyer Alpen, „ſo deutlich hab' ich ſie noch nie geſehn!“

Richtig, uns gegenüber hob ſich jene Erſcheinung am Felſen ab, weiß und plaſtiſch wie ein Nebelbild. Ganz deutlich konnte man ihre Figur unterſcheiden, jede Locke, jede Falte ihres alterthümlichen Gewan-

Digitized by Google

des, die Arme, die sie gegen Chillon erhoben hielt zum Segen? zum Fluch? wer vermöchte das zu sagen!

Der See tobte mit furchtbarer Vehemenz um das alte Gemäuer, drohend hoben sich die weißen Wellenhäupter und umklammerten es mit eisigen Armen, schwarz wölbte sich das Firmament darüber, nur dort an jenem düstern Felsen hob sich das bleiche Frauenbild ab, klar und deutlich, fast unheimlich in seiner Nähe.

Ist es Spuk? ists Einbildung unsrer überreizten Nerven, ists ein Nebelbild?

Stets von Neuem mußte ich die Blicke nach jener Gestalt richten; immer deutlicher, immer lebendiger scheint sie mir zu werden, horch, klang es nicht wie Hülferuf durch den Sturm? Donnernd rollt es in den Bergen, ein greller Blitz zuckt hernieder, und der See tobt und wühlt zu unsern Füßen, als wolle er Alpen und Schloß mit sich hinab in die Tiefe reißen.

Die weiße Dame aber stand ruhig dort am Felsen, mit erhobenem Arm und schleppendem Gewand, und tobte es auch noch so arg in Luft und Wasser, die Mauern hier hielten ihnen Stand. Die bleiche Frau dort schützte sie.*)

Man schrieb das Jahr 1529. Die Sonne hatte ihre ersten Strahlen über Genf gleiten lassen und spiegelte nun in den hundert verschiedenen Scheiben, welche bleigefaßt und verschnörkelt die alten Giebelhäuser mit hohem Erker schmückten, huschten hinein in die schmalen Gassen und glänzten auf den vergoldeten Aushängeschilden, welche an langer Stange über der Straße schaukelten. Drunten in den gewölbten Hausthüren standen die schwatzenden Mägde, gar zierlich mit Haube und Mieder angethan; die wußten wacker den Besen zu führen oder mit mächtigem Handkorb in die Gewölbe hinab zu huschen, die kleinen Tagesbedürfnisse einzuhandeln. Hier und da klirrte wohl auch ein Landsknecht in blitzender Rüstung vorbei, um entweder dort an der kleinen Bude des Waffenschmiedes das Schwert zu ziehen, damit der Alte mit kundiger Hand seine tiefen Scharten auswetzen kann, oder er eilt weiter zu jenem grauen Eckhaus, wo sich eine goldene Traube im Morgenwinde wiegt und hinter dessen blankem Fensterlein die schöne Wirthin die Runkel handhabt.

Von St. Victor läutets zum ersten Mal zur Frühmesse, und wie die hellen Glockentöne über die alten Häuser ziehen, da scheint es auch lebendig drinnen zu werden, die Fenster öffnen sich und manch rosige Maid blickte verstohlen heraus, obs heut gut Wetter sein wird, oder ob die Wache auf hoher Stadtmauer schon ihr weißroth Fähnlein aufgezogen hat; dann nimmt sie wohl auch fein sittsam ihr Gebetbüchlein zur Hand und wandelt durch die schmalen Gassen bis zur Pforte von St. Victor.

Die Sänften schwanken über das Pflaster; reichgezäumte Rosse trotten durch das hohe Stadtthor, und manch ehrsamer Bürger legt sein Wamms und Koller an, um dort im „springenden Hirsch" seinen Frühschoppen zu trinken.

---

*) Eine Felsenbildung der Savoyer Alpen, welche bei jedem Unwetter vom Montreuxer Ufer aus sichtbar ist und im Munde des Volkes „la dame du lac" heißt.

Digitized by Google

In der Hauptstraße Genfs ist es noch lebhafter. Dort an der Ecke steht ein mächtig graues Haus, schwer aus Quadern und edler Steinhauerarbeit aufgeführt, mit zierlichen Erkern und Giebelchen ausgeschmückt und einem frommen Denkspruch über der gewölbten Thür: „A DIEU adresse tes voeux, Il les arrange les mieux“*), zu welcher die gewundene Steintreppe mit hohem Erkerpfeiler empor führt. Ein mächtiger Wetterdrache schaut über die Dachfirst und scheint der kreischenden Fahne zuzunicken, um welche die weißen Tauben mit leichten Schwingen kreisen.

Das erste Stockwerk hatte spitze Bogenfenster, welche mit reich gestickten Teppichen verhangen waren, um den zudringlichen Sonnenstrahlen zu wehren, welche schräg durch die Straßen herein huschten, um auf dem spiegelblanken Parquetboden der reichen Prunkzimmer zu spielen.

Dort in dem bemalten Patrizierpalast hauste der Marquis Regnauld Paul de Montrivière mit seiner einzigen Tochter, der schönen Hortense. Es war schon ein alter Herr, der Edle Marquis, welcher Jahr aus Jahr ein droben in seinem Zimmer saß, in Pelz und Tuch gehüllt, um seine von Schmerz geplagten Glieder in weichen Polstern zu pflegen. Die geistlichen Herren gingen ein und aus bei ihm und thaten es der Welt kund, daß der Marquis ein hochfrommer Mann sei, mit Leib und Seele seinem Glauben zugethan. Drüben, auf der andern Seite, getrennt durch den langen Bankett- und Speisesaal, lag das Zimmer seiner Tochter, welche mit ihrer alten Dienerin den großen Haushalt führte und selbst die schönste Perle in all dem Reichthum schien.

Dort in ihrem Schlafzimmer, neben dem hohen Himmelbett, dessen schwerseidener Vorhang von vergoldetem Baldachin niederfiel, stand der schwarze Betschemel unter prächtigem Christusbild und dem kleinen Weihbecken mit der Mutter Maria, welches der Bischof Peter de la Beaume selbst der kleinen Hortense als Firmelungsgeschenk gemacht. Märtyrer und Heilige schmückten die Wände und ein geschnitztes Crucifix aus Jerusalem, welches ihr Ahnherr vom Kreuzzug mitgebracht und welches er aus einem Stück Holz des heiligen Gartens hatte schneiden lassen.

Das aufgeschlagene Meßbuch lag auf der Schemellehne, und davor kniete sie selbst, die schöne Hortense, und betete, schlaftrunken und gedankenlos wie man ein alltägliches Lied abliest. Es war ihr zur Gewohnheit geworden, jene Formeln zu lesen und für Sünden um Vergebung zu bitten, von welchen sie überzeugt war, sie nicht begangen zu haben; und dennoch hätte ihr Etwas gefehlt, wenn sie nicht da gekniet hätte; so mechanisch sie auch den Rosenkranz zwischen den Fingern drehte, und so gedankenlos sie auch seine Gebete murmelte, sie hätte doch kein ruhiges Gewissen den ganzen Tag gehabt, wenn sie am Morgen diese Pflicht verabsäumt hätte.

Es war ein seltsames Weib diese Hortense. Schön? War sie schön? man sagte es, weil man sich wie mit Zaubermacht zu ihr hingezogen fühlte, weil ein unerklärliches Etwas die Sinne berückte und vor Sehnsucht nach ihr sterben ließ; ihr fremder, eigenartiger Zauber war es, der

*) Dem Herre Gott verschryb din Bluet
mit Syne Hüelf gaht Alles guet.

so wundersam auf das Gemüth einwirkte und so haltlos in seine Fesseln zog. Hätte man fragen wollen: was ist schön an ihr? die große Schaar ihrer Anbeter hätte aus enthusiastischem Herzen gejubelt: Alles, Alles ist schön an Hortense, jedes Glied, jeder Zoll, aber die Augen, diese räthselhaft süßen Augen, das ist das herrlichste!"

Das war nun nicht wahr, ihr Auge an und für sich war weder nach der Regel der Schönheit gebildet, noch besonders von ihr gezeichnet, aber es waren Nixenaugen, deren Macht wohl tausendmal größer ist, als der leuchtendste Venusblick.

Die Mutter der Marquise war eine Orientalin gewesen, von ihr mochte sie all den fremden Zauber geerbt haben. Es war ein ovales Antlitz, überhaucht von jenem leichten Goldschimmer der Südländer, durchleuchtet auf den Wangen von zartem Purpur und gehoben von zwei Lippen, auf welche die Granate des Südens selbst ihre Gluth gehaucht zu haben schien. Ihr Auge war groß und mandelförmig geschnitten, von feuchtem Blauschwarz und dem räthselhaftesten Gemisch von Schwermuth und funkelnder Lust, von flammender Leidenschaft und berückendster Träumerei, hingebend und schmelzend in der einen Minute, und spottend, kalt wie Eis in der andern, verschleiert von langen Wimpern, und geheimnißvoll wie eine Untiefe, die noch keine Seele ergründet hat, das war ihr Zauber. Hortense war bekannt in Genf für das schönste, unnahbarste und gefährlichste Weib, einen stolzen Flattergeist nannte man sie und eine gefühllose Sirene, die nur Verderben bringt; und wenn man sie dann sah, mit diesem sonnigen Lächeln auf den vollen Lippen, dem beredten Blick im schwarzen Auge und den funkelnden Steinen auf Hals und Armen, dann jubelte man ihr zu und hatte all jene tausend Klatschereien vergessen, die man sich noch vorhin in die Ohren geraunt.

Es war noch früh am Morgen. Hortense war im Begriff zur Messe zu gehen und die prächtigen Gewänder lagen noch unangerührt im hohen Spind, während ein schwarzer Wollentalar ihre schlanke Gestalt umhüllte und ein kurzgestecktes Netz die Locken barg, welche sonst in goldbraunen Ringeln die weißen Schultern umflatterten. Sie steht langsam auf, taucht die Fingerspitzen in das Weihbecken und bekreuzigt sich, dann schreitet sie durch das Zimmer und rührt die Glocke.

Nur wenige Minuten, dann theilt sich der Thürvorhang und eine alte Frau erscheint auf der Schwelle, brav und bieder, mit schwarzsammtner Schneppenhaube auf dem weißen Scheitel und mächtigem Schlüsselbund am gestickten Lederriemen.

„Läuten sie zur Messe, Amadée?"

„Noch hör' ichs nicht;" erwiedert die Alte und schreitet zum offnen Fenster. „Willst Du schon zum Dom, mein Täubchen?" „Nein", entgegnet die Marquise und tritt dicht zu der Alten, „rath' wo ich heute hin will, Amadée?"

„Wenn nicht zur Messe und zum Cardinal, dann weiß ichs nicht;" lächelt die Frau gutmüthig. „Meine Hortense hat zu schnell Ideen, um sie zu errathen."

Die Edeldame lacht und neigt sich dicht zum Ohr der Alten. „Ich gehe heute nach St. Victor!"

„Zu Bonnivard?" ruft die Dienerin und weicht jäh zurück, „das

Digitized by Google

ist wohl nicht Dein Ernst, meine Perle? Zu jenem Ketzer und Aufrührer, der sich gegen unsre heilige Kirche auflehnen will, und der dem Bischof Peter Beaume seine Güte so elend vergilt und öffentlich die Reformation weiter begünstigt und jenem deutschen Ketzer Luther anhängt, der selbst den heiligen Vater in Rom herausfordert? Zu diesem Bonnivard willst Du gehen, der Jahre lang im Kerker gebüßt hat, und wo ihm durch Gnade der allein wahren Kirche sein Prioramt wieder zurückgegeben und ihm großmüthig verziehen ist, da wagt er es von Neuem, sich gegen sie aufzulehnen mit aufrührischen Predigten und Ansprachen an das Volk?"

„Gerade darum!" lacht die Marquise und blinzelt schelmisch zu der Alten herüber, welche sich voll Abscheu bekreuzigt; „gerade darum will ich ihn sehen und hören, gerade weil die Leute so viel von ihm reden, ihn verdammen und ihn in den Himmel heben; ich will selbst diesen Mann einmal sehen, alte Amadée;" Du weißt, wie ich für alles Seltene und Außergewöhnliche eingenommen bin! Horch! ist das nicht das Glöcklein von St. Victor?"

„Halt ein, mein Lebensheil!" ruft die Dienerin beschwörend, „was würde der gestrenge Marquis de Montrivière dazu sagen, wenn er hörte, sein Kind sei zu dem Ketzer —"

„Still, meine brave Amadée, er wird nichts erfahren, wenn Du es ihm nicht sagst", ruft die Marquise leidenschaftlich, „ich muß und will ihn sehen, den sonderbaren Mann, und koste es selbst mein Leben!" sie tritt dicht zu der Alten hin und flüstert mit weicher Stimme: „und wisse auch, warum! Ich hab' heute Nacht eine Vision gehabt, einen gar sonderbaren Traum. Auf hohem Meere war ich, die Wogen tobten um mich her, Blitze, Tod und Verderben ringsum, ein furchtbar Ungewitter! und wie ich nun so mit dem Sturme rang und gegen all' die Wogen vorwärts kämpfte, da sah ich ihn — ihn, hörst Du wohl, Amadée? und er nahte, faßte meine Hand, zog mich an seine Brust, der Himmel öffnete sich, und ich erwachte. Nur noch einen Namen hört' ich vor den Ohren gellen, laut und deutlich, Bonnivard!" Die Alte schüttelt das greise Haupt und ihr angstvoller Blick hängt an den erregten Zügen der schönen Frau. „Du hast von dem Verworfenen gehört, mein Lebensheil! gestern, da er abermals die Bürger angesprochen und gegen den Herzog von Savoyen und Bischof Johann geredet hat; Du selber fandest es verwerflich und zürntest dem Aufwiegler und den gottvergessenen Bürgern, die ihn angehört; und nun willst Du selbst . . ."

„Laß mich, Amadée, laß mich!" ruft Hortense leidenschaftlich und ringt die schmale Hand aus den umklammernden Fingern der Alten, ich muß hin zu ihm, und wärs mein Tod! Horch, das ist die Glocke, und nun leb wohl, die Sänfte steht schon vor der Thür!" Sie wirft den pelzverbrämten Mantel um die Schultern und hakt ihn mit der Silberkette fest; dann wirft sie den dichten Schleier über den schönen Kopf und eilt zur Thür.

Noch einmal wendet sie sich um und legt den rosigen Finger mit stummer Bitte auf den Mund, dann huscht sie hinaus, und die weißen Maulthiere tragen sie im nächsten Augenblick vor die Pforte von St. Victor. Leicht schreitet sie in das Gotteshaus, besprengt sich ehrfurchtsvoll am steinernen Weihbecken und huscht dicht an der Wand her durch den dämmrigen Raum, scheu und zaghaft mit verhülltem Antlitz.

Digitized by Google

In den Kirchstühlen sitzen schon die ehrsamen Bürgerfrauen und Mägdlein mit hohen goldgestickten Hauben oder einfach umgewundenen Tüchlein; reich und prunkend, arm und zerlumpt, zusammengewürfelt aus allen Volksschichten; aber Alle mit der gleichen Regung im Herzen, halb Neugierde, halb Ehrfurcht und Ueberzeugung, was sie zu dem Manne hinzog, der es wagte, Herzog und Bischof die stolze Stirn zu bieten.

Die Marquise zaudert einen Augenblick, sie wagt es nicht, sich zwischen jene Menge zu drängen, und wie sie suchend das dunkle Auge durch die Kirche gleiten läßt, da gewahrt sie einen Stuhl, tief versteckt hinter Gitter und Schnitzerei, für die Gemeinde fast unsichtbar und dem Hochaltar gerade zur Seite. Leicht wie ein Schatten gleitet sie an der Mauer hin und kniet im nächsten Augenblick vor dem Altar, den sie passiren muß, dann schmiegt sie sich zurück in die Tiefe des Stuhles und lauscht mit klopfendem Herzen den ersten Tönen der lateinischen Litanei, welche aus vollem Chor zu ihr niederschallen. Ein sonderbares Gefühl überkommt sie; eine Regung der tiefsten Andacht, wie sie dieselbe wohl niemals noch empfunden, und jene lachende Weltdame, die leichtfertige Marquise de Montrivière, faltet die kleinen Hände und fühlt zum ersten Mal, daß sie ihrem Gotte gegenüber steht. Ihr Leben zieht wie ein lichtes Nebelbild vor ihrem innern Auge an ihr vorüber, sie sieht sie wieder, all' jene strahlenden, weltgewandten Junker und Ritter, wie sie huldigend um ihre Hand geworben, wie sie Alle zurückgewiesen sind, voll Spott und Hohn manchmal, wie ihr Keiner schön und hoch genug gewesen, wie sie Keinen geliebt hat! Ihr Vater war ein hochgestellter, reicher Mann, Günstling des Papstes, Vetter des Bischofs Peter de la Beaume und Nachkömmling einer altadligen Familie, welche dem Herzog von Savoyen mit Gut und Blut ergeben war; dabei war er ein fanatischer Katholik, mit Leib und Seele seinem Glauben zugethan, und wohl der erbittertste Feind jenes Luther, welcher es drüben in Deutschland wagte, so frei und ungestraft gegen Papst und Kirche vorzugehen. Er hatte ihm in Gedanken wohl schon hundertmal den Scheiterhaufen gemacht, und sammt all' seinen Anhängern zu Hölle und Teufel gewünscht, ihre Asche auch in alle vier Wände zerstreut, damit kein Stäubchen selbst von den Missethätern übrig blieb.

Der Marquis und Herr de Montrivière war ein finsterer, verschlossener Mann, dem oft das bizarre Wesen seiner Tochter wohlgefiel, der ihren Eigensinn Stolz nannte und ihre Launen Vorrechte ihres alten Namens; er war der erste Bewunderer ihrer fremden Schönheit und voll Stolz, wenn die Zahl der Freier von Tag zu Tag anwuchs.

Regnauld-Paul war ein Mann, der wohl zu Anderem bestimmt schien, als zum jugendfrischen Greis, der seine Podagra geplagten Glieder in enger Stube pflegen mußte. Dort auf den Bischofsstuhl hätte er gepaßt, und er wäre wohl wie Blitz und Hagel dazwischen gefahren und hätte bald unter den vermaledeiten Ketzern aufgeräumt, ein endloses Autodafé, welches er seinem heiligen Glauben als Oriflamme hätte fachen wollen!

Und seine Tochter, wußte sie denn nicht wie der Vater über die Reformation dachte? Hörte sie denn nicht täglich seine Verwünschungen über Alle, die ihr anhingen, und war sie es nicht *selbst*, die heimlich

hier in die Kirche geschlichen war, um jenen Mann zu hören, der noch dazu der specielle Feind ihrer Familie war, der Gegner und erbittertste Feind ihres klugen und strengen Onkel Johann?

Hortense bebt leicht zusammen bei dem Gedanken, schon hebt sie den kleinen Fuß, um diesen gefeiten Ort für ewig zu fliehen, da hört sie eine Männerstimme, tief und voll wie Glockenton, wie sie mit innigem Segensgruß die Gemeinde drunten anspricht, klar, ernst und sicher; eine Stimme, bei deren Klang sich das stolzeste Haupt neigen muß, eine mächtige Sprache, die bis in die tiefste Seele dringt!

Hortense schrickt empor, zum ersten Mal hebt sie die Augen und ihr Blick trifft dem Altar gegenüber — Bonnivard!

Da stand er; eine hohe, stolze Erscheinung, fast königlich anzuschauen im langen Priestergewand und der gestickten Stola; ernst, schön und hoch in seinem Eifer, der verpönte, der bewunderte Prior von St. Victor, Franz von Bonnivard.

Wie bei Hortense das Aeußere ein steter Widerspruch war, ein ewiger Streit um das wechselnde Gefühl, so war das Antlitz des Priesters die gleichmäßige Ruhe, diese unerschütterliche Uebereinstimmung, die sich durch nichts verletzen läßt.

Sein Auge war dunkel, finster fast, aber sein Blick frei und stolz, flammend in Erregung und wunderbar in seiner Milde; die Stirn war hoch und edel, und das dunkle Haar voll um die Tonsur gelockt! Seine Züge waren nicht schön, aber regelmäßig, ernst und fesselnd, leicht begeistert durch seine Rede und hart, kühn und trotzig in der Behauptung; ein sonderbares Gemisch von Güte und Strenge, das seine Züge belebt, und ein trauriger, fast herber Zug, der sich um die stolz geschwungenen Lippen legt, und der von all den Kämpfen, Verfolgung und Kerkerhaft gezeichnet ist, zum untrüglichen Stempel seiner bitteren Leiden. Darum ist diese Stirn auch so fest und ehern geworden, und die Brust so felsenfest und markig. Die Stürme haben schon so oft drum her getobt und ihre wilde Macht daran ausgelassen, und dennoch dieser unerschütterliche Muth, mit welchem er von Neuem den Kampf aufnehmen will und ihnen zum zweiten Mal Trotz bieten!

Die Marquise stützt das Köpfchen auf die Hand und blickt zu ihm empor. Ja, das war ihr Traumbild, das war derselbe Mann, der ihr die Hand gereicht und sie an die Brust gezogen. Das war Bonnivard.

Unverwandt starrt sie zu ihm auf; sie hört die Worte, die er spricht, ernste und seltsame Worte, sie hört wohl, aber sie versteht sie nicht; nur ihn will sie ja sehen, nur seine schönen traurigen Augen, und sonst nichts mehr auf Gottes weiter Welt!

So saß sie wohl lange Zeit.

Da hebt er die Hände und betet, segnet die Gemeinde zum letzten Mal und die Menge fluthet hinaus, hier und dort hin, nach allen Richtungen.

Hortense wartet bis die Kirche leer ist, dann will auch sie gehen, leise und unbemerkt. Sie erhebt sich und gleitet in die Kirche, wie träumend schreitet sie zum Crucifix. Noch einen Blick wirft sie hinter sich, dann kniet sie nieder und betet, heiß und flehend, sie weiß selbst nicht um was; und wie sie dann die Augen hebt, da schauert sie jäh zusammen unter dem Blick der sie trifft. Bonnivard steht unter dem Marienbild,

sein offenes Gebetbuch in der Hand, aber sein Blick ist unverrückt auf die Betende gerichtet, dieser traurige, fragende Blick!

Hortense springt bebend auf und flieht weiter, ihr Gewand rieselt über den Steinboden und die silberne Kette fällt klirrend über ihre Schulter; Bonnivard regt sich nicht.

Der Wind streicht durch die offene Kirchthür und faßt ihren Schleier, momentan ist er empor geweht, und der Priester schrickt jäh empor und blickt in das liebliche Antlitz, das bleich wie der Tod zu ihm aufstarrt, mit flehenden Augen, in welchen die Thränen stehen; dann reißt sie mit bebenden Fingern den Flüchtling vor das Gesicht und schnell wie ein Schatten ist sie hinter der Pforte verschwunden.

Der Prior aber steht regungslos wie aus Stein gehauen, sein Auge starrt ihr nach als müsse er es noch immer sehen, dies holdselige Antlitz, und sein Herz klopft ungestüm zum Zerspringen, in quälender Frage: Wer ist sie? sie ist so schön! Er preßt die Hand gegen die Brust und läßt dem starren Blick seine Richtung, er hält das offene Buch in der Hand, und seine Lippen murmeln mechanische Worte, aber beten kann er nicht mehr.

Die Marquise de Montrivière stieg die breite Treppe empor und eilte in ihr Zimmer, Amadée trat ihr mit gerungen Händen entgegen.

„Hat Dich Jemand gesehen, mein Augapfel?“ fragt sie hastig und löst den Mantel von den Schultern der jungen Herrin; „hier im Hause, mein' ich, Kind, wo die Mägde herum lungern!“

„Ich sah Niemand!“ entgegnete Hortense gedankenlos, „das ganze Haus war still, wie ausgestorben!“

„Die heilige Jungfrau sei gebenedeit!“ ruft die Alte erleichtert, „o welch schreckliche Geschichte hätte das geben können, Gottlob, Alles ist gut gegangen! Wie Du kaum das Haus verlassen hattest, schickte der Herr Marquis, Dein würdiger Vater, herüber und ließ Dich entbieten, einen Brief an den Cardinal mit Dir zur Messe zu nehmen; ich, in meiner Todesangst, nicht wissend, wie ich Dich entschuldigen sollte, ich, die Jungfrau mags mir vergeben, belog ihn! ließ zurück sagen, Du seiest von leichtem Kranksein befallen und müßtest heut die Messe verabsäumen! ich selber blieb in Deinem Gemach und gab vor, Dich zu hüten. Da kannst Du aber sehen, wie leicht es hätte recht schlimm ablaufen können, die Heiligen seien gelobt, die dies Wagniß gelingen ließen, obgleich sie Deinen Gang verwerfen!“

„Sie beschirmten ihn!“ flüstert Hortense und lehnt die bleiche Wange an die Schulter der Alten; „ich danke Dir, meine brave Amadée, Du bist stets die gleich getreue Seele, die mir verzeiht, was ich nicht lassen kann. Und nun muß ich zum Vater.“

Die Wärterin hielt bittend die kleine Hand der Edeldame. „Erst nimm Dein Frühbrod, meine Herzenswonne! sieh, wie bleich Deine Wangen sind, und wie trüb die holden Augen! Hat Dich die Predigt jenes Verhaßten so erregt, daß die Empörung all Dein Blut zum Herzen trieb! Sieh, wie Du jäh erröthen kannst, und wie die matten Augen Glanz bekommen! Hab ich recht gehabt, und wirst Du mir nun eingestehen, daß jener Mann ein Ketzer ist?“

Hortense zuckte zusammen bei diesem schrecklichen Wort und eine helle Flamme lohte über die schmale Stirn. „Nein!“ rief sie heftig,

Digitized by Google

„tausendmal mein! Er ist .." und sie brach ab und verschlang die Hände mit schnellem Blick zum Himmel, er ist ein Wundermann! ich habe noch nie so reden hören! So wie er spricht kein zweiter Priester mehr, und der heilige Vater selbst in Rom! O wenn Du ihn hättest hören können, alte Amadée, ihn nur gesehen, mit einem Blick! Was er spricht versteh ich nicht, ich weiß nur, daß er gar anders spricht wie unsre Cardinäle und Priore, und daß es eitel Wahrheit ist, was er spricht und seine Worte echt wie Gold sind! Und nun laß mich, Amadée, laß mich! nein, widersprich mir nicht, laß mir den süßen Wahn, er ist mein ganzes Glück, o nein, nicht ein einzig böses Wort mehr gegen ihn, es tödtet mich!" und mit leidenschaftlicher Hast schlang sie die Arme um den Hals der Alten und schluchzte wie ein Kind, „wirst Du auch schweigen, Amadée, gute, brave, treue Freundin?"

Die Alte neigt stumm das Haupt und faltet die Hände. „Was „Du sprichst, mein Herzblatt, verstehe ich nicht, aber eine Stimme im Herzen sagt mir, daß es keine Sünde ist, was Du da redest! Handle, wie es Dir Dein Geist gebietet, und Du wirst recht thun! Ich bin nur Deine Magd, Hortense, ein einfach Weib, ohne glatte Worte und nicht von gewandter Art; aber ich liebe Dich wie Deine Mutter, Hortense, die Dich dereinst in meinen Arm gelegt!" Erschüttert schließt sie das schöne Geschöpf an die Brust und drückt einen Segenskuß auf seine Stirn.

Die Marquise reißt sich los, ein letzter, dankender Blick und sie will zur Thür, noch einmal vertritt ihr Amadée den Weg.

„Im Meßgewand?" fragt sie voll leisen Vorwurfs, „Du bist ja heute krank gewesen, Kind, vergiß das nicht!" und sie schreitet zum geschnitzten Schrank und wählt unter den köstlichen Kleidern, dann schmückt sie ihre junge Herrin mit rauschendem Brocat und legt ihr blitzendes Geschmeide um den weißen Nacken; so erst kann sie vor dem gestrengen Herrn des Hauses erscheinen.

Der Marquis hebt ächzend den Kopf als seine Tochter eintritt; sie schreitet an seinen Sessel heran und reicht ihm schweigend die Hand.

„Du bist aufgestanden?" fragt er erstaunt.

„Ja, mein Vater!"

„Du bist bleich und matt, soll ich zum Doctor Murcius schicken?"

„Um Alles nein, mein Vater", wehrt sie mit hastiger Bewegung, und die schwere Seide scheint unter den weißen Händen zu knistern, so krampfhaft fassen sie die Finger, „ein leichter Kopfschmerz, das geht vorüber!"

„Und Du hast die heilige Messe verabsäumt?" Die Züge des Fragers werden ernst und streng.

„Ich betete unter dem Gnadenbild Mariä!" hauchte die Marquise; sie wagt kaum die Augen zu heben, und die Perlenschnur um den Hals benimmt ihr den Athem, trotzdem sie Amadée so lose geschlungen hat. Hortense zittert zum ersten Mal im Leben, sie, die doch sonst den Teufel selbst nicht fürchtete! „Und wie geht es Euch, mein Vater?"

„Schlecht, schlecht!" stöhnt Montrivière mit zusammengebissenen Zähnen; o dies ewige Reißen und Zucken in den Gliedern, als plage mich der böse Geist! In St. Markus habe ich von Neuem für mich beten lassen, und Bischof Johann liest täglich zwei pater noster für

Digitized by Google

mein Seelenheil, aber alles umsonst, die Heiligen sind noch nicht gesonnen mein Leiden enden zu lassen; und dazu dieser Aerger, dieser ewige Aerger!" fährt er fort und ballt die Hand gegen die Brust, „Alles mit ansehen, und noch stille sitzen müssen und nicht dazwischen fahren können mit Wetter und Blitz, das thut weher noch als alle körperlichen Schmerzen!"

Hortense richtet sich hoch empor, sie weiß was jetzt kommt. „Hast Du's gehört von dem Pfaffen, dem deutschen Ketzer aus Wittenberg?" fährt er mit funkelnden Augen fort, „eine Schande ist es für jeden Katholiken, daß diese Creatur noch weiter leben darf, noch dieselbe Luft athmen, welche die Anhänger und Gläubigen unsrer Kirche umweht! O, daß ich gelähmt bin, daß ich ein Krüppel sein muß, ich wollte bald die Welt von den Verräthern gesäubert haben! Geh mein Kind, reich mir dort das Schreiben vom hochwürdigen Bischof Johann, dort, da ist Glauben, da ist echte Frömmigkeit drinnen! Wahrheit, Wahrheit! Helfen soll ich ihm, ihm rathen soll ich, gegen den andern Ketzer hier zu kämpfen, gegen Bonnivard, den der Himmel verfluchen möge."

Die Marquise schnellt empor und lohender Blick trifft den Alten. „Helfen gegen Bonnivard?" fragt sie hart und kurz, „wieso das, mein Vater?"

„Ja, helfen, helfen!" wiederholt der Marquis mit heiserer Stimme, „ihn in unsere Macht zu bekommen, sie stumm zu machen für ewig, seine verfluchten Lippen, die gegen unsre Kirche und gegen den erlauchten Herzog reden!"

Die kleine Hand Hortensens ballt sich über dem Herzen und ein Blick maßloser Verachtung trifft den Alten, der wie geistesabwesend im hohen Sessel kauert.

„Bischof Johann will Genf dem Herzog überliefern?" fragt sie rauh und deutlich, „und Bonnivard vertheidigt seine Vaterstadt?"

„Er wiegelt die Bürger auf und hält ihnen rebellische Ansprachen! Alle schon entworfenen Pläne meines klugen Vetters macht er zu nichte, und der Pöbel lärmt und hängt sich an den abtrünnigen Prior, den der Himmel zermalmen möge."

„Der Himmel übt nur Gerechtigkeit!" unterbricht ihn Hortense mit flammendem Auge, „und was wirst Du dem hochwürdigen Bischof Johann erwiedern?"

Der Marquis lacht heiser vor sich hin. „Vorhin war der Cardinal Gornez bei mir. Ein schlauer Kopf der Alte! Hat auch gemeint, zuerst müsse Bonnivard aus dem Wege, ein todter Fuchs stiehlt keine Hühner mehr, und seine Herrlichkeit wird nicht mehr lange dauern. Freu Dich, meine Tochter, bald ist Genf frei von seinem Ketzer!"

Hortense meint, das Herz solle ihr still stehen vor Entsetzen bei den furchtbaren Worten ihres Vaters. Ein Gedanke durchzuckt sie schnell und schauerlich, dicht tritt sie zu ihm hin: „was wird aus ihm, mein Vater?"

„Eine Leiche!" murmelt de Montrivière dumpf.

Das todtenbleiche Antlitz seiner Tochter entgeht ihm, ebenso die schwankende Bewegung, mit welcher sie sich schwer auf den Sessel stützt; sein Blick ist starr auf das Crucifix an der Wand geheftet.

„Und wer wird ihn tödten?" fragt sie tonlos.

Digitized by

Der Alte beugte sich dicht zu seiner Tochter und fuhr flüsternd fort, während ein diabolisches Leben aus den finstern Augen sprühte. „Wenn er morgen Abend von der Volksversammlung kommt, wo er von Neuem die Bürger anspricht, dann mag er auch gleich sein ewiges: „Adieu!“ hinzufügen. Unweit der Rhonebrücke lauern ihm die Unsern auf, zwei eisenfeste Kerls, die den Satan selbst in Banden schlügen, außerdem geht er allein und nie mit Waffen, der Kampf wird folglich nicht schwer. Ergiebt er sich freiwillig, so ist er Zeit Lebens Gefangener, macht er aber den geringsten Versuch sich zur Wehr zu setzen, nun, so sind die Wellen der Rhone ja tief genug, um diese stolzen Lippen für ewig stumm zu machen. Man wird ihn betrauern, daß er schon so früh durch einen unachtsamen Schritt verunglückt, wird die Rhone vielleicht für einen geweihten Strom ansehen, ihn aber bald nachher vergessen; wenn die Leute seine Reden nicht mehr hören, hängen sie ihm auch nicht mehr an! Und nun weißt Du genug, mein Kind; das ganze Geheimniß der Kirche und des Herzogs liegt in Deiner Hand, und dennoch fordere ich keinen Handschlag von Dir, ich weiß ja, daß Du schweigen kannst. Nun, bist Du zufrieden mit Deinem Vater?“

Hortense bebt wie im Fieber; ihre Pulse schlagen und die Wangen bedeckt Purpur.

„Ich danke Dir, mein Vater!“ sagt sie hastig und ihre Stimme klingt heiser vor Erregung, „ich danke Dir, daß Du mir vertraut hast! Gott gebe der guten Sache ihren Sieg!“ und sie verschlingt die Hände und schickt ein kurzes Dankgebet zum Himmel.

Der Alte nickt gedankenvoll vor sich hin, dann reicht er ihr die Hand entgegen. Hortense schrickt zusammen bei ihrem Druck, will diese Hand nicht morden? Sie verweilt noch kurze Zeit im Zimmer des Marquis, dann flieht sie hinüber in ihr stilles Heim, um mit heißen Thränen das kleine Crucifix zu netzen und für jenen Mann zu beten, dem ihr Vater nach dem Leben steht. Sie war jetzt fest und entschlossen, Alles wollte sie daran setzen, Reichthum, Ehre, Vater und Kirche, um es ihm zu geben, ja selbst in den Tod hätte sie gehen mögen, um ihm Freiheit und Leben zu erkaufen; denn was ihr gestern nur eine wirre Ahnung gewesen, was sie nur für Bewunderung und Interesse gehalten, das hatte sie die Todesangst erkennen lassen und ihr klar und deutlich in das Herz geschrieben, sie liebte ihn, den Priester Bonnivard!

Der Abend war gekommen. Hortense stand mitten in ihrem Zimmer und trat der alten Amadée mit ausgebreiteten Armen entgegen. „Schmücke mich, meine Freundin, mach mich so schön, als gält es, den Fürsten selber zu empfangen!“ Die Alte schaut verwundert in dies Antlitz auf, das von so seltenem Feuer belebt ist, und aus dessen Augen es wie Blitz und Flamme sprüht. Sie denkt, es sei eine neue Laune der schönen Gebieterin und öffnet schweigend Schrank und Truhe, um all die Kostbarkeiten zusammen zu finden.

Die Marquise steht vor dem Spiegel und lächelt ihrem Bilde zu, milchweiße Seide fließt in hellen Falten von den Schultern, golden blitzt die breite Stickerei in den Falten auf, und das gleißende Geschmeide funkelt auf Hals und Armen; es ist ein königliches Weib, diese Hortense von Montrivière!

„Du schweigst?“ fragt sie lachend und wendet den schlanken Hals

Digitized by Google

zurück;" Sie ist wieder ganz die tolle, ausgelassene Schöne von ehedem. „Gefall ich Dir, gute Amadée?"

„Sieh in das Glas und frag, ob Du wohl Jemand mißfallen kannst!" entgegnet die Frau mit mildem Stolz, „und was soll es nun werden, meine Königin!"

„Nun hör mich einmal an, aber versprich mir erst zu Allem zu schweigen, was ich auch sagen mag, bis ich ausgeredet habe."

Die Alte neigt bejahend den Kopf, sie versteht noch nicht. Da tritt Hortense schnell vor sie hin und faßt die Hand der treuen Freundin: „Ich liebe, Amadée!"

Mit jähem Laut der Ueberraschung tritt diese zurück, die Marquise hebt den Finger, sie schweigt.

„Ich liebe, und weil man dem Manne meines Herzens nach dem Leben steht, so rette ich ihn!"

Amadée macht eine neue Bewegung, aber sie beherrscht sich.

„Dieser Mann, den ich liebe, der mein Ein und Alles ist, ohne den ich nicht sein kann und sterben muß wie die Blume ohne Licht und Sonne", fährt Hortense innig fort, „dieser Mann — ist Bonnivard!"

Die Dienerin läßt nur stumm den Kopf auf die Brust sinken, sie ahnte es.

Hortense tritt dicht zu ihr hin und faßt krampfhaft ihren Arm.

„Sie wollen ihn tödten, ihn meuchlings morden, Amadée, und ich kann ihn retten", flüstert sie aufgeregt, „nur ich allein! Ich muß zu der Versammlung heute, muß ihn sehen, sprechen, muß ihn mit hierher bringen, Amadée!"

„Halt!" ruft die Alte mit keuchender Brust, „Dich plagt der böse Geist, mein Kind! Bonnivard hier in unserm Haus, beim Marquis de Montrivière! Bist Du von Sinnen, Hortense?"

„Es ist seine einzige Rettung!" murmelt sie dumpf, „Geht er nach St. Victor zurück, so ists sein letzter Gang, und wenn er stirbt", ruft sie mit qualvoller Verzweiflung, „dann sterb ich auch! Höre mich, Amadée, Niemand wird es sehen, Niemand es selbst ahnen, und weder Du, noch ich sind gefährdet! Gieb mir den Schlüssel zur Feuertreppe, sie ist verborgen und Keiner kennt ihren Eingang, gieb mir den Schlüssel zum Parkgitter, und ich führe ihn herauf ohne selbst das mindeste Geräusch! Die Treppe führt in den Saal neben meinem Wohnzimmer, weit ab von den Räumen des Vaters und der Dienerschaft, kein Mensch wird uns hören, ach, er stirbt ja sonst, hörst Du, Amadée, er stirbt!" wiederholt sie mit gerungenen Händen, „und das darf er nicht!"

Die Alte sinkt auf den Stuhl zu ihrer Seite und preßt die Hände gegen die Stirn.

„Es ist ein furchtbar Wagniß, Kind!" sagt sie tonlos, „aber mag da kommen, was will, ich helfe Dir, Hortense!" Sie öffnet die Arme und drückt das erregte Wesen an die Brust: „Ich fühle es ja selbst, mein Liebling, wollte ich Deinem Wunsche nicht Gehör geben, dann könnt' ich Dich lieber gleich hinaus in Tod und Verderben stoßen, gegen seine Liebe kann der Mensch nicht streiten." Die Marquise beugt sich schnell hernieder und zieht die welken Finger der alten Freundin an die Lippen, ein stummer aber inbrünstiger Dank, dann wirft sie den schwar-

Digitized by

zen Mantel um und verschleiert den schönen Kopf, so tritt sie an das Fenster, um die zehnte Stunde zu erwarten.

Der Mond steht voll und klar am tiefgewölbten Himmel, hell wie Tageslicht schimmern seine Strahlen in der engen Gasse, und die tausend Sternlein funkeln und blitzen dazu, wie ein Heer von Diamanten, die man mit verschwenderischer Hand über einen Königsmantel hingestreut. Drunten ist es still und menschenleer, ein Lichtlein nach dem Andern verlöscht, und bald stehen sie alle schwarz und schweigend da, die hohen Häuser, gleich riesigen Nachtgespenstern, die ihre unheimlichen Schatten weit in das glitzernde Mondlicht werfen. Ein eilender Schritt, eine dunkle Gestalt huscht wohl noch im Schatten der Häuser hin, einzelnes Lachen und verworrene Stimmen, die noch vom Wirthshaus herüber schallen, sonst aber ist es friedlich und schön, als sei all der Groll und Haß der weiten Welt mit der scheidenden Sonne hinab gesunken, und jeder schmale Mondstreif sei ein Segensstrahl, der die Seele in stillem Frieden heiligt, und all ihr düster Sinnen und Trachten in eitel Ruh und Glück verwandelt.

Hortense nimmt die Schlüssel und gleitet leicht wie ein Schatten durch den Corridor bis zu der kleinen Geheimthür, welche nur im Fall der äußersten Noth benutzt werden soll; Amadée leuchtet mit einer kleinen Laterne, und wie sie drunten im Park stehen, verbirgt sie das Licht hinter hohem Eckstein und eilt mit letztem Gruß in das Haus zurück. Hortense dreht den Schlüssel herum und hebt den rostigen Riegel, dann eilt sie behende weiter, quer durch den Park, unter den rauschenden Kastanien hin, bis sie vor dem hohen Gitter steht und durch eine Thür auf die stille Straße tritt. Die wenigen Gassen sind schnell durcheilt, und sie steht vor dem grauen Rathhaus, aus dessen erleuchteten Fenstern das Gewirr vieler Stimmen dringt.

Mit klopfendem Herzen geht sie näher und drückt sich in den Schatten der Thür, sie möchte so gern seine Stimme hören, nur ein einziges Mal!

Da schallt ein brausender Beifall zu ihr nieder, wie eine jubelnde Bestätigung oder eine Versicherung klingts, die ihm Genfs Bürger geben, ein verworrenes „Hoch", und dann wieder tiefe Stille, hier und da ein lautgesprochenes Wort, er redet wieder.

Die Marquise zieht den Mantel fest um die Schultern und drückt sich hinter die offene Thür; hier sieht sie Niemand und ein Jeder muß an ihr vorbei. Eine unsagbare Angst will sie plötzlich überkommen, eine kleinmüthige Verzagtheit, die ihr „zu fliehen" gebietet, und dann wieder jener glühende Wunsch ihn zu schützen, ihn zu retten. Es ist ein harter Kampf, in welchem ihre Seele ringt, und wie sie noch in höchster Pein zwischen Liebe und Pflicht schwankt, da scheint die Versammlung drüben beendet, ein lärmendes Durcheinander beginnt, und bald stürmen die einzelnen Männer die steile Treppe hinab, laut sich beredend, hier und da ein heftiges Wort gegen Herzog und Kirche und ein begeistertes Lob für Bonnivard. Mehr und Mehr eilen hinaus, draußen stehen sie noch in kleinen Trupps und pflegen eifriger Unterhaltung, dann zerstreuen sie sich nach allen Richtungen hin, und bald ist der Lärm vorüber, nur noch Einzelne, die ab und zu gehen, auch die verlaufen sich.

Er kam noch nicht.

Digitized by Google

Hortense lauscht mit fiebernder Angst und drückt sich frierend in die Thürecke, die Nachtluft weht so kühl herein und streicht um ihre erhitzte Stirn, fast hört sie ihr Herz klopfen, so still ist es um sie her.

Da nahen wieder Schritte, und zum ersten Mal hört sie seine Stimme wieder, klar und ruhig, von demselben Zauber wie vor dem Altar zu St. Victor.

„Ich danke Euch, mein Freund, für Euer gutwillig Geleit", sagt der Priester im Vorbeischreiten, „es möchte mir als Furcht ausgelegt werden, und die kenne ich nicht!"

„Ihr seid ohne Waffen Bonnivard, und Eure Feinde sind zu zahlreich und erbittert!" warnt die andere Stimme, laßt mich mit Euch gehen, heute gerad ist mir so besorgt zu Muth!"

„Meine Feinde werden nie Hand an mich legen!" versichert der Prior lächelnd, „ich bin ja noch immer der geweihte Prediger für sie, der einem wahren Katholiken ewig heilig; nein, seidunbe sorgt, Bernauld, ich komme heute ebenso ungefährdet nach Hause wie all die vorhergehenden Male!"

„Nun, wie Ihr wollt, Bonnivard, ich habe Euch nur warnen wollen, weil ich Euch mit wahrer Freundschaft zugethan bin, aber nehmt zum Mindesten diesen Degen."

„Dann käme ich in die Versuchung zu tödten!" entgegnet der Prediger würdevoll, „nein, mein Freund, eine Hand, die segnet, darf nicht Waffen führen!"

„Ihr seid bei Gott zu edel, als daß man für Euch fürchten könnte!" entgegnet der Bürger warm, „so lebt denn wohl, wackrer Mann, die Heiligen seien mit Euch!"

„Behüt' Euch Gott!" und Hortense sieht wie er ihm die Hand reicht, dann aber stolz und sicher durch das Mondenlicht in die stille Straße hinab schreitet, Auch der Andere ist bald fern.

Hortense huscht hinter der Thür hervor, noch ein kurzes Gebet und sie eilt ihm nach, dicht an den Häusern hin.

Bonnivard ist tief in Gedanken verloren; Alles ist so still um ihn her, und die Worte, die er noch eben im Saal durchgekämpft und vertheidigt hat, die aufregenden Gedanken sind verflogen und seine Seele ist still und ruhig, versunken in einem Bild, das ihn Tag und Nacht verfolgt, von dem er nicht weiß wem es angehört, das ihm aber lieb und heilig ist wie das Mariabild, unter welchem er es gesehen hat.

Da legt sich eine leichte Hand auf seinen Arm, und wie er jäh aus seinem Sinnen aufschrickt, sieht er eine dunkle Gestalt in Mantel und Schleier neben sich stehen, und er hört eine zitternde Stimme seinen Namen nennen — „Bonnivard!"

Wie gelähmt bleibt er stehen, er hat dieses verschleierte Haupt schon einmal gesehen.

„Geh nicht nach St. Victor zurück, Bonnivard, Du bist gefährdet, folg mir, ich schütze Dich!" und die Erscheinung faßt seine Hand und will ihn mit sich fort ziehen.

Der Prior hält diese Hand fest, sie ist weiß und schmal, und reiche Ringe funkeln an den Fingern.

„Wer bist Du, sonderbare Mahnerin?" fragt er langsam, „und wohin willst Du mich führen?"

Digitized by Google

„Frage nicht nach Namen und Ort!“ klingt es ihm angstvoll entgegen, „wisse nur, daß Dein Leben bedroht ist, und folge mir!“

„Ich kenne Dich nicht, und Phantomen folge ich nicht!“ entgegnet er stolz, „laß mich gehen, und schreck mich nicht mit thörichten Bildern!“

Dabei läßt er ihre Hand und will vorbei schreiten, sie tritt ihm in den Weg.

„Beim heiligen Himmel beschwöre ich Dich, ich lasse Dich nicht, sonst ists Dein Untergang!“

Ihre Stimme scheint ein Schrei der Todesangst, und die Hände, die seinen Arm umklammern, sind kalt und bebend.

Der Priester bleibt stehen.

„So sag mir, seltsam Weib, wer Du bist, dann folg ich Dir!“

„Nur dann? nur wenn Du meinen Namen weißt?“ ruft sie gequält. „O hör mich, Bonnivard.“

„Nur dann“, unterbricht er sie kurz, „ich glaube den Worten einer Unbekannten nicht, wohin soll ich Dir folgen? bist Du Findin, bist Du Freundeskind? wer kann das wissen?“

„Und lieber gehst Du in den Tod?“

„Ja!“

Da verschlingt sie bebend die Hände, und wie von schnellem Entschluß gefaßt, schlägt sie Mantel und Schleier zurück und steht ihm in strahlender Schönheit gegenüber, sie fühlt es, es ist das letzte Mittel, seinen starren Sinn zu beugen.

„Ich bin Hortense, Marquise de Montrivière!“ sagt sie mit königlicher Würde, „ich bin gekommen um Dich zu retten, Mann Gottes, denn ich weiß es, daß man Dir heute nach dem Leben steht!“

Der Priester ist einen Schritt zurück getaumelt, beide Hände nach der Marquise erhoben. „Mein Gott!“ jubelt er, „sie ist es ja!“ und er preßt die Hände gegen die Brust und sinkt ins Knie, das Haupt wie vor einem Heiligenbild geneigt, mit leidenschaftlicher Verehrung will er ihr Gewand küssen, und springt auf und tritt entsetzt zurück, „De Montrivière? Hortense de Montrivière?“ wiederholt er mit furchtbarem Schmerz, und läßt die erhobenen Arme schlaff hernieder sinken. „Unglückselige, wie kommst Du zu dem Ketzer Bonnivard?“

„Wie Alle, die Dir anhängen!“ lächelt sie ruhig, „aber komm, es wird sonst zu spät.“

Er schrickt jäh empor und ein furchtbarer Blick bricht aus seinem Auge, Schmerz, Leidenschaft, Entsetzen und Verzweiflung ist sein Gemisch.

„Du bist meine Feindin!“ ruft er außer sich, „und Dir soll ich folgen? Ist nicht dies ganze süße Gaukelbild ein raffinirter Plan des hochwürdigen Herrn Bischof, um mich mit Himmelsluft dem Verderben entgegen zu führen? Hortense de Montrivière, nennt man nicht so jenes stolze, päpstlich gesinnte Weib, die herzlose Nichte Johanns, die weder Treu noch Glauben haben soll? Was will Dir der Herzog geben, schöne Hortense, wenn Du den Ketzer richtig in die Falle lockst? ein Prunkgewand, oder gar ein Roß zum Jagen? Du, Du gerade, die . . .“

„Halt ein!“ ruft sie mit bleichen Wangen, „nicht ein Wort weiter, Bonnivard, Du versündigst Dich! Aber eins laß Dir noch sagen, ehe wir scheiden: so wahr als ich hoffe dereinst die ewige Seligkeit zu ererben, so wahr soll mich Gott verdammen, wenn ichs nicht treu und

Digitized by Google

ehrlich mit Dir meine, so wahr als ich den heiligen Willen habe, Dich zu retten vor den Mördern meines Onkels!" Sie hebt die Rechte zum Himmel und das Mondlicht blitzt in den Sternen und glänzt auf der weißen Seide, es ist todtenstill um sie her.

Bonnivard sieht ihre schönen Augen, hört die melodisch weiche Stimme und steht jenem Weibe gegenüber, von dem Genf gesagt, sie sei eine Zauberin, vor der selbst ein steinern Herz erweichen müsse; ein süßes, wunderseliges Grauen packt ihn, eine endlose Sehnsucht, die ihn zu ihr hinreißt, und mit trunkenem Blick sinkt er ins Knie und faßt stürmisch ihre Hand. „Führe mich, wohin Du willst, zum Tod, zum Leben, es steht in Deiner Hand!"

Mit stummem Blick wendet sie das schöne Antlitz gen Himmel, ein leuchtender Blick dankt dem gütigen Vater droben, dann beugt sie sich zu ihm nieder und fragt leise: „so willst Du mir folgen, auch wenn ich Dich in das Haus meines Vaters führe?"

„Ja!"

„Und willst es mir erlassen, meinen eignen Onkel und Vater weiter zu verrathen, willst es schweigend geschehen lassen, daß ich Dich rette und nicht fragen, vor wessen Mörderhand?"

„Ja!"

„Dann folge mir!" Und sie schlingt den Mantel von Neuem um die schönen Schultern, und schwarz verschleiert und geheimnißvoll eilt sie mit ihm von dannen in die stille Nacht hinein.

Droben im prächtigen Banquetsaal steht Hortense. Das Licht fällt aus gedämpfter Glaskuppel auf sie nieder, und zittert in schmalen Streifen auf dem schleppenden Gewand, blitzt hier und da auf in den Steinen, die an Hals und Armen glitzern, oder spielt in den glänzenden Haarlocken, die sich voll und schwer um die Schultern ringeln.

Bonnivard lehnt vor ihr am Kamin. Wiederholt preßt er die Hand vor die brennende Stirn, um sich der Wirklichkeit zurückzuführen, wacht er? träumt er nur, ist er vielleicht schon todt, und ist jenes holde Antlitz da seine Seligkeit, die ihm so zauberisch entgegenstrahlt?

„Und nun, mein Freund", lächelt die Marquise, „nun sagt mir mehr von dem neuen Glauben, den Ihr so herrlich in St. Victor gepredigt habt."

Er tritt mit erhobener Hand zu ihr hin. „Jetzt nicht, Hortense", fleht er, „nicht in diesem Augenblick von jenen Sachen reden, die mich Tag und Nacht verfolgen, jetzt wo mich tausend wonnesame Fragen quälen, darf ich sie thun, darf ich auch von Deinen Lippen die Antwort hören, und wirst Du mir nicht zürnen, Hortense?"

Sie lächelt so glückselig. „Frage mich, ich werde Dir Antwort geben!"

„Dann sage mir, Du wundersames Weib, wie Du, als meine natürliche Feindin, als Tochter des fanatischsten Katholiken, als Nichte Johanns, der mir nach dem Leben steht, wie Du in meine Kirche kamst?"

„Aus Neugierde!" sagt sie einfach.

„Um den Ketzer, den Gottesschänder zu hören, der es wagte, gegen die erlauchte Kirche und Päpstlichkeit zu sprechen?" rief er nicht ohne Bitterkeit, „Du wolltest dem Verhaßten von Angesicht zu Angesicht stehen, und flohst auch darum mit bleichen Wangen das Bereich seines Auges,

als der Wind den Schleier hob, um ihm jenen süßen Anblick zu bieten, den ja nur ein guter Katholik genießen darf?"

„Nein, Bonnivard!" entgegnet sie, leise den schönen Kopf senkend, „ich floh vor Dir, weil ich Deine Macht fürchtete, weil ich ein Gefühl ersticken wollte, gegen das man nicht streiten kann, und weil ich wußte, daß Deine Nähe einen Zauber auf mich übt, dem ich nicht wiederstehen kann!"

Sein Blick ist voll unsagbarer Milde, als er einen Schritt näher tritt und leise fragt: „Und dennoch kamst Du zurück zu mir?"

„Ich konnte ja nicht anders!" ruft sie mit leuchtenden Augen, „wer Dich einmal gehört hat, Bonnivard, der muß Dir anhängen für alle Ewigkeit!"

„So glaubst Du meiner Lehre, so traust Du meinem Evangelium?" jubelt er und faßt stürmisch ihre beiden Hände, „und hälst mich nicht für einen abtrünnigen Mönch, einen gottlosen Mann, für einen Verräther an der Kirche? Es war mir gleichgültig, Hortense, was sie gegen mich geredet, ich habe sie verachtet, ihre empörenden Verläumdungen, und habe weiter gehandelt und gepredigt wie es mir mein Gewissen und die Liebe zum Vaterland gebot! Konnte ich es denn ruhig mit ansehen, wie sie die arglosen Bürger in die Fallen lockten, sie gar prächtig zu bereden wußten, um sie mit leeren Versprechungen dem Untergange zuzuführen? Nein! Dagegen empörte sich all mein Rechtlichkeitsgefühl, ich konnte es nicht geschehen lassen! Und nun Dank, Dank für Deine Worte, edle Frau, die meinen Muth erfrischt haben und mein Zutrauen gestärkt, wie die Quelle den Pilger der Wüste! Habe ich auch den Haß und die Verachtung der Welt mit trotzigem Haupt ertragen und ihm sicher in das falsche Auge geschaut, die Deine ertrüg ich nicht!"

Die Marquise zieht ihre bebende Hand aus der seinen, sie wagt nicht den Blick zu ihm zu erheben.

„Und nun noch ein Wort, Hortense", fährt er ernst fort, „nur dies Eine sag mir noch: Wie vermochtest Du es über Dich, mich zu meiner Rettung unter Dein eigen Dach zu flüchten? Mit Gefahr Deiner Freiheit, Deines Reichthums, beim Zorn Deiner Familie? Du, von der man sagt, es sei ein flatterhafter Geist, ohne Treu und Beständigkeit, die leichtfertige Marquise de Montrivière, deren Spott bitterer sein soll als herzogliche Ungnade, die man haßt und liebt, ihr flucht und sie vergöttert, Du setzest Glanz und Glück aufs Spiel, all Dein leichtes, buntes Götterleben, um hinaus in die dunkle Nacht zu eilen und der Reformation einen Mann zu erhalten, der dem Glauben des eignen Vaters die Spitze bietet?"

Die Edeldame trat einen Schritt zurück und faltete die kleinen Hände über der Brust, sie war bleich wie der Tod, aber aus den dunklen Augen strahlte eine rührende Milde und leise, flüsternd als ob sie betete, entgegnet sie: „So sagt man in Genf von mir, und schilt mich leichtsinnig und herzlos, weil ich gelacht und gesungen habe, und das Leben zu schön fand, um es still und einsam zu vertrauern. Nein, ich bin nicht schlecht, Bonnivard, ich habe gethan, was mir der leichte Sinn meiner Jugend gebot, was mein Vater gut hieß, und was mir keine Mutter tadeln konnte; und wenn ich gefehlt habe, so war es jetzt im tiefsten Herzen, dessen Liebe ich nicht bemeistern konnte, und das Deinen Tod nicht

Digitized by Go

überlebt hätte, in diesem Herzen, das nur Dir angehört, Franz Bonnivard, Dir mit seiner ganzen Gluth, mit seiner ganzen Innigkeit und Treue, ich liebe Dich!" Und wie entsetzt über ihre eigenen Worte schlägt sie die Hände vor das Gesicht und wankt nach der Thür, sie will ihn fliehen, dem sie eben noch so muthig gegenüberstand.

Mit wenigen Schritten steht er an ihrer Seite und hält sie sanft zurück.

„Hortense!" sagt er langsam, und seine Stimme bebt vor Erregung! „Sag mir, ob es ein Traum ist, der meinen wirren Sinn gefangen hält, sag, ob jenes Wort wahrlich mir gegolten, oder ob es nur eine Täuschung war, ein Trugbild, das mich weit ab von der traurigen Wirklichkeit führt! O dann tödte mich lieber, Hortense, laß mich gehen und in dem süßen Glauben sterben, es sei Alles Wahrheit, Du liebtest mich und ich wäre bei Dir, um Dich nie mehr zu verlassen!"

Ein verzweifelter Blick bricht aus ihrem Auge: „Und wozu das Alles, Bonnivard? Ja, ich liebe Dich! ewig, einzig und allein, wenn ich Dir auch nie mehr sein darf, als ein unsichtbarer Schutzgeist, der über seine Liebe wacht, wenn ich Dich aus ihren Händen rette, in stillen Stunden für Dich bete, und nur Deinem Andenken lebe; nach dieser Stunde darf ich Dir nie mehr gegenüberstehen. Dort, jener Altar von St. Victor stellt sich zwischen Dich und mich, die Stola trennt mich von Deinem Herzen, und der Weihespruch der Kirche, der Dich zu ihrem Priester segnet, ist das Todesurtheil unsrer Liebe!"

Sein Antlitz ist bleich, aber ruhig und lächelnd. „Jene Kirche, von der Du sprichst, Hortense, hat an mir ihre Macht verloren", entgegnet er mit hochemporgerichtetem Haupt, stolz und frei, als stände er vor dem höchsten Bischofsstuhl, „zwischen uns ist das Tischtuch zerschnitten, und die Kette, die mich ihr verband, die hab ich selbst mit Wort und That zerbrochen; ich war ihr Priester, aber ich bin es nicht mehr. Seit der Minute, da ich Dich gesehen, da wußte ich, daß mein Segen niemals in dem Gewand der Kirche ruhe, da war es mir zur Gewißheit geworden, daß ich mich von ihr lostrennen müsse, um dort bei meinem Glaubensbruder Luther die langersehnte Ruhe zu finden; ja, der Gedanke, der mich bisher noch erbeben machte, der schien mir jetzt der einzig goldene Schlüssel zu Freiheit und Leben, die einzige Möglichkeit jenem Bilde nachzufolgen, das so schnell an mir vorbeigezogen, dessen Name und Stand mir fremd war, aber von dem ich wußte, daß es Ziel und Glück meines Lebens sei; ich liebte Dich, Hortense! Und nun raube mir nicht all meinen stolzen Muth, all die Zuversicht, die so felsenfest auf die Zukunft baut; jetzt nach dieser Stunde weiß ich ja erst, für wen ich kämpfe, und nun hab ich auch die feste Ueberzeugung, daß der Sieg nicht ausbleiben kann und mir die lieblichste Krone verweigern!" Voll hinreißender Innigkeit beugt er das Knie, „die Liebe überwindet Erde und Himmel, und wenn Du mich wahrhaft liebst, wenn dieses Glück, an das ich ja immer noch nicht glauben kann, wenn es wirklich wahr ist, dann ist auch der Sieg schon gewonnen. Und wenn Du selbst Montrivières Tochter und Johanns leibliche Nichte bist, Du bist auch mein Weib von Gottes Gnaden!"

Sein Blick heftet sich auf ihr Antlitz. Diese traurigen Augen reden jetzt flammende Glückseligkeit. Und wie sie die Stimme hört, die

Digitized by Google

so treu und wahr zum Herzen klingt, und seine verklärten Züge schaut, über welche wohl zum ersten Mal der Glanz des tiefsten Glückes fliegt, da bricht auch ihre ganze glühende Liebe hervor, all die tiefe, nie gekannte Innigkeit, und beherrscht von dem übermächtigen Gefühl breitet sie die Arme aus Bonnivard küßt sie. Da schlägt es die zweite Stunde vom Thurm. Der Priester schrickt empor und ergreift die Hand der Marquise.

„Um vier Uhr muß ich in St. Victor sein!" sagt er weich, „laß mich jetzt gehen, Hortense! Du hast mir nicht von der Gefahr geredet, und ich habe Dir gelobt, auch nicht darnach zu fragen; doch denke ich, daß sie jetzt vorüber ist und ich ungefährdet mein Heim erreiche.

Hortense erbleicht. „Vorüber? o die Gefahr umgiebt Dich stets, geliebter Mann, so lange als Du in Genfs Mauern weilst, so lange als Du seinen Bürgern noch predigst! Ich weiß es nicht, ob Deine Bahn jetzt frei ist, ob sie noch an der Brücke lauern und die Hand zum mörderischen Stoß bereit halten, aber eins laß Dir noch sagen, Bonnivard, sei auf der Hut! Traue ihnen nicht, den scheinheiligen Brüdern der Kirche, geh nicht ungeleitet nach Hause, und vertheidige Dich nicht, wenn sie Dich angreifen. Du mußt ja leben, Bonnivard, für die heilige, neue Lehre, für Deine Gemeinde, für mich! Vorsicht ist keine Feigheit, und schützest Du Dir Freiheit und Leben, dann ists für uns!"

Der Prior zog ihre kleine Hand inbrünstig an die Lippen.

„Ich danke Dir, Hortense!" sagt er lächelnd, „ich werde wachen und ein offenes Auge haben, wenn ich auch überzeugt bin, daß sie niemals Hand an mich legen werden, aber das Leben, das mir erst nur eine ernste, traurige Pflicht schien, das hast Du mir zum übervollen Becher des Glücks gemacht, und bewachte ich es erst aus strenger Glaubenstreue, so hüte ich es jetzt mit tiefster Innigkeit des Herzens! Wann werde ich Dich wiedersehen können? Nach St. Victor darfst Du nicht kommen, und Dich hier im Hause aufzusuchen, hieße Dich und mich verderben. Wo kann ich Dich sehen, Hortense? Nur Dein Anblick genügt mir ja, nur ein freundlicher Blick giebt mir Kraft und Löwenmuth, ohne Dich würde ich nichts mehr zu Wege bringen, und die Gedanken wären nur bei Dir!" Er zieht ihre Hände beschwörend gegen die Brust, diese breite stolze Brust, die sich dem Feind so tollkühn entgegen bot.

„Wenn Du aus der Versammlung nach Hause kommst, erwarte ich Dich am Parkgitter und unterrichte Dich von den Plänen Deiner Feinde; da können wir dann plaudern und aus Wort und Blicken Kraft zu neuen Thaten schöpfen!"

Dann mußte er Abschied nehmen, es war ein bittres Trennen. Auf der Treppe knarrt es leis, gedämpfte Schritte verhallen im Park, und das erste Frühroth huscht durch die Baumwipfel, in deren Schatten die hohe Gestalt Bonnivards verschwindet. Schnell eilt er dahin, und Hortense blickt ihm lange nach, bis sich das Gitter knarrend schließt und die dampfenden Nebel hinter ihm zusammenschlagen.

Wochen waren vergangen: es war dunkle Nacht. Der Wind pfiff durch die Straßen und brach sich ächzend an den scharfen Ecken, rauschte durch die Baumwipfel und warf sie hin und her, daß die Blätter durch die Luft tanzten und weit hinweggetrieben wurden, wer sagt, wohin?

Digitized by Google

Hortense klammert sich an die Gitterthür und lauscht mit starren Augen in die Dunkelheit hinein, die Regentropfen schlagen ihr kalt ins Gesicht und der Sturm zaust ihr langes Haar, kein Laut, kein Schritt, alles ist still.

So vergeht Minute auf Minute; von der Stadtkirche schlägt es halb zwölf, es schlägt auch bald Mitternacht. So lange hat sie Bonnivard noch niemals warten lassen! Fröstelnd schlingt Hortense die kalten Hände in einander und schmiegt sich gegen den Thürpfeiler, ihre Zähne schlagen zusammen und das schwarze Haar hängt ihr naß in die Stirn, so steht sie und lauscht, vergebens. Eine maßlose Angst überkommt sie; das Wetter hielt ihn nicht ab zu kommen, das wußte sie, war er doch am sichersten bei Sturm und Regen, es mußte ein Unglück geschehen sein!

Die Marquise floh hinauf und brach unter dem Mutter-Gottesbild zusammen, sie betete die ganze Nacht hindurch.

Der Morgen brachte ihr Nachricht, eine furchtbare Post. Bonnivard war gefangen, in der Macht des Herzogs, kein Mensch wußte, wo er war, selbst der Marquis de Montrivière nicht. Hortense glich einem Geist; todtenbleich, kalt und theilnahmlos hörte sie die Schreckenskunde, nur im Auge loderte es heiß empor und den Blick, welchen es zum ewigen Himmel sandte, war ein Schwur, ein furchtbar Gelöbniß, den Kampf für Lieb und Treue zu wagen. Sie erfuhr es auch, wo der Geliebte weilte, wo er in Ketten und Haft schmachtete, und auch der Tag kam heran, wo sie ihm zu Hülfe eilen, zu Füßen des Herzogs für seine Freiheit flehen wollte, wo sie ihm selbst die selige Kunde bringen und seine Fesseln zu lösen gedachte, wo sie mit ihm ziehen wollte, weit hinaus in die Welt, in Noth und Verbannung, nur um ihm ihr Leben zu weihen und sein Exil zum Paradies zu wandeln.

Der See schlug rauschend an die flachen Ufer und spülte schäumend um Geröll und Kies, welches ihr die starren Zacken trotzig entgegen bot.

Die Möven theilten in unberechenbarem Zickzack die schwüle Luft, jäh hinab in die Fluth tauchend, oder die glänzende Schwinge auf den Wogen ruhen lassend; rastlos und flatternd wie ein weißes Blatt, mit welchem der Wind sein neckend Spiel treibt. Am Ufer von Bouverei arbeiteten zwei Männer.

„Tiens, Etiens!“ rief der Größere von Beiden, „halt das Tau straff, ich muß hinein und dies ver . . . Ding holen, wie fest geleimt liegts in dem Sand. Der Fischer warf seinem Gefährten das lange Seil zu, streifte das grobleinene Beinkleid empor und watete in das Wasser, um den Kahn mit nerviger Faust an das Land zu stoßen.

„S' wird besser sein, er sitzt auf festem Boden!“ meinte Etiens mit leichter Kopfbewegung, „da hinten von Lausanne her steigen böse Wolken auf, und der dent du midi ist klar als hätt' ihn der Pater mit dem ewigen Lämpchen beleuchtet! Schlecht Zeichen das für unsere arme Jungen, die noch draußen auf dem See sind!“ Damit warf er das Tau über die Schulter und stemmte den Fuß gegen das Gestein.

„Zieh an!“ commandirte der im Wasser, und Etiens starker Körper bog sich unter der vergeblichen Anstrengung. „Mille diantres!“ fluchte Nicole und wischte sich den Schweiß von der Stirn, „mir scheint, der Bursche will heut in See bleiben. Nun, von diesem Fels reißt ihn so leicht kein Sturm los, und wenn er auch direct aus dem Rachen des Satanas

Digitized by Google

käme!" Damit warf er die Ruder in den Kahn und watete zurück ans Land.

„Halloh! Wer kommt denn da?" rief er plötzlich stehen bleibend und legte die Hand über die Augen, „beim König Artus, ein Frauenzimmer, und wie mirs scheint, keins aus dem Bürgerstand!" lachte er, „schau, wie sie leicht über das Gestein springt, und wie der seidene Mantel im Winde weht!"

„Was wird sie hier zu suchen haben am Strand und bei jetziger Zeit?" fuhr Etiens fort und sein breites Gesicht färbte sich mit lebhaftem Roth, „schau doch, Langer, sie steuert wahrlich auf uns zu, da, hat sie nicht eben mit der Hand gewinkt?"

Nicole warf die gestickte Jacke über die Schulter und stemmte sich auf die Bootstange.

„Ein vornehmes Frauenzimmer!" sagte er, den Kopf schüttelnd, „und so allein! Wird wohl nach Chillon zum gestrengen Herrn Herzog hinüber wollen, aber hoffentlich jetzt nicht mehr, wo das Wetter jeden Augenblick losbrechen kann!"

Unterdessen war die Fremde schnell näher gekommen, noch wenige Schritte und sie stand vor den Fischern, welche die prächtige Erscheinung der Nahenden mit verblüfftem Gesichte musterten.

„Ihr seid Fischer von Bouverei?" fragte sie hastig und strich die dunklen Locken aus der Stirn: „könnt Ihr fahren?"

„Ich bin aus Evian, Ew. Gnaden!" sagte Etiens und nahm ehrerbietig die Mütze ab, „aber der Nicole hier ist in Bouverei zu Hause!"

„Und habt Ihr Zeit zu fahren?" wiederholte die schöne Frau ungeduldig, „ich habe keine Minute zu verlieren!" Nicoles rundes Gesicht verzog sich zu gutmüthigem Lachen. „Fahren, Madame?" wiederholte er ungläubig, „bei diesem Wetter? Nehmen Sies nicht für ungut, da müßte man ja aber rein des Teufels sein!"

Hortenses Lippen kräuselten sich verächtlich.

„Das Wetter hält sich noch zweimal so lang als wie wir es nöthig haben!" sagte sie stolz, „ich wünsche nach Chillon überzufahren und zwar sofort, verstanden?"

„Sehr wohl!" nickte Etiens mit schlauer Miene, „aber wenn Sie fahren wollen, Madame, dann suchen Sie sich erst den Fischer und den Kahn, unserer sitzt hier fest im Sand!"

„Ausreden!" rief die Marquise mit zornigen Augen, ihr ungestümes Wesen brach mit aller Macht hervor. „Ihr seid zu feige und fürchtet das Wasser wie die Katzen! Aber ich will nichts von Euch als Euer Boot. Wollt Ihr es mir verkaufen?"

Die Männer sahen sich verdutzt an; sie wußten nicht, was sie aus dem seltsamen Wesen machen sollten, aber instinctiv fühlten sie, daß diese Gelegenheit Gold zu verdienen einzig in ihrem Leben dastehen würde.

„Ich gebe Euch zehn volle Goldgülden!" fuhr Hortense aufgeregt „aber dann ist das Boot mein, ohne Widerrede!"

„Zehn Gülden!" wiederholte Etiens mit weit geöffneten Augen. War die Frau eine Fürstin, oder hatte sie keinen Begriff vom Werth eines vollen Goldstückes? „Topp, der Handel gilt, Madame!" rief er, und hielt ihr seine schwielige Hand entgegen, „Glück auf den Weg, Comtesse, s' ist ein gutes Schiffchen, das schon einen Sturm aushält."

Hortense hatte als Kind und heranwachsendes Mädchen viel gerudert; sie kannte den See von ihrem Aufenthalt zu Evian gut genug, um sich ihm anzuvertrauen, und so war ihr Entschluß schnell gefaßt, sie fuhr allein.

„Ich brauche Niemand von Euch!“ sagte sie schnell, „aber ich bitte Euch um einen Gefallen! Wenn ich nicht zurück komme, und Ihr sicher wißt, daß ich todt bin, dann besorgt diese zwei Briefe nach Genf, den einen an den Marquis Regnauld Paul de Montrivière und diesen andern an den Bürger Bernauld. Werdet Ihr es sicher ausrichten?“

„Seid unbesorgt!“ entgegnet Nicole feierlich; die Schönheit und der mögliche Tod der jungen Edeldame rührt ihn tief; „ich werde Euch mit Wort und Handschlag verbürgen, daß jedes Schreiben an seine Adresse gelangen soll!“

„Nun, dann Gott befohlen!“ rief die junge Marquise, „betet ein pater noster für das Heil meiner Seele!“

Sie reichte einem jeden der Fischer noch einige Geldstücke und sprang in den Kahn, von den Dank- und Segenswortenden der Glücklichen begleitet.

„Laßt mich mit Euch fahren, hohe Dame!“ rief Etiens gerührt, „der See ist zu mächtig für solch schwache Hände, Ihr überliefert Euch dem Untergang!“

Die Marquise lächelte gütig. „Seid ruhig, braver Mann, die Heiligen helfen mir, sie lassen kein treues Herz zu Grunde gehen! Seht die Wolken ziehen nach Lausanne hin, wir bekommen heute keinen Sturm mehr, ich muß in wenigen Stunden in Chillon sein, damit ich den Herzog noch antreffe!“ Damit warf sie den Mantel neben sich und faßte die Ruder; die breiten Goldspangen klirrten an den Armen, und der Wind spielte in den vollen Locken, so trieb sie den Kahn in den See hinaus.

„Ein seltsam Wesen!“ sagte Etiens nachdenklich, „so reich und so schön, hat sie nicht Augen wie Magdalena, die hinter dem Altar hängt?“

Nicole sah dem Fahrzeug mit starren Augen nach. „Ein schönes Weib und ein edles Herz“, flüstert er vor sich hin, „die heilige Mutter Gottes schütze sie, daß wir nicht ihre Leiche aus dem Wasser fischen müssen!“ Dan sah er auf die Briefe und las halblaut ihre Adressen, Marquis de Montrivière! Das ist ein hoher Herr, wie man sagt, und der Bürger Bernauld, das ist ein Ketzer und Anhänger Bonnivards, Gott steh mir bei, wer ist dies Weib gewesen?“

Es war ein furchtbares Ungewitter. Himmelan stiegen die Wellen, kochend schäumte die Tiefe, donnernd rollte es im See, und der Sturm blies noch hinein in all dies Wirren und peitschte die zischende Fluth. Schwarz und drohend hingen die Wolken am Himmel, knäulten sich wild zusammen und flatterten um die düstern Alpen, grau, grau und schwarz, ohne Licht, ohne Sonne, ein weites Grab.

Inmitten des Sees schwankte ein kleiner Kahn. Wie eine Feder warf ihn die Fluth und schleuderte ihn spielend von Woge zu Woge, ringend zwischen Tod und Leben, schwankend zwischen Land und Abgrund, allein und ausgestoßen auf endloser Fläche trieb er dahin, gleich dem Wassertropfen in der Wüste, in dem erst die Sonnenstrahlen spielen, ehe sie ihn zu sich empor ziehen.

Hortense kniete in dem kleinen Fahrzeug und hob die gefalteten

Digitized by

Hände zum dräuenden Himmel. Es war ein herrliches Bild, diese jugendschöne Gestalt, umwogt von köstlicher Seide und geschmückt mit Gold und prächtigem Geschmeide, wie sie die weiße Hand im Gebete rang, für ihn flehte, den sie ja retten wollte! Ihr eigen Leben achtete sie gering, sie war ja nur das Werkzeug, um ihn und sein theures Leben zu schützen, und was sollte aus ihm werden, wenn sie nicht mehr da war, wenn keine Seele mehr für seine Freiheit kämpfen wollte? Es war ein Schrei der Todesangst, der sich durch Sturm und Wogen zum Himmel drang, all die unendliche Liebe, die Verzweiflung und Qual schien ihn zu durchzittern, und laut und betend rief sie in den Sturm.

„Nur eins, mein Herr und mein Gott, erfüll an mir, laß mich in seiner Nähe weilen und ihn schützen, nimm mein Leben hin und laß dies eine Opfer Dir genügen, trenne mich nicht von ihm, und forderst Du auch meinen Tod, so gieb, daß ihn mein Geist umgiebt und treulich über dem Geliebten wacht!"

Da klang es hell und seltsam durch den Sturm, wie Glockenton und Chorgesang, die Wogen stiegen schäumend in die Höh und Hortense sinkt zurück und breitet die Arme gegen den Himmel. Trat nicht eine Gestalt zu ihr heran, faßte sie nicht ein starker Arm und zog sie an die treue Brust, lehnte sie nicht an seinem Herzen und küßte er sie nicht mit segnendem Kuß auf die kalte Stirn? Hob er nicht den Arm und deutete empor zum ewigen Himmel, wo es kein Trennen und keinen Tod mehr giebt?

Hortense schließt die Augen und taumelt jener Lichtgestalt entgegen, ein Schrei und eine schäumende Woge, dann ist es todtenstill über dem Wasser, nur der kleine Kahn treibt herrenlos auf der dunklen Fluth.

Drüben an den Alpen aber trat ein helles Bild hervor, eine weiße Frau, die ihre Hände segnend über Chillon hebt. Die Wellen rauschten neugierig heran und zerschellten am sandigen Ufer, sie war ihnen so bekannt, die bleiche Erscheinung, und so rauschten sie suchend zum Grunde zurück, da aber war es leer und still: Hortense war dem feuchten Grab erstiegen und wachte dort an hohem Felsen über ihre Liebe.

Durch die schmale Mauerritze aber huscht ein matter Mondenstrahl und küßt die gramgefurchte Stirn des unglücklichen Gefangenen, um dessen gefaltete Hände die schwere Kette klirrt, ein letzter inniger Liebesgruß der Todten, deren Bild den Schlafenden umschwebt und süße Träume an sein hartes Lager zaubert, an das Lager — Bonnivards.

Der Bürger Bernauld hat den Brief der Marquise erhalten und hat ihre letzten Bitten erfüllt. Als die Genfer nach fünf Jahren das Schloß Chillon stürmten, da war Bernauld der Erste, welcher in Bonnivards Zelle drang und im Namen Hortense de Montrivières seine Fesseln löste. Es war allerdings ein Greis, der schwankend zum ewigen Licht emporstieg, um still und einsam weiter zu leben, ihrem Andenken allein. Wenn aber Sturm und Wetter den See umtobten und die Flut wie damals schäumte und brandete, dann trat er wohl still zum Strand, blickte starren Auges zu dem lichten Bild hinüber, hob segnend seine Hände und grüßte sie — die weiße Frau.

Beethovens letzte Liebe.

Von **Ludwig Nohl.**

Es war an einem Julitage des Jahres 1856, als wir, von Rom in die Heimat zurückkehrend, in dem Hafen von Civitavecchia einen langen heißen Mittag auf dem Deck des Dampfbootes zuzubringen hatten, das uns nach Genua führen sollte. Drei Berliner Damen, darunter eine junge, und ein preußischer Referendarius — nun, da würde es wohl nirgend in der Welt lange gewährt haben, bis die Unterhaltung im Gange war. Hier aber machte die Situation sie schon bald gegenseitig sehr lebhaft. Zudem kam man ja von Rom! — Und wie die Sonne Manches erweckt, so erzeugte hier ihr sengender Brand als Gegenwehr einen erhöhten Humor. Fräulein Elise stimmte bald ein Lied an und das so sehr Musikalische der Intonation wie vor Allem die distincte Rhythmik und Declamation reizte den jungen Kunstenthusiasten, einzufallen und es fortzusetzen. „Wenn Sie ein Lied singen wollen, so fangen Sie sich gefälligst alleine eines an", hieß es da echt berlinisch. Aber man hatte einander auf dem beiderseitigen speciell gepflegten Gebiete gefunden. Ich brachte bald außer den heimischen Volksliedern auch italienische Weisen vor, wie ich sie von den Amalfitaner Schiffern, die uns nach Capri führten, auf dem Meere selbst aufgefischt hatte, und dies brachte uns denn auch auf die uralten Winzerweisen, wie ich sie wochenlang auf den Höhen von Aricia bei Rom in einer melancholischen Eintönigkeit, aber von wundersam feiner Gebrochenheit der Melodielinie singen gehört hatte, ohne sie jedoch je gerade in dieser chromatischen und sogar griechisch enharmonischen Eigenthümlichkeit auffassen und wiedergeben zu können. Die Damen hatten ebenfalls diese wohl noch in vorchristliche Zeiten gehörigen Melismen oft gehört, und zu meinem Staunen vermochte das Fräulein sie sogar in diesen ihren charakterischen Viertelstönen nachzusingen. Nun wußte ich, daß ich nicht blos eine musikalisch begabte, sondern eine technisch fein geschulte Sängerin vor mir hatte.

Die weiteren vierzehn Tage, natürlich nur Musik, auf jeder Poststation, wo wir übernachteten, vor Allem aber in Brunnen am Vierwaldstädtersee, wo sich eben auch viel Musikalien vorfanden! Die liebenswürdige Geschwisterschaft aber war weiter der Anlaß, daß ich den nächsten ganzen Winter ebenfalls in Berlin zubrachte. Und wenn der fast tägliche Umgang mit dem Componisten Friedrich Kiel mir persönlich damals den festen Grund zu der technischen Kenntniß der Musik legte, die mich zu umfangreichen Forschungen über das Leben und den Bildungsgang unserer modernen großen Meister, vor Allen Beethovens,

Digitized by Google

schulte, so war es eben damals der gleich tägliche Verkehr in jener Familie, was uns diese Meister jeden Augenblick wie umgebende Freunde lebendig machte. Wie oft begleitete ich dem Fräulein die Scene Ah perfido, wie sangen wir aus Fidelio, wie sehnsuchtsvoll innig erklang der Liederkreis „An die ferne Geliebte". Wir ahnten nicht, daß etwas von dieser schönen Art, innig und verständnißvoll redend zu singen, fast unmittelbar von dem Meister selbst herstammte, daß die Dame, bei der das Fräulein dies gelernt hatte, selbst die „ferne Geliebte" war und daß wohl einst Beethoven selbst ihr sein „Mignon" begleitet hatte!

Ich fand keinen weiteren Anlaß zu fragen, wer sie so distinct singend reden gelehrt, und sie wußte damals noch nicht, daß ihre Lehrerin, die Gattin eines Collegen ihres eigenen Vaters, einst von Beethoven so sehr geliebt war. Die Billets, die er an sie gerichtet hat, kamen erst später ans Tageslicht und durch sie erfuhr die Welt überhaupt zuerst von diesem innigen Verhältnisse. Erst mehrere Jahre nachher, als ich selbst am zweiten Bande meines Werkes „Beethovens Leben" arbeitete und näher wissen wollte, wer diese Justizräthin Amalie Krause, geborene Sebald gewesen — und wer konnte wohl eher davon wissen, als eine solche musikalische echte Berlinerin? — wandte ich mich an meine einstige italienische Connaissance und so erfuhren wir Beide erst, daß ihre Lehrerin einst Beethovens geliebte Freundin gewesen war. Ihrer freundlichen thätigen Vermittlung verdanke ich denn, sowie verschiedenes biographische Detail, auch ein sehr unmittelbar anmuthendes Bild der zarten, klugäugigen, schön lichtbraunen Dame und wir wollen hier den Bestand dieses Verhältnisses in Beethovens Leben einmal nach seinem vollen Zusammenhang zu erfassen suchen.

„Sage Beethoven das Herzlichste von mir und daß ich gern Opfer bringen würde, um seine persönliche Bekanntschaft zu haben, wo dann ein Austausch von Gedanken und Empfindungen gewiß den schönsten Vortheil brächte; vielleicht vermagst Du so viel über ihn, daß er sich zu einer Reise nach Karlsbad bestimmen läßt, wo ich die beste Muße haben würde, von ihm zu hören und zu lernen", schreibt am 6. Juni 1810 Goethe an sein herzlich geliebtes Kind, Bettina Brentano, als sie ihm kurz vorher in einer „raschen Explosion" jenes allerdings überraschend hell aufleuchtende Bild von Beethoven gezeichnet hatte, das man in dem 1877 bei Cotta erschienenen Buche „Beethoven nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen" mitgetheilt findet. Und Beethoven hatte voll Freude ausgerufen: „Wenn ihm Jemand Verstand über Musik beibringen kann, so bin ichs." Die Idee, Goethe in Karlsbad aufzusuchen, ergriff er mit Begeisterung. „Konnte ich das nicht schon früher gethan haben?" rief er, sich vor den Kopf schlagend. Aber wahrhaftig, ich habe schon daran gedacht, ich habs nur aus Timidität unterlassen, die neckt mich manchmal, als ob ich kein rechter Mensch wäre. Aber vor dem Goethe fürchte ich mich nun nicht mehr." — „Rechne darauf, daß Du ihn im nächsten Jahre siehst", schließt also Bettina.

„Malfatti will durchaus, daß ich nach Teplitz reisen soll", schreibt Beethoven selbst im Sommer 1811 von seinem Arzte. Und seine Stimmung hallt aus dem Briefe an Bettina vom vergangenen Februar wieder: „Sie heirathen, liebe Bettina, oder es ist schon geschehen und ich habe Sie nicht einmal zuvor noch sehen können. So ströme denn alles

Glück Ihnen und Ihrem Gatten zu, womit die Ehe die Ehelichen segnet! — Was soll ich Ihnen von mir sagen! — Bedaure mein Geschick, rufe ich mit der Johanna aus. Rette ich nur noch einige Lebensjahre, so will ich auch dafür wie für alles übrige Wohl und Wehe dem Alles in sich Fassenden, dem Höchsten danken." Im Mai des vorigen Jahres, 1810, hatte er an seinen Jugendfreund Dr. Wegeler geschrieben: „Seit ein paar Jahren hörte ein stilleres, ruhigeres Leben bei mir auf und ich ward mit Gewalt in das Weltleben gezogen. Noch habe ich kein Resultat dafür gefaßt und vielleicht eher dawider. Doch auf wen mußten nicht auch diese Stürme von außen (nämlich die Napoleonischen Kriege) wirken? Doch ich wäre glücklich, vielleicht einer der glücklichsten Menschen, wenn nicht dieser Dämon in meinen Ohren seinen Aufenthalt aufgeschlagen hätte. Hätte ich nicht irgendwo gelesen, der Mensch dürfe nicht freiwillig scheiden von seinem Leben, so lange er noch eine gute That verrichten kann, längst wär' ich nicht mehr, und zwar durch mich selbst. O, so schön ist das Leben, aber bei mir ist es für immer vergiftet."

Er bittet dabei in auffallend dringender Weise um seinen Taufschein, und wenig Monate später vernehmen wir den Grund dafür. „Ich glaube, seine Heirathspartie hat sich zerschlagen", schreibt ein anderer Freund jenem Adressaten. Der schwerhörige kränkelnde neununddreißigjährige „unbehülfliche Sohn Apollos", wie er sich selbst ebendamals nennt, hatte sich also noch ernstlich mit Heirathsgedanken getragen. Das Scheitern seines Projects macht uns seine resignationsvollen Worte gegen Bettina doppelt erklärlich. „So sei es denn! Für Dich, armer Beethoven, giebt es kein Glück von außen, Du mußt Dir Alles in Dir selbst erschaffen, nur in der idealen Welt findest Du Freunde", lautet eine andere Stelle seiner Briefe aus diesen Jahren.

So kam er in diesem Sommer 1811 nach Teplitz. „Seine Harthörigkeit machte ihn menschenscheu", sagt Varnhagen von Ense, der damals mit seiner schönen, geistvollen Frau ebenfalls dort war und ihn bald kennen lernte, weil er auf seinen einsamen Streifereien einigemal diese Rahel gesehen hatte, deren Gesichtsausdruck ihn an ähnliche ihm werthe Züge erinnerte. Es waren aber ferner Tiedge und seine Verehrerin, die Gräfin Elise von der Recke, dort. Auch mit ihnen trat er in ein warmes Freundschaftsverhältniß, und was ihm sonst keine Gewalt abtrotzen konnte, gewährte er jetzt gern und reichlich: er spielte seine neuesten Sachen oder erging sich in freien Phantasien.

Wir müssen jetzt vorerst eine andere Notiz mittheilen.

In dem Tagebuche einer jungen Dame in Wien, das im Jahre 1875 in dem Büchlein „Eine stille Liebe zu Beethoven" veröffentlicht worden ist, befindet sich eine Stelle über einen Besuch, den sie mit Vater und Schwester eines Tages dem Meister im nahen Kurort Baden machte. „Das hohe Interesse für Beethoven und Alles, was ihn betrifft, verleitete uns, einer vielleicht sträflichen Neugierde kein Ziel zu stecken", schreibt sie auf. „Und wie war es möglich, in einem Zimmer, welches von den Heiligthümern seiner Kunst erfüllt war, nicht von dem Wunsche ergriffen zu werden, alles etwas genauer zu besehen? Nanni fand ein Notizbuch, welches dem Anscheine nach ganz unbedeutende Dinge enthielt. Doch wie sehr wurden wir bald für unsere Neugierde

Digitized by Google

bestraft, als ich die schmerzliche Entdeckung machte, er müsse sehr, sehr unglücklich sein! Dieser kindliche Glaube, der hohe Sinn, der so fest am Göttlichen hängt, entzückte uns und steigerte unsere Theilnahme, unsere Achtung für diesen seltenen Menschen, wenigstens bei mir, aufs Höchste. Es war Unrecht, daß wir es gesehen haben. Aber durch unsern Blick wurde es nicht entweiht, wir kamen hingegegen in die Gelegenheit, den Werth dieses wahrhaft Edlen vollkommener als jemals zu würdigen. Ich war sehr erschöpft und konnte lange nicht einschlafen."

Und was war da gestanden?

Das Fräulein erinnerte sich noch einer Stelle, auf einem Fleckchen Papier gesehen zu haben: „Mein Herz strömt über beim Anblick der schönen Natur — obschon ohne sie!" — „Das gab uns viel zu denken", sagt sie.

Später kam die Rede auf Beethovens einsame Existenz und Abhängigkeit von fremden Leuten. „Es knüpfte sich bald ein äußerst interessantes Gespräch mit dem Vater an, welches sich aus den Bemerkungen fortspann, daß Beethoven unter diesen Leuten ein so trauriges Leben führe und durch nichts abzuhelfen wäre, als wenn er eine brave Frau nähme, weil nur diese die tausenderlei traurigen Umstände seines Gehörs wegen mit Geduld ertragen würde", so erzählt sie weiter. „Mein Vater fragte ihn, ob er denn Niemand kenne ꝛc. Ich hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit in einiger Entfernung zu und erfuhr, was mich in innerster Seele erschütterte, eine lang gehabte Ahnung bestätigte: er liebe unglücklich! Seit fünf Jahren habe er eine Dame kennen gelernt, mit welcher sich näher zu verbinden er für das größte Glück seines Lebens gehalten hätte. Es sei nicht daran zu denken, fast Unmöglichkeit, eine Chimäre. ‚Dennoch ist es jetzt wie den ersten Tag. Ich habs noch nicht aus dem Gemüthe bringen können', waren die Worte, welche mich schmerzlich ergriffen. Also auch von dieser Seite liebt er. Nun waren mir jene Worte auf einem Fleckchen Papier erklärt! Diese Harmonie, sagt er, hat er noch nicht gefunden. Doch ist es zu keiner Erklärung gekommen."

Dies war im Sommer desselben Jahres 1816, wo er im Frühling an seine Schüler Ries geschrieben hatte: „Alles Schöne an Ihre Frau. Leider habe ich keine. Ich fand nur Eine, die ich wohl nie besitzen werde." Jetzt aber haben wir den Sommer 1811 vor uns, also die „fünf Jahre" weisen deutlich auf jenen Teplitzer Aufenthalt hin.

In einem Briefe aus Teplitz den 6. September 1811 schreibt Beethoven an den bereits nach Dresden zurückgekehrten Dichter Tiedge: „Jeden Tag schwebte mir immer folgender Brief an Sie, Sie, Sie vor. Nur zwei Worte verlangte ich beim Abschied, aber auch nicht ein einziges gutes Wort erhielt ich. Die Gräfin (von der Recke) läßt mir einen weiblichen Händedruck bieten. Das ist denn doch noch etwas, was sich hören läßt. Dafür küsse ich ihr in Gedanken die Hände, der Dichter aber ist stumm. Von der Amalie weiß ich wenigstens, daß sie lebt. Täglich putze ich mich selbst aus, daß ich Sie nicht früher in Teplitz kennen gelernt, es ist abscheulich, so kurz das Gute zu erkennen und sogleich wieder zu verlieren." Diese Amalie aber war mit der Gräfin von der Recke nach Teplitz gekommen und der Schluß des Briefes: „Nun leben Sie so wohl, als es nur immer die arme Menschlichkeit kann.

Digitized by Google

Der Gräfin einen recht zärtlichen und doch ehrfurchtsvollen Händedruck, der Amalie einen recht feurigen Kuß, wenn uns Niemand sieht", giebt uns unsererseits „viel zu denken".

Ueber Carl Maria von Weber vernehmen wir, daß er im nächsten Jahre 1812 in Berlin für ein „durch geistige und körperliche Vorzüge gleich ausgezeichnetes weibliches Wesen" eine warme und tiefe Zuneigung gefaßt, die „vermöge der Tugenden der Dame sehr veredelnd" wirkte. Sie wird „hochmusikalisch" genannt und besaß eine „bezaubernd schöne Singstimme". Es war Amalie Sebald, geboren im Jahre 1785, jetz fünfundzwanzig Jahre alt.

Außer dem unbefangen zuthunlichen und sogar intimen Tone, womit in dem Briefe an Tiedge ihr Name genannt wird, haben wir aus diesem Sommer nur noch das Stammbuchblatt vom 8. August, — am 28., also mit dem Goethe's zusammen, war ihr Geburtstag — es lautet:

„Ludwig van Beethoven,
Den Sie, wenn Sie auch wollten,
Doch nicht vergessen sollten!"

Doch waren nicht das Jahr vorher Beethovens schönste Lieder fertig geworden: Clärchens „Freudvoll und leidvoll", Mignons „Kennst Du das Land", dann „Herz mein Herz", und gar „Nur wer die Sehnsucht kennt" viermal componirt? Sollte die „bezaubernd schöne Stimme" den Componisten nicht verlockt haben, dieselben so auch hier lebendig und in vollem Glanze erstehen zu sehen? Im December aber entstand sein Lied „An die Geliebte" mit dem Eingang: „O daß ich Dir vom stillen Auge in seinem liebevollen Schein". Und daß in diesem Frauengesicht leuchtend das Auge den entscheidenden Reiz ausgemacht, sagt uns selbst noch die doppelte Verwässerung der Photographie und des Holzschnitts die mir vorliegen.

Allein die volle Beglaubigung eines Einverständnisses, das diesen hohen Geist innerlich fesselte und es für das „größte Glück seines Lebens" halten ließ, hier dauernd verbunden zu sein, giebt uns doch erst der Aufenthalt des nächsten Sommers in Beethovens eigenen Billets, wie sie im Jahre 1859 ans Licht der Oeffentlichkeit kamen. Sie befinden sich heute auf einer öffentlichen Bibliothek in Newyork und reden für sich selbst, dürfen aber eben als einzig vollgültiges Zeugniß über die Sache hier am wenigsten fehlen.

„Tyrann ich?! Ihr Tyrann! Nur Mißdeutung kann Sie dies sagen lassen, als wenn eben dieses Urtheil keine Uebereinstimmung mit mir andeutete! Nicht Tadel deswegen, es wäre eher ein Glück für Sie", schreibt er am 16. September 1812. „Ich befand mich schon seit gestern nicht ganz wohl, seit diesem Morgen äußerte sichs stärker. Etwas Unverdauliches für mich ist die Ursache davon und die reizbare Natur in mir ergreift ebenso das Schlechte wie das Gute, wie es scheint. Wenden Sie dies jedoch nicht auf meine moralische Natur an. Die Leute sagen nichts, es sind eben nur Leute, sie sehen sich meistens in Andern nur selbst und das ist eben nichts. Fort damit, das Gute, Schöne braucht keine Leute, es ist ohne alle andere Beihülfe da und das scheint denn doch der Grund unseres Zusammenhaltens zu sein. — Leben Sie wohl,

Digitized by Google

liebe Amalie. Scheint mir der Mond heute Abend heiterer als den Tag über die Sonne, so sehen Sie den kleinsten, kleinsten aller Menschen bei sich.

Ihr Freund

Beethoven."

Gar absonderliche „Leute" waren übrigens gerade damals in Teplitz — ein voller Congreß hoher Potentaten und Diplomaten, um die kühnen Plane Napoleons, den Feldzug nach Rußland zu berathen: Kaiser Franz und seine Frau nebst ihrer Tochter, der Kaiserin von Frankreich, der König von Sachsen, der Herzog von Weimar, Fürst Wittgenstein, Baron Humboldt ꝛc., dann wissenschaftliche und literarische Notabilitäten ersten Ranges, Savigny, Varnhagen, Clemens Brentano, Achim von Arnim nebst Bettina und endlich — last not least — ihr grenzenlos verehrter Goethe, mit dem auch Beethoven eben damals nach seiner eigenen Aeußerung, „viel zusammen" war.

Dabei erfahren wir den bezeichnenden Vorgang, wie ihnen beiden miteinander jene hohen Herrschaften begegneten und Goethe sich mit abgezogenem Hute an die Seite stellte, während Beethoven mit untergeschlagenen Armen mitten zwischen ihnen durchging und nur den Hut ein wenig rückte, während diese sich von beiden Seiten theilten, um ihm Platz zu machen, und ihn Alle freundlich grüßten, „Ei was, so müßt Ihrs nicht machen, da macht Ihr nichts Gutes, Ihr müßt Ihnen tüchtig an den Kopf weisen, was sie an Euch haben, sonst werden sies nicht gewahr. Da ist keine Prinzeß, die den Tasso länger anerkennt als der Schuh der Eitelkeit sie drückt", hatte er zu Goethe gesagt und dabei erzählt, wie sein Schüler, der Erzherzog Rudolph in Wien, ihn einst habe antichambriren lassen. Er habe ihm dafür „tüchtig die Finger auseinandergereckt". „Einen Orden könnten sie einem wohl anhängen, aber darum sei man nicht um das Geringste besser", habe er gesagt, „einen Hofrath, einen Geheimrath können sie wohl machen, aber keinen Goethe, keinen Beethoven. Also das, was sie nicht machen können und was sie selber noch lange nicht sind, davor müssen sie Respect haben."

Der Stolz der Menschheit, die ihrer Würde bewußte Freiheits- und Mannesnatur, sie stand damals schon in der Eroica und noch ungleich geisthaltiger in der C-moll-Symphonie da, und eben jetzt schrieb dieser „kleinste aller Menschen" an jener A-dur-Symphonie, die Alles strahlend verherrlicht, was an frischer, freier Kräfteregung damals die Zeit und und die Nation ergriff, um den Tyrannen Europas, Napoleon, endlich wirklich niederzuwerfen. Allein wie bewußt jener Kraft, die „den Menschen bis zur Gottheit erhöht", der Kunst und Wissenschaft, gerade damals von Teplitz schreibt er doch selbst die schönen Worte: „Der wahre Künstler hat keinen Stolz. Leider sieht er, daß die Kunst keine Grenzen hat. Er fühlt dunkel, wie weit er vom Ziele entfernt ist, und indem er vielleicht von Andern bewundert wird, trauert er, noch nicht dahin gekommen zu sein, wohin ihm der bessere Genius wie eine ferne Sonne vorleuchtet." „Auf Euch hab' ich gewartet, weil ich Euch ehre und achte, wie Ihr es verdient", hatte er nach jener Scene mit den Großen dieser Welt gesagt und dem entspricht Goethe's eigenes Wort in jenem Brief an Bettina: „Ihn belehren zu wollen, wäre wohl selbst von Einsichtigeren als ich Frevel, da ihm sein Genie vorleuchtet und ihm oft durch

einen Blitz Hellung giebt, wo wir im Dunkel sitzen und kaum ahnen, von welcher Seite der Tag anbrechen werde."

Mit welchem Stolze schönster Art mußte ein echt weibliches Herz wie diese junge Dame die Verehrung eines solchen echten Künstlers erfüllen, dem in der That seine Kunst „Feuer aus dem Geiste schlug".

„Liebe, gute Amalie", schreibt er weiter. „Seit ich gestern von Ihnen ging, verschlimmerte sich mein Zustand, und seit gestern Abend verließ ich noch nicht das Bett. Ich wollte Ihnen heute Nachricht geben und glaubte dann wieder, mich dadurch Ihnen so wichtig scheinen machen zu wollen. So ließ ich es sein. — Was träumen Sie, daß Sie mir nichts sein können? Mündlich wollen wir darüber, liebe Amalie, reden. Immer wünschte ich nur, daß Ihnen meine Gegenwart Ruhe und Frieden einflößte und daß Sie zutraulich gegen mich wären. Ich hoffe, mich morgen besser zu befinden, und einige Stunden werden uns noch da während Ihrer Anwesenheit übrig bleiben, in der Natur uns Beide wechselseitig zu erheben und zu erheitern. Gute Nacht, liebe Amalie. Recht viel Dank für die Beweise Ihrer Gesinnungen für Ihren Freund

Beethoven.

In Tiedge will ich blättern."

Ein weiteres Blättchen muß die persönliche Begegnung ersetzen. „Ich melde Ihnen nur, daß der Tyrann ganz sclavisch an das Bett gefesselt ist. So ist es! Ich werde froh sein, wenn ich nur noch mit dem Verlust des heutigen Tages durchkomme. Mein gestriger Spaziergang bei Anbruch des Tages in den Wäldern, wo es sehr neblig war, hat meine Unpäßlichkeit vergrößert und vielleicht meine Besserung erschwert. — Tummeln Sie sich derweil mit Russen, Lappländern, Samojeden ꝛc. herum und singen Sie nicht zu sehr das Lied: ‚Es lebe hoch.'

Ihr Freund

Beethoven."

Bezeichnend für den hohen Sinn, den er auch in der Auffassung der Gebote von Sitte und Anstand der Welt besaß, ist das folgende kleine Billet: „Es geht schon besser. Wenn Sie es anständig heißen, allein zu mir zu kommen, so können Sie mir eine große Freude machen. Ist aber, daß Sie dieses unanständig finden, so wissen Sie, wie ich die Freiheit aller Menschen ehre. Und wie Sie auch immer hierin und in anderen Fällen handeln mögen, nach Ihren Grundsätzen oder nach Willkür, mich finden Sie immer gut und als Ihren Freund."

In der That war ihre Auffassung und Empfindung so großsinnig wie die seine, und wir begreifen seinen Ausruf: solche Harmonie habe er noch nicht gefunden. Denn sie kam wirklich, die letzten Billet sagen es uns mit Bestimmtheit. „Die Krankheit scheint nicht weiter voran zu gehen, wohl aber noch zu kriechen, also noch kein Stillstand!" schreibt er. „Dies Alles, was ich Ihnen darüber sagen kann. Sie bei sich zu sehen, darauf muß ich Verzicht thun. Vielleicht erlassen Ihnen Ihre Samojeden heute Ihre Reise zu den Polarländern, so kommen Sie zu Beethoven." Es scheint, daß die Familie damals besonders lebhaften Umgang mit russischen Familien hatte. Das Fräulein sorgte aber trotzdem nach Kräften für den Erkrankten. „Dank für Alles, was Sie für

Digitized by Google

meinen Körper gut finden, für das Nothwendigste ist schon gesorgt. Auch scheint die Hartnäckigkeit der Krankheit nachzulassen", heißt es. „Herzlichen Antheil nehme ich an Ihrem Leid, welches auf Sie durch die Krankheit Ihrer Mutter kommen muß. Daß Sie gewiß gern von mir gesehen werden, wissen Sie, nur kann ich Sie nicht anders als zu Bette liegend empfangen. Vielleicht bin ich morgen im Stande, aufzustehen. Leben Sie wohl, liebe, gute Amalie. Ihr etwas schwach sich befindender Beethoven."

Dann schickt sie selbst einen Zettel: „Mein Tyrann befiehlt eine Rechnung — da ist sie: ein Huhn 1 fl., die Suppe 9 Kr. Von Herzen wünsche ich, daß sie Ihnen bekommen möge." Beethoven darunter: „Tyrannen bezahlen nicht, die Rechnung muß aber doch quittirt werden und das könnten Sie am besten, wenn Sie selbst kommen wollen, nb. mit der Rechnung zu Ihrem gedemüthigten Tyrannen."

Damit schließen die redenden Zeugen dieses schönen Verhältnisses, wenn wir nicht folgende Stelle seines Tagebuches aus diesem Herbst 1812 wegen des „A" ebenfalls auf dasselbe beziehen wollen. „Du darfst nicht Mensch sein, für dich nicht, nur für Andere, für Dich giebts kein Glück mehr als in Dir selbst", heißt es da. „Gott, gieb mir Kraft, mich zu besiegen, mich darf ja nichts an das Leben fesseln. Auf diese Art mit A geht Alles zu Grunde." Es würde allerdings einen unerhörten Grad leidenschaftlicher Sehnsucht verrathen, wenn hier von seiner Empfindung für diese Amalie Sebald die Rede wäre. Aber „Künstler sind feurig", sagte er selbst zu Bettina. In Beethovens Exemplar der von ihm so sehr geliebten Odyssee dagegen stehen folgende Verse angestrichen:

„ . . Denn nichts ist besser und wünschenswerther auf Erden,
Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
Ruhig ihr Haus verwalten: den Feinden ein kränkender Anblick,
Aber Wonne den Freunden, und mehr noch genießen sie selber."

„Du lebest glücklich, Du habest Kinder, beides trifft wohl bei mir nicht zu. Allein zu meinem Besten oder zu Anderer will mir das Schicksal hierin meine Wünsche versagen", schreibt er ferner drei Jahre später an den kurländischen Pfarrer Amenda, der einst in Wien bei ihm gewesen war. Und wenn er zum „Besten Anderer" unverehelicht bleiben soll, so ist damit vor Allen auf seinen jüngeren Bruder Karl gezielt, der krank war und seiner Unterstützung dringend bedurfte. Ja bald starb derselbe und hinterließ ihm seinen kleinen Sohn als Pfand und Erbe der brüderlichen Liebe. „Leb wohl, Du bist Mann, Vater, ich auch, doch ohne Frau", schreibt er in jenem Herbst 1811 an den Bonner Jugendfreund Wegeler. Jetzt begann denn die Sehnsucht nach einem Wesen, das seine „vielen jedoch süßen Sorgen", wie er selbst es nennt, theilte, über seine Person hinaus zu gehen, und wir begreifen wohl, daß er es für das „höchste Glück seines Lebens" halten konnte, sich gerade mit einer Dame zu verbinden, die den Kranken so wohl zu pflegen und selbst den stürmischen Tyrannen zu „demüthigen" verstand. Und so singt er denn:

„Auf dem Hügel sitz' ich spähend
In das blaue Nebelland
Nach den fernen Triften sehend
Wo ich dich, Geliebte, fand."

Digitized by Google

Orpheus als Gänsedieb.

Digitized by Google

Es ist der allbekannte „Liederkreis“, von Beethoven selbst überschrieben: „An die entfernte Geliebte. Sechs Lieder von Aloys Jeitteles, in Musik gesetzt von L. v. Beethoven. 1816 im Monat April.“ Er selbst dankte in einem eigenen Schreiben dem kaum einundzwanzigjährigen Verfasser der Gedichte, der damals in Wien Medicin studirte, daß er „ihm den Impuls zu so glücklicher Inspiration gegeben.“ Allein wenn wir die Herzenstöne vernehmen, in denen diese den Goethe'schen Versen glücklich nachgebildeten Worte hier erklingen, so gedenken wir tieferer „Impulse“ als solcher bloßen poetischen Worte, gedenken der „bezaubernd schönen“ Stimme, der er diese Lieder weiht, „ihr zu klagen seine Pein.“ Ach, er wußte nicht, daß es jetzt in der That „fast eine Unmöglichkeit, eine Chimäre“ war: Amalie Sebald war im October 1815, also ein halbes Jahr vorher, bereits Frau Justizrath Krause geworden.

„Die Lieder, die doppelt da sind, solltest Du dem Justizrath nach Berlin schicken mit der Messe“ und „An Justizrath Krause muß es geschickt werden“, wird im Frühling 1824 dem jetzt gänzlich ertaubten Meister in das Conversationsbuch geschrieben. Es waren soeben die Neunte Symphonie und die Große Messe aufgeführt worden und letztere sollte in Abschrift an die Berliner Singakademie geschickt werden, der die Frau Justizrath Krause als Mitglied angehörte. „Nur der Künstler und der freie Gelehrte tragen ihr Glück im Innern“, hörte im Jahre 1816 ein junger Freund ihn ausrufen.

„Seid umschlungen Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!“

— dies war aus dem „feurigen Kuß“ für Amalie geworden: es ist die Verkündung des Evangeliums der Liebe in dem menschlichsten Ausdruck der volksmäßigen Melodie in dem Finale jener Neunten Symphonie. Frau Amalie Krause starb im Januar 1845, achtundfünfzig Jahre alt, also nur zwei Jahre älter geworden als der große Künstler, der sie einst so sehr geliebt hatte.

Digitized by Google

Die Germanisirung Oberschlesiens.

Eine bleibende Erinnerung an Minister Falk. Von **Edwart Kattner.**

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die deutsche Sprache unter der Masse der Bevölkerung in Oberschlesien, wenigstens auf der rechten Oderseite, viel weniger verbreitet ist, als in Westpreußen und selbst im größten Theile von Posen. Das liegt zum Theil an der verschiedenen geographischen Lage jener beiden Provinzen und dieses Regierungsbezirks, sowie an der verschiedenen culturgeschichtlichen Entwickelung in der vorpreußischen Zeit, aber auch an dem verschiedenen diesbezüglichen Verfahren der Staatsregierung seit der preußischen Besitznahme.

Posen und Westpreußen waren seit vielen Jahrhunderten der Einwirkung des Deutschthums von verschiedenen, zum Theil entgegengesetzten Seiten ausgesetzt und hatten deswegen schon vor der preußischen Besitznahme mehr deutsche Elemente in sich aufgenommen, als das östliche Oberschlesien, welches nur im Westen sich mit deutschen Gebieten berührte. Die deutsche Einwirkung dieser Gebiete war aber in den letzten Jahrhunderten gleich Null, weil dieselben katholisch waren und katholische Deutsche seit der Reformation sich unfähig erwiesen haben, ihr Volksthum zu verbreiten, vielmehr überall vor slavischen und romanischen Nachbarn zurückweichen. Wie das zuging und zugeht, das ist, wie in Polen und Ungarn, so auch in Oberschlesien ganz handgreiflich nachzuweisen. Die stets überwiegend deutschen Städte und die ländlichen deutschen Ansiedelungen gingen in Oberschlesien, wie überall, mit der Annahme des Protestantismus voran, an sie lehnten sich die polnischsprechenden Protestanten. Als die Jesuiten Ferdinands II. und seiner Nachfolger dem Protestantismus unter Verjagung der Prediger und Lehrer wieder den Garaus machten, gingen nicht nur die deutschen Elemente unter den Polen verloren, auch die deutschen Ansiedelungen auf dem Lande gingen durch Mischehen mit Polen, durch polnische Erziehung der Kinder in Klöstern und dergleichen in ihrem Volksthum zu Grunde. So ist die ursprünglich deutsche Kolonie Deutsch-Pinkar bei Beuthen jetzt stockpolnisch. Auch nach der Ausrottung des Protestantismus blieb die Stellung der katholischen Kirche und der österreichischen Regierung gegen das Deutschthum eine feindliche; dasselbe fand nigends eine Stütze.

Anders in Großpolen und Westpreußen. Dort fanden die Edel-
e, waren sie auch noch so gute Polen und Katholiken, ihren Vortheil
in ihren werthlosen Wäldern deutsche Zinsbauern anzusetzen,

leu..
darin.

Digitized by Google

meistentheils Protestanten, die ihr Volksthum bis zu preußischer Zeit erhielten und ausbreiteten. Und als dann der schwarze Adler den weißen in drei Gängen aus dem Weichselgebiete vertrieben hatte, wurden noch zahlreiche deutsche Ansiedelungen anderer Orte angelegt, die sich sogar in Russisch-Polen noch heute erhalten haben, zum Theil zu hoher Blüthe gelangt sind.

Obgleich Friedrich der Große dieses Colonisationssystem in die preußische Verwaltung eingeführt hat, so machte er doch in Oberschlesien keine Anwendung davon, vielleicht in der Erwartung, die sich freilich als trüglich erwiesen hat, daß die Einwanderung sich von selbst von Niederschlesien her machen würde. Hauptsächlich bewog ihn zu diesem verschiedenen Verfahren die Verschiedenheit der Volksdichtigkeit in Westpreußen und Oberschlesien, da jenes im Gegensatz zu diesem zum großen Theil fast wüst lag, ferner aber auch seine Gleichgültigkeit gegen die Nationalität und sogar gegen die Religion des gemeinen Mannes. Er legte allen Werth auf die gesammte Cultur des Volkes, er schätzte zwar die Pflichttreue, Redlichkeit, Nüchternheit, Arbeitsamkeit und Reinlichkeit, welche vorzugsweise dem protestantischen Deutschen eigenthümlich sind, aber er meinte, daß sie sich leicht ohne Rücksicht auf Sprache, Nationalität und Religion übertragen ließen. Wollte er doch bei Inowrazlaw eine Ansiedlung von mahomedanischen Tataren anlegen, welche von der Landescultur sicher viel eher gezehrt, als sie vermehrt hätten.

Thatsächlich hat Friedrich in Oberschlesien fast gar keine deutschen Ansiedelungen auf dem Lande angelegt. Bekannt ist mir als solche nur Neu-Anhalt im Kreise Pleß, wohin durch Friedrichs Husaren bedrängte deutsche Protestanten aus dem benachbarten Polen geführt wurden. Sie haben sich ausgebreitet und zeichnen sich durch Wohlstand und Gewerbthätigkeit vor den benachbarten polnischen Katholiken aus. Fünfzig solche Colonien würden Oberschlesien jetzt ein ganz anderes, vielleicht überwiegend deutsches Gepräge aufgedrückt haben. Die wenigen deutschen Bergleute, welche unter Friedrichs Regierung nach Oberschlesien gezogen wurden, sowie die einzelnen sonstigen Deutschen, mit denen er zur Hebung der Gesittung das Volk „melirte", sind in der polnischen Menge meistens spurlos untergegangen. Daß alle preußischen Staatsbehörden als Amtssprache von Anfang an die deutsche anwendeten, versteht sich übrigens von selbst; das hatte aber auf die Verbreitung derselben keinen Einfluß.

Wenn schon für Friedrich, so war für seine nächsten Nachfolger Oberschlesien noch weniger Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit, namentlich geschah von Seiten der Regierung nichts für die Germanisation. Nach den Freiheitskriegen wurde die Erlernung der deutschen Sprache von Seiten aller polnischen Unterthanen als sehr wünschenswerth betrachtet, ihr aber doch keine principielle Wichtigkeit beigelegt. Tiefer eingreifende Maßregeln wurden nicht genommen, nur legte man die Regimenter aus polnischen Ersatzquartieren in deutsche Städte, damit die Soldaten dort Deutsch lernten, und suchte auf die Lehrer in polnischen Ortschaften einzuwirken, daß sie den Schüler möglichst viel von dieser Sprache beibrachten. Beide Maßregeln hatten aber wesentlich gar keinen Erfolg. Der Soldat vergaß, wenn er in seine Heimat zurückkehrte, in seiner polnischen alten Umgebung bald das meistens nur

Digitized by Google

wenige, in seiner Garnison erlernte Deutsch und trug zu seiner Verbreitung nichts bei. In der Schule aber war der Bock zum Gärtner, der polnische Priester zum Inspector gemacht, er, der die deutsche als die Sprache der Ketzer haßte oder doch wenigstens mit Mißtrauen betrachtete. Es liegt auf der Hand, daß er dafür sorgte, daß mit ihr bestenfalls etwas Spiegelfechterei getrieben wurde.

Eine andere Auffassung von der Bedeutung der polnischen Nationalität brach sich bei König und Staatsregierung Bahn, als im November 1830 der Aufstand im russischen Polen ausbrach und in Westpreußen und Posen die Sympathie für denselben in hellen Flammen aufloderte, als Tausende von Jünglingen und Männern über die Grenze eilten, um sich ihm anzuschließen, und sogar Offiziere und Staatsbeamte kein Bedenken trugen, ohne vorher ihr Dienstverhältniß zum preußischen Staate zu lösen, desgleichen zu thun. Das war ein augenscheinlicher Beweis, daß die Polen der genannten beiden Provinzen in Preußen nicht ihr Vaterland erkannten, sondern ein fremdes, abgesondertes Element blieben, das sich dem Staate wohl auch feindlich gegenüberstellen konnte. Dieser neugewonnenen Einsicht folgte sofort eine sehr veränderte Stellung der Regierung ihnen gegenüber, folgten energische Germanisirungsmaßregeln, die jedoch auffallender Weise nur einen geringen Erfolg hatten. Wir haben uns indeß mit ihnen nicht zu beschäftigen, denn sie erstreckten sich durchaus nicht auf Oberschlesien, wie auch auf Masuren, da die polnisch-sprechende Bevölkerung hier wie dort nicht die geringste Theilnahme für die kämpfenden Russisch-Polen bekundete.

In Oberschlesien behielt also die polnische Sprache ihre alten, unveränderten Rechte. Von anderen, sogenannten national-polnischen Rechten war hier in preußischer Zeit freilich niemals die Rede gewesen. Daß aber auch in dem Fortbestehen der fremden Volkssprache für den Staat eine Gefahr liegt, dessen wurden sich Preußens Staatsmänner erst in den letzten Jahren bewußt, als die unbotmäßige römische Geistlichkeit sich mit den nationalen Aufwieglern, die aus Posen herbeikamen, verbündete und das oberschlesische Volk durch die Vermischung der Begriffe Religion und Nationalität, Katholicismus und Polenthum noch mehr auf seine Seite zog und der Staatsregierung abwendig machte.

Leider hatte diese seit den Bewegungsjahren aus Besorgniß vor der Revolution alles aufgeboten, um die katholischen Preußen ganz in die Gewalt dieser Kaste zu geben, die jederzeit in Rom ihr Vaterland suchte. Als Bischöfe ließ man sich die entschiedensten römischen Fanatiker, sogar einen Jesuiten, der nicht einmal deutsch sprach, gefallen, die Pfarrgeistlichkeit ließ man von solchen Oberhirten systematisch knechten, die Rechte der Gemeinden und einzelnen Laien wurden wiederum dieser preisgegeben. Besonders schwer waren ihr die Lehrer unterworfen, die schon in den Seminaren von Priestern zu Finsterlingen dressirt und der Fähigkeit, selbständig zu denken, beraubt waren. Der katholische Nachwuchs, welcher von 1850 bis etwa 1874 die Schule besucht hat, also der Kern des Volkes, ist eine unbedingt ergebene Heerschaar des Papstes und der Jesuiten. Den conservativen Staatsmännern Preußens, den Raumer, Manteuffel, Westfalen, auch den Bismarck, Mühler, Eulenburg, kam dieser Zustand keineswegs unerwartet, sie hatten ihn vielmehr

Digitized by Google

vorausgesehen und auf seine Herbeiführung hingearbeitet. Unerwartet kam es ihnen nur, daß diese von ihnen selbst mit Verleugnung der Geschichte und des Geistes Preußens großgezogene Macht sich schließlich gegen sie und gegen den Staat wendete.

Zu spät erkannte man, daß man eine Natter am eigenen Busen genährt hatte. Bei der Reichstagswahl im Jahre 1871 trennten sich die Ultramontanen, welche damals die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes auf ihre Fahne geschrieben hatten, streng von den Conservativen, also von der Regierungspartei, und das geschah nicht blos in Rheinland und Westfalen, sondern sogar in der loyalsten Provinz des Staates, in Schlesien. Der Herzog von Ratibor, ein sehr guter Katholik, aber ein Anhänger der Regierung, unterlag in seinem bisherigen Wahlkreise Pleß-Rybnik, in dem ein Theil seiner Güter liegt, gegen einen Priester, der dort ganz unbekannt war und nur deswegen den Vorzug bei den ultramontanen Stimmführern erhielt, weil er sich zum Beitritt zur Centrumsfraction verbindlich machte. Das war ein Faustschlag in das Gesicht der Staatsregierung, den sie um so schwerer empfand, als sie bisher alles gethan hatte, um sich die Gunst und Anhänglichkeit der Priesterherrschaft zu sichern, und den ungeahndet hinzunehmen Fürst Bismarck durchaus nicht der geeignete Mann war.

Urplötzlich nahm die Bildfläche eine ganz andere Gestalt an: Die Stelle der bisherigen Gunst und Liebkosung der Ultramontanen nahm Rauhigkeit und Schroffheit ein, die katholische Abtheilung im Cultusministerium wurde aufgelöst, ihr Director, der Geh. Rath Krätzig, zur Disposition gestellt. Bald fühlte der so lange vergeblich angefeindete Minister v. Mühler selbst, daß er nicht mehr an seinem Platze sei, und nahm seine Entlassung. Am 22. Januar 1872 wurde Dr. Falk zu seinem Nachfolger ernannt und damit eine neue Epoche im preußischen Kirchen- und Schulwesen eröffnet. Oberschlesien hatte es sich verdient, daß es bei der Thätigkeit des Cultusministers nicht, wie bisher, unbeachtet blieb, sondern einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt wurde. Vielleicht war es Herrn Dr. Falk zuzuschreiben, daß im Februar 1872 der bisherige Landdrost von Aurich, Herr v. Hagemeister, als Regierungspräsident nach Oppeln berufen wurde, der sich alsbald als besonders geschicktes und thätiges Organ des Cultusministers erwies.

Von der richtigen Ansicht ausgehend, daß die polnische Sprache im Allgemeinen dem Culturfortschritt hinderlich ist, insbesondere dem Ultramontanismus als Stütze dient, waren die Maßregeln der im liberalen Geiste ergänzten Staatsregierung zugleich gegen die ultramontanen Ausschreitungen und Uebergriffe und auf Zurückdrängung, richtiger Verdrängung der polnischen Sprache von preußischem Gebiet gerichtet. Richtiger Verdrängung, sagen wir, denn das gleichzeitige Sprechen von zwei Sprachen wird sich bei der Masse des Volkes für die Dauer immer als eine Unmöglichkeit herausstellen; sobald dieser Zustand für einen Augenblick, wenn auch sehr unvollkommen, erreicht ist, wird stets die eine Sprache den Sieg davon tragen, und zwar die Sprache der höheren Cultur.

Die Maßregeln der preußischen Regierung zur Durchführung des großen Kirchenkampfes zu erörtern, ist nicht unsere Aufgabe, wir be-

Digitized

schränken uns auf die gleichzeitigen Germanisirungsmaßregeln und zwar, so weit sie auf Oberschlesien Anwendung finden.

Das wichtigste, was auf diesem Felde geschehen, ist der Erlaß des Cultusministers Dr. Falk vom 28. August 1872, dem gemäß in der Hauptsache der Gebrauch jeder anderen, als der deutschen Sprache als Unterrichtsmittel in allen, selbst in der entlegensten Dorfschule Preußens aufhören und die undeutsche Muttersprache nur auf der untersten Unterrichtsstufe zur ersten Vermittlung des Verständnisses, so weit nöthig, zu Hilfe genommen werden soll. Ein energisches, tiefeingreifendes Heilmittel gegen ein Gebrechen, welches eben auch tief in einem Theile des staatlichen Organismus heimisch war und allen bisherigen halben Maßregeln getrotzt hatte. Ganze Berge von Protesten, Gegenvorstellungen, Petitionen bei Land- und Reichstag wurden dagegen in Bewegung gesetzt. Auch von Seiten der davon betroffenen Lehrer wurde vielfach gegen die Ministerialverordnung Einspruch erhoben, selbst von den Dienstwilligsten, denn die Schwierigkeit der Durchführung derselben ist allerdings groß und lastet allein auf ihnen. Allein die Verordnung ist zu gründlich durchdacht, sie ist auch zu sehr das Ergebniß der geschichtlichen Entwicklung und des äußern Dranges der Umstände, als daß sie hätte wieder rückgängig gemacht werden können. Die Klagen und Proteste der Polen im Landtage über Verletzung des nationalen Rechtes auf Erhaltung der ererbten Muttersprache wies Fürst Bismarck mit der treffenden Bemerkung zurück, daß das Recht der polnischsprchenden Preußen auf den Mitgenuß der Vortheile der deutschen Cultur, zu der die deutsche Sprache den Schlüssel biete, viel höher stehe. Es muß hierbei auf den großen Unterschied des Verfahrens der preußischen und der russischen Regierung den Polen gegenüber aufmerksam gemacht werden, einen Unterschied, den letztere gern zur Herabsetzung Preußens verwischen, daß nämlich hier in das persönliche Recht nicht im geringsten eingegriffen wird, es vielmehr Jedermann vollkommen frei steht, überall und jederzeit freisteht, sich der polnischen Sprache zu bedienen nach Herzenslust, während in Westrußland mit schweren Strafen selbst bis an den häuslichen Heerd dagegen eingeschritten wird; daß in Preußen nur in der durchaus nicht national-polnischen, sondern ganz deutschen Culturanstalt der Volksschule der Jugend eine Welt von Begriffen, von wesentlich deutschen Begriffen nicht in der dazu ganz ungeeigneten, entstellenden polnischen, sondern sofort in der deutschen Sprache eröffnet wird, während auf dem Gebiet der häuslichen Vorstellungen in der Familie die Muttersprache unangetastet bleibt; daß endlich die Kenntniß der deutschen Sprache das Volk bereichert, die Verdrängung der polnischen durch die russische Sprache dagegen eine Beraubung mit sich bringt, da letztere nicht eine höhere, sondern eine niedrigere Cultur vermittelt. Einer solchen unbefangenen Auffassung gegenüber hatte sich in den langen Jahren der Reaction unter der Mitwirkung der herrschenden Orthodoxie, die alles Bestehende als unantastbare Anordnung Gottes ansah, auch in der preußischen Verwaltung die Ansicht von dem Recht des Volkes auf das Fortbestehen der Muttersprache eingenistet. Als das Regierungscollegium zu Oppeln im September 1872 über die Ausführung des Ministerialerlasses vom 28. August desselben Jahres unter Vorsitz des Präsidenten von Hagemeister berieth, fand die polnische Unter-

Digitized by Google

richtssprache in dem katholischen, wie in dem evangelischen Schulrath, beide selbstverständlich Geistliche, eifrige Vertheidiger. Nur das entschiedene Eintreten eines praktischen Schulmannes, der zur Berathung zugezogen worden war, für die Ausführbarkeit der Verordnung, gab die Entscheidung, daß die Behörde sich den Absichten des Ministers willig fügte und sich ihre Ausführung besonders angelegen sein ließ. Das Mißfallen des Cultusministers gegen die beiden Schulräthe drückte sich in ihrer Strafversetzung aus.

Unter dem 20. September 1872 erging auf Grund der Bestimmungen des Ministers der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten die wichtige Verordnung der königlichen Regierung zu Oppeln für die nicht reindeutschen Elementarschulen des Bezirks, welche im Wesentlichen wie folgt lautet:

„1) Der Religionsunterricht wird auf der Unterstufe in der Muttersprache ertheilt. Für den religiösen Memorirstoff wird die deutsche Sprache von Anfang an zu Hülfe genommen Auf der Mittelstufe vollzieht sich dieser Unterricht in der deutschen Sprache, wobei die Muttersprache zu Hülfe genommen werden darf, jedoch in so weit, als dies zur Vermittelung des Verständnisses nothwendig ist. Auf der Oberstufe wird bei dem Religionsunterrichte ausschließlich die deutsche Sprache angewendet.

2. Das Lesen und Schreiben wird von der Unterstufe an ausschließlich in der deutschen Sprache gelernt und geübt. Zur Vermittelung des Verständnisses dessen, was die Kinder lesen und schreiben, kann, wo es nöthig erscheint, die Muttersprache zu Hülfe genommen werden.

3) Auch der Anschauungsunterricht wird von Anfang an zur planmäßigen Einführung in die deutsche Sprache benutzt.

4) Dem Gesange wird der Text in deutscher Sprache untergelegt.

5) Der Unterricht im Rechnen, in der Vaterlands- und Naturkunde wird mit ausschließlicher Anwendung der deutschen Sprache ertheilt, wie dies schon seither vorgeschrieben."

Zum Schluß wird dann noch ausdrücklich hervorgehoben, „daß die deutsche Sprache fortan nicht sowohl nur Unterrichtsgegenstand, als vielmehr obligatorisches Unterrichtsmittel in allen Unterrichtsgegenständen sein soll", mit der eingeschränkten Ausnahme des Religionsunterrichts. Wie ernst es der Behörde mit dieser Anordnung ist, das ergiebt sich aus der gleichzeitig erlassenen Ausführungsinstruction für die Kreisschulinspectoren. Es wird jedes Ueberschreiten des nicht „unbedingt nothwendigen" Maßes des Hülfsgebrauches der Mutter-, d. h. also der polnischen Sprache auf den beiden unteren Stufen auf das bestimmteste untersagt. Ferner wird darauf aufmerksam gemacht, daß manche Schulen als reindeutsche anzusehen sein würden, auch wenn die große Mehrzahl der Kinder der deutschen Nationalität nicht angehörten und vorläufig festgesetzt, daß dies geschehen soll, wenn fünfundzwanzig Procent der Kinder deutsch sind. In diesem Falle wird auch auf der Unterstufe der Religionsunterricht in der deutschen Sprache ertheilt. Und selbst wenn die fünfundzwanzig Procent der deutschen Kinder nicht erreicht werden, soll unter Umständen, über die sich die Regierung die Entscheidung vorbehält, eine Schule für eine reindeutsche erklärt werden. Bei so entschiedenem Willen der oberen Schulbehörde, die polnische Sprache aus

Digitized by Google

der Schule zu verdrängen, ist der Zeitpunct bald abzusehen, wo im Regierungsbezirk die gemischten Schulen und demnach auch der sehr beschränkte Gebrauch der polnischen Unterrichtssprache eine geringfügige Ausnahme bilden werden.

Es kommt dabei wesentlich in Betracht, daß die ausführenden Organe bald nach dem Erlaß der Circularverfügung einen vollständigen Wechsel erfuhren. Während die Ausführungsinstruction damals die Anredeformel „Ew. Hochwürden", führte, könnte dieselbe heute kaum mehr Anwendung finden, denn die katholischen Kreisschulinspectoren des Regierungsbezirks sind zumeist nicht mehr hochwürdige, sondern weltliche Wohlgeborne. Diese Wandlung war in der Instruction selbst vorbereitet. Die Kreisschulinspectoren wurden darin zur Erklärung binnen sechs Wochen aufgefordert, ob sie bereit wären, die Anordnung „rückhaltslos und gewissenhaft" zur Ausführung zu bringen. Eine gleiche Erklärung sollten sie von den Schulrevisoren oder Ortsinspectoren einfordern.

Wie diese Erklärungen ausfielen, ergab sich aus den bald erfolgenden Entlassungen der geistlichen Herren. Manche, welche sich dazu verstanden hatten, unter den neuen Verhältnissen die Schulaufsicht weiter zu führen, erhielten vom Bischof die Weisung, das Amt niederzulegen, welches jetzt als ein rein staatliches angesehen und verwaltet werden sollte, während die Kirche den Anspruch festhielt, daß die Schule ihr gehöre und also auch die Aufsicht über sie ein kirchliches Amt sei. Anderen Schulinspectoren mußte die Regierung auf den Weg helfen. Ein Hochwürdiger ließ sich bei der Wahl im Jahre 1873 als Candidat zum Reichstag aufstellen mit der Verpflichtung, zur Centrumsfraction zu treten, wobei er aber gemüthlich sein Amt als Kreisschulinspector fortführte. Der harmlose Mann erhielt seine Entlassung unerbeten.

An Stelle der entlassenen Diener des Papstes wurden zu Kreisschulinspectoren praktische Schulmänner, meistens aus dem Stande der Gymnasial- oder Realschullehrer, ernannt, die sich ihrem neuen Berufe mit Liebe und Pflichteifer unterzogen und sich namentlich auch die Ausführung der Sprachenverordnung angelegen sein ließen.

An Arbeit fehlt es den neuen Kreisschulinspectoren nicht, denn sie müssen größtentheils auch die Geschäfte der Schulrevisoren in ihrem Kreise übernehmen, aus welchen Aemtern die Priester in gleicher Weise ausgeschieden sind, wie aus den oberen.

Nur einer Maßregel der Staatsbehörden, welche zur Verbreitung der deutschen Sprache in polnischen Gegenden dient, haben wir noch zu erwähnen, es ist die Vertheilung von Geldprämien an solche Soldaten, welche bei ihrer Einziehung nicht deutsch sprachen und sich während ihrer Dienstzeit am schnellsten eine Fertigkeit darin erwerben. Zieht man dazu in Betracht, daß der Grundsatz, die polnischen Regimenter in ganz deutschen Städten garnisoniren zu lassen (ein oberschlesisches steht sogar im Elsaß), noch fortdauernd beobachtet wird, so scheint der Schluß berechtigt, daß von den entlassenen Soldaten wenige ohne gute Kenntniß des Deutschen nach Hause zurückkehren werden.

Es bleibt noch zu erwähnen, was für die Verdeutschung der Ortsnamen geschieht. Leider ist dies in Oberschlesien nicht viel mehr

Digitized by Google

als nichts. Während in Westpreußen und Posen, namentlich in den Regierungsbezirken Marienwerder und Bromberg diese Wandlung in großem Umfange betrieben wird, wozu Verfasser dieses durch eine im Jahre 1862 erschienene Flugschrift unter den ersten den Anstoß gegeben hat, verhält man sich gegen diese Art Germanisirung im Oberschlesien noch fast ganz gleichgültig und verschließt sich gegen die Gründe, welche ich in der genannten Schrift, wie auch in der „Oberschlesischen Grenzzeitung" für sie vielfach wiederholt angeführt habe. Und doch dürfte es nicht zu bestreiten sein, daß die Würde des herrschenden Volkes es erheische, auf seinem Herrscher- und Wohnungsgebiete nicht Ortsnamen zu gebrauchen und beizubehalten, welche es nicht aussprechen kann oder die wenigstens in seinem Ohr als Mißklänge schallen. — Vom praktischen Gesichtspuncte erscheint es sogar noch wichtiger, daß diese fremden Namen der vollständigen Einbürgerung der deutschen Sprache als Hindernisse entgegenstehen, weil sich an sie die fremden Laute und die fremden Begriffszeichnungen heften. Wenn die Ortsnamen nicht durch Uebersetzung und Vertauschung in rein deutsche umgewandelt oder wenigstens der deutschen Zunge angepaßt werden, so wird das hier gesprochene Deutsch immer einen fremden Klang behalten und die oberschlesischen Deutschen werden ihren Stammgenossen im Westen der Neisse und der mittleren Oder auch ferner, wie jetzt, als halbfremde Mischlinge erscheinen. Endlich ist zu bemerken, daß die Ansprüche der Polen auf Oberschlesien, als vorzugsweise polnischen Boden, sich neben der polnischen Volkssprache auch auf den meistens polnischen Charakter der hiesigen Ortsnamen stützen. Wie so oft in ähnlichen Fällen, werden diese und andere Gründe von den oberschlesischen Deutschen mißachtet, weil ihr Gefühl unter der ererbten Gewohnheit schweigt. Nur eine einzige erhebliche Verdeutschung ist uns aus den letzten Jahren bekannt geworden: Der Name des Dorfes Krzyzanowitz im Kreise Ratibor ist in „Kreuzenort" übersetzt worden; wenigstens heißt jetzt die Eisenbahnstation bei ihm so. Diese Umtaufung soll auf Antrag des Grundherrn, Fürsten Lichnowski, vorgenommen worden sein.

Doch legen wir nicht so viel Werth auf die Ortsnamen. Ihre Verdeutschung hat für die Germanisirung des Landes nur nebensächliche Bedeutung, und sie wird sich mit der Zeit von selbst einfinden, oder es werden höhere, über und außerhalb der Provinz stehende Instanzen daran Anstoß nehmen und Wandel schaffen, wenn z. B. ein Industrieplatz und Kreisort mit 14,000 Einwohnern nicht von seinem unaussprechlichen Namen Zabrze befreit wird. — Im Großen und Ganzen soll nicht bestritten werden, daß die Staatsbehörden unter freudigem Entgegenkommen des deutschen Volksbestandtheils mit Kraft und Entschiedenheit die Germanisation Oberschlesiens betreiben. Der Erfolg wird auch nicht ausbleiben, wenn der jetzt eingeschlagene Weg beharrlich verfolgt wird; doch wird man wohl selten den Zeitraum, innerhalb dessen das Werk vollständig zu Ende geführt sein wird, geräumig genug veranschlagen. Ein ferneres großes Hinderniß der Germanisirung ist das weibliche Geschlecht. Nur dem männlichen wird außer der Schule mannigfache Gelegenheit geboten und mannigfacher Zwang auferlegt, Deutsch zu lernen und zu sprechen, nicht aber dem weiblichen. Dieses wird nach der Schulzeit auf dem Lande immer wieder vorzugsweise der pol-

nischen Sprache anheimfallen, wobei es von den Priestern systematische Bestärkung zu erwarten hat, und die Muttersprache der Kinder wird durch eine Reihe von Geschlechtern die polnische bleiben und immer wieder in Schule und Leben durch die deutsche in den Hintergrund gedrängt werden müssen. Es ist auch nicht außer Acht zu lassen, daß der Verkehr mit den Sprachverwandten jenseits der weitgestreckten Grenze mit den Herzogthum Teschen, mit Galizien und Russisch-Polen, die häufige Einwanderung von dort das Fortleben der polnischen Sprache diesseits begünstigen.

Alles in Allem veranschlagt scheint uns ein Zeitraum von hundert Jahren als Frist, in welcher die deutsche Sprache in dem letzten Dorfe Oberschlesiens die Alleinherrschaft gewinnt, nicht zu hoch gerechnet.

Wunsch.

Aus dem Italienischen des **Ulysse Tanganelli**

Nur einmal möcht' in diese Flammenaugen
Ich seh'n, die drohend lohen voll Gewittern,
Und einmal nur den heißen Athem saugen
Von diesen Lippen die begehrlich zittern.

Ein einzig Wort nur solltest Du mir sagen,
Das mich für stillgetrag'nes Leiden räche,
Ein Liebeswort, leis an mein Ohr getragen —
Dann möcht' ich sterben — doch an Alterschwäche!

Alfred Friedmann.

Digitized by Google

Carmen.

Erzählung von **Fr. Levanti.**

(Fortsetzung.)

Walter Hartenstein kehrte noch unglücklicher nach Haus zurück, als er gegangen war. Wäre Adelheid nicht so liebenswürdig gewesen, so hätte er den Versuch machen können, sich mit einer gewissen Schroffheit gegen sie zu benehmen. Aber das schlanke, reizende, vornehme, junge Mädchen glich einer Königin, die Alle, welche sich nahen, zwingt ihr zu huldigen. Sie mit Mißfallen zu betrachten, war geradezu unmöglich.

Muth und Wahrhaftigkeit standen in ihrem schönen Gesicht, Ehrenhaftigkeit und Treue in ihren klaren Augen geschrieben. Ihr Wesen verrieth eine Glaubenskraft, die niemals wankt, eine Zuverlässigkeit, die über jeden Zweifel erhaben ist, einen Stolz, den nichts zu beugen vermag, einen Ehrgeiz, der immer den höchsten Zielen zustrebt, und er kam zu dem Bewußtsein, daß er, wenn ihm Carmen nicht begegnet wäre, sein ganzes Herz diesem schönen Geschöpf geweiht haben würde. Aber Carmen besaß seine Liebe, Carmen war sein Weib — nicht einer seiner Gedanken sollte ihr jemals untreu werden.

Zugleich sagte er sich aber auch, daß ihm eine harte Prüfung auferlegt worden — und zum ersten Male beschlich ihn ein Gefühl des Zweifels, ob es unter jeder Bedingung recht und klug gethan sei, dem ungestümen Verlangen der Jugend ohne Besinnen Folge zu leisten.

Und dann kam er, mit bitterm Schmerz, zum ersten Male zu der Erkenntniß, daß er bis jetzt nur sich selbst im Auge gehabt hatte. Wie ein Held war er sich selbst erschienen, als er ein blutarmes Mädchen ohne Namen und Familie zur Gattin erkoren hatte; jetzt fragte er sich, ob er nicht größeren Heldenmuth bewiesen, wenn er seinen Wünschen zu widerstehen gesucht, und Andere in Betreff seiner Verheirathung um Rath gefragt hätte. Aber noch vermochte kein Zweifel die Liebe zu seinem jungen Weibe anzutasten, nichts war dazu im Stande, weder Verarmung, noch Schande, noch der verführerische Reiz der schönen Adelheid.

„Wie glücklich bin ich, lieber Walter", sagte seine Mutter, als er ihr diesen Abend gute Nacht sagte. „Seit jener unglückselige Brief gekommen ist, habe ich keinen ruhigen Schlaf mehr genossen, diese Nacht werde ich ihn wieder finden."

Er aber sagte zu sich selbst, daß es grausam wäre, ihr diesen schwachen Hoffnungsschimmer auch nur mit einem Worte zu trüben.

Digitized by

XIX.

Den Ball bei dem Kriegsminister sollte Walter Hartenstein nie wieder vergessen. Zur bestimmten Stunde begab er sich nach dem Hause des Freiherrn von Röhn. Die Damen waren noch nicht fertig und er wurde in den Salon geführt, sie zu erwarten.

Nach wenigen Minuten rauschte eine Gestalt herein, die mehr einer überirdischen Erscheinung als einem menschlichen Wesen glich, ein junges Mädchen, deren Schönheit zur Herrschaft der Welt berufen schien. Die hohe, tadellose Gestalt war ganz in weiße Spitzen gehüllt; einzelne leichte Grasbüschel, aus denen Diamanten wie Thautropfen hervorglänzten, verzierten das duftige Gewand; Diamanten schmückten den blendend weißen Hals, die schön gerundeten Arme; Diamanten glänzten im blonden Haar und ein Diamantkreuz blitzte auf der weißen Brust. Aber trotz der künstlerischen Pracht des Anzuges war es doch der siegende Liebreiz ihres Angesichts, der allein die Augen des jungen Mannes fesselte. Stumm und verwirrt, in Anschauen versunken, stand er vor ihr, wie es früher schon so mancher Mann gethan, und Adelheid lächelte, als sie den Eindruck sah, den ihre Schönheit auf ihn machte.

„Ich fürchte, wir haben Sie warten lassen", sagte das junge Mädchen. „Mama ist schuldlos, ich bin die Sünderin."

Jetzt trat auch die Freifrau ein; sie trug ein prächtiges graues Sammetkleid und einen Rubinschmuck. Walter hüllte sie in ihren Abendmantel, dann wendete er sich zu Adelheid, ihr den gleichen Dienst zu leisten, aber während er es that, überfiel ihn ein Zittern. Nicht, daß er auch nur für einen Augenblick der fernen Carmen untreu geworden wäre, aber er war verwirrt durch Adelheids Schönheit; den wechselnden Ausdruck ihrer Züge, ihres Lächelns zu belauschen, wirkte auf ihn, wie starker Wein, er wurde davon berauscht. Und dann, er mochte sich dagegen sträuben, so viel er wollte, kam ihm wieder und wieder der Gedanke, daß es nur eines einzigen Wortes bedürfe, um ihm diese junge, frische Schönheit zu eigen zu geben.

Als sie den reich geschmückten Ballsaal betraten, bemerkte Walter, daß Adelheid, selbst unter der Anzahl lieblicher Frauen, die hier versammelt waren, allgemeines Aufsehen erregte. Einige der anwesenden Männer sahen aus, als ob sie ihn beneideten und nach wenigen Augenblicken war Adelheid von einer Schaar von Bewunderern umdrängt, die sich eifrig bemühten, ein Wort oder ein Lächeln, oder einen Tanz von ihr zu erlangen.

Walter erschien es wie eine einfache Pflicht der Höflichkeit, auch für sich um einen Tanz zu bitten und zwar um den nächsten, der jetzt folgte. Mit sichtlicher Freude ging sie darauf ein und entließ ihren kleinen Hofstaat mit einer wahrhaft königlich anmuthigen Handbewegung. Dann traten sie in die Reihen der Tanzenden und trotz aller Sorgen, die sein Herz belasteten, fühlte sich Walter, während er mit dem schönen Mädchen dahinflog, von Jugendlust durchglüht.

Als der Tanz zu Ende war, erwartete er, verabschiedet zu werden, aber zu seiner Ueberraschung legte Adelheid wieder die Hand auf seinen Arm und sagte:

„Nun führen Sie mich dahin, wo es mir immer am wohlsten ist,

Digitized by Google

in das lange Gewächshaus, mit den matten Lampen, die wie Monde aussehen."

Es blieb ihm nichts weiter übrig, als zu gehorchen und er konnte sich selbst nicht verhehlen, daß er es mit Freuden that. Das Leben hatte nichts Lieblicheres zu bieten, als das Lächeln dieses süßen Mädchenangesichts. Als sie durch den Ballsaal gingen, folgten ihnen eine Menge neidischer Blicke und Walter sagte sich selbst, daß Mancher der Anwesenden Alles darum gegeben hätte, in diesem Augenblick an seiner Stelle zu sein. Bald war zwischen zwei großen, duftenden Blumenetagèren ein einladender Sitz gefunden.

„Hier ists, wie ich es liebe", sagte Adelheid, während sie sich niederließ. „Musik, Blumen und Lichter sind in ihrer Vereinigung geradezu unwiderstehlich. Wie schön und heiter ist doch die Welt!"

„Sie sehen nur ihre besten Seiten, gnädiges Fräulein."

Sie sah mit einem Ausdruck zu ihm auf, der gleichsam die Ahnung des Tragischen verrieth.

„Glauben Sie etwa, ich bildete mir ein, daß Menschen, die von Luxus umgeben sind, nicht leiden?" fragte sie und es war ein eigenthümlicher Klang in ihrer Stimme. „Ich bin vielmehr überzeugt, daß sie Schwereres zu dulden haben, als Andere. Ich werde vielleicht nie mit Kälte, Hunger und Durst zu kämpfen haben, werde vielleicht nie von schwerer Krankheit betroffen und doch habe ich zuweilen ein Vorgefühl, als ob ich dereinst furchtbar leiden würde. Es ist vielleicht nur eine Nervenüberreizung, eine Einbildung, aber mir scheint, daß ich im Verhältniß zu Dem, was ich genieße, auch zu dulden haben werde."

„Ich hoffe, daß das nicht der Fall ist", antwortete er in ernstem Tone.

„Wir wollen nicht weiter davon sprechen", sagte Adelheid. „Sehen Sie nur, wie voll es heute ist, und wie glücklich meine Mutter aussieht!" Dann reichte sie ihm ihre kleine Tanzkarte und fügte freundlich hinzu: „Schreiben Sie sich selbst für die Tänze ein, die Sie haben wollen."

Er hatte sich vorgenommen, da er nicht umhin gekonnt hatte, sie auf den Ball zu begleiten, wenigstens nicht mehr als einmal mit ihr zu tanzen. Er fand es rücksichtslos gegen das junge Mädchen, wenn er Gelegenheit dazu gab, daß ihre beiden Namen zusammen genannt wurden. Aber nun legte sie ihm die Tanzkarte so anmuthig freundlich in die Hand, daß er nicht widerstehen konnte. Sie glaubte mit dem Manne zu sprechen, der binnen kurzem ihr Gatte werden sollte, mit dem Manne, an dessen Seite sie ihr ganzes künftiges Leben zubringen würde, dessen Interessen fortan die ihrigen waren, mit dem Manne, der für sie von der übrigen Welt weit abgetrennt war, und so erschien ihr diese kleine Auszeichnung als etwas sehr Einfaches und Natürliches. Walter dagegen hatte das Gefühl, als ob er sich augenblicklich von ihrer Seite erheben müsse, um ihr sogleich und ohne Umschweife die erschreckende Mittheilung zu machen, daß er verheirathet sei.

Zögernd nahm er das zierliche Kärtchen in Empfang.

„Sie sind sehr gütig, aber ich fürchte, daß ich Ihre übrigen Freunde beeinträchtige."

„Wie so? Sie haben doch nicht die Absicht, die ganze Liste mit

Digitized by Google

Ihrem Namen zu füllen?" fragte sie lachend. Eine andere Deutung seiner Worte kam ihr nicht in den Sinn.

„Die Versuchung ist groß!" antwortete der junge Mann; und sie war es wirklich, während das Blumenangesicht so freundlich zu ihm aufsah.

„Suchen Sie ihr zu widerstehen und nehmen Sie das Beste, nehmen Sie die Walzer in Beschlag. Ich walze gar zu gern, es ist geradezu die Poesie der Bewegung. Der Galopp ist mir unangenehm, das Tempo ist zu rasch. Nehmen Sie die Walzer, Graf Hartenstein."

„Alle?" fragte er zögernd.

„Ja, alle", antwortete Adelheid mit leichtem Erröthen. „Da wird eben der erste angestimmt, hören Sie nur! Ob wohl Viele von denen, die ihm lauschen, seine tiefe, süße, träumerische Melancholie verstehen?"

Er sah verwundert in ihr schönes, lächelndes Gesicht.

„Nach und nach wird mir eine Eigenthümlichkeit Ihrer Anschauungsweise verständlich, gnädiges Fräulein", sagte er. „Auch in den heitersten Dingen wissen Sie etwas Wehmüthiges zu finden."

„Sie lachte.

„Ja, ich glaube, daß Sie recht haben", erwiederte sie. „Eben so schnell wie ich die komische Seite der Dinge sehe, finde ich auch ihre dunkle Seite heraus."

Sie kehrten in den Ballsaal zurück und tanzten den Walzer miteinander.

Als sie dann von ihrem nächsten Tänzer von ihm weggeholt wurde, glaubte Walter einen Ausdruck des Bedauerns in ihren Zügen zu erkennen. War es möglich, daß sich dies junge, glänzende Wesen für ihn interessirte, ihn gern hatte? Er überzeugte sich, daß es so war, als der nächste Walzer gespielt wurde und er zu ihr ging, sie zu holen. Ihre süßen Augen sagten ihm „Willkommen!" und ihr Angesicht leuchtete, wie er es noch nie hatte leuchten sehen. Sein Herz klopfte lauter und alle seine Pulse schlugen. Dennoch wurde er seinem jungen, fernen Weibe auch nicht mit einem Gedanken untreu.

Es wurde Walter noch ein anderer Beweis gegeben, daß Adelheid mit ihm lieber tanzte als mit jedem Andern. Unter den Gästen befand sich der Erbprinz eines Nachbarstaates und im Verlauf des Abends fragte er das junge Mädchen, ob sie ihm einen Walzer schenken wolle. Freundlich und anmuthig gab sie zur Antwort, daß sie keinen derselben mehr frei habe. Walter, der in ihrer Nähe gestanden hatte, trat zu ihr.

„Gnädiges Fräulein", sagte er, „ich habe Ihre Unterredung mit dem Erbprinzen mit anhören müssen, bitte, glauben Sie nicht durch Ihr Versprechen an mich gefesselt zu sein, ich möchte Ihnen unter keiner Bedingung hinderlich werden."

„Wie eifrig Sie bemüht sind, mich loszulassen", gab sie zur Antwort, mit einem Lachen, dessen fröhlicher, herzlicher, inniger Klang ihn seltsam berührte.

„Das bin ich nicht, aber der Erbprinz, er ist eben ein Prinz und ich glaubte, daß es Ihnen Vergnügen machen könnte, mit ihm zu tanzen."

Sie lachte wieder und der Klang dieses Lachens sagte deutlich, daß ihr an den Aufmerksamkeiten aller möglichen Prinzen wenig gelegen war.

Digitized by Google

„Ich will Ihnen keine Schmeicheleien sagen", erwiederte sie; „aber lassen Sie mich der Wahrheit gemäß gestehen, daß ich den Walzer mit Ihnen nicht für einen Kaiser aufgeben möchte."

Daß Walter sich geschmeichelt fühlte, war natürlich; er sah, wie sich die Vornehmsten des Landes bemühten, dieser jungen, königlichen Schönheit zu huldigen, die nur für ihn Lächeln und herzliche Freundlichkeit hatte. Er sah, daß sie ihm gegenüber ihre gewöhnliche, anmuthig-stolze Haltung aufgab, um unbefangen gütig zu sein, und er fühlte sich dadurch gerührt, obwohl es ihn nicht für einen Augenblick von Carmen abwendig machte.

Der Ball war glänzend, einer der glänzendsten dieser Wintersaison und für Adelheids und Walters Leben sollte er epochemachend werden. Walter konnte sich der Empfindung nicht erwehren, daß die Kette, die ihn fesselte, fortan noch um ein Glied verstärkt war: er fühlte, daß er von der vielbegehrten Erbin geliebt wurde; während sich Adelheid nach diesem Abend gestand, daß es für sie im ganzen Leben kein anderes Interesse mehr gab, als was mit Walter von Hartenstein in Zusammenhang stand.

Mehr als ein Ausruf der Bewunderung war den Beiden gefolgt, während sie tanzend durch den Saal flogen; mehr als eine alte Dame hatte sie ein schönes Paar genannt, das schönste im ganzen Saale, und die Freifrau von Röhn hatte nachlässig zur Antwort gegeben, daß in ihrer Familie die Schönheit erblich sei.

Adelheid und ihre Mutter blieben heute nicht lange bei dem Feste. Walters wechselnde Gemüthsbewegungen drückten sich in seinen Zügen aus und verdüsterten den Schatten, der auf seiner Stirn lag. Adelheid glaubte, daß er müde sei und bat die Mutter, sich bald mit ihr zu entfernen.

„Wir werden Sie an Ihrem Hause absetzen, Graf Hartenstein", sagte die Freifrau.

Abermals legte er die weiche, warme Hülle um die reizenden weißen Schultern; abermals lächelte das süße Gesicht in nächster Nähe, mit dem Ausdruck herzlicher Zuneigung zu ihm auf und die kleine Hand legte sich auf seinen Arm. So schritten sie die lange breite Treppe hinunter, auf rothem Teppich, zwischen weißen Statuen und traten hinaus in die milde, thaufrische Sternennacht.

Frau von Röhn schloß die Augen, sobald sie in den weichen Wagenkissen Platz genommen hatte und Adelheid sah hinüber zu dem jungen Mann, den sie als ihren Verlobten betrachtete und fragte sich, wann er sich gegen sie erklären, und was er ihr sagen würde?"

Der Anblick der Sterne führte aber Walters Gedanken nach Lissabon zurück und zu dem holden, geliebten Angesicht, das er dort in ihrem Lichte gesehen. Adelheid mußte ihn zweimal anreden, ehe er nur den Ton ihrer Stimme hörte. Sie zürnte ihm jedoch nicht darum, daß er in ihrer Gegenwart zerstreut war und an andere Dinge zu denken schien.

Ob er wohl, ehe sie sich trennten, ein zärtliches Wort zu ihr sagen, sie wohl, wie so viele ihrer Anbeter gethan, um eine der Blumen bitten würde, die sie getragen hatte?

Nein; der Wagen hielt vor seiner Thür, er lüftete den Hut und

Digitized by Google

wünschte beiden Damen gute Nacht. Sie beugte sich vor und sah ihn an, indem sie ihm die Hand zustreckte.

„Gute Nacht!“ sagte sie.

Und dann war er verschwunden und Adelheid lehnte sich in die Wagenkissen zurück, indem sie zu sich selber sagte:

„Du sollst mich lieben, mein einziges Lieb, ehe die Sterne um ein Jahr älter geworden sind.

XX.

Es war wie der Kampf eines Einzelnen gegen ein ganzes Heer, wie das vergebliche Ringen mit einer übermächtigen Strömung. Was der junge Graf Hartenstein auch dagegen thun mochte, das Zusammensein mit Adelheid von Röhn, ließ sich nicht vermeiden. Die Freifrau hatte geradezu Besitz von ihm genommen; sie behandelte ihn mit derselben herzlichen Vertraulichkeit, die sie für den eignen Sohn gehabt haben würde und that das frei und offen mit dem Bedauern, daß sie keinen Sohn besaß.

Ihre Ansprüche zurückzuweisen, war Walter nicht möglich. Sein ritterlicher Sinn, seine Dankbarkeit, das Bewußtsein, daß er ihnen Allen eines Tages tiefen Kummer bereiten müsse, gab ihm der Freifrau gegenüber eine ungewöhnliche Freundlichkeit, Nachgiebigkeit, Herzlichkeit sogar. Sie hatte dadurch eine warme Zuneigung für ihn gefaßt und wurde nicht müde ihn das in ihrer anmuthig-lässigen Weise bemerklich zu machen.

Was ihn aber am meisten zu Herzen ging, ihn sich selbst geradezu hassenswerth erscheinen ließ, war die wachsende Freudigkeit im Gesicht seiner Mutter. „Nun wird Alles gut!“ Diese Worte schienen in jedem Zuge des sanften, vornehmen Antlitzes geschrieben zu stehen, in den klaren Augen, auf den lächelnden Lippen. Es war, als ob ihr eine schwere Last von der Seele genommen wäre, so daß sie fortan wieder frei aufzuathmen vermochte. Das machte auf Walter tiefern Eindruck als Alles sonst. Er fühlte sich gleichsam als Mörder, bei dem Gedanken, daß er diesen Ausdruck des Glücks vom Gesicht der Mutter vertilgen sollte und sagte sich selbst, daß er in ihr, durch das Geständniß seiner Verheirathung, die Qualen der Hoffnung und des Lebens auf immer zerstören mußte.

Am 3. Juni wurde der Freiherr von Röhn zurück erwartet. Der Termin für die Rückzahlung der Hartensteinschen Schuld war der 27. desselben Monats.

Der Freiherr hatte das nicht außer Augen gelassen; er hatte berechnet, daß ihm so noch vollkommen Zeit blieb, allen geschäftlichen Aufgaben gerecht zu werden. Jetzt war der Mai herangekommen und die Firma, welche die große Summe vorgestreckt hatte, schrieb an den jungen Grafen Hartenstein, um ihn daran zu erinnern, daß er entweder bezahlen oder seine Erbgüter verkaufen müsse.

Der unglückliche junge Mann ballte den Brief zusammen.

„Als ob ich einer Erinnerung bedürfte!“ rief er in leidenschaftlichem Schmerz. „Als ob ich nicht Tag und Nacht empfände, was mich bedroht! Wohin ich blicke, überall steht wie mit feurigen Buchstaben „Schloß Hartenstein“ geschrieben. Seinen Verlust überlebe ich nicht.“

Digitized by Google

Und wieder, obwohl seine Liebe zu Carmen keine Wandlung und kein Schwanken erlitt, kam er zu dem Bewußtsein, daß er nicht so hastig in diese Ehe hineingegangen sein würde, hätte er vorauszusehen vermocht, was geschehen war. Er sagte sich das nicht in klaren Worten, aber der Gedanke stieg wieder und wieder in ihm auf und ohne Umschweife gestand er sich selbst, daß nie ein Mensch sich einem grausamern Dilemma gegenüber befunden. Auf der einen Seite völliger Ruin, der Verlust des Hartensteins, der Verlust seiner gesellschaftlichen Stellung; der Gram seiner Mutter, die Vorwürfe seiner Schwester, Adelheids Schmerz, ein düsteres Bild, dem nur der Gedanke an das Glück und die Liebe seines geliebten Weibes einiges Licht zu geben vermochte. Auf der andern Seite Erlösung, Hartenstein gerettet; Mutter und Schwester für Lebenszeit glücklich gemacht; Rang, Ehre, Einfluß, Alles wiedergewonnen, nur Carmen fehlte hier.

Carmen war ihm über Alles theuer. Nicht im Traume dachte er daran, sie zu hintergehen. Er gab zu, daß er sich in eine falsche, gefahrvolle Stellung begeben, aber er mußte Alles wieder zurechtrücken. Der Zusammensturz mußte erfolgen und er mußte sein Weib in die Heimat führen. Er mußte ertragen, was ihm bevorstand, aber, o Himmel! wenn es noch abzuwenden wäre!

Alle, die ihn liebten, fragten sich mit wachsender Besorgniß, warum er immer bleicher wurde und sichtlich abmagerte, und warum sein Gesicht alle Heiterkeit verlor und kummervoll-abgezehrt aussah. Sein Aeußeres war das eines Menschen, der von einem Alles verdrängenden Gedanken in Anspruch genommen wird, der eine schwere Last auf der Seele trägt und einen Kummer, den er Niemand vertrauen kann.

Mit jedem Andern wäre Walter zu tauschen bereit gewesen, war er doch überzeugt, daß er der Elendeste aller Menschen sei. Wie sollte er sich Hülfe schaffen? Wenn der Freiherr von Röhn zurückkam, mußte er augenblicklich zu ihm gehen und ihm erklären, daß von einer Verbindung ihrer beiden Familien nicht die Rede sein könne. Die Vorwürfe, die ihn trafen, den Kummer, den er bereitete, mußte er ertragen, so gut es ging. Und wenn er nur im Stande gewesen wäre, Alles auf sich selbst zu nehmen! Aber noch viel größere Kraft hatte er aufzubieten, um Mutter und Schwester vom Stand der Dinge zu unterrichten. Sobald das geschehen und der Hartenstein verloren war, wollte er völlig verarmt und mit gebrochnem Herzen zu Carmen eilen, mit ihr auswandern nach dem fernen Westen, während er von Allen, die er in Deutschland zurückließ, vergessen wurde. Ein beglückender Lebensplan war das freilich nicht und das Herz that ihm weh, wenn er denselben in allen Einzelnheiten überdachte.

Daß derselbe durchgeführt werden mußte, war gewiß. Der Mai ging schnell dahin, bald war der Juni da und Walter ging nur noch mit sich zu Rath, ob es besser wäre, seine Mutter langsam auf das Scheitern ihrer Hoffnungen vorzubereiten, oder ob er warten sollte, bis er mit der ganzen Wahrheit hervortreten mußte. Endlich beschloß er zu warten. Mochte sie immer noch ein paar glückliche Wochen verleben, das traurige Erwachen kam nur zu bald!

— — — — — — — — — — — — — — —

„Ich habe noch keinen Mai so schön gefunden, wie den diesjähri-

Digitized by Google

zen", sagte Adelheid von Röhn. „Wie lange hatte ich das Verlangen, einen Wonnemond zu erleben, wie er von Walter von der Vogelweide und andern Minnesängern gepriesen wird. Nun ist er gekommen, wie sie ihn schildern, duftig, mild und warm."

Sie ging, als sie dies sagte an Walter Hartensteins Seite im Park der verwitweten Fürstin Bentheim, einer Verwandten des regierenden Hauses, spazieren. Die Fürstin hatte eine große Vorliebe für Adelheid von Röhn und hatte sie für einige Tage nach ihrem Landsitz eingeladen. Heute war Graf Hartenstein mit Mutter und Schwester hinausgefahren. Eine alte Frau in einem Landhause könne man auch besuchen, wenn man in Trauer sei, hatte die Fürstin gesagt.

Gräfin Hildegard sah trotz ihrer schwarzen Gewänder schön, glücklich und heiter aus; Hilda in ihrer Halbtrauer gehörte zu den anmuthigsten Erscheinungen des Kreises, der sich im gastlichen Hause der hohen Frau zusammengefunden hatte. Der junge Graf betrachtete Mutter und Schwester, während sie nebeneinander standen. Wie vornehm sahen sie Beide aus, wie anmuthig und elegant. Ein tiefer Seufzer entrang sich seinen Lippen, bei dem Gedanken, wie bald ihnen eine Zerstreuung wie die heutige versagt sein würde. Es war vielleicht das letzte Mal, daß sie in der Gesellschaft erschienen, der Juni war nahe und mit seinen Rosen brachte er für ihn und die Seinen Armuth und Elend.

Adelheids Gesicht strahlte vor Freude, als sie den Grafen Hartenstein erblickte. Sie befand sich zwar erst seit zwei Tagen bei der Fürstin, aber ihr war zu Muthe, als ob zwei Jahre vergangen wären, seit sie ihn nicht gesehen.

Gräfin Hildegard hatte die Fürstin gefragt, wo sie Fräulein von Röhn finden könnte? Die Antwort war charakteristisch.

„Wo Sie eine kleine Gruppe von Männern sehen", sagte die alte Dame, „von denen Einige außerordentlich glücklich, die Andern außerordentlich unglücklich, Alle aber nicht ganz bei Sinnen zu sein scheinen, werden Sie immer auch unsere Adelheid entdecken."

Gräfin Hildegard lachte über die Schilderung, fand sie jedoch ganz richtig. Die Gruppe löste sich auf, als Graf Hartenstein darauf zuging, denn alle Mitglieder derselben hatten bemerkt, wie sich das Antlitz des jungen Mädchens bei seinem Anblick verklärte; mit herzlicher Freude hieß sie Walter willkommen und dann gingen sie im Schatten der Bäume die Allee entlang.

„Ich habe Sie vermißt", sagte Adelheid, „mehr als ich es je für möglich gehalten hätte."

„Ich bin stolz darauf, von Ihnen vermißt zu sein", gab er trübe zur Antwort. Wie ein Hohn erschien ihm all' das Schöne, was ihn umgab, der Glanz der Sonne, der Duft der Blumen, das fröhliche Lachen, die Musik, die von fern herübertönte, die festlichen, hellfarbigen Kleider der Damen, welch' ein grausamer, bittrer Hohn, daß er von alle dem umgeben war! Nach wenigen Wochen nur hatte er aufgehört Graf Hartenstein auf Hartenstein zu sein!

Adelheids Augen, deren Glanz von sanftem Mitgefühl umschleiert war, blickten mit ernster Frage zu ihm auf.

„Graf Hartenstein", sagte sie plötzlich; „Sie sind nicht wohl, Sie sehen abgezehrt, ich möchte sagen, abgehärmt aus, was ist Ihnen?"

Digitized by Google

„Nichts, gnädiges Fräulein!“ gab er zur Antwort und machte einen unglücklichen Versuch, eine heitere Miene anzunehmen.

Adelheids Gesicht verdüsterte sich.

„Wir sind nun schon so alte Freunde“, sagte sie, „und doch haben Sie noch immer kein Vertrauen zu mir. Irgend ein Gram, irgend eine Sorge liegt Ihnen auf der Seele, warum wollen Sie mich nicht daran theilnehmen lassen?“

„An einem Tage, wie den heutigen, dem schönsten Tag im schönen Mai, wollen wir nicht von Gram und Sorge sprechen“, antwortete der junge Mann.

Adelheid sah, daß er ihr nicht sagen wollte, was ihm die Seele bedrückte.

„Lassen Sie uns vom Hartenstein sprechen“, fuhr sie fort. „In allen unsern langen Gesprächen ist nie von Ihrem Stammschlosse die Rede gewesen und ich wüßte doch so gern, wie es dort aussieht. Wollen Sie mir das beschreiben?“

„Ich kann nicht vom Hartenstein sprechen“, antwortete er mit heiserer Stimme.

„Warum nicht?“ fragte das junge Mädchen.

„Weil ich ihn liebe. Die Liebe zu unserm Stammschloß ist für uns Hartensteins eine Art Leidenschaft.“

„Sprechen Sie niemals gern von dem was Sie lieben?“ fragte Adelheid wieder.

„Nicht, wenn es eine Liebe ist wie diese. Sie wissen nicht, gnädiges Fräulein, Sie können nicht ahnen, der einfache Name des Hartensteins zerreißt mir das Herz. Alles Traurige, Erschütternde liegt für mich in seinem Klange.

„Das verstehe ich wirklich nicht“, sagte das junge Mädchen. „Mit der Liebe für das Vaterhaus kann ich von Herzen sympathisiren! und ein Vaterhaus wie das Ihrige ist, die Wiege eines so alten Geschlechts! Wie aber ist es möglich, daß diese Liebe Sie so unglücklich macht?“

Er konnte ihr das nicht erklären. Zu gleicher Zeit sagte er sich aber, daß er seinen schmerzlichen Widerwillen besiegen müsse, wenn sie nicht auf falsche Vermuthungen kommen sollte.

„Ich will versuchen ob ich Ihnen den Hartenstein beschreiben kann“, sagte er mit gedämpfter Stimme. „Er ist vielleicht das schönste Daheim, das je einem Manne zu Theil geworden. Sage und Geschichte beleben ihn; jedes seiner Gemächer, jeder Thurm, jede Mauerecke hat eine besondere Legende und einige derselben sind hochpoetisch. Er ist ein altersgraues Gemäuer von dichtem Epheugerank so fest umsponnen, als ob es ihn sowohl vor Sonnenglut, wie vor Regenschauer beschirmen wollte, ein malerisches Gewirr von Bauwerken verschiedener Zeiten, dessen Anblick wie ein Schlachtruf auf das Herz des Mannes wirkt. Es ist das rechte Obdach für „stolze Helden und schöne Frauen“. Im Sonnenschein ist Hartenstein von heitrer Stattlichkeit, bei Nacht oder im ungewissen Mondlicht kann er drohend und unheimlich aussehen . . . Nein, gnädiges Fräulein, ich kann nicht mehr davon sprechen“, seine Stimme versagte, Thränen stiegen ihm ins Auge und verdunkelten seinen Blick, ein leidenschaftlicher Seufzer erstarb auf seinen Lippen; auch ihm ging, wie seinem Vater, die Liebe für Hartenstein über die Liebe für Mann, Weib

Digitized by Google

und Kind. „Nein, ich kann nicht vom Hartenstein sprechen!“ Er schwieg eine Weile, dann fügte er mit dumpfem Ton hinzu: „Nur der Himmel weiß, wie ich das Haus meiner Väter liebe!“

Sie konnte seinen Schmerz nicht verstehen, wußte nicht, daß der Hartenstein seinen geistigen Augen gleichsam wie ein Trümmerhaufen erschien. Und doch fühlte sie sich ihm durch diesen leidenschaftlichen Herzensschrei näher gebracht, als durch Alles was sie bisher miteinander getheilt hatten.

„Ich verstehe Sie und kann mit Ihnen fühlen“, gab sie zu Antwort. „Ich an Ihrer Stelle würde ein solches Vaterhaus mehr lieben, als mein Leben.“

„Ja, so liebe ich den Hartenstein“, sagte Walter: und während er in ihr schönes ausdrucksvolles Antlitz niedersah, kam er zu der Ueberzeugung, daß sie den Hartenstein mit einer Liebe geliebt haben würde, die kaum der seinigen nachstand.

XXI.

Der erste Juni war gekommen! Walter sank das Herz als er das Datum sah; der Monat, der für Andere so entzückend ist, so reich an Düften und Vogelliedern, sollte ihm den Untergang bringen. In wenigen Tagen mußte er dem großherzigen Freunde des verstorbenen Vaters mittheilen, daß von einer Verbindung zwischen ihnen nicht die Rede sein konne; in wenigen Tagen mußte er von der gütigen Frau, die ihn wie ihren Sohn behandelt hatte, von dem liebreizenden Mädchen, das er so hochhielt auf immer Abschied nehmen, und bald darauf auch vom Hartenstein.

Der Administrator des Gutes hatte geschrieben und den jungen Grafen wegen wichtigen Geschäftsangelegenheiten gebeten, einmal hinzukommen. Aber Walter sagte sich selbst, daß er es nicht ertragen würde, den Hartenstein, mit dem Bewußtsein ihn aufgeben zu müssen, im vollen Sommerschmuck wiederzusehen.

„Ich würde meinem Leben ein Ende machen, wenn ich jetzt nach Hartenstein ginge“, dachte er. Der Muth, der bisher die Söhne seines Hauses ausgezeichnet und sie den besten Männern des Landes an die Seite gestellt hatte, schien in seiner Seele gebrochen zu sein. Das Schwert hing schon lange über seinem Haupte, daß er dem Herabfallen desselben wie einer Erlösung entgegensah. Er konnte ja doch nur einmal sterben und der Tod erschien ihm leichter, als das Leben in der beständigen Erwartung eines Todesurtheils. Das Sterben selbst konnte nicht so bitter sein, wie der Schmerz, den ihm der Kummer seiner Mutter bereiten würde.

Sein schönes, kühnes Gesicht sah jetzt so traurig und abgehärmt aus, daß sich die Bekannten verwundert fragten, was wohl dem jungen Grafen Hartenstein fehlen möge? Seine Stimme hatte ihren Klang, sein Lachen alle Heiterkeit verloren; stumm und melancholisch ging er umher. Dennoch sagte Gräfin Hildegard, so oft sie nach ihrem Sohne gefragt wurde, immer wieder, es ginge ihm gut; und wenn Einer der Näher-

Digitized by Goog

ſtehenden ſie auf das veränderte Ausſehen des jungen Mannes aufmerkſam machte, fand ſie Gründe in Menge, um daſſelbe zu erklären.

An dieſem erſten Juni aber ſchien, als er zum Frühſtück kam, der Schatten des Unglücks ſichtbar auf ihm zu laſten. Sein Geſicht war blaß, ſein Auge trübe. Gräfin Hildegard konnte das nicht länger überſehen.

„Biſt Du nicht wohl, lieber Walter?“ fragte ſie, ſich ängſtlich über ihn beugend. „Dein Geſicht iſt ſo bleich und Deine Hände brennen wie Feuer.“

„Arme Mutter!“ dachte er. „Du ſollſt noch ein paar Tage glücklich ſein, Dein ganzes übriges Leben iſt ja dem Elend verfallen!“

Und alle ſeine Kraft aufbietend, küßte er ihr mit erzwungenem Lächeln die Hand und antwortete mit dem Anſchein der Sorgloſigkeit: er befände ſich ganz wohl, es könne jedoch ſein, daß ihm der Aufenthalt in der großen Stadt nicht ganz ſo zuträglich ſei, wie das Landleben.

Aber ſie fuhr fort ihn zu beobachten, nun ihre Sorge einmal geweckt war, ließ ſie ſich nicht wieder beruhigen und je länger ſie das that, um ſo mehr überzeugte ſie ſich, daß er etwas Schweres zu tragen haben müſſe. Er ſetzte ſich mit Mutter und Schweſter zu Tiſch, aber Gräfin Hildegard ſah, daß er weder Speiſe noch Trank berührte. Sie begann von der Zukunft zu ſprechen; er gab ausweichende Antworten; ſie brachte die Rede auf Schloß Hartenſtein; er wendete ſich ſtumm zur Seite.

Gütiger Himmel, was hatte das Alles zu bedeuten? Sie wünſchte dringend ihn danach zu fragen, wagte es jedoch nicht und fing an von Adelheid von Röhn zu ſprechen, ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit zu preiſen; Walter hörte das ruhig an, ſagte aber nicht ein Wort dazu. Was ſollte ſie davon denken? Es konnte doch nach der Richtung hin nichts zu fürchten ſein, konnte nichts Anlaß zur Beſorgniß geben. Alles war ja längſt verabredet und feſtgeſtellt! Das ſagte ſie ſich immer wieder; aber das bleiche Geſicht, die traurigen Augen des Sohnes ließen ſie nicht zur Ruhe kommen.

Es mußte wohl ſein, wie er geſagt hatte: die Stadtluft bekommt ihm nicht. Das Leben in der Reſidenz war ſo ſehr verſchieden von dem, was er zuletzt geführt hatte. So viel ſie ſich jedoch bemühte Troſt zu finden, die Sorge um Walter ließ ſich nicht bannen; immer von Neuem drängte ſich ihr die Frage auf, was dem geliebten Sohne auf der Seele liegen möge?

Weder Mutter noch Sohn konnten jemals dieſen erſten Juni vergeſſen. Gegen Abend brachte die Poſt ein Packet, mit einem großen, aufs genaueſte ausgeführten Plane des Hartenſteins, eine Arbeit, die noch von dem verſtorbenen Grafen im Stolze ſeines Herzens beſtellt worden war. Walter fand es erſt, als er Abends in ſein Arbeitszimmer ging, um noch einen Geſchäftsbrief zu ſchreiben. Es war ſchon ſpät, beinah elf Uhr. Hilda hatte ſich zurückgezogen; Gräfin Hildegard, voll Sorgen um den Sohn, war noch im Salon zurückgeblieben. Auch Walter erhob ſich, um gute Nacht zu ſagen.

„Ich habe noch einen Brief zu ſchreiben, liebe Mutter“, ſagte er; „wenn das geſchehen iſt, will ich zu Bett gehen; ich bin ſehr müde.“

Sie küßte ihn mit ſchmerzlicher Unruhe, ſagte aber nichts. Worte

Digitized by Google

schienen nicht im Stande, den Bann zu brechen, der zwischen ihr und dem Sohne lag. Dann hörte sie ihn in sein Zimmer gehen und die Thüre heftig ins Schloß drücken. Dann wurde es still im Hause und Stunde auf Stunde verging, ohne daß Walter in sein Schlafzimmer gegangen wäre, das am andern Ende des Corridors lag. Gräfin Hildegard saß und horchte; sie konnte sich weder entschließen zur Ruhe zu gehen, noch wagte sie den Sohn zu stören.

Walter schrieb seinen Brief, couvertirte ihn und legte ihn an den bestimmten Platz, wo ihn der Diener früh Morgens fand, um ihn zur Post zu besorgen. Jetzt erst fiel ihm das Packet in die Augen, er erbrach es, und sein Blick fiel auf den Plan des Hartensteins.

Mechanisch breitete er ihn auf dem Tische aus und vertiefte sich in das Anschaun. Es konnte kein schöneres Besitzthum geben! Da waren große, alte Waldungen, schön gewundene Hügel, herrliche Feldmarken, weitgedehnte Wiesen. Dazwischen lagen die freundlichen Häuser der Gutsangehörigen und die stattlichen Gebäude der Verwandten. Und dann Schloß Hartenstein selbst in seinen verschiedenen Bauwerken ein Denkmal der vaterländischen Geschichte. Hier ein Stück der verfallenen Ringmauer, die schon zur Zeit der Kreuzzüge gestanden; dort ein verfallener Thurm, der den Stürmen des Bauernkrieges getrotzt hatte; die Zugbrücke, über die einst Friedrich Barbarossa geritten sein sollte; der Brunnen, dessen Wasser Dr. Melanchthon als das beste weit und breit gepriesen und die alte Kanzlei, in welcher der gelehrte Mann wochenlang als Gast derer von Hartenstein gehaust und alte Papiere durchstöbert hatte; die alte Kirche endlich, unter deren Steinplatten Generationen auf Generationen zur Ruhe gebettet waren, während ihre Glocke noch immer, wie vor hundert und aber hundert Jahren hell und laut ins Land hinausklang.

Wie konnte er sich von diesem Besitzthum trennen, das so fest mit dem Leben seiner Familie verwachsen war? Jeder Stein des alten Schlosses gab Kunde von den Hartensteins auf Hartenstein, erzählte von ihren Thaten. „Die Hartensteins auf Hartenstein", wie war es möglich, die gleichlautenden, engverwachsenen Namen auseinander zu reißen? Was war der Hartenstein ohne seine angestammten Insassen? Was waren die Hartensteins ohne das Haus ihrer Väter? Der junge Mann neigte sein Haupt über das Blatt und Thränen drängten sich in seine Augen.

Wie hatte sein Vater für die Erhaltung der geliebten, alten Heimat gearbeitet und gesorgt und entbehrt. Um seinem Sohn das Erbe des Hartensteins zu erhalten, ihm das schöne Besitzthum schuldenfrei zu übergeben, hatte Graf Friedrich Wolf auf die meisten Freuden des Lebens Verzicht geleistet und nun war dieser Sohn im Begriff, sein Erbe fremden Händen auszuliefern, mußte es thun, weil er Alles in der Welt für seine Liebe geopfert hatte. Wer sollte fortan den Hartenstein besitzen? Wer in seinen Mauern hausen, während es den Hartensteins selbst nicht länger vergönnt war, hier zu leben und zu sterben? Die alten Rüstungen, die in mancher heißen Schlacht ruhmreiche Beulen davon getragen, die Schwerter, die das Blut der Feinde getrunken, die Ahnenbilder, die in weite Ferne zurückreichten, Alles sollte unter den Hammer

Digitized by Google

kommen; Alles was den Besitzern bisher hoch und heilig gewesen, entheiligt werden. Walter sah es vor Augen, wie das alte Wappenschild über dem Hauptthore herabgenommen wurde, wie die schildtragenden Löwen verschwanden; die alten Bäumen sogar wurden niedergeschlagen. Wer sollte das rechte Herz für sie haben, wenn die Hartensteins fortzogen? — Ja, auch die alten Bäume wurden niedergeschlagen und zu Geld gemacht.

Und mit einem Worte wäre er im Stande gewesen, dies Unheil abzuwenden; er hätte den Hartenstein retten, hätte seinen Glanz noch erhöhen können und statt dessen ging derselbe gerade durch ihn verloren! In der Familienchronik würde geschrieben stehen: „Walter, fünfzehnter Graf von und auf Hartenstein. Bald nachdem er das Erbe seiner Väter angetreten, ging das Stammschloß aus seinem Besitz in fremde Hände über, und die Familie wurde vollständig zu Grunde gerichtet.“ Ueberall wohin er die Augen wandte, glaubte er die Worte zu lesen: „Das Stammschloß ging aus seinem Besitz in fremde Hände über.“ Er hatte nur an sich selbst und seine Liebe gedacht, nicht an Hartenstein.

Ob er jetzt anders handeln würde, wenn das Geschehene rückgängig zu machen wäre? Er begrub das Gesicht in den Händen voll tiefster Herzensverwirrung. Als er sich mit Carmen verheirathete, glaubte er etwas Edles und Gutes zu thun, jetzt konnte er sich der Furcht nicht erwehren, nur etwas Selbstsüchtiges gethan zu haben.

Es schlug Mitternacht, es schlug Eins, und noch hatte er den Kopf nicht wieder aufgerichtet. Die mächtigen Wogen der Verzweiflung überfluteten seine Seele. Plötzlich schreckte er empor; eine warme Hand legte sich sanft auf sein gebeugtes Haupt.

„Lieber Walter“, sagte Gräfin Hildegard, „ich hielt es nicht länger aus, ich mußte Dich stören . . . warum sitzest Du hier so lange allein?“

Sie zog ihm die Hände vom Gesicht, hob es empor und sah, als der Lampenschein darauf fiel, daß es von Thränen überströmt war. Ihr Gesicht erblaßte bei diesem Anblick, und die Ahnung drohenden Unglücks kam über sie. Dann beugte sie sich nieder, um zu sehen, was die Ursache seiner Thränen sein möchte und fand, daß es ein Plan des Hartensteins war. Sie brach in einen Schmerzensschrei aus.

„Walter! Du weinst über Hartenstein? O mein Sohn, ich kenne Dich zu gut, um nicht zu wissen, daß nur ein bitterer Schmerz im Stande sein kann, Deinen Augen Thränen zu erpressen. Hast Du noch ein starkes Herz und einen festen Willen?“

„Ja, Mutter, es war ein bitterer Schmerz“, gab er zur Antwort, „aber wir wollen es vergessen. Ich wußte nicht, daß es schon so spät ist. Du mußt sehr müde sein? Bist Du meinetwegen aufgeblieben?“

Aber sie ließ sich durch seine Worte nicht irre führen. Den Arm um seinen Nacken legend sah sie ihm ins Gesicht.

„Walter“, sagte sie, „Du hast Dich mit dem Hartenstein beschäftigt und der Gedanke an das Haus Deiner Väter hat Dich mit Kummer erfüllt; wie ist das möglich, da Du so bald im Stande sein wirst, ihm den alten Glanz im vollen Maße wieder zu geben?“

Er antwortete nicht, sein Herz und seine Seele waren zu schwer von Kummer bedrückt, aber sie zog ihn noch näher an sich heran, beugte sich über ihn und küßte sein Gesicht.

Digitized by Google

„Geliebter Sohn, wir dürfen Hartenstein nicht verlieren!“ sagte sie. „Du kannst und wirst nicht so grausam sein, es dahin kommen zu lassen. Der Hartenstein muß in unseren Händen bleiben.“ Ihre Thränen fielen auf sein Antlitz während sie fortfuhr: „Dein Vater würde im Grabe keine Ruhe finden, wenn wir Hartenstein einbüßten. Walter, geliebter Sohn, und wenn wir noch so schwer zu leiden hätten, den Hartenstein müssen wir uns erhalten!“

Er ertrug es nicht länger, küßte ihr bleiches, thränennasses Gesicht und sagte:

„Mutter, vertraue mir, ich will thun was ich kann!“ dann stand er hastig auf und verließ das Zimmer.

XXII.

Kein Schlaf kam diese Nacht in Walters Augen. Immer wieder glaubte er den warmen Thränenregen aus den Augen der Mutter zu fühlen und den zärtlichen Druck ihrer Arme um seinen Hals, und immer wieder klang ihm der sanfte, flehende Ton ihrer Stimme in den Ohren. Was sollte er thun? Es war zum wahnsinnig werden! Immer höher stieg seine nervöse Aufregung, ihm war als müßte irgend etwas Ungewöhnliches geschehen, es flüsterte und rauschte um ihn her, oder war er wirklich auf dem Wege, den Verstand zu verlieren?

Die ganze Nacht quälte er sich damit, irgend einen Rettungsplan zu ersinnen, einen Ausweg zu finden, aber vergebens. Er war in Verzweiflung, und auch die Verzweiflung war nutzlos! Das Einzige was ihm übrig blieb, war, den alten, oft geprüften Muth der Hartensteins herauf zu beschwören, um mit seiner Hülfe zu thun, was gethan werden mußte. Das seltsame unbestimmte Gefühl, daß irgend etwas Außergewöhnliches geschehen würde, ließ sich jedoch nicht bannen.

Mit Sonnenaufgang verließ Walter sein Schlafgemach, er hielt es nicht länger aus wachend im Bett zu liegen und kehrte in sein Studirzimmer zurück, wo der Plan seines schönen Stammsitzes noch immer ausgebreitet auf dem Tische lag. In nervöser Unruhe fing er an, seine Papiere zu durchsuchen und zwei Briefe, die er den Abend zuvor übersehen hatte, fielen ihm in die Augen.

Der erste, den er öffnete, brachte ihm nur die Aufforderung zu einer politischen Versammlung, die zu besuchen er sich früher anheischig gemacht hatte. Der zweite war von größerer Bedeutung und er las ihn wieder und wieder, hier war es gekommen, was er ahnend erwartet, dies war die Erfüllung des Vorgefühls, das ihn die ganze Nacht wach gehalten hatte! Der Brief war von seinem Sachwalter, Dr. Richter, und meldete ihm, daß der Werkführer der Adrian-Minen gefunden und zur gerichtlichen Untersuchung eingebracht sei. Das erste Verhör sollte schon am folgenden Morgen stattfinden und Dr. Richter forderte den Grafen Hartenstein auf, sich dazu einzustellen, da er vielleicht irgend welches wichtige Zeugniß abzulegen vermöchte.

Walter war in großer Erregung. Wäre es möglich, daß sich jetzt

Digitized by Google

noch in der elften Stunde ein Ausweg zeigte? Daß noch etwas von dem Gelde seines verstorbenen Vaters gerettet werden konnte? Wenn er nur in den Stand gesetzt wurde, die zehntausend Thaler an den Freiherrn von Röhn zurückzuzahlen, so fühlte er die Schwere seiner Aufgabe um Vieles erleichtert.

Mit schmerzlicher Ungeduld wartete er, bis die bestimmte Stunde herankam; im Zimmer zu bleiben war ihm unmöglich. Er begab sich ins Freie und durcheilte die Promenaden, bis es Zeit war, in die Stadt zurückzukehren.

Im Hofe des Gerichtsgebäudes traf er mit Dr. Richter zusammen.

„Sie werden nicht lange zu warten haben, Herr Graf", sagte der Advocat. „Unsere Angelegenheit ist die dritte auf der Tagesordnung. Adam Binder ist ein vollendeter Schurke und hat lebenslängliche Zuchthausstrafe verdient"

Graf Hartenstein begab sich in das Verhörzimmer, das von Richtern, Schreibern, Zeugen und Advocaten angefüllt war. Alle schienen halb tod vor Hitze. Walter setzte sich nieder; irgend Jemand hatte ihm einen Platz angewiesen, und mehr als einer der Anwesenden, der ihn früher gesehen, bemerkte voll Erstaunen, wie bleich und abgezehrt sein Antlitz war.

Die Verhandlungen hatten bereits begonnen und nahmen ihren Verlauf, ohne daß Walter sonderlich darauf geachtet hätte. Erst der Name Adam Binder weckte ihn aus seiner Versunkenheit. Ein Augenblick der Verwirrung entstand durch das Ab- und Zugehen der Zeugen, dann eine kurze Pause. Walter blickte auf und fuhr halb von seinem Sitz empor, dann sah er abermals zu dem Angeklagten hinüber.

„Ich bin wahnsinnig", sagte er zu sich selbst, „ich muß wahnsinnig sein!"

„Mit festem Blick sah er dem Angeklagten ins Gesicht und dabei erbleichte das seinige und wurde dann wieder glühend roth.

„Nein, ich bin nicht wahnsinnig!" fuhr er in seinem Selbstgespräch fort; „er ist es . . . und doch, wie kann das möglich sein?"

Leise trat er an Dr. Richters Seite.

„Bitte, sagen Sie mir", flüsterte er ihm mit heiserer Stimme zu, „wer ist der Mann dort auf der Anklagebank?"

Dr. Richter sah den jungen Mann verwundert an.

„Der ehemalige Werkführer der Adrian-Minen, Adam Binder," antwortete er. „Ich glaubte das wüßten Sie."

Walter setzte sich wieder und nahm seine stille Beobachtung wieder auf.

„Nein, ich irre mich nicht!" sagte er zu sich selbst.

Sein immerwährendes Ansehen erregte endlich die Aufmerksamkeit des Angeklagten und als sich ihre Augen begegneten, zuckte ein Lächeln um Adam Binders Lippen, ein Lächeln, das zu sagen schien: „Sie haben mich erkannt!"

Dies häßliche, boshafte Lächeln, das dem jungen Grafen so bekannt war, erhöhte seine Verwirrung.

„Ich kann es mir nicht erklären", dachte er; „eine solche Aehnlichkeit ist unmöglich!"

Der Angeklagte schickte ihm ein zusammengefaltetes Papier. Es enthielt die Worte:

Digitized by Google

„Wollen Sie mich nach beendigtem Verhör aufsuchen, Herr Graf, so werde ich Ihnen eine wichtige Mittheilung machen."

Die Worte waren mit Bleistift geschrieben und Walter starrte sie lange an, obwohl sie völlig verständlich waren, dann sah er wieder zu dem Angeklagten hinüber und wieder begegneten seine Augen jenem unverschämt-vertraulichen Lächeln, das ihn halb wahnsinnig machte. Auf das Verhör gab er nur wenig Acht, obwohl es für sein Schicksal, sein Vermögen von so großer Bedeutung war. Wie im Traume hörte er die Worte: Unterschlagung — Fälschung — Zeuge — lehnte mit beiden Armen auf einer Barrière und starrte den Angeklagten an, als ob sich alle seine Lebenskraft in den Augen concentrirt hätte.

Dr. Richter redete ihn an; er antwortete aufs Gerathewohl. Ihm war zu Muthe als ob Stunden auf Stunden vorüberschlichen, während er das dunkle, boshafte, ihm so bekannte Gesicht beobachtete. Einmal, als der Angeklagte lächelte, senkte Graf Hartenstein das Haupt und die ihm zunächst Sitzenden hörten ihn sagen:

„Gütiger Himmel, er ist es wirklich!"

Zu voller Besinnung kam er erst wieder, als der Angeklagte fortgeführte wurde. Walter sprang auf, er mußte ihm folgen, mußte ihn sprechen und die Wahrheit erfahren. Aber er sah sich gezwungen, seine Ungeduld zu mäßigen. Nur mit Bewilligung des Untersuchungsrichters durfte er den Gefangenen sprechen, und der Erlaubnißschein blieb lange aus, Walter glaubte schon, daß er gar nicht kommen würde.

Endlich aber stand er in der Gefängnißzelle und die dunkeln Augen des Angeklagten sahen ihn an.

„Um des Himmels willen", rief Walter, „sagen Sie mir, wer Sie sind!"

„Ich bin Adam Binder", lautete die Antwort; „wir sind uns aber schon begegnet, Herr Graf. Einige glauben an ein Fatum, Andere an den Zufall, noch Andere an eine Vorsehung, urtheilen Sie selbst, welche dieser Mächte uns zusammengeführt hat."

„Ich verstehe Sie nicht", sagte Walter, „ich tappe vollständig im Dunkeln."

„Herr Graf, ich habe Ihnen eine Eröffnung zu machen, die von hohem Werth für Sie ist", fing der Angeklagte wieder an. „Ich könnte sie Ihnen verschweigen und Sie dadurch in eine schwierige Lage bringen. Ich weiß auch, daß ich nicht zum Sprechen gezwungen werden kann. Aber geloben Sie mir, sich nicht zu Denen gesellen zu wollen, die darauf bestehen, mir den Proceß zu machen; geloben Sie vielmehr, wenn es irgend möglich ist, zu meinen Gunsten einschreiten zu wollen, so mache ich Ihnen ein Geständniß, das von höchster Wichtigkeit für Sie ist."

Walter starrte ihn an, dann keuchte er mehr, als daß er sagte:

„Ich gelobe Ihnen, was Sie wollen, aber erklären Sie mir, was dies Alles zu bedeuten hat, welch' Geheimniß dahintersteckt."

„Wollen Sie sich für mich verwenden?" fragte der Mann.

„Ja, ja, das verspreche ich Ihnen!" rief Graf Hartenstein; „aber nun stellen Sie meine Geduld nicht länger auf die Probe. Sagen Sie mir, wie es zugeht, daß Sie den Namen Adam Binder tragen und doch der Geistliche sind, der mich in Lissabon getraut hat?"

Digitized by Google

„Es ist ein Räthsel, nicht wahr? Und Sie sind nicht im Stande es zu lösen. Aber unter der Bedingung, die ich Ihnen genannt habe, will ich Ihnen dazu verhelfen."

„Sie sollen mich nicht länger auf die Folter spannen!" fiel Graf Hartenstein ein. „Ich werde Sie zwingen, sich deutlich zu erklären."

„Nur ruhig!" rief Adam Binder. „Was ich zu sagen habe, ist in einem Augenblick abzumachen: Ihre Ehe ist keine rechtmäßige, ich hatte nicht die Befugniß, Sie zu trauen."

„Elender!" rief der junge Mann.

„Viele, die in der Welt so gestellt sind, wie Sie, Herr Graf, würden sich der Entdeckung freuen, daß sie eine Heirath geschlossen haben, die in Wahrheit keine Heirath ist!"

„Erinnern Sie sich gefälligst", sagte Walter mit mühsam beherrschtem Zorn, „erinnern Sie sich, daß Sie mit einem Edelmann, einem Mann von Ehre sprechen.

„Das kennt man schon!" gab Adam Binder mürrisch zur Antwort. „Sie können ja sagen was Ihnen beliebt, wenn Sie Alles erfahren haben. Uebrigens werden Sie sich wohl erinnern, daß ich nicht die mindeste Lust hatte, die Ceremonie auszuführen, Sie bestanden darauf."

„Wie konnte ich ahnen, daß Sie ein solcher Schurke wären!" rief Graf Hartenstein.

„Ich habe gethan was ich konnte, habe Ihnen deutlich meine Unlust gezeigt, die Trauung zu vollziehen", sagte Adam Binder. „Uebrigens, es ist vielleicht thöricht, daß ich es ausspreche, aber die Geschichte ist vielleicht gar nicht so schlimm!"

Er stockte plötzlich, erschreckt von dem Zorne, den er in Walters Augen aufflammen sah.

„Lassen Sie sich erzählen, wie die Sache zugegangen ist", begann er nach einer Pause. „Als ich aus Böhmen flüchtete, war meine größte Sorge, mich so unkenntlich zu machen als möglich und ich wählte die Verkleidung als Geistlicher. Ehe noch die Entdeckung meiner Flucht stattgefunden hatte, war ich durch diese Maske in einem kleinen Protestantenkreise des südlichen Frankreich als Pastor Werner eingeführt. Hier lernte ich einen Schweizer kennen, dessen Bruder als Geistlicher der deutschen Protestantengemeinde in Lissabon fungirte. Familienangelegenheiten machten eine gemeinsame Reise der Brüder in ihre Heimat wünschenswerth, aber es hielt schwer für den Lissaboner Prediger einen Stellvertreter zu finden. Als mir dies zu Ohren kam, bot ich unverzüglich meine Dienste an; es konnte keine bessere Zufluchtsstätte für mich geben, wenn die erste Hitze der Verfolgung ausbrach. So ging ich denn nach Lissabon, Herrn Pastor Mühli abzulösen und forderte ihn auf, seine Abwesenheit nach Gefallen auszudehnen, da ich durch nichts getrieben sei. Ich nahm seine Stelle ein, lebte in seinem düstern Hause und wurde von seiner trägen Dienerschaft bedient. Zu thun hatte ich wenig und einige protestantische Familien nahmen sich freundlich meiner an. Jeden Sonntag aß ich bei der einen zu Mittag und drei alte Fräulein luden mich zuweilen Abends ein."

„Kommen Sie zur Sache!" rief Graf Hartenstein; „die Einzelheiten Ihres schandbaren Lebens gehen mich gar nichts an."

Digitized by Google

„Bitte, bleiben Sie höflich, Herr Graf!“ fiel Adam Binder ein. „Sie thäten wohl, nicht zu vergessen, daß es in meiner Macht liegt, Ihnen sehr große Unannehmlichkeiten zuzuziehen.“

Walter schwieg; er wußte nur zu gut, daß der Gefangene Recht hatte.

XXIII.

„Lassen Sie mich meinen Spruch zu Ende sagen, Herr Graf, das wird für uns Beide das Beste sein“, fing Adam Binder wieder an, als Walter verstummt war. „Es ist gewiß nicht meine Absicht, Sie mit einem Wust häßlicher Einzelnheiten zu ermüden; aber vergessen Sie nicht, daß Einzelnheiten das Ganze ausmachen. Wenn Sie mir nicht erlauben, meine Geschichte in meiner Weise zu erzählen, erzähle ich lieber gar nicht.“

„Ich will Sie nicht wieder unterbrechen“, versicherte Graf Hartenstein.

„So lassen Sie mich denn vor Allem darauf hinweisen“, fuhr Adam Binder fort, „daß, wenn ich auch vielleicht das bin, was man mit dem Namen Schurke zu bezeichnen pflegt, mir doch nicht der Vorwurf gemacht werden kann, ein Heuchler zu sein, und ich schwöre Ihnen zu, daß ich nicht die Absicht hatte, meine Stellung als Geistlicher zu irgend einer Schlechtigkeit zu mißbrauchen. Man wird ohne Zweifel die Anklage gegen mich erheben, daß ich das mir geschenkte Vertrauen mißbraucht habe und mit fremdem Gelde durchgegangen bin und doch, so wahr ich lebe, glaube ich an Gott und fürchte ihn. In aller Verworfenheit gedenke ich noch der Gebete, die ich einst auf dem Schooße der Mutter gestammelt habe, und schon um dieser Erinnerung willen wäre es mir nicht in den Sinn gekommen, aus meiner Stellung unerlaubte Vortheile zu ziehen. Ich war der Meinung, daß es nichts auf sich hätte, wenn ich Sonntags eine Predigt hielte; daß mir auch die Aufgabe zu taufen und zu trauen zufallen könnte, fiel mir nicht ein, wahrhaftig nicht!

Verstehen Sie mich nicht falsch, ich behaupte nicht, daß ich die Sache aufgegeben hätte, wenn mir ein solches Bedenken gekommen wäre, aber es kam mir wirklich nicht. Ich wußte, daß ich eine fromme Miene anzunehmen verstehe und daß ich eine gewisse Rednergabe besitze; es gelang mir denn auch, meine Aufgabe zu lösen, so daß Niemand Verdacht schöpfte, und mein Geld wußte ich in sicherer Weise anzulegen. Als Sie dann kamen, Herr Graf, und getraut zu werden verlangten, war mir, als ob sich die Erde öffnete, mich zu verschlingen. Sie kannten mich nicht, aber ich kannte Sie, und wußte, daß Sie der Sohn des Mannes waren, den ich — warum sollt' ich Ihnen das nicht zugestehen, den ich beraubt hatte; wie eine Ironie des Schicksals erschien es mir, daß Sie zu mir kommen mußten. Ich überzeugte mich auch, daß Sie nicht den leisesten Verdacht gegen mich hegten; wie wäre das auch möglich gewesen, da Sie mich nie gesehen. Ich sagte mir jedoch selbst, daß ich Ihrer Familie schon Böses genug zugefügt hatte, ohne auch noch Ihre Trauung zu einer elenden Farce zu machen, und gab mir alle Mühe, Sie von der Heirath abzubringen. Jeder Andere als Sie, Herr

Digitized by Google

Graf, hätte verstanden, daß da irgend etwas nicht in Ordnung war. Eine gewisse Erleichterung fand ich in dem Umstande, daß Ihre Trauung eine heimliche sein sollte, und daß die Ehe, die Sie schlossen, keine standesmäßige war. Ich sagte mir selbst, daß Sie diese Heirath früher oder später bereuen müßten, und daß es mir eines schönen Tages Vortheil bringen dürfte, wenn ich Ihnen die Wahrheit entdeckte."

„Demnach wäre meine Heirath keine gültige?" stammelte Walter

„Ich war ebenso wenig befugt, Sie zu trauen, wie Sie selbst, Herr Graf."

Der junge Mann zweifelte noch immer; er konnte nicht daran glauben; die ganze Geschichte war so seltsam, kam ihm so mährchenhaft vor. „Ist das Alles wahr? Täuschen Sie mich nicht?" fragte er.

„Wie können Sie noch so fragen, Herr Graf? Sie hatten die Absicht, Carmen Erbach zu heirathen. Woher sollte ich wohl diesen Namen wissen, wenn meine Geschichte nicht wahr wäre? Daß ich Adam Binder bin, werden Ihnen tausend Zeugen bestätigen, und daß ich den Namen Carmen Erbach kenne, beweist Ihnen, daß ich es war, der Ihnen einst als Pastor Werner gegenüber stand. Sie können ja auch an Herrn Heinrich Anton Mühli in Bern schreiben und ihn fragen, wie der Geistliche geheißen, der eine Zeitlang der Stellvertreter seines Bruders in Lissabon gewesen ist."

„Das will ich thun", erwiederte Graf Hartenstein.

„Sie mögen mir glauben oder nicht", fuhr Adam Binder fort, „mir war die Fälschung, deren ich mich schuldig machte, in hohem Grade widerwärtig und ich hätte sie mir gern erspart. Uebrigens kann ich Ihnen, wenn Sie noch zweifeln sollten, genau beschreiben, wie Fräulein Erbach gekleidet war und wie sie aussah. Sie war sehr schön, ihr Gesicht hat tiefen Eindruck auf mich gemacht. Dringend bitte ich Sie nun aber, nichts zu versäumen, um Ihre Heirath zu einer gültigen zu machen, vorausgesetzt, daß Sie Carmen Erbach wirklich zu Ihrer rechtmäßigen Gattin machen wollen."

Graf Hartenstein konnte noch immer nicht glauben; es schien ihm ganz unmöglich, daß diese Heirath, die ihm so schwere Kämpfe bereitet hatte, in Wirklichkeit nicht existirte, daß er in alle den zahllosen Stunden, in denen er sich um sein Weib gehärmt, gar kein Weib besessen.

„So hätte denn Ihrer Ueberzeugung nach die Trauungsceremonie gar keine bindende Kraft gehabt?" fragte er. „Lassen Sie mich nicht im Unklaren, sagen Sie mir die volle Wahrheit."

„Die habe ich Ihnen gesagt, Herr Graf. Ihre Trauung hatte ebenso wenig bindende Kraft, als eine Trauung auf der Bühne."

„Und dieser Niederträchtigkeit haben Sie sich schuldig gemacht!" rief Walter. „Haben Sie denn nicht begriffen, daß Sie damit möglicherweise zwei Menschenleben zu Grunde richten konnten?"

„Ich wußte, daß es eine große Verwirrung geben würde, wenn die Sache zu Tage kam", antwortete Adam Binder, „aber es war nicht allein meine Schuld; die Verhältnisse zwangen mich dazu. Ich sagte mir selbst, daß Sie, wenn ich die Trauung verweigerte, sich vielleicht in einer Weinung über mich äußern würden, die Verdacht erregte und zu Nachforschungen Anlaß gab. So mußte ich denn, aus Gründen der Selbsterhaltung, die heilige Handlung vollziehen. Es thut mir leid, zu

Digitized by Google

Ihren Sorgen, die, wie ich höre, ohnehin schwer genug sind, auch noch beitragen zu müssen; aber wie die Dinge nun einmal liegen, sind Sie ebenso wenig verheirathet wie ich es bin. Die junge Dame hat mir sehr leid gethan, ich bin wirklich von Herzen kein schlechter Mensch." Und da Binder zu sehen glaubte, daß Graf Hartenstein noch immer zweifelte, fügte er hinzu. „Bitte, wenden Sie sich an den besten Rechtsgelehrten Ihrer Bekanntschaft und legen Sie ihm die Sache vor; er wird über diese sogenannte Heirath nur lachen, und dann schreiben Sie an Herrn Mühli, das wird Sie vollends beruhigen."

„Beruhigen?" wiederholte Graf Hartenstein mit zorniger Bitterkeit. „Sie haben dafür gesorgt, daß ich nie wieder Ruhe finden werde."

„So schwer müssen Sie die Sache nicht nehmen, Herr Graf. Weder Sie selbst, noch die junge Dame kann der mindeste Vorwurf treffen. Sie können ihr ja sagen, daß bei der Trauung in Lissabon ein kleiner Formfehler stattgefunden hat, und daß es, um allen üblen Folgen vorzubeugen, wünschenswerth sein würde, die Ceremonie zu wiederholen."

„Sie sind ein abgefeimter Schurke!" sagte der junge Mann. „Ich werde das Meinige thun, daß Sie die verdiente Strafe erleiden."

„Ich habe Ihr Wort, Herr Graf und fürchte nichts!" erwiederte Adam Binder. „Im Gegentheil, ich erwarte, daß Sie, wenn mein Proceß zur Verhandlung kommt, zum Dank für die Mittheilung, die ich Ihnen eben gemacht habe, ein gutes Wort für mich einlegen."

Es war nutzlos, die Unterredung mit Adam Binder weiter auszudehnen. Graf Hartenstein verließ das Gefängniß und beschloß, sich sogleich weitere Auskunft zu verschaffen.

Das Erste was er that, war, an den Herrn Heinrich Mühli in Bern zu schreiben und ihn um möglichst genaue Auskunft über den Geistlichen zu bitten, der während der Monate Mai und Juni des vergangenen Jahres, seines Bruders Stellvertreter in Lissabon gewesen war. Er selbst gab den Brief zur Post und suchte dann einen der berühmtesten Advocaten der Hauptstadt auf. Diesem theilte er, ohne Namen zu nennen, die Geschichte seiner Trauung mit und fügte, nachdem er damit zu Ende gekommen war, hinzu:

Nachdem Sie alle diese Einzelnheiten kennen, bitte ich Sie nun, mir zu sagen, ob diese Heirath gültig ist oder nicht."

Wie schlug ihm das Herz, während er mit blassen Lippen diese Frage hervorstieß! Der Advocat sah ihn lächelnd an.

„Verzeihung, Herr Graf", sagte dieser; „aber Sie müssen wirklich ein kindliches Gemüth besitzen, um darüber in Zweifel zu sein. Sobald eine kirchliche Ceremonie von einem Unberechtigten ausgeführt wird, ist es so gut, als ob sie gar nicht stattgefunden hätte. Aufrichtig gesagt, die Trauung, von der Sie mir erzählt haben, war ein bloßes Puppenspiel, allem Anschein nach in aller Gewissenhaftigkeit vollzogen, aber doch nur ein Puppenspiel. Sie hat nicht mehr gesetzliche Kraft, als wenn ich ein Brautpaar Ringe wechseln ließe, und die bindende Formel über dasselbe aussprächе."

„Sind Sie fest davon überzeugt? Lassen Sie mich nicht in einen Irrthum verfallen", sagte Graf Hartenstein.

„Fest überzeugt", antwortete der Rechtsgelehrte. Die ganze Sache scheint mir so einfach zu sein, daß ich glaube, ein Kind müßte die rechte

Antwort finden. Fragen Sie jeden Rechtsgelehrten, jeden Geistlichen Land auf und ab, Sie werden überall denselben Bescheid bekommen. Wie war es aber möglich, daß dieser Mensch sich als Stellvertreter eines Geistlichen einschleichen konnte?"

„Er hat Briefe und Legitimationspapiere gefälscht, das aber geht mich nichts an; was ich zu wissen wünsche, ist nur, ob diese Heirath irgend welche bindende Kraft besitzt?"

„Und meine Antwort lautet: nicht die geringste. Der beste Rath, den Sie Ihrem Freunde geben können, ist der, die Trauung wiederholen zu lassen. Die junge Dame ist sehr zu bedauern, sie ist keine Ehefrau."

Graf Hartenstein hielt nicht für nöthig, dem Advocaten mitzutheilen, daß sich die beiden Gatten beinah an der Kirchenthür getrennt und seitdem nicht wiedergesehen hatten.

Die Antwort des Herrn Mühli ließ nicht auf sich warten. Er schrieb, daß seines Bruders Stellvertreter ein Pastor Werner gewesen sei, dessen Bekanntschaft der Briefschreiber im südlichen Frankreich gemacht. Walters Bitte erfüllend, beschrieb er das Aeußere des Mannes, die Beschreibung paßte genau auf Adam Binder, und fügte hinzu: er sowohl wie sein Bruder hätten ernstliche Gründe zu der Besorgniß, von dem sogenannten Pastor Werner hintergangen zu sein. Sie glaubten, daß er gefälschte Papiere bei sich geführt habe, und gar kein Geistlicher gewesen sei Am Tage der Rückkehr des Pastor Mühli wäre er aus Lissabon verschwunden und keiner der Brüder hätte seitdem etwas von ihm gehört.

So schien denn wirklich kein Irrthum mehr möglich, dennoch wollte Walter noch eine Bestätigung haben. Er begab sich zu einem der angesehensten Geistlichen der Hauptstadt und trug auch ihm die Sache vor. Der Geistliche hörte aufmerksam zu, dann sagte er:

„Diese Trauung hat keine bindende Kraft, nicht die geringste. Durch sein Ehrgefühl mag Ihr Freund gebunden sein; dem Gesetz nach ist er es nicht. Das Einzige. was er thun kann. ist, die Trauung so schnell als möglich wiederholen zu lassen."

Alle stimmten somit überein, daß die Trauung keine gesetzmäßige, daß Carmen also nicht Graf Hartensteins Weib war. Was würde sie sagen, wenn sie das erfuhr? Er erinnerte sich ihrer Briefe, die alle mit den Worten schlossen: Dein treues Weib Carmen. Aber sie war nicht sein Weib — und er war frei!

Als er den Geistlichen verließ, war ihm zu Muth, als ob der Himmel über ihn zusammenstürzte: die Sonnenstrahlen durchbohrten ihm den Kopf.

„Gott gebe, daß ich nicht wahnsinnig werde", sagte er zu sich selbst, und beschloß, sich zu fassen und zu beruhigen, ehe er mit irgend Jemand sprach, denn er fürchtete, seines Benehmens nicht ganz Herr zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by

Gesunde Lyrik.

Eine Studie von **Wolfgang Kirchbach.**

Wenn einst ein Literarhistoriker der Zukunft auf den gescheidten Gedanken verfiele, rein vom Standpunct des künstlerischen Werthes das täglich sich häufende Material an Lyrik, epischer und dramatischer Production zu sichten und historisch zu bewältigen, so dürfte sein Werk, das etwa mit der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts begänne und bis in die unmittelbarste Gegenwart reichte, sicherlich eine ganz andere Physiognomie offenbaren, als die jetzigen Literaturgeschichten zeigen, die gegenwärtig verbreitet und mehr oder weniger beliebt sind. Es würden vor dem Richterstuhl dieses unparteiischen Geschichtsschreibers, der freilich selbst ein Geist und Künstler ersten Ranges sein müßte, gar Viele von denen, die heutzutage sich für Richter des Geschmacks und große Dichter halten und wohl auch diese Meinung weiterhin zu verbreiten verstanden haben, „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle" zu der Erkenntniß kommen, wie groß ihre Ahnungslosigkeit in Sachen der Kunst gewesen, wie wenig sie selbst in die Geheimnisse des Schaffens eingedrungen, und wie äußerlich und vag die meisten ihrer Richtersprüche beschaffen sind. Nirgend aber würde auch das Gepriesene und auf „Flügeln der Reclame" zu ephemerem Wasserfliegendasein Beförderte sich mehr als Spreu und Häckerling ausweisen, als im Bereiche der deutschen Lyrik, insbesondere der neusten und allerneusten Lyrik.

Wenn ich in Gedanken die Reihe der lebenden Lyriker, und ich habe eine ziemlich genaue Kenntniß ihrer Productionen, Revue passiren lasse, so erschrecke ich darüber, wie gering die Zahl Derer ist, die mit ihrem Talent auch das redliche Bestreben offenbaren, die Kunst zu lernen, die mit künstlerischem Geiste bilden und schaffen und überhaupt eine Ahnung davon haben, um was es sich nun eigentlich beim Versemachen handelt. Vieles hat dabei die übermäßige Verhimmelung der Classiker verschuldet, nicht als ob ich das an sich für falsch hielte und der Ansicht wäre, daß unsere Herren Lyriker auch nur im Geringsten einen Fortschritt über diese gethan hätten, wie die neuesten Epigonen behaupten, sondern weil diese Verehrung nothwendig die Folge haben mußte, daß man ins andere Extrem gerieth und noch mitten darin sitzt und glaubt, der Schiller und der Goethe wären überwundene Standpuncte. Diese Herren und lyrischen Damen erfüllten in der That das Wort Goethes:

> Das junge Volk, es bildet sich ein
> Sein Tauftag sollte der Schöpfungstag sein —
> Möchten sie doch zugleich bedenken,
> Was wir ihnen als Eingebinde schenken!

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Schach — Matt!

Nach dem Gemälde von L. Preuſſer

Digitized by Google

Das bedenken unsere Epigonen eben nicht und sind nun lieber „Narren auf eigene Hand". Der wahre Epigone ist nur der, der von den Vorfahren nichts lernen will und glaubt, er habe von der Natur besondere Patente für seine Wenigkeit erhalten. Nicht Uhland und Heine, nicht Emanuel Geibel sind Epigonen, sondern die Herren, die darüber spötteln, daß Geibel in seiner „Nausikaa" den Spuren der Klassiker folgt und nicht wie sie selbst der Phantasie und Vorstellungskraft rhetorische Bilderverwirrung und babylonische Sprachverwüstung zumuthet. Die größten Epigonen waren Goethe und Shakespeare und Goethe schämte sich ebensowenig, dem Volkslied und Properz, Voß und der antiken Tragödie, mittelalterlichen Fastnachtsspielen und Homer etwas zu verdanken, wie Shakespeare sich nicht schämte ein Kind seiner Zeit, ein Schüler seiner Vorgänger und Genossen zu sein.

Man glaubt heutzutage besonders deshalb über Goethe und Schiller hinaus zu sein, weil man den Reim strenger und pedantischer behandelt, weil man der Ansicht ist, daß man die Hexameter und Odenmetra, Sonette, Ghaseln ꝛc. ꝛc. besser baue, und was der schönen Gedanken mehr sind. Und während man in diesem glückseligen Wahne lebt, weiß man in der That nicht mehr, warum man reimt, warum man den Reim in der Poesie verwendet.

Man glaubt die tiefe Entdeckung gemacht zu haben, daß der Reim ein *sinnlicher Wohlklang* sei, daß im Gleichklang zweier Worte bereits an sich eine Musik läge und diesem Irrthum folgend, fordert man womöglich, daß diese Worte orthographisch in den Lauten und Consonanten gleiches Gepräge trügen. Ein vorwitziger Vogel aus dieser Denkerschule machte einst den Witz, daß Heinrich Heines Lied: „Leise zieht durch mein Gemüth liebliches Geläute" in seinen Reimen nur durch Heines jüdische Herkunft berechtigt sei, denn darauf hin deute „das liebliche Geläute" und die Rose, die er „grießen" lasse, indem er auf „ins Weite" und „sprießen" „Geläute" und „grüßen" reime. Der Witz war nicht nur ein schlechter Witz, sondern es war sogar ein sehr dummer Witz, der mehr geeignet war, die Ignoranz des Spötters zu offenbaren, als irgendwie an der Thatsache etwas zu ändern, daß diese Reime von den besten sind, die je ein deutscher Dichter geschaffen.

Es ist ein großer Irrthum, daß der Reim ein *sinnlicher Wohlklang* sei. Er ist zunächst nur ein *sinnlicher Gleichklang*. Er wird zum *Wohlklang* erst durch ein geistiges, dialectisches Moment, das die aufeinanderklingenden Worte geistig verbindet. Jedermann kennt die Redensart: wie reime ich das zusammen? aber nur der geringste Theil unserer Dichter ist der Meinung, daß diese Redensart auch in der Poesie eine Bedeutung habe. Sie glauben, daß die Redensart im übertragenen Sinne gebraucht werde, während in der That der übertragene Sinn hier wie in vielen Fällen die eigentliche Bedeutung des Worts enthält. Erst dadurch, daß nach den Gesetzen der Dialectik des Denkens, Vorstellens und der Gefühle in uns in den gereimten Versen ein geistiger Zusammenklang waltet, erhält der äußerliche sprachliche Gleichklang einen melodischen Werth und diese Melodie wiederum liegt allein in der Symbolik, daß der geistige Reim durch ein sprachliches Analogon, durch den Gleichklang der Laute gewissermaßen objectivirt und zum Körper gestaltet wird. *Unbewußte Symbolik* ist Alles Melodische und ganz beson-

Digitized by Google

ders die Melodie in den poetischen Formen, eine Anschauungsweise, die zwar leicht mißverstanden werden kann und zu den schlimmsten Irrthümern verleiten kann, die aber recht verstanden und durchdacht als die allerfruchtbarste und umfassendste sich erweiset.

Unsere Classiker glaubten genug gethan zu haben, wenn sie geistig reimten und diese Dialectik, die nach den Gesetzen der Vorstellungsassociation, der Negation, der Analogie ꝛc. ꝛc. verfährt, befolgten und deshalb reimten sie ganz unbedenklich Consonanten und Vocale, wie th und d, ü und i, ja ebenso unbedenklich ö und ä. Es ist eine ganz unberechtigte Forderung, daß die Reime in einem Gedicht auf diese äußere Weise richtig sein müßten; der Dichter darf mit vollkommenem Rechte „Töne" und „Thräne" reimen, denn er erreicht, wenns nur geistig reimt, seinen Effect vollkommen. Alle künstlerischen Mittel, auch die Assonanz, Alliteration und was noch hierher gehört, haben den Zweck, die Wirkung des Kunstwerks auf die Seele zu vermitteln und über diesen Effect hinaus werden alle Regeln zu alexandrinischen, stumpfen Pedanterieen. Wer da glaubt, daß „Töne" und „Thräne", „grüßen" und „sprießen", „Geläute" und „Weite" sein Gehör beleidigten, der ist nur ein Hansnarr, der den Genius der deutschen Laute und Consonantenbildung nicht erfaßt hat. Das „feine Gehör", das dem Musiker ziemt, damit er halbe und viertel Töne rein dem Instrument entlockt, hat in der Dichtung nur einen geistigen Sinn und als Beleg dafür nenne ich Geibel, der der erste gewesen ist, der uns Deutschen, bewußt oder unbewußt den obigen Gesetzen folgend, auch wohlklingende Oden gebaut hat, denn die pedantischen Oden des Herrn von Platen mit ihren herausgequetschten, unorganischen Längen und Kürzen sind ebenso melodielos wie seine Sonette und Ghaselen.

Mit wahrer Freude sind unter diesen Gesichtspuncten betrachtet die vortrefflichen „Hochlandlieder" von Karl Stieler zu begrüßen, die vor einigen Monaten bei Meyer und Zeller in Stuttgart erschienen sind und nach meinem Gefühl eine der gesündesten dichterischen Gaben in den letzten Jahren bezeichnen. Diesen Gedichten müßte unser Literarhistoriker, der das Künstlerische schätzt, eine längere Betrachtung widmen, in ihnen würde er endlich einmal wieder eine tüchtige Kunst des geistigen Reimens finden, in ihnen würde er die Schlagfertigkeit des fühlenden Herzens finden, in ihnen die klare, runde Gestaltung des Bildes und der Situation. Mit den einfachsten Mitteln die tiefste Wirkung zu erreichen ist das Kennzeichen des Künstlers, der auch aus Stieler spricht, und die gesunde, männliche Objectivität des Gefühls ist das Kennzeichen des Mannes und des Gehalts. Stieler giebt uns nicht das Gefühl als solches, sondern wie jeder echte Lyriker, gebunden an eine Situation, an ein Bild, an einen Vorgang. Gerade dadurch aber regt er unser Herz in der tiefsten Weise an, denn wir Menschen wollen nun einmal Concreta, an denen wir empfinden, und nicht die Empfindung selbst. Karl Stieler singt nicht im Tone unsrer neuen Dichterlinge, die aller Augenblicke ihr eignes Herz besingen in dem bekannten Tone: „Mein Herz ist wie", sondern er giebt uns lieber die Gegenstände, bei und an denen er gefühlt hat und überläßt das Empfinden selbst dem Leser. Zu welcher reinen, tiefgehenden Wirkung diese Objectivität führt, beweiset z. B. das Lied Eilands, des Mönches, der Frau Irmingard liebt:

Digitized by Google

Mit unsern Fischern war ein Kind gekommen
Von Frauenwörth,
Das hab ich spielend auf den Arm genommen
Und frug bethört:

Wer ist die lieblichste von allen Frauen,
Die Du gewahrt?
Da schlug es auf den vollen Blick, den blauen:
„Frau Irmingard."

Und ferner das herrliche, des größten Dichters würdige „Vale"

Ich bin der Mönch Waltramus,
Dem seliges Leid geschah
Ich läute die Abendglocken,
Vale carissima!

Es steht eine Burg am Berge,
Wo ich die Traute sah
Mein Herz klingt in die Glocken
Vale carissima!

Fern soll mir stehen Minne
Und stand mir doch so nah —
Es steht ein Kloster im Thale
Vale carissima!

Es ist nicht allein die feine Verwendung von Alliterationen, nicht allein das Wiederkehren des Refrains und des Reimes, nicht allein am Ende der Anklang „im Thale-Vale", der dieses Lied so auszeichnet, sondern wiederum die reine Objectivität, die nur die Situationen berichtet und sich schämt, ihre Gefühle zu beschreiben, läßt das Gedicht eine so tiefgehende Wirkung ausüben. Es ist die psychologische Wahrheit, die Dialectik des Gefühls, die so rührend in den Worten liegt „Fern soll mir stehen Minne und stand wir doch so nah" die ihn sofort das Kloster im Thale sehen läßt, um das „Fern soll mir stehen Minne" zu verbildlichen und es liegt ferner ein dialectisches Moment in der Parallelisirung der „Burg am Berge" und des „Klosters im Thale". Schön und psychologisch wahr ist der Anfang „Ich bin der Mönch Waltramus", nämlich der Mönch Waltramus, der durch sein stilles Weh seine Person in erhöhtem Maaße selbst empfindet.

Ein nicht minder schlagfertiges Beispiel der kräftigen poetischen Dialectik des Reimes ist in dem Cyclus „Hohenschwangau" enthalten, die „Todtenklage":

Es rauscht daheim im Tannenwald,
Die Drossel hat ausgesungen
Der Abend verglimmt und das Läuten verhallt
Um König Konrad den Jungen.

Ihn traf der Henker und alsofort
Hat den Henker ein Dolch durchdrungen:
Er sollt sich nicht rühmen, daß er gemord't,
König Konrad den Jungen.

Dann hat sich aus blauer Himmelsfluth
Ein Adler niedergeschwungen,
Und zog seinen Fittig durchs rothe Blut
Von König Konrad dem Jungen,

Digitized by Google

Weit draußen aber an deutschem Geländ
Ist manches Herz zersprungen —
So ging der Staufen Pracht zu End'
Mit König Konrad dem Jungen!

Ich reihe als Probe aus einem anderen, gleichfalls dialectischen Grunde an dieses Gedicht eine Antwort darauf an: Im Vatican.

Es lehnt ein Mann im weißen Kleid
Am Sims in tiefen Gedanken,
Er denkt an eine vergangne Zeit
An die Zeit der Sachsen und Franken.

Er sieht des müden Heinrich Bild
Im Burghof zu Kanossa —
Und wie des Zelters Bügel hielt
Der Staufe Barbarossa.

Noch wuchern um Kanossas Schloß
Viel grünende Lorbeerreiser
Noch stampft die Erde manch edles Roß — —
Aber die Zollern sind Kaiser!

Wenn Stieler den Reim in der freieren Weise unserer Classiker behandelt, so wird man schon nach diesen Proben ihm die Berechtigung dazu von Herzen einräumen, denn diese wenigen Proben sprechen ihn frei als einen Meister und Künstler, der die Ansprüche der Schule überwunden hat. Und daß auch der Gehalt dieser „Hochlandlieder" ein freier, gesunder und dichterischer ist, davon möge sich der Leser selber überzeugen und sehen, ob den kritischen Maßstäben, die ich im Vorhergehenden aufgestellt, Genüge geleistet ist. Ich habe das gefunden und kann daher nur von Herzen die trefflichen Dichtungen allen Freunden der Poesie empfehlen.

Digitized by Google

Erinnerungen eines alten Schulpförtners.

I.

Der Alte und die Jungen.

Am 12. November 1827 wurden unter dem Rectorate des Consistorialrathes Dr. Ilgen, Hans von Kleist aus Kiekow bei Belgard in Hinterpommern, Arthur Lauhn aus Weißenfels, und ich, ein Neuvorpommer, als Alumnen der alten, ehrwürdigen Landesschule Pforta recipirt; **primus portensis** war Richard Lepsius aus Naumburg. Von allen hier genannten Personen habe ich Niemand in meinem späteren Leben wiedergesehen, dennoch sind sie noch bis auf den zuerst genannten Lehrer, von dem ich in Nachstehendem speciell erzählen will, unter den Lebenden, und habe ich von allen gelesen. Hans von Kleist, heute Kleist-Retzow, spielt in der Politik keine untergeordnete Rolle, und wenn von ihm gesagt wird, er sei Führer der Feudalen und beabsichtige, die Institutionen des Mittelalters wieder einzuführen, die Hörigkeit und die Turniere, so kann ich das nicht glauben, denn er lernte auf der Schule viel. Von Arthur Lauhn, welcher nobilitirt, jetzt von Lauhn zeichnet, las ich über Schöffen- und Schwurgerichte noch vor nicht langer Zeit eine eingehende Brochüre und fand von Lepsius neulich eine Nachricht, daß er in türkischer Kleidung von einem Berliner Touristen auf einer Pyramide des alten Aegyptens in orientalischer Kleidung angetroffen sei, den Tschibuk rauchend. Nur meine literarischen Verdienste blieben im Stillen, aber noch erinnere ich mich mit Vergnügen meiner Schulzeit und steht mir namentlich noch der Rector Ilgen in seiner ganzen Eigenthümlichkeit vor Augen.

Bei uns Alumnen wurde er nur der Alte genannt und wohl mit Recht, denn schon im Jahre 1802 hatte er die Leitung der sächsischen Fürstenschule übernommen, die erst im Jahre 1815 an Preußen überging. Unser Alter aber war von der Ueberzeugung geleitet, daß die Person des Rectors der Hauptfactor in der Erhaltung der Schulzucht sein müsse, und so war es bei ihm zum Grundsatz geworden, nicht zu oft in der Mitte der Schüler zu erscheinen. Trat er dann aber unter uns, so war schon seine Gegenwart von so entschieden disciplinarischem Einfluß, daß jede Aeußerung des jugendlichen Muthwillens unterblieb und dem Gesetze Achtung und Gehorsam gesichert war. Seine hohe Gestalt, sein starker Gliederbau, sein fester Gang, die würdevollen Züge seines Gesichts, der ganze Ernst seines Wesens, geboten Ehrfurcht. Damit stimmte seine Kleidung überein, das schwarze Käppchen auf dem Haupte, der altväterliche lange Rock oder der schwarze Frack und der „Gehstock", den er in der Hand trug. Begegnete er uns, so traten wir

Digitized by Google

scheu zurück, ängstlich und unruhig, bis er an uns vorbeigeschritten war. Mußten wir ihn aber in seiner Wohnung aufsuchen, um eine Bitte an ihn zu richten, die meistens auf eine kurze Frist für die Ausübung der persönlichen Freiheit außerhalb der Mauern sich bezog, so standen wir oft lange in seinem Vorzimmer, bevor wir zu klopfen wagten. Es dauerte dann einige Zeit, ehe wir hörten, daß er seinen Platz verließ, der Thüre zuschritt, diese dann öffnete, fragend „Was will Er?" Dann wurde ihm ein Zettelchen mit der „Losmachungs"-Bitte überreicht, die er dann entweder mit einem kurzen „Nein" abfertigte, oder das Gesuch mit „Erlaubt Dr. Ilgen" unterzeichnete, dann schloß er sein mit Tabakswolken erfülltes Zimmer, deren Duft uns schon vor der geschlossenen Thüre als verbotener Genuß anheimelte.

Erregte nun auf solche Weise der Alte Furcht, so fehlte es ihm doch nicht an ehrfurchtsvoller Liebe, die ihm von den meisten seiner Schüler entgegen gebracht wurde, aber grundsätzlich vermied er, wie schon oben angedeutet, längere Unterredungen und wenn er dem Coetus Mittheilungen zu machen hatte, geschah es bei der Versammlung desselben im Betsaal. Hier in dem großen Raume kam ihm seine gewaltige Stimme zu statten, die bald ruhig und deutlich, wenn auch an den thüringer Dialect erinnernd, dahinfloß, bald aber, wenn er in innere Erregung gerieth, oder zum Zorn gereizt war, Schrecken und Angst unter den Alumnen erregte. Dann donnerte er in schrecklicher Weise einem Poseidon gleich, sein quos ego über unsere oft von jugendlichem Leichtsinn schäumenden Häupter hin, und seine Worte wurden in jedem Winkel des großen Raumes gehört und glätteten unsere vielleicht zu übermüthigem Lächeln verzogenen Mienen augenblicklich.

Wenn nun auch die Schüler einen gewaltigen Respect vor dem alten Rector hatten, so konnte doch dieser allerlei Tollheiten und Allotria der Jugend nicht unterdrücken, und es kamen denn doch häufiger allerlei Unordnungen vor. Im Herbste 1829 beunruhigte uns ein Wespennest auf dem Berge, oberhalb der am Fuße desselben belegenen Kegelbahnen, welches in einer prächtigen, alten, aber wohl schon abgestandenen Buche seinen Platz gefunden hatte und waren wir bald schlüssig, wie es zweckmäßig sei, dasselbe auszubrennen. Ich selbst muß hier gestehen, daß ich mich bei diesem Attentat betheiligt habe, und mit einem Alumnus von Schlegell, der später die Forstcarrière ergriff, das Feuer anlegte und wir Beide wurden noch von den erzürnten Wespen gestochen. Wir nahmen zwar, nachdem unsere Feinde vertrieben waren, das Feuer vorsichtig aus dem Baume, aber dennoch mochte dieser verletzt, an seiner Widerstandskraft verloren haben, denn ein in der folgenden Nacht sich erhebender Sturm hatte ihn niedergeworfen. Nun waren aber auch an demselben Abend die Pflaumen und Obstbäume im Garten des Rectors spoliirt und der Alte wollte auch diesen Unfug als von Schülern begangen kennzeichnen, obschon hierfür die Belege fehlten. So erschien denn Tages darauf, als der Coetus zum abendlichen Gebete sich versammelt hatte, der Alte mit dem Lehrer, welcher die Wocheninspection hatte, im Betsaal und nahm seinen Platz neben dem Katheder auf der dasselbe umgebenden erhöhten Estrade. Als das Gebet beendet, trat nun der Alte in seiner ganzen imponirenden Gestalt vor das Katheder und begann, wie wir Alle erkannten, von Zorn erregt, seine

Digitized by Google

Rede mit den Worten: „Huat deshualb der große Muoritz diese Schule gestiftet, daß hier Muordbrenner aufwuachsen, wuas wuollt Ihr sein, Pflaumenschüler wuollt Ihr sein, Fürstendiebe seid Ihr —

Trotz der gewaltigen Furcht, die uns innewohnte, war dennoch der Beginn dieser Rede von einer so hochkomischen Wirkung, daß der ganze Coetus, und wirklich unwillkürlich, in schallendes Gelächter ausbrach. Aber ein erschütterndes „Wuas?" mit einem Zornesblitz des ehrwürdigen und wirklich verehrten Antlitzes des alten Lehrers erstickte dasselbe sofort. Der Primus portensis hatte Geistesgegenwart genug, sofort vor den Alten zu treten und ihm zu sagen, er habe sich in seiner Anrede versprochen, und die Wortverwechselung sei von so drastischer Wirkung gewesen, daß das Gelächter wohl unbewußt entstanden. Bei dieser Gelegenheit aber habe ich, wenn überall, ja in den Zügen des alten Lehrers eine Miene gesehen, die einem Lächeln glich, und heute noch bewundere ich diesen Uebergang des steinernen scharf gezeichneten Gesichtes vom Zorn zu einer wirklich vom innersten Herzen kommenden Milde.

Der Alte ging dann in eine ruhige volltönende Sprachweise über, und gab zu, sich versprochen zu haben, sagte dann aber, wie böse Buben, wobei er vermied, auf uns Alumnen zu deuten, seinen Garten beraubt und dort Unordnungen angerichtet hätten. Er wisse nicht, wer es gethan, hoffe sogar, es sei keiner seiner Schüler gewesen, und da ihm heute eine so merkwürdige Wortverwechselung, wie sonst wohl nie vorgekommen, wolle er eben dies als Zeichen ansehen, daß die Thäter nicht unter seinen Alumnen sich befänden. Er wünschte uns gute Nacht und verließ grüßend den Saal.

Wenn nun der Alte in seinem Umgange mit uns Schülern kurz angebunden war, und wenn er uns schalt, gerade kein Blatt vor den Mund nahm, so mochte er doch nicht, daß Andere, sofern sie nicht zum Lehrercollegium gehörten, mit den Alumnen in gleicher Weise verfuhren, und davon mag auch hier ein Beispiel Platz finden. In der Pforte waren besondere Einrichtungen für den Fall getroffen, daß in dem alten Klostergebäude einmal Feuer ausbräche und wir Alumnen wurden in der Bedienung der Spritzen dann und wann geübt. Bei einer solchen Uebung nun standen die Spritzen auf dem Hofe an der kleinen Saale, aus welcher solche von den in Reihen gestellten Alumnen durch das Zugeben der ledernen Wassereimer von Hand zu Hand gefüllt wurden. Nun stand aber die Aufsicht über die Löschutensilien dem sogenannten Hausinspector, der zugleich die Polizeiverwaltung übte und den Titel Commissionsrath führte, zu. Sein Name war Sterzel und er wurde von den Alumnen der Haus-Sterzel genannt. Bei einer solchen Uebung nun waren wir Alumnen in voller Arbeit, sämmtlich durchnäßt vom Scheitel zur Sohle, und auf der größesten Spritze führte Hermann Marggraf das Rohr des Schlauches, das Wasser aus diesem fröhlich über die Köpfe seiner eifrigen Mitschüler ergießend. Es mochte nun Zeit sein, daß dem Spiele ein Ende gemacht werde, und der Haus-Sterzel gebot, man solle aufhören. Nun war das aber nicht sofort zu effectuiren, die Spritze war voll Wasser, die Eimer gefüllt, genug. Marggraf nicht im Stande, sofort zu enden. Jetzt aber kam der Herr Commissionsrath, eine behäbige Figur im braunen Frack und weißer Weste,

Digitized by Google

die einigermaßen an den Ausspruch Friedrich Wilhelm IV. vom Montblanc erinnerte, vor die Spritze und sagte dem Primaner Marggraf, „lassen Sie die dummen Jungenstreiche jetzt sein.“ Erregte dies nun den Zorn des fähigen jungen, neunzehnjährigen Menschen, oder war es ein unglücklicher Zufall, genug, das Rohr der Spritze senkte sich, der starke volle Wasserstrahl traf die weiße Weste mit voller Kraft, so daß ihr Träger hinterrücks überschlug und sein Käppchen verlor, eigenthümlich senkte sich das Rohr der Spritze immer tiefer und der Herr Commissionsrath mochte wohl kein trockenes Fleckchen an seiner sonst untadelhaften Garderobe behalten haben. Aber endlich kam er wieder auf die Füße, und ohne ein Wort zu sagen, entfernte er sich vom Platze der Niederlage. Nun die Spritzenprobe war bald beendigt, und gleich darauf kam auch schon eine Citation an Marggraf und die übrigen, welche sich auf der Spritze befunden, sich sofort zum Alten zu begeben. Nur Marggraf mit vier seiner Comilitionen mußten sich zum Rector begeben und trafen in dessen Zimmer, wo er dem olympischen Zeus gleich, in blaue Wolken gehüllt, saß, den Haussterzel an. Woas habt Ihr mit dem Herrn Commissionsrath vorgehabt?“ fragte er mit zorniger Stimme, und unerschrocken erwiederte Marggraf: „Der Herr Commissionsrath nannte uns dumme Jungen.“ Nun wandte er sich an den Letztern mit der Frage: „Was haben Sie da gesagt, Herr Comissionsrath?“ Und als dieser nun in längerer Rede zugab, von dummen Jungen-Streichen gesprochen zu haben in der Erregung des Augenblicks, meinte der Alte, da müsse er sich bei den Alumnen entschuldigen, denn solche Bezeichnungen hätten sich diese von ihm nicht gefallen zu lassen. Dies mußte denn auch geschehen, bon gré, mal gré mußte der Commissionsrath sein Wort zurücknehmen, worauf aber noch an die Schüler die Worte gerichtet wurden, daß sie ihre Strafe nach dem Beschlusse der Lehrersynode erhalten würden. Marggraf erhielt dann eine Carcerstrafe von drei, und die Begleiter eine von zwei Tagen. Nie aber habe ich während meiner Schulzeit Alumnen mit so selbstbewußter Miene in das Carcer gehen sehen, als diese und unser Alter schien auch seinen Zorn nicht weiter auf die Attentäter geworfen zu haben.

II.

Theodor Körners Nachtwächter.

Wenn alte Leute sich einzelner Vorgänge ihrer Jugend erinnern, so werden sie dazu fast immer durch Ereignisse oder Aueßerungen der Gegenwart veranlaßt. So wurde denn auch ich zum Aufzeichnen der nachstehenden Erzählung durch eine Schrift bewogen, die mir zu Anfang dieses Jahres zufällig in die Hände kam und „Theodor Körner, ein Lebensbild“ betitelt war. Es muß demnach die Erinnerung an Körner noch eine lebhafte sein, und wenn es mir auch nicht gelang, die Schrift bis zum Schlusse zu verfolgen, so wurde ich doch lebhaft eben gerade durch sie an einen meiner Lehrer auf der Schule erinnert, dessen Name auch heute noch in weiteren Kreisen als Literarhistoriker bekannt ist. Es war der Professor August Koberstein, dessen Grundriß der deutschen Nationalliteratur zu meiner Jugendzeit auf den Schulen viel

als Leitfaden des Unterrichts benutzt wurde, warnte Koberstein uns bei der Censur unserer deutschen Aufsätze stets vor der Ueberschwenglichkeit der Schreibweise, ja ganz speciell vor dem Gesäusel der Zephyrs, dem diplomatischen Geflüster der Bäume und dem röthlichen Scheine der aufgehenden oder schwindenden Sonne, er nannte es Claurenschen Zopf. Der Autor des mir vorliegenden Lebensbildes Körners läßt es nun an all diesen Euphemismen nicht fehlen, er klettert von den Spitzen der Bäume bis in den Grubenschooß, mit einem Wortschwall, der es mir unmöglich machte, mehr als etwa zwanzig Seiten des Büchleins zu lesen, welches ich denn mit den Worten des Apollo von Weißenfels, des alten Müllner, „erkläre mir, Graf Oerindur, dies Gewäsch der Literatur", an die Seite legte.

Meine Erinnerungen aber an Theodor Körner, meinen alten Lehrer, und meine Schulzeit waren erregt und beide, Körner und Koberstein, standen in gewissen Beziehungen zur Entwickelung meiner Kindheit und Jugendzeit. Vier Tage nach dem Tode des jugendlichen Sängers und Helden, der ihn bei Wöbbelin durch die französischen Kugeln traf, wurde ich nicht weit von Mecklenburg im damaligen schwedischen Pommern, gewissermaßen als Flüchtling im Mutterleibe, geboren, und wenn man mich deshalb jetzt mitunter den alten Schrecken nennt, habe ich keinen Grund, demselben zu widersprechen. Die Ursache der Flucht meiner Mutter von Berlin nach Pommern, wo ich im Hause meines Großvaters geboren wurde, war die Furcht der Berliner, daß die Franzosen ihre Stadt besetzen würden, was auch geschehen wäre, wenn die Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz ohne siegreichen Ausgang für Preußen blieben. So war denn die Aufregung in der Hauptstadt groß und die männliche Bevölkerung übte sich in den Waffen, während die Frauen und Kinder möglichst entfernt wurden. Mein Vater war einer Compagnie zugetheilt, die der damals bekannte Staatsrath Süvern commandirte und bei welcher der bekannte griechische Grammatiker Buttmann, mit einer großen Kindertrommel, als Tambour fungirte. Später hörte ich oft gesprächsweise, daß die militärische Disciplin dieser Compagnie nicht gerade große Erfolge versprochen habe, denn oft soll mein gelehrter Papa, den Heinrich Heine in seinen nachgelassenen Schriften den Teutomanen nennt, das Commando von rechts- und linksum verwechselt habe. Die Frauen mit kleinen Kindern, und so meine Mutter in der Erwartung ihrer Niederkunft, verließen die aufgeregte Hauptstadt. Begleitet war meine Mutter von den Frauen der Professoren Boeckh und Marheineke mit ihren Säuglingen. Alle fanden Aufnahme in dem weitläufigen Predigerhause meines Großvaters. Als ich dann sechs Wochen alt war und die Franzosen sich zurückgezogen hatten, wurde ich in das Haus meines Vaters zurückgebracht und schon als Knabe war mir stets meine Geburt und der Tod Theodor Körners als ziemlich auf den Tag zusammenfallend erinnerlich. Ich sang darauf nicht allein seine Lieder, sondern beschäftigte mich auch mit seinen dramatischen Dichtungen, wie ich seine Biographien las, die mir damals schöner erschienen, als das „Lebensbild", welches meine Erinnerungen an Körner und Koberstein ganz speciell erweckte.

Es war in Pforta im Jahre 1830 in den Weihnachtsferien, wo beide Namen auf eine ziemlich komische Weise in einen Zusammenhang

Digitized by Google

traten, da ein Theil der Schüler beschloß, eine Komödie so gut oder schlecht es eben ging, aufzuführen. Die alten Tragödien des Sophokles, die Komödien des Terenz und Plautus ließen sich unter Leitung der Lehrer wohl herausbringen, aber ein modernes Bühnenstück in Scene zu setzen, war schwierig, da die Besetzung der Damenrollen unmöglich wurde. Man kam nun auf die zunächstliegende Aushülfe, ein Stück zu wählen, in welchem der Damenrollen möglichst wenige waren und es fand sich Körners „Nachtwächter" als das passendste, da in diesem nur die kurze Rolle des Röschen zu besetzen war. Die größte Schwierigkeit bot sich dann in Betreff der Herrichtung der Bühne, der Decoration, namentlich wegen des erforderlichen Brunnenhäuschens und wurde viel verhandelt, bis man beschloß, die dritte Stube als Bühnenraum zu wählen, und zwar weil der zum Brunnenhaus zu benutzende Ofen die an sich isolirteste und zweckmäßigste Stelle bei der Scheidung der Bühne von den Zuschauersitzen hatte. Dieser aber wurde durch einen Kreidestrich quer durch die Stube gezogen, hergestellt, einige zusammengerückte Stühle kennzeichneten den Raum der Zuschauer, und wenn auf der Bühne einige Schreibpulte und Tische standen, so galten diese als Häuser, stellten die Straße vor und die nicht auf der Bühne beschäftigten Histrionen hatten sich hinter diesen zu verkriechen.

Die Rollen der beiden Studenten hatten die Alumnen Guido von Madai*) und Hermann Trescher übernommen, die schon in ihrer äußern Natur einen merkwürdigen Gegensatz bildeten; der erste groß, schlank und von geschmeidigen Bewegungen, der Andere kurz, gedrungen, ja dick, trat derb und breit daher. Das Costüm war auch ziemlich getroffen, Guido erschien in Koller und Kanone, kurzer Jacke und einer eigenthümlichen hohen Pelzmütze, aus der ein blauer Seidenbeutel mit silberner Quaste sich auf die Schulter legte; Hermann in weißen, sehr weiten Inexpressibles und kurzem carrirten Röckchen, einem gekürzten Schlafrock; Beide hatten sehr breite, blau-blauweiße Corpsbänder, welche in Ermangelung wirklicher aus buntem Papier hergestellt waren, über die Brust geschlungen. Die Partie des Nachtwächters hatte Alexander Göschen übernommen, wie schon als Kind im Hause seines Vaters in Berlin bekannt, und hatte die feine, schwächliche Gestalt mit dem intelligenten scharf gezeichneten Gesicht und den großen Augen allerdings wenig, was an einen Nachtwächter erinnerte, dazu erschien er in Escarpins und hohen, weißen Strümpfen mit Lackschuhen, welches Costüm dann ein weiter, grauer Mantel und eine dicke Pelzmütze einigermaßen corrigirte. An einem Bindfaden trug er über die Schulter ein vom Krankenwärter Benjamin entlehntes, verbogenes altes Waldhorn, dem er abscheuliche Grunztöne zu entlocken versuchte, und in der Hand führte er einen langen, dicken Knotenstock. Die größten Schwierigkeiten hatte aber jedenfalls der Putz des Röschens, deren Repräsentation nach langer Ueberredung Heinrich Bonitz**) übernommen hatte. Man war endlich zum Entschluß gekommen, von dem sehr lang gewachsenen Mitschüler, Alfred von Heiking, aus Hasenpot in Kurland, ein fein gefälteltes Platthemde zu entlehnen, und solches dem Röschen als Blouse

*) Der jetzige Polizeipräsident von Berlin.
**) Der später berühmte Philologe.

Digitized by Google

überzuwerfen, welches sich außerdem Schuhe anziehen mußte, und zwar mußten, da es an passenden schwarzen fehlte, ein Paar gestickte Morgenschuhe aushelfen. Um die Taille wurde dann dem gefälligen Bonitz ein rother Shawl gebunden, das Kopfhaar möglichst glatt gekämmt, nach hinten gestrichen und Röschen war fertig, hatte ein paar rothe Backen, ein paar große, runde Augen, eine leidliche verschämte Haltung, ohne auf besondere ätherische Schönheit, wie unsere heutigen Dichter solche beschreiben, Anspruch machen zu können, oder auch nur zu wollen. Nun waren die Vorbereitungen fertig, und die Verse von den Darstellenden leidlich memorirt. Die Function des Souffleurs oder Ohrenbläsers übernahm ich selbst und postirte mich zwischen dem heizbaren Brunnenhäuschen und der Stubenthür, von den einigen zwanzig theilnehmenden Zuschauern sollten die studirenden Nachbarn entnommen werden. Genug, halb drei Uhr war Alles fertig. Alexander Göschen versuchte den Beginn einer musikalischen Introduction anzudeuten, und das Spiel begann. Alles ging leidlich von Statten bis zu dem Augenblick, wo der Nachtwächter das Brunnenhäuschen, hier den einigermaßen wackeligen Ofen, zu besteigen hatte. Dieser zeigte aber trotz der gemachten Probe doch sehr bedenkliche Schwankungen, als der Nachtwächter seinen Platz eingenommen und die Zuschauer eilten bereitwillig zu seiner Unterstützung herbei, wobei dann allerdings ein ziemliches Getrampel entstand. Doch gewann Göschen bald sein politisches Gleichgewicht wieder, Ruhe trat ein, aber kaum geschehen, vernahm ich in der Nähe der Thür stehend, gemessene, schwere Tritte auf dem Corridor erschallen, und den Darstellern wie Zusehenden mein pst! pst! zurufend, gewahrte ich schon, wie sich die Thür weit öffnete. In dieser stand die große, umfangreiche Gestalt des Professors Koberstein, seine halb verwunderten, halb satyrischen Blicke über die goldene Brille auf das sich jetzt zeigende Chaos werfend. Dann gewahrend, daß irgend etwas Besonderes vorging, begann er in leidlich freundlichem Tone: „Was in aller Welt macht Ihr hier für einen abscheulichen Spectakel, ich kann in meinen Zimmern, in welchen einige Gäste sind, mein eigenes Wort nicht verstehen — was habt Ihr denn in aller Welt vor?“ Mit den letzten Worten wandte er sich an mich, indem er zugleich einen Blick auf die in der Luft schwebenden zappelnden weißen Beine Göschens warf, der sich vergebens bemühete, von seinem schwankenden Sitz durch eine geschickte Turnerei zu entkommen, ohne diesen selbst zum drohenden Sturz zu bringen. Mir blieb nur übrig, den gestrengen Lehrer sofort in medias res zu versetzen, denn verrätherisch genug ragten hinter den Häuser darstellenden Tischen und Pulte, einzelne costümirte Gliedmaßen hervor, und die verschämten Augen Röschens lugten unter einem Tische gewissermaßen glotzend hervor, als wollten sie fragen: „Und was wird nun aus meiner Entführung?“ Demnach sagte ich einfach und verständlich: „Herr Professor, hier wurde soeben der Nachtwächter aufgeführt.“ — „Von Theodor Körner“, sagte er und fuhr fort, „nun, das ist eine andere Sache, wenn Ihr Euch mit künstlerischen Productionen abgegeben. Aber das darf doch nicht zum unterbrochenen Opferfest werden, und somit will ich Euch sagen, Ihr fangt noch einmal von vorne an, ich hole meine Frau und einige Gäste herauf und biete diesen einen künstlerischen Genuß.“ Wir alle Histrionen und Zuschauer machten nun

Digitized by Google

Gesichter wie die betrübten Lohgerber, denen die Felle fortgeschwommen waren und traten in Berathung, was zu thun. Bonitz war am schwierigsten, er wollte sich auskleiden und fortgehen, aber das Conclusum der Majorität fiel schließlich dahin aus, uns in das Unvermeidliche zu fügen, vor dem jetzt erscheinenden hohen Publicum zu spielen und der kunstverständigen Recensionen unserer Leistungen gewärtig zu sein.

Es dauerte denn auch nicht lange, so erschienen unsere Gäste, der Herr Professor brachte seine Gattin, nebst noch zwei Damen und drei Herren mit, wovon zwei zu dem Lehrerpersonal der Schule gehörten und uns mithin bekannt waren. Die Herrschaften nahmen auf den Stühlen vor dem Kreidestrich Platz, und das grausame Spiel begann von Neuem. Ein Glück, daß Röschen nur wenig zu sprechen hatte, Nachtwächter und Studenten lösten ihre Aufgaben leidlich und unter vielem Gelächter, wenn es nicht ganz glatt gehen wollte, schienen sich die Zuschauer dennoch ganz gut zu amüsiren, so daß der Professor am Schlusse sich an seine Gäste mit den Worten wandte: „plaudite spectatores!“ Nachdem endlich dann nun auch der am meisten exponirte Nachtwächter seinen gefährlichen Posten verlassen hatte, meinten unsere Lehrer aber sämmtlich, wie sie zu der Ueberzeugung gelangt seien, daß die Darsteller kein so ausgesprochenes Talent für die Kunst der Mimen gezeigt hätten, daß sie auch Einem nur den Rath geben könnten, zur Bühne zu gehen und diese zum Beruf zu wählen.

Daran hatte denn von uns auch wohl nicht ein einziger gedacht, als wir unser Spiel begannen, aber beim Niederschreiben dieser Erinnerungen komme ich darauf, daß des Professor Koberstein einziger Sohn, der zu jener Zeit noch nicht geboren war, als Schüler schon sich gedrungen fühlte, die Kunst des Histrionen als Lebensberuf zu wählen.

Es war in der Mitte der fünfziger Jahre, als ich auf der Reise zur Generalcommission in Stargard Stettin berührte, und Nachmittags mit dem Dampfschiff eingetroffen, bis zum nächsten Morgen dort verweilen mußte. Ich ging zu einem Bekannten, der dort als Officier in Garnison stand, und dieser empfing mich gleich mit der Aufforderung, in seiner Gesellschaft am Abend das Theater zu besuchen, Egmont werde aufgeführt und ein Gast aus Königsberg sei eigens für die Rolle verschrieben, während die anwesende Marie Seebach das Clärchen spiele.

Im Theater erhielt ich den Zettel, den ich durchflog und fand auf diesem unter den Nebenrollen — Albas Sohn — Herr Koberstein. Ich erkundigte mich nun bei meinem Freunde und erfuhr, daß der junge angehende Schauspieler nach absolvirtem Abiturientenexamen auf der Schule zu Pforta in Stettin als Freiwilliger eingetreten sei und zu seiner Vorübung in kleinen Rollen im Stadttheater beschäftigt werde, da er beabsichtige, sich der Bühne zu widmen. Er kam später auf die Hofbühne zu Dresden, und ist bekannt als dramatischer Dichter. Den deutsch-französischen Krieg hat er als Reserveofficier mitgemacht und lebt jetzt als beliebter Darsteller und Mensch, und Mann einer sehr liebenswürdigen Frau in sehr günstigen Lebensverhältnissen in Dresden. Dies sind die Erinnerungen, welche die vierte Auflage es Eingangs erwähnten Schriftchens, „Theodor Körner, ein Lebensbild“ mir in das Gedächtniß zurückriefen.

Mit dem Dichter meines zufälligen Geburtslandes kann ich aus-

Digitized by Google

rufen: „Alt bin ich selber worden und brenne Salz am Strand", Attisches ist es nicht, denn ich schreibe in einer Residenz der thüringischen Bundesstaaten, aber es wird dieselbe Schärfe haben, wie anderes, von dem oft viel Reclame gemacht wird.

III.

Die Liebe in der Klosterschule.

Schiller hat uns die geflügelten Worte hinterlassen „der ersten Liebe goldne Zeit!" und dann „o daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe." Es will scheinen, als wenn er hier die erste Liebe mit der grünen und jungen identificiere, und man kann bei einer ersten Liebe nicht anders als an eine zweite, dritte u. s. w. denken, und dabei wird es fraglich, ob nicht eine jede der ersten Liebe folgende eine junge oder grüne sei. Erst dem gereiften Manne wird die Erkenntniß, wie das Eintreten des zum Jünglinge heranwachsenden Knaben in die Gefühlsseligkeit der ersten Liebe mit der dualistischen Entwickelung der Psyche und Materie des Individuums im innigsten Zusammenhange steht und sich je durch Eigenartigkeit und äußere, oft locale Verhältnisse bedingt und verschiedenartig äußert. Selten geschieht es, daß der heranwachsende Jüngling seiner ersten Liebe Ziel erreicht, und es ihm gestattet wird, im Kampfe des Lebens die Jugendgeliebte zur Gefährtin auf seiner oft dornenvollen Lebensbahn zu machen, viel öfter folgt der grünen, ersten Liebe Enttäuschung und erst dem gereiften Manne wird es möglich, unter weniger idealen Kundgebungen die Lebensgefährtin zu erringen. Die nachstehenden Jugenderinnerungen aber mögen es zeigen, wie die junge Liebe auch unter den ungünstigsten Umständen in verschiedener Weise auftretend sich äußert und kundgiebt, wie sie erlischt oder besteht, je nach der Wesenheit des von ihr Ergriffenen.

Es war vor fünfzig Jahren, als die nachstehenden wahrhaften Thatsachen passirten. Wir Alumnen der alten Klosterschule Pforta hatten in einer gewissen Abgeschlossenheit von der Welt, die Entwickelungsepoche vom Jünglingsalter durchzumachen. Wir kamen selbstverständlich mit dem weiblichen Geschlecht in keine Berührung und nur in den großen Ferien kamen die jungen Leute mit ihrem empfänglichen Herzen in den Kreis der Familie und wußten heimkehrend dann stets viel von der Liebenswürdigkeit ihrer zu Hause erblüheten schönen Cousinen zu erzählen. In unsern alten Klostermauern kam uns ein Mitglied **generis** **feminini** nicht zu Gesicht, und nur Sonnabends wurden wir Nachmittags erschreckt durch die wenig anziehenden Najaden der Wäscherinnen, die uns die Wäsche brachten. So zehrte der größte Theil der Mitschüler an der Sehnsucht und der Erinnerung an die Ferien. Doch gab es besonders empfängliche Ausnahmen wie mein Freund „Nante", der besonders empfänglich angelegt sein mußte, und seine Neigung einem Stahlstiche der Fürstin Liegnitz zuwandte, die er nie im Leben gesehen. Aber er hatte das Bild derselben von einem Buchbinder sauber unter Glas und Rahmen fassen, mit einer breiten Goldborte umgeben lassen, und stellte es, mit einem seidenen Tuche verhüllt, in seinem Bücherrepositorium auf. Bewältigte ihn aber die Sehnsucht seiner schwärmerischen

Digitized by Google

Illusionen, was meistens in den Freistunden geschah, wo nur wenige seiner Stubengenossen anwesend waren, so trat er vor das geheiligte Ideal seiner Gefühle, entfernte den Vorhang vom Bilde seiner Göttin und recitirte vor demselben die eben gelernten Homerverse, seiner Huldin alle jene schmückenden Beiworte zutheilend, welche der alte Dichter der Hero, Pallas Athene und Aphrodite beilegt. So war er denn auch sehr erzürnt, wenn wir Andern über das Farbenspiel der Augen der Athene stritten; er blieb aber seiner Jugendliebe treu bis zum Abgange von der Schule. Erst spät aber hat er sich vermält, wie ich gehört, und zwar war seine Ehe eine Convenienzheirath.

Ein anderer meiner Mitschüler, ich will ihn Guido nennen, wandte seine erste Liebe keinem Bilde, sondern einer jungen Dame von Fleisch und Blut, der allerdings sehr hübschen Tochter unseres alten Wundarztes, Emilie, zu. Es mag hierbei bemerkt sein, daß die Töchter des Wundarztes und des Arztes der Anstalt den Augen der Schüler am meisten exponirt waren, indem diese beiden Sanitätsbeamten in einem Hause wohnten, dessen breite Giebelseite der einzigen Verkehrsstraße des mit Mauern umgebenen alten Klosters zugewendet war. Gerade gegenüber stand ihm eine alte breitästige Linde, die mit einer Bank umgeben war, von der aus man einen Ueberblick über die Gebäude hatte, man sah von dort auf den Teich, welchen die kleine Saale vor der Papiermühle bildete, auf das Waschhaus, die Wohnung des Professors Weiß und den Complex der Klostergebäude mit der Kirche. Von diesem Standpuncte aus mochte nun Guido seine Flamme zuerst erblickt und lieben gelernt haben, gesprochen hatte er schwerlich je ein Wort mit ihr, aber aus dem Sehen entsteht die Liebe und wenn nicht als Ritter Toggenburg, war dennoch Guido in den Freistunden immer unter der Linde, ja in ihren Zweigen zu finden, wo er mit einer verstimmten Guitarre am breiten, blauen Bande seine Gefühle wie „Du, Du liegst mir am Herzen" den Lauf ließ. Es dauerte auch nicht lange, so prangte in den Enden seiner schwarzen Cravatte eine Tuchnadel, welche ein lateinisches großes E. erkennen ließ. Mit einem Worte, auch Guido war in eine Dame verliebt, die er, wenn sie auch athmete, nur hinter Glas und Rahmen gesehen hatte. Konnte nun Naute seinem Ideal die Bewunderung in unmittelbarer Nähe aussprechen, so war dies Guido unmöglich, nichts aber natürlicher, als der Wunsch, in solche Lage sich zu versetzen. Aber es war immerhin schwierig, in die Nähe des jungen Mädchens zu gelangen und nur möglich zu machen, wenn der Vater selbst den jugendlichen Schwärmer seiner Tochter zuführte. Der alte Kettner, so hieß dieser, war aber als grob und bärbeißig bekannt und wir Schüler hatten ungern mit ihm zu thun, um so mehr, als er in der Kunst der Chirurgie zurückgeblieben und nicht gerade zierlich und schonend mit Denen umging, die er behandeln mußte. So war es auch schwer, sich mit ihm selbst über Dinge zu benehmen, welche in sein Fach schlugen, und so entsinne ich mich, daß als ich mir eine Erkältung zugezogen und entsetzliche Schmerzen im Ohr hatte, der Doctor mich zu ihm entsandte, damit er mir ein Zugpflaster lege. Es war schwer, bis ich mich ihm verständlich machen konnte, endlich gelangte er zur Einsicht und sagte: Ei nun, da müssen wir legen ein emplastrum nigrum perpetuum vesicatorium reso-o-o-olvens, und dann packte er mich, daß ich auf-

Digitized by Google

schreien mußte. Der alte Mann hatte ja schon die Rheincampagne als Feldscheer mitgemacht und die neueren chirurgischen Instrumente waren ihm unbekannt. Er bediente sich denn auch bei dem Ausziehen der Zähne eines Instrumentes, Pelikan genannt, welches angeschraubt wurde, und ohne die Hebelkraft des englischen Schlüssels, den Zahn durch Brechen und Reißen entfernte. Deshalb wurde es auch den Schülern erlaubt, wenn ein Zahn auszuziehen war, nach Naumburg zu einem Zahnarzt zu gehen, was allerdings häufig zu simulirten Zahnschmerzen Veranlassung bot. Dies mochte nun Guido sich gemerkt haben und er simulirte heftiges Reißen in den Zähnen, um sich einen Zahn von dem Vater seiner Herzensflamme vermittelst des Pelikans ausbrechen zu lassen, indem er bei dieser Gelegenheit hoffte, nicht allein die Geliebte zu sehen, sondern auch ihr Mitgefühl in Betreff seiner Zahn- und Herzensschmerzen zu erregen. So ging er denn eines Sonnabends Nachmittag in die über der Wohnung des Doctors belegenen Zimmer des alten Feldscheer und klagte diesem, den er allein antraf, allerdings nur seine körperlichen Leiden, fand ihn auch bereit, den angeblich kranken und schmerzhaften Zahn sofort zu entfernen. Guido ward nun von dem alten Kettner aufgefordert, sich zu setzen. Als er zu diesem Ende einen Stuhl ergriff, wurde er mit den Worten: „Ei aber und wenn auch, setzen Sie sich auf die Erde!“ bedeutet, sich platt auf die Stubendiele zu setzen, und zwar mit den Beinen gegen die Wand gestemmt, dann nahm der Alte den Kopf des Armen zwischen die Beine und schrob den Pelikan an den bezeichneten Zahn. Als dies Experiment beendet war, begann die eigentliche Operation, halb zog er ihn, halb sank er hin, konnte man sagen, denn je mehr der Alte zog, desto mehr gab Guido nach und es dauerte gar niche lange, daß Beide, der Ziehende und der Gezogene, das Zimmer durchmessen hatten, und der alte Zahnbrecher mit dem Rücken an eine der Eingangsthür gegenüberliegende andere Zimmerthür gelangt war. Er ließ nun mit der einen Hand das Instrument los, öffnete mit einer anerkennenswerthen Geschwindigkeit diese, faßte wieder mit beiden Händen zu und zog den schon halb von Schmerz Betäubten, der sich nicht enthalten konnte, laut zu brüllen, in das Wohnzimmer der Familie. Als nun die plastische Gruppe der beiden Ringer die Mitte des Zimmers erreicht hatte, brach der Zahn in der Krone ab und der alte, halb blinde Operateur rief, indem er seinen Pelikan beinahe an die Decke des Zimmers stieß: „Da haben wir ihn“. Guido, von seinem Peiniger erlöst, sprang von der Erde, noch von Schmerz gefoltert, auf, um seine Angebetete an der Seite und im Arm des Wassermüllers von Kösen zu erblicken, dessen Verlobte sie war. Das war nun für den von Schmerz und Liebe Gepeinigten ein Sturzbad und er hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu verschwinden. Die Tuchnadel wurde beseitigt, die Guitarre ein Wimmerholz genannt, genug, die erste Liebe mußte verwelken. Guido aber heirathete später in schon reiferen Jahren, einer neuen Liebe nachgebend, und soviel ich weiß, leben heute noch beide Gatten.

Aber auch hinter Glas und Rahmen derjenigen Fenster, welche unter denen des Wundarztes in dem den Blicken der Schüler exponirten Hause sich befanden, zeigten sich liebliche Bilder, die Töchter des Doctors, Caroline und Clara. Ernst, mein Mitschüler, war neuer Prima-

Digitized by Google

ner und saß als solcher an einem Fenster der ersten Stube, von welchem ihm in einem sehr stumpfen Winkel dennoch immerhin ein Blick auf die ihm verhängnißvoll werden sollenden Fenster der Doctorwohnung vergönnt war, und häufiger mußten seine Augen den schwarzen und feurigen der schönen Caroline begegnen. Ernst war bekannt mit den Familien der Beamten, mit dem Gutspächter und dem Verwalter, und hatte auf solche Weise Gelegenheit, mit der Geliebten zu sprechen, ja, es ging das Gerücht, er habe sich mit ihr verlobt. Dabei wußte er dennoch das Verhältniß bis zu seinem Abgange nach Göttingen geheim zu halten und nur wenige seiner Mitschüler wußten um die Sache. In den Ferien nach seinem Verlassen der Schule besuchte ich ihn auf der alten Hochschule und hier theilte er mir als Student mit, daß er sich mit Caroline verlobt habe. Im Herbst erschien er denn auch in Pforta und zu dieser Zeit und bei diesem Besuche mag die Einwilligung der Eltern erfolgt sein. Auch ich verließ bald darauf die Schule und hörte von Ernst und Caroline nichts wieder.

Zehn Jahre und mehr mochten vergangen sein; ich hatte die Schule und die meisten meiner dortigen Commilitonen vergessen, als ich in meinem damaligen Wohnort am Strande des baltischen Meeres von Genossen und Collegen aufgefordert wurde, mit ihnen am ersten Pfingsttage das gerade um diese Festzeit von Stettin und Swinemünde viel besuchte rügensche Ostseebad Putbus zu besuchen. Wir fuhren über den Bodden und speisten im sogenannten großen Salon im Park von Putbus, wo mehrere größere Tische zu zwanzig Personen gedeckt waren, an denen die Gesellschaften, wie sie es auf der Reise verabredet, sich niedergelassen hatten. Meine Freunde und ich hatten einen der Ecktische inne, schrägüber hatte eine größere Gesellschaft aus Stettin sich placirt, die den ganzen Tisch besetzte. An der schmalen Seite sah ich eine nicht mehr ganz junge, aber immerhin noch schöne Dame sitzen. Ich machte meine Reisegenossen auf dieselbe aufmerksam, indem ich sagte, daß mir dieselbe bekannt erscheine, wisse sie aber nicht unterzubringen in meinem Gedächtniß. Mein Vetter, der unter den Mitreisenden sich befand, meinte, wie ich immer Gespenster sähe und ganz unbekannter Leute mich erinnere, ich sollte lieber nach den jungen und schönen Damen sehen, die ja im reichsten Kranze die Tafeln zierten. Nun schwieg ich, aber sah dennoch nach dem bewegten Tisch und gewahrte auch um diesen einen langen, dünnen Herrn mit der vollen Sectflasche um den Tisch sich bewegen und die leeren Gläser der Damen mit dem sprudelnden Most füllen. Das muß Ernst sein, dachte ich und nun kannte ich auch die Dame. Das Diner ging zu Ende, die Tische leerten sich und wir unsere Flaschen, um uns in das Freie zu begeben, wo unter einer Veranda von den Gästen der Kaffee genommen wurde. Hier sah ich denn an einem Tischchen wieder jene mir aufgefallene Dame sitzen, nicht weit von ihr, an einen Pfeiler gelehnt, seine Cigarre rauchend, den langen dünnen Herrn. Es ist immer ein peinliches Gefühl, alte Freunde, wenn man sie nach Decennien wiederfindet und ihrer Identität nicht sicher ist, mit den Worten zu begrüßen „Verzeihen Sie, entschuldigen Sie, aber Sie kommen mir bekannt vor." Diesem zu entgehen, stellte ich mich vor den Herrn hin und sagte „Bartel", ein Spitzname, den man ihm auf der Schule durch Corruption seines wirklichen Namens beigelegt hatte.

Digitized by Google

Der Angeredete warf seine Cigarre fort, sah mich von oben bis unten an, sprach dann „bist Du der Bär?“ — „Ja!“ erwiederte ich und nun rief er, „nun komm, da wird sich meine Frau, die Caroline, freuen, wenn sie einen alten Bekannten aus der Schulzeit wiedersieht.“ Wir gingen zu der Dame und nun sprachen wir von jenen schönen Tagen, wo vor zwanzig Jahren dem Ernst und der Caroline die schöne Zeit der ersten Liebe grünte, erinnerten uns der alten Freunde und hatten uns so in unser Gespräch vertieft, daß, als der Kellner aus dem Hotel herbeisprang, um die Herrschaften abzurufen, da das Dampfschiff nach Stettin abging, wir gar nicht wußten, wie lange wir von alten Zeiten geplaudert hatten. Nun mußten wir uns trennen; Ernst war in Stettin Rath bei der Regierung und Stempelfiskal, er wurde oft und viel versetzt und wir haben uns nicht wieder gesehen.

Mag es auch selten vorkommen, daß die Schülerliebe fortbesteht, daß sich der noch in allen Illusionen der Jugend befangene Jüngling die Geliebte, welcher er seine erwachende Neigung wie die ganze Schwärmerei kaum verstandener Gefühle darbringt, zum Altar führt, so mögen daran weniger unsere gesellschaftlichen und conventionellen Zustände, als eben die Unkenntniß und Unklarheit des von der Liebe ergriffenen, eben noch in der Entwickelung befangenen Individuums Schuld tragen. Nantes Liebe war bei alledem vielleicht die zarteste Blüthe von diesen drei so jung von einer tiefen Leidenschaft befangenen Herzen, Guido erinnerte mich mit der Mandoline am blauen Bande an die Troubadours, wogegen Ernst offenbar, früh gereift und fest in seinem Willen, die schöne Zeit der ersten Liebe, wenn nicht ewig grün erhalten, so doch sie hinüberführen konnte zu unverbrüchlicher Treue bis zum Lebensende. C. R.

Dimensionen.

Einst in der glühenden Jugend ersehnt ich,
Auf nach der Höhe nie rastenden Flug.
Später im Leben zur Breite hin dehnt' ich
Wissen und Wollen. that nie mir genug.
Heut' bin ich satt, und ich wollte, ich schliefe
Ruhend und rastend in heimlicher Tiefe.

Alfred Friedmann.

Digitized by Google

Die russische Frau.

Man hat aus der Geschichte der Kindheit Peters des Großen eine Anecdote erzählt (besser verbürgt, als Dutzende von solchen Zügen, mit denen die Tradition das Leben des Czaaren auszuschmücken beliebte), ein an sich übrigens ganz unbedeutendes Vorkommniß. Als der Vater Peters, Czaar Alexei Michailowitsch, einst in seinem Prunkgemach einen ausländischen Diplomaten empfing — es geschah in dem prächtigen Lustschloß von Kolomenskoje, etwa eine Meile von der Hauptstadt entfernt — lauschte die Mutter Peters, die Czaarin Natalia Kirilowna, hinter einer Thür und blickte neugierig durch eine Ritze; der kleine Peter war bei ihr; plötzlich öffnete der ungeduldige Knabe die Thüre und die Czarin, welche wie eine Sultanin verborgen bleiben sollte, ward sichtbar. Der Vorgang läßt eine symbolische Deutung zu; das Genrebild erscheint als ein historisches Gemälde.

Peter hat die Frauengemächer eröffnet, Licht und Luft hineinströmen lassen, die Frauen aus ihrer Zelle befreit, sie zur Theilnahme an den Geschäften berufen.

Professor A. Brückner widmet jener Frauenemancipation in Rußland, welche es möglich machte, daß später auf dem russischen Throne eine so gewaltige Frauengestalt, wie Katharina II., die Geschicke des Reiches leiten konnte, eine recht interessante und das Thema erschöpfende Abhandlung. Ehe er aber zu der eigentlichen Emancipationsfrage übergeht, entwirft er mit einigen meisterhaften Zügen das traurige Bild des Druckes und der Mißachtung, mit denen die russischen Frauen vor der Zeit Peters des Großen im Allgemeinen und fast ohne Ausnahme behandelt wurden. Sie waren eben traurige Folgen des auf dem russischen Volke so schwer lastenden Mongolenjoches. „Rußland wurde Provinz eines asiatischen Chanats; der Großfürst Vasall eines asiatischen Despoten, das Reich blieb lange vom Westen abgewandt, in Abhängigkeit von den Barbaren, den asiatischen Einflüssen ausgesetzt. Ein Glück noch, daß die Kirche und das religiöse Leben so gut wie völlig unangetastet blieben: Dies rettete das Institut der Monogamie."

Aber die ascetische Richtung des byzantinischen Mönchthums, welches Rußland förmlich überfluthete und während, sowie nach der Mongolenzeit im Geistesleben des Volkes maßgebend war, konnte für die Stellung der Frau in der Gesellschaft nichts weniger als günstig und fördernd sein. So bildete sich unter den beiden Strömungen, der tatarischen und byzantinischen, ein Zustand aus, den man in dem Culturleben abendländischer und orientalischer Völker vergebens suchen würde.

„Die Energie dieser byzantinischen Einflüsse äußert sich u. A. in dem „Domostroi", einer Art Laienbrevier, welches im sechzehnten Jahrhundert verfaßt wurde. Ein wesentlicher Theil dieses Buches ist dem Leben im Hause, in der Familie gewidmet. Hier findet sich denn reichlicher Aufschluß darüber, wie man sich damals die Stellung der Frau dachte. Alle Macht wohnt ausschließlich dem Hausvater bei. Er ist unumschränkter Herr; seine despotische Gewalt ist schrankenlos. Er allein trägt die Verantwortlichkeit auch für das geistige Wohl aller An-

Digitized by Google

gehörigen und Hausgenossen. Daher ist er der strenge, unbedingten Gehorsam heischende Zuchtmeister Aller, auch der Frau. Er lehrt sie Gott ehren. Er geht mit seiner ganzen Haltung und mit seinen Handlungen der Frau als Beispiel voran. Mann und Frau, heißt es allerdings, sollen nicht im Zorn mit einander leben, aber der Mann hat die Pflicht, die Frau zu strafen, wenn sie ihren Pflichten nicht nachkommt oder sich irgend einer Ungeschicklichkeit schuldig macht. Es giebt Fälle, in denen nicht blos die Kinder, sondern auch die Frau mit der Peitsche gezüchtigt werden muß; allerdings wird empfohlen, diese Procedur ohne Zeugen und nicht im Zorn zu vollziehen. Ins Gesicht soll man nicht schlagen, auch nicht mit der Faust in die Herzgrube, ebensowenig mit eisernen oder hölzernen Gegenständen, weil allerlei Krankheiten daraus entstehen: Blindheit, Taubheit, Verrenkung an Händen und Füßen, Kopf- und Zahnschmerz u. s. w. „Dagegen", so heißt es wörtlich, „ist die Züchtigung mit der Peitsche vernünftig und schmerzhaft, schrecklich und gesund. Ist aber die Schuld groß, so muß man die Züchtigung verschärfen, und die Frau, indem man sie bei den Händen faßt, säuberlich mit der Peitsche durchhauen. Es darf aber kein Zorn dabei sein. Zeigt die Frau keine Reue, so muß eine noch stärkere Strafe folgen u. s. w."

Die Frau hatte sich lediglich um die Wirthschaft zu kümmern. Gesellschaftlicher Umgang mit Männern war ihr gänzlich verboten. Man würde irren, wenn man annehmen wollte, daß die Erziehung der Kinder ihr einen Trost gewähren und ihr Leben würdig ausfüllen könnte.

„Ernst und freudelos, monoton und ohne alle geistige Abwechselung fließen die Tage im Frauenleben dahin. Die Frau ist eben nur Hausfrau, nichts mehr. Von Mutterpflichten, von Erziehung und geistiger Anregung der Kinder im Hause ist in „Domostroi" keine Rede. Die Kinderzucht besteht in Schlägen und rauher Behandlung.

Mit einem Kinde spielen, sich auch nur den harmlosen Scherz mit ihm erlauben, gilt für eine Sünde, für frivol, für eine Herausforderung des Zornes Gottes, für eine Handhabe, deren sich der Teufel bedient, um die Seele des Menschen zu verderben."

Beklagenswerth war auch das Loos der Czaarinnen und Czaarewnen. Sie wohnten in den entlegensten Gemächern des Schlosses, und die Schlüssel von ihren Thüren hingen oft am Gurte des Hausherrn. Nur in verdeckten Wagen durften sie das Palais verlassen. Märchenerzählungen alter Dienstfrauen bildeten ihren Zeitvertreib; weibliche Handarbeiten waren auch nur eine Art des Müssiggangs. Der Heirath einer Czaarewna setzte man gewöhnlich die denkbarsten Schwierigkeiten in den Weg.

So geschah es auch, daß im höheren Alter diese bedauernswerthen Frauen manchmal dem Trunke anheimfielen. Als die russischen Gesandten in Kopenhagen für die Heirath der Tochter des Czaaren Michail, Trine, um die Hand des dänischen Prinzen warben, lobten sie die guten Eigenschaften der Czarewna und hoben ausdrücklich hervor, daß sich dieselbe niemals betrinke.

Gedachte der Czaar zu heirathen, so wurde im ganzen Reiche der Befehl publicirt, die schönsten Mädchen auszuwählen und sie zur Braut-

Digitized by Google

schau an den Hof zu senden. Hunderte, ja wohl zuweilen Tausende von Bewerberinnen pflegten zu erscheinen und mußten sich einer Besichtigung unterwerfen. Der Czaar selbst pflegte die Schaaren der Mädchen mehrmals zu mustern, ehe er seine Wahl traf. Oft waren die Auserwählten bescheidenen Standes.

In den unteren Volksschichten war die Trennung der beiden Geschlechter nicht gut möglich. Wohl aber herrschte dort die Sitte der Prügelstrafe, wobei es den Weibern ungenommen blieb, wie Olearius es beschreibt, in den öffentlichen Schenken zu erscheinen und im Rausche allerlei Excesse zu begehen.

Die Heirathen im Volke kamen durch gewerbsmäßige Brautbewerberinnen zu Stande. Vor der Hochzeit durfte der Bräutigam seine Braut nicht besehen. Kotoschischin beschreibt die zahlreichen Betrügereien, welche dabei vorfielen. Oft führte der Mann ein lahmes, taubes oder buckliges Weibchen nach Hause. In solchem jungen Ehepaar herrschte nichts weniger als Frieden. Der Mann suchte die Frau zum Eintritt ins Kloster zu bereden; halfen aber die Worte nicht, so griff er zur Peitsche, und wenn auch diese nicht fruchtete, zum Gift. Trotz der schrecklichen Strafe, welche an Gattenmördern vollzogen wurde (man grub sie lebendig in die Erde ein, so daß der Kopf nur sichtbar blieb, und der Tod oft erst nach einigen Tagen erfolgte), war der Gattenmord eins der häufigsten Verbrechen in dem damaligen Rußland.

Später wurde noch eine andere Strafe, welche der Mann seiner Frau auferlegte, ausgedacht: Das Anspannen an einen Pflug, den sie ziehen mußte.

In den Sprüchwörtern spiegelt sich der Geist des Volkes wieder. Russische Sprüchwörter über Frauen aus dem siebzehnten Jahrhundert lauten: „Das Haar der Frauen ist lang, ihr Verstand kurz. Der Verstand der Frauen ist schwach, wie ein Haus ohne Dach. Der Frauen Weisheit ist gleich der Wildheit der Thiere. Wie ein Pferd durch den Zaum, so muß die Frau durch Drohungen regiert werden."

In den Volksbüchern werden die Verstellungskunst und Geneigtheit zur Heuchelei und tückischer Schmeichelei, die List und Habsucht, der Hang zur Zauberei den Frauen nachgesagt, sie werden mit Bärinnen und Löwinnen, Scorpionen und Schlangen, mit Basilisken und Kröten verglichen.

Und diese Ansichten bildeten nicht etwa eine Ausnahme, nein, sie waren eine Regel ohne Ausnahme.

Erst durch die Einmischungen der Polen in die russischen Thronstreitigkeiten, durch die Heirathen der Czaaren mit Polinnen (Helene Glinsky, Marina Mnischek), und durch den culturellen Einfluß der „deutschen Vorstadt" auf das moskowitische Leben, wurde das Vorurtheil entkräftet, und die Frau zur Mitwirkung an der socialen Arbeit berufen.

Durch Verordnungen zwang Peter die Männer, daß sie ihre Frauen in Gesellschaften brachten und im Familienleben ihnen die Stellung einräumten, welche die europäischen Frauen einnehmen und welche auch die russischen Frauen vor der Mongolenzeit eingenommen hatten.

St. v. Jezewski.

Digitized by Google

Don Juan in Fesseln.

Geheime Geschichten einer Ehe.

(Fortsetzung.)

XIV.

Als Clara nach dem Zimmer ihrer Mutter eilte, dachte sie an den Abend einige Wochen vor ihrer Hochzeit, an welchem sie in ähnlicher Weise zu ihrer Mutter gerufen ward, um eine Vorlesung über Raimunds viele Mängel zu hören. Aber diese Erinnerung erregte nun ein ganz anderes Gefühl in ihr, als damals, wo dergleichen feierlich berufene Conferenzen im Ankleidezimmer ihrer Mutter nicht zu den Annehmlichkeiten ihres Lebens gehörten.

Zwar hatte sie ihre Mutter herzlich geliebt, doch war in früheren Tagen ihre Liebe nicht frei von Furcht. Nun war sie in ihrem eigenen Hause, unabhängig von den Meinungen außerhalb ihres häuslichen Kreises Stehender, selbst ihrer Mutter.

Schon dies machte einen großen Unterschied gegen sonst. Es gab aber einen noch weit größeren. Sie gehörte nun Raimund und dieser ihr an. Dieser beiderseitige Besitz war ewig und unaufhörlich. Niemand konnte diese Thatsache in Frage stellen und Niemand zwischen sie kommen.

Von diesem Gedanken beherrscht, trat Clara mit viel ruhigerem Pulsschlage und kühlerem Kopfe vor ihre Mutter. Unweit von ihr, in einem andern Zimmer, befand sich ja ihr Held, die Vorhänge ihres Schlafgemachs mit profanen Tabakswolken räuchernd und bereit, in jedem Augenblicke zu ihrem Schutze herbeizueilen. Wenn irgend ein Wort oder Blick ihrer stolzen Mutter sie verwundete, brauchte sie nur in seine Arme zu eilen, um Trost und Ruhe zu finden.

Demnach öffnete sie die Thür des Zimmers, in welchem ihre Mutter sich befand, ohne die mindeste Befangenheit oder Aengstlichkeit, und nahm neben deren Toilettentisch mit der allergleichgültigsten Miene Platz.

„Du wünschtest mich zu sprechen, Mama?“

„Ja, mein Kind. Ich könnte nicht schlafen, ohne Dir erklärt zu haben, weshalb ich das Gesellschaftszimmer so plötzlich verließ. Du wirst das seltsam gefunden haben, vielleicht unhöflich. Ich hätte indeß um mein Leben nicht eine Minute länger mit jener Frau in einem Raume zubringen können.“

„O, Mama, ich bedaure . . . ! Mit welcher Frau denn?“

„Aber liebes Kind! Als wenn über die Person ein Zweifel bestehen könnte! Ich meine natürlich das Geschöpf, welches Deinen Mann bei

Digitized by

seinem Vornamen nannte. Wie sie sich das in Deiner Gegenwart herauszunehmen wagen durfte, begreife ich nicht."

„Ah, Du meinst Frau Bellwitz? Sie hat ihn ja ihr Leben lang so genannt. Beide kennen einander seit ihrer Kindheit."

„Das glaube ich nicht", versetzte Frau Lenz schneidend.

„Nicht, wenn Raimund es selbst sagt?" begann Clara entrüstet; aber sie hielt inne, indem sie bedachte, daß Raimund es eigentlich nicht gesagt hatte. „Du bist wirklich ein recht ungläubiger Thomas, Mama. Jedermann in der Umgegend weiß, wie intim Frau Bellwitz und Raimund gewesen sind."

„Ja, das glaube ich!" rief Frau Lenz.

„Das heißt, ehe wir uns heiratheten, ehe Raimund mich überhaupt gesehen hat", setzte Clara rasch hinzu. „Beide waren mit einander wie Bruder und Schwester. Sie besorgte alle möglichen Dinge für ihn und seine Wirthschaft, als er noch Junggeselle war."

„Frauenzimmer dieser Art nehmen es nicht so genau, ob ihre Dienste beansprucht werden, oder nicht. Die Manier, mit welcher sie sich über Deinen Mann beugte und zu ihm flüsterte, war höchst ungehörig und ekelte mich an. Ich bin dergleichen Scenen in meiner gesellschaftlichen Sphäre nie gewohnt; und nach meinem Dafürhalten hat Dein Mann kein Recht, es zu dulden."

Clara lachte.

„Was soll ein Mann denn thun, wenn es einer Frau gefällt, sich über ihn zu beugen? Er kann doch unmöglich weglaufen, besonders in seinem eigenen Hause."

„Es ist aber nicht nöthig, daß er ihr folgt und sie begünstigt, unter offenbarer Vernachlässigung seiner anderen Gäste. Ich glaube, zu Frau Holding hat er den ganzen Abend nicht zwei Worte gesprochen."

Clara erkünstelte ein Gähnen und erhob sich.

„Nun, liebe Mama, wenn Du mich weiter nicht nöthig hast, möchte ich zu Bett gehen. Ich bin recht müde."

„Natürlich, meine liebe Clara, wenn Deines Mannes Betragen in Frage kommt, findest Du allemal einen Vorwand, die Unterhaltung abzubrechen."

„Ja, Mama, darin hast Du Recht, und ich werde immer so handeln. Indessen ich liebe meinen Mann von ganzem Herzen und glaube nicht daran, daß er je etwas Unrechtes that oder je thun wird."

„Natürlich, Kind, natürlich mußt Du einen starken Glauben haben. Sei aber nicht allzublind. Diese Frau ist eine Schlange. Ich durchschaute sie gleich bei ihrem Eintritt ins Zimmer. Und sie ist schlimmer als eine Schlange, sie ist dreist und schlecht erzogen. Wenn Du Dein Recht nicht etwas besser wahrst, wird sie Dir noch viel Unheil bringen. Merke Dir meine Worte! Und nun gute Nacht."

Frau Lenz sagte ihrer Tochter in einer Weise „Gute Nacht", daß es aussah, als betrachte sie dieselbe als eine unschuldige, vertrauensselige Thörin, welcher von ihrem liederlichen Gatten und seiner verschlagenen Freundin eine Binde über die Augen gelegt wird. Sie besaß die Kunst, eine Sache unausgesprochen bezeichnender verständlich zu machen, als es durch Worte geschehen konnte.

Clara aber fand keinen Geschmack an solchen versteckten Angriffen,

Digitized by Google

namentlich wenn sie sich auf ihren geliebten Mann richteten. Sie ging, ärgerlich und verletzt über das Vorgefallene, zu Bett, aber die Worte ihrer Mutter hatten doch einen kleinen Stachel der Eifersucht in ihrem Herzen zurückgelassen.

Raimund richtete schläfrig eine Frage an sie bezüglich ihrer Unterredung mit der Mutter, sie aber wußte seine Neugier zu befriedigen und der Gegenstand wurde zwischen Beiden nicht weiter erwähnt.

XV.

Sand in die Augen.

Es war das erste Mal, daß Clara Werder einen Gedanken von tieferer Bedeutung vor ihrem Gatten zurückhielt und sie litt unter diesem Zwange. Er hatte sie seit ihrer Vermälung daran gewöhnt, freimüthig gegen ihn zu sein, wie ein Kind gegen den Vater, indem er ihr klar machte, daß das ganze häusliche Glück nur auf vollem gegenseitigen Vertrauen beruhe. Er hatte sie oft gebeten, ihm ohne ängstlichen Rückhalt Alles zu sagen, selbst wenn sie einmal das Gefühl haben sollte daß sie dafür kein Lob ernten könne. Und so hatte sie ihm denn auch stets ihre kleinsten Wünsche und kindlichsten Ideen anvertraut und er hatte sich wohl gehütet, irgendetwas lächerlich oder geringschätzig zu finden, damit er sie nicht zum Verschweigen verlocke und unsicher in ihrer Haltung mache.

Sein eigener Charakter besserte und veredelte sich unter der Einwirkung dieser jungen Frau vom reinsten Herzen und der schlichtesten Denkweise, die ihm als der theuerste Schatz seines Lebens anvertraut war. Er war durch sie ein ernster denkender, besserer Mann geworden, als er je zuvor gewesen war. Seine Vergangenheit, welche viel Peinliches für ihn hatte, fing an, ihm schrecklich zu werden und er suchte jede Erinnerung daran fern zu halten, damit auch nicht der leiseste Schatten auf das sonnige Leben seiner Gattin falle.

Nachdem er am Vormittage ihre Verstimmung beobachtet hatte, schloß er daraus, daß sie wahrscheinlich irgend einer Einflüsterung seiner stolzen Schwiegermutter zuzuschreiben sei. Er sagte indessen nichts, weil er überzeugt war, daß sein kleiner Schatz, wie er Clara gern nannte, über kurz oder lang doch zu ihm kommen und ihm ihr Herz ausschütten werde.

Zwar hatte er nicht übel Lust, seiner Schwiegermutter einige anzügliche Schmeichelein zu sagen, es gelang ihm jedoch, dieselben zu verschlucken. Er verließ am Nachmittage wieder das Haus, ohne daß Clara ihre sonstige heitere Stimmung wieder gezeigt hätte. Letztere machte mit ihrer Mutter eine Spazierfahrt und diese sprach von nichts anderem, als dem Leichtsinn der Männer und der Falschheit vieler Frauen.

„Hat Dir Raimund wirklich niemals etwas Gewisses über sein vergangenes Leben mitgetheilt?“ forschte sie, unermüdlich im Säen von Mißtrauen.

Clara antwortete nicht.

„Ich richte diese Frage schon zum zweiten Male an Dich, Clara, und Du giebst mir keine Antwort“, fuhr sie fort.

Digitized by Google

„Entschuldige mich, Mama", erwiederte die junge Frau. „Ich war eben zerstreut. Was fragtest Du?"

„O, nichts, mein Kind, nichts von Belang!" versetzte Frau Lenz pikirt. Wenn Du mit Dir selbst so beschäftigt bist, daß Du auf mich nicht hören kannst, will ich Dich nicht belästigen."

Die junge Frau fühlte sich so unglücklich, daß sie nicht einmal versuchte, auf die Annahme ihrer Mutter weiter einzugehen. Sie seufzte tief und richtete ihren Blick wieder über die sie umgebende Landschaft. Ihr innerer Friede war seit dem Erscheinen ihrer Mutter so sehr gestört, daß selbst der Anblick der schönen Natur nicht beschwichtigend wirkte, und mit derselben Qual im Herzen kehrte sie nach Hause zurück.

Wie ihr Mann richtig vermuthet hatte, konnte Clara ihre ungewöhnliche Bürde nicht lange im Geheimen tragen. Sie war am Abend noch so schweigsam und ihrer Mutter Benehmen so gesucht höflich, daß die Luft daheim ihm drückend wurde. Raimund hatte ein rasches, leidenschaftliches Naturell, aber nur bei großen Veranlassungen pflegte sein Ungestüm auszubrechen. Wenn die Frauen ihn einmal durch ihre üble Laune abstoßen wollten, so hatte er auch keine Lust, sich ans Haus fesseln zu lassen und als er seiner Frau erklärte, ausreiten zu wollen, geschah das mit einer gewissen Absichtlichkeit.

„Du brauchst nicht für mich aufzubleiben, Clara", sagte er. „Ich werde wohl etwas spät zurückkehren, da ich nach G. (der nahen Stadt) reiten will."

Zugleich hielt er seiner Schwiegermutter die Hand hin, um sich zu verabschieden.

„Sie wollen ausreiten?" fragte diese erstaunt.

„Ja wohl", erklärte er kurz und ging nach seinem Zimmer, um sich anzukleiden.

Clara konnte diese Spannung nicht länger ertragen, und ungeachtet der Einwendungen ihrer Mutter eilte sie ihrem Gatten nach.

Werder wußte, weshalb sie kam, aber er wendete sich nicht nach ihr um, als sie bei ihm eintrat. Sie schlich sich hinter ihn, legte ihre Arme um seinen Hals und brach in einen Strom von Thränen aus. Er setzte sich hin und nahm sie auf seine Knie.

„Was ist denn mit Dir, Clara? Sage Deinem Manne Alles, kleiner Schatz!"

„Raimund, lieber Raimund — ist — ist Frau Bellwitz jene Person, die — die . . ."

„Welche Person, liebes Kind?"

„Die, mit welcher Du, wie Du mir einmal vertrautest, damals fortgingst, und die Dich nachher verließ und Dich so elend machte?"

Er ließ sie von seinem Schoß gleiten und stand auf. Er schwieg, aber als Clara ihn anblickte, sah sie, daß seine Stirn finster war und daß sich um seinen Mund ein Zug von Entschlossenheit festgesetzt hatte. Nie vorher hatte sie diesen Ausdruck in seinem Gesicht bemerkt. Sie fühlte sich ungemein verlegen und elend und wünschte im Stillen, daß sie ihre Zunge im Zaume gehalten haben möchte.

„Wer hat Dir diese Idee in den Kopf gesetzt?" fragte er nach einer drückenden Pause. Seine Stimme klang gedämpft, aber streng ernst.

„Niemand", stammelte sie.

„Das ist nicht die Wahrheit, Clara. Irgend Jemand muß es Dir eingeflüstert haben. Aus eigenem Antriebe würdest Du mir eine solche Gemeinheit nicht zugetraut haben."

„Du selbst sprachst mir von ihr, vor unserer Verheirathung."

„Das heißt, daß ich Dir ein Vertrauen schenkte, welches sich als schlecht angebracht erweist."

„O, Raimund, sprich nicht so!"

„Ich behandelte Dich als ein Mädchen, welches ich zu meiner Gattin und Lebensgefährtin machen wollte. Ich sagte Dir Alles, was nöthig war. Nie aber stellte ich dadurch für Dich die Voraussetzung hin, daß Du mir eine solche Beleidigung zutrauen dürftest, wie Du jetzt ihrer mich fähig hälst."

Sie blieb schweigend, weil sie nicht wußte, was sie sagen sollte.

„Als ich Dir", fuhr er fort, „jenen Irrthum meines vergangenen Lebens anvertraute, da habe ich Dir auch von meinem Kummer und von meiner Reue erzählt. Kannst Du wohl Vertrauen in meiner Ehre und in meiner Wahrhaftigkeit haben, wenn Du mich jetzt für fähig hältst, ich würde Dir zumuthen, in der Gesellschaft jenes Weibes zuzubringen und sie zur Freundin unseres Hauses zu machen? Mein Gott, wie tief muß ich in Deinen Augen gesunken sein!"

„Raimund, liebster Raimund, sage das nicht! Ich weiß, daß ich unsinnig eifersüchtig war. Ich sehe es nun ein."

„Clara", fuhr er ernsthaft fort, „ich weiß, wer an all' diesem schuld ist. Nicht Du, sondern Deine Mutter. Sie suchte schon vor unserer Verheirathung Dich gegen mich einzunehmen und setzt nun dieses Spiel fort."

„Aber, bester Raimund, Frau Bellwitz benimmt sich so seltsam, erzählt so außerordentliche Sachen über Dich und widerspricht sich so oft, daß ich mich nicht wundere, wenn Mamas Verdacht gegen sie erregt wird. Sie zeigt sich stets so, als wenn Du in einem Liebesverhältnisse zu ihr ständest; und ist denn dem so, Raimund?"

„Nein, mein Schatz, tausendmal Nein! Alma Bellwitz ist eine Närrin. Es ist wahr, ich habe früher mit ihr viel getändelt, zu viel, als daß man gern davon spräche; und dann habe ich mich um ihretwillen von ihr zurückgezogen. Wir trafen uns vor etwa zwei Jahren wieder und die Tändeleien wiederholten sich in einer mildern Form. Sie schwatzt Wunderdinge von unserer alten Freundschaft und erfindet die bequeme Fabel von unserer gemeinschaftlichen Jugenderziehung, um ihrer Vertraulichkeit ein Mäntelchen umzuhängen. Ich brachte viel Zeit in ihrem Hause zu und sie erwies mir eine Menge Freundlichkeiten. Ich glaube, sie hat immer eine heimliche Neigung für mich gehabt, aber ich habe sie darin nie ermuthigt. Ich drücke ihrem Mann die Hand sobald ich ihm begegne; diese einzige Thatsache sollte Dich davon überzeugen, daß ich keine Liebeshändel mit seiner Frau habe. So nichtswürdig bin ich nicht, liebes Kind."

Clara vermochte nicht zu sprechen. Es ging ihr zu nahe, daß er es für nothwendig halten sollte, ihr solche Versicherungen zu geben, er, ihr Halbgott! Sie hing sich, im Gefühl ihrer Reue, nur fester an ihn und verschloß ihm den Mund mit Küssen.

„Mir mißfallen die formlosen Besuche der Frau Bellwitz in unserem

Hause so sehr", fuhr er fort, „daß ich neulich etwas that, was sonst meinem Gefühl widerstrebt, nämlich offen über sie selbst zu ihr zu sprechen. Ein Mann pflegt dabei so albern zu erscheinen! Aber ich that es um Deinetwillen, und um Frieden zu haben. Sie scheint indeß aus meinen Andeutungen so wenig Nutzen gezogen zu haben, daß ich schon heute früh nahe daran war, noch deutlicher gegen sie zu werden. Nun will ich aber die Sache ruhen lassen, wenigstens bis Deine Mutter wieder fort ist. Ich kann nicht zugeben, daß Deine Mutter die Gäste, welchen sie in meinem Hause begegnet, vor den Kopf stößt oder Mißtrauen in Bezug auf dieselben in Dein Herz säet. Es fällt mir weder ein, mich in ihren Augen zu rechtfertigen, noch wünsche ich, daß Du es thust. Sollte sie aber noch mehr Unsinn über Alma Bellwitz oder über sonst ein weibliches Wesen in Deinen Kopf zu setzen suchen, so wird es besser sein, daß sie ihren Besuch hier abkürzt, und das kannst Du ihr sagen."

„Das soll sie nicht, Raimund, Niemand soll es!" versicherte Clara.

„So sagst Du stets, Kind, wenn Du mit mir allein bist, aber mein Einfluß über Dich ist in meiner Abwesenheit nicht so groß, wie ich wünsche. Ich kann Dich nicht tadeln, daß Du an Deiner Mutter hängst; sie hat Dich erzogen und selbstverständlich ist Deine Liebe und Achtung für sie groß. Alles was ich von Dir erbitte, ist, daß Du offen gegen mich bist und Dich nicht in Eifersucht verzehrst. Komme stets zu mir und sprich Dich aus und dann wirst Du auch stets Beruhigung finden."

„Lieber, lieber Mann!" flüsterte Clara zärtlich. „Du bist viel zu gut für mich!"

„Nein, Clara. So sollst Du nicht sprechen. Ich fühle mich an jedem neuen Tag Deines schönen, edlen Vertrauens in mich weniger würdig. Lasse aber Niemand zwischen uns treten. Vergiß nicht, was Du selbst gestern Abend sagtest, wir sind Eins und nichts soll uns trennen."

Er küßte sie mit Innigkeit und keine Wolke stand mehr zwischen ihnen, als sie mit einander sein Ankleidezimmer verließen, Clara suchte ihn zu überreden, seinen Ausritt für den Abend aufzugeben, sie hatte indeß keinen Erfolg. Nachdem er einmal erklärt hatte, ausreiten zu wollen, war er entschlossen, sein Wort zu halten. Niemand vermochte ihn in einem gefaßten Entschlusse wankend zu machen. Das lag in seinem Wesen. Ueberdies wollte er auch seiner Schwiegermutter zeigen, daß sie in seinem Hause nichts zu befehlen habe. Er ging daher fort und Clara kehrte zu ihrer Mutter zurück, welche sogleich errieth, was vorgefallen war.

„Dein Mann hat Dir ein wenig Sand in die Augen gestreut, wie ich sehe", sagte sie bei Claras Eintritt.

„Ach, liebe Mama", erwiederte Clara gelassen, „Alles über Frau Bellwitz ist ein grundloses Gerede, ein vollständiger Irrthum. Raimund hat mir Alles erklärt und ich muß sie jetzt für sehr dreist halten.

„Wirklich?" versetzte Frau Lenz mit zweifelnder Spöttelei.

„Sie haben einander gar nicht als Kinder gekannt", fuhr Clara fort. „Das ist die Erfindung der Bellwitz; und wenn auch Raimund in früheren Tagen mit ihr zu tändeln pflegte, wie er mit vielen anderen Damen gethan hat."

„Nein, Clara, nun höre auf! Du mußt mir gestatten, dieser An-

Digitized by Google

nahme zu widersprechen. Ich will gegen die vergangenen Thorheiten Deines Raimund alle mögliche Nachsicht üben, aber ich kann nicht zugeben, daß alle Männer es so treiben; im Gegentheil, nur die wenigsten, hoffe ich. Dein Vater würde beim bloßen Gedanken daran außer sich gerathen sein. Aber das hat mit unserer gegenwärtigen Unterhaltung nichts zu thun

„Mag es denn ruhen, Mama! Sprechen wir nicht mehr davon! Nehmen wir auch an, daß Raimund der größte Ausbund aller Schlechtigkeiten gewesen wäre, in Bezug auf Frau Bellwitz hat er sich nichts Unrechtes vorzuwerfen.

„Ich sehe, jeder hat seine Ansicht. Brechen wir dies Thema ab. Ich werde Dich doch nicht bekehren." Und Frau Lenz wandte sich höchst pikirt ab und zwang sich zu einem andern Unterhaltungsgegenstand.

Raimund Werder war lebhaft bemüht, den glimmenden Funken der Eifersucht in Claras Seele zu ersticken. Er erduldete Alma Bellwitz' nächsten Besuch mit heroischem Gleichmuth, obschon er sich gegen sie ausgesucht höflich benahm. Als er aber merkte, daß Alma entschlossen war, an seinem nächsten Gesellschaftsabend bei ihm einzufallen, ging er stracks nach ihrer Wohnung und brachte ihren Mann mit, sehr zu ihrem Verdruß und zu Frau Lenz's Annehmlichkeit, denn letztere fand in Herrn Bellwitz einen sehr amüsanten und wohlunterrichten Mann.

Frau Bellwitz benutzte den ersten Moment, um Werder das Wort „Grausamer" zuzumurmeln, worauf er aber das Wort „Unsinn" erwiederte, so daß ihr nichts übrig blieb, als sich das Ansehen zu geben, ihn durch verstecktes Schmollen strafen zu wollen.

Gleichwohl vermochte sich Frau Lenz mit ihrem Schwiegersohne nicht auf friedlichen Fuß zu stellen. Sie hielt ihn nach wie vor für einen unverbesserlichen Don Juan.

Eines Tages fand Clara sie im Salon, wie sie mittels ihres goldenen Lorgnons eine verblaßte, kaum noch leserliche Inschrift auf dem Titelblatte einer reichgebundenen Ausgabe von Goethes Werken zu entziffern suchte.

„Was hast Du denn da, Mama?" fragte die junge Frau.

„Ich suche diese Schriftzüge zu lesen, meine Liebe. Sie kommen mir sehr verdächtig vor. Soweit ich erkennen kann, lauten sie: „Meinem geliebten Raimund von seiner ihn treu liebenden Martha." Ich nenne das eine sehr zärtliche Widmung. Du nicht auch?"

„Ich habe sie noch gar nicht bemerkt, Mama. O, welche blasse, fast verschwundene Tinte!"

„Martha! Nun, ich möchte wohl wissen, wer diese Martha ist", sagte Frau Lenz in einem Tone vor sich hin, der deutlich ihre äußerste Genugthuung darüber erkennen ließ, daß sie ihren Schwiegersohn wieder einmal ertappt hatte.

Clara betrachtete die Schrift einige Minuten genau, dann brach sie in ein helles Lachen aus.

„Ach, Mama, Du glaubtest meinen Herzensjungen wieder einmal gefangen zu haben? Weißt Du, wie die Worte heißen? „von seiner treu liebenden Mutter."

„Das glaube ich nicht, Clara."

„Doch ich kann es deutlich erkennen. Seine Mutter hat ihm fast

alle seine Bücher geschenkt und ihre Schrift war sehr undeutlich. Und Du warst so sicher, daß es ein weiblicher Name sei! Mein armer Raimund! Du wirst nie etwas Gutes von ihm halten und wenn er hundert Jahre lebte."

„Nun, wahrhaftig, Clara, ich sehe keinen Grund zu so albernem Lachen, selbst wenn ich mich geirrt haben sollte. Dein Benehmen ist kindisch."

„Ich muß lachen, Mama; es ist so komisch! Wie wird Raimund lachen wenn ich es ihm mittheile!"

„Du wirst es ihm nicht mittheilen, wenn ich bitten darf! Ich finde nichts Seltsames darin, daß ich das Wort mißverstanden habe, sondern höchstens darin, daß er ein Andenken von seiner Mutter so sorgfältig bewahrt haben sollte."

„Raimund liebte seine Mutter über Alles, Mama."

„So haben auch andere versichert, vor und nach ihm, ohne daß es wahr zu sein brauchte", bemerkte Frau Lenz mit aller Zähigkeit ihrer Abneigung gegen ihren Schwiegersohn.

Aber trotz der von ihr bedungenen Vorsicht kam die Geschichte von „Martha" doch zu Werders Ohren. Er lachte zwar herzlich darüber, wie Clara richtig vorausgesetzt hatte, fand indeß darin ein weiteres Merkmal für das Bestreben seiner Schwiegermutter, Unheil zwischen ihm und seiner Frau zu stiften.

XVI.

Ein schönes Bild.

Einige Morgen nach diesem kleinen Vorkommnisse erschien Frau Lenz mit wichtig ernster Miene am Frühstückstische. Sie empfing Werders Gruß mit eisiger Kälte und umarmte Clara wie in mitleidiger Zärtlichkeit. Nachdem sie Platz genommen, lehnte sie ab, zu essen oder zu trinken. Ihr Schwiegersohn, welcher argwöhnte, daß es sich um das Brüten eines neuen Planes gegen seinen Seelenfrieden handle, that, als bemerkte er das Benehmen der Schwiegermutter nicht; Clara aber war ängstlich darauf bedacht, den Grund zu erforschen und drang mit Fragen in ihre Mutter, ob sie sich unwohl fühle, oder eine schlechte Nachricht vernommen habe.

Eine Weile parirte Frau Lenz diese Angriffe durch Schweigen oder einfaches Verneinen, bis endlich Werder, ärgerlich werdend, seiner Frau in etwas scharfem Tone sagte, sie möge aufhören, ihre Mutter zu quälen und an ihr Frühstück denken.

„Ja wohl, liebes Kind", bemerkte Frau Lenz, seinen Wink mit dem Ansehen einer Märtyrerin aufnehmend, „iß und kümmere Dich nicht um mich. Du regst Deinen Mann nur auf und kannst doch nichts helfen."

„Ich bin durchaus nicht aufgeregt", versetzte Werder; „es würde aber doch einen angenehmeren Eindruck machen, wenn Sie etwas zu sich nehmen wollten. Sie haben ja noch nicht einmal eine Tasse Kaffee getrunken."

„Ich danke Ihnen", erwiederte sie tief seufzend; „aber ich habe kein Verlangen nach Kaffee. Ich habe diesen Morgen etwas gesehen, was mich fühlen macht, als wenn ich nie mehr Kaffee trinken sollte."

„O, Mama, was meinst Du denn?“ fragte Clara, ebenso beängstigt als neugierig.

Ihr Gatte stieß sie unter dem Tische mit dem Fuße an.

„Deine Mutter hat es ja bereits abgelehnt, uns das Räthsel zu lösen, Clara. Es ist aufdringlich, weiter nach ihrem Geheimniß zu forschen.“

„Es ist durchaus kein Geheimniß“, erwiederte Frau Lenz brennend vor Begier, sich auszusprechen; „sondern es handelt sich um ein schreckliches Unglück, in meinen Augen wenigstens.“

„Was es auch sei“, fuhr Werder fort, seien Sie versichert, daß weder ich, noch Clara, wünschen, Ihr Vertrauen zu erzwingen. Indeß zweifle ich nicht, daß bei einigem weiteren Nachdenken Ihr „schreckliches Unglücklich“ weniger schrecklich erscheinen wird, ja vielleicht ganz in Nichts dahinschmilzt.“

„Daran ist nicht zu denken, Herr Schwiegersohn,“

„Nun, in diesem Falle wird es das Beste sein, daß Sie versuchen, es zu vegessen. Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist, nicht wahr, Frau Schwiegermutter?“

„Ich würde es nicht einen einzigen Tag ertragen, nicht eine Stunde, wenn ich das Opfer wäre!“ versetzte Frau Lenz, jetzt bebend vor Wuth.

„Würden Sie das nicht? Aber wenn Sie in solchen Räthseln sich ergehen, können Sie unmöglich eine verständnißvolle Erwiederung erwarten.“

„Vielleicht ist das ein Räthsel?“ rief die empörte Dame, indem sie, unfähig, länger ihre Zurückhaltung zu bewahren, ein Visitenkartenporträt aus der Tasche zog und auf den Tisch warf, „vielleicht ein Räthsel, Herr Schwiegersohn, welches Sie in Gegenwart Ihrer Frau und deren Mutter nicht verstehen mögen!“

Als sie ihre große That vollbracht hatte, sah sie fast erschreckt darüber aus und würde die Photographie wieder weggenommen haben, wenn Werder sie nicht bereits ergriffen hätte.

Während er das Gesicht der Person, welche die Photographie darstellte, betrachtete, waren Claras Augen ängstlich auf die seinigen gerichtet. Sie sah, wie das Blut aus seinen Wangen wich, sie hörte seinen Athem heftig arbeiten, bemerkte das Zittern seiner Hand und fühlte, daß irgend etwas Unheilvolles nahe sei.

„Wo fanden Sie dies Bild?“ fragte Raimund nach einer Pause mit träumerischem Ausdruck.

„Ich weiß nicht, welches Recht Sie zu dieser Frage haben“, entgegnete Frau Lenz, „doch bin ich bereit, sie zu beantworten. Ich fand diese Photographie in dem Schranke, welcher in meinem Schlafzimmer steht. Es war zwischen eine Schublade und die Rückseite des Schrankes gefallen. Ich sehe, daß das Bild Ihnen nicht fremd ist.“

„Ich verlor es schon vor Jahren“, murmelte er in demselben Tone, wie vorher.

Es war ein schönes Angesicht, auf welches er blickte. Es stellte ein Weib dar von feiner, schön geformter Gestalt, über die Lehne eines Sessels gebeugt, auf welcher ihre Arme ruhten, und dem Beschauer entgegenlächelnd. Ihre dunklen Augen leuchteten voller Zärtlichkeit und um ihren Mund spielte eine feine Sinnlichkeit. Das ungefesselte Haar

umfloß ihre schöne Büste und ihre kleinen, mit Ringen bedeckten Hände lagen vor ihrer Brust gefaltet.

Unter dem Bilde stand, von Werders eigener Hand geschrieben: „Venus victrix, Juni 1860."

Er schaute es fast wie im Traume an. Als er diesen gemalten Liebreiz erblickte, der ihm seit so manchem Jahre aus den Augen gekommen war, und sich in die Zeit zurückversetzte, in welcher sie ihn mit Wonnegefühlen erfüllt hatte, schien die ganze Gegenwart ihm zu entschwinden und er mit seiner todten Vergangenheit allein zu stehen. Er war wieder unter dem sonnigen Himmel Italiens und diese kleinen Hände umschlossen die seinigen. Der Duft der Veilchen von Parma, der Rosen von Neapel umschwebten ihn. Er hörte das Plätschern des Wassers um die Gondeln Venedigs. Das Weib, in dessen Anblick er sich vertiefte, war für ihn todt, so todt, als wenn sie längst im Grabe läge. Er verachtete und verabscheute sie und würde jetzt die zarten Hände, welche er sonst mit heißen Küssen bedeckt hatte, nicht angefaßt haben, wenn sie sich um Erbarmen flehend ihm entgegengestreckt hätten. So glaubte und fühlte er; und dennoch erinnerte er sich mit innigster Lebhaftigkeit der Liebe, die er für sie gehegt und zwei heiße Thränen drängten sich in seine Augen.

„Raimund, liebster Mann, darf ich es nicht sehen?" fragte die milde, liebevolle Stimme Claras hinter ihm.

Dies rief ihn zu sich selbst zurück. Die Vergangenheit verschwand wie ein Schatten, Claras Stimme machte ihm klar, wer es zuerst gewesen war, dessen Schönheit und Reinheit ihm Trost für alles Verlorene brachte und ihm den Glauben an edle Weiblichkeit zurückgab. Claras Liebe wurde ihm Sonnenschein und Segen für immerdar.

Und mit dieser Erinnerung kam eine andere, die an die Mutter, deren höchstes Bestreben es hätte sein müssen, das Glück einer so guten und braven Tochter zu sichern, und die kalt die Mittel suchte und berechnete, dieses Glück zu untergraben.

Er fuhr mit einem Fluche aus seiner Träumerei auf und sein Zorn war bis aufs Aeußerste erregt. Alle Milde, mit welcher er erst die Photographie betrachtet hatte, war aus seinem Gesicht gewichen. Seine Stirn war finster, sein Mund bekam einen harten Ausdruck und jede Muskel seines Gesichts zog sich im Zorn zusammen.

An weiteres Verheimlichen dachte er nicht. Er wußte, daß er über das Bild nicht mehr zu sagen hatte, als was seine Gattin bereits wußte, und es war ihm einerlei, ob sein Bekenntniß der Schwiegermutter gefalle, oder nicht.

„Clara", sagte er, indem er die Photographie in ihre Hand legte, „Du weißt, wen dies vorstellt, Du hast ihre und meine Geschichte durch mich schon gehört und kannst Deiner Mutter, da sie einmal auf meine Privatangelegenheiten so neugierig ist, sagen, daß dies das Porträt der Frau ist, die ich ihrem Manne entführte."

Er sprach absichtlich so offen, um seiner Schwiegermutter die Ueberzeugung zu geben, daß er sich nichts daraus mache, ob sie die dunkeln Punkte seines Lebens kenne oder nicht; aber auf die Folgen seiner Worte war er nicht gerüstet.

Clara hatte längst errathen, daß das Bild eine alte Geliebte Rai-

Digitized by

munds darstelle und es war ihr einerlei, welche. Bei ihrer Mutter war es aber anders. Einige Augenblicke war sie wie versteinert, dann fuhr sie mit einem lauten Schrei von ihrem Sitze empor.

„Mama, beste Mama, bitte, sei ruhig!“ sagte Clara.

„Es hat gar nichts auf sich. Ich hörte die ganze Geschichte von Raimund, noch ehe wir verheirathet waren und es geht wirklich Niemanden an, als mich selbst.“

„Welche Geschichte?“ fragte ihre Mutter schneidend.

„Die Geschichte dieser Frau, welche Raimund . . .“ Clara fand es schwerer, die Wahrheit auszusprechen, als sie gedacht hatte. Welche Frau vermöchte auch gleichgültig von den vergangenen Liebesgeschichten ihres Gatten zu sprechen, wenn sie noch nicht aufgehört hat, selbst ihn zu lieben?“

Werder kam ihrer Verlegenheit zu Hülfe.

„Sag's heraus Clärchen!“ rief er trotzig. „Spanne Deine Mutter nicht auf die Folter der Neugier!“

Diese Aufforderung belebte ihren Muth.

„Es war vor Jahren“, begann sie, „daß diese Frau um Raimunds willen ihren Gatten verließ.“

„Und ich wendete meine ganze Ueberredung an, sie zu bewegen, mein Kind. Sprich nur die Wahrheit, gieb dem Teufel seinen Antheil!“ warf er sarkastisch dazwischen.

„Sie entführten eine verheirathete Frau?“ keuchte Frau Lenz.

„Ich entführte eine verheirathete Frau“, wiederholte er mit fester Stimme.

„Aber schon vor vielen Jahren“, entschuldigte Clara wiederholt, um durch die Länge der seitdem verflossenen Zeit die Größe des Vergehens abzuschwächen.

„Und, bitte, warum wurde ich nie von einem so unwürdigen Umstande Ihres Lebens in Kenntniß gesetzt?“ fragte Frau Lenz, aufrecht stehend und sich mit der Hand auf den Tisch stützend, um ihrer bebenden Gestalt mehr Halt zu geben.

„Weil die Vormünder Ihrer Tochter dies nicht für nöthig hielten, Frau Schwiegermutter“, erklärte Werder. „Als ich um Clara anhielt, eröffnete ich Ihnen Alles und stellte Ihnen vollkommen anheim, ob Sie von meiner Vergangenheit Näheres erfahren wollten. Sie beschlossen, dies nicht zu thun. Dennoch legte ich, als mir offenbar wurde, daß Sie Alles thaten, um meinen Charakter in den Augen meiner künftigen Frau in den übelsten Farben zu schildern, dieser selbst ein freies Bekenntniß ab, damit Sie später nicht etwa im Stande sein könnten, zu sagen, ich hätte Claras Herz unter falschen Vorwänden gewonnen. Ich bin nie froher gewesen, als im gegenwärtigen Augenblicke, daß ich so und nicht anders gehandelt habe. Andern Falls würde Ihr Verhalten, welches ich für höchst ungerecht und grausam erklären muß, vielleicht einen ernsten Bruch zwischen uns herbeigeführt haben.“

„Ungerecht und grausam!“ stieß Frau Lenz, völlig außer sich, hervor. „Und, bitte, wie nennen Sie denn Ihr Verhalten, mein Herr? Sie, der Sie mit Ihrem befleckten Charakter, mit Ihrem lasterhaften Leben, mit Ihrer unwürdigen, ehrlosen Vergangenheit kamen um die Hand

meines armen, unschuldigen Kindes, meiner betrogenen und gekränkten Tochter sich zu erschleichen?"

„Frau Lenz, wenn Sie ein Mann wären, dann sollten Sie erfahren, was es auf sich hat, solche Worte gegen mich im Munde zu führen. Da Sie aber eine Frau und die Mutter meiner Frau sind, kann ich es nur ablehnen, weiter darauf zu hören, indem ich mich aus Ihrer Gegenwart entferne."

„O, meine arme Clara, mein armes, armes Kind! Komm zu Deiner Mutter, die Dich nie getäuscht und gekränkt hat!" schrie Frau Lenz mit ausgebreiteten Armen.

Clara blickte auf ihren Gatten.

„Ja wohl, geh zu Deiner Mutter", sagte er entschieden, „wenn Du an ihre Verdächtigungen glaubst!"

Clara trat an seine Seite.

„Du hast mich nie getäuscht oder gekränkt, Raimund", sagte sie mit Thränen in den Augen.

Der Zorn der Frau Lenz überwältigte ihre Klugheit vollständig.

„O, ganz gut", ächzte sie, „geh nur in seine Arme, statt in die meinigen, natürlich! aber komme auch nie wieder zu mir!"

„Mama, liebe Mama! Du kannst das nicht meinen!" rief Clara.

„Ja wohl meine ich es! Ich habe Dir von Anfang an gesagt, was dieser Mann ist, aber Du wolltest nie auf mich hören. Du zogst vor, ihm zu vertrauen. Nun siehst Du, wohin Deine Widerspenstigkeit Dich gebracht hat — zur Ehe mit einem Wüstling, einem Don Juan, einem —"

„Madame, Sie sollen in meiner Gegenwart das Ohr meiner Frau nicht mehr durch Ihre rohen Beschimpfungen meiner Person besudeln! Da Sie Ihre Stellung in diesem Hause so weit vergessen, daß Sie den Herrn desselben beleidigen, so werde ich meine Autorität wenigstens in soweit geltend machen, daß ich Clara aus dem Bereiche Ihrer Schmähungen sende. Clara, gehe in Dein Zimmer und kehre nicht zurück, bis ich es Dir sage!"

„Du bleibst hier, Clara!" schrie Frau Lenz, dunkelroth vor Wuth. „Deine Mutter befiehlt Dir zu bleiben."

„O, Raimund, was soll ich thun?" flehte Clara, gegen ihren Gatten gewendet.

„Du wirst mir gehorchen, wenn Du unter meinem Dache bleiben willst", donnerte Werder.

Clara verließ still weinend das Zimmer, zwar tief unglücklich und voller Angst, aber ohne einen Gedanken der Empörung gegen den Willen ihres Mannes.

„Nun, Madame, können Sie Ihrer Zunge freien Lauf lassen und mich nach Belieben beschimpfen", sagte Werder, als er mit seiner Schwiegermutter allein war. „Wollen Sie aber nicht, daß dieser Tag Zeuge Ihrer Trennung von Ihrer Tochter sei, dann hüten Sie sich, von der Wahrheit abzuweichen."

„Ich werde gar nichts mehr sagen", erwiederte Frau Lenz, deren dunkelrothe Gesichtsfarbe sich plötzlich in ein aschenfahles Grau verwandelte und die, selbst mit Hülfe der Stütze des Tisches, sich kaum noch auf ihren Füßen zu halten vermochte.

„Ja, weil Sie nichts mehr zu sagen haben", versetzte Werder; „weil

Digitized by Google

Google

Digitized by Google

Lampe und sein Todfeind.

Nach einer Zeichnung von F. Dolt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ihnen bewußt ist, daß mein schlimmster Fehler in Ihren Augen der ist, die Liebe Ihrer Tochter gewonnen zu haben; weil Sie zu selbstsüchtig sind, um sich des Glückes derselben auf Kosten Ihres eigenen freuen zu können, und es lieber dadurch untergraben möchten, daß Sie die Treue ihres Mannes verdächtigen, als sich dem Gefühl überlassen, daß es auch ohne Ihr Zuthun besteht. Sie sind unedel und grausam gewesen, Madame, indem Sie Claras Vertrauen zu mir zerstören wollten und ich kann Sie nie wieder als eine Freundin betrachten, nie!"

„Und so soll ich getrennt werden von meinem Kinde, von meinem einzigen Kinde, welches ich mehr als mein Leben geliebt habe, für welches ich gestrebt, gearbeitet und gedacht habe seit achtzehn Jahren! Und dies ist mein Dank dafür, daß ich sie Ihnen gegeben habe!"

Werder begann eine Erwiederung in dem Sinne, daß sie sich eine solche Wendung der Dinge lediglich selbst zuzuschreiben haben werde; plötzlich aber erschrak er, als er sah, daß seine Schwiegermutter ihren Halt verlor und langsam zu Boden sank.

Er eilte zu ihr, hob sie auf und brachte sie auf einen Stuhl. Im nächsten Augenblicke rief er das Mädchen seiner Schwiegermutter laut durch alle Räume des Hauses.

Clara hörte den Ruf in ihrem Zimmer und ohne sich weiter zu bedenken, verließ sie dasselbe und erschien mit dem Kammermädchen fast zugleich in dem Zimmer ihrer Mutter. Die Zofe löste bestürzt die Kleider ihrer Herrin.

O, mein Himmel, mein Himmel", sagte sie. „Da hat Madame wieder einen ihrer Anfälle. Bitte, Herr Werder, den Kopf tiefer, bis auf den Boden, so, ich danke Ihnen. Sie muß so platt als möglich liegen. Etwas Rum, wenn ich bitten darf, Frau Werder, so rasch Sie können, damit wir ihr einen Löffel voll einflößen. Ach, lieber Gott, ich habe sie nie so schlimm aussehend gefunden! Haben Sie wohl etwas Senfteig im Hause? Ich denke, es wird gut sein, wenn wir ihr Senfpflaster auf die Fußsohlen legen. Und, bitte, Herr Werder, wollen Sie gleich nach dem Arzte senden!"

„O, mein Gott, was ist es?" schrie Clara in höchster Besorgniß.

„Nein, bitte, regen Sie sich nicht auf, Frau Werder!" beschwichtigte die gewandte Zofe. „Es ist nur der alte Herzkrampf, es wird bald wieder besser werden. Ich möchte aber doch, daß wir sie zu Bett bringen und gehörig auskleiden. Es ist doch nach dem Doctor geschickt worden?

„Der Doctor kann in zwei Stunden hier sein", sagte Werder, der in diesem Augenblick wieder ins Zimmer trat. „Sie sagen, daß Frau Lenz öfter solche Anfälle habe?"

„Ja, Herr Werder, ziemlich oft. Manchmal alle Wochen, und noch öfter. Es ist aber lange her, seitdem sie es hatte. Das heiße Wetter wird Schuld sein. Aber wir möchten sie doch hinauf bringen, ehe der Doctor kommt."

Die Bewußtlose wurde mit Hülfe Werders und eines Bedienten nach ihrem Schlafzimmer getragen, während Clara in verzweifelter Angst folgte und dann mit dem Kammermädchen bis zum Erscheinen des Doctors Wache bei ihr hielt.

Nach zwei Stunden war der Doctor aus der nahen Stadt wirklich

da. Er beobachtete die Kranke aufmerksam, prüfte ihre Augäpfel, horchte auf den Schlag ihres Herzens, fragte, welche Mittel bereits angewendet worden seien und billigte die ihm angegebenen. Dann schickte er sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Wird Mama bald wieder zu sich kommen?" fragte Clara voll Unruhe.

Der Arzt blickte sie an und nickte.

„Es wird Alles in Ordnung kommen, Frau Werder. Wenn Sie die Güte haben wollen, bei der Kranken zu bleiben, so will ich dem Mädchen einige Anweisungen geben. Kommen Sie!" setzte er, zu dem Mädchen gewendet, hinzu.

Die Zofe folgte ihm nach einem Parterrezimmer. Werder trat mit ihnen in dasselbe ein.

„Wie steht es mit meiner Schwiegermutter? fragte er."

Der Doctor schloß die Thür, ehe er antwortete.

„Sie ist todt", sagte er dann kurz.

„Todt!"

Werder taumelte zurück, wie von einem Schuß getroffen und wechselte die Farbe. Todt! Und seine letzten Worte zu ihr waren Ausbrüche des Zornes gewesen!

„Todt!" schrie das Mädchen gellend und war im Begriff umzusinken.

„Still, um des Himmels willen!" gebot der Arzt scharf. „Hören Sie lieber, was ich Ihnen zu sagen habe. Frau Werder darf jetzt nicht erschreckt werden. Ich will, daß sie kein Wort über den Stand der Sache hört, bis sie besser vorbereitet ist. Frau Lenz muß schon seit einer halben Stunde todt sein. Hat sie öfter solche Anfälle gehabt?"

„Gott, ja, Herr Doctor, sehr oft", antwortete das Mädchen zitternd vor Furcht. „Unser Doctor sagte mir oft, daß Madame einmal bei einer solchen Gelegenheit in einem Moment todt sein könne."

„Ganz richtig. Sie hätten sie daher stets durchaus ruhig halten sollen. Hat diesmal irgend eine böse Nachricht oder sonstige Aufregung den Schlag herbeigeführt?" fuhr der Arzt zu Werder gewendet fort.

Raimund stand da und wußte nicht, was er antworten sollte. Er versuchte es, seine peinvolle Empfindungen zu bemeistern. Hatten die verhängnißvollen Thorheiten seiner Jugend nicht schon genug bittere Früchte getragen, daß sie auch noch zu diesem Ergebniß führen mußten? Er war schuldlos an der unmittelbaren Ursache und dennoch kam er sich wie ein Mörder vor.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus den Memoiren der Madame Etikette.

Von Dr. **August Carl Müller.**

Soweit die Geschichte der Völker zurückreicht, soweit lassen sich auch die Spuren von Ceremonien und von Etikette bei fast allen verfolgen, und man mag wohl nicht ohne Grund behaupten dürfen, daß die Liebe zu solchen Aeußerlichkeiten dem Menschen angeboren sei. Die alten Egypter, die Assyrier, Babylonier, Meder und Perser hatten bereits ein ziemlich ausgebildetes, zum Theil raffinirtes Ceremoniell, wie wir, um ein Beispiel für viele zu geben, nur anführen, daß es die Etikette am persischen Hofe erforderte, selbst vor dem König nur bewaffnet zu erscheinen, daß aber zugleich die Ehrfurcht gebot, die Hände mit den Aermeln des Gewandes zu bedecken, und daß Niemand sich zum König wenden durfte, ohne die Hand vor den Mund zu halten, damit Jenen der Athem nicht anwehe. Ja, die Diener, welche in unmittelbarer Nähe des Herrschers zu thun hatten, trugen stets eine den Mund verhüllende kapuzenförmige Kopfbedeckung. Die alten Hebräer hatten Ceremonienmeister so gut wie die Assyrier und wie die modernen Potentaten, die altindischen Könige hatten Beamte des gleichen Genres und strenge Etikette. Trat ein solcher König in die Oeffentlichkeit, so schritten Diener vor ihm her, die mit silbernen Räucherbecken überall Wohlgerüche verbreiteten, also gleichsam den Monarchen in guten Geruch setzten. Er selbst ruhte, angethan mit goldgeblümtem Gewande, auf einem mit einem Tigerfell belegten und mit Perlen besetzten goldnen Palankin. Dieser war wieder von kunstreichen Wägen umgeben und schließlich von der glänzend gerüsteten Leibwache gefolgt. Die römischen Consuln waren von Lectoren mit Ruthenbündeln umgeben, selbst bei den uncivilisirten Völkern fand und findet sich die Ceremonie, die Etikette, und sollte auch nur der Indianerhäuptling bei Haupt- und Staatsactionen die bekannte Friedenspfeife rauchen.

Nie und nirgend scheint aber das Ceremoniell sich genauer und peinlicher ausgebildet zu haben, als im Mittelalter, welches ja einen unerhörten Rang- und Standesunterschied unter den Menschen erfand, und in welchem die Form soviel, oft Alles galt, so daß der Sinn nicht selten darüber verloren ging. Die zahlreichen Höfe jener Zeiten bedingten auch zahlreiche Abstufungen und Schattirungen des Ceremoniells, das sich schon früh bemerklich machte. Besonders aber gebührt dem Hofe von Burgund der eigentliche Ruhm, nicht blos der hauptsächliche Erfinder der ewig wechselnden Mode, sondern auch der Etikette gewesen zu sein, und die Regeln des burgundischen Hofes bildete das Prototyp für alle übrigen, waren die Stammmutter aller damaligen und späteren Etiketten und Formeln, die dann so manchen Oberceremonienmeister, Hofmarschall oder Kammerherrn theils bis zur höchsten Wonne entzückt, theils bis zur

Verzweiflung gemartert haben und noch martern, wenn auch immerhin unsere höchst nüchterne Zeit so manche lächerliche Abgeschmacktheit schon beseitigt hat. Vom burgundischen Hofe verpflanzte sich das Ceremoniell auf den französischen; seine vollendetste Ausbildung aber fand dasselbe darauf in Spanien. Die übrigen Länder nahmen sich meist das eine oder andere dieser drei zum Muster, besonders wurde später das französische hauptsächlich in dem heiligen römischen Reich maßgebend, als der große Ludwig XIV. mit beispielloser Dreistigkeit sich als die Sonne hinzustellen wagte, um welche sich die Welt drehen müßte, und als die zahlreichen Fürsten der deutschen Doudezländchen, deren, wie ein altes Scherzwort sagte, ein guter Hirsch sechzehn mit einem Satz überspringen konnte, in Hofgepränge und Geldverschwendung, Maitressenwirthschaft und sonstigen Vergnügungen bisweilen sehr curioser Art dem großen Franzosenherrscher nacheiferten.

Im Jahre 1445 besuchte die Herzogin Isabella von Burgund die Königin Marie von Anjou, die Gemahlin Karls VII. von Frankreich, zu Chalons in der Champagne. Die Herzogin kam in Begleitung Johanns II. von Bourbon und einiger anderer französischen Prinzen und fuhr „mit Roß und Wagen" in den innern Hof des Quartiers, in welchem Carl VII. und die Königin sich befanden. Hier stieg Isabella aus, die erste Hofdame nahm die Schleppe ihres Kleides, während der Herzog Johann II. sie führte und sämmtliche übrigen Ritter und Edelleute voranschritten. So ging der Zug bis in das Vorzimmer der Königin, wo man Halt machte und Herrn Johann von Crequy, Ritter vom goldnen Vließ, zu der Monarchin schickte, um anzufragen, ob die Herzogin Ihrer Majestät ihre Aufwartung machen dürfte. Als Herr von Crequy zurückgekehrt war und die bejahende Antwort überbracht hatte, ging die Herzogin bis an die Thürschwelle, alle Ritter und Edelleute traten vor ihr ein und sie nahm nun die Schleppe ihres Kleides selbst in die Hand, ließ aber dieselbe dann während des Ueberschreitens schleppen und verbeugte sich fast bis auf die Erde. Darauf ging sie in die Mitte des Zimmers, wiederholte die Verbeugung und näherte sich der Königin noch etwas mehr, die inzwischen ganz gerade stand, und vor welcher ein Kissen lag. Nun begann die dritte Verbeugung, wobei die Königin ihr zwei bis drei Schritte entgegenkam, dann fiel die Herzogin auf die Kniee, die Königin legte ihr eine Hand auf die Schulter, umarmte und küßte sie und ließ sie aufstehen.

Damit war aber noch nicht „genug des grausamen Spiels"; als Isabella aufgestanden war, neigte sie sich abermals und ging nun zu der Frau Dauphine, Margaretha von Schottland, die vier oder fünf Schritte von der Königin entfernt stand, kniete auch vor dieser nieder und wurde von derselben geküßt. Dann kam die Königin Isabella von Sicilien an die Reihe, ehrfurchtsvoll begrüßt zu werden, die wieder drei Schritte weiter von der Dauphine stand, worauf Isabella sich zur Herzogin Marie von Calabrien wandte, die vier Schritte entfernt neben der Königin von Sicilien feierlich Position genommen hatte. Die Prinzessin von Calabrien neigte sich nun fast bis auf die Kniee vor der Herzogin Isabella, und diese „erwies ihr mehr Ehre, als ihren übrigen Nichten, weil Herr von Calabrien (Johann von Anjou) ihr Gemal, ein Sohn des Königs war". Dann küßte die Königin drei von den Damen

Isabellens, reichte den übrigen Edelfrauen die Hand, und diese Ceremonie wurde von der Dauphine wiederholt. Nach dem alten Sprüchwort, „wie Du mir, so ich Dir" küßte Frau Isabella darauf wieder alle Damen der Königin und Dauphine, von denen aber der Königin von Sicilien nicht mehr, als diese von der ihrigen geküßt hatte.

Als Ludwig XI., damals noch Dauphin, im Jahre 1456 nach Brüssel in Folge eines Zwistes mit seinem Vater zum Herzog Philipp flüchtete, traf er nur die Herzogin Isabella, die Prinzessin von Charolais und Maria von Burgund (später Gattin des Erzherzogs von Oesterreich) an. Sie gingen ihm bis ans Hofthor entgegen, erwarteten ihn stehend, und als er abgestiegen war, küßte er erst die Fürstinnen und dann ihre sämmtlichen Damen, alte wie junge, letztere ganz besonders. Wenn nun die Herzogin mit dem Dauphin zusammen speiste, so wurde ihr die Speise nicht bedeckt vorgesetzt, sondern ihm allein, auch wurde von ihren Speisen nicht zuvor gekostet, sondern nur von denen Ludwigs; „auch trank sie aus ihrem Kelch, ohne denselben zu bedecken". Später kam Herzog Philipp selbst noch Hause, wobei ihm seine Gattin und die andern Damen bis in die Mitte des Schloßhofes entgegengingen. Dorthin eilte auch der Dauphin, obgleich die Herzogin ihn bat, in sein Zimmer zurückzugehen, weil es sich nicht zieme, daß er soweit dem Herzog entgegen ginge. Philipp selbst neigte sich vor dem Dauphin bis zur Erde, dieser aber kürzte nach der zweiten Verbeugung die Geschichte ab, indem er den Herzog „am Arm nahm", und so gingen sie beide Arm in Arm bis an die Stufen. Damals erforderte die Galanterie übrigens, daß man diejenige Dame, welche man am meisten ehren wollte, bei Tisch und überall an seine linke Seite nahm, sie, wie der Ausdruck lautete, unter sich setzte. Offenbar glaubte man insofern der linken Nachbarin die höhere Ehre zu erweisen, als man sie an die Seite brachte, wo das Herz war.

Pikant genug war auch das Kapitel über die Trauer der Vornehmen. Die Königin von Frankreich mußte ein ganzes Jahr in dem Zimmer bleiben, wo man ihr den Tod des Königs berichtet hatte; dieses Zimmer mußte ganz schwarz belegt und die Säle mit schwarzem Tuch tapeziert werden, die Königin selbst trauerte in Schwarz, während manche meinten, es müßte in Weiß geschehen; für den König aber war rother Mantel, rother Rock, und rothe Mütze Trauerkleidung. In Spanien mußten, noch zweihundert Jahre später, sogar die königlichen Witwen in den Carmeliterorden treten, wenn nicht der König es ausdrücklich anders bestimmt hatte, (wie z. B. Philipp IV. für Maria Anna von Oesterreich), auch durfte eine verwittwete spanische Königin nicht wieder heirathen. Vornehme Spanier trugen noch um 1680 in der Trauer lange Mäntel von dünnem Zeug, welches leicht zerriß. Waren diese nun in Fetzen gegangen, so galt dies für ganz besonders „galant"; in den ersten Tagen der Trauer trugen auch ihre Lakaien solche Mäntel, die auf der Erde nachschleppten, und statt des Hutes hohe Mützen von steifem Papier oder Leinwand, mit Flor überzogen, und Pferde und Kutschen wurden ebenso mit schwarzem Tuch oder Boy behängt. Prinzessinnen blieben bei tiefer Trauer sechs Wochen lang „im Bett", d. h. sie empfingen Beileidsbesuche im Bett liegend, standen, wenn dieselbe vorüber, auf, durften auch in dieser Zeit das Haus nicht verlassen. Schmuck und

Handschuhe durften bei solcher Trauer gleichfalls nicht angelegt werden. Gräfinnen und Baronessen lagen nur neun Tage zu Bette, die übrige Zeit von den sechs Wochen saßen sie vor demselben auf einem schwarzen Tuche; trauerten sie aber um ihren Gatten, so lagen auch sie volle sechs Wochen im Bett und standen nur auf, wenn sie den Besuch der Landesfürstin empfingen. Wurde das Todtenamt für den Gatten vor Ablauf dieser sechs Wochen abgehalten, so durften die Damen demselben nicht beiwohnen, wohl aber konnten die Prinzessinnen zum Todtenamt ihrer Eltern kommen. Beim Tode des ältesten Bruders blieb man sechs Wochen zu Hause, aber nicht im Bette; für andere Verwandte genügte die Trauerkleidung. Für Gatten, Eltern und ältesten Bruder trug man ein Jahr lang Trauerkleider, für andere Geschwister sechs, für sonstige Verwandte drei Monate.

Die Tafel eines Fürsten oder einer Fürstin — auch das war genau bestimmt — mußte zwei Tischtücher haben, von denen das eine, so breit es war, auf beiden Seiten herabhing. In der Mitte des Tisches muß das Salz in zugedecktem Salzfaß stehen, das Brot daneben, in eine Serviette gehüllt; ebenso die silbernen Assietten, deren nicht mehr als vier um das Salzfaß stehen dürfen. Neben dieses kommen noch zwei silberne Schüsseln unter die Serviette, worein man „die Proben legt, um jedes Gericht, wenn es auf die Tafel gesetzt wird, kosten zu können". Ueber das Salzfaß wird eine handbreite zusammengelegte Serviette gedeckt, die man auf beiden Seiten über die ganze Breite des Tisches legt. In der Serviette, in welche das Brot gewickelt ist, muß noch eine andere Serviette liegen, mit welcher Fürst oder Fürstin bei dem Essen die Hände trocknen; auch muß ein bedeckter Becher oder Kelch auf der Tafel stehen und daneben eine Schale, um aus dem Becher zu kosten.

Bei dem Hofe eines Fürsten muß ein Edelmann oder Ritter angestellt sein, den man den Hofmeister nennt und eine Dame, welche Hofdame heißt. Die adeligen Fräulein vom Hause werden „Hoffräulein", der Dame vom Hause (Fürstin) genannt, und die alte Dame, welche sie beaufsichtigt, heißt Mutter der Fräulein. Die Junker eines solchen Hauses heißen der Schenkjunker, der Küchenjunker, der Vorschneider und der Aufwärter. Die Fürsten können in den Speisesälen Thronhimmel und Lehnsessel haben. Die fürstlichen Knaben heißen Monsieur Johann, Monsieur Peter ꝛc., führen also den Vornamen und den Titel Herr, die fürstlichen Töchter aber heißen nach ihrem elterlichen Hause, also z. B. Fräulein von Burgund, Fräulein von Bourbon ꝛc. ohne Vornamen. Könige, Fürsten und ihre Frauen nennen alle ihre Verwandten je nach der event. Verwandtschaft **beau-nepveux, belles niepçes, beaux cousins, belle cousines** u. s. f.; „doch müssen sie von gleichem Adel sein". In nicht souverainen Häusern (bei Gräfinnen, Baronessen u. dgl.) titulirt man die oben „Hofdame" genannte nur als „Gesellschaftsdame"; die Fräulein nennt man Fräulein oder „adelige Jungfern, die Aufseherin derselben heißt nur mit ihrem Vornahmen, z. B. Johanne, nicht aber Mutter der Fräulein. Auch Junker, (z. B. Schenkjunker) darf es hier nicht geben; Wein und Speise dürfen nicht vorgekostet, Sachen, die man dem Herrn oder der Dame reicht, nicht zuvor geküßt, Lehnsessel nicht gebraucht werden; Kinder dürfen nicht wie die fürstlichen angeredet, die Bezeichnungen **beau** und **belle** bei Verwandten nicht angewandt,

grauer Hermelin und kostbarer schwarzer Pelz nicht getragen werden, die betreffenden müßten denn in gerader Linie von Königen oder Fürsten stammen. Kleidungsstücke „von frisirtem Goldstoff" sind ihnen verboten; Bettschmuck und kostbare Kissen sind ihnen untersagt, und müssen sie sich mit Verzierung von Flor und seidenem Zeug begnügen. Die bei Tafel Bedienenden — keine adeligen Junker — tragen die Serviette nur unterm Arm; das Brod darf nicht eingewickelt auf den Tisch kommen; doppelte Tischtücher sind vergönnt, ihre Haushofmeister dürfen keine Stöcke führen und die Damen sich die Schleppe nicht von Damen, sondern nur von einem Junker oder Edelknaben tragen lassen. — Diese an und für sich schon tolle Etikette wurde später besonders in Spanien bis ins Ueberkomische ausgebildet und bemächtigte sich mehr oder weniger des ganzen Volkes bis in seine untersten Schichten; ähnlich auch in Portugal, wo z. B., wenn der König am Tage eine Ausfahrt machen wollte, schon morgens ein Trompeter in allen von der Majestät berührenden Straßen blasen mußte. Wollte nur die Königin ausfahren, so gab ein Pfeifer und Trommelschläger das Signal, bei einer Infantin blies man blos eine Schalmei, wie beim Austrieb der Heerden in kleinen deutschen Landstädten; fuhr die ganze königliche Familie, so gingen Trompeter, Trommelschläger, Pfeifer und Schalmeibläser neben einander. Ob unter Umständen vielleicht auch ein Dudelsack mitwirkte, haben wir nicht erfahren können.

Wohin aber die übertriebene Anwendung der Etiquette führen konnte bewies das Ende des Königs Philipp III. von Spanien. Derselbe saß in seinem Cabinette mit der Ausfertigung einiger Ordres beschäftigt, und neben ihm stand, weil es ziemlich kalt war, ein großes Kohlenbecken, dessen Hitze ihn bald dermaßen erfaßte, daß er am ganzen Körper transpirirte. Trotzdem sagte der König nichts darüber; der Marquis von Pobar aber bemerkte die unangenehme Situation des Herrschers. Nun hätte man glauben sollen, der Marquis hätte das Becken entfernt; aber das war nicht seines Amtes und so machte er den Kammerherrn, den Herzog von Alba, aufmerksam mit dem Ersuchen, das Becken wegsetzen zu lassen. Dieser erwiderte, es sei nicht sein Amt, sondern das des Herzog von Useda als Oberstkammerherr. Den Marquis von Pobar verdroß dies zwar, aber weil er sich nicht getraute in das Amt eines andern zu greifen, so ließ er das Becken stehen, schickte aber inzwischen zum Herzog von Useda. Dieser war aber nicht zu Hause, sondern in seinem neuen Palais bei Madrid, was dem Marquis von Pobar gemeldet wurde. Nun forderte dieser nochmals, Alba möge das Becken fortschaffen lassen, aber Alba blieb unerschütterlich und ließ nur zu Useda vor das Thor schicken, der dann nach langer Frist auch erschien. Inzwischen war der König fast verschmachtet, fiel in derselben Nacht noch in ein hitziges Fieber, neben welchem sich eine heftige Rose und Entzündung einstellte, daraus entwickelte sich ein Fleckfieber, an welchem der König starb. — Hatte der König von Spanien ein Pferd geritten, so durfte es kein Anderer mehr besteigen; nur Gesandte und fremde Standespersonen durften in Madrid ein großes Gefolge von Lakaien und Pagen haben, sonst waren nur zwei Lakaien erlaubt; und so kam es, daß mancher, der vier- bis fünfhundert Diener hatte, was gar nicht selten war — die Herzogin von Ossuna z. B. besaß dreihundert Dienerinnen und hatte einst sogar fünfhundert —

doch nur zwei Lakaien und einen Stallknecht auf der Straße mit sich führte. Die Granden allein durften in Madrid mit vier Mauleseln fahren, die mit langen Strängen von Seide oder Hanf vorgespannt waren; mit sechs Mauleseln fuhr aber nur der König; doch durfte man außerhalb der Stadt soviel Thiere anspannen, als man wollte. Fuhr die Königin aus, so würde sie gewöhnlich von sämmtlichen Hofdamen begleitet.

Bei den Besuchen vornehmer Damen wurde es so gehalten: Keine Dame besuchte die andre, wenn es ihr beliebte, sondern sie mußte warten, bis sie um eine Visite gebeten wurde. Dann stieg die Besucherin zur bestimmten Zeit in ihre Sänfte, die von vier sich ablösenden Trägern bedient wurde, und ein Lakai trug den Hut des vorderen Trägers, da es unschicklich gewesen sein würde, wenn dieser, der vor der Dame ging, bedeckt gewesen wäre, mochte es nun regnen oder nicht. Hinter der Sänfte folgte eine Kutsche mit vier Mauleseln, worin meist zwei alte Stallmeister und fünf bis sechs Pagen saßen. Selbst Kaufmannsfrauen hielten deren zwei. Wollten zwei oder mehrere Damen aus derselben Familie einen solchen Besuch abstatten, so ließ sich jede in einer besonderen Sänfte transportiren. In solchen Gesellschaften vornehmer Damen wurden gewöhnlich auch eingemachte Früchte umhergereicht, die alle in dazu ausgeschnittenes und vergoldetes Papier gewickelt waren. In dem einen Papier lag eine Pflaume, im andern Kirsche oder Aprikose ꝛc. und man nahm sich davon mit nach Hause. Manche Damen sah man, „welche, nachdem sie sich damit so voll gepfropft, daß sie hätten bersten mögen, noch fünf bis sechs Schnupftücher zu keinem andern Ende mit sich führten, als solche, soviel sie nur hineinbringen konnten, mit diesen Früchten anzufüllen." Die übrigen stellten sich dann, als ob sie es nicht beachteten. „Diese Schnupftücher binden sie sich rings um ihre weiten Röcke, welches dann den Haken in der Speisekammer, da man allerhand Geflügel anhängt, ähnlich siehet." Fuhr eine Dame Abends von einem Besuch zurück, so wurde sie vor dem Hause von vier Pagen mit weißen Wachsfackeln empfangen, welche sich, wenn dieselbe in die Sänfte oder in die Chaise stieg, auf ein Knie niederließen, was der Garderobe freilich nicht sehr dienlich gewesen sein kann. Aber die Etikette ging nun einmal über Alles, selbst der König und die Königin waren die Sclaven derselben. So war z. B. genau bestimmt, wann der Monarch in seine einzelnen Lustschlösser, wie das Escurial, Aranjuez, Buen-Retiro, sich zu begeben hatte. Kam nun der bestimmte Termin, so schickte man kurzweg, ohne weitere Befehle zu erwarten, den Hofstaat und das Reisegeräth voraus, weckte morgens den König, zog ihm die vorschriftsmäßigen Reisekleider an, er stieg in seine Kutsche, und so fuhr man ihn an den Ort, wohin man seit Jahrhunderten seine Vorfahren an demselben Tage geschleppt hatte. War die gesetzmäßige Zeit des Aufenthalts dann wieder abgelaufen, so ging dieselbe Procedur abermals vor sich, und mochte der König auch noch so gern dableiben, es half ihm nichts, die Etikette siegte! Auch beichten mußte er, nicht, wenn er wollte, sondern wenn dem Usus gemäß der Beichtvater kam. Der Königin ging es nicht besser. Die Regel forderte, daß dieselbe im Sommer um zehr Uhr, im Winter um neun Uhr zu Bett ging. Als nun 1680 eine neue Königin, eine Prinzessin aus Frankreich, nach Madrid kam, kehrte sie sich nicht

Digitized by Google

daran. Aber da geschah es ihr mehrmals, daß wenn sie noch bei Tafel saß, die Dienerinnen, ohne zu fragen, sie auszuziehen begannen. Einige machten ihr den Kopf zu recht, andre krochen unter die Tafel und zogen ihr die Röcke aus und so wurde sie nolens volens zu Bett gebracht!

Auf nichts aber waren die Spanier bei ihren Ceremonien mehr versessen, als auf knieende Bedienung. Das erstreckte sich bis auf die untersten Stände. Ja, wenn ein Schusterjunge seinem Meister einen alten Schuh reichte, so geschah es kneend; trug der Meister ein Paar Schuhe zu einem Kunden, so trug ihm jeder seiner beiden Lehrjungen das eine dieser Fabrikate nach, hatte er drei Burschen, so mußte auch der dritte nachfolgen. Das ist curios genug, darf uns aber nicht Wunder nehmen in einem Lande, wo die letzten Worte eines sterbenden Schusters an seinen Sohn waren: Mein Sohn, vergiß nie, was Du der Würde unsres Hauses schuldig bist!

Die beiden Schulschwänzer.

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

O zürne nicht Vater! Sie schwänzten heut'
Die Schule zum ersten Male!
Der Frühling lachte im grünen Kleid
Und die kleinen Herzen wurden so weit
Und sie spielten „Pferdchen" im Thale.

Es packt das Leben mit eiserner Faust
Einst noch die Schuldeserteure.
Wenn der zwingende Ruf der Pflicht erbraust,
Dann, strenge Schule des Lebens, haust
Du ins Herz manch' schmerzende Lehre!

F. H.

Die Frau.

Frei nach **J. Michelets** „La Femme“ von **Bret Harte** *).

I.

Die Frauen als Institution.

„Wäre es nicht um die Frauen, Wenige von uns würden existiren.“ So lautet die Bemerkung eines vorsichtigen und discreten Schriftstellers. Er war zugleich scharfsinnig und intelligent.

Die Frau! Schau sie an und bewundere sie. Staune sie an und liebe sie. Wenn sie Dich umarmen will, gestatte es ihr. Bedenke, sie ist schwach und Du bist stark.

Doch behandle sie nicht unfreundlich. Sei vor ihren Augen nicht zärtlich gegen eine andere Frau, selbst wenn diese Deine Gattin wäre. Thu es nicht. Sei stets höflich, selbst wenn sie an einem Anderen mehr Geschmack finden sollte, als an Dir.

Wenn Deiner Mutter, mein lieber Amadis, Dein Vater nicht besser gefallen hätte als ein Anderer, so wärst Du vielleicht der Sohn dieses Anderen. Ueberlege das. Sei stets Philosoph, sogar betreffs der Frauen.

Wenige Männer verstehn die Frauen; die Franzosen vielleicht besser als irgend sonst Jemand. Ich bin ein Franzose.

II.

Das kleine Kind.

Sie ist ein Kindchen — ein winziges Ding — ein Säugling.

Sie besitzt Mutter und Vater. Laß uns, zum Exempel, annehmen, daß diese verheirathet sind. Laß uns moralisch sein, wenn wir nicht glücklich und frei sein können — sie sind verheirathet, sie lieben sich vielleicht — wer weiß?

Aber sie ist anfänglich nicht liebenswürdig. Es ist vielleicht grausam — aber sie sieht roth und entschieden häßlich aus. Sie fühlt dies tief und schreit. Sie weint. Ach, mein Gott! Wie sie weint! Ihr Schreien und Jammern ist jetzt wirklich peinlich.

Die Thränen entströmen ihr in Fluten. Sie empfindet tief und breit, wie M. Alphonse de Lamartine in seinen „Confessions“.

Wenn Du ihre Mutter bist, Madame, so wirst Du auf Würmer muthmaßen; Du wirst ihr Linnen nach Stecknadeln und was nicht noch untersuchen. Ah, Heuchlerin! Du, sogar Du mißverstehst sie.

Und doch hat sie reizende natürliche Segnungen. Sieh, wie sie die mit Grübchen gezierten Arme hin und her wirft. Sie blickt verlangend auf die Mutter. Sie hat ihre eigene Sprache. Sie sagt: „Gu—gu“ und „Ga—ga“.

Sie fordert etwas, dies Kindchen!

Sie ist matt, das arme Wesen. Sie hungert. Sie verlangt nach Erquickung. Erquicke sie, Mutter!

Es ist die erste Pflicht einer Mutter, ihr Kind zu erquicken!

---

*) Eine köstliche Parodie der Michelet'schen Schreibart aus Bret Harte's vor fünf Jahren erschienen „comprimirten Romanen“. Die Redaction.

Digitized by Google

III.

Die Puppe.

Sie ist kaum im Stande zu gehn, da wackelt sie schon unter der Last einer Puppe.

Diese ist ein reizendes und elegantes Dingelchen. Sie hat rosige Wangen und blauschwarzes Haar. Sie zieht Brünetten vor, denn mit der raschen Intelligenz eines französischen Kindes hat sie bereits bemerkt, daß sie selbst eine Blondine ist und ihre Puppe dann nicht mit ihr rivalisiren kann. Mon Dieu, wie rührend! Glückliches Kind! Sie verbringt Stunden beim Herrichten ihrer Toilette. In den saubern Details ihres Anzuges beginnt sie ihren Geschmack zu zeigen. Sie liebt die Puppe wahnsinnig, voll Hingebung. Sie ist ihr lieber als Bonbons. Schon im Voraus genießt diese die Fülle von Liebe, welche sie später über ihren Geliebten, ihre Mutter, ihren Vater, und schließlich vielleicht über ihren Gatten ausschütten wird.

Dies ist die Zeit, wo die besorgte Mutter diese ersten Ergüsse in rechte Bahnen lenkt. Sie liest ihr Auszüge aus Michelets **L'amour**, Rousseaus **Héloise** und der **Revue des deux mondes** vor.

IV.

Der Kuchen aus Straßenkoth.

Heute schwamm sie in Thränen.

Sie hatte sich von ihrer Bonne fortgestohlen und befand sich in der Gesellschaft einiger Bauernkinder. Diese hatten lange Nasen und große plumpe Hände und Füße.

Sie saßen um eine Pfütze am Wege herum und formten mit ihren Händen phantastische Gebilde in dem lehmigen Boden. Ihre Augen funkelten vor Wonne, als sie zum ersten Male den plastischen Koth mit den weichen Handflächen berührte. Sie machte einen zierlichen, lieblichen Kuchen. Statt der Mandeln und Rosinen steckte sie Steinchen hinein. Sie vergaß Alles darüber. Er sollte in den Sonnenstrahlen gebacken werden — da kam Madame und nahm sie mit sich.

Sie weint. Es ist Nacht und sie weint noch immer.

V.

Ihre erste Liebe.

Sie zweifelt nicht mehr an ihrer Schönheit. Sie wird geliebt.

Sie hat ihn, selbst unbemerkt, gesehn. Er ist munter und lustig. Er ist berü—hmt. Er hat bereits ein Verhältniß mit Finfin, der fille de chambre, gehabt, und die arme Finfin ist untröstlich. Er ist adelig. Sie weiß, daß er der Sohn der Frau Baronin Couturière ist. Sie betet ihn an.

Sie stellt sich als beachte sie ihn nicht. Armes kleines Ding! Hippolyte ist verstört — vernichtet — trostlos — bezaubernd.

Digitized by Google

Sie bewundert seine Stiefeln, seine Cravatte, seine kleinen Handschuh — seine köstlichen Beinkleider — seinen Rock und Stock.

Sie erbietet sich mit ihm durchzugehn. Er ist darüber entzückt, aber hochherzig. Vielleicht ist er der Sache überdrüssig. Am nächsten Tage sieht sie ihn der Tochter der Frau Gräfin Blanchisseuse Blumen anbieten.

Wieder badet sie in Thränen.

Sie liest Paul et Virginie. Sie ist insgeheim davon hingerissen. Als sie findet, wie das musterhafte junge Weib ihr Leben opferte, ehe sie vor ihrem Geliebten en déshabillé erschien, da weinte sie aufs Neue. Geschmackvoller und tugendsamer Bernardin de St. Pierre! — Frankreichs Töchter bewundern Dich!

Diese ganze Zeit über liegt die Puppe kopflos im Schubkasten — der Lehmkuchen zerborst am Wege.

VI.

Die Gattin.

Sie hat das Lieben satt und sie verheirathet sich.

Ihre Mutter hält es, im Ganzen genommen für das Beste. Als der Tag herannaht, findet man sie häufig in Thränen. Ihre Mutter will dem Verlobten nicht gestatten, sie so zu sehn, und dieser macht verschiedene Selbstmordversuche.

Aber es kommt etwas dazwischen. Vielleicht ist es Winter und das Wasser zu kalt. Vielleicht sind nicht Leute genug gegenwärtig, um Zeugen seines Heldenmuthes zu sein.

Auf diese Weise bleibt der zukünftige Gatte ihr erhalten. Sie will es mit dem Philosophiren versuchen. Dann will sie ihm sagen, daß sie bereits verheirathet ist.

Doch was ist das für ein neues entzückendes Licht, welches über sie hereinbricht? — Die Toilette und die Hochzeitsgewänder! Sie fühlt sich in eine neue Sphäre versetzt.

In ihrer eigenen reizenden Handschrift fertigt sie die Liste davon an. Hier ist sie. Möge jede Mutter dieselbe beachten*)

* * * * *

* * * * *

Sie wird getraut. Tags darauf trifft sie ihren alten Liebhaber, Hippolyte. Er ist abermals hingerissen.

VII.

Ihr Alter.

Eine Französin wird nie alt.

*) Der zartfühlende Leser wird die Auslassung gewisser Artikel zu schätzen wissen, für welche in unserer Sprache Synonyma nicht erlaubt sind.

Digitized by Google

Poetisches Turnier.

IX.

Die letzten Uebersetzungsaufgaben waren:

A. Alfred Tennysons Verse (aus In memoriam XVII):

I hold it true, whate'er befall;
I feel it, when I sorrow most;
'Tis better to have loved and lost
Than never to have loved at all

B. (Für unsere Lateiner) den mittelalterlichen Spruch:

Musis et amicis
Omni tempore
Serviendum amore
more
ore
re.

Als die gelungensten Uebersetzungen publiciren wir folgende vier:

A. Der Tennyson'schen Verse.

Was auch geschehe, wohl ist mirs bewußt,
Ich fühl's, wenn mein Herz in Wehmuth zerflossen:
Verloren der Liebe süße Lust
Ist besser, als sie nie genossen."

Max Finger in Liegnitz.

Was auch geschieht, ich halte Stand;
Weit besser ist's, das fühl' ich tief —
Wenn uns, was wir geliebt, entschlief,
Als wenn nie Herz zum Herz sich fand.

Dorette Zwirnemann in Cassel.

Was mir auch immer das Schicksal erkoren,
Was durch die Liebe mag Schlimmes geschch'n:
Tausendmal besser geliebt und verloren,
Als ohne Liebe durchs Leben zu gehn!

W. Aarons Hildesheim.

Wie's immer kommen mög, ich wahr' es treu,
Im tiefsten Leide hebt es mich empor;
Viel besser, daß ich liebte und verlor,
Als daß ich nie gewußt, was Liebe sei.

Auguste C. in Stolp.

Fernere gelungene Uebertragungen sandten ein: A. O. Fleckert in Jauer, R. v B. in Mainz, Graf Max R. in München, Annette Bergen in E., Luigi K. Hildesiensis, M. Falken in Burgsteinfurt, Sally B. in K., Regina Barbe in Nordhausen, Dr. H. W. in Schwerin, S. E. R. 24, Antonie Erl in Iglau, H. Kr. in Dirschau, Anna W. in Br., Donatus und Sybille in L.

B. Des lateinischen Spruchs:

Hier ist uns keine formreife Uebertragung eingesendet worden, obwohl sich sogar Damen bei diesem Turniergang betheiligt haben, die sonst in deutschen Uebertragungen excelliren, wie A. C. in Stolp. Wir bringen daher nur die relativ gelungensten Uebertragungen:

Musen und Freunden
Dien' früh und spat,
Freudig mit Willen,
Mit Wort, mit der That!

W. Aarons Hildesheim

Den Musen und Freunden
Sei gern bereit
Zu dienen allzeit:
Mit Liebe und Güte,
Mit treuem Gemüthe,
Mit Rath
Und That.

Die Mutter eines Lateiners in Stettin.

Weitere mehr oder minder treffende Versionen sandten ein: B. Hortmann in Breslau, C. v. Sanden in H. bei G., Luigi K. Hildesiensis, Wilibald Zernicke in D., A. v. Z. in Göttingen, Sebaldus in Nürnberg, Leonie Wächter in St., Hermann Abendroth in Gotha, B. L. in Würzburg, S. Gernitz in Fr., O. B. in Kiel, H. D. in Bialystock.

Als Uebersetzungsaufgabe X. geben wir:

LA BUCHE ET LE CHARBON.

Par PIERRE LACHAMBEAUDIE,

Au sein de l'âtre, en hiver,
Une bûche de bois vert
De pleurs inondait la cendre,
Poussait de longs soupirs, de longs gémissements.
Un charbon, lassé de l'entendre,
Lui dit: „Pourquoi ce bruit? — Vois quels sont mes tourments!
Répond-elle. — En voyant les pleurs dont tu t'abreuves,
Reprend le charbon, je conclus
Que tu subis ici tes premieres épreuves:
Mais moi, j'ai tant souffert que je ne pleure plus."

Digitized by Google

Für den Bücherschrank.

1) Der Staat der Zukunft. Gedanken über die natürliche Grundlage des gesellschaftlichen Lebens, von Eduard Reich. Leipzig, Verlag von Schlicke.

Die hohen Ziele, welche der bekannte Verfasser in seiner „Kirche der Menschheit" auf kirchlichem Gebiete anstrebt, überträgt derselbe in dem vorliegenden, sehr beachtenswerthen Werke in die staatlich-gesellschaftliche Sphäre. Die Kirche der Menschheit soll eine freie Vereinigung sein, deren ausschließliches Endziel die Gesundheit, die Tugend, die Glückseligkeit der Erdensöhne ist; der Staat der Zukunft soll auf den natürlichen Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens ruhen, der Egoismus, das Tantum-quantum-Princip, soll durch das Princip der Sympathie der Nächstenliebe ersetzt werden. Nach einer reichhaltigen Einleitung werden beleuchtet: Religion und Kirche, Erziehung und Familie, Bildung und Schule, Kunst und Wissenschaft, Medicin und Gesundheitspflege, Regierung und Verwaltung, Gerechtigkeit und Besserung, gemeinsames und persönliches Eigenthum, Arbeit und Vertheilung der Güter, Ehe und Familie, Reisen, Verkehrsmittel und Herberge, Auszeichnung der Verdienstvollen, Classe und Stand. Aus allen, in diesen Capiteln niedergelegten Hinweisen und Erläuterungen baut sich endlich der Staat der Sympathie auf, ein Staat der Freiheit, aber zugleich ein Gemeinwesen der Disciplin! Er macht die Menschen gut, weise, gesund und glückselig, und mit all diesem innerlich frei; er fordert von Allen ohne Ausnahme gewissenhafte und pünctliche Erfüllung aller Obligenheiten, aufopfernde Nächstenliebe und getreue Befolgung des Gesetzes; er fordert Disciplin des individuellen, des Familien- und gesellschaftlichen Lebens. Hohe Ziele, die des Schweißes der Edlen werth sind! Möge der Idealsinn des Verfassers zunächst an dem materiellen Erfolg seines philantropisches Buches nicht die erste Täuschung erleben!

2) Gedichte von Victor Blüthgen. Leipzig, Edwin Schlömp. Kennte man nicht den Namen des Dichters von der vortheilhaftesten Seite, so wäre man beim Anblick dieses Buchbinderwunders versucht, das Buch zu den Dutzendwerken der Einbandpoesie zu zählen, die jetzt grassirt. That man früher in der Ausstattung der Lyrik zu wenig, so verwöhnt man jetzt das Auge durch das andere Extrem und die Folge wird die sein, daß das Publicum diesen Garde-Einbandwerken, die jetzt regimenterweise aufmarschieren, mißtraut und sich zur einfachern Linie wendet, wo man auch ohne Kopfleisten, farbige Initialen und eleganteste Goldpressungen und Deckelzierrathe dem guten Geschmack Rechnung trägt. Glücklicherweise hat ein Talent wie Victor Blüthgen soviel Chancen in seinen tiefinnerlichen Gedichten populär zu werden, daß seinem Buch selbst die üppigste Buchbinderorgie,

wo der Mensch, der solche Bücher bindet,
vor Bewunderung sich nicht fassen kann,

nichts an der Würdigung seines innern Werthes schaden kann. Blüthgen ist eine zarte, innige Poetenseele, voller Ernst der Lebensauffassung, aber ohne Weltflucht und ohne Pessimismus. Die Negation findet bei ihm keinen Raum, ein weltverständnißvoller Pantheismus durchweht und durchweiht seine Lyrik, soweit sie Gedankenlyrik ist, und in seinen Kinderliedern, für die er besonders begabt ist, klingt es so morgenfrisch und frühlingslustig, als ob es nie einen Baum der Erkenntniß gegeben hätte. Wer die Gedichte „Dies und das", „Vom guten alten Onkel", „Die Vestalin", „Im Kloster", gelesen hat, dem wird die Gemüthstiefe und die Anmuth des dichterischen Ausdrucks Blüthgens in die Augen springen. Auch graziöse Salonpoesie findet sich in den Gedichten, so z. B. in

J'y pense.

Vielliebchen spielten wir. Noch seh' ich Dich
An üppger Tafel neben meinem Sitze;
Aus dunklem Auge trafen heimlich mich
Mit leisem Flehn verstohlne Liebesblitze,
Und schalkhaft lächelnd sprachst Du je und dann:
„Ich denke dran!"

Digitized by Google

Mein Herz blieb kühl Der Wind hat mich verweht,
Wie dürr ein herbstlich Blatt in Blüthen schwirret.
Nun fühl' ich Reue, leider allzuspät.
Durch meinen Traum Dein stilles Weinen irret;
Aus welken Rosen blickst Du bleich mich an:
„Ich denke dran!"

3) Das Schloß am Roche Malon. Roman von Valeska von Gallwitz, Breslau, A. Gosohorsky (Adolf Kiepert). — Ein interessant erzählter, gut motivirter Roman, ohne ungesunde Effecte, der der Beachtung der Freunde neuer Erzählungsliteratur durchaus würdig ist.

4) Der Letzte der Hortensier. Culturgeschichtliche Erzählung aus dem Beginn der römischen Kaiserzeit. Von Dr. R. Schoener. Mit 80 Textabbildungen und einem Titelbilde von Hermann Vogel und Konrad Ermisch. Leipzig, Otto Spamer.

In vorliegender, culturgeschichtlichen Erzählung hat sich der Verfasser der Arbeit unterzogen, die in einer unaufhörlichen Bereicherung begriffenen Ergebnisse der römischen Alterthumswissenschaft einem weitern Leserkreise in wünschenswerther Weise näher zu bringen. Die Erzählung spielt in der Zeit des Imperators Augustus, welche einerseits schon viele der für die Kaiserzeit charakteristischen Culturelemente enthält, andererseits noch ein ausgedehntes republikanisches Erbe aufweist. Dazu kommt das erhöhte Interesse, welches stets seiner Zeit innewohnt, die auf der Grenzscheide zweier Entwicklungsperioden steht und deshalb das Schauspiel einschneidender Gegensätze und bezeichnender Kämpfe bieten muß. In den topographischen Beschreibungen und den Landschaftsschilderungen hat der Verfasser sich durchweg auf eigene Anschauung gestützt Das Buch ist von der ersten bis zur letzten Zeile theils in Rom und den Latinerstädten, theils in der Nachbarschaft Neapels geschrieben worden. Und so darf wohl die Absicht des Autors, ein lebensvolles und anschauliches Bild der Denk-, Gefühls- und Lebensweise der Römerwelt zur Erscheinung zu bringen, als außerordentlich gelungen bezeichnet werden. Die künstlerisch in Holzschnitt ausgeführten Zeichnungen Vogel's und Ermisch's schmücken in reichlicher Anzahl das elegant ausgestattete Buch.

Salonpost.

G. R. in Leyden. Sehr hübsch, aber — moutarde après dîner.

W. A. in Hildesheim. Bodenstedt ist augenblicklich in Amerika — die Hausnummer können wir Ihnen nicht angeben — sonst aber finden Sie ihn in der Taunusstraße zu Wiesbaden.

R. Str in D. Wir denken über den deutschen Parlamentarismus allerdings pessimistischer als der Vereins- und Politikphilister. Lassalle scheint uns noch immer Recht zu haben, wenn er sagt: „Das deutsche Bürgerthum ist verphilistert durch und durch, jeder Begeisterung, jedes Aufschwunges unfähig. Willenlos läßt es sich durch Dick und Dünn führen von den Leithammeln, die es sich erkiest, wenn sie ihm zu schmeicheln, oder besser, es zu unterjochen wissen. Daher ist auch in den meisten Vertretungskörpern der dritte Stand thatsächlich gar nicht vertreten, ihn repräsentiren Rabulisten und Zungendrescher, die sich einmal bei ihm in Gunst gesetzt haben und die bei der unüberwindlichen Trägheit der Massen sich darin zu halten wissen, selbst wenn ihre Hände nicht rein geblieben sind und das Trinkgeld Macht auf sie gewonnen hat. Darin aber liegt ein Krebsschaden des constitutionellen Wesens, dem unser Volk überhaupt fremd, jedenfalls noch weitaus nicht gewachsen ist.

B. v. H. Postempel Minden. Von Fürstinnen und Prinzessinnen, die sich mit Bürgerlichen vermält haben, können wir Ihnen nur die folgenden nennen: Frau Professor Esmarch in Kiel (Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein) und Frau Professor Nencki (Gräfin Brockenburg, Witwe des verstorbenen Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt). Ihre zweite Frage können wir durch Goethe beantworten: „Ich weiß wohl", sagt dieser große Lebenskenner, „daß wir nicht gleich sind, noch sein können: aber ich halte dafür, daß der, der nöthig zu haben glaubt, vom sogenannten Pöbel sich zu entfernen, um den Respect zu erhalten, ebenso tadelhaft ist als ein Feiger, der sich vor seinem Feinde verbirgt, weil er zu unterliegen fürchtet."

Digitized by Google

Emilie P. in Erfurt. Das Concertstück aus Fmoll hat Karl Maria von Weber selbst commentirt und somit die erste Programmmusik gegeben. Sie finden den Commentar in Max Maria von Webers Biographie seines Vaters im zweiten Bande auf Seite 311.

C. Br. Wir glauben nicht, daß Sie die Wette gewinnen werden. Ein Familienporträt gehört ebensowenig in ein Speisezimmer, wie eine Chaise longue. Die Oesterreicher empfangen allerdings, wie nach altfranzösischer Sitte, im Schlafzimmer, das dort als zweiter Salon gilt.

L. V. in B. Es geht allerdings jetzt ein krankhafter Zug falscher Scham durch unsere Zeit, die schon an allzuviel Unnatur leidet. Daß man am Berliner Residenztheater den amüsanten Schwank „Der kleine Ludwig" ablehnte, daran waren, wie Fritz Mauthner treffend hervorhebt, weder die Autoren, noch der Uebersetzer, noch auch der Darsteller Schuld, sondern die Prüderie unseres Publicums — eine falsche, übel angebrachte Prüderie. Wenn die ehrenwerthen Herren und Damen Stücke ablehnten, in welchen mit geschlechtlichen Verhältnissen obscöne Späße getrieben werden, so wäre eine solche Prüderie kaum zu tadeln, obgleich im Grunde in der Kunst der Stoff und seine moralische Bedeutung völlig gleichgiltig sein und seine Gestaltung allein unser Urtheil bestimmen sollte. Nur die Unfähigkeit der meisten Menschen, Material und Form auseinader zu halten, die bekannte pöbelhafte Unart, an Oelgemälden so lange mit dem Nagel herumzukratzen, bis die ekle Leinwand zum Vorschein kommt. Aber seltsam, gerade den obscönen Stücken gegenüber schweigt die gerühmte norddeutsche Prüderie, um sich zürnend zu erheben, sobald ein übermüthiger Schriftsteller das Lächerliche in dem Natürlichen aufdeckt. Diese falsche Prüderie, welche gegenwärtig leider unsere gesellige Conversation ebenso beherrscht, wie unsere Literatur, welche nicht nur unsere komische Literatur bettelhaft erscheinen läßt im Vergleich zu den göttlichen Ungezogenheiten der Alten, sondern auch unseren tragischen Vorrath um manchen schönen Stoff beraubt; diese falsche Prüderie, welche einerseits unser ganzes Kunstleben zu einer glatten Damenkunst verweichlicht hat und andrerseits zu einer wilden Reaction führt, wie die künstlerisch ungeformten Niedrigkeiten (um nicht zu sagen Niederträchtigkeiten) eines Zola, diese heuchlerische, unnatürliche Prüderie verdient es, daß sie einmal zur Verantwortung gezogen werde. Daß sie den „kleinen Ludwig" zu Falle brachte, wäre just kein Unglück zu nennen. Aber daß sie jeden Tag und aller Orten scheinheilig ihre angeblichen Rechte behauptet, das soll nicht ohne Widerspruch geduldet werden. Weder diese Bemerkungen, noch das im „kleinen Ludwig" gegebene Beispiel werden leider an dem Schaden etwas ändern. Zu hoch überragt das Gefühl für „Wohlanständigkeit" alle ernsthaften, sittlichen Motive. Was heute gegen die unbedeutende Posse sprach, kann morgen das Werk eines wahren Dichters scheitern lassen. Ja, wer weiß, wie viele anregende Werke von den Theaterleitern und Bücherverlegern der leidigen Wohlanständigkeit zu Liebe von der Schwelle zurückgewiesen werden. Man bedenke nur, daß Goethes „Götz" und Schillers „Räuber" nicht möglich gewesen wären, hätte sich das vorige Jahrhundert ebenso heuchlerisch geberdet wie das unsere.

Aber nicht nur in Norddeutschland, auch in dem sonst so lebensfrohen Oesterreich fängt man an, prüde zu werden. Jüngst verurtheilte gleich Mauthner D Spitzer diese neue Wiener Mode drastisch mit den Worten: Wie Fachmänner behaupten, die den Verfall der Sitten studiren, soll man sogar im Burgtheater vor dem Erröthen nicht immer ganz sicher sein. Schon der „Eingebildete Kranke" von Molière rief eine nicht unbeträchtliche Entrüstung hervor, da in diesem Stücke eine — (unter Klammern können wir ja eingestehen, daß es sich um eine Cly— handelt) blos mit einer einfachen Serviette leicht verschleiert auf die Scene gebracht wird, während man doch, um den leichtfertigen Zuschauer nicht etwa gar zur Nachahmung des ihm von dem eingebildeten Kranken gegebenen schlechten Beispieles zu führen, ein Fernrohr oder ein ähnliches gut beleumundetes Instrument hätte wählen können. Noch größeres Aergerniß jedoch erregte das Burgtheater durch einen Schwank: „In meine Arme, Folleville!" Die Tochter eines Marquis erzählt nämlich, daß ein Vicomte, der mit ihr auf einem Balle Menuet tanzte, sich dabei so ungeschickt benahm, daß er ihr bei der vorgeschriebenen Verbeugung den Rücken zuwendete. Man stelle sich nun eine Verbeugung, in dieser Stellung ausgeführt, genau vor, um scandalisirt zu werden. Freilich, wenn man es sich nicht genau vorstellt, muß man auch auf den Scandal verzichten, und das kann man von Jemandem, der drei Gulden für einen Sitz im Parquet bezahlt hat, billigerweise nicht verlangen.

Digitized by Google

Neueſte Moden.

Nr. 1. Geſellſchafts-Anzug.

Robe von glattem beigefarbenen Wollenatlas und Pekin. — Auf dem untern Rock eine Muſſelindraperie, welche unter einem am untern Theil dieſes Rockes hin-

Nr. 1. Geſellſchafts-Anzug.

laufenden Pliſſé befeſtigt iſt; die Draperie iſt an der rechten Seite gerafft. Auf der linken Seite wird die Verbindung der vordern Draperie mit der Schleppe durch eine

unter dem untersten Schooßtheile der Taille hervortretende Bandschluppengarnitur verdeckt. Die Schleppe ist mit einem Plissé garnirt. Der unterste Schooß der Taille vom glatten Wollenstoff ist vorn offen und auf der Rückseite des Rockes in Paniers drapirt. Ueber dem untersten glatten Schooße tritt das Pekin-Gilet in gleicher Form und gleicher Draperie wie jener hervor. Die glatte Taille mit offener Amazonenspitze wird über dem Gilet durch drei Schnüre mit Knöpfen an den Enden geschlossen. Auf jeder Seite des viereckigen Halsausschnittes ein Revers

Nr 2. Anzug für Besuch.

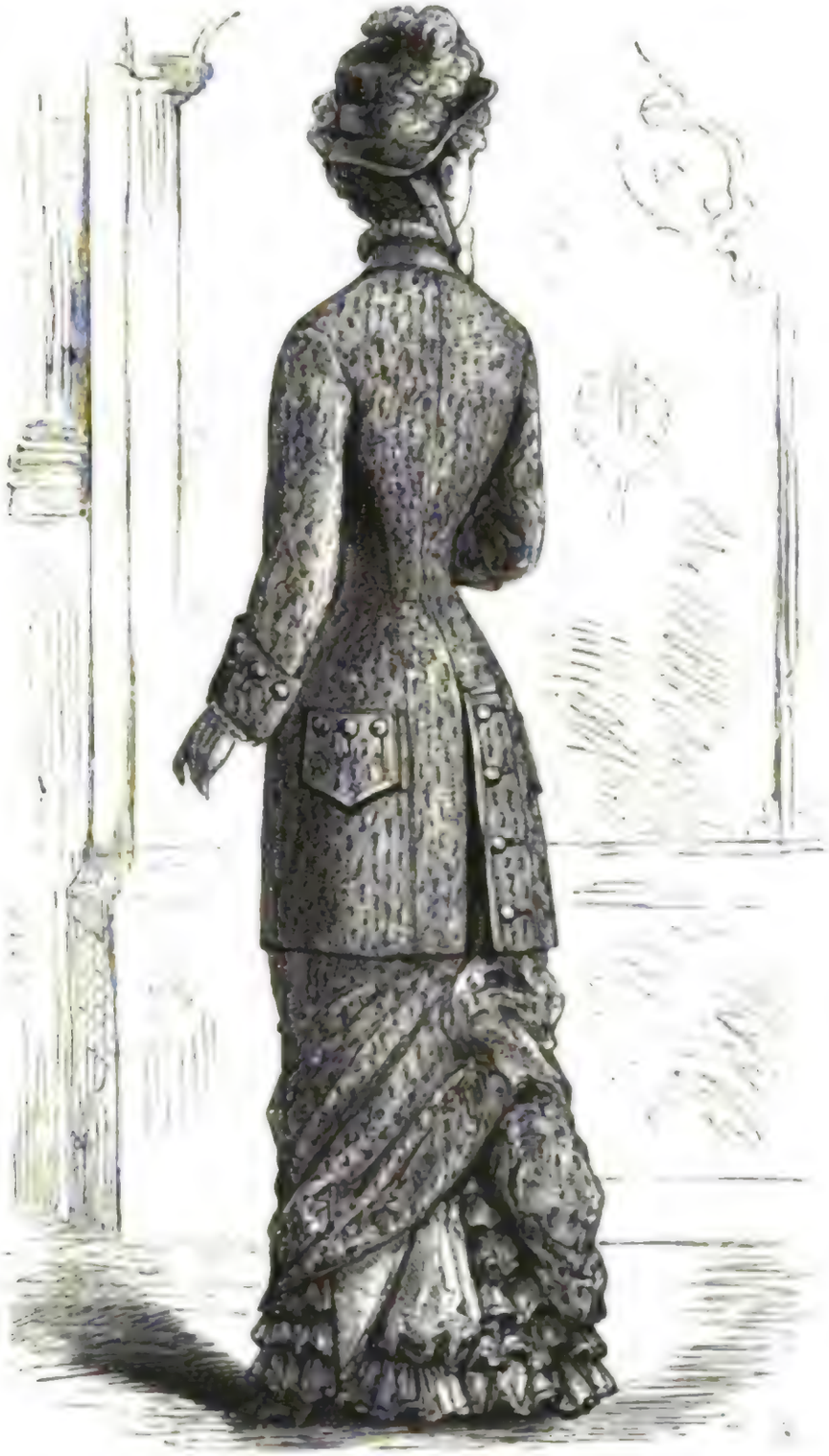
vom Pekinstoff. Auf den die beiden Schooßpaniers raffenden Falten ein ähnliche Bandschluppengarnitur wie vorn. Runder Aermel mit einem Pekinrevers

Nr. 2. Anzug für Besuch.

Mantel von schwarzseidener Brocatelle. Die Vordertheile sind ganz gerade und werden mittels einer Knopflochleiste zugeknöpft. Beide Seiten sind mit einem Galon von reicher Passementerie verziert, welcher unten in ein Motiv mit Quasten

Digitized by Google

endigt. Die Ausschweifung über dem Rücken ist, wie bei einer gewöhnlichen Visite, sehr weit. Das Vordertheil ist mit dem Rücken durch die Achselnaht und durch die Seitennaht des Hintertheils, an welche der Aermel angesetzt ist, verbunden. Der Rücken ist aus zwei Theilen zusammengesetzt, welche mittels einer geschweiften Naht mit einander verbunden sind. Der Aermel ist noch durch ein Aermelstück zu vervollständigen. Eine in Lambrequins gefältelte Draperie bildet eine Schärpe und schlingt sich zu beiden Seiten um die Aermel. Der übrige Theil des Anzugs be-



Nr 3. Promenaden-Anzug.

steht aus cypressengrünem Atlas und assortirtem Sammet. Grüner Sammethut mit großer schattirter Feder und Atlasdraperie in gleicher Nüance.

Nr. 3. Promenaden-Anzug.

Anzug von gemustertem Winterstoff und Wollenplüsch von gleicher Nüance. — Runder Rock von kleinen gekräuften und mit Litze besetzten Volants garnirt. Auf dem Vordertheil ein ganz flacher Kegel und an der Seite ein Revers, der sich auf

Digitized by Google

Nr. 4. Anzug für großes Diner.

Digitized by Google

den untern Theil einer Draperie zurückfegt, die mittels Reihfalten zusammengezogen ist und nach links bis an den untern Theil des Rockes herabreicht. Die Tunica besteht zur einen Hälfte aus einem über das Vordertheil des Rockes gelegten Blatt, und einem andern Blatt, das mit dem ersten durch eine Naht verbunden und von links nach rechts umgeschlagen ist. Auf der Rückseite bildet ein gerades Blatt einen Puff. Beim Jacket ist der Schooß bis zu der, den Rücken mit der Seite verbindenden Naht angesetzt. Der ganz gerade Rücken tritt unter der Rückennaht ein wenig auseinander. Große Taschen mit vergoldeten Knöpfen und blinden Knopflöchern. Die Ellbogenärmel endigen in einen geknöpften Aermelaufschlag und harmoniren somit mit den Taschen. Jabot von Ferrarraspitzen. Halskrause von gefälteltem Krepp. Graue Filzcapote mit grauem Atlasband und einem Federbouquet garnirt. Bindebänder von grauem Atlas.

Nr. 4. Anzug für großes Diner.

Als Stoff zu dieser Robe ist ambrafarbener Atlas gewählt. Ganz besonders

Nr. 6. Nadelkissen mit Bleiuntersatz.

hebt sich die viereckig ausgeschnittene Cüraßtaille durch eine myrtengrüne, mit hellgrüner Litze eingefaßte Zebragarnitur hervor. Der untere Rock von Faille ist unten mit mehreren Reihen enggefältelter Volants garnirt, welche von einer Atlasdraperie durchschnitten sind. Auf der der Länge nach in gekräuste Falten gelegten weißen Atlasschürze ist in der Mitte eine grün und goldfarbene Passementerie. Die ambrafarbene Atlastunica mit langen Falten wird von einer ebenfalls gefältelten grünen Atlasschärpe umschlossen, letztere ist, wie der untere Rand der Taille, mit einer doppelten Reihe zusammengelegter viereckiger Stoffzacken verziert. Auf der Brust eine macaronenförmige grün zebrirte Verzierung gleich der auf der Mitte der Schärpenschleife. Der weiße Atlasreverskragen am Taillenausschnitt hat grünes Futter, das am Rande etwas hervortritt. Auf den Aufschlägen der mit Jabots verzierten Aermel eine grün und goldfarbene Passementerieapplication. Creolencoiffüre mit Chignon; letzterer mit rosa Perlenreihen auf goldgrünem Grunde.

Nr. 5 Besuchs-Anzug aus bronzefarbener Faille und orientalischem Caschmir.

Die Mitte der Schürze von bronzefarbener Faille wird durch drei Falten von

orientalischem Caschmir markirt. Auf die an der Seite horizontal wellenförmige Partie fällt ein aus zwei Mal drei Caschmirschrägen gebildete und ein V darstellende Draperie, welche in eine große Schleife endigt; mit einer gleichen Schleife ist der untere Theil des Faillerockes garnirt. Am untern Rande des letztern ein kleines Plissé, das auch den Fuß der Schleppe bildet, daselbst aber noch eine Gruppe gereihter Rüschen als Kopf darüber aufzuweisen hat. Auf der Mitte der Cüraßtaille ein nach unten spitz zulaufendes Plastron von glattem Seidenstoff. Am untern Rande des Schooßes eine über der rechten Hüfte gerafft Panierdraperie, welche an der Spitze der Taille unter einem Stoffringe Halt findet und dann auf der linken Seite hinabfällt, um sich mit der Drapirung der Schleppe zu vereinigen. Der Rand der Panierdraperie ist mit Spitze oder Caschmirfranse verziert. Lange Caschmirärmel mit anliegenden runden Aufschlägen von glattem Seidenstoff. Viereckiger, zurückgeschlagener Kragen; um den Hals und das Handgelenk eine Point-d'Esprit-Fraise.

Nr. 7. Dessin zu Nr. 6.

Nr. 6 und 7. Nadelkissen mit Bleiuntersatz.

Nach dem Dessin Nr. 7 stickt man auf ein Rund von brasilianischem Canevas einen Kornblumenkranz in Wolle, gehoben durch Stiche in blauer Seide; die Blätter im russischen Stich in olivengrüner Seide. Die das Bleistück enthaltende Büchse von schwarzem Holz hat Ränder von Mattgold.

Nr. 8 bis 15. Winterhüte.

Nr. 8. Silbergrauer Filzhut, mit grauen Federn garnirt.

Nr. 9. Toque von plüschartigem fischotterbraunem Filz, mit gleichfarbigen Federpompons und Plüschrand in derselben Nüance.

Nr. 10. Grau und fischotterfarbener Hut; die Passe von fischotterfarbenem Plüsch, die Calotte von Sammet. Außerdem ein Vogel.

Nr. 11. Hut von langhaarigem schwarzen Filz, mit großen zurückgebogenen

Digitized by Google

Nr. 8 bis 15. Winterhüte.

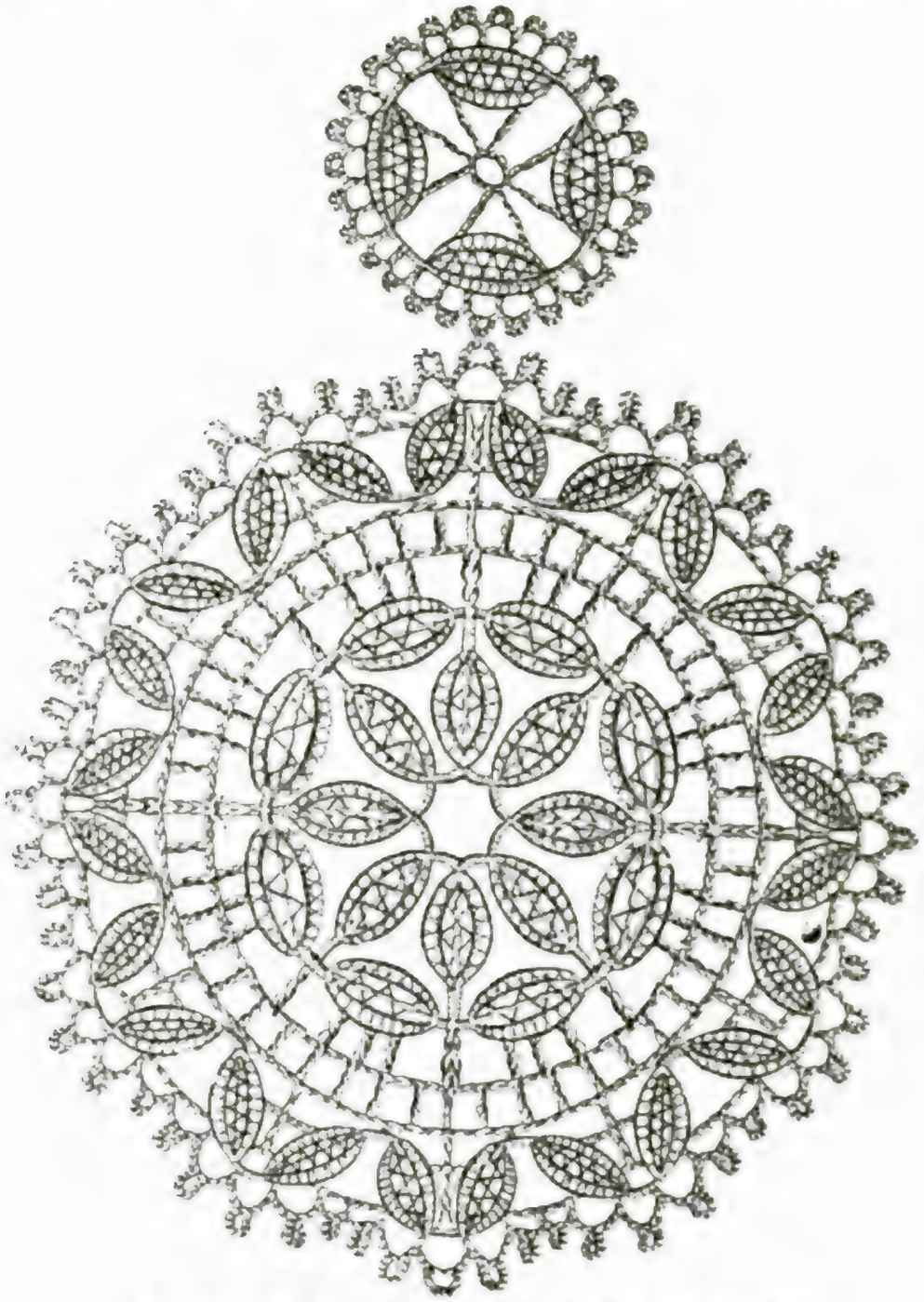
Rändern. Die Calotte ist von schwarzem Atlas; vorn mit Jet untermischte schwarze Pompons. An der Seite lange schwarze Federn.

Nr. 12. Schwarzer langhaariger Filzhut; vorn zwei schwarze Federn in einen Busch geformt; zwei lange Federn um die Calotte; um den Rand ein grauer Galon.

Nr. 13. Weißer Plüschhut, mit altgoldfarbenen Federn und Bindebändern von goldgestickter Gaze.

Nr. 14. Fischotterfarbener Plüschhut, mit johannisbrodbraunem Sammet gefüttert. Breite Bindebänder von johannisbrodbraunem Atlas, welche über den Fond gezogen sind. Oben ein Eulenkopf und um die Passe eine vielfarbige Perlentresse.

Nr 15. Hut von natürlichem havannafarbenem Biber, mit Fischotterpelz gefüt-



Nr 16 Gehäkelte Rosette mit Medaillon-Spitzenbändchen.

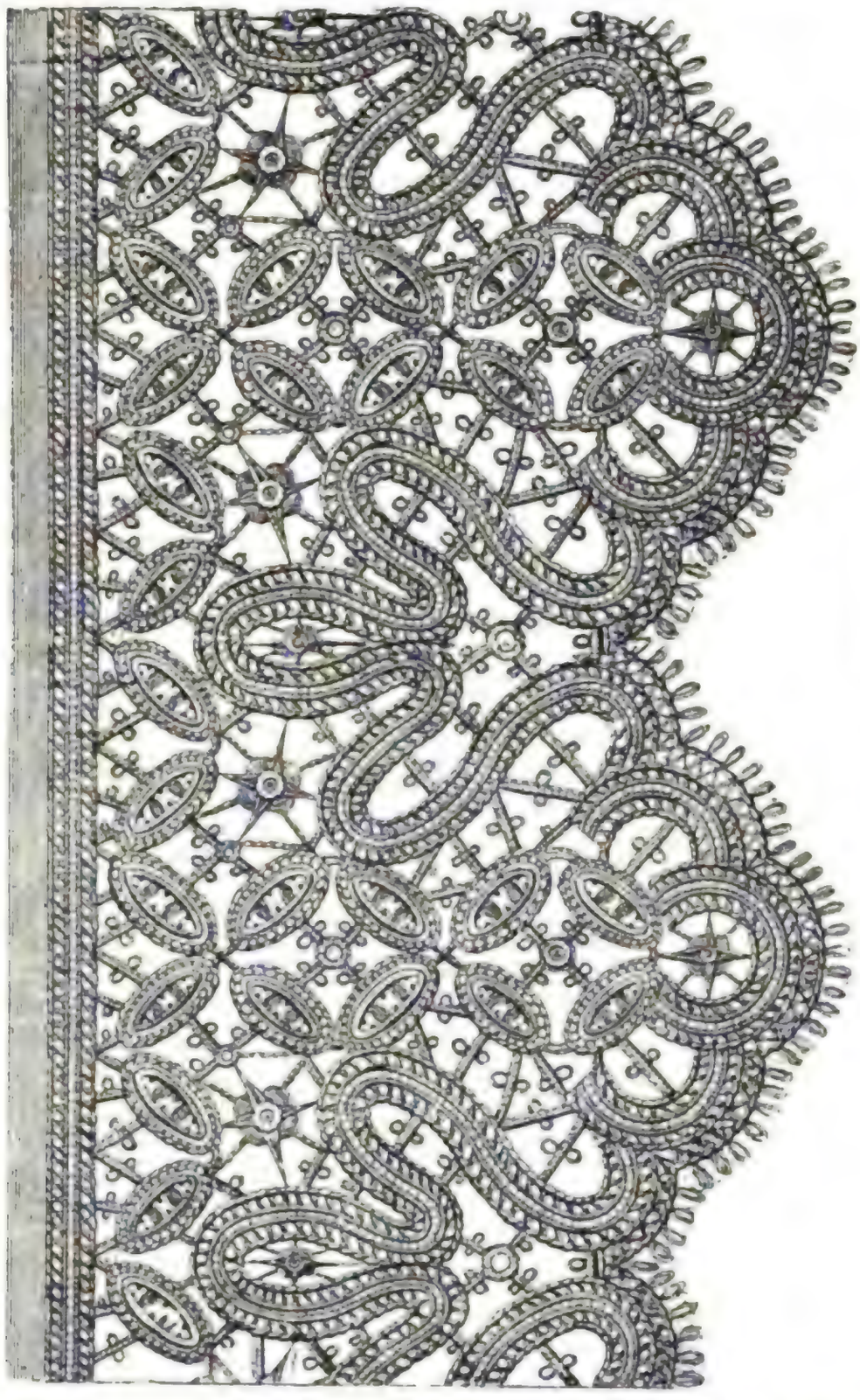
tert. Oben ein Nest mit Rebhühnerköpfchen. Breite Bindebänder von écrufarbenem Surah, über den Fond gezogen und gebunden.

Nr 16 Gehäkelte Rosette mit Medaillon-Spitzenbändchen.

Das anzuwendende Spitzenbändchen sowie der Zwirn müssen sehr fein sein. Die Arbeit selbst ist so einfach und leicht, daß jede detaillirte Beschreibung unnöthig wird. Nachdem das Spitzenbändchen dem Dessin gemäß gebogen, wird es fest geheftet und der übrige leere Raum mit Häkelei ausgefüllt.

Nr. 17. Spitze aus Spitzenbändchen.

Diese einen recht hübschen Effect machende Spitze läßt sich trotz ihres complicirten Ansehens leicht und schnell arbeiten. Für die Zacken und den Kopf verwendet man gerades Spitzenbändchen mit Picots und für die andere Partie Spitzenbändchen in Medaillonform. Die eigentliche Arbeit besteht darin, die Motive mittels Stäbchen mit einander zu verbinden. Die kleinen Rädchen, welche sich im Dessin



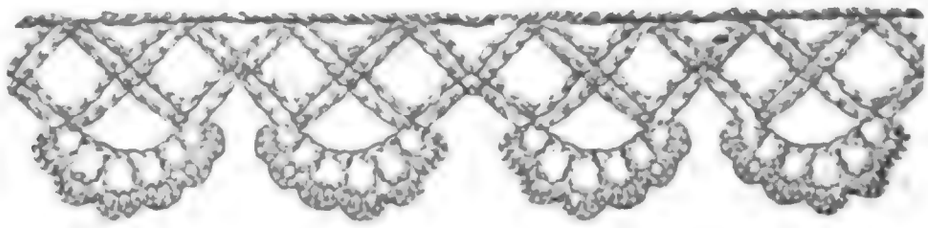
Nr. 17. Spitze aus Spitzenbändchen.

finden, werden mittels gespannter Fäden befestigt. Das Picot am äußern Rand ist angesetzt und wird als Maschinenarbeit nach dem Meter verkauft. Derartige Spitze dient zur Garnirung von Kinderkleidern aus Cashmir oder Sammet.

Nr. 18. Gehäkelte Spitze.

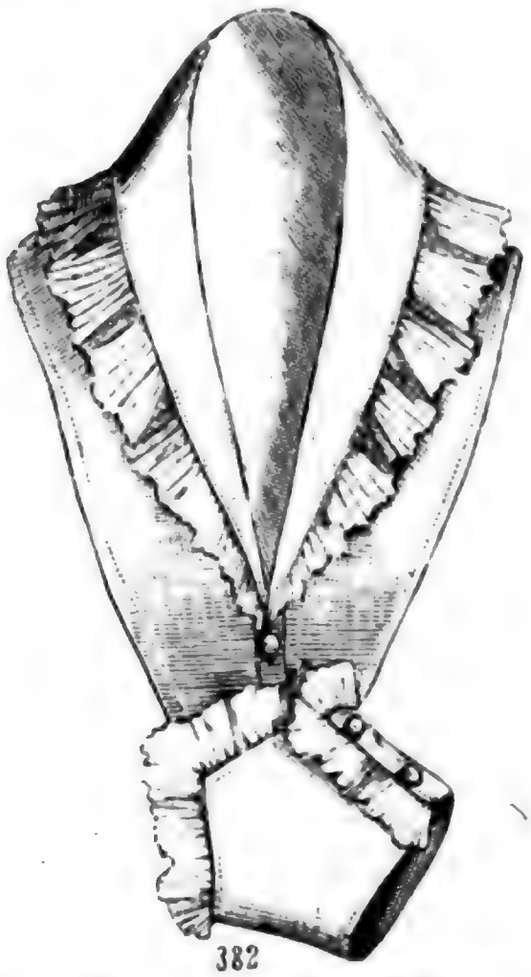
Zum Anfang 18 einf. Maschen, welche zu einem Ring verbunden werden indem in die 13. M. gestochen wird; 6 einf. M., 1 Doppelm. in die erste der 18 Anfangs-

maschen, 14 einf. M. in die zweite M. des Ringes, wobei von links nach rechts zu zählen, 3 einf. M., 1 Dm. in die zweite M. des zweiten Ringes von rechts nach links gezählt, 4 einf. M., 1 Stäbchen in das Ende des Ringes, 3 einf. M.; um-



Nr. 18. Gehäkelte Spitze.

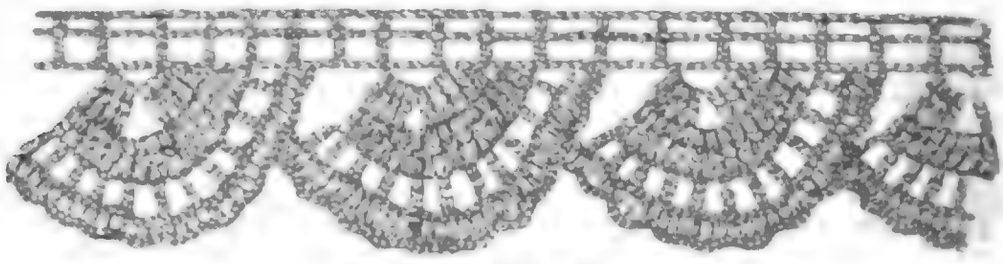
gewendet, 1 Dm. über das St., 4 einf. M., 1 Dm. in die mittelste der 3 einf. M., welche sich in dem durch die Ringe gebildeten Winkel befinden, 4 einf. M., in die fünfte M. der 14 M. der vorhergehenden Reihe gestochen, wobei von rechts nach



382

Nr. 19. Herzförmiger zurückgeschlagener Leinwandkragen.

links zu zählen ist, 3 einf M., 1 Dm., 3 einf. M. und 1 St. 5 Mal wiederholt Diese Stäbchen werden in die, die kleine Zacke bildenden einf. M. gehäkelt. Umwenden und mit kleinen gefüllten Zacken fortgefahren.



Nr. 20 Gehäkelte Spitze

Nr. 19. Herzförmiger zurückgeschlagener Leinwandkragen.

An den Contouren ein festonnirtes Plissé von Point d'Esprit-Tüll. Die für den

Digitized by Google

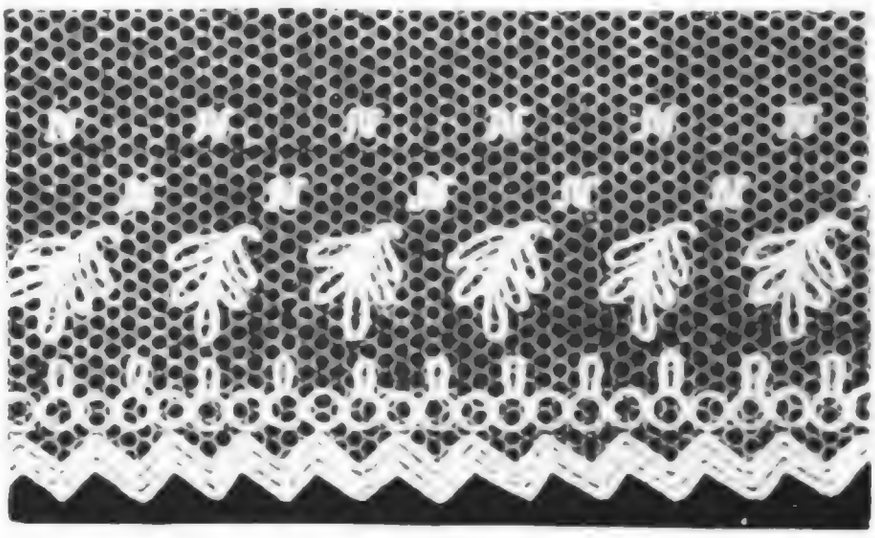
Taillenärmel beſtimmte Manſchette iſt am obern Rande in eine Spitze auslaufend zugeſchnitten. Ringsum ein Pliſſé.

Nr. 21. Haus-Anzug.

Digitized by Google

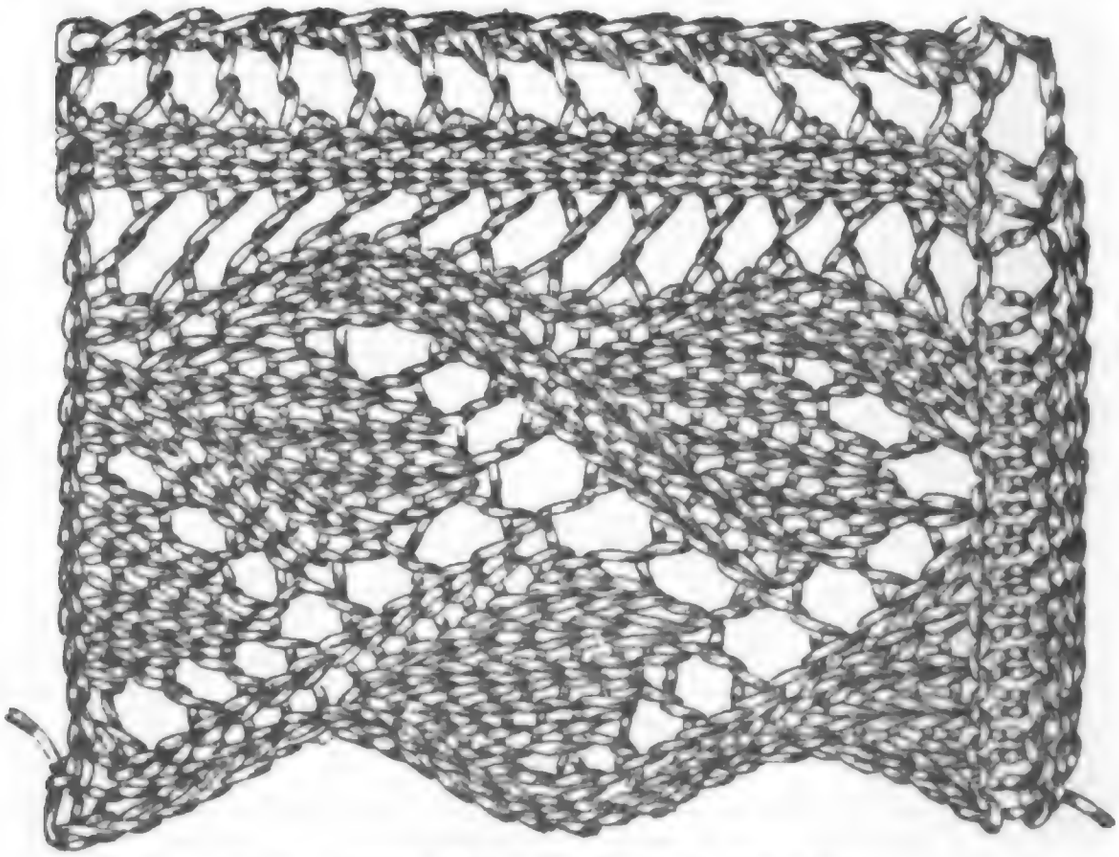
Nr. 20. Gehäkelte Spitze.

Solche Spitzen werden bekanntlich quer gehäkelt. Als Anlage wird eine Kette von 6 einfachen oder Luftmaſchen gemacht. 1. Reihe: 1 Stäbchen in die vierte M. der Kette, 2 einf. M.; 1 St. in die letzte einf. M. Umwenden. — 2. Reihe: 4 einf. M., 1 St. über das der vorhergeh. R.; 2 einf. M., 1 St. in die letzte einf. M.



Nr 22 Bretoniſche Spitze

der vorhergeh. R. Umwenden. — 3. Reihe: 1 St. über das der vorhergeh. R.; 2 einf. M., 2 St. zwiſchen die 2 St. der vorhergeh. R. Umwenden. — 4. Reihe: 3 einf. M., 1 St. zwiſchen die beiden St. der vorhergeh. R.; 2 einf. M., 6 St. in den Ringel der 4 M. der vorhergeh. R.; 5 einf. M., 4 St. in denſelben Ringel.



Nr. 23. Geſtrickte Kante für Vorhänge, Bettdecken ꝛc.

Umwenden und um die Zacke herumgehen. — 5. Reihe: Alle St. ohne Zwiſchenräume über den Kreis der vorhergeh. R.; 1 St. über jenes des Einſatzes; 2 einf. M., 1 St. in die letzte einf. M. der vorhergeh. R. — 6. Reihe: 3 einf. M., 1 St.; 2 einf. M.; 1 St.; 3 einf. M., 1 St.; dies um die ganze Zacke wiederholt, indem das St. zwiſchen die St. der vorhergeh. R. genommen wird. Iſt die Reihe

Digitized by Google

beendet, so verbindet man die vorhergehende Zacke mit einem Stich und wendet abermals um, um auf den Fuß der Spitze zurückzukommen. — **7. Reihe:** 1 Doppelst., 1 St.; 1 Dst. in jeden Zwischenraum der 3 einf. M. der vorhergeh. R., alle M. zu beiden Seiten der einf. M. zu nehmen. Wieder anzufangen wie mit der 1. R.

Nr. 21. Haus-Anzug.

Der runde Rock von Faille ist am untern Rande mit feinen Plissés garnirt.

Nr. 21. Indischer Tabaksbeutel. (Dessin eines der vier Blätter.)

Die in der Mitte längs herab ausgezackte Schürze läßt die senkrechte Faltenlage des Rockes sehen. Die Tunica ist sehr weit offen und mit einer sehr breiten Stofflage von gestreiftem Sammet besetzt; auf der Rückseite ist die Tunica drapirt und fällt viereckig herab. Auf der Brust über einander gelegte Jackettaille von gestreiftem Sammet mit Revers und mit zwei Reihen Steinnußknöpfen. Der Schooß ist

Digitized by Google

schräg geschnitten und angesetzt. Halskrause von rüschirtem Musselin, mit Spitze eingefaßt.

Nr. 22 Bretonische Spitze.

Zu dieser Spitze wird Brüsseler Tüll von der Breite des Dessins verwendet. Die Stickerei wird mit feinem festen Zwirn ausgeführt. Der die Spitze verzierende Zackenrand wird besonders angesetzt.

Nr. 23. Gestrickte Kante für Vorhänge, Bettdecken ꝛc.

Für jede Abtheilung werden 17 Maschen angelegt, was so oft zu geschehen hat, als das Dessin wiederholt werden soll. Auf diese Kette werden vier einfache Reihen gestrickt. — **1. Reihe:** 1 einfache Masche *, 1 übersprungen, 2 M. zusammen, 1 einf. M., 1 überspr., 2 M. zus., 2 einf. M., 1 überspr., 1 einf. M., 1 überspr., 1 einf. M., 2 zus., 3 einf. M.; 2 zus., 1 einf. M. Wieder beim Zeichen * anfangen. — **2. Reihe:** Alle M. umgekehrt zu stricken. — **3. Reihe:** 1 einf. M. *, 1 überspr., 2 zus., 1 einf. M., 1 überspr., 2 zus., 2 einf. M., 1 überspr., 3 einf. M., 1 überspr., 1 einf. M., 2 zus., 1 einf. M., 2 zus., 1 einf. M. Wieder beim Zeichen * anfangen. — **4 Reihe:** Alle M. umgekehrt zu stricken. — **5. Reihe:** 1 einf. M *, 1 überspr., 2 zus., 1 einf. M., 1 überspr., 2 zus., 2 einf. M., 1 überspr., 5 einf. M., 1 überspr., 1 einf. M., 3 zus., 1 einf. M. Wieder beim Zeichen * anfangen. — **6. Reihe:** umgekehrt. — **7. Reihe:** 1 einf. M. *, 1 überspr., 2 zus., 1 einf. M., 1 überspr., 2 zus., 2 zus., 3 einf. M., 2 zus., 1 einf. M., 1 überspr., 1 einf. M., 1 überspr., 3 einf. M. Wieder beim Zeichen * anfangen. **8 Reihe:** umgekehrt. — **9. Reihe:** 1 einf. M., 1 überspr., 2 zus., 1 einf. M., 1 überspr., 2 zus., 2 zus., 1 einf. M., 2 zus., 1 einf. M., 1 überspr., 3 einf. M., 1 überspr., 3 einf. M. Wieder beim Zeichen * anfangen. — **10. Reihe:** umgekehrt. — **11. Reihe:** 1 einfache M. *, 1 überspr., 2 zus., 1 einf. M., 1 überspr., 2 zus., 3 zus., 1 einf. M., 1 überspr., 5 einf. M., 1 überspr., 3 einf. M. Wieder beim Zeichen * anfangen. — **12. Reihe:** umgekehrt. Wieder mit der ersten Reihe anfangen.

Nr. 24. Indischer Tabaksbeutel. (Dessin eines der vier Blätter.)

Auf rothen, mit Calicot gefütterten Cashmir mit Bezeichnung stickt man das gegebene Dessin im russischen Stich. Die Hauptcontouren werden aus zwei Faden havannafarbener Seide gebildet. Das Uebrige wird in gelben, bronzefarbenen, grünen, rasa, blauen und weißen Tönen ausgeführt, die Zickzacks sind schwarz. Für das Ganze gehören vier Theile oder Blätter, welche, nachdem sie aus dem Cashmirstück ausgeschnitten sind, mit feinem weißen Leder unterfüttert und dann zusammengenäht werden. Die Nähte werden mit einer kleinen Schnur verdeckt. Unten verziert man den Beutel mit einer Quaste und oben wird ein Schnurenzug eingesetzt, an dessen Enden die gleichen Quasten anzubringen sind.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.

Nach einem Gemälde von Jean Lulvès.

Digitized by Google

Der Salon.

Der tolle Junker.

[illegible] Hans Arnold.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Salon.

Der tolle Junker.

Novelle von **Hans Arnold.**

„Sie haben mich gezwungen zu einem ehrlichen Mann."

Die zu ebener Erde belegene Weinstube von Gerhold war heute schon fast leer und nur eine einzige Gruppe nahe dem Fenster schien ausharren zu wollen, bis der Herbstmorgen dämmerte.

Drei oder vier Herren saßen bei einigen Flaschen Wein in lebhaftem Gespräch und zwei andere waren an einem Billard beschäftigt. Die Spieler gehörten anscheinend zu der sitzenden Gesellschaft, denn ab und zu warf einer von ihnen eine kurze Bemerkung in die Unterhaltung am Tisch.

Jetzt öffnete sich die Glasthür, die von der Straße aus in das Zimmer führte, noch einmal, und ein Herr in mittleren Jahren, blond, blaß und vornehm aussehend, trat ein, warf seinen Oberrock ab und näherte sich der Versammlung am Fenster, welche ihn lebhaft begrüßte, während die Billardspieler seinen Eintritt noch nicht zu beachten schienen.

„Nun, Raven, Sie eröffnen die Saison recht früh", bemerkte einer der bereits Anwesenden, „es ist doch sträflich, im September schon in Gesellschaft zu gehen."

„Was haben Sie da?" sagte der als Raven Angeredete, „chateau d'Yquem? Schön, ich bin von der Partie! Und was die Gesellschaft betrifft, so werden Sie mir zugeben, daß man Ausnahmen macht; ich wette, Sie Alle hätten heut Abend mit mir getauscht, ich war bei Ertings und habe im kleinen Kreise die Verlobung mitgefeiert."

Bei diesen Worten wandte sich einer der Herren am Billard rasch um; er hatte ein scharfes, geistvolles Gesicht, dessen dunkle Augen durch eine goldene Brille blickten, ohne darum weniger jugendlich auszusehen.

„Ei, da ist ja auch unser Hippokrates!" sagte Raven, dem allbeliebten jungen Arzt die Hand schüttelnd; „nun, Doctor, ist Alles zu Tode curirt, daß Sie 'mal Zeit haben, hier Billard zu spielen? Welch glänzendes Zeugniß für den Gesundheitszustand unserer Stadt!"

„Berufen Sie mein Glück nicht!" erwiederte Doctor Stein, „ich bin selbst ganz erstaunt über diesen Ausnahmezustand, und habe zu Hause Befehl gegeben, mich für alle, außer die dringendsten Fälle, zu verleugnen. Da ist übrigens mein letzter Ball gemacht, Schrader, für heute sind wir quitt!"

Digitized by Google

Er warf die Queue auf das Billard, trat zum Tisch und schenkte sich ein.

„Und nun", sagte er, sich einen Stuhl heranziehend, „erzählen Sie vom Verlobungsfest, Raven, das ist ja interessant!"

„Ja, ja", riefen die Anderen durcheinander, „erzählen Sie, wie war das Arrangement, und wie benahm sich das Brautpaar?"

„Das Arrangement war tadellos, wenn Sie das Büffet meinen", sagte Raven, „es hatte nur wieder den alten Erting'schen Fehler, weniger wäre mehr gewesen! Ich bitte Sie, für eine Gesellschaft von zwanzig Personen ein Souper wie bei Hofe, Sect in Strömen, nun, „wir können es ja haben!"

„Und das Brautpaar?"

„Der Bräutigam war still, ängstlich und gutmüthig wie immer, die Mama soufflirte ihm beständig! Er glaubte, seinen Geschmack durch seine Wahl genügend bewiesen zu haben, und hatte sich im Uebrigen nicht mit dem Artikel angestrengt, brillante Vorsteckнadel und mehr Ringe wie Finger! Nachdem mich ein schaudernder Blick darüber belehrt hatte, war ich unfähig, noch einmal hinzusehen. Die Alteration konnte mir schaden, man muß auch an sich selbst denken!"

„Sie sind ein malitiöser Mensch", sagte der Doctor. „Ludwig Erting ist ein guter, anständiger Kerl, der sich immer als solcher benehmen wird, wenn ihm auch die Lächerlichkeiten seiner Mutter ankleben. Wäre er innerlich anders, so würde Edith Brandau ihm auch nie ihr Jawort gegeben haben, verlassen Sie sich darauf!"

„Vergessen Sie die anderthalb Millionen nicht, bester Stein, die diesem Juwel als Fassung dienen!"

„Aber erzählen Sie weiter, Raven, wie sah die Comtesse aus?"

„So schön wie immer, oder vielleicht noch schöner", sagte Raven, „blaß, ernst und still! Ganz in Weiß mit einer alterthümlichen, feinen Goldkette wohl zehnmal um den Hals geschlungen, wie ein Aquarell Passini!"

In diesem Augenblick rasselte draußen ein schwerer Wagen, er hielt vor der Thür des Weinhauses und ein graubärtiger Mann in Hut und Kutschermantel trat hastig und verstört in die Stube.

„Das gilt mir!" sagte der Arzt und ging dem Ankommenden entgegen.

„Herr Doctor, Sie müssen gleich mitkommen", begann der Alte mit unsicherer Stimme, die noch mehr seine Angst verrieth, als das bleiche Gesicht, „unser Herr liegt im Sterben!"

„Was, Teufel!" rief der Doctor und fuhr schon mit einem Arm in den Ueberzieher, während er sich von den Anderen verabschiedete, „ich empfehle mich bis auf Weiteres, meine Herren, hoffe, es wird so schlimm nicht sein!"

„Wer ist denn krank?" fragte Raven den Eilfertigen.

„Der alte Baron von Wolfsdorf", rief der Doctor schon im Hinausgehen, die Thür klirrte ins Schloß und wenig Augenblicke darauf rasselte der schwere Landwagen über das Straßenpflaster.

Ernüchtert durch diesen Zwischenfall, kehrten die Herren zu ihrem Tisch zurück und begannen sich auch zum Aufbruch zu rüsten.

Raven hatte sich mit Schrader von den Anderen getrennt.

Digitized by

„Seltsam", begann er jetzt, als sie mit einander durch die menschenleeren, mondhellen Straßen schritten, „wie diese Botschaft für den Doctor an unser Gespräch anknüpfte!"

„Inwiefern?" frug sein Begleiter überrascht.

„Ja so, Sie sind hier fremd in der Gegend! Sie müssen wissen, Brandeck und Wolfsdorf grenzen, und Edith Brandau war als Kind mehr bei dem alten Baron Rüdiger als bei ihren Eltern, die sie, glaube ich, etwas vernachlässigten. Der alte Wolfsdorf hat einen Neffen, auch einen Rüdiger, der bei ihm aufwuchs, und der, wie man sagte, eine Art Jugendliebe oder Kinderliebe der schönen Edith war."

„Und warum wurde nichts daraus?"

„Pah, weil es eben ein Unsinn war! Der junge Mensch hatte nichts und war nichts, ein Tollkopf vom reinsten Wasser. Und Brandau — cela va sans dire — dadurch, daß Edith statt des erhofften Sohnes kam, ging ihnen das Majorat durch die Finger, von dem Ertrag des verkommenen, verwirthschafteten Brandau konnten sie eben existiren! Ueberdies bekam der junge Rüdiger wegen ein paar ganz besonders tollen Streichen den Abschied und ging als Fähnrich oder blutjunger Lieutenant nach Australien, man hat nie wieder etwas von ihm gehört. Und seine schöne Jugendliebe ist ja getröstet, wie ich mich heute überzeugen konnte!"

Sie waren bei ihrem Gespräch vor Ravens Haus angelangt.

„Wie ist mir denn", sagte Schrader, „das Majorat ist einer andern Linie zugefallen? Und dabei sprach Comtesse Edith doch öfters von einem Bruder!"

„Stiefbruder, Bester, Stiefbruder! Die alte Brandau hat aus erster Ehe einen Sohn, Carl Düringshofen, ein leichtsinniger Junge! Er steht bei den Husaren in M . . . , Jetzt aber gute Nacht, Schrader, schlafen Sie aus, es ist sündhaft spät geworden!"

Die Hausthür schloß sich hinter ihm, und Schrader trat den Heimweg an.

O Gürtel und Schleier, o bräutlich Gewand!
Der Heini von Steier ist wieder im Land!

Der Spätherbst rauschte in seinem rothgoldenen Mantel in voller Pracht durchs Land. Er streute mit verschwenderischer Hand einen leise knisternden Teppich aus gelben Blättern über die großen Rasenplätze im Wolfsdorfer Park und verschüttete den breiten Wallgraben rings um das Schloß mit dem Laub der uralten Weinstämme, die an den grauen Mauern emporkletterten, und im Sommer als lichtgrüne Fahnen von den Thürmen wehten

Der alte Baron Rüdiger, auf dessen Grabhügel jetzt die Octobersonne schien, hatte seine Freude daran gehabt, dem Schloß sein mittelalterliches Ansehen zu erhalten, und war es zum Theil verfallen und düster, so that dies dem Charakter des Ganzen keinen Abbruch. Noch immer mußte der einkehrende Gast der herabgelassenen Zugbrücke harren und wurde vom Thurmwächter mit Hörnerschall begrüßt. Und daß alle diese Einrichtungen noch auf Jahre hinaus unverändert blieben, dafür hatte der seltsame alte Herr in seinem Testament gesorgt.

Digitized by Google

Dies Testament hatte Aufsehen gemacht und die verschiedensten Empfindungen und Gefühlsäußerungen im weitesten Kreise hervorgerufen. Mit Umgehung zahlreicher, liebevoll besorgter Vettern, die es an Erkundigungen und Besuchen bei dem kranken Oheim nicht hatten fehlen lassen, ernannte der Verstorbene seinen Neffen, den verabschiedeten Lieutenant Gerald von Rüdiger, zum Universalerben seiner beiden Güter, Wolfsdorf und Ewershausen, und seines ganz ansehnlichen Vermögens.

Ein Aufruf in allen Blättern meldete dem Betreffenden, dessen zeitweiliger Aufenthalt unbekannt war, das Geschehene. „Falls er sich nicht einstelle", so lautete die letztwillige Verfügung, „sollte ein Curatorium durch zehn Jahre lang die Güter für ihn verwalten, und ihm bei seiner etwaigen Rückkehr unverzüglich übergeben." Erst nach Ablauf dieser Frist hatte der Erblasser anderweitig über den Besitz verfügt.

Heut zu Tage fliegt ja Alles durch die Welt, und so konnte es geschehen, daß wenig Wochen nach der Testamentseröffnung der „verschollene" Rüdiger seinen Einzug in Wolfsdorf hielt, und mit anscheinend leichter, aber doch sicherer Hand die Zügel der Regierung ergriff.

Er hatte von vornherein keinen schweren Stand mit seinen Untergebenen. Die Leute hingen an dem alten Namen, sie hatten außerdem den tollköpfigen Junker von klein auf gekannt und gönnten ihm sein unerwartetes Glück und sodann vor Allem, Rüdiger verstand es, mit ihnen umzugehen.

Wo er sich zeigte, mochte er zu Fuß über die Stoppeln schreiten, und den Gruß der Vorübergehenden freundlich erwiedern, mochte er in der herrschaftlichen Loge der Dorfkirche sitzen, die Herzen flogen ihm entgegen! Ein wildes Scherzwort, sein übermüthiges Lachen, sein schönes, tiefgebräuntes Gesicht, in dem bei aller Formengewandtheit und Sicherheit eine gewisse unbezähmte Kraft fremdartig anmuthete, hin und wieder einer jener tollen Streiche, die ihn von Jugend auf zum fast sagenhaften Helden der Umgegend gestempelt hatten, dabei seine warme, offene Herzensgüte, die für jeden Bedrängten ein williges Ohr, eine offene Hand hatte, alles Das kam zusammen, um seine Untergebenen mit einer Art Eigenthumsrecht und Stolz auf ihn blicken zu lassen.

So war er denn in der alten Welt schnell wieder heimisch geworden, und fand sich in seine gänzlich veränderte sociale Stellung, vom heimatlosen Abenteurer zum festen Grundbesitzer, mit der ihm eigenen Leichtigkeit hinein; freilich behielt er nebenbei noch ein ganz genügendes Anrecht auf seinen alten Namen „der tolle Junker!"

Besuche in der Nachbarschaft hatte er noch wenige gemacht, er stürzte sich vorläufig mit Feuereifer in die landwirthschaftliche Thätigkeit, und jede freie Stunde fand ihn auf der Jagd in seinen ausgedehnten Forsten.

Man hatte es in dem benachbarten Brandeck in Folge dieses seines zurückgezogenen Lebens bis dahin ermöglicht, der Tochter des Hauses, Edith Brandau, die Heimkehr des Jugendgespielen zu verschweigen, was um so leichter war, als sie bis zum gestrigen Tage in der Residenz ihre Aussteuer besorgt hatte.

Der Hochzeitstag rückte heran, im Anfang des Winters sollte der stolze Name Brandau gegen den reich vergoldeten, aber bescheideneren Erting eingetauscht werden. Man sah zwar in gut unterrichteten Kreisen

Digitized by Google

voraus, daß die Fürstin von T . . . ., eine dem Herrscherhaus nahestehende lebenslustige Witwe, die Edith besonders liebte und bevorzugte, ihren Einfluß geltend machen würde, um Erting den Adel zu verschaffen, doch mußte dieser Schritt anstandshalber verzögert werden, bis die Trauung stattgefunden hatte.

Der Bräutigam war heute auch zum ersten Male seit der Verlobung auf wenige Stunden nach Brandeck herausgekommen, und das Paar machte noch einen kleinen Weg durch den Park, ehe Erting zur Stadt heimkehrte.

Edith war im Reitanzug, sie wollte nach des Verlobten Abreise noch einen ihrer einsamen Ritte durch den herbstlichen Wald unternehmen. Erting bestieg nie ein Pferd, er vermochte es sogar selten über sich, Ediths Rappen anders zu berühren, als daß er ihm mit weit von sich gestrecktem Arm den Hals klopfte. Die Schüchternheit und Zaghaftigkeit seines ganzen Wesens trat überhaupt auffällig zu Tage, nie aber mehr, als im Zusammensein mit seiner Braut.

Die alten Ulmen und Eichen im Park von Brandeck hatten wohl noch kein so ungleiches Paar unter ihren Wipfeln hinschreiten sehen als heute an diesem Octoberabend. Edith, hoch, blumenschlank gewachsen, in der strengen Einfachheit ihres dunklen Reitanzuges, das schwarze Hütchen tief in die Stirn gezogen, unter dem krauses, goldrothes Haar in einen einzigen starken Zopf geflochten, über die Schultern herabhing, bildete mit ihrer stolzen, sichern Haltung, ihrem anmuthig festen Gange den schroffsten, fast komisch wirkenden Gegensatz zu dem schmalschultrigen, blassen, kleinen Manne mit dem festanliegenden, schwarzen Haar, der im Gesellschaftsanzug und schwarzen Cylinder neben ihr einherschritt. Das Gefühl des verlegenen Unbehagens, welches ihm jedes Alleinsein mit seiner Braut verursachte, stand in seinem gutmüthigen Gesicht geschrieben. Er peinigte sich beständig ab, etwas zu finden, womit er Edith unterhalten könne, und es gelang ihm nie.

Edith gab sich keine Mühe, ihm beizuspringen. Sie blickte gedankenvoll in den zartnebeligen Wald hinaus, von dessen Wipfeln hier und da ein goldschimmerndes Blatt langsam, leise zur Erde fiel. Ein schöner Herbstabend ist ein mächtiger Zauberer; mit den weißen Fäden, die vom Gewand des scheidenden Sommers in der Luft hängen bleiben, spinnt sich gar zu gern ein Stück Vergangenheit im Menschenherzen wieder an, es tändelt vor uns her, leicht und ungreifbar, wie die Schleier der Elfen, und wenn wir die Hand danach ausstrecken, legt es sich uns trüb vor die Augen — Herbstspiel!

Endlich brach Erting das Schweigen.

„Haben Sie noch einen Auftrag für mich, Edith? Ich kann ja Alles bestellen! Vor Sonntag komme ich wohl nicht wieder heraus?"

Es lag eine Art schüchterner Frage in dem letzten Satz, die Edith zu überhören schien.

„Ich danke Ihnen", sagte sie freundlich; sie war stets sehr freundlich gegen ihren Bräutigam, „aber ich glaube, es ist Alles besorgt, was man überhaupt in der Welt besorgen kann, wir haben ja seit vierzehn Tagen nichts Anderes gethan!"

Ein Ausdruck von Abspannung und Müdigkeit lag auf ihrem Ge-

Digitized by Google

ſicht, ſie nahm den Hut ab und ſtrich die dicken, goldenen Haarwellen aus der Stirn wie eine Laſt.

„Sie ſehen bleich aus", bemerkte Erting beſorgt, „iſt Ihnen auch unſer Spaziergang zu weit?"

Sie ſchüttelte lächelnd den Kopf.

„Vergeſſen Sie nicht, daß Sie ein Landmädchen vor ſich haben, ich bin an ſtundenlange Wege gewöhnt. Nein, es iſt nur die köſtliche Ruhe und Stille hier, die mir plötzlich klar macht, wie unruhig mir die letzten Wochen vergangen ſind, man lebt doch nur halb, wenn man in der Stadt lebt!"

„Falls Sie den Wunſch hegen, Edith, daß wir aufs Land ziehen, ich habe ja keine bindende Stellung in W . . . ., dann kaufe ich ein Gut in der Nähe. Sie wiſſen ja, daß mich nur Ihre Wünſche bei meinen Zukunftsplänen beſtimmen!"

„Nein, nein", erwiederte ſie müde und abwehrend, ‚was ſollte Das? Sie ſind kein Landmann und ich möchte mich in kein fremdes Gut mehr einleben."

„Nun, wir könnten ja Brandeck kaufen", ſagte Erting, „die Mama würde gewiß ganz gern darein willigen, und der Kaufpreis müßte ſo geſtellt werden, daß er ihr eine ſorgenfreie Exiſtenz ermöglichte."

Sie ſchnitt mit einer leidenſchaftlichen Geberde ſeine Rede ab.

„Hören Sie auf, es macht mich wild, wenn Sie von einem Kaufpreis für Brandeck ſprechen, Sie ſollen es nicht kaufen, ich habe den dringenden Wunſch, daß Karl es übernimmt."

„Ihr Bruder? Nun, Edith, das iſt wohl ein wenig ſanguiniſch! Wenn ich als Kaufmann nichts von Landwirthſchaft verſtehe, wird ein ſo lebensluſtiger Huſarenlieutenant wohl auch kein Held darin ſein!"

„Man hat aber öfter den Fall gehabt, daß aus einem Huſarenlieutenant ein Gutsbeſitzer wurde, als aus einem Kaufmann. Uebrigens ſind Sie nicht Kaufmann, können Sie denn nie vergeſſen, daß Sie dazu erzogen wurden?"

„Gewiß nicht!" entgegnete er mit einiger Energie, „meine Neigungen und Intereſſen ziehen mich zum Handelsſtand, und wenn ich Ihnen auch mit Freuden das Opfer bringe, demſelben zu entſagen, ſo bin ich doch weit davon entfernt, mich zu gut für einen Stand zu halten, dem mein Vater ſeinen Reichthum und unſere ganze Familie ihre Stellung verdankt."

Sie blieb ſtehen.

„Sie ſind ein ehrlicher Menſch, Ludwig", ſagte ſie, und gab ihm die Hand, „und das habe ich gern! Seien Sie nicht böſe, daß ich Sie hart anließ, mir iſt heute ſo grenzenlos nervös zu Muthe und ich habe Ihnen ja von Anfang an geſagt, daß Sie kein leichtes Leben mit mir haben werden!"

Edith war bezaubernd, wenn ſie liebenswürdig ſein wollte und Erting, der meiſt mehr Furcht vor ſeiner Braut empfand, als Liebe zu ihr — hatte er ſie doch zumeiſt auf den Wunſch ſeiner Mutter gewählt — vermochte ſich dieſem Zauber auch nicht zu entziehen. Er beugte ſich über die ſchöne Hand, die ſeinen Ring trug, und führte ſie an die Lippen, das einzige Vorrecht, das ihm die Etikette im Brandau'ſchen Hauſe und beſonders

Digitized by Google

die einschüchternde, kühle Freundlichkeit Ediths während des Brautstandes gestattete.

Eine kleine, von Seiten Ertings etwas verlegene Pause folgte, die er endlich unterbrach, indem er seine Absicht aussprach, jetzt nach der Stadt zurückzukehren, da er den Abend noch eine Versammlung zu besuchen habe.

„Darf ich vor Sonntag noch einmal herauskommen?" fragt er, als er sich am Parkeingang von Edith verabschiedete.

Eine leise Enttäuschung flog über ihr Gesicht.

„Gewiß", sagte sie dann, indem sie einen kleinen Tannenzweig zerpflückte, und die einzelnen feinen Nadeln zerstreut in die Luft warf, „kommen Sie so oft Sie wollen, aber erwarten Sie nicht zu viel von meiner Gesellschaft zu haben, ich genieße noch die Waldeinsamkeit und meine schönen, langen Ritte, und dann sind wir auch sehr fleißig jetzt, aber wie gesagt, kommen Sie nur!"

Sie reichte ihm die Hand.

„Wenn Sie ins Schloß gehen, so sagen Sie Mama, ich hätte meinen Ritt für heute aufgegeben, bliebe aber noch ein wenig im Freien", rief sie ihm dann schon im Weitergehen zu, und während er stand und ihr nachsah, verlor sich ihre schlanke Gestalt in der Herbstdämmerung der Parkgänge. Sie schritt langsam, wie absichtslos, dahin, und erst, als sie sich rechts gewandt hatte, und fast an der Grenze von Brandeck angelangt war, wurde es ihr klar, daß sie, einem unbewußten Zuge folgend, den Lieblingsplatz früherer Tage aufgesucht hatte. Es war ein Theil des einstigen Gartens, den jetzt selten mehr ein Fuß betrat, und der schon seit Jahren unbeachtet grünte und wucherte. Hier war es so schweigsam und abgeschlossen, der leise Moderhauch am Boden welkender Rosenblätter flog über die Beete und der schluchzende Ton einer kleinen Fontäne machte die Stille nur bemerklicher.

Als die schöne, junge Braut sich jetzt neben dem Marmorbassin jener Wassersäule auf den Rasen niederließ und mit gedankenschweren Augen in den blassen Abendhimmel sah, hätte die Elfe dieser einsamen Stelle, die im Begriff steht, von ungeweihter Hand vertrieben zu werden, nicht lieblicher verkörpert werden können.

Vergangene Zeiten flogen ihrem Blick vorüber, eine längst in der Ferne verhallte Stimme klang an ihr Ohr, wie oft hatte sie früher hier gesessen, das verschüchterte, kleine Mädchen, unbewillkommnet und unbeliebt, scheu und wild, wie ein Geschöpf des Waldes. Bald gesellte sich dann in ihrer Erinnernng die Gestalt des Jugendgespielen zu dem Bilde des einsamen Kindes, an diesem Plätzchen hatte er sie stets zu finden gewußt. Die Lücke in der Hecke, die Brandeck von Wolfsdorf trennt, war wohl längst zugewachsen. Wie schnell hatte er immer durchzuschlüpfen verstanden.

Dann saßen die Kinder zusammen, jagten sich, spielten, wurden größer und ernsthafter, aus den Märchen, die sie sich erzählten, wuchs langsam eine wahre Geschichte empor und sah sie mit hoffnungsfreudigen Augen an! Dann kam eine Trennungszeit, ein paar tolle Streiche des übermüthigen Spielkameraden, und ein kühler, stiller Sommermorgen, an dem Gerald Rüdiger vor Sonnenaufgang an ihr Fenster kletterte, zum letzten Lebewohl; damit war's aus gewesen!

Digitized by Google

Von Liebe hatten sie Beide nie gesprochen und wenn Edith im Herzen daran geglaubt, so war sie eben thöricht gewesen; fünfmal hatten seitdem die Rosen geblüht, und kein einziges Briefblatt, kein Gruß aus der wilden Ferne, in die der Jüngling damals so kühn und abenteuerlustig gezogen, hatte ihr bewiesen, daß er noch ihrer gedacht!

Inzwischen war ihr Vater gestorben, grollend mit sich, mit seiner Gattin, mit der ganzen Welt, vor Allem mit der Tochter, die ihm sein Majorat gekostet, und dann kam eine Zeit harter Entbehrungen, die um so härter waren, als man dabei den Schein der Vornehmheit wahren mußte. Es kamen unsäglich bittere Stunden, in denen die Mutter, sich der ganzen Heftigkeit ihres ungezügelten Temperaments überlassend, es Edith täglich und stündlich zum Vorwurf machte, daß sie geboren, daß sie noch im Hause sei. Der bevorstehende Ruin ihres Stiefbruders, der in einem Meer von Spielschulden zu versinken drohte, wurde natürlich auf das verlorene Majorat zurückgeführt, kein Augenblick, der nicht tausend Kränkungen für das Mädchen gebracht hätte! Und als nun wieder ein Freier sich zeigte, ein Millionär, dabei nach allgemeinem Urtheil ein braver, guter Mensch, der ihr seine Hand und sein fast fürstliches Vermögen bot, da hatte sie freilich erst Nein gesagt, und tausendmal Nein rief es noch heute in ihr, aber der leidenschaftliche Zorn der Mutter, die flehentlichen Bitten ihres Stiefbruders, und endlich ihr gekränkter Mädchenstolz, der nicht Einem nachtrauern wollte, der sie so ganz vergessen, alles Das trat wieder vor ihr inneres Auge, als sie frug, warum sie doch nachgegeben!

Am Tage ging es gewöhnlich gut, ganz gut!

Man ließ sie im wahren Sinne des Wortes nicht zu Athem kommen, die Hochzeit stand ja nahe bevor und die Fürstin von T .... hatte es sich förmlich erbeten, für die Aussteuer sorgen zu dürfen. Edith mußte tagtäglich mit ihrer unermüdlichen Beschützerin umher fahren, in den glänzenden Läden der Residenz Bestellungen machen, Möbelstoffe und Tapetenfarben wählen. Die Abende führten sie dann meist in Gesellschaft oder ins Theater und dem klösterlich erzogenen Mädchen war dies Treiben so neu, so fremd und berauschend, daß sie zeitweise dachte, es sei wohl wirklich ein glückliches Loos, das sie gezogen!

Aber dann konnte eine stille, duftige Fahrt durch den Sommerabend kommen, ein einfaches Volkslied von alter Liebe und vergessener Treue sich ihr auf die Lippen drängen und aller trügerische Glanz war fort, verwischt, zwei übermüthige blaue Augen blitzten sie an und es war Alles, Alles wieder wach in ihr, was sie so tief begraben geglaubt.

Sie schrak zusammen und erhob sich, gewiß vermißte man sie schon, wer hatte sie auch geheißen, gerade heute den alten Platz aufzusuchen? Sie schritt hastig vorwärts, um auf einem Umwege über die waldige Fahrstraße ins Schloß zurückzukehren, und den Abendwind ihre heißen Augen kühlen zu lassen, ehe sie der Mutter gegenüber trat.

Als sie so in tiefen Gedanken dahinschritt, die Schleppe des Reitkleides emporhaltend, einen Büschel frischen Haidekrauts im Gürtel, mit dem ihre Hand spielte, ließ ein Knistern und Knacken in den Zweigen sie überrascht aufsehen. Aber gingen sie denn wirklich um in der Herbstsonne, die Geister der alten Zeit?

Ein riesiger Bernhardinerhund sprang mit ungestümen Sätzen auf

sie zu und hinter ihm stand ein hochgewachsener Mann mit tiefgebräunten, wildschönen Zügen, nicht mehr der blasse, abschiednehmende Jüngling von damals, aber wann und wo hätte sie diese Augen nicht erkannt! Stumm und bleich wie ein Mondstrahl stand sie ihm gegenüber, ihr war, als müßte das erste Wort den Zauber brechen, und er wieder verschwinden auf Jahre, auf immer!

Und auch er sprach nicht, er sah fest und unverwandt auf den kleinen Ring an ihrer Hand, den der letzte Sonnenstrahl eben auffunkeln ließ. So standen sich Beide still gegenüber, Keins fand einen Laut zur Begrüßung, an ihrem Fuße klirrten die goldenen Ketten eines reichen Freiers, und er wußte es!

Endlich überwand sich Edith zum ersten Wort, „wir haben uns lange nicht gesehen, Gerald", und streckte ihm die bebende, kleine Hand hin.

Wie beängstigt von dem regungslosen Schweigen, in dem er verharrte, ohne auf ihren Gruß zu antworten, fuhr sie hastig, mit fliegendem Athem fort:

„Ich war mehr wie überrascht, Sie so plötzlich vor mir zu sehen, seit einigen Wochen bin ich von Brandeck fort gewesen und bei meiner Abreise fehlte noch jede Nachricht über Sie, man hielt Sie allgemein für verschollen."

„Das Gerücht ist ein wenig voreilig, wie Sie sehen", erwiederte er langsam und mit erzwungener Ruhe, „auch war die Annahme nicht „allgemein", wie Sie sagen. Eine hat immer von mir gewußt, haben Sie sich in den ganzen, langen fünf Jahren nicht um meine Mutter bekümmert?"

Seine Stimme war bei dem ehrlichen, einfachen Ton der Frage weicher geworden, aber Edith erhob den Kopf so stolz, als wollte sie den Vorwurf, der in den Worten lag, schon zurückweisen, ehe sie sprach.

„Ich hatte keine Berechtigung dazu", sagte sie kalt, „warum haben Sie in den „ganzen langen fünf Jahren" nicht einmal direct von sich hören lassen?"

Er schwieg einen Augenblick und sah vor sich nieder.

„Sie haben recht, Edith, ganz recht, aber wie Sie mich kennen, sollten Sie nicht so fragen! Ich bin kein Federheld und hätte auch in den ersten Jahren verzweifelt wenig Rühmenswerthes von mir zu erzählen gewußt! Ich habe mich in allen Sphären des Lebens umhergetrieben, nur in keiner, die ich Ihnen hätte anschaulich machen können oder mögen! Sie wissen, ich habe es mündlich nie verstanden, mich besser zu machen als ich bin, so wollte ich es auch schriftlich nicht versuchen. Und da ich von meiner Mutter bis vor einem Jahr, wo ich sie verlor, immer hörte, daß es Ihnen wohl ging, so nahm ich an, daß Sie auf dieselbe Art auch von mir hören und an mich denken würden."

Sie unterbrach ihn mit einer stolzen Bewegung des Unmuths.

„Sie haben mich zu hoch oder zu niedrig geschätzt, Baron Rüdiger; man mag in meiner „Lebenssphäre" nicht so viel Kenntnisse erwerben, als Sie Gelegenheit hatten, zu thun, aber Eines habe ich gelernt, bis zur Vollkommenheit zu vergessen, wo ich vergessen war!"

Sie brach ab, und strich aufathmend mit der Hand über die Stirn. Er stand schweigend vor ihr und sah sie traurig an, dann trat er einen Schritt auf sie zu.

„Edith", sagte er, und bot ihr herzlich die Hand, „einen solchen Ton mag ich nicht von Ihnen hören, ob ich ihn verdient habe oder nicht! Er ist des Mädchens nicht würdig, die an einem kühlen Frühjahrsmorgen mit Thränen in den Augen zu mir sagte, „wenn Sie auch wiederkommen, Gerald, Sie werden mich als dieselbe finden, die Sie verlassen haben!" Diese Worte haben mich auf all meinen wilden Wegen begleitet, Edith, ich hörte sie, wenn ich des Abends mit meinen Jagdgesellen im Walde lag, in den Schein des Wachtfeuers starrte und meine thörichten Träume von der Heimat träumte. Wollen Sie wissen, was Der, der Sie „vergaß", wie Sie sagen, da träumte, Edith? Von einem alten Schloß, wild und einsam, unter deutschen Buchen, in dem ich und noch Eine Abends am Fenster standen, wenn die Nachtigallen schlugen —"

„Hören Sie auf", unterbrach ihn Edith mit zitternder Stimme, „selbst wenn ich Ihnen glaubte, oder glauben wollte, ich habe nicht mehr das Recht, solche Worte anzuhören, ich bin Braut!"

„Man hat es mir erzählt", sagte Rüdiger finster, „und ich habe erst gelacht, dann geflucht und mich immer wieder gefragt: was haben sie mit meinem stolzen Mädchen angefangen, durch welche Teufelskünste ist sie so weit gebracht worden, Ertings Braut zu werden! Edith, es wäre zum Lachen, wenn es nicht so furchtbar ernst wäre! Wissen Sie, was Sie thun?"

Sie schwieg und kämpfte einen schweren Kampf mit sich, ehe sie antwortete — die Stimme vor ihr war ja doch und trotz Allem die Musik ihrer Jugendjahre gewesen! Aber es war vorüber!

„Sie haben eigentlich kein Recht zu dieser Frage", erwiederte sie hochmüthig, „aber ich will Ihnen antworten, um alter Zeiten willen! Ja, ich weiß, was ich thue, Erting hat nicht nur mein Wort, sondern ich schulde ihm aufrichtige Achtung und Dankbarkeit, weil er groß und zartsinnig an uns gehandelt hat. Ist Ihnen das genug?"

„Ja und nein", sagte er, während er den Zorn niederzukämpfen suchte, den ihr kalter Ton in ihm anfachte, „ich verstehe Sie, Edith, in dürren Worten. Erting hat Ihrem Stiefbruder die Schulden bezahlt, und dafür sind Sie seine Braut geworden. Hölle und Teufel", rief er plötzlich, und schleuderte sein Gewehr, mit dem er gedankenlos gespielt hatte, in jäh ausbrechender Wuth weit von sich, daß es mit dumpfem Klange auf den Boden schlug, „daß ich hier stehen soll, ich vor allen Menschen auf der ganzen Erde, und mit Ihnen Ihre Verlobungsgeschichte verhandeln, Edith, das ist mehr, als ich ertragen kann. Machen Sie ein Ende, sage ich, machen Sie ein Ende, meine Geduld hat ihre Grenzen!"

„Und worin soll dies Ende bestehen?" frug sie, während sie ihn unverwandt ansah. Wie gefiel er ihr in seinem urwüchsigen Zorn!

„Sie sollen mir sagen, daß ich ihn, oder mich, oder Sie niederschießen darf, daß diese ganze Brautschaft ein widerwärtiges, tolles Puppenspiel ist, und Sie mir doch im Grunde treu geblieben sind, trotz aller Ihrer schönen Reden."

Sie trat einen Schritt auf ihn zu.

„Gerald, Gerald!" sagte sie in halb traurigem, halb leichtem Ton, und legte ihre kleine Hand auf seinen Arm, „ich habe doch mehr gelernt, als Sie in den fünf Jahren, mein alter Spielkamerad! Man

kommt mit solchen Sturmesflügeln nicht durch die Welt, glauben Sie es nur! Mir hat das Leben die Sprungfedern schon geknickt, eine nach der andern, und ich habe es ganz hübsch begriffen, daß man sich in Unabänderliches fügen muß. Aber Sie, wie Sie da vor mir stehen, und mit dem Fuß aufstampfen, ist es mir gerade, als wären wir um zehn Jahre jünger, und spielten hier im Walde „Räuber und Prinzessin!" Sie sind wirklich noch ganz derselbe —"

„Der vor fünf Jahren aus dem Stubenarrest entwischte, und seine Carrière in die Luft fliegen ließ, um Edith Brandau einen Cotillonstrauß zu bringen. Sie mögen Recht haben", sagte er spöttisch, „nun Sie haben ja Ruhe für uns Beide, ich könnte darin viel von Ihnen lernen! Für heute ist wohl aber die Lection beendet, ja? Ich darf mich empfehlen, und Sie gehen ins Schloß zurück, Erting kommt doch gewiß zum Thee, ich will Sie nicht aufhalten, Comtesse!"

Er nahm seinen Hut auf, und ging mit tiefer Verbeugung. Als er einige Schritte gethan hatte, rief Edith zögernd. „Gerald!"

Er wandte sich hastig um.

„Ihr Gewehr, Baron Rüdiger, und Sie haben mir nicht Lebewohl gesagt!"

Er kam langsam näher und hob das Gewehr vom Boden auf, dann stützte er sich darauf und blieb einen Augenblick stehen.

„Edith", sagte er hart und kalt, „hüten Sie sich vor mir! Wie wir Beide uns kennen, taugt es nicht, wenn Sie mit mir spielen wollten, wie damals, wo ich für ein freundliches Gesicht von Ihnen bis ans Ende der Welt gelaufen wäre. Ich bin zu alt dazu, Edith, und es könnte Ihnen doch einmal verzweifelt schlecht gefallen, wenn ich Ernst aus dem Spiele machen wollte! Ich habe noch ein gutes Theil Wildheit in mir, lassen Sie mich lieber in Frieden, es ist für uns Beide, und für Ihre Porzellanpuppe von Bräutigam besser, wenn ich andere Wege gehe! Und nun, gute Nacht Edith!"

Er streckte ihr die Hand hin, sie nahm sie nicht.

„Nein, Gerald", sagte sie weich und traurig, „gehen Sie nicht so im Zorn von mir fort! Ich habe vorhin, weil ich gekränkt war, nicht bedacht, daß auch Sie im Augenblick etwas zu verwinden hatten, wollen wir uns nicht gegenseitig verzeihen, Gerald? Es ist doch wahrscheinlich, daß uns die nahe Nachbarschaft hier jetzt bisweilen zusammenführt, sollen wir, zwei so getreue Kameraden von einstmals, dann fremd und kalt an einander vorbeigehen? Ich bin ja ohnehin nicht mehr lange hier —"

Eine heftige Bewegung flog über ihr Gesicht und plötzlich brach ein Strom von heißen Thränen aus ihren Augen, der zur Genüge bewies, daß die Ruhe der letzten Stunde erkünstelt gewesen.

„Edith, was thun Sie?" rief er, wie außer sich, und streckte die Arme nach ihr aus. Aber sie hatte sich schon gefaßt, und wies ihn mit einem energischen Kopfschütteln zurück.

„Gerald, verstehen Sie mich recht", sagte sie fest im Ausdruck, wenn auch die Stimme noch bebte, „ich schäme mich dieser Thränen nicht, sie waren ein Tribut an unsre schöne, lustige, traurige Vergangenheit, die uns ja doch kein Mensch rauben kann! Aber wir leben in der Gegenwart, Gerald, und dürfen nur danach fragen, ob wir recht thun, nicht ob

Digitized by Google

es uns gefällt! Dazu helfe mir Gott, und Sie, mein alter Kamerad, Sie werden mir dabei gewiß nicht hinderlich sein wollen! Gute Nacht, Gerald!"

Und während er noch erregt und zweifelnd stand, ohne ihr zu antworten, verließ sie ihn, und ging nach dem Park zurück. Der höher und höher steigende Herbstnebel schien, wie ein wallendes Meer, sie in sich aufzunehmen, und als er sich hinter der verschwindenden Gestalt, einem grauen Vorhang gleich, zusammen schloß, da erst empfand es Gerald mit wildem Schmerz, daß er sie wirklich und unwiederbringlich verloren habe!

Gott schütz' Dich vor dem ungeschlachten,
Ohn' Maßen groben Cavalier!

Der große Wohlthätigkeitsbazar, der unter dem Protectorat der Fürstin von T. . alljährlich zum Besten eines von ihr gegründeten Krankenhauses stattfand, wurde in diesem Jahre bei Lampenlicht abgehalten, wie böse Zungen behaupteten, weil der Teint der hohen Frau nicht mehr so ganz dem Tageslicht Probe hielt, wie in früheren Zeiten.

Die Fürstin verkaufte zwar nicht selbst, aber sie ging ab und zu, und war unermüdlich im Anordnen, wie in Allem, was in irgend einer Form Vergnügen hieß.

Edith Brandau hatte ihre Mitwirkung selbstredend zusagen müssen, sie war schon von je durch ihre Erscheinung die Krone jedes solchen Unternehmens, und jetzt, wo der etwas seltsame Brautstand die allgemeine Neugier in Bezug auf das schöne Mädchen noch erregt hatte, durfte man eine besondere Anziehungskraft für die Kauflust des Publikums von ihr erwarten.

Die Stunde, wo die Gesellschaft sich in die Verkaufsstätte drängte, hatte noch nicht geschlagen, doch waren die Unternehmerinnen schon erschienen, und nahmen beim strahlenden Lampenlicht an den sehr bunt und geschmackvoll arrangirten Tischen Platz, während sie hier und da noch einen Gegenstand in besseres Licht stellten, dort einen mehr wohlgemeinten, als geschmackvollen Beweis des Wohlthätigkeitssinnes in den Hintergrund schoben.

Edith saß unbeschäftigt in ihren Sessel zurückgelehnt. Ein mattblauer, schwerer Stoff umrauschte sie, wie das Element, dem sie mit ihren Nixenaugen und ihrem Goldhaar anzugehören schien. Neben ihr lag ein riesiger weißer Camellienstrauß, die zarten Blumenblätter schienen fast nicht bleicher, als das Gesicht der schönen Braut, der sie in Ertings Auftrage vor wenigen Augenblicken beim Eintrit in den Saal überreicht worden waren.

Das Mädchen schien in tiefes Sinnen verloren. Die kurzen Wochen, die zwischen ihrer Unterredung mit Gerald und dem heutigen Abend lagen, hatten ihr so manche Stunde gebracht, die jede Fiber ihres Herzens erzittern ließ, und sie in den seltsamsten Conflict mit sich brachte.

Zufall und Absicht verbündeten sich, um sie wieder und wieder mit dem Jugendfreunde zusammenzubringen, und der auf „freundschaftlicher" Basis angeknüpfte Verkehr, den ihr eigener Wille hervorgerufen hatte, nahm nur zu bald die leidenschaftliche Färbung wieder an, die Geralds

ganzem Wesen seine Eigenthümlichkeit und seinen Reiz verlieh. Er hatte sich mit scheinbarer Unbefangenheit im Hause ihrer Mutter eingeführt, er, der sonst so ungestüm Reizbare, schien die Kälte der Gräfin, den schlecht verhehlten Widerwillen Ertings nicht zu bemerken, für ihn existirte nur Edith!

Und sie hatte nicht die Kraft, ihm zu zeigen, daß es so nicht sein dürfe — hatte sie wenigstens nur, wenn er nicht in ihrer Nähe war! Dann gelobte sie sich jedes Mal, sie wollte ihm mit klaren Worten sagen, daß er lieber fernbleiben sollte, daß es für alle Theile das Beste sei, wenn er vor ihrer Hochzeit das Zusammentreffen vermeide, und wenn er dann wiederkam, und sie den ganzen Zauber empfand, den seine Stimme und seine Augen auf sie übten, dann tröstete sie sich mit jenem gefährlichsten Trost: „es ist ja nicht auf lange, ich bin ja bald fort, und einmal Frau, werde ich ihn nicht wiedersehen!" Und sie vermied es nicht, wie sie gesollt hätte, ihn zu sprechen und zu begegnen, sie spielte ein gefährliches Spiel an einem Abgrunde, weil sie nicht vergessen konnte, daß jenseits dieses Abgrundes die blaue Blume wuchs, die Jeder träumt, und Jeder anders benennt und die ihr — erste Liebe hieß.

Sie wurde aus ihren Gedanken durch ein plötzliches Geräusch gerissen. Soeben erschien die Fürstin mit ihren Damen in den weit geöffneten Flügelthüren. Mit einem prüfenden Blick überflog sie das Arrangement der Tische, eine Verbeugungswoge begleitete sie von einer Verkäuferin zur andern, bis sie den Brandau'schen Tisch entdeckte.

Sie eilte mit ausgestreckten Händen auf Edith zu.

„Seien Sie mir willkommen, mein liebes Kind", sagte sie, und strich zärtlich über das goldrothe Haar der jungen Dame, die sich tief verneigte. „Sie sehen bleich aus! ich weiß, daß Sie sich heute opfern durch Ihr Erscheinen, aber ich erkenne es auch an, glauben Sie mir!"

„Wenn die Anwesenheit meiner Tochter wirklich ein Opfer ist, Durchlaucht", sagte die Gräfin Brandau, als Edith schwieg, und warf ihr einen zornigen Blick zu, „so wäre es durch diese Anerkennung schon reichlich vergütet!"

Die Fürstin winkte begütigend.

„Lassen Sie mir meinen Liebling unangefochten, Gräfin, sie hat das Vorrecht, ein wenig launenhaft zu sein, es steht ihr ja doch Alles gut! Und nun, meine liebe Edith, was haben wir hier? Wie ich sehe, sind noch neue Schätze angekommen!"

Während die Damen sich in die Besichtigung und Erklärung der ausgestellten Gegenstände vertieften, und die Gräfin sich nach ihrem etwas weiter entfernten Tische begab, begann sich der Saal langsam zu füllen.

Eine große Anzahl von Herren fand sich ein, unter ihnen die meisten Vertreter jener Gesellschaft, die am Eingange unserer Erzählung in der Weinstube zusammengesessen hatten, auch Raven fehlte nicht, und gab seine gewohnten ironischen Commentare über Menschen und Dinge zum Besten, während er an den Verkaufsstätten entlang schritt.

Nach einer Weile zeigte sich Ertings unscheinbare Gestalt, im Frack und weißer Halsbinde, eine Rosenknospe im Knopfloch. Er ging langsam von Tisch zu Tisch, wurde überall gerufen und aufgehalten, und kam endlich bei seiner Braut an, gleichzeitig mit Raven, der eben die Fürstin begrüßt hatte, und sich nun neben ihren Sessel placirte.

Digitized by Google

„Nun, Herr Erting", rief sie dem sich tief Verbeugenden entgegen, „Sie kommen doch mit gefülltem Beutel? Ich hoffe um so mehr von Ihrem Wohlthätigkeitssinn, als Sie den Gaben, die Ihnen diese Hand darreicht, sicher nicht zu widerstehen vermögen."

„Erting verhält sich doch am Ende passiv", sagte Raven für den verlegen Verstummten, „er weiß, daß er bereits das Schönste zu eigen hat, was ihm die Welt bieten kann, was sollte ihn da wohl noch verlocken?"

„Das steht auf einem andern Blatt", erwiederte die Fürstin, während ihr Blick lächelnd Edith streifte, welche durch keine Miene verrieth, ob sie Ravens Worte überhaupt gehört, „ich rede von Dingen die gekauft werden können!"

In dem Augenblick glitt ein schmerzlicher Zug über das bleiche, schöne Mädchengesicht, sie wandte sich hastig ab und suchte in den Gegenständen auf dem Tisch umher.

Es blieb dahingestellt, ob Einer der Anwesenden den Doppelsinn der Worte erfaßt hatte, oder nicht.

Die Aufmerksamkeit der Fürstin richtete sich plötzlich auf den Eingang des Saales, und sie wandte sich zu Raven.

„Ich bitte Sie, Herr von Raven, wer ist der große, blonde Mann, der eben eintritt, ach, Sie sehen ja nicht hin, dort im Jagdcostüm —"

„Das ist der sogenannte „tolle Junker", Baron Rüdiger, erinnern sich Durchlaucht nicht mehr? Der jetzt Wolfsdorf geerbt hat. Uebrigens eine sonderbare Idee, in diesem Aufzug hier zu erscheinen!"

„Jedenfalls eine kleidsame Idee", sagte die Fürstin, deren Augen immer noch den Besprochenen fixirten, „das ist eine interessante Erscheinung; Wie kommt es übrigens, daß man diesen neuen Ankömmling noch gar nicht zu Gesicht bekommen hat?"

„Rüdiger liebt es, gegen die gesellschaftlichen Formen zu verstoßen, Durchlaucht", sagte Erting etwas bitter, „er sucht darin eine gewisse Originalität!"

„Das thut er nicht", rief Edith plötzlich mit Energie und tief erröthend, „er ist ein Naturmensch durch und durch, und wenn er sich in seiner sorglosen Weise gehen läßt, so ist das eben originell, und er braucht es nicht erst zu suchen, wie Sie sagen!"

Erting biß sich auf die Lippen. Die Fürstin sah mit einem forschenden Blick auf das plötzlich so lebhaft sprechende Mädchen, und wandte sich dann zu Raven:

„Bringen Sie mir doch diesen seltenen Vogel einmal, Herr von Raven, ich möchte gern nach dem Augenschein urtheilen."

„Durchlaucht gestatten wohl, daß ich mich für einige Minuten beurlaube", sagte Erting rasch, während Raven sich anschickte, Rüdiger aufzusuchen.

Die Fürstin winkte gnädig gewährend mit der Hand, und wandte sich zu Edith, als Erting sich entfernt hatte.

„Edith, dieser Rüdiger sieht unbändig interessant aus, ist es wirklich eine Jugendliebe von Ihnen? Wie schade dann!"

Und ein nicht mißzuverstehender Blick folgte der kleinen Gestalt Ertings.

„Durchlaucht sind grausam", erwiederte Edith mit zuckenden Lip-

Digitized by Google

pen, „habe ich das verdient? Wer mir in der Zeit meiner Verlobung so nahe gestanden hat, sollte anders denken, oder sprechen!"

Edith durfte viel wagen. Die Fürstin sah einen Augenblick wie bestürzt vor sich nieder.

„Verzeihen Sie mir", sagte sie dann in ihrer gewohnten leichten Art, „Sie wissen, ich sage gern, was ich denke, und im Moment kam mir die Idee, welch herrliches Paar Sie Beide — doch halt, er kommt!"

Rüdiger trat mit Raven zur der Fürstin.

„Sie haben uns auf Ihre Bekanntschaft warten lassen, Baron Rüdiger", sagte sie in liebenswürdigem Tone, „ich habe Ihren Oheim sehr wohl gekannt, und weiß mich Ihrer selbst und Ihrer Fähnrichszeit dunkel zu erinnern! Haben Sie alles Attachement für alte Bekannte in der Fremde verlernt?"

„So wenig, wie die deutsche Sprache, Durchlaucht", erwiederte Rüdiger verbindlich, „wenn ich trotzdem ein Versäumniß beging, so bitte ich, es in Gnaden der partiellen Verwilderung zuschreiben zu wollen, der man bei einem Jägerleben, wie ich es seit fünf Jahren führe, doch nicht entgeht."

„Rüdiger kokettirt ein wenig mit dieser Verwilderung", sagte Raven in seiner gewohnten ironischen Weise, „man muß seine tadellosen Verbeugungen sehn, um zu staunen, daß er in Californien Gold gegraben, in Australien —"

„Ich bitte, erklären Sie mich nicht", unterbrach ihn Rüdiger etwas kurz, „außerdem sagen meine Verbeugungen durchaus Nichts — man muß mit den Wölfen heulen — meinen Sie, ich hätte in Amerika nicht mit den Affen um die Wette klettern, und mit der größten Eleganz Cocosnüsse pflücken und Grimassen schneiden können? Dafür ist man eben Kosmopolit!"

Die Fürstin sah belustigt aus, ihr Interesse an dem schönen, wildaussehenden Jägersmanne wuchs.

„Nun, da Ihnen das Parquet nicht so ganz fremd geworden ist", sagte sie, sich erhebend, „so hoffe ich, Sie öfters zu sehen. Wir musiciren jeden Freitag im kleinen Cirkel, und Sie sind hiermit benachrichtigt, daß Sie erwartet werden. Nun aber muß ich gehen, ich habe mich schon über die Gebühr lange bei Ihnen verweilt, Edith, auf Wiedersehen!"

Raven geleitete sie zu den anderen Tischen, während Rüdiger schweigend vor Edith stehen blieb.

„Ich dachte, Sie wollten mir heute überhaupt nicht Guten Abend sagen!" nahm sie endlich lächelnd das Wort, ohne ihn anzusehen.

„Ich wollte auch nicht, aber Ihnen gegenüber muß ich stets, auch was ich nicht will! Schütteln Sie nicht wieder den Kopf, erzählen Sie mir lieber, wie Ihnen unser gestriger Weg bekommen ist!"

„Ich liebe keine Reminiscenzen, und heute bin ich auch gar nicht als Privatperson hier, ich denke Sie sollen mir viel abkaufen, hier, diese schöne Jagdtasche —"

„Haben Sie sie gearbeitet?"

Sie schüttelte den Kopf

„Kennen Sie meine ungeschickten Hände nicht mehr? Ich verstand stets besser mit der Reitpeitsche umzugehen, als mit der Nadel! Aber nun ernstlich, was kaufen Sie?"

Digitized by Google

„Nur Eins!“ erwiederte er langsam, „aber für dieses Eine gebe ich Ihnen meine ganze Börse preis!“

„Und das wäre?“

„Sie werden es nicht geben wollen!“

„Ist es bei den Verkaufsartikeln?“ frug sie, ahnungslos, was er meinte.

Er lachte.

„Ja, es liegt dabei!“

„Nun, dann habe ich nichts zu geben oder zu verweigern, mein ganzes Sinnen und Trachten ist auf einen möglichst hohen Preis gerichtet, wo ist es?“

„Hier“, erwiederte er, und nahm das Camellienbouquet vom Tisch, während er seine gefüllte Börse ernsthaft in ihre kleine Geldcasse gleiten ließ.

„Was machen Sie mit dem Bouquet meiner Braut?“ sagte plötzlich Ertings Stimme hinter ihm, ehe Edith Zeit gehabt hatte, Einspruch zu thun.

„Ich habe es gekauft“, sagte Rüdiger, und blickte herausfordernd auf seinen kleinen Rivalen nieder.

Edith mischte sich hastig ein.

„Thorheit, Baron Rüdiger, Sie mußten selbst sehen, daß ich nicht daran denken konnte, Ihnen diesen Gegenstand zu verkaufen, legen Sie gleich das Bouquet wieder her! Es war nur ein Scherz“, wandte sie sich verwirrt an Erting

„Das Bouquet ist mein“, erwiederte Rüdiger, ohne sich an Ertings zornbleiche Miene zu kehren, „dort liegt meine Börse, Geschäft ist Geschäft, Herr Erting, das müssen Sie als Kaufmann doch am besten wissen!“

„Sie sind unartig, Gerald“, fiel Edith wieder hastig ein, „und ich allein habe das Recht, hier zu entscheiden. Legen Sie das Bouquet wieder her, ich mag Ihr Geld nicht haben, auf sophistischem Wege bin ich nicht wohlthätig!“ Sie hielt ihm die Börse hin.

„Das Bouquet“, wiederholte sie.

„Geben Sie das Bouquet her“, sagte Erting gleichzeitig, mit vor Wuth fast erstickter Stimme, „haben Sie ein Recht darauf, oder ich?“

„Leider Sie!“ erwiederte Rüdiger lachend. und hielt den fraglichen Gegenstand hoch in die Höhe, „aber trotzdem bleiben diese Blumen mein, ich würde ebenso gern meinen Kopf hergeben, wie auch nur ein einziges Blättchen aus dem Strauß! Geben Sie sich keine Mühe, Erting, Sie können ihn gar nicht erreichen!“

„Genug“, sagte Edith jetzt schnell und besorgt, da sie sah, daß Erting aufs Aeußerste gereizt war, „ich befehle, daß Sie die Blumen meinem Bräutigam geben, Gerald!“

Sie hatte noch nie mit diesem Ausdrucke von Erting zu Rüdiger gesprochen, sein schnell entfachter Zorn loderte auf. Er nahm den Strauß und die schwere Börse, und mit dem heftigen Ausruf: „So soll sie Niemand haben!“ schleuderte er Beides durch das geschlossene Fenster in den Garten und verließ dann den Saal, ohne irgend Jemand Lebewohl gesagt zu haben, während die ganze Gesellschaft stumm und entsetzt dem „tollen Junker“ nachsah, der sich eben wieder seines Namens so werth gezeigt hatte.

Digitized by Google

Die Fürstin, welche am andern Ende des Saales beschäftigt gewesen, hatte sich beim Klirren der Fensterscheibe rasch und erstaunt umgewendet, und sandte jetzt Raven ab, um den Grund dieser Störung zu erfahren. Als er mit dem Bericht zu ihr zurückkehrte, lachte sie hell auf:

„Köstlich, Herr von Raven, dieser Rüdiger ist wirklich ein Original! Aber wie erfrischend wirkt das in unseren nüchternen Kreisen!"

„Ich fürchte, Durchlaucht, daß Herr Erting die Sache nicht in diesem Sinne auffassen wird", sagte Raven, „er schäumte geradezu vor Wuth, und seine Mutter, die eben eintrat, um das Bouquet des Söhnchens fliegen zu sehen, war mindestens ebenso empört! Wenn die Sache nur nicht ernstere Folgen hat!"

„Das wäre ja abscheulich!" rief die Fürstin lebhaft, „und gerade jetzt, wo ich mir vorgenommen habe, den interessanten Goldgräber zu unseren kleinen Festen heranzuziehen; eine derartige Differenz würde Alles zerstören, das muß verhindert werden, um jeden Preis! Ich werde die Familie Erting versöhnen, Herr von Raven, ich bringe der Außergewöhnlichkeit ein Opfer!"

Sie ging lachend davon, und Raven folgte ihr, etwas ingrimmig murmelnd: „Besonders, wenn diese „Außergewöhnlichkeit" ein so hübsches Gesicht hat, da opfert man sich mit Leichtigkeit!"

Aber Ludwig Erting war bereits den suchenden Augen der Fürstin entrückt. Er faßte den Arm seiner Mutter und zog sie mit sich hinaus.

„Ich gehe nach Haus", sagte er auf ihren verwundert fragenden Blick.

„Und Edith? Ich weiß nicht wie Du bist, Ludwig, Du wirst doch Deine Braut nicht allein hier lassen!"

„Ich gehe nach Haus", wiederholte er heftig, „für heute habe ich wieder einmal genug von dem vornehmen Brautstand. Was, ich soll mich wohl von dem infamen Abenteurer, dem Rüdiger, wie einen Schuljunge necken und zerren lassen? Mutter, ich sage Dir, es geht nicht gut; wenn Du nicht merkst, daß man sich hier über uns lustig macht, ich merke es, und was habe ich denn davon."

„Aber Ludwig", rief die erschrockene Frau, die währenddessen mit dem zornigen, kleinen Sohn ihren bereitstehenden prächtigen Wagen bestiegen hatte, und nun an seiner Seite durch die Straßen rollte, „Ludwig, hast Du denn gar kein Gefühl für die Ehre, die Dir geschieht, wenn Du eine solche Heirath machst? Du mußt doch steigen wollen und in Höhe und Sphären kommen, mein liebes Kind, ich will ja nur Dein Glück, wenn ich Dir dazu rathe!"

„Du meinst es gut, Mutter, das weiß ich", sagte er, schon ruhiger, „und es ist ja auch möglich, daß eine Heirath mit Edith ein Glück ist, in manchem Sinne! Aber ich denke jetzt oft, es wäre besser für mich, ich hätte mich nicht von Dir bereden lassen, aus meinem Kreise herauszugehen, durfte ich nach meinem Sinne wählen, so wäre ich später einmal Herr in meinem Hause, und nicht, was ich hier immer sein werde, der Mann meiner Frau, die ja sehr schön, sehr vornehm und sehr klug ist, die aber wenigstens zehn Stufen herunter steigen muß, um sich mir gleich zu dünken. Das ist nichts für mich, Mutter, aber wir wollen nicht weiter davon sprechen. Geschehene Dinge sind nicht zu ändern!"

Die Mutter schwieg auf diesen Ausbruch eines lange verhaltenen Aergers, einfach, weil sie nichts darauf zu erwiedern wußte.

Dann aber fühlte sie doch das Bedürfniß, ihren Sohn zu beschwichtigen. Besänftigend legte sie Ludwig die Hand auf die Schulter.

„Mein liebes Kind", sagte sie ängstlich, „so sei doch nicht so heftig! Daß ich nur Dein Glück im Auge hatte, als ich Dich zu der Verlobung mit Edith drängte, weißt Du ja! Und warum solltest Du nicht glücklich mit ihr werden? Ist sie nicht das schönste und liebenswürdigste Mädchen, was die ganze Provinz aufweisen kann? Und so distinguirt, so viel chic!"

„Mutter, thu mir die einzige Liebe, und sei nicht vornehm, so lange wir unter vier Augen sind! Dir steht es nicht, und mir gefällt es nicht, und außerdem gehört das chic und was Du sonst sagst, nicht zur Sache. Antworte mir einmal einfach: glaubst Du, daß Edith mich liebt?"

Frau Erting wurde verlegen, als die ehrlichen, kleinen Augen des Sohnes sich so fest auf sie richteten.

„Was verstehst Du unter lieben?" frug sie ausweichend.

„Nun, ungefähr, was Du darunter verstandest, als Du meinen Vater heirathetest, der ein armer Mensch war, und Dir keine glänzende Existenz bieten konnte! Oder ungefähr, was ich darunter verstand, ehe Martha unter fremde Leute gehen mußte, damit ich eine vornehme Heirath machen konnte!"

„Ludwig", sagte die Mutter, jetzt fast ebenso heftig, als vorhin der Sohn, „reize mich nicht! Willst Du Deine Verlobung mit Edith Brandau rückgängig machen, so thu es, ich kann Dir nicht befehlen, aber ich kann Dir etwas verbieten! Du hast mir am Todtenbette Deines seligen Vaters versprochen, nicht gegen meinen Willen zu heirathen, und wenn ich den bittersten Kummer erleben sollte, Dich als Junggesellen sterben zu sehen, meine Einwilligung zu einer Heirath mit Martha Erting erhältst Du nie! So lange Du ledig bleibst, kann ich sie aber natürlich nicht wieder ins Haus nehmen. An Deinem Hochzeitstage, das verspreche ich Dir, will ich an sie schreiben, und sie zurück holen lassen, also Du hast es in Deiner Hand, wie lange Martha „unter fremden Leuten" sein soll! Ich dachte, Du hättest Dir diesen Unsinn nun nachgerade aus dem Kopf geschlagen!"

„Reden wir nicht mehr davon", sagte Erting finster, „ich habe mich vergessen! Eins aber sage ich Dir, Mutter, wenn mir dieser übermüthige Junker, der Rüdiger, noch ein einziges Mal zu nahe tritt, oder sein unverschämtes Hofmachen bei meiner Braut fortsetzt, so werde ich mal zeigen, daß man Courage haben kann, auch wenn man nicht baumlang und baumstark ist! Ich fordre ihn auf Pistolen, Mutter, Du weißt, ich habe noch kein solches Ding in der Hand gehabt, und wenn er mich todtschießt, so hast Du wenigstens das tröstliche Bewußtsein, daß ich vornehm umgekommen bin!"

Der Wagen hatte während dieser Rede gehalten, und Ludwig half Frau Erting aussteigen.

„Gute Nacht, Mutter", sagte er dann, „da kommt schon einer von unseren Herren Bedienten; ich gehe noch zu Gerhold, ein Glas Wein wird mir heute ganz dienlich sein!"

Und damit wandte er sich ab und ging die Straße hinunter, während die Mutter, halb entsetzt, halb stolz über den heldenmüthigen kleinen Eisenfresser, im Hause verschwand.

Entflieh' mit mir!

Die Fürstin ließ es seit dem Bazartage nicht an Gelegenheiten fehlen, die gefährlichen Zusammenkünfte zwischen dem Brautpaar und Rüdiger zu veranlassen. Theils hatte sie, trotz ihrer vierzig Jahre, noch jenes kleine faible für Rüdiger, welches er fast bei jeder Frau, mit der er in Berührung kam, hervorrief, theils auch ergötzte es sie, die Reibereien und Intriguen zwischen Erting und Rüdiger zu beobachten. So jagten sich denn Lese- und Musikabende, Schlittenfahrten und Eisfeste nach einander, und immer war der „tolle Junker" der Held aller dieser Festivitäten.

Wie Edith, die in jenen Gesellschaften mit Gerald las und musicirte, und sich seinem eigenartigen Wesen unbefangener als je hingab, dachte, das wußte Niemand. Die kühle, vornehme Zurückhaltung ihres Wesens hätte jede Frage von vorn herein zurückgewiesen, und ob sie selbst sich fragte? Sie ließ sich von dem glänzenden Strome der Gegenwart dahin tragen, wie in einem Traume, in dem uns schon bewußt ist, daß wir bald erwachen werden, den wir aber mit um so größerem Entzücken weiter träumen. Das dunkle Gefühl, daß die Wellen dieses Stromes sie vielleicht plötzlich erfassen und in den Abgrund ziehen könnten, kam ihr nur selten, und wurde so schnell wieder unterdrückt, wie es entstand.

Als eine Art Abschiedsfest hatte noch so eben ein glänzender Maskenball die Gesellschaft vereint. Unmittelbar von diesem Balle aus kehrte Edith, die mehrere Tage bei der Fürstin gewohnt hatte, nach Brandau zurück.

Der Maskenball war glänzend und es herrschte nur eine Stimme vollster Befriedigung. Die Fürstin, die als Maria Stuart durch die Zimmer rauschte, hatte das Signal zum Demaskiren noch nicht gegeben. Sie selbst war natürlich sofort erkannt worden, zu ihrem geheimen Verdruß, und so blieb ihr nichts übrig, als, auch eigene Abenteuer vorziehend, solche in möglichst großer Zahl unter ihren Gästen anzustiften.

Edith hatte auf den dringenden Wunsch der Fürstin einen altdeutschen Anzug gewählt, und als sie jetzt in ihrem lichtblauen, faltenreichen Gewande, mit den herabhängenden, schweren Goldflechten, sinnend am Fenster lehnte, hätte allerdings das „Gretchen" nicht reizender gedacht werden können. Der dieser Erscheinung widersprechende Zug von Stolz und Herbheit, der Ediths Wesen sonst leicht kennzeichnete, war durch den wehmüthigen Gedanken an den so nahe bevorstehenden Abschied von der Mädchenzeit zu einer weichen Lieblichkeit gemildert, die ihr einen neuen und geradezu hinreißenden Zauber verlieh.

Erting zu erkennen, war ihr sofort gelungen, er hatte, mit richtigem Tact, einen einfachen schwarzen Domino gewählt, aber seine schüchterne Unbehülflichkeit ließ ihm selbst diese anspruchslose Tracht als eine Prätension erscheinen. Er stand, sich entschieden unbehaglich fühlend, am Fenster des zu ebener Erde gelegenen Ballsaales und blickte in den Schnee hinaus. Edith trat mit jenem, aus freundschaftlicher Zuneigung und Mitleid gemischtem Gefühl, welches sie stets für ihn empfand, auf ihn zu.

„Nun, Ludwig, haben Sie mich wirklich noch nicht erkannt, oder wollen Sie sich Ihre Maskenfreiheit wahren?" sagte sie, und legte ihre kleine Hand auf seine Schulter.

Digitized by Google

Er wandte sich hastig um und nahm die Larve ab; es lag ein Zug von trübem Nachdenken auf seiner Stirn.

„Wollen Sie mich daran erinnern, daß es mit unserer Freiheit überhaupt bald zu Ende ist?“ sagte er in einem Tone, der scherzhaft sein sollte, aber bitter klang.

„Was haben Sie, Ludwig?“ frug Edith halb erstaunt und halb verletzt, indem sie einen Schritt zurück trat. In dem Moment fiel ihr Blick auf eine hohe Gestalt in der düsterschönen Tracht eines spanischen Granden. Eine tiefe, jähe Röthe schoß ihr sinnverwirrend in den Kopf, und war trotz der Larve wohl zu bemerken.

„Was ich habe?“ gab er finster zurück, „sehen Sie einmal in den Spiegel, Edith, aber jetzt, in diesem Augenblicke, und fragen Sie sich, „was ich habe“, wenn das Mädchen, das in drei Tagen meine Frau sein wird, beim Anblick eines Anderen so tief erröthet — Sie haben sich zu früh demaskirt!“

Sie richtete sich auf und wollte ihn ohne ein weiteres Wort verlassen, aber ihr ehrliches Herz sagte ihr, daß er so Unrecht nicht habe! Sie bezwang sich und blieb.

„Ludwig, seien Sie nicht so hart“, sagte sie, fast bittend, „Sie kennen mich genug, um zu wissen, daß ich bei jedem überraschenden Wort oder Anblick roth werde, und das unerträgliche Gefühl, daß Sie mich stets beobachten, wenn Gerald kommt.“

„Ach was Gerald — Gerald“, rief er heftig, „Sie brauchen den Baron nicht beim Vornamen zu nennen, ich kann diese Jugendfreundschaft nicht leiden, die er zum Vorwand nimmt, um Ihnen vor Aller, und auch vor meinen Augen in der unerhörtesten Weise den Hof zu machen! Sie werden ihn nicht mehr beim Vornamen nennen, und Sie werden heute Abend nicht mit ihm tanzen!“

Edith war leichenblaß geworden.

„Sie demaskiren sich gleichfalls ein wenig früh“, sagte sie langsam und eiskalt, „aber noch brauche ich mir in solchem Tone nichts befehlen zu lassen, ich werde Gerald Rüdiger beim Vornamen nennen, und mit ihm tanzen, bis Sie mir wirklich etwas zu befehlen haben!“

Und mit einem hochmüthigen Kopfneigen trat sie aus der Fensternische, und nahm Geralds Begrüßung mit um so seltsameren Gefühlen entgegen, als der leidenschaftlich entzückte Ausdruck, mit dem er sie erkannte, schneidend von dem Wesen Ertings abstach.

Das Orchester begann einen rauschenden Walzer zu spielen, man demaskirte sich, und als Rüdiger jetzt mit Edith durch den Saal flog, da folgten Aller Blicke bewundernd und — bedauernd dem herrlichen Paar welches dem feurigen Rhythmus des Tanzes so anmuthig nachgab, und jetzt, stillstehend, unwillkürlich an zwei schlanke Edeltannen denken ließ, die neben einander und für einander gewachsen schienen.

Noch nie hatten Beide, Rüdiger und Edith, es so klar empfunden, was sie einander waren, als an diesem Abend, wo das schmerzliche Gefühl „des letzten Males“ ihrem Beisammensein einen erhöhten Reiz verlieh. Noch nie hatte Rüdiger es so offen gewagt, von seiner Leidenschaft zu sprechen und Edith, im Gefühl einer an ihr begangenen Härte wies ihn nicht zurück!

„Und übermorgen ist Ihr Polterabend!“ sagte Gerald jetzt ohne

Uebergang, als er Edith den Arm bot, und langsam mit ihr durch den Saal nach einem kühleren Zimmer schritt. Sie ließ sich ermüdet in einen Sessel gleiten, und wehte sich mit ihrem großen Fächer Kühlung zu, ohne zu antworten. „Erlauben Sie!“ sagte er jetzt, und nahm den Fächer aus ihrer Hand, „das paßt nicht für Gretchen, überlassen Sie es Faust!“

„Sie sind nicht Faust!“ erwiderte sie lebhaft, und richtete sich auf, um ihn anzusehen.

„Vielleicht doch! Die Fürstin wollte mich wenigstens sofort dafür erkennen, freilich hat sie mir dies Kostüm auch warm genug empfohlen!“

„Abscheulich!“ rief Edith erröthend, „weil sie wußte, daß es Ludwig kränken würde!“

„Und warum soll Ludwig sich nicht kränken lassen?“ sagte Rüdiger höhnisch, „soll ich das ganz allein thun?“

„Sie brauchen sich ja auch nicht zu kränken!“

„Das ist auch nicht das Wort für meine Empfindungen: ich gräme mich, ich habe die rasendsten Pläne; wenn Sie ahnten, wie es in meinem Kopf und Herzen aussieht!“

„Ich bin gar nicht neugierig!“ erwiederte sie anscheinend ruhig, aber mit leicht bebender Stimme, „überdies kann ich es mir denken!“

„Nun, wie sieht es darin aus? Sagen Sie wahr!“

„Toll, nicht? Das ist ja Ihr gewöhnlicher Zustand!“

„Und wenn es wäre? Wer hat mich toll gemacht? Edith, ich gebe Ihnen eine letzte Bedenkzeit, sagen Sie mir, daß Sie mich lieben, daß Sie Erting nicht heirathen wollen, und Alles ist gut! Sonst fällt die Verantwortung für jede, auch die größte Thorheit und Schlechtigkeit, die ich von jetzt ab begehe, auf Ihr Haupt, vergessen Sie das nicht!“

Sie schüttelte still den Kopf, ohne zu sprechen, aber in dem Zittern der kleinen Hände, die zusammengefaltet, unthätig im Schooße lagen, verrieth sich der tiefe, peinvolle Zwiespalt, in den seine Worte sie versetzten.

„Entscheiden Sie sich, Edith“, fuhr er athemlos vor Aufregung fort, „ich gebe Ihnen eine ganze Minute, sechzig Secunden; glauben Sie, daß ich den zehnten Theil so lange brauchte, um zu wissen, ob ich Ja oder Nein sagen sollte? Ein Wort, Edith“, er blickte sich hastig um, sie waren allein im Zimmer, „ein Wort und ich gehe mit Ihnen davon, mein Schlitten ist hier, Sie kennen den alten Job, meinen Diener, er führe mich zum Teufel in die Hölle, wenn ich wollte! Der Saal ist zu ebener Erde, durchs Fenster können wir fort, wie nichts! Ich pfeife und der Schlitten ist hier, noch zwanzig Secunden, Edith, ehe die aber um sind, dürfen Sie auch kein Wort sprechen!“

Sie schnitt ihm das Wort ab, indem sie sich hastig erhob.

„Genug, Baron Rüdiger“, sagte sie mit gepreßter Stimme, „Sie beleidigen mich tief, tödtlich, wenn Sie noch eine einzige Silbe sagen! Was, Sie haben es für möglich gehalten, daß ich, die Braut eines Andern, mit Ihnen davonlaufen würde, um die dürre Wahrheit zu sagen? Und nicht nur für möglich, für wahrscheinlich haben Sie es gehalten“, fuhr sie fort, indem sie ihn durch eine stolze Handbewegung schweigen hieß, „auf wen wartet Ihr Schlitten, wenn nicht auf mich? Ich glaubte doch, Sie kennten mich besser, Baron Rüdiger! Und jetzt darf ich Sie wohl bitten, mich zu meiner Mutter zu begleiten, Sie haben mich hart

Digitized by Google

dafür gestraft, daß ich Ihnen die Rechte alter Jugendfreundschaft so vertrauend einräumte."

Er bot ihr schweigend den Arm, an der Thür stand er still und zwang sie dadurch, gleichfalls stehen zu bleiben.

„Edith, verzeihen Sie mir", sagte er rauh und ohne sie anzusehen, „es war ein verzweifelter Versuch, Sie zu gewinnen, ich habe nicht überlegt, daß Sie der Gedanke kränken mußte; was blieb mir schließlich übrig? Verzeihen Sie mir", wiederholte er zornig, als sie schwieg und vor sich niederblickte. „Sagen Sie, daß Sie mir verzeihen oder es wird nicht gut!"

Er preßte bei diesen Worten ihren Arm so heftig an sich, daß sie einen leisen Schmerzensruf ausstieß. Hastig ließ er sie los.

„Sehen Sie", sagte er mit erzwungenem Lächeln, aber ohne sich zu entschuldigen, „was davon kommt, wenn man mir den Willen nicht thut? Aber jetzt noch einmal, Edith, verzeihen Sie mir, wir sind für lange Zeit das letzte Mal zusammen gewesen, gönnen Sie mir diesen einen armen Abend aus Ihrem ganzen reichen Leben. Ich will heute noch einmal vergnügt sein, ich reise in dieser Nacht ab!"

„Weshalb?" frug sie überrascht, und sah zu ihm auf.

„Was soll ich noch hier? Ihr Brautführer sein? Sie taxiren mich denn doch etwas zu zahm, Edith! viel zu zahm, wie Sie noch einmal einsehen werden! Aber Sie haben mir noch nicht geantwortet, verzeihen Sie mir? Hölle und Teufel, wie oft soll ich fragen?"

„Noch oft, und in ganz anderem Tone, ehe ich antworte", erwiederte sie kalt.

„Nun, dann bin ich zu Ende", rief er trotzig und wild, „thun Sie was Sie wollen, aber wundern Sie sich nicht, wenn ich es auch thue!"

Er stürmte fort, und Edith folgte ihm langsam, mit wildschlagendem Herzen. Eine unbestimmte Furcht schien sich wie ein Bleigewicht an ihre Schritte zu hängen. Als sie beim Eintreten in den Saal ihre Mutter nicht sofort sah, sondern nur Erting erblickte, ging sie, in einem ihr sonst fremden Gefühle der Schutzbedürftigkeit zu ihm, und legte ihre Hand in seinen Arm.

„Ludwig, Sie dürfen mich nicht so viel allein lassen", sagte sie, „was soll man davon denken?"

„Sie ließen mich allein", erwiederte er, halb versöhnt durch ihr Einlenken, „aber es soll mir um so lieber sein, wenn ich jetzt in Ihrer Nähe bleiben darf! Geben Sie mir den nächsten Tanz, es ist eine Quadrille!"

„Gern", sagte sie, erleichtert, daß er ihr nicht mehr grollte, „sehen Sie sich, bitte, nach einem vis-à-vis um, ich erwarte Sie bei Mama!"

Er geleitete sie zur Gräfin Brandau, die inzwischen wieder in den Saal getreten war. Dann ging er, sich einer Gruppe von Herren zugesellend, zu der auch Rüdiger gehörte.

Edith beobachtete einige Augenblicke die Plaudernden mit angstvoller Spannung, aber da nichts Auffälliges zu bemerken war, wandte sie sich ihrer Mutter zu, und bemühte sich, die kritischen Bemerkungen zu belächeln, welche die Gräfin schonungslos über Alt und Jung laut werden ließ.

Das Zeichen zur Quadrille ertönte von dem hoch placirten, durch Orangerie fast versteckten Orchester. Die verschiedenen Gruppen im

Digitized by Google

Saal geriethen in Bewegung, ein Paar nach dem andern stellte sich auf, Edith warf einen suchenden Blick in den Saal hinein, Erting kam nicht, und sie vermochte ihn auch nicht zu entdecken.

Verwundert und etwas ärgerlich wollte sie sich eben zurück ziehen, als Raven zu ihr trat.

„Nun, gnädigste Comtesse, Sie verschmähen diesen Tanz?"

„Sagen Sie lieber, der Tanz oder mein Tänzer verschmäht mich", sagte sie lächelnd, „ich habe die Quadrille meinem Bräutigam zugesagt, und er scheint dies vergessen zu haben!"

„Erting?" O, der wird sofort kommen, er wurde eben abgerufen, weil ihn Jemand auf einen Augenblick zu sprechen wünschte, mag sein, daß die Unterredung sich ein wenig in die Länge zieht!"

„Ah so!" erwiederte Edith beruhigt, „nun plaudern wir, bis er kommt, Herr von Raven, oder besser, plaudern Sie, Sie verstehen das ja so meisterhaft!"

Raven verbeugte sich.

„Tempi passati, meine Gnädigste, tempi passati, jetzt überläßt man es jüngeren Kräften!"

Die Quadrille nahm indeß ihren Fortgang. Ediths anfängliches Befremden über das Ausbleiben Ertings wich nach und nach dem Zorn. Mochte er in noch so dringenden Angelegenheiten abberufen sein, ein Moment fand sich doch wohl, mußte sich finden, um der Braut Aufklärung zu geben, was ihn verhindere!

„Irgend eine Börsennachricht", dachte sie bitter, „das ist wichtiger, als Höflichkeit und Rücksichten! Man wird zum Cavalier geboren, das läßt sich eben später nicht anlernen!"

Als der Tanz vorüber war und sie Raven mit seinen vielen „Unbegreiflich, unerklärlich, unverzeihlich" entlassen hatte, trat Rüdiger zu ihr. Ihre Augen verriethen die innere Erregung, ein zartes aber doch tiefes Roth färbte ihre Wangen.

Rüdiger sah mit unverhohlenem Entzücken in ihr Gesicht. Wenn sie, als er sich ihr nahte, eine leise Befangenheit in seinem Wesen zu erkennen geglaubt hatte, so war diese verflogen, er sah lustiger und übermüthiger aus, wie je!

„Darf ich Sie zum Souper hinüber führen?" frug er, indem er ihr Spitzentuch vom Sessel nahm und ihr umgab.

„Das dürfen Sie", sagte Edith, gegen ihr besseres Gefühl, „ich bin ja ohne Cavalier, Herr Erting hat, Gott weiß warum, den Ball verlassen, ohne ein Wort der Aufklärung an mich!"

„Hat er das?"

„Und weiter sagen Sie nichts? Ist es nicht unerhört rücksichtslos?"

„Sie wissen, ich fälle nie scharfe Urtheile", sagte Rüdiger, der sie zu ihrem Platze geleitet hatte, „er konnte zwingende Gründe haben! Jedenfalls rechnen wir mit Thatsachen, er ist fort, ich bin da, es lebe die Gegenwart!"

Er hielt sein überschäumendes Champagnerglas hin, und das ihrige klang leise dagegen. Er leerte es in einem Zuge, und noch eins, er steigerte sich zu fast fieberhafter Fröhlichkeit, sein Lachen klang durch den Saal, und noch nie hatten die blauen Augen des „tollen Junkerns" so geblitzt, wie an diesem Abend.

Digitized by Google

Edith gab sich voll und rückhaltlos dem Zauber der Minute hin, sie fühlte ein Recht dazu, da Erting sie so rücksichtslos, so gleichgültig verlassen hatte, und die Stunden flogen hin, leicht und glänzend, wie die Schneeflocken, die draußen dicht und dichter niederfielen.

Endlich gab die Fürstin das Zeichen zum Aufheben der Tafel und zugleich zur Beendigung des Festes.

Während man sich empfahl und der Saal sich zu leeren begann, trat Rüdiger noch einmal zu Edith.

„Ich darf Sie und Ihre Mutter nach Hause fahren?"

„Ich glaubte, Sie verreisten heute Abend?"

„Das thue ich auch, aber es bleibt mir trotz dessen noch Zeit, wenn ich Sie erst nach Brandau bringe, ich benütze dann einen späteren Zug."

Aber Edith war inzwischen zu ruhigerem Besinnen gekommen. Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, Baron Rüdiger, ich danke Ihnen! Ich bleibe heute noch bei der Fürstin, es ist mir zu spät geworden, um nach Brandau hinaus zu fahren, und meine Mutter hat gleichfalls die freundliche Einladung angenommen, im Schloß zu übernachten. Wir können uns also Ihrem Schutze nicht anvertrauen."

„Wie Sie befehlen", sagte Rüdiger, ohne zu ihrer Ueberraschung noch mit Bitten in sie zu dringen, „dann fahre ich von hier direct zur Bahn, und fort. Leben Sie wohl, Edith, auf Wiedersehen!"

„Ein weiter Begriff, wenn Sie mehrere Tage fortbleiben", sagte sie mit etwas mühsamen Lächeln, „wir reisen gleich nach der Trauung für den Rest des Winters nach Italien."

„Gleich nach der Trauung, und für den ganzen Winter? O, wie schade! Nun, der Frühling kommt ja auch ins Land, Comtesse, und überdieß, wer darf so sicher sagen, was er thun wird? Sie können Ihre Entschlüsse auch noch ändern. In jedem Falle, leben Sie wohl!"

Was war das? Dieser kühle, fast vergnügte Ton, in dem er, der sie noch vor wenig Stunden wie außer sich beschworen hatte, mit ihm zu fliehen, jetzt ihre Hochzeitsreise besprach — war dies Comödie, oder alles Vorhergegangene? Nun, sie wollte sich nicht übertreffen lassen.

„Leben Sie wohl!" sagte sie frostig, und reichte ihm die kleine Hand im Handschuh, die er ehrerbietig an die Lippen führte. Aber als er sich wieder aufrichtete, und zurücktrat, so edel, stolz und fest in jeder Bewegung, da stand die gewaltsam bekämpfte Liebe in ihrem Herzen noch einmal auf, mit bitterem Schmerz bei dem Gedanken: „Du siehst ihn nie wieder, wie Ihr Euch heute gesehen!" und sie gab ihm nochmals die Hand:

„Gott behüte Sie, Gerald, auf allen Ihren Wegen —" und wandte sich hastig ab, während er eben so rasch das Zimmer verließ, und seinen Mantel umwerfend, die Freitreppe nachdenklich hinunter schritt.

Auf seinen leisen Pfiff fuhr ein kleiner Schlitten vor. Der graubärtige Kutscher schlug schweigend das Tigerfell zurück, und gab seinem Herrn die Zügel. Beide vermieden es sorgfältig, einander anzusehen.

„Vorwärts!" rief Rüdiger, und die Pferde zogen an, pfeilschnell flog der Schlitten über die dichte Schneedecke, zur Stadt hinaus. Lautlos sauste das Gefährt über die Landstraße, im kalten Vollmondlicht von seinen gespenstischen, kohlschwarzen, jagenden Schatten begleitet

Eine scharfe Biegung des Weges brachte den Schlitten in den stummen, funkelnden Wald, der Mond verschwand hinter den schwarzen Tannen, und ein Ruck mit den Zügeln ließ die Pferde langsam gehen. Schon stieg das Wolfsdorffer Schloß, in seinem Schneemantel seltsam und ungestaltet aussehend, vor der Blicken Rüdigers auf. Er zog den Hut tiefer ins Gesicht, und wandte sich zu seinem Kutscher.

„Job!“

„Gnädiger Herr?“

„Alles ruhig oben?“

„Nein, gnädiger Herr!“

„Was macht er denn, Job?“

„Er flucht, gnädiger Herr, und wirft die Stiefel gegen die Thüren. Zwei Fenster hat er auch schon eingeschlagen.“

Rüdiger biß sich auf die Lippen und schwieg. Nach einer Pause, die den Schlitten wieder näher an das Schloß brachte, begann er von Neuem.

„Job!“

„Gnädiger Herr!“

„Warum sagst Du nichts?“

„Ich weiß nichts, gnädiger Herr!“

„Job, mir ist verflucht ungemüthlich zu Muthe!“

„Das glaub ich, gnädiger Herr!

Der Baron peitschte plötzlich wie wüthend auf die Pferde, daß sie im Sturmschritt hinflogen, bis das Schloß erreicht war. Der gellende Ton der Pfeife übte auch hier seine Wirkung. Langsam und kreischend wurde die Zugbrücke herabgelassen, der Schlitten sauste in den Schloßhof, die Zugbrücke ging empor und nun war Rüdiger zu Hause.

Ein zweiter Diener, eben so alt und verdrießlich aussehend, wie Job, trat ihm mit einer Lampe entgegen, die einen breiten, röthlichen Schein über den Schloßhof fallen ließ. Rüdiger schüttelte sich die Schneeflocken vom Hut und aus dem Gesicht, warf dem Diener den Mantel zu, und ging langsam die breite, halbdunkle Treppe hinauf, die nach den Wohnräumen führte. Der Diener folgte ihm mit der Laterne.

Oben angelangt, blieb der junge Sloßherr stehen. Wenn er hätte sehen können, welch seltsam malerischen und schönen Anblick er in seiner altspanischen Tracht, an der dunkeln, geschnitzten Holztreppe lehnend darbot, er hätte sich möglicher Weise gefreut, wahrscheinlich aber ist es, daß es ihm in seiner momentanen Stimmung höchst gleichgültig gewesen wäre.

Er entließ den Diener mit einer kurzen Handbewegung und schritt dann, nachdem er noch einen Augenblick nachdenklich gestanden hatte, den langen, hallenden Gang herunter, der nach dem unfreiwilligen Aufenthaltsort seines Gastes führte. An einem Zimmer, über dessen Thür sich ein Spitzbogen von Sandstein wölbte, hielt er an, schloß auf und klopfte gleichzeitig.

„Wer ist da?“ rief Ertings Stimme von drinnen, zwischen Aengstlichkeit und Wuth.

„Ich, Gerald Rüdiger, Herr Erting, wollen Sie —“

Es blieb ihm nicht Zeit den Satz zu vollenden, die Thür wurde aufgerissen, und Erting stand dicht vor ihm, in dem ungewissen Mond-

licht, welches sein vom Zorn bleiches Gesicht noch weißer erscheinen ließ.

„Wo haben Sie Ihre Pistolen?“ kreischte er, indem er Miene machte, sich auf Rüdiger zu stürzen, „wo haben Sie Ihre Pistolen, ich will nicht mehr leben, wenn ich nicht an Ihnen Rache nehmen darf!“

Rüdiger war so versteinert über diesen Wuthausbruch, daß er im ersten Moment kein Wort fand, um zu erwiedern. Erting mochte das für den kalten Hohn des Siegers dem Besiegten gegenüber halten, er kam wie ein Rasender auf Rüdiger zu, und packte ihn am Arm.

„Wollen Sie mir sofort Genugthuung geben für den Schimpf, den Sie mir angethan haben, oder soll ich Sie dazu zwingen?“

Er hob drohend die Hand, Rüdiger trat einen Schritt zurück, noch sehr ruhig, wie es schien.

„Seien Sie nicht toll, Erting, ich schieße mich nicht mit Ihnen!“

„Weshalb? weil Sie der Stärkere sind? Ich will keine Schonung!“

„Nein, einmal, weil wir keine Secundanten und keinen Arzt zur Stelle haben, von einem Duell also keine Rede sein kann, sodann aber, weil Sie mit Schießgewehr nicht umzugehen wissen, und ich kein Vergnügen daran finde, einen Wehrlosen niederzuschießen.“

„Wenn Sie Vergnügen daran finden, einen Wehrlosen durch Ihre Leute knebeln und fortschleppen zu lassen, so ist das reichlich eben so feige!“

„Erting, nehmen Sie sich in Acht“, rief Rüdiger, auf dessen Stirn eine unheilverkündende, düstre Röthe erschien, „ich dulde heute Viel von Ihnen, weil Sie der Beleidigte sind, aber nicht Alles!“

„Sie wollen sich nicht mit mir schießen?“ schrie Erting mit fast erstickter Stimme, als der Andere sich abwendete, und im Begriff stand, das Zimmer zu verlassen.

„Nein!“ erwiederte Rüdiger kurz, er fühlte, daß er keine Silbe mehr sagen durfte, ohne in Zorn auszubrechen.

„Wer hat die Schonungsparole ausgegeben?“ fuhr Erting, sinnlos vor Wuth, fort, „Edith, ich sehe jetzt klar, sie war doch jedenfalls im Complott, als es galt, den unbequemen Bräutigam fortzuschaffen!“

„Genug!“ sagte Rüdiger todtenbleich und fest, „Sie haben einen Namen in unseren Streit hineingezogen, der es mir unmöglich macht, Ihnen noch ferner Genugthuung zu verweigern, ich werde die nöthigen Anordnungen treffen. Erwarten Sie mich hier, Sie haben es so gewollt!“

Er verließ das Zimmer, und Erting blieb allein zurück, in einem Tumult von Empfindungen, der ihm fast den Verstand zu rauben drohte. Ueberwiegend war immer noch die furchtbarste Wuth und Entrüstung, die aber in der Voraussicht, seinen Rachedurst kühlen zu können, ja zu müssen, bereits nachzulassen begann.

Blitzschnell jagten sich die Gedanken, „was wird man zu Hause von Dir denken? im welchem Lichte mußt Du Edith erscheinen?“ denn im Innern hatte er an ihre Mitwissenschaft nicht geglaubt! Dann kamen andere Bilder — wenn er nun hier fiel! er, der dem Waffenhandwerk gänzlich Fremde, dem besten Schützen auf Meilen in der Runde gegenüber! Was würde seine Mutter sagen? was Martha, die kleine, gute Cousine, die er geliebt, ehe er in diesen wüsten Traum verflochten wurde? Er starrte auf den breiten, weißen Streifen Mondlicht, der durchs

Zimmer floß. Wer weiß, ehe die nächste Stunde ablief, lag er vielleicht dort, hülflos, zum Krüppel geschossen, todt, das war das Wahrscheinlichste.

Ach was half das Quälen! Er sprang auf und schritt durchs Zimmer, in dem seine Schritte unheimlich wiederklangen. Dann trat er zum Fenster, riß zwei Blätter aus seiner Brieftasche und warf im grellen Vollmondschein mit etwas unsichrer Hand zwei Zeilen hin, an seine Mutter! Dann faltete er das Blatt und schrieb unter die Adresse: „für den Fall meines Todes abzugeben." Dann ergriff er das andere Blatt — sollte er Edith Lebewohl sagen? sie wird seinen Tod schon erfahren, durch Rüdiger, der sie zweifelsohne darüber zu trösten verstehen wird! Nein, im Angesicht des Todes giebts keine Lüge mehr, er schreibt hastig und fliegend: „Liebe Martha, wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich nicht mehr unter den Lebenden, und Du sollst denn wissen, daß ich Dich immer geliebt habe, und daß nur der Wille meiner Mutter uns trennte."

Er hatte kaum Zeit, auch hier die Adresse beizufügen, als der Schall von Schritten seiner Thür nahte.

Rüdiger trat ein, gefolgt von zwei graubärtigen Männern, deren einer ein paar riesige Armleuchter trug, die das Zimmer plötzlich zum Theil mit grellem Licht erfüllten, während die verjagte Dunkelheit scheu und doppelt finster in den Ecken niederkauerte, als lauere sie auf den Augenblick, wo hier Alles wieder ihrem Reich anheimgegeben sein würde.

Rüdiger stellte das Pistolenkästchen, welches er trug, auf den Tisch und wandte sich zu Erting.

„Ich habe Sie warten lassen, Herr Erting", sagte er im verbindlichsten Ton, „aber um die nöthigsten Formalitäten zu erfüllen, habe ich uns wenigstens einen Zeugen citirt, hier, mein Förster Strauch, er wird uns die Waffen reichen, und versteht im schlimmsten Fall nothdürftig zu verbinden."

Er trat zum Tisch und nahm die Pistolen heraus.

„Gestatten Sie, daß mein Förster Ihnen das Laden abnehme", sagte er dann zu Erting, „meine Waffen sind etwas eigensinniger Natur, und lassen sich nicht von Jedermann handhaben!"

Erting verbeugte sich stumm.

„Ein Wort, Herr von Rüdiger", sagte er dann.

„So viel Sie befehlen!" erwiederte sein Gegner, indem er mit ihm zum Fenster trat.

„Wenn ich falle, so darf ich wohl bitten, diese beiden Zettel an ihre Adresse zu befördern, ich stelle mich für einen gleichen Auftrag zur Verfügung."

Rüdiger warf, nachdem er die Aufschriften gelesen, einen schnellen verwunderten Blick auf Erting.

„Nichts an Comtesse Brandau?"

„Ich vermuthete, daß Sie ihr mündlich Bericht erstatten würden!"

Rüdiger zuckte die Achseln.

„Wer weiß! Und nun, sind wir fertig?"

Erting schwieg einen einzigen Moment.

„Ja", sagte er dann. „Sie haben mir keinen Auftrag zu geben?"

„Besten Dank! Wenn mir ein der artiges Malheur zustößt, so würden die sogenannten Meinigen, deren ich wenig besitze, sich durchaus nicht wundern, sie erfahren es dann am Besten durch meinen alten Job.

Digitized by

Und Comtesse Brandau — ich vermuthe, Sie werden ihr mündlich Bericht erstatten, Herr Erting!"

Er lächelte flüchtig und streckte Erting die Hand. Dieser nahm sie nicht, und sah ihn zornig verwundert an.

„Es ist Usus so, oder ähnlich", sagte Rüdiger freundlich, „aber wie Sie wollen!"

Die beiden Gegner nahmen Aufstellung, der Diener hatte das Zimmer wieder verlassen.

„Ich denke, wir schießen a tempo", sagte Rüdiger, noch immer in einem Ton, wie im Ballsaal, „zählen Sie, Strauch, bis drei!"

Fast gleichzeitig ertönte der scharfe Knall der Pistolen, Rüdigers Kugel zischte etwa handbreit über Ertings Kopf fort und schlug in die Wand. Als sich die blauen Rauchwolken langsam verzogen, sah der vor Aufregung halb sinnverwirrte Erting Rüdiger schwanken, oder glaubte es zu sehen. Im nächsten Augenblick hatte sich der Baron aufgerichtet, und trat auf Erting zu, ihm die linke Hand bietend.

„Bravo, Erting! Sie haben sich die Sporen verdient, und nun zürnen Sie mir nicht mehr, ich habe eine ganz hübsche Lehre bekommen!"

Erting starrte mit weitgeöffneten Augen auf seinen Gegner, dessen rechter Arm schlaff und regungslos herabhing, und von dem das Blut dicht und schnell nieder rieselte und in dem Streifen Mondlicht am Fußboden unheimlich aufglänzte. Rüdigers bleiches Gesicht und die finster zusammengezogenen Augenbrauen verriethen, daß er heftige Schmerzen fühlte. Seine Stimme hatte nichts von ihrem übermüthigen Klange verloren.

Aber bei den letzten Worten ging es wie ein Schleier über seine Züge, und der Förster hatte eben noch Zeit, den ohnmächtig Zurücksinkenden aufzufangen.

Jetzt erst fand Erting Sprache und Bewegung wieder.

„Großer Gott, ich habe ihn gemordet!" schrie er auf, und warf sich neben seinem bleichen Feinde nieder.

Der Förster schwieg und bemühte sich, Rüdigers Rock auszuziehen, was ihm aber nicht gelang, da der zerschmetterte Arm in seiner Unbehülflichkeit ihn darin hinderte.

„Helfen Sie 'mal", herrschte er Erting zu, der, das Gesicht in den Händen verborgen, noch immer regungslos auf den Knieen lag, „heben Sie den Arm in die Höhe, damit ich ihm den Aermel aufschneiden kann."

Erting, dessen Zähne wie im Fieberfrost zusammenschlugen, versuchte zu gehorchen, aber seine zitternden Hände erwiesen sich als so ungeschickt, daß der Förster ihn ärgerlich bei Seite schob.

„Rufen Sie den Job", sagte er, „wir müssen uns eilen, daß wir das Blut stillen, sonst wird das nicht gut!"

„Ich weiß nicht, wo ich ihn finden soll", sagte Erting kläglich, dessen durch die Erregung des Moments aufgeflackerter Muth bereits wieder zu einem Nichts zusammengeschrumpft war.

„Dann werde ich ihn holen", sagte der Förster, „bleiben Sie hier bei dem Baron!"

Und damit verließ er das Zimmer. Erting blieb mit Rüdiger allein.

Sein erstes Gefühl war, sich ins Fenster möglichst weit von seinem

Digitized by Google

Opfer zu flüchten, aber eine beſſere und muthigere Regung überwog. Er nahte ſich dem noch immer Bewußtloſen und kniete, obwohl zitternd, neben ihm nieder, ohne ihn jedoch zu berühren. In der kalten Doppelbeleuchtung der flackernden Lichter und der Schneenacht draußen war Rüdigers edles, regungsloſes Geſicht wirklich kaum von dem eines Todten zu unterſcheiden. Als Erting, von einem unheimlichen Zauber bezwungen, ſtarr in die ſtillen Züge ſeines Feindes blickte, ging ihm das Herz in Reue und Wehmuth auf. Dies ſchöne, ſtarke Leben hatte er zerſtört; zum Wenigſten den Mann dort auf ein monatelanges Siechlager gezwungen, ihn, dem freies, wildes Streifen in Wald und Flur, Jagdluſt und Jagdeifer Leben hieß, vielleicht für immer die Freude an ſolchen Dingen geraubt! Jener Arm, der dort ſo ſchlaff, ſo ſchauerlich bewegungslos herabhing, er würde ſich vielleicht nie mehr heben; mit den dunklen, ſchweren Tropfen, die ihm entſtrömten, ging vielleicht die letzte Hoffnung auf ein Wiedererwachen des Lebloſen dahin!

Wo blieb nur der Förſter? Erting getraute ſich nicht, bis zur Thür zu gehen, er hielt förmlich den Athem an.

Seine Reflexionen begannen von Neuem. Stand dieſe Strafe im Verhältniß zu dem tollen Streich, der ihn hierhergebracht? Hätte er nicht ruhiger, nachgiebiger ſein ſollen? O, und wer war geſtraft, wer, als er ſelbſt, der wie ein Fluchbeladener hier kniete, und auf den Herzſchlag des Mannes lauſchte, den ſeine Waffe hingeſtreckt, und der ſich ihm, wie er nun wohl wußte, ohne Gegenwehr zum Ziel geſetzt! Als er, tief aufſtöhnend, den Kopf erhob, und Rüdiger anblickte, öffnete dieſer langſam die Augen, und ſah ohne beſtimmtes Ziel vor ſich hin.

Dann erhob er die linke Hand nach der Stirn und verſuchte, ſich aufzurichten.

Erting, obwohl bebend am ganzen Körper, unterſtüzte ihn. Rüdiger erkannte ſeinen kleinen Feind und ein leiſes Lächeln flog über ſein Geſicht.

„Herr Erting, bemühen Sie ſich nicht! Und ſehen Sie nicht ſo jämmerlich aus, es war mir ganz geſund, daß Sie mir etwas Blut abzapften!“

Der ſchwache Ton der Stimme traf Erting wie ein Dolchſtoß.

„Ich habe Sie unglücklich gemacht“, ſtöhnte er, die Hände vors Geſicht ſchlagend, können Sie mir verzeihen?“

Rüdiger erröthete leicht.

„Erting, machen Sie mich nicht verlegen“, ſagte er haſtig und ſtreckte die Hand nach dem Andern aus, „ich Ihnen verzeihen! Ich habe Sie auf das Unerhörteſte behandelt und kann von Glück ſagen, mit einer ſo „gnädigen Strafe“ davon zu kommen. Und was das Unglücklichmachen betrifft, beſter Freund, dieſe linke Hand wird ſchon noch eine Büchſe führen können, bis die rechte wieder dienſtfähig iſt!“

Er ſchloß wieder die Augen, die letzten Worte hatte er ſchon faſt gemurmelt, aber endlich, endlich kamen Schritte den Corridor entlang. Der Förſter, Job und noch ein paar Unbekannte drangen ins Zimmer. Einer davon, ein kleiner, unterſetzter Mann, näherte ſich dem jungen Schloßherrn und begann mit anſcheinender Sachkenntniß den verwundeten Arm zu unterſuchen.

Erting wartete auf ſeinen Ausſpruch, wie auf das Urtheil über Tod

und Leben, nachdem Job ihm mit finsterer Miene gesagt, es sei der Wundarzt.

„Ist das Bett des Herrn Baron bereit?“ frug der Heilkünstler jetzt.

„Wie lange schon!“ murrte Job, „es ist ja glücklich fünf Uhr vorbei!“

„Nun, Scholz, was meinen Sie zu mir?“ sagte Rüdiger, sich ein wenig aufrichtend, „heulen Sie mir aber nichts vor, denn ich verstehe ebenso viel von der Chirurgie wie Sie, alter Bartscheerer! Kaput oder nicht?“

„Der Knochen ist durch und durch, Herr Baron“, erwiederte der Wundarzt trocken. Erting klappte zusammen wie ein Taschenmesser, während Rüdiger kein Zeichen der Bewegung sehen ließ.

„Herr Baron fangen auch schon an zu fiebern, vor allen Dingen ruhige Lage und kühles Getränk!“

„Tröstlich!“ sagte Rüdiger, dessen Augen allerdings bereits fieberhaft zu glühen begannen, „denken Sie aber nicht, daß ich Ihrem blödsinnigen Gewäsch folge! Was, ruhige Lage, sitzen werde ich bis morgen früh und mein kühles Getränk wird auch von anderer Art sein, als Sie sich einbilden! Was, Erting? Haben wir unsere schöne Feindschaft mit Menschenblut besiegelt, so soll nun Rebenblut dran! Job, flink, in den Keller!“

„Baron Rüdiger“, sagte Erting flehend, und faßte in seinem Eifer die Hand des Gegners, „ich beschwöre Sie, thun Sie, was der Arzt Ihnen sagt! Bedenken Sie, was daraus entstehen könnte, wenn Sie sich seinen Anordnungen widersetzen.“

Dem kleinen, gutmüthigen Mann traten fast die Thränen in die Augen. Rüdiger sah ihn einen Moment verwundert an und lachte kurz auf.

„Sie sind eine gute Seele“, sagte er, „und sollen sich nicht ängstigen! Ich werde zu Bett wandern, damit Sie nicht, wenn ich mit achtzig Jahren sterbe, sich einbilden, ich wäre an Ihrem Tellschuß draufgegangen und sich ihr Greisenalter durch Gewissensbisse verderben. Aber vor allen Dingen sollen Sie jetzt in die Stadt zurückkehren, Job, laß anspannen! ah, der Wagen kommt schon, eine schwere Kutsche wie sie rasselt! Aber die Todten reiten schnell!“

Er schloß die Augen.

„Zu Bett mit ihm“, sagte der Chirurg energisch, „das Fieber steigt rapide. Wenn Sie nach der Stadt fahren“, wandte er sich an Erting, „so schicken Sie doch noch einen Arzt heraus, ich mag die Verantwortung nicht allein übernehmen.

Rüdiger, der inzwischen wieder zu sich kam, ließ sich ohne weiteren Widerstand von Erting und Job in sein Zimmer bringen, dann kehrte Ersterer zu dem Arzt zurück.

„Geben Sie mir Ihre Directionen für die Nacht“, sagte er mit ungewöhnlicher Festigkeit, „ich bleibe bei dem Baron, er hat schon darein gewilligt.“

Der Chirurg sah ihn erstaunt an

„Nun meinetwegen“, sagte er, „legen Sie ihm fleißig Eis auf den Kopf, und halten Sie ihn möglichst ruhig. Aber ein Arzt muß noch heraus!“

Digitized by Google

„Schön, bestellen Sie einen reitenden Boten, ich schicke zu Doctor Stein, er ist einer der besten Aerzte und mir persönlich bekannt. Halten Sie denn den Zustand des Barons für gefährlich?“ Ertings Lippen zitterten.

„Offen gesagt, ja!“ erwiederte der Wundarzt nach einigem Besinnen, „das Fieber tritt so schnell und heftig auf, daß es die Kräfte sehr hinnehmen muß und für einen Mann von des Barons ganzer Natur ist ein Krankenlager immer eine böse Sache. Aber wir wollen das Beste hoffen!“

Erting schrieb in fliegender Eile, während der Bote sich bereit machte; er citirte Doctor Stein heraus und benachrichtigte in einem zweiten Briefe Edith von seinem Aufenthalt und dem stattgehabten Duell.

Dann kehrte er zu Rüdiger zurück, den er in den wildesten Phantasien vorfand.

Doctor Stein, den wir gleichfalls am Eingang unserer Erzählung kennen lernten, traf in wenig Stunden ein. Er trat mit dem ihm eigenen, besonnenen Wesen an das Lager des wilden Kranken, und sein Einfluß vermochte Rüdiger so weit zu beruhigen, daß er auf einige Fragen ziemlich klar antwortete. Aber nach wenig Augenblicken verfiel er schon wieder in heftige Raserei. Erlebtes und Geträumtes mischte sich auf eine für Erting unbeschreiblich qualvolle Weise in seine Reden.

Doctor Stein sah bedenklich aus, als er sich empfahl.

„Wir wollen die Büchse nicht gleich ins Korn werfen“, sagte er auf Ertings verzweifelt fragenden Blick, „aber das Ungestüm des Fiebers macht mich besorgt. So viel ich weiß, hat Rüdiger keine nahen Verwandten, ich werde einen Pfleger aus der Stadt schicken.“

„Thun Sie das nicht“, bat Erting flehentlich, „sagen Sie mir Alles, was geschehen soll, Stein, ich will gewiß nichts an ihm versäumen! Gönnen Sie mir den kleinen Trost für das Schreckliche, was ich in meinem unsinnig gereizten Zustand angerichtet habe!“

Er sah so tief unglücklich aus, daß Stein ihm theilnehmend die Hand auf die Schulter legte.

„Ruhe erst, alter Freund“, sagte er tröstend, „Rüdiger ist jung und hat schon mehr Stürme ausgehalten, als diesen! Ich traue Ihnen übrigens Umsicht und Sorgfalt genug zu, um die Pflege durchzuführen, aber eins sage ich Ihnen, Sie müssen nach aller Voraussicht eine ganze Zeit lang tüchtig auf dem Platze sein, Tag und Nacht!“

Erting nickte nur stumm und kehrte, nachdem der Doctor das Schloß verlassen hatte, sofort zu seinem Posten zurück. Tage und Nächte saß er nun an Rüdigers Lager, nur selten auf kurze Stunden von Job abgelöst. Keine Mutter hätte zarter und herzlicher mit dem Verwundeten umgehen können, als der kleine, ehrliche Mann, den er so schwer gekränkt.

Eines Abends, als Erting in traurigem Hinbrüten an Rüdigers Lager saß, blickte dieser so plötzlich mit ungewohnter Klarheit zu ihm auf.

„Erting“, sagte er, „mir ist heute auf einmal merkwürdig vernünftig im Kopf, das muß ich schnell benutzen! Ich danke Ihnen, Erting, für alle Liebe, die Sie mir erwiesen haben, Sie sind ein braver, treuer Kamerad und ich habe es nicht um Sie verdient!“

„Schweigen Sie doch“, sagte Erting rauh, um seiner Bewegung Herr zu werden.

Digitized by Google

Rüdiger schüttelte den Kopf.

„Lassen Sie mich heute reden!“ fuhr er schwach, aber ganz ruhig fort, „wer weiß, ob ichs morgen noch kann! Ich glaube beinahe, alter Freund, es wird am längsten gedauert haben mit mir und darum will ich Ihnen heute noch Alles sagen, was ich auf dem Herzen habe. Lassen Sie mich reden“, wiederholte er hastig und erregt, „oder ich springe aus dem Bett, so viel Kräfte habe ich schon noch!“

„Nun, so reden Sie“, sagte Erting rathlos, als er sah, daß Rüdiger sich mühsam emporrichtete, „aber fassen Sie sich kurz, und dann schlafen Sie!“

„Ich will Ihnen nur sagen“, begann Rüdiger in kurzen Sätzen und schnell athmend, „daß ich nicht ganz der hinterlistige Schurke bin, für den Sie mich gehalten haben. Als ich an dem Abend, Sie wissen ja, dem Maskenabend, ins Schloß kam, wollte ich sie nicht entführen, bei Gott nicht! Ich wollte — ja sehen Sie mich nur an, ich wollte Edith“ — er seufzte schwer auf — „also — Edith ein letztes Ultimatum stellen — sie sollte mit mir davongehen! Sie wurde zornig — und wir geriethen aneinander!“

Er schwieg einen Augenblick erschöpft, fuhr aber gleich wieder fort: „Da kam mir plötzlich, blitzschnell der Gedanke, wie, wenn Du ihn wegbrächtest?“ Dann könnte keine Hochzeit sein und Du hättest der ganzen Bande noch einmal tüchtig die Hölle heiß gemacht. An Das, was später kommen könnte — dachte ich nicht — habe ich nie gedacht — nie!“

„Ja, ja!“ sagte Erting beruhigend, als Rüdiger wieder schwach zurücksank, „das weiß ich ja! Aber nun schweigen Sie auch wieder still!“

„Nur Eins noch, Erting“, sagte Gerald, und faßte des Andern Hand, „ich spreche nicht aus Egoismus, beim Himmel nicht! Ich werde keinem Freier mehr in den Weg treten! Aber glauben Sie mir, geben Sie Edith los! Sie Beide taugen nicht für einander, ich kenne das Mädchen besser, sie wird unglücklich werden und machen! Die hätte zu so einem Durchgänger gepaßt wie ich bin, nun, es sollte nicht sein!“

„Rüdiger“, sagte Erting mit vor Rührung zitternder Stimme, nun hören Sie, was ich zu sagen habe. Glauben Sie wirklich, daß, wenn Sie sterben sollten, wenn ich Sie umgebracht hätte, und das hätte ich doch! daß ich dann noch Edith Brandau heirathen könnte? Nein, Rüdiger, das nicht! das nicht! Und sie würde es auch nicht thun, denn sie weiß ganz gut, daß Sie um ihretwillen hier liegen! Nein, mein lieber Freund wenn Sie wieder gesund sind — und Sie *werden* wieder gesund werden — dann sollen Sie sie selbst fragen, was sie davon denkt, ich stehe Ihnen nicht mehr im Wege!“

„Und Sie glauben, ich würde eine solche Großmuth annehmen?“ rief Rüdiger fieberhaft erregt, „ich hätte gehofft, daß Sie mich nun besser kennten!“

Erting sah vor sich nieder.

„Ich will einmal ehrlich sein, Rüdiger“, sagte er und wurde roth, „so sehr großmüthig wäre es nicht 'mal von mir! Ich habe schon lange das Gefühl, als wenn Edith Brandau und ich einen dummen Streich begangen hätten, als wir uns verlobten, und — und ich muß Ihnen

Digitized by Google

igitized by Google

Die beiden Kameraden.

Nach einer Originalzeichnung von Th. Hermannsthal.

Digitized by Google

Digitized by Google

nur sagen, ich habe irgendwo in der Welt eine kleine Cousine, — nun, Sie können sich das Andere denken!"

Rüdiger schwieg eine Weile, dann strich er sich das Haar von der Stirn.

„Das nützt mir Alles nichts, Erting! Erstens sterbe ich, das wissen Sie ja so gut wie ich, und dann, wie Edith ist, habe ich sie mir durch meinen tollen Streich von vornherein verscherzt! Ein Mädchen wie sie, läßt sich nicht ertrotzen; wenn ich ihr nicht gleichgültig war, und ich war es nicht, jetzt bin ich es geworden, glauben Sie mir, Erting! Aber ich habe nun genug gesprochen, ich will schlafen!"

Und er wandte den Kopf ab und verbarg das Gesicht in den Kissen.

Spät Abends jagte ein reitender Bote nach der Stadt; Doctor Stein wurde geholt, Rüdigers Zustand hatte sich aufs Heftigste verschlimmert.

Stein blieb mehrere Stunden da, und als er um Mitternacht zurückfuhr und versprach, gegen Morgen noch einmal wiederzukommen, da wußte man im Schloß, daß Rüdigers Leben menschlicher Voraussicht nach nur noch nach Stunden zähle.

Im Dorf verbreitete sich die Kunde mit Blitzesschnelle, sie flog mit ihren schwarzen Flügeln über die Grenze von Brandeck und schlug an die Fenster, hinter denen Edith wohnte, und auf das verzweifelnde Herz von Geralds erster Liebe.

Als der Wagen des Doctors noch vor der Dämmerung wieder in den Schloßhof fuhr, lag Rüdiger in unruhigem Halbschlummer. Erting öffnete leise die Thür, als er Schritte im Vorzimmer vernahm.

„Stein, sind Sie es?"

„Ja, und ich habe noch Jemand mitgebracht", sagte der Doctor mit unterdrückter Bewegung, „machen Sie einmal Platz, Erting!"

Er zog ihn sanft von der Thür zurück und eine tief verschleierte Frauengestalt trat ihm entgegen und streckte ihm beide Hände hin.

„Ludwig, verzeihen Sie mir, was ich Ihnen angethan habe, und verzeihen Sie mir auch diesen Schritt, aber ich mußte ihn noch einmal sehen!"

Erting nahm ihre Hände sanft in die seinen. „Gehen Sie zu ihm, Edith, ich habe Ihnen nichts mehr zu verbieten, der da drinnen hat Sie mit seinem Blut erkauft!"

Sie trat langsam, bebend an das Bett des Schlummernden, sie sah einige Augenblicke in sein bleiches Gesicht und dann kniete sie neben ihm nieder und küßte seine Hand.

Da sah er empor, nicht erstaunt, sondern nur sehr glücklich, und sagte: „Nicht wahr, Du bleibst jetzt bei mir?"

Als sie vor Thränen nur stumm zu nicken vermochte, schloß er die Augen und verfiel in einen sanften Schlummer.

„Das war ein Gewaltstreich", sagte Doctor Stein eine Stunde später zu Erting, „aber er hat die Krisis beschleunigt. Ich halte ihn für gerettet!"

Und als der nächste Sommer davonfliegen wollte, war Alles gekommen, wie es hatte kommen müssen! Gerald Rüdiger und seine schöne Frau standen auf der Freitreppe ihres Schlosses; in den übermüthigen blauen Augen des „tollen Junkers" war ein ernsteres Licht aufgegangen; dies und der steife Arm, der noch immer nicht wieder ganz beweglich sein wollte, gemahnte noch an die Vergangenheit, die ihm heute wieder besonders lebhaft nahe gerückt worden.

Denn der heutige Tag hatte liebe Gäste gebracht — Ludwig Erting, der den Freunden seine Braut vorstellte! Die Mutter war Angesichts dieser treuen Liebe gerührt worden, um so leichter, da sie sich mit Martha in ihrer hauptsächlichsten Ueberzeugung fand, darin, ihren kleinen, braven Sohn für den Inbegriff alles Guten, Schönen und Tüchtigen zu halten.

Und Rüdiger? — Der Traum, den er auf seinen wilden Fahrten geträumt, ist zur Wahrheit geworden; wenn der Mond sanft und klar über dem Wolfsdorffer Schloß emporsteigt, stehen er und — noch Eine am Fenster und hören die Nachtigallen schlagen, und ihr Lied erzählt ihm immer wieder die Geschichte, die zu hören er nicht müde wird — die Geschichte von der Liebe seiner Jugend, von dem Kampfpreis seines Lebens.

Das ewige Räthsel.

In früher Jugend ging ich wohl allein
Und fröhlich singend in der Morgenluft;
Mit frohem Sinn erhob sich meine Seele. —
Ich eilte da, von Liebesdrang bewegt,
Mir eine Blume pflückend; ließ mich nieder
In sinnender Betrachtung an dem Rain
Des Feldes, überdachte mir und sann,
Wie herrlich alles dies gebildet sei.
Der feine Duft, der ihrem Kelch entstieg,
Der Farben Frische und der Blätter Grün,
Die zarten Adern, wo geheimnißvoll
Verborg'ne Säfte aus der Tiefe Schooß,
Herauf zum Lichte steigen, holde Bildung,
Den Schmuck der Erde, zu des Menschen Lust,
Zu Tage fördernd; Alles dies genau
Betrachte ich.

Es war, als wollte sich
Die eigne Seele, meines Wesens Wesen,
Von mir hinweg, in die Natur verlieren,
Und so, verschwimmend im glückselig'en All,
Den Mißklang lösen, der dies schrei'nde Herz
Zu eig'ner Qual vom ersten Tag verfolgt.

Ich legte da mich wohl zurück in's Gras;
Mit halbem Auge sah ich noch die Wipfel
Sich über meinem Haupte schwankend neigen;
Doch in den Himmel zog mein volles Herz
Mit tausend Segeln. —

Ueber's tiefe Blau,
Die weite Grenze dieses Erdenballs
Vom Wind getrieben zogen weiße Wolken,
Und Sommerfäden flogen in der Luft.
Ich aber lauschte still dem Sang der Vögel
Und freute mich, wenn sich ein scheues Thier
In meine Nähe wagte. —

Ach es schlug
Mein Herz in heller Freude; denn es war
Mir die Natur so nahe. — Meine Seele
Lag zitternd wie am Busen der Natur
Gleich einer Braut, die sehnend an den Hals
Sich des Geliebten hängt und dringend horcht
An seinem Herzen, ob sie nicht vernehme
Das ahnungsvolle Wort „Ich liebe Dich."

Sie aber gab mir nicht den Kuß zurück,
Mit dem ich mich an ihre Lippen hing; —
In ihrem Busen schlug kein fühlend Herz
Für meiner Sehnsucht ungestillte Qual. —
Ich drängte mich nach ihrer Seligkeit.

Sie aber lebt, die ewige Natur,
Im selbstzufrieden, abgeschloss'nen Kreis;
Wie eine Jungfrau, die unnahbar ist.
Doch ich mit aller meiner Seligkeit,
Ich konnte ihre Sprache nicht verstehn,
Die mir so ahnungsvoll, so himmlisch klang.
Ich war im Himmel und auf Erden nur
Ein Fremder; auf mich selbst zurückgewiesen,
Und meiner Brüder lastende Gesellschaft.

O hätte mich, da ich ein Kind noch war,
Ein Blitz getroffen; hätte mich für immer
Ins tiefe Gras gebettet, daß im Walde
Die Kindesleiche dann versunken wäre,
Im weichen Moos, — und freundlich neigten sich
Die Gräser drüber, — hätte gelbes Laub,
Das fällt im Herbste, hoch mich überdeckend
Mir einen Leichenhügel aufgerichtet! —

So aber bin alt und grau geworden. —
Und wieder nach der langen Wanderfahrt,
Ging ich heraus, im Walde mich zu freu'n;
Doch hinter mir schlich ein Geselle her,
Ein finstrer Gast; — und wo er seinen Fuß
Auf Blumen setzte, da verwelkten sie; —
Und wo er mit der Hand das grüne Laub
Im Gehn berührte, fiel es sterbend ab. —
In meinem Herzen aber regte sich
Ein bitt'rer Unmuth. — Ewige Natur,
So findet denn ein Liebe suchend Herz
Bei Dir nicht Ruhe? Bohrt denn überall
Der gift'ge Stachel sich in meine Brust?
Da hört' ich über mir den Falken schrein,
Der seine Beute jagte; — sah den Vogel
Den armen Schmetterling in Fluge haschen; —
Im Bache sah ich den gefräß'gen Hecht
In Wassertiefen lauern; sah die Blume
In meiner Hand verwelken und verdorrt.
Da rief ich schmerzlich:

Krieg in der Natur
Und ew'ger Zwiespalt in der eignen Brust!

Philipp Fiedler.

Digitized by Google

Der Peſſimismus im Spiegel der Dichtung.

Von **Fritz Lemmermayer.**

Diejenige Philoſophie, welche unſerem in mehr als einer Hinſicht merkwürdigen und intereſſanten Jahrhundert den Stempel aufgedrückt hat und nach welcher daſſelbe dereinſt vielleicht benannt werden dürfte, iſt die des Peſſimismus. Derſelbe wurzelt in der Vorſtellung von der Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller irdiſchen Dinge und der Eitelkeit alles Deſſen, was mit der Erde zuſammenhängt. Dieſe Vorſtellung iſt das letzte Ergebniß des philoſophiſchen Tiefblicks, welchen Schopenhauer in die beſtehende Weltordnung gethan, ein Ergebniß, das von ebenſo vielen Menſchen als Wahrheit, wenn auch troſtloſe, begrüßt, als von anderen als Irrthum zurückgewieſen und angefeindet wurde und wird. Die peſſimiſtiſche Weltanſchauung Schopenhauers iſt nicht neu, nur *erneuert*. Der große Denker hat nur in klarer und packender Weiſe darzuſtellen verſtanden, was Hunderttauſende vor ihm unklar gedacht, gefühlt, geahnt und was vor urdenklichen Zeiten der indiſche Königsſohn Buddha, wühlend in den tiefſten Räthſeln des Lebens, begeiſtert gepredigt hat: das Nirwana, die Lehre vom Nichts, von der Nichtigkeit alles Deſſen, was iſt. Da die Peſſimismusfrage zu den wichtigſten und meiſt erörterten der Gegenwart gehört, mag es, unbekümmert um das Gezänke der Parteien, unbekümmert um Bejahung oder Verneinung derſelben, nicht ohne Intereſſe ſein, zu ergründen, wie ſich die großen Dichter zu ihr verhielten, ganz abgeſehen von den Reflexen, welche ſie auf philoſophiſche Gebäude und Religionsſyſteme geworfen.

Durchblättert man das Rieſenbuch der Weltliteratur, ſo wird man erfahren, daß jeder Dichter, der auf Bedeutung Anſpruch erheben darf, gleichviel, ob er in der alten oder neuen Zeit, im Orient oder Occident gelebt und gewirkt, mit eingeſtimmt hat in den mächtigen Klagechor von der Eitelkeit der Welt; man wird erſehen, daß die Vorſtellung vom Traumhaften des Menſchenlebens wie ein ſchwarzer Faden durch das Schaffen faſt aller Heroen des Schriftthums ſich hindurchzieht und daß ſie Alle dem Gedanken, das Menſchenleben ſei ein langer Schmerz, theils in ganzen Dichtungen, theils in einzelnen Ausſprüchen und Andeutungen Raum gegeben haben, verſchieden freilich nach Denkart und Gemüthsſtimmung: der eine Dichter flucht dem Erdenweh, ein anderer weint in ſtiller Wehmuth einſame Thränen, ein Dritter ſetzt ſich die Schellenkappe des Schalksnarren auf, um unter grotesken Sprüngen und Purzelbäumen über den Schmerz hinwegzuhüpfen, ein Vierter reißt Witze, ein Fünfter brütet und philoſophirt darüber, ein Sechſter ſtürzt ſich in den Strudel der tollſten Orgien und beſingt Luſt und Genuß, um die na-

genden Gefühle zu übertäuben, ein siebenter endlich schreitet ruhig und erhaben in edler Resignation darüber hinweg.

Mit dem Orient, dem Ursitz des Menschengeschlechts, sei begonnen. Den Indern sowohl als den Persern und Juden, also den ältesten Culturvölkerstämmen, waren die berührten Vorstellungen geläufig und in ihren dichterischen Erzeugnissen fanden sie einen kräftigen Wiederhall. Im Mahabharata, dem berühmten Nationalepos der Inder, heißt es:

„Schmach dem Leben, dem wehvollen, bestandlosen in dieser Welt;
Wurzel des Leids ists, abhängig, mit Drangsalen erfüllet ganz;
Ein gewaltiger Schmerz haftet am Leben, Leben ist nur Leid!"

Firdusi, der größte Mann, der jemals in Iran geathmet, der Schöpfer des in grandiosem Pathos einherschreitenden Heldengesanges „Schahname", bricht in den Schmerzensschrei aus:

„Von Erde sind, zur Erde werden wir,
Voll Angst und Kummer sind auf Erden wir!
Du gehst von hinnen, doch es währt die Welt
Und Keiner hat ihr Räthsel aufgehellt."

In einer persischen Fabeldichtung, der Anwari soheili, findet sich der bekannte Satz:

„Hast einer Welt Besitz Du Dir gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber — es ist nichts!
Und ist Dir einer Welt Besitz zerronnen,
Sei nicht im Leid darüber — es ist nichts!
Vorüber gehen Schmerzen sowie Wonnen,
Geh' an der Welt vorüber — es ist nichts!"

Und auch Hafis, der edle Sänger von Schiras, der in jauchzenden Tönen die Freuden der Welt besungen hat, klagt einmal:

Hoffe nicht, daß ihr Versprechen
Dir die Welt, die falsche, halte!
Eine Braut von tausend Freiern
Ist sie, diese schnöde Alte."

Im alten Testament, dem Sammelcodex der hebräischen Literatur, wird zu wiederholten Malen dem Elend der Welt in erschütternder Weise das Wort geliehen. Das ganze Buch Hiob, eine Dichtung, die an Tiefsinn ihres Gleichen nicht hat, ist nichts anderes als eine schwere Anklage gegen das Schicksal oder vielmehr gegen Jahve, welcher mit seinem strafenden Blitzstrahl Gerechte und Ungerechte, Gute und Böse ohne Unterscheidung zermalmt. Weh uns! Daß wir leiden und dulden müssen, auch wenn wir gerecht, das ist der Sinn des Gedichtes. Im Koheleth, einem Buche, dessen Verfasser der Prediger Salomo ist, ertönt allenthalben der düstere Refrain: „Und Alles ist eitel!"

Auch dem Hellenenthum war der Weltschmerz nicht fremd, und Homer sowohl als Sophokles haben ihre eherne Stimme ertönen lassen im Trauergesange von der Vergänglichkeit des Lebens.

„Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen" —

so singt der Schöpfer der „Ilias" und Sophokles sagt im „Ajax":

Ich sehe wohl, wir, die wir leben insgesammt,
Wir Alle sind Scheinbilder, leere Schatten nur."

Aristophanes hat das Zerrbild der Menschheit gezeichnet, deshalb eben, weil er vor deren wirklichem Bilde entsetzt zurückprallte. Ver-

Digitized by Google

gessen aber darf nicht werden, daß die Griechen die Prometheus-Sage geschaffen haben. Die Prometheus-Gestalt, das großartigste Symbolum, das jemals der dichterische Geist erdacht, ist ein Sinnbild der gesammten Menschheit, ja ist die plastische Verkörperung der gesammten Weltordnung, indem das Vernunftwidrige derselben, welches darin besteht, daß das Gute und Schlechte dem Menschen nicht nach Verdienst, sondern willkürlich, nach Zufall und Laune, zuertheilt wird, an dem Besten aller Menschen, dem Lichtbringer Prometheus zur Darstellung gelangt. Wer ist noch sicher auf dieser Welt, wenn er, der Edelste, unverdient von so großem Leide heimgesucht wird? In der Prometheus-Dichtung, die in der Tendenz dem Buche Hiob verwandt ist, hat der Weltschmerz seinen reinsten und mächtigsten Ausdruck gefunden.

Im Christenthum und in den christlichen Dichtungen kehrt er, wenn auch in anderer Form, wieder.

Ja, das Christenthum ist nichts anderes als vollendeter Weltekel, welcher in den Asketen und Geißelbrüdern des katholischen Mittelalters eine nur allzu schroffe Bethätigung nach Außen gefunden hat. Der Stifter des Christenthums ist ein ins Moderne übersetzter Buddha. Entsagen und Entbehren — das ist das Grundthema, welches in seinen und seiner Anhänger Predigten und Lehren auf mannigfaltige Weise variirt. Ein Marterinstrument, das Kreuz, ist das Symbol des Christenthums; das neue Testament nennt die Erde ein „Jammerthal"; und der begeisterte Prediger Bernhard von Cairvaux hat den ganzen Inhalt der christlichen Lehre in einem einzigen Satz zusammengefaßt in seinem Lied von der „**Vanitas mundi**":

„Selig ist in der Welt, wer sie verachten kann!"

Ein anderer dem Pessimismus entspringender Ausspruch dieses Mannes lautet: „Die Welt verachten, sich selbst verachten, das Verachtetsein verachten."

Durch die gesammte Literatur des Mittelalters und der Neuzeit ziehen sich diese Gedanken und Anschauungen hindurch. Den bedeutsamsten Wiederhall haben sie gefunden in den phantastisch-mystischen Dichtungen des streng katholischen Calderon, der als die größte Schuld des Menschen die bezeichnet, daß er geboren ward und der das christliche Dogma von der Eitelkeit der Welt und ihrer Lust mit dem Odem der Poesie erweckte und belebte. Ganz anders als Calderon, großartiger und schroffer, hat Shakespeare, der Realist, der stets auf dem Boden der Wirklichkeit stand und Menschen und Dinge darstellte, wie sie sind, den tiefen Riß, der durch die Welt und das Menschenschicksal geht, anschaulich zu machen verstanden; am erschütterndsten vielleicht in seinen Sonetten und in den reifsten und größten Werken der letzten Periode seines Schaffens, namentlich aber im „Hamlet". Durch den Mund dieses seines liebsten Helden hat Shakespeare eine tief pessimistische Welt, anschauung der Welt verkündet. Aus allen seinen Stücken aber ließe sich eine stattliche Reihe von Aussprüchen und Sentenzen zusammentragen, welche von einer verbitterten Stimmung ein vollgiltiges Zeugniß ablegen. Am bezeichnendsten vielleicht manifestirt sich seine Auffassung des Lebens in den Versen im „Sturm":

Digitized by

„Wir sind solcher Zeug,
Wie der zu träumen, und dies kleine Leben
Umfaßt ein Schlaf."

Und in den Worten:

„Das Leben ist ein Wandelschatten nur."

Ein anderer Dichter Englands, und zwar einer von den gottbegnadeten, Jonathan Swift, war durchaus Pessimist, unglücklich, mit Gott und Welt zerfallen, ein Menschenhasser und Pamphletist der Menschheit wie kein zweiter. Swift war so vergrämt, daß er den Tag seiner Geburt als einen Trauertag betrachtete und an demselben Hiobs Fluch ablas. Seine verdüsterte Stimmung warf ihn endlich in die Arme des Wahnsinns. Molière, der größte Komöde der Neuzeit, hielt in seinen Werken der Menschheit einen Spiegel vor, in welchem sie sich wie in einem Hohlspiegel beschauen konnte und sich ausnahm wie eine bunte Gesellschaft von Narren, Thoren und Sündern. Sein großer Landsmann Voltaire trat offen für den Pessimismus ein. In dem Gedichte „Le Désastre de Lisbonne" richtet er sich mit tief empfundener Klage gegen die absurde, von Leibnitz vorgetragene Philosophie, daß die bestehende Welt unter allen möglichen Welten die beste sei. Voltaire's Roman, „Candide", ist eine scharfe Satire auf den Optimismus Leibnitz' und einmal läßt er sich zu dem Ausruf hinreißen:

„Das Glück ist nur ein Traum und der Schmerz ist wirklich."

Auch an Goethe's und Schillers Wirken nagte, wenn auch völlig anders als bei Shakespeare, das Elend der Wirklichkeit. Beide waren, Jeder in seiner Weise, in ihrem dichterischen Schaffen Idealisten. Eben die trostlose Wirklichkeit, die ihnen nichts bot als Erbärmlichkeit, trieb sie in die Bahn des Idealismus, und zwar in einer Weise, daß sich ihnen das Naturwirkliche allmälig entfremdete. Das gilt von Goethe nicht minder als von Schiller; ja Goethe besonders verfiel in seinen späteren Lebensjahren einer Idealistik, welche ihn zu allerlei Irrthümern verleitete und zum unverständlichen Symboliker und Allegoriker machte. Goethe verstand es nicht, in dem Maße wie Shakespeare, den Gesetzen der Wirklichkeit getreu und congenial zu schaffen, eben darum, weil ihn der Ekel vor der schalen Wirklichkeit von ihr entfernte.

So beruht sein und seines Freundes Dichten auf getrübten und düsteren Anschauungen (!!) welche übrigens des öfteren in ihren Werken bestimmt ausgesprochen wurden*). Goethe sagt: „Die Menschen sind nur dazu da, einander zu quälen und zu morden; so war es von jeher, so ist es, so wird es allzeit sein." Ein andermal klagt er:

„Es bleibt doch nach wie vor
Mit ihren hunderttausend Possen
Die Welt ein einz'ger großer Thor."

---

*) Gegenüber dieser sowie den nachfolgenden Aeußerungen über Goethe's Weltanschauung stehen wir allerdings auf einem ganz andern Standpunckt, als der Herr Verfasser, dessen Meinung über Goethe wir unverändert wiedergeben, aber nicht theilen. Goethe, der weltfreudige Spinozist, (siehe den folgenden Artikel: Der Erlöser vom Egoismus) hat allerdings die oben citirten Aussprüche gethan, aber diese Ausnahme bestätigt nur die Regel von Goethe's kräftigem, optimistischen Naturgefühl. Goethe's Dichten soll „auf getrübten und düsteren Anschauungen" beruhen! Das ist so, als wenn man die Sonne für eine Nachtlampe erklären wollte!

Die Redaction.

Am deutlichsten offenbart sich seine Anschauung in dem traurigen Ausspruch:

„Wir leiden Alle am Leben."

Schiller legt dem sterbenden Talbot die tiefsinnigen Worte in den Mund:

„So geht
Der Muth zu Ende — und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts
Und herzliche Verachtung alles Dessen,
Was uns erhaben schien und wünschenswerth —"

Aus dmselben Schooße, dem die Dichtungen Goethe's und Schiller's entsprossen sind, gingen die poetischen Schriften der deutschen Romantiker, einer heutzutage vielfach mißverstandenen und unterschätzten Dichtergruppe, hervor — aus dem Schooße des Idealismus. Der Idealismus ist die Grundlage, auf welcher unsere beiden Classiker und unsere Romantiker gemeinsam stehen. Sieht man näher zu, so besteht der Unterschied nur darin, daß Goethe und Schiller sich nur von der sie umgebenden Wirklichkeit, die sie als erbärmlich und niedrig erkannten, loslösten, nicht aber von der Wirklichkeit überhaupt, die Romantiker hingegen die Realität, weil ihnen vor derselben graute, vollends verließen und sich, von unendlicher Sehnsucht nach dem Entfernten und Ueberirdischen erfüllt, theils nach dem Orient, dessen Phantastik in ihrem Innern verwandte Saiten regte, theils nach dem katholischen Mittelalter, dessen düstere Mystik ihrem Sinnen und Denken willkommene Anhaltspuncte darbot, flüchteten, theils aber sich emporschwangen in die schwindelnden Höhen einer krankhaften Phantastik. — Sie ließen sich nieder in einem Reiche, wo allerhand Spukgestalten, Kobolde, Dämonen, Elfen, Zwerge, Gnomen und Riesen, Zauberer und Hexen, Golems, Gliederpuppen, dem Grabe entstiegene Geister und mancherlei lustiges Gesindel einen Hexensabbath feiert so bunt und toll, wie der niemals gewesen, von dem der deutsche Volksaberglaube meinte, er werde in der Walpurgisnacht am Blocksberg unter dem Protectorate des Teufels von den auf Besenstielen, Säuen, Böcken und Drachen heranreitenden Hexen alljährlich festlich begangen.

Es ist wieder nichts anderes als eine pessimistische Anschauung von den Erdendingen, der Abscheu und Ekel vor der Realität, welche die Romantiker von der erdenschweren Wirklichkeit forttrieb und sie verschiedene Irrthümer begehen ließ. Die Vorstellung von der heillosen Unbeständigkeit des Irdischen bringt Tieck, das Haupt der Romantiker, in dem Satze zum Ausdruck: „Die Welt ist ein Gesang, wo ein Ton den andern verschlingt und vom nächsten verschlungen wird." Und die innere Zerrissenheit und Zerfahrenheit seiner Schule manifestirt Tieck im „William Lovell."

In der Brust zweier anderer Dichter, deren Schaffen in die nämliche Zeit fällt, Jean Paul's und Hölderlin's, hat der Weltschmerz — wieder bei Jedem anders — einen mächtigen Wiederhall gefunden. Der Humor ist ein Kind des Schmerzes. Jean Paul ist Humorist. Er fühlt das Elend der Welt wie Einer. Doch sein Gemüth ist zart besaitet, er

kann nicht grollen wie Swift, es thäte seinem weichen Herzen weh, das Bild der Menschheit ins Lächerliche und Fratzenhafte zu verzerren wie der große Cervantes, er vermag es nicht mit solch keckem und genialischen Realismus das Erdenleben darzustellen wie der vom Weltweh leise angefächelte Dickens — er verliert sich in endlose Idealität und Sentimentalität, die nirgends eine feste plastische Gestalt aufkommen läßt. Mächtiger als er war der unglückliche Freund und Landsmann Schiller's, Friedrich Hölderlin, vom Pessimismus ergriffen. Er vermochte sich nicht hineinzufinden in die Welt und ihre Gesetze. Die Gegenwart mit ihrer Leere und Alltäglichkeit, das stumpfe, schlaffe, thatenlose Hinleben seiner Zeit zerwühlte die Brust dieses gotttrunkenen, schwärmerischen Gemüths. Er flieht, von namenlosem Schmerze getrieben, mit seiner Phantasie nach Griechenland, um dort, im Lande der Grazien, die Harmonie zu finden, nach der er so sehnsuchtsvoll begehrte. Aber dieses Suchen und Tasten nach Dingen, die hier im Leben unerreichbar sind, rieb ihn, wie auch Novalis auf und richtete seinen hohen Geist zu Grunde: er lebte lange Jahre im Wahnsinn. In seinem gedankenschweren „Schicksalslied" berichtet Hölderlin über die Stimmung, die sein Leben erfüllte:

„Der Noth ist jede Lust entsprossen!
Und unter Schmerzen nur gedeiht
Das Liebste, was mein Herz genossen,
Der holde Reiz der Menschlichkeit."

Aber erst ins neunzehnte Jahrhundert fällt die Wirksamkeit jener Poeten, welche als die echten Propheten des Weltleids gelten dürfen und diesen Namen in die Literatur eingeführt haben. Als Messias steht Lord Byron an der Spitze. Um ihn herum schaaren sich als Apostel und Jünger: Shelley in England, Heine und Lenau in Deutschland, Musset in Frankreich, Puschkin und Lermontoff in Rußland, Petöfi in Ungarn, Leopardi in Italien: sie Alle spielten mit in der herzzerreißenden Symphonie des Schmerzes. Die Dichtungen Byron's sind ein Codex innerer Zerrissenheit, ein Schmerzensschrei, den ihm die Gemeinheit und Schändlichkeit der Menschen, die er vergebens zu bekämpfen trachtete, entlockte, eine donnernder Klageruf über die Nichtigkeit irdischer Herrlichkeit. Auch in Heine's Gedichten ertönt der wahrhaftige Ton dieses ewigen Schmerzes, doch nicht erhaben wie bei Byron und dessen Freunde Shelley, sondern gellend und in ein klirrendes Lachen umschlagend. Mit keckem Muth und origineller Koketterie hat er seine Freude an den mannigfachen Verzerrungen, in denen das Menschenleben die Idee des Schönen entstellt und karrikirt zur Erscheinung bringt. Lenau hingegen, dessen Muse die „sinnende Melancholie", gräbt und wühlt sich immer tiefer und tiefer hinein in den tiefsinnigen Schmerz, besingt ihn in gramschweren Liedern, schreibt als Motto über das Menschenleben die aus tiefster Brust emporgeholten Worte: „es ist halt nichts!" und endet wie Hölderlin im Wahnsinn. Musset kommt nach langem, unstäten Irren und Suchen zu der Verzweiflungsphilosophie, daß das Leben nichts anderes sei als eine Kette von Leid und Trübsal, welche der Mensch mit sich schleppen müsse von der Wiege bis zur Bahre. Darum sei es das Beste, man stürze sich in das ausgelassenste Bacchanal der Lust und des Genusses, um alles Elend zu übertäuben und zu

vergessen. Musset selbst hat also gehandelt und seinen Genius vorzeitig zerstört. Petöfi's Lyrik athmet stille, abgeklärte Wehmuth, die nur bisweilen von einem schrilleren Ausdruck des Leids und der Todessehnsucht durchbrochen wird, und in den Schöpfungen der Russen, Puschkin und Lermontoff, hat der Pessimismus Byron's einen schönen und originellen Nachhall gefunden. In wahrhaft sublimer Weise aber hat den Weltschmerz in das Gewand der Poesie Leopardi gehüllt, der unser Dasein „bittere Langeweile" nennt und die Welt „Koth", der sagt, das Leben sei „ein Schlaf voll ängstlich wilder Träume", ein „unnützes Elend" und der schließlich zu dem erdrückenden Endresultat kommt:

„Kein Geschenk hat
Für uns das Schicksal als den Tod."

Auch an den kraftgenialen Dramatikern Kleist, Grabbe, Otto Ludwig und Hebbel fraß der Schmerz in solch mächtiger Weise, daß er sie Alle frühzeitig zu Grunde richtete und ihrem gesammten Schaffen seinen schwarzen Trauerstempel hämisch aufdrückte. Kleist zumal nahm sich selbst aus Verzweiflung über das Elend der Welt das Leben und Grabbe ergab sich dem Branntweingenuß. Auch dem hypochondrischen Grillparzer war die Vorstellung von der Nichtigkeit der Dinge allezeit geläufig, eine Vorstellung, die fast in jedem seiner Stücke zum Durchbruch gelangt und die der Dichter klar in den Worten ausdrückt:

„Lieblich sind des Schlafes Träume,
Nur das Wachen träumt sich schwer —"

und in der zwiefachen Frage:

„Was ist der Erde Ruhm? Ein Schatten —
Was ist der Erde Glück? Ein Traum."

Auch die hervorragenden Romanschriftsteller der Gegenwart, die russischen und französischen Realisten, wie Turgenjew, Alfons Daudet und Zola, neigen zu einer trüben Auffassung des Lebens. Bei dem ersteren zeigt sich dies schon darin, daß er, der getreue und strenge Maler der Wirklichkeit, diese Wirklichkeit immer grau in grau darstellt und, wie Shakespeare seinen Dramen, allen seinen Erzählungen einen wahrhaft tragischen Abschluß giebt. Zudem sagt er irgendwo ausdrücklich: „Das Leben ist kein Scherz und kein Spiel, das Leben ist auch kein Genuß . . . das Leben ist eine schwere Arbeit. Entsagung, beständige Entsagung, das ist sein geheimer Sinn, das ist sein Räthselwort." Und daß Daudet und Zola nur allzu schroffe Chronisten des menschlichen Elends sind, weiß Jedermann.

In den Werken des Poeten, welcher gegenwärtig in Deutschland den Ehrenplatz einnimmt, Robert Hamerling's, hat die pessimistische Grundstimmung der Zeit eine echt dichterische Aeußerung gefunden. Die Grundidee, die sich durch Hamerling's Schöpfungen hindurchzieht, ist: Die Menschen jagen in verhängnißvoller Selbsttäuschung nach Idealen, die sich im Leben nicht durchführen lassen; und indem sie an der Verwirklichung derselben arbeiten, bereiten sie erstens sich, alsdann anderen den Untergang, theils weil sie eben nur Menschen, also schwach sind, theils weil der Unverstand sie nicht zu fassen vermag. Das war so und wird so sein, bis dereinst das Weltgebäude zerschellt. Dieser tief pes-

simistische Gedanke findet sich, in dem Roman Aspasia, im Epos „Der König von Sion" und in dem Drama „Danton und Robespierre." Die Verneinungsphilosophie Schopenhauer's hat in den Werken Hamerling's einen poetisch-weltgeschichtlichen Ausdruck erlangt; und man wird kaum irre gehen, wenn man annimmt, daß die Dichter diese Philosophie selbst am prägnantesten ausgesprochen haben in den Versen:

„Kein Ding ist werth ja, daß man es begehrt,
Und wir erringen's nicht, besitzen's nicht —
Wir können's nur genießen, und — zerstören."

So haben wir denn fast alle bedeutenden Dichter der Reihe nach Revue passiren lassen und gesehen, daß keiner von ihnen über die Erde geschritten, ohne über die Unebenheiten zu straucheln, welche das Schicksal in allen möglichen Variationen des Schmerzes aufgerichtet hat. Nicht nur an der unruhigen Nervosität eines Kleist und Grabbe, auch an der imponirenden Ruhe eines Sophokles und Goethe hat der Schmerz genagt. Der ganze Unterschied ist im Grunde der, daß der eine überwand, wo der andere sich aufrieb und sich selbst verzehrte. Die einen, wie eben Sophokles und Goethe, schritten mit stoischer Resignation durch das Leben, denkend, die Sterne kann man nicht vom Himmel nehmen und auf Wolken läßt sich nicht reiten, d. h. man nehme das Leben wie es ist, begehre nichts von ihm, was es nicht gewähren kann und fordere vom Menschen nichts, was er nicht zu leisten vermag; andere, wie Cervantes, rissen dem Leben die schwarze Unglücksmaske herunter und zogen ihm mit genialer Keckheit die buntscheckige Livrée des Harlekins an, das Tragische verzerrten sie ins Burleske und lachten selbst, während der Gram in ihrem Herzen wühlte, recht herzlich über ihre Tollheit, und die Welt lachte mit, wenn auch ihr Gemüth voll Trauer; die dritten endlich, die, weniger stark, nicht zu überwinden verstanden und die keine Brücke fanden, welche sie hinwegführte über den mäandrisch gewundenen Elendstrom, die wurden körperlich und geistig vom hungrigen Schmerze aufgefressen, wie Kleist, Lenau, Musset und so weiter!

Wer wagts, den einen oder den andern zu verdammen, darum, weil er weniger stark? Wer möchte dem einen oder andern seine Theilnahme entziehen deshalb, weil ihn das Schicksal vernachlässigt oder aufgegeben hat? Mehr oder weniger groß waren ja Alle, denn es bedeutet schon an und für sich eine größere sittliche und geistige Anlage, wenn ein Mensch Kenntniß von den Uebeln besitzt, die die Erde bewohnen, und wenn der Schmerz hierüber an seinem Herzblut saugt. — Wie man sich auch zum Pessimismus verhalten mag, ob zustimmend oder abwehrend, deutsam und achtenswerth ist gewiß die Stellung, welche die Dichter ihm gegenüber eingenommen haben. Zum Schlusse aber wird Jeder mit einstimmen in die Worte: „Ueberwinde, wer da kann; denn wer es kann, ist glücklich."

Digitized by Google

Der Erlöser vom Egoismus.

Von **Franz Hirsch.**

„Darum ist das Leben Spinozas von so hoher und ewiger Bedeutung, weil sein Leben Eins mit seinen Werken, weil er selbst der freie Mensch war, den er als Urbild gefunden und als Ideal für ewige Zeiten dargestellt hat."

Mit diesen Worten Berthold Auerbachs aus dessen Leben Spinozas (das Auerbachs Uebersetzung der Werke Spinozas vorangeht) beginnen wir unsere Darlegung der großen Geistesthaten Spinozas, der nicht nur einer der größten Denker, sondern auch einer der reinsten und edelsten Menschen war und eine große stille Gemeinde Derer, welche die Welt rein und frei *denken* wollen, hinterlassen hat.

Als Sohn eines aus Spanien nach Amsterdam ausgewanderten Juden wurde Baruch, oder, wie er sich in seinen lateinischen Schriften nannte, Benedict de Spinoza, am 24. November 1632 zu Amsterdam geboren. Seine Jugend verfloß unter den Eindrücken der streng talmudischen Geisteserziehung, die in ihrer engherzigen Einseitigkeit den mächtigen, selbstdenkenden Geist des jungen Spinoza zwar drückte, aber nicht zu brechen vermochte. Früh kam er zu der Erkenntniß, daß die Bibel und der Talmud nicht die Offenbarungen einer großen Weltseele, daß sie vielmehr menschlichen Ursprungs seien und mit dem Maßstabe reiner Vernunft gemessen werden müßten. Zu dieser Erkenntniß kam eine andere, die schmerzliche Erfahrung einer unglücklichen Liebe zu der schönen und geistvollen Tochter seines Lehrers im Lateinischen, des Arztes Franz van den Ende. Mit dem Lateinischen hatte der junge Spinoza Glück. Er beherrschte es bald so, daß er ohne Anstrengung seine philosophischen Werke nach der gelehrten Sitte seiner Zeit lateinisch schreiben konnte, ein Umstand, der noch heute Viele, die an das elegante Deutsch Schopenhauers*) gewöhnt sind, von der Kenntnißnahme des Spinozismus, der überdies sich noch der mathematischen Beweisführungsmethode bedient, abschreckt.

Aber kein Glück hatte der junge Denker in der Liebe. Die Tochter van Endes schenkte ihr Herz einem andern Schüler ihres Vaters, und einsam ging fortan mit tiefer Herzenswunde Spinoza durch das Leben. Bald stellte sich auch der Fanatismus der Judengemeinde in seiner häßlichsten Gestalt ein. Spinoza hatte die Synagoge lange nicht mehr, und

*) Der sicher dem Umstand, daß er der einzige Philosoph ist, der ein klares, geistreiches Deutsch schreibt, die Ausbreitung seiner Lehre mehr verdankt, als dem Wahrheitskern derselben.

Digitized by Google

zwar aus Princip, besucht; er gab auf Befragung lauernder Talmudgelehrter nach seinem Glauben Antworten, welche die engherzige jüdische Anschauung befremden, ja zum Haß reizen mußten. Zuerst ward es mit Gutem versucht, den Abtrünnigen in den Schooß der alleinseligmachenden jüdischen Kirche zurückzuführen. Man bot dem mittellosen Spinoza eine Pension von 1000 Gulden an, wenn er gläubig in seiner Gemeinde bleiben wolle. Spinoza schlug sie mit den Worten aus: „Nicht Geld suche ich, sondern Wahrheit." Aber diese Gesinnungstreue hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Ein wüthender jüdischer Fanatiker lauerte ihm eines Abends auf und stieß den Dolch nach seiner Brust. Zum Glück fehlte der feige Mörder durch eine schnelle Wendung des Angegriffenen, den durchstochenen Rock aber bewahrte Spinoza sein Leben lang zum Andenken an diesen Act des Fanatismus. Die jüdische Gemeinde verhing nun den großen Bann über den Ketzer, in den fürchterlichsten Verwünschungen, die die menschliche Phantasie sich ausdenken kann.

Als ihm der Haß der Juden, von denen er sich nun ganz schied, zu lästig wurde, ging Spinoza 1660, ohne darum Christ zu werden, aus Amsterdam, um in der stillen Einsamkeit des Städtchens Rhynburg allein der Erforschung der Wahrheit zu leben. Da er kein Vermögen besaß erlernte er das Schleifen optischer Gläser, mit dem er sich seinen bescheidenen Lebensunterhalt erwarb. Später siedelte er nach dem Haag über, wo er ein ärmliches Stübchen bei einer braven Handwerkerfamilie miethete, in welchem er lebte und starb. Obgleich Spinozas Hauptwerk die „Ethik" erst nach seinem Tode, von seinen Freunden herausgegeben, erschien, so hatten ihm seine beiden lateinisch geschriebenen Schriften „Die Prinzipien der Cartesianischen Philosophie" (1663) und der „Theologisch-politische Tractat" (1670) doch so viel Freunde und Verehrer erworben, daß sich die letzteren warm ihres geliebten Meisters annehmen wollten. Sein bester Freund, Simon de Vries, bot Spinoza ein Geschenk von 2000 fl. und ein bedeutendes Legat in seinem Testament an. Spinoza lehnte es ab, erinnerte aber den Freund an dessen ärmern Bruder, und als dieser, dankbar für Spinozas Fürsprache, dem selbstlosen Philosophen ein Jahrgehalt von 500 fl. anbot, setzte Spinoza dasselbe auf 300 fl. herab, die er annahm. Als an Spinoza von seinem Vater ein kleines Erbtheil fiel, überließ er dasselbe seiner Schwester. Er lebte einsam und mäßig, ohne Bedürfnisse, oft monatelang sein Zimmer nicht verlassend, sich lediglich an ruhigem Denken und Forschen erfreuend. Eine große Ehre ward Spinozas Verdienst zutheil, als der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz dem von ihm hochgeschätzten Philosophen im Februar 1673 die ordentliche Professur an seiner Universität Heidelberg anbot. Man denke, ein Jude ordentlicher Professor einer deutschen Universität! Das konnte auch nur vor zweihundert Jahren vorkommen und ist heutzutage nicht möglich! Spinoza aber war eine unentwegte Mannesnatur, die ihr Ziel fest im Auge behielt und sich durch glänzende Anerbietungen nicht in eine ihr inadäquate Sphäre — wie sich Spinoza ausgedrückt haben würde — drängen ließ. Er lehnte die Professur ab, obwohl ihm der Kurfürst versichert hatte, er werde „die ausgedehnteste Freiheit zu philosophiren" haben. Spinoza motivirte seine Ablehnung damit, daß es nie seine Absicht gewesen sei, öffentlicher Lehrer zu werden; auch

Digitized by Google

wüßte er nicht, innerhalb welcher Grenzen jene Freiheit zu philosophiren gehalten sein würde, damit er nicht die öffentlich feststehende Religion umstürzen zu wollen scheine." Er hätte die Anstrengung des Docirens auch wohl kaum ertragen. Vier Jahre später starb er an der Schwindsucht.

Wenn wir noch hinzufügen, daß sein ganzer Nachlaß für 390 fl. 14 Stüber versteigert wurde, daß er von mittlerer Statur war, regelmäßige Züge, eine bräunliche Hautfarbe und schwarze Haare hatte*) so ist das Alles, was wir von Spinozas persönlichem Leben wissen. Aber seine Werke bleiben unvergänglich wie die unsterblichen Werke der Dichtkunst, von deren Urhebern man nur wenig oder gar nichts kennt, wie die Psalmen, Homer, die Nibelungen, Shakespeare.

Um die Lehre Spinozas, die am klarsten in der „Ethik" zum Ausdruck kommt, zu begreifen, braucht man nicht Lateinisch und Mathematik zu verstehen. Wer nicht Lateinisch kann oder wem die lateinische Terminologie philosophischer Ausdrücke zu schwierig ist, der mag sich der trefflichen Uebersetzung von Berthold Auerbach, eines der begeistertsten Spinozisten, bedienen. Die mathematische Form der Beweisführung aber wird jedem gesunden Menschenverstand, jedem redlichen Denken nicht zu schwer erscheinen, um den tiefen Inhalt zu erkennen. Wir können und wollen hier nicht eine große Abhandlung über den Zustand der Philosophie vor Spinoza, über die speculativen Feinheiten seines Systems und über seine Nachfolger — Schelling und Hegel stehen auf Spinozas Schultern, jener als Philosoph der Natur, dieser als Philosoph des Geistes, zwei Richtungen, die Spinozas Lehre zur harmonischen Einheit verflocht — geben. Der Ton eines solchen Artikels würde zu abstract, zu philosophisch fachwissenschaftlich werden. Darum wollen wir lieber, nachdem wir ein gedrängtes Resumé der Lehre Spinozas gegeben haben, erlauchte Freunde Spinozas, wie Lessing, Goethe, Herder, Schleiermacher, sprechen lassen; letztere Beide — man bedenke es wohl — protestantische Geistliche, aber freilich solche, die der Buchstabe nicht tödtete, der Geist aber lebendig machte!

Das erste Vorurtheil, was der Jünger Spinozas beseitigen muß, ist die unwürdige Idee eines persönlichen Gottes, der, wie ihn die Maler bilden, als alter weißbärtiger Mann über den Wolken thront. Gott ist nach Spinoza nicht außerhalb der Welt, sondern er ist die Welt, und wir, als Producte der Welt, sind in ihm. Dasselbe drückt die moderne philosophische Naturwissenschaft (Darwin mit) in der Parole aus: „Die Welt ist nicht das Resultat einer Schöpfung, sondern einer Entwickelung."

Goethe hat die Widersinnigkeit der Fabel vom persönlichen Gott, dem der Mensch seine eigene Menschlichkeit andichtet, in den Versen schlagend widerlegt:

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt."

---

*) Ein Porträt Spinozas haben wir bereits im Salon 1877 (Heft 5) gegeben.

Und ein andermal faßt der gottbegnadete Dichter den spinozistischen Grundgedanken der Einheit von Gott und Welt in die schönen Worte:

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?"

Spinoza lehrt, oder vielmehr er kommt zu der Erkenntniß (denn eine Lehre, eine Religion hat Spinoza ebensowenig wie Christus, in dessen Reden sich ungemein viel Berührungspuncte mit dem Spinozismus finden, stiften wollen), es gebe nur eine unendliche Substanz, von der wir Menschen nur zwei Attribute, das Denken und die Ausdehnung (etwa dasselbe wie Geist und Natur) erkennen können. Diese eine untheilbare Substanz ist Gott. Sie ist die innere (**causa immanens**, sagt Spinoza) Ursache alles Seins und Geschehens, sie ist nicht frei, da sie nach der Nothwendigkeit, nach der Gesetzmäßigkeit ihrer eigenen Natur handelt. Sofern sie dieser Gesetzmäßigkeit, also sich selber treu bleibt, kann die Substanz, in der wir leben, nicht zu einem gewissen Zweck handeln, sondern sie handelt so, weil sie nicht anders kann, infolge einer, wir möchten sagen, freien Nothwendigkeit. Die Natur hat, wie Goethe sagt, jederzeit Recht, und das gerade da am gründlichsten, wo wir sie am wenigsten begreifen. Sie kann nicht anders, als ewig recht handeln, unbekümmert, was daraus erfolgen möge. Der Mensch aber mag sich wenden, wohin er will, er mag unternehmen, was es auch sei, stets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hatte.

So ist die Welt eine Selbstspiegelung der unendlichen Substanz, ein sich selbst Erkennen, d. i. Gottes, der in allen Dingen ist und in dem alle Dinge sind, wie der Evangelist Johannes so schön pantheistisch sagt. Dem Menschengeist aber erscheint die Unendlichkeit als endlich in zwei Miniaturausgaben der Attribute der Substanz: im Körper, der Endlichkeit des Attributs des Denkens. Da beide Attribute aber derselben Substanz angehören, so bilden auch Körper und Geist, wie das auch die neueste Naturforschung bestätigt, ein untrennbares Ganzes. Jedes Ding muß, wie Spinoza sagt, als Aeußerung der unendlichen Substanz angesehen werden, unter dem Gesichtspunct seiner Ewigkeit (**sub specie aeternitatis**) eine Anschauungsweise, welche Spinoza „adäquat" nennt. Diese Anschauung erst macht den echten Spinozisten, der das Ewige, Unendliche aus allen seinen vergänglichen Gestaltungen, die Dauer aus dem Wechsel herauserkennt. So fallen auch alle Affecte und Leidenschaften nach Spinoza bei dem reinen Denker fort. Jedes Ding muß sich in seinem adäquaten Sein erhalten, dem Gesetz seiner innersten Natur nach.

„Sei Dir selber treu
Und daraus folgt, sowie die Nacht dem Tage,
Du kannst nicht falsch sein gegen irgend wen",

sagt Shakespeare, und so werden die Worte gut und böse, vollkommen und unvollkommen bei Spinoza zu nur relativen Begriffen und er gelangt so mit seinem, die ganze Menschheit denkenden Herzen zu dem großartigen Satze: „Man soll die Handlungen der Menschen nicht belachen,

Digitized by Google

nicht beweinen, nicht vergöttern, nicht verfluchen, sondern — verstehen" (intelligere), ein Satz, der in seiner edlen Menschlichkeit ganze theologische und philosophische Systeme aufwiegt.

Nachdem wir im Vorhergehenden die spinozistische Substanz, den Gott, in dem wir, wie der Apostel Paulus unbewußt spinozistisch sagt, leben, weben und sind, charakterisirt haben, wird es dem Leser begreiflich sein, daß Spinoza die höchste menschliche Tugend in die Erkenntniß Gottes, das heißt in die Erkenntniß der Einheit alles Unendlichen setzen muß. Aus dieser Erkenntniß Gottes erwächst dem denkenden Menschen ein seliges, beruhigendes Gefühl; aber nicht deshalb, meint Spinoza gegenüber der landläufigen Moral, sind wir selig, weil wir unsere Leidenschaften beherrschen, sondern dadurch, daß wir selig, d. h. in der reinen Erkenntniß der unendlichen Substanz in allen endlichen Dingen sind, können wir unsere Leidenschaften beherrschen. So liebt sich in der Liebe des Menschen zu Gott eigentlich Gott selbst mit unendlicher Liebe. In Erkenntniß und Liebe Gottes, d. h. der Substanz, also eines Dinges, das für sich besteht und die Ursache seines Daseins in sich selbst hat, setzt Spinoza alle menschliche Tugend und Glückseligkeit.

Hart und eifernd ist Spinoza verketzert worden, weil er gemäß seinem Princip einer ewigen Gesetzmäßigkeit alles Geschehens, die Lehre vom freien Willen, welche ja auch von der heutigen Naturwissenschaft als thöricht bezeichnet wird, erbarmungslos vernichtete. Spinoza bekämpft sowohl das äußerliche rein formelle Denken der philosophischen Schulmeisterei als den sogenannten freien Willen. Der Mensch, sagt er, sei nur dann frei, wenn er das Gute wolle, das Beste und Freieste aber sei, die ewige Wahrheit zu denken. Damit fällt Wollen und Erkenntniß in Eins zusammen. Lessing, ein überzeugungstreuer Anhänger Spinozas, drückt sich über die Willensfreiheit noch stärker aus. „Ich begehre", sagt der klarste Kopf der Deutschen, „keinen freien Willen; ich behalte die vermeintliche Gotteslästerung bei, daß kein freier Wille sei, worein der helle, reine Kopf Spinozas sich doch auch zu finden wußte." Und Herder bekennt sich zu dem gleichen Grundsatz: „Mir ist kein Weltweiser bekannt", schreibt er, „der die Knechtschaft des menschlichen Willens gründlicher auseinandergesetzt und die Freiheit desselben vortrefflicher bestimmt hat, als Spinoza."

Tief und klar läßt sich Auerbach über dies Thema aus: „Wer tiefer in die Welt hineinsieht, der erkennt, daß Alles Nothwendigkeit ist, daß es keinen freien Willen giebt. Ich habe keinen freien Willen, sondern, wenn ich genau hinsehe, muß ich Alles thun was ich will, und das Weltall hat auch keinen freien Willen, der gegen die Gesetze in ihm herrschen könnte. Freier Wille in uns und Wunder in der Natur ist ganz dasselbe. Was ich jetzt thue, das ist die nothwendige Folge einer endlosen Kette von Ursachen, von Ereignissen in mir und mit mir, denen ich gehorsamen muß, weil Alles in der Welt Nothwendigkeit ist; darum liegt in dieser schon Strafe und Lohn, wie mans nennt, eingeschlossen."

Sehr feinsinnig denkt Spinoza über die Verbindung des Leibes mit der Seele. Indem er den Begriff des Leibes zur wesentlichen Form der Seele macht, schließt er daraus auf die Veränderungen, die Vollkommenheit und Unvollkommenheit dieses Begriffs vortrefflich. Es ließe sich, wie Herder bereits hervorhob, aus Spinozas Grundsätzen eine Physiog-

nomik entwerfen, die das Chaos unserer physiognomischen Träume sehr ordnen und auf bestimmte Wahrheiten zurückführen könnte.

Das scheinbar so herbe Gesetz der Nothwendigkeit, wie es Spinoza für die sittliche Welt gefunden, ist großartig und versöhnend, wenn man es in seinem innersten Kern betrachtet. Diese Nothwendigkeit ist nichts als die einfachen Gesetze, nach welchen alle lebendigen Kräfte der Natur ihre tausendfältigen Organisationen bewirken. Diese Gesetze liegen, wie Herder bei Gelegenheit seiner Vertheidigung des Spinozismus klar und schön ausführt, in drei Worten, die im Grunde wieder nur ein lebendiger Begriff sind, in den Worten: Beharrung, (d. i. innerer Bestand jedes Wesens), Vereinigung mit Gleichartigem, sowie Scheidung vom Entgegengesetzten und Verähnlichung mit sich und Abdruck seines Wesens in einem andern. Jedes Wesen ist, was es ist; das Gefühl dieser Wirklichkeit ist der Lohn seines Daseins, seine innige Freude. In der sogenannten moralischen Welt des Geistes, die jedoch nach denselben Gesetzen wie die Natur geregelt wird, hat Spinoza alle Leidenschaften und Bestrebungen der Menschen auf diese innere Liebe zum Dasein und zur Beharrung in demselben zurückgeführt, in der physischen Welt hat man den Erscheinungen, die aus diesem Naturgesetz folgen, mancherlei Namen gegeben. So ist z. B. der Zustand, wo jedes Ding bleibt, was es ist und ohne Ursache sich nicht verändert, das Gesetz der Trägheit, und der Zustand, in welchem jedes Ding auf seinem Schwerpunct ruht das Gesetz der Schwere.

Warum wir den unsterblichen Weisen von Amsterdam den „Erlöser vom Egoismus" genannt haben, ist bereits aus seiner Lehre, die ein einziges großes Bekenntniß der Selbstlosigkeit bildet, klar geworden. Die Lehre wie das Leben Spinozas ist der gerade Gegensatz zu allem Egoismus. „Alle Vorurtheile", so erkannte er, „hängen von dem einen ab, daß die Menschen sich als Mittelpunct des Weltganzen betrachten und Alles nur mit Rücksicht auf sich geordnet wissen wollen." Dadurch, daß Spinoza die menschlichen Seelenbewegungen wie Naturerscheinungen auffaßte, beobachtete und erforschte, gelangte er zu der Vollendung seines großartigen Systems, das auf der ewigen Liebe zu dem Ewigen und Unendlichen gegründet ist. Aber auch dem Pessimismus, der in der Schopenhauerschen Gestalt durchaus nicht vom Egoismus befreit, tritt Spinoza ebenso wie den Jeremiaden der Kirche über das irdische Jammerthal entgegen, indem er jenen köstlichen 67. Satz des vierten Theiles der „Ethik" schuf: „Der freie Mensch denkt an nichts weniger als an den Tod, und seine Weisheit ist nicht ein Nachdenken über den Tod, sondern über das Leben." Das ist das **vivere memento**, Gedenke zu leben! welches Spinoza dem **memento mori**, Gedenke zu sterben! entgegenhält.

Ein so lebensstarker Geist, wie Goethe, mußte daher, als er Spinoza kennen lernte, gestehen, daß aus der Lehre desselben „eine wunderbare Klarheit und Beruhigung, eine Friedensluft" über ihn gekommen sei. An derselben Stelle steht auch jenes Bekenntniß Goethes, welches die starke sittlich erhebende Kraft des Spinozismus besser erläutert, als lange philosophische Abhandlungen. Goethe sagt in „Wahrheit und Dichtung" über seinen praktischen Spinozismus: „Unser physisches sowohl als unser geselliges Leben, Sitten, Gewohnheiten, Weltklugheit, Philosophie, Religion, ja so manches zufällige Ereigniß, Alles ruft uns zu, daß wir

Digitized by Google

entsagen sollen. So manches, was uns innerlich eigenst angehört, sollen wir nicht nach außen hervorbilden; was wir von außen zur Ergänzung unseres Wesens bedürfen, wird uns entzogen, dagegen aber so Vieles aufgedrungen, das uns so fremd als lästig ist. Man beraubt uns des mühsam Erworbenen, des freundlich Gestatteten, und ehe wir hierüber recht ins Klare sind, finden wir uns genöthigt, unsere Persönlichkeit erst stückweis und dann völlig aufzugeben. Diese schwere Aufgabe jedoch zu lösen, hat die Natur den Menschen mit reichlicher Kraft, Thätigkeit und Fähigkeit ausgestattet. Besonders aber kommt ihm der Leichtsinn zu Hülfe, der ihm unzerstörlich verliehen ist. Hierdurch wird er fähig, dem Einzelnen in jedem Augenblick zu entsagen, wenn er nur im nächsten Moment nach etwas Neuem greifen darf, und so stellen wir uns unbewußt unser ganzes Leben immer wieder her. Wir setzen eine Leidenschaft an die Stelle der andern; Beschäftigungen, Neigungen, Liebhabereien, Steckenpferde, Alles probiren wir durch, um zuletzt auszurufen, daß Alles eitel sei. Niemand entsetzt sich vor diesem falschen, ja gotteslästerlichen Spruch, ja man glaubt etwas Weises und Unwiderlegliches gesagt zu haben. Nur wenige Menschen giebt es, die solche unerträgliche Empfindung vorausahnen, und, um aller partiellen Resignation auszuweichen, sich ein für alle Mal im Ganzen resigniren. Diese überzeugen sich von dem Ewigen, Nothwendigen, Gesetzlichen, und suchen sich solche Begriffe zu bilden, welche unverwüstlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden."

Der tiefe Einfluß, den die Lehre des als Atheisten verschrieenen*) Spinoza auf die Entwickelung des reinen Denkens und auch auf die Sittlichkeit im höchsten und edelsten Sinne gehabt hat, wurde noch intensiver durch den Hinblick auf das von Selbstsüchtigkeit und Eitelkeit freie Leben des stillen Weisen im Haag, dessen Lehre mit seinem Leben in völliger, durch keine unruhige Seelenbewegung gestörter Harmonie war, und der ein leuchtendes Beispiel für den Goetheschen Satz ist: „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist: das Erforschliche erforscht zu haben und daß Unerforschliche ruhig zu verehren."

Treffend bezeugt Herder: „Von jeher hat es zwei Gattungen Philosophen gegeben, Philosophen aus Ueberzeugung und aus Ueberredung. Von der ersten, nicht von der zweiten Art war Spinoza. Oft waren Die, die am schärfsten gegen ihn stritten, seines Glaubens, des innern Glaubens nämlich an eine einzige, lebendig empfundene, Allem zu Grunde liegende Idee des Wahren, Guten und Schönen, ohne welche all unser Sprechen Tand bleibt." Wenn erst der Menschengeist der conventionellen Fesseln des lediglich formalen metaphysischen Denkens entledigt und zu der gesunden Seelenkost der speculativen Ethik sich bekehrt haben wird, die dem Denker das sein sollte, was dem Gläubigen die positive Religion ist, dann wird auch die Zeit kommen, wo die milde Kraft des Spinoza über die wesentlich durch ihre glänzende Stilistik bestechende Spitzfindigkeit des philosophischen Modegötzen Schopenhauer, der allerdings kein schwerfälliges Latein schrieb, obsiegen wird.

So steht uns das Bild Spinozas, des Befreiers von verderblichen

*) Noch 1794 wurde zu Amsterdam der Drucker von Spinozas Werken zu mehreren Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Digitized by Google

philoſophiſchen Vorurtheilen, ſo des Zweckbegriffs, der Willensfreiheit und der Zufälligkeit (gegenüber der ewigen Geſetzmäßigkeit alles Geſchehenden) rein und verehrungswürdig da, ohne Phraſe der philoſophiſchen oder theologiſchen Zunft und Schule. Er taucht das hochmüthige Einzelbewußtſein in das unermeßliche All, er läßt jede Menſchenſeele in der großen alldurchdringenden Weltſeele aufgehen, ohne daß er das Recht der Individualität, das gerade er ſtärker als die anderen Denker betont hat, opfert.

„O glaube nicht, daß du nicht ſeieſt mitgezählt!
Die Weltzahl iſt nicht voll, wenn deine Ziffer fehlt.
Die große Rechnung zwar iſt ohne dich gemacht,
Allein du ſelber biſt in Rechnung mit gebracht.
Ja, mitgerechnet iſt auf dich in alle Weiſe,
Dein kleiner Ring greift ein in jene größern Kreiſe.
Zum Guten, Schönen will vom Mangelhaften, Böſen
Die Welt erlöſt ſein und du ſollſt ſie miterlöſen.
Vom Böſen mache dich, vom Mangelhaften frei:
Zur Güt' und Schöne ſo der Welten trägſt du bei."

Was unſerer maſchinendampfenden, raſtlos nach Erwerb jagenden, dem Egoismus rückſichtslos fröhnenden Zeit fehlt, aus der Ethik des Spinoza, die erſt verſtanden und dann gefühlt ſein will, können wir, die wir einſeitig in Erziehung des Verſtandes begriffen ſind, ſie lernen, die Erlöſerin vom Egoismus: Die Erziehung des Herzens!

Dazu ſollen auch die großen Kenner des Herzens, die Dichter, helfen: Erkenntniß und Gefühl ſollen ſich die Hand reichen. Mit Homer, Spinoza und Goethe kommt man durch die ganze Welt!

Der Lobredner Spinozas wird nicht wärmer zu den Gemüthern der Spinozagemeinde ſprechen können, als mit den begeiſterten Worten Schleiermachers: „Opfert mit mir eine Locke den Manen des heiligen verſtoßenen Spinoza! Ihn durchdrang der hohe Weltgeiſt, das Unendliche war ſein Anfang und Ende, das Univerſum ſeine einzige und ewige Liebe; in heiliger Unſchuld und tiefer Demuth ſpiegelte er ſich in der ewigen Welt und ſah zu, wie auch er ihr liebenswürdigſter Spiegel war. Voller Religion war er und voll heiligen Geiſtes. Und darum ſteht er auch da allein und unerreicht, Meiſter in ſeiner Kunſt, aber erhaben über die profane Zunft, ohne Jünger und ohne Bürgerrecht."

Digitized by Google

Carmen.

Erzählung von **Fr. Levanti.**

(Fortsetzung.)

XXIV.

Walters Absicht wurde vereitelt; auf der Treppe begegnete ihm die Kammerfrau seiner Mutter und sagte ihm, daß er sehnsüchtig von ihr erwartet würde, da sie ihm etwas Wichtiges mitzutheilen hätte.

Die Kammerfrau war eine alte, treue Dienerin des gräflichen Hauses und durfte sich eine gewisse Vertraulichkeit erlauben. Dem jungen Mann ins Gesicht sehend, sagte sie:

„Ich bitte den Herrn Grafen um Verzeihung . . . aber ich möchte mir die Frage gestatten, ob Sie sich unwohl fühlen? Hoffentlich ist Ihnen nichts Schlimmes widerfahren?"

„Sehe ich aus, als ob das der Fall wäre, gute Holten?" fragte Walter.

„Ja, Herr Graf, das thun Sie", antwortete die Alte.

„Nun dann, ich habe wirklich einen Schlag bekommen, einen fürchterlichen Schlag, den ich in allen Gliedern fühle. Wo finde ich meine Mutter?"

„Frau Gräfin sind in Ihrem Zimmer", antwortete die Kammerfrau; „Sie haben mir aufgetragen, den Herrn Grafen dorthin zu weisen."

Er folgte der Aufforderung und fand seine Mutter halb lächelnd, halb in Thränen.

„Lieber Walter", rief sie ihm entgegen, „ich habe die überraschendsten Neuigkeiten für Dich . . . ich weiß kaum, wo ich beginnen soll! Hilda weigert sich entschieden, sie Dir selbst mitzutheilen, obwohl ich sie gebeten habe, es zu thun."

Aber Walters Gedanken waren nicht bei dem, was ihm die Mutter sagte. Während er ihr ins Gesicht sah, wiederholte er sich immer aufs Neue, daß Carmen nicht sein Weib war; sein ganzes Leben war eine Täuschung, eine Lüge, er hatte kein Weib!

„Lieber Walter, Du hörst wohl nicht, was ich sage?" fragte Gräfin Hildegard. „Du siehst müde und zerstreut aus, ich fürchte, Deine Gedanken sind nicht bei mir."

Der junge Mann nahm sich zusammen und zwang sich zuzuhören, während die Mutter fortfuhr.

„Es ist mehr, als er zu hoffen wagte; der Oberjägermeister hat um Hilda angehalten."

Nun war es nicht mehr nöthig, Walter zur Aufmerksamkeit zu er-

Digitized by Google

mahnen. Sobald er hörte, daß von dem Glück seiner Angehörigen die Rede war, drückte sein ganzes Wesen tiefe, herzliche Theilnahme aus.

„Ich hatte keine Ahnung davon", fuhr Gräfin Hildegard fort; obwohl ich sah, daß Schönborn sehr aufmerksam gegen sie wäre."

„Ich freue mich um Hildas willen, wenn sie ihn lieb hat", sagte Walter.

„Ja, das hat sie", antwortete die Mutter; ‚ich begreife nicht, wie ich so blind sein konnte, das nicht zu bemerken. Eben hat sie mir ihr Herz eröffnet, sie hat ihn herzlich lieb, das gute Kind!"

„Das freut mich von ganzer Seele", wiederholte er in warmem Ton.

Eine Pause trat ein. Walter fühlte, daß ihm die wichtigste Mittheilung noch bevorstand.

„Schönborn ist bei mir gewesen", fing Gräfin Hildegard wieder an. Er war die Liebenswürdigkeit und Zartheit selbst. Du weißt wohl, lieber Walter, daß er sehr reich ist?"

„Gewiß, der Reichthum der Schönborns ist allgemein bekannt", antwortete der junge Mann.

„Ich habe mich sehr über ihn gefreut", fuhr die Gräfin fort. „Natürlich war ich ganz aufrichtig gegen ihn und habe ihm gesagt, daß ich, wie die Dinge liegen, über Hildas Mitgift nichts zu bestimmen vermag. Er erwiederte, daß er einer solchen nicht bedürfe; Hildas Schönheit und unser alter Name wären Mitgift genug. Von dem Einzigen, was ihm Scrupel gemacht haben würde, schien er nicht genau unterrichtet zu sein."

„Und was war das?" fragte Walter. Das Gesicht seiner Mutter verrieth ihm, daß sie ihm etwas Wichtiges zu sagen hatte.

Sie preßte die Hände zusammen.

„Schönborn sagte, daß die Vermögensfrage nicht in Betracht käme", fuhr sie fort, „er selbst wäre genug mit Glücksgütern gesegnet. Das Einzige, wozu er sich nie entschließen würde, wäre die Verbindung mit einer Familie, deren Verhältnisse nicht über jedem Zweifel erhaben, deren Namen nicht makellos sei. O, mein Sohn, mein Sohn, die elfte Stunde ist da, bedenke, wenn jetzt noch irgend etwas fehlschlüge. Schönborn würde Hilda nicht heirathen."

„Aber, liebste Mutter, Verarmung ist doch keine Schande."

„Nicht, wie wir die Dinge ansehen, lieber Walter!" antwortete sie. „Wir glauben, daß nur Unehrlichkeit Schande bringt. Schönborn dagegen! Demnach ist er ein edler und großherziger Mann, vielleicht etwas beschränkt in Ansichten und Urtheil, aber treu und gut, ganz der Mann, den ich unserer Hilda wünsche."

Walters bleiches Gesicht zuckte vor innerer Erregung, während er der Mutter lauschte. Sie sprach hastig weiter, als ob sie fühlte, daß ihren Wünschen Gefahr drohte.

„Aus seinen Reden und Andeutungen ist mir hervorgegangen, und glaube mir, lieber Walter, es ist so, ich täusche mich nicht! Wird unser unser guter Name irgendwie durch zweifelhafte Geldangelegenheiten gefährdet, so geht Hilda der Bewerber, der Geliebte verloren."

„Liebe Mutter, welch ein elender Bewerber müßte das sein, der sich durch solche Aeußerlichkeiten irre machen ließe."

„Jeder hat seine Eigenheiten, lieber Walter, das weiß Niemand besser als Du selbst. Schönborns schwache Seite ist die Ueberempfind-

Digitized by Google

lichkeit gegen Geldverlegenheiten. In jeder andern Richtung ist er edel und großgesinnt, aber Insolvenz und Schande sind in seinen Augen unzertrennlich. Bedenke, lieber Walter, Hildas Glück und Leben liegen in Deinen Händen!"

„Liebste Mutter!" fiel er ungestüm ein, „willst Du meine Verantwortlichkeitslasten noch erschweren?"

„Nein, Walter, nur auf sie aufmerksam machen will ich Dich. Ich sehe klarer in die Zukunft als Du, der Du jung und hoffnungsvoll bist."

Er sagte sich selbst, daß ihm wenig zu hoffen geblieben sei und seufzte schwer. Gräfin Hildegard fuhr fort:

„So lange sichs nur um den Hartenstein handelte, habe ich keine Erklärung in Bezug auf Deine Zukunftspläne von Dir verlangt. Nun aber, da Hildas Lebensglück in Frage kommt, muß ich es thun."

„Was hat Hildas Lebensglück mit dem Hartenstein zu schaffen?" rief Walter in gereiztem Tone.

„Das habe ich Dir ja eben erklärt", antwortete seine Mutter. „Von einer Mitgift für Hilda ist nicht die Rede, Schönborn hat mit klaren Worten gesagt, daß er auf eine solche keinen Anspruch macht. Aber er hat nun einmal seine eigene Art Stolz und Ehrgefühl, tief eingewurzelte Vorurtheile, wenn Du willst. Er deutete an, daß er von Verlusten gehört, die Deinen Vater betroffen . . . ich ließ die Sache fallen."

„Mit vollem Recht!" fiel Walter heftig ein. „Meines Vaters Verluste gehen ihn nicht das Mindeste an."

„Wenn Schönborn Hilda heirathet, darf er über unsere Verhältnisse nicht im Unklaren bleiben; er muß erfahren, was uns bedroht, wenn — der Himmel wolle uns gnädig davor bewahren! — wenn wir nach Verlauf der nächsten Wochen den Hartenstein aufgeben und unserm Namen den Makel der Insolvenz aufprägen müßten, so wäre es unsere Pflicht, ihm das vorher zu offenbaren und dann —"

„Nun, Mutter, was dann?"

„Ich habe Dir das schon gesagt, lieber Walter. Obwohl Schönborn Hilda innig liebt, fürchte ich doch, daß jede Hoffnung auf eine Verbindung zwischen unseren Familien aufgegeben werden muß, wenn er das erfährt."

„Dann ist seine Liebe nicht echt", rief Walter; „und Hilda kann sich Glück wünschen, von ihm befreit zu werden!"

„Nein, Du übereilst Dich in Deinem Urtheil", sagte Gräfin Hildegard. „Hilda liebt ihn und wird für ihr ganzes Leben unglücklich, wenn sie ihn aufgeben muß. Jeder hat seine Fehler und Eigenheiten. Schönborns Hauptfehler ist sein übergroßer Stolz und eine gewisse Beschränktheit der Ansichten, die ihn veranlaßt, hochmüthig und mit großer Intoleranz auf alle Kämpfe und Leiden herabzusehen, die mit Geldverlegenheiten zusammenhängen.

Kannst Du das nicht verstehen?"

„Gewiß, ich verstehe das sehr gut", gab er verdüstert zur Antwort.

„Wenn Schönborn wiederkommt", fuhr Gräfin Hildegard fort, „bleibt mir nur zweierlei zu thun übrig: entweder muß ich ihm ehrlich und unumwunden mittheilen, was uns bedroht, oder seine Werbung um Hildas Hand annehmen. Das ist Dir hoffentlich klar."

„Ja, klar genug ist es!" sagte der junge Mann.

Digitized by Google

Gräfin Hildegard erhob sich. Stolz und aufrecht, aber mit dem Ausdruck der Angst stand sie vor ihm.

„Meine Antwort für den Bewerber Deiner Schwester hängt von Dir ab, Walter", sagte sie. „Ich habe nie versucht, mich in Dein Vertrauen einzudrängen; nun aber ist die Zeit gekommen, wo Du mir sagen mußt, ob Du beabsichtigst, Adelheid von Röhn zu heirathen oder nicht."

Sollte er ihr jetzt vielleicht seine seltsame Liebes- und Heirathsgeschichte erzählen? Er war überzeugt, daß sie Alles aufbieten würde, ihn an der Heirath mit Carmen zu hindern, da er noch frei war.

Gräfin Hildegard erhob den Blick und sah dem Sohne fest ins Gesicht.

„Ich bin nicht zur Sentimentalität geneigt und habe mich immer in das Unvermeidliche zu ergeben gewußt", sagte sie; „wenn Du mir aber erklärtest, daß wir den Hartenstein aufgeben müssen . . . die Worte, davon bin ich fest überzeugt, würden mich tödten!"

Was sollte er thun? Was konnte er sagen? Nie war ein Mann so unglücklich als er, so von widersprechenden Gefühlen hin und her gezerrt.

„Mein Sohn, mein Sohn, bedenke, was jetzt in Deine Hand gegeben ist: die Entscheidung über Hildas Glück und Liebe, über den Besitz des Hartensteins! Ein Wort von Dir, und wir haben Alles verloren, ein anderes Wort und Alles ist gerettet! Ich kann Dir nichts weiter sagen", und mit einem leisen, zitternden Schmerzenslaut, der noch lange in Walters Ohren nachklang, ging Gräfin Hildegard zum Zimmer hinaus.

XXV.

So stand er denn endlich dem Unglück seines Lebens ungestört gegenüber, der unheilvollen Entscheidung, die sich so klar und einfach wie nur möglich gestaltet hatte! Er war ein freier Mann, hatte die freie Macht, Carmen zu heirathen oder Adelheid von Röhn. Es war schwer zu fahren und doch war es so, er, der sich für fest gebunden gehalten, war frei.

„Meine Unentschlossenheit wird immer peinlicher", sagte er zu sich selbst, „meine quälende Sorge immer größer."

Als das Nothwendigste erkannte er, an Carmen zu schreiben und ihr mitzutheilen, was geschehen war, oder zu ihr zu eilen, es ihr mündlich zu offenbaren. Im Unklaren durfte sie nicht bleiben. Was aber würde sie sagen, wenn sie erfuhr, daß ihre Heirath ungültig, daß sie nicht Walters Gattin war?

„Ich hätte eine Güte des Geschicks darin finden können, wenn ich Carmen weniger liebte", dachte er. „Alle Schwierigkeiten meiner Lage wären jetzt verschwunden, wenn nur dies Eine nicht feststände, das Eine, daß ich Carmen liebe und Adelheid nicht. Es steht mir jetzt frei, Adelheid zu heirathen, Hartenstein zu retten, meine Schwester nach Wunsch vermählt, meine Mutter glücklich zu sehen. Dies Alles liegt jetzt in meiner Macht. Neulich, als die Thränen der Mutter auf mein Antlitz

Digitized by Google

fielen, glaubte ich, nichts so innig zu ersehnen als die Freiheit; ich fühlte mich bereit, mein Glück, mein Leben, Alles für sie zu opfern. Die Freiheit ist mir jetzt zurückgegeben, aber ich bin außer Stande, davon Gebrauch zu machen."

Der schreckliche Tag kam immer näher; jetzt war der fünfte Juni. Walter hatte gehört, daß sich fremde Leute in Hartenstein gezeigt, welche Felder und Bäulichkeiten in Augenschein nahmen und die Bäume abschätzten. Was mochten die Gläubiger mit dem schönen, alten Besitzthum beabsichtigen? Sollten die vielhundertjährigen Linden, unter deren Schatten Walters Vorfahren gewandelt, niedergeschlagen werden? Wer mochte sagen, zu welchen industriellen Unternehmungen in dieser erwerbssüchtigen Zeit Schloß und Gärten und Wälder mißbraucht werden sollten. Ihn schauderte, als er sich das ausmalte. Aber er besaß ja die Macht, dies Alles zu hindern, nur Carmen mußte er aufgeben.

„Mancher an meiner Stelle würde das thun", sagte er zu sich selbst, „würde ihr schreiben, daß keine bindende Trauung stattgefunden, aber ich kann es nicht. Ich liebe sie und fühle mich durch meine Ehre an sie gefesselt."

Er war tief traurig und unruhvoll, fühlte sich matt und kampfesmüde und doch war der Kampf längst nicht entschieden. Das schmerzliche Ringen mit sich selbst und den Wünschen Anderer dauerte fort.

Es blieb ihm nur noch eine zweitägige Frist, am siebenten Juni wollte der Freiherr zurückkommen. Innerhalb dieser zwei Tage hatte er nicht nur über sein eigenes Geschick, sondern über das vieler Anderer zu entscheiden.

Zu dem, was ihm am schwersten auf der Seele lag, gehörte der immer wieder in seinen Ohren nachklingende Ton, mit dem die Mutter gesagt hatte: „Wird unser guter Name irgendwie durch zweifelhafte Geldangelegenheiten gefährdet, so geht Hilda der Bewerber, der Geliebte verloren." In seine Hände war somit das Glück oder Elend der Seinigen gegeben.

Ueber seines Herzens Neigung war er nicht einen Augenblick im Zweifel: er war fest wie Stahl, treu wie ein Vasall vergangener Tage. Was ihn hin und her warf, war nur die Unsicherheit, ob er unter den obwaltenden Verhältnissen sein eigenes Glück in Anschlag bringen dürfe, oder demselben entsagen müsse. Das war die Frage, die er nicht zu lösen vermochte. Er war frei, aber wie sollte er diese Freiheit benutzen? Sollte er die Bande festigen, die er bisher irrthümlicher Weise für gesetzmäßig gehalten, oder sollte er sich neue Ketten anlegen, die ihn wie eiserne Ketten belasten mußten?

Er konnte zu keinem Entschlusse gelangen. Ehre und Liebe wiesen ihn nach der einen Richtung, das Glück seiner Angehörigen, die Erhaltung des guten Namens, der Besitz des Hartensteins verlangten, daß er die andere einschlug. Er fand nirgends Ruhe. Vergebens versuchte er, an Carmen zu schreiben; die beständige Erwartung durch die Mutter oder Hilda unterbrochen zu werden, ließ ihn zu keiner Sammlung kommen; von innerer Unruhe getrieben, ging er in das Casino, dem er angehörte, um Zeitungen zu lesen.

Aber auch hier war es nicht besser als zu Hause. Eine Scandalgeschichte aus den höchsten Kreisen setzte die Gemüther in Bewegung

Digitized by Google

und alle Mitglieder des Casinos fanden sich zusammen, die Angelegenheit hier, auf neutralem Boden, zu besprechen. Walter konnte die lebhaften Gespräche, das lustige Lachen nicht ertragen. Jeder der Anwesenden schien sorgenfrei und glücklich zu sein, Jeder sah fröhlich aus, während er sich niedergedrückt und von Kummer belastet fühlte. Der Contrast that ihm weh und er ergriff gleichsam die Flucht vor den Witzen und dem Gelächter der Freunde.

Als er durch die Eingangshalle schritt, kam der Portier auf ihn zu.

„Herr Graf", sagte er, „eine Dame war hier und hat nach Ihnen gefragt. Ihren Namen hat sie nicht genannt, sie will wiederkommen."

„War es meine Mutter?" fragte er.

„Nein, Herr Graf, die Frau Gräfin waren es nicht, es war eine junge Dame."

„So", sagte der junge Mann in gleichgültigem Tone. Was lag ihm daran? Was konnte für ihn von Bedeutung oder Interesse sein?

Während er die Freitreppe des Hauses hinunterging, fuhr eine Droschke vor und eine Dame stieg aus. Unwillkürlich sah er sie an, ihr Gesicht war ihm zugewendet und nun schien der Boden unter seinen Füßen zu wanken, und die Sonnenstrahlen zuckten wie Blitze an seinen Augen vorüber, es war Carmens Antlitz, in das er niedersah, das Antlitz, das er zuletzt in den sonnigen Straßen Lissabons erblickt hatte!

Einen Augenblick starrten sich Beide fragend an, sie schien nicht im mindesten überrascht, ihm hier zu begegnen, dann streckte er die Hände nach ihr aus und erfaßte die ihrigen.

„Du hier, mein Liebling?" rief er. „Bist Du es wirklich und wahrhaftig? Ich wage kaum, meinen Augen zu trauen."

Wie leuchtete ihm das holde Antlitz entgegen! Die strahlenden, dunklen Augen begrüßten ihn mit hervorströmenden Thränen, die süßen Lippen bebten in unausgesprochenen Liebesworten.

„Ja, ich bins, Dein Weib, Deine Carmen!" sagte sie endlich. „Ich konnte die Trennung nicht mehr ertragen. So bin ich denn gekommen Dich aufzusuchen, Geliebter! Laß mich hören, daß ich Dir willkommen bin."

„Das weißt Du!" antwortete er, dann aber kam ihm zum Bewußtsein, welche nun seltsame Schicksalsfügung es war, dem jungen Mädchen, das sich für seine Gattin hielt, gegenüber stehen zu müssen und nicht zu wissen, was er thun und wohin er sie bringen sollte.

Sie sah die plötzliche Verdüsterung seiner Mienen und fürchtete, ihm lästig zu sein.

„Es ärgert Dich doch nicht, daß ich gekommen bin?" fragte sie schüchtern.

„Mich ärgern, mein Liebling? Wie könntest Du mich ärgern? Habe ich doch nach Deinem Anblick geschmachtet, wie die Blume nach dem Sonnenlicht! Mich ärgern, während ich mich Tag und Nacht nach Dir gesehnt habe und Alles darum gegeben hätte, Dich nur einmal zu erblicken."

Aber dann erinnerte er sich an Alles, was er ihr mitzutheilen hatte und seine Hände erlahmten und ließen Carmens Hände los.

Wohin sollten sie sich begeben? Glaubte Carmen vielleicht, daß er sie in sein Haus führen würde? Noch stand die Droschke da und der

Digitized by Google

Kutscher wartete, während ihn Carmen verwundert ansah, und der Ausdruck leidenschaftlicher Freude auf ihrem Gesicht erstarb.

Er bemerkte den stillen Schmerz in ihren Zügen.

„Fahren Sie uns in den Park", sagte er hastig zu dem Kutscher. Carmen, mein Herz, steig wieder ein, im Fahren wollen wir uns aussprechen."

Ohne ein Wort zu sagen, stieg sie ein und sie fuhren ab.

Wie sehnte er sich, sie in die Arme zu ziehen und ihr Antlitz mit leidenschaftlichen Küssen zu bedecken! Wie sehnte er sich, sie sein eigen zu nennen und sie mit den Versicherungen seiner Liebe zu überströmen! Aber er sagte sich selbst, daß sie nicht seine Gattin sei, Carmen, die er als einen Theil seiner selbst betrachtet hatte, gehörte ihm nicht zu eigen.

Er zog das liebliche, zarte Antlitz an sich heran und küßte sie mit tiefer, zärtlicher Innigkeit.

„Mein Liebling, ich muß mich erst von Deiner Gegenwart überzeugen", sagte er. „Bis jetzt ist es mir noch unfaßbar, daß Du wirklich hier bist. Dir so plötzlich gegenüber zu stehen, hat mich völlig aus der Fassung gebracht."

„Du hast noch nicht einmal gefragt, wie ich hierher gekommen bin", bemerkte sie.

Der melodische Klang der vertrauten, geliebten Stimme, mit dem leisen, fremden Accent, fiel wie ein Klagelaut ins Ohr.

„Geliebte, ich kann jetzt nur das Eine denken: daß Du hier bist. Laß uns Vergangenheit und Zukunft vergessen und für wenige Minuten glücklich sein." Mit diesen Worten zog er ihr Köpfchen an seine Brust und bedeckte ihr schönes Gesicht mit leidenschaftlichen Küssen. „Wie habe ich an Dich gedacht, von Dir geträumt, mich nach Dir gesehnt", sagte er; „nun hab' ich Dich!"

„Um mich nie wieder zu verlieren", fügte sie hinzu, indem sie zärtlich ihre Hände in die seinen legte. „Nie wieder!"

„Barmherziger Himmel! Warum durfte er das nicht sagen? Er zog sie fester an sich und küßte ihre Augen und Lippen. Für diesen Augenblick wenigstens war sie sein eigen, mochte später kommen, was da wollte.

Nach einer Weile sah sie zu ihm auf.

„Du hast noch immer nicht gefragt, was mich hierher geführt", sagte sie. „Wie meinst Du wohl, daß es zugegangen ist?"

„Du bist ungeduldig geworden und anstatt daß ich zu Dir gekommen bin, hast Du mich aufgesucht", gab er zur Antwort.

In dem beglückenden Licht ihrer Gegenwart schwand alles Andere dahin, die schreckensvolle Wirklichkeit, die dunkle Zukunft; er wußte nur noch, daß Carmen an seiner Seite saß und daß ihr Haupt an seiner Schulter lehnte.

„Es ist so wunderbar", sagte sie; es ist, als ob der Himmel das Alles mit Absicht so gefügt hätte. Ohne diese Gelegenheit wäre ich wohl noch lange dazu verurtheilt gewesen, in Sehnsucht zu warten und hätte nicht die Möglichkeit gefunden, nach Deutschland zu kommen."

„Welche Gelegenheit, mein Liebling?" fragte er.

„Eine reiche, englische Familie, die früher schon hier gelebt hatte

Digitized by Google

und dann nach dem Süden gegangen war, wollte nach Deutschland zurückkehren, Du kennst sie vielleicht, die Burtons von Burtonhouse?"

„Meine Mutter ist mit ihnen bekannt", antwortete Walter, der Carmens weiterm Bericht mit Ungeduld entgegen sah.

„Lady Burton hat drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen: die Gouvernante derselben, eine Deutsche, die sie von hier mitgenommen hatten, ist in Lissabon an einem bösartigen Fieber gestorben. Lady Burton wünschte wieder eine Deutsche zu haben und wendete sich an den deutschen Consul in Lissabon. Er schickte sogleich zu mir, mein Vater war ihm bekannt gewesen und er hatte sich seitdem immer freundlich gegen mich bewiesen. Als mich Lady Burton aufforderte die Pflege ihrer drei Kinder zu übernehmen und sie nach Deutschland zu begleiten, hüpfte mir das Herz vor Freude, besonders als ich erfuhr, daß sie hier in der Hauptstadt wohnen würde. Ich sagte mir selbst, daß der Himmel meine Gebete endlich erhört und mir Hülfe gesendet hätte."

„Hier ist der Park, liebe Carmen", unterbrach sie Graf Hartenstein. „Wir wollen uns unter den Bäumen ein schattiges Plätzchen suchen, wo wir ungestört plaudern können. Ich war auch gestern hier, mein Liebling, wer mir gesagt hätte, daß ich heute mit Dir wieder herkommen würde!"

Die Droschke wurde fortgeschickt und sie gingen durch den Park. Bald war ein lauschiges Plätzchen unter den Bäumen gefunden. Der blaue Himmel blickte durch die grünen Zweige, goldiger Sonnenschein lag auf den Rasenflächen.

„Wie fern war mir der Gedanke, daß ich heute mit Dir zusammen hier sein würde, geliebtes Herz", sagte der junge Mann. „Wende Dein Angesicht dem Lichte zu, daß ich sehe, ob keine Veränderung damit vorgegangen ist."

Sie erhob ihr erröthendes Gesicht zu dem seinen und senkte die Augen, ihm die Liebe und Leidenschaft zu verbergen, die sie ausstrahlten.

„Es hat sich verändert", fuhr Walter fort; „ist noch schöner als sonst und mir lieber als je vorher. Aber beichte weiter, liebe Carmen; Du erzähltest mir eben, wie Du hierher gekommen bist."

„Es war von jeher Deine Art und Weise, mich zu unterbrechen", sagte sie lachend. „O, mein Geliebter, wie schön ists, wieder bei Dir zu sein! Wie oft habe ich mir die Worte vorgesprochen:

„Und läg' ich wieder Dir im Arm
Dann wäre Alles recht und gut."

Nun will ich Dir meine Geschichte auserzählen, aber Du darfst mich nicht mehr unterbrechen."

Er versprach, das nicht mehr zu thun und Carmen fuhr fort.

„Lady Burton kam selbst zu mir, sagte mir, was sie wünschte und forderte mich auf, sie nach Deutschland zu begleiten. Anfangs wußte ich nicht, was ich darauf antworten sollte, ich fürchtete, es möchte Dir nicht recht sein. Aber die Sehnsucht, Dich wiederzusehen, wurde geradezu unerträglich, ich sagte mir selbst, daß es sich, schon um Dich zu sehen, auch wenn ich Dich gar nicht sprechen sollte, der Mühe verlohnte, nach Deutschland zu reisen, den Ausschlag gab aber Dein letzter, kurzer, trauriger Brief, lieber Walter! Du sagtest mir darin, daß Du über Deine

Digitized by Google

Reise nach Lissabon noch nichts zu bestimmen vermöchtest, das bestimmte mich! Wenn er nicht zu mir kommen kann, dachte ich, so will ich zu ihm gehen. Ich wußte", fügte sie mit leisem Lachen hinzu, „ich wußte, daß Du mich nicht wieder fortlassen würdest."

„Und Du bist nun bei Lady Burton?" rief der junge Mann.

„Ja; ich konnte sie doch nicht nur dazu ausnutzen, die Reise nach Deutschland mitzumachen und sie dann im Stiche lassen. Ich weiß, daß es Dir nicht angenehm sein kann, wenn ich jetzt wieder zu ihr zurückkehre, aber für den Augenblick läßt sich das nicht ändern. Lady Burton ist sehr gütig gegen mich gewesen, ich darf sie nicht in Verlegenheit bringen."

„Du lebst also mit in ihrem Hause?" fragte Walter begierig.

Carmen lachte.

„Wo sollte ich sonst wohl leben?" fragte sie. Wie sehr er sich erleichtert fühlte, konnte sie nicht ahnen, aber obwohl sie sich verpflichtet fühlte, zu Lady Burton zurückzukehren, that es ihr weh, daß er sich so gar nicht dagegen sträubte. Sie war darauf gefaßt gewesen, daß er sich heftig gegen ihren Entschluß auflehnen würde; er that es jedoch nicht, wie hätte er das gedurft?

„Ich habe viel darüber nachgedacht", sagte das junge Mädchen. „Ich wußte ja, daß es Dir nicht angenehm sein kann, wenn es bekannt würde, daß Dein Weib, — höre nur, wie stolz ich geworden bin! — daß Dein Weib, Carmen, Gräfin Hartenstein, Gouvernante gewesen ist. Aber wie Wenige werden mich sehen, wie Wenige mich kennen lernen, und wenn Du mich zu Dir rufst, mich heimführst, lieber Walter, wird Keiner in der glücklichen Gräfin die ehemalige Erzieherin wieder erkennen, nicht wahr, das werden sie nicht?"

„Nein, mein Liebling!" antwortete er in schmerzlichem Tone. Die Frage, was sie beginnen würde, wenn sie erfuhr, daß sie nicht sein Weib war, durchbohrte ihm Herz und Hirn.

Sie errieth, daß irgend ein quälender Gedanke auf seiner Seele lag. Mit der Hand über seine Stirne streichend, sagte sie:

„Ich finde hier einige Linien, die ich in Lissabon nicht gesehen habe, wodurch sind sie entstanden? Da sind Falten auf Deiner Stirn, harte Züge um Deinen Mund, und ein tiefer Schatten in den Augen, die sonst ganz Klarheit und Heiterkeit waren, was ist der Grund von dem Allen?"

„Der eine Grund ist, daß ich mich fern von Dir so unaussprechlich elend gefühlt habe", antwortete er. „Außerdem habe ich aber auch schwere Sorgen gehabt; Sorgen um mein Erbgut, um Geldangelegenheiten und andere Dinge haben mich völlig zu Boden gedrückt. O Carmen, erzähle mir von Deinem Ergehen, von Dir selbst, Geliebte, das ist besser."

„Ich habe nichts zu erzählen, mein ganzes Leben war nur ein banger Sehnsuchtstraum", erwiederte sie. Oder soll ich Dir beschreiben, wie es war und was ich gethan habe, als Du mich jenen Morgen in der Nähe des Blumenmarktes verlassen hattest? Bitte, lieber Walter, halte meine Hand dabei fest, damit ich mich überzeuge, daß ich bei Dir bin."

Sich gegenseitig anschauend, vergaßen sie noch einmal für einen glücklichen Augenblick alles Andere auf Erden, dann fuhr Carmen fort:

Digitized by Google

„Wie ich damals nach Hause gekommen bin, weiß ich nicht zu sagen; ich hatte nur das Gefühl, als ob meine Seele von der Fieberglut des Schmerzes erfüllt wäre. So erreichte ich mein Zimmer, ohne gesehen zu werden, legte die Kleider ab, die meine Hochzeitsgewänder gewesen waren und saß nun in dem kleinen, stillen Gemach, dessen Fenster so dicht von Weinlaub umsponnen war, daß ich kaum etwas sehen konnte. Ich war wie betäubt vom Schmerz der Trennung, hatte ich doch so schön geträumt, wie ich mit Dir durch die Länder fliegen würde, weit weg über Berg und Thal; wie ich an Deiner Seite Deutschland erreichte, die Städte und Dörfer, Wiesen und Wälder der Heimat an uns vorüberzogen, wie ich endlich Alles sah, wonach ich mich so lange gesehnt, ach, Du kannst Dir nicht denken, wie schön ich mir die Reise mit Dir bis in alle Einzelnheiten ausgemalt hatte! Von dem Jammer, Dich zu verlieren, will ich gar nicht sprechen, das war ein zu großes Leiden, um in Worte gefaßt zu werden. Stundenlang saß ich so in meinem Zimmer. Ich konnte nicht essen, nicht trinken, nicht schlafen, ach, Walter, welche Pein habe ich in den ersten Tagen und Nächten nach Deinem Fortgehen erduldet! Endlich suchte ich mich durch die Vorstellung zu trösten, daß unsere Trennung nur vier Wochen lang dauern sollte; sie mußten ja vorübergehen und dann hatte ich Dich wieder und dann, ach, dann gab es keine Trennung mehr, keinen Schmerz, keine Sehnsucht! Sie vergingen denn auch, diese vier Wochen; ich zählte die Stunden bis zu Deiner Rückkehr. O, Walter, wie ich es überstanden habe, weiß ich nicht. Von Monat zu Monat baute ich neue Hoffnungen auf und sah mich immer von Neuem getäuscht, die Monate gingen dahin, meine Hoffnungen erstarben und Du kamst nicht. Nein, Walter, ich kann es Dir nicht beschreiben, wie schrecklich es war!“

Ein tiefer, schmerzlicher Seufzer entrang sich ihren Lippen; ihr glückstrahlendes Lächeln verschwand; bleich und zitternd, mit dem Ausdruck tiefer Ermüdung saß sie da.

„Mein Liebling, ich weiß, wie schwer das Alles für Dich gewesen ist“, sagte Walter. „Aber hast Du Dir wohl klar gemacht, daß es nicht meine Schuld war? Der Himmel weiß, wie ich gelitten habe. Jeder Tag ist mir zum Jahre geworden.“

„Mir auch!“ fiel Carmen ein; „aber meinen Glauben an Dich hat das nicht erschüttert. Weder Dein Ausbleiben, noch die Kürze Deiner Briefe haben mein Vertrauen wankend gemacht und meine Liebe zu Dir ist immer dieselbe geblieben, immer zärtlich und treu.“

„Mein Liebling“, fing er an. Sie legte den Finger auf seine Lippen.

„Laß mich zu Ende kommen“, sagte sie. „Meine Hoffnung, meinen Glauben und meine Liebe habe ich nicht sinken lassen, aber gesehnt habe ich mich nach Dir, mehr als Du je begreifen kannst. Ich wußte wohl, daß es auch für Dich ein Schmerz war, so lange von mir getrennt zu sein und ich begriff, daß Du mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hattest, und daß Deine Abwesenheit durch sie veranlaßt wurde. Aber meine Sehnsucht nach Dir wuchs und wuchs, ich war so unglücklich und haltlos, daß ich zuweilen glaubte, die ganze wunderbare Geschichte meiner Liebe und Heirat wäre nur ein Traum gewesen.“

Er seufzte tief, als sie diese Worte sagte. Ja, es war nur ein

Digitized by Google

Traum, ein Schattenbild, ein Märchen. Sie waren nicht verheirathet, Carmen war nicht sein Weib. Dennoch faßte er, während ihm diese Gedanken durch den Sinn gingen, ihre Hand mit noch festerm Druck als bisher.

„Als Lady Burton kam, glaubte ich wirklich, der Himmel selbst hätte sie mir gesandt", fuhr Carmen fort; „freudig nahm ich ihren Vorschlag an. Nun muß ich freilich noch etwas bei ihr bleiben und wenn auch nur für wenige Tage. Ich hoffe, Du wirst nichts dagegen haben."

Sie sagte das absichtlich, um seinen Widerspruch herauszufordern. Aber er sagte nichts dagegen. Was sollte er thun, ihr die Wahrheit mittheilen oder nicht?

Sie betrachtete ihn mit forschendem Blick.

„Walter, mir ist etwas aufgefallen, seit ich bei Dir bin", sagte sie.

„Was, mein Herz?"

„Du nennst mich Liebling, Herz, Geliebte, aber nicht einmal hast Du mich Deine Frau genannt."

Sein Gesicht erglühte und ein zorniges Feuer loderte in seinen Augen auf. Wäre Adam Binder, der ehemalige Werkführer der Adrian-Minen in diesem Augenblick im Bereich seiner Fäuste gewesen, es wäre ihm übel ergangen. Aber Walter konnte sich auch jetzt nicht entschließen, Carmen die Wahrheit zu entdecken. Noch war sie nicht sein Weib, doch, so wahr ein Gott im Himmel ist, es sollte nicht lange mehr währen, bis sie es wurde, mochte daraus entstehen, was es wollte! Er liebte sie inniger als je und sie sollte ihm angehören.

In diesem Augenblick erhob sie die kleine Hand, an welcher ihr Trauring glänzte

„Sieh hier den Ring", lieber Walter", sagte sie; „ich habe ihn täglich viel hundertmal geküßt; war er doch gleichsam ein Stück von Dir, küsse Du ihn auch."

Er zog ihre Hand an die Lippen, fest entschlossen, diesen Ring, das Symbol einer Lüge, durch einen andern zu ersetzen, den sie nie verlieren sollte. Dann küßte er ihre Hand, nicht den Ring und sie sah erwartungsvoll zu ihm auf der ersehnten Worte: „mein Weib, meine Gattin" harrend. Aber sie wurden nicht gesprochen und wieder fragte er sich selbst, ob er ihr jetzt gleich Alles erzählen, oder noch einen Tag damit warten sollte.

Seine Vernunft sagte ihm, daß durch den Aufschub nichts gewonnen würde, seine Liebe bebte vor der Entdeckung zurück, aber Carmens weiblicher Scharfsinn errieth ihr, daß irgend etwas nicht war, wie es sein sollte

„Walter", sagte sie mit tiefem Ernst, „geliebter Gatte, Du bist nicht, wie Du sonst gegen mich warst. Ein bitterer Kummer spricht aus jedem Deiner Worte, jedem Deiner Blicke. Sag mir, was daran Schuld ist, es liegt Dir etwas auf der Seele, was Dich unglücklich macht. Was ist es?"

„Ich bin nicht glücklich, Carmen, bin von schweren Sorgen niedergedrückt", antwortete er.

„Vertraue sie mir, ich bin überzeugt, daß ich sie Dir erleichtern kann." Sie unterbrach sich und fuhr nach einer Pause schüchtern fort: „Wenn ich an Deinen Sorgen schuld bin, lieber Walter, so schicke mich

Digitized by Google

wieder fort. Wenn Deine Familienverhältnisse nicht geordnet sind, und Du hast darum irgend welche Besorgnisse, so sag es mir, Geliebter. Ich gehe wohin Du willst, und thue was Du willst. Mein einziger Wunsch ist, Dir zu gehorchen und Dir Alles zu Liebe zu thun. Durch mich sollen Deine Sorgen nicht um das Gewicht einer Feder erschwert werden."

„Ja, mein geliebtes Herz!" rief der unglückliche junge Mann, Du sollst mir helfen! Du bist so gut, so feinfühlend, ich will Dir Alles erzählen!"

XXVI.

Der helle Sonnenschein des Nachmittags erblaßte allmälig und ein sanfter, linder Abendwind flüsterte in den Zweigen: eine glückselige, träumerische Stille lagerte sich über die Erde, die Stunde, die jeden Schmerz, jede Sorge auszuschließen scheint, war gekommen.

„Ja, Carmen, ich will Dir Alles erzählen!" wiederholte Graf Hartenstein. „Und wenn es mir das Herz brechen wird, es auszusprechen und Dir es anzuhören. Aber ehe ich damit beginne, laß mich Dir feierlich zuschwören, daß das Unrecht wieder gut gemacht werden soll, was es auch kosten möge! Ja, das Unrecht soll wieder gut gemacht und der Betrug gesühnt werden."

Carmen sah verwundert zu ihm auf.

„Unrecht, Betrug!" sagte sie; „das sind ja böse Worte, lieber Walter!"

„Ich würde gern noch schlimmere gebrauchen, wenn ich sie zu finden wüßte, mein Liebling. Was ich Dir zu erzählen habe, wird Dich erschrecken und Dir sehr weh thun, aber versprich mir, daß Du, während ich Dir Alles mittheile, Dir immerfort wiederholen willst: „Walter wird all das Unrecht wieder gut machen." Versprichst Du mir das?"

„Ja", sagte sie einfach; „das will ich thun."

„Versetze Dich in Gedanken zu unserm Hochzeitstage zurück, geliebte Carmen. Du erinnerst Dich seiner?"

„Bis in jede Einzelnheit", antwortete sie.

„Hast Du damals wohl bemerkt, daß in dem Wesen des Geistlichen, der uns traute, etwas Sonderbares lag?"

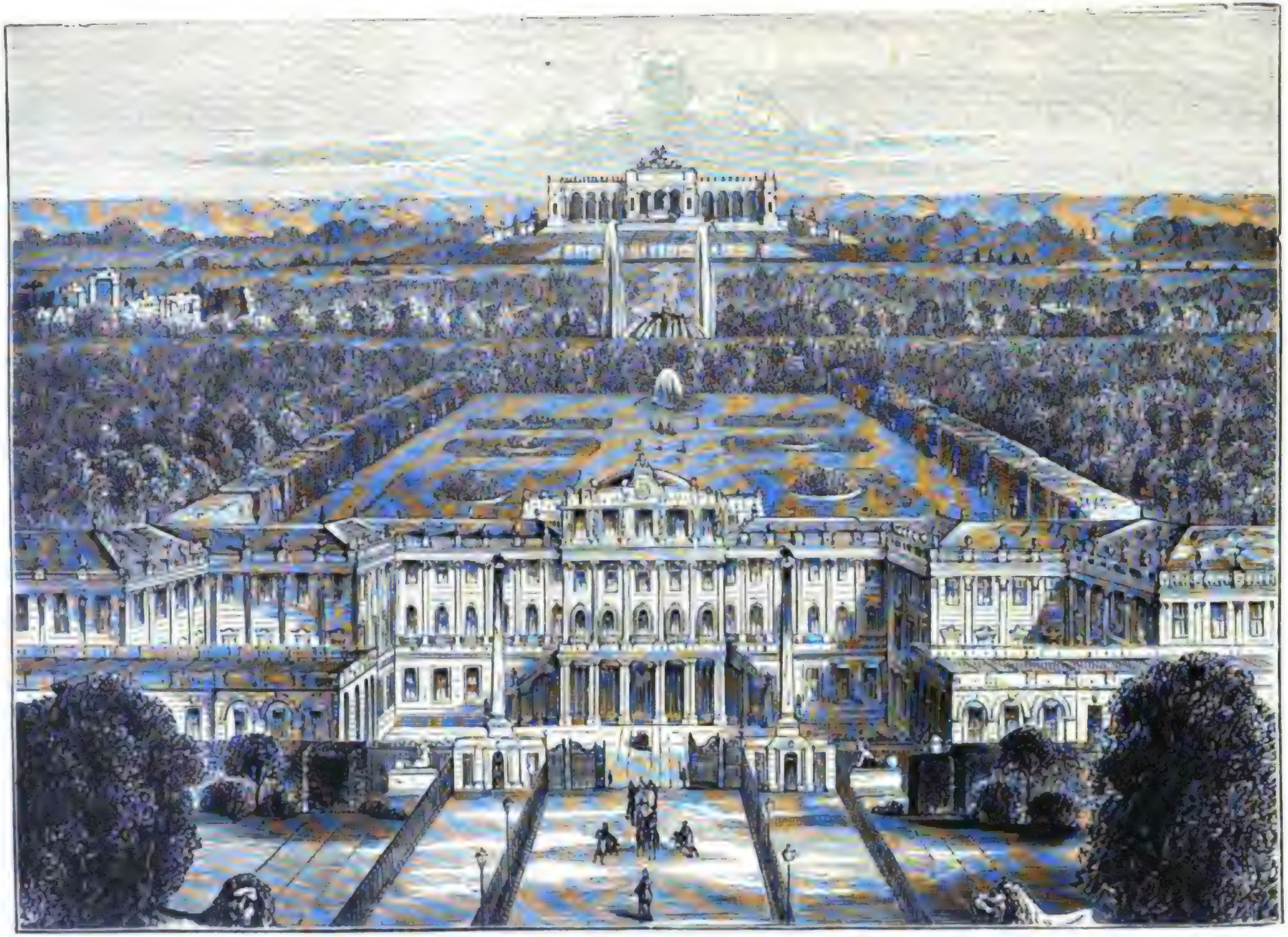
„Ja, gewiß; er gefiel mir gar nicht. Er war verlegen, verwirrt, unbehülflich und konnte mir nicht offen ins Gesicht sehen. Seine ganze Art und Weise war mir sehr unangenehm."

„Mir ebenfalls. Damals habe ich Dir nichts davon gesagt, aber schon als ich zum ersten Male zu ihm ging, um über unsere Trauung mit ihm zu sprechen, schien er sich nur widerwillig darauf einzulassen. Damals war mir sein Zögern unbegreiflich, jetzt verstehe ichs nur zu gut, es war der Beweis, daß noch irgend etwas Gutes in ihm lebte. Ich sitze hier so ruhig, während ich Dir diese Geschichte erzähle", fuhr Walter nach einer Pause fort, „beurtheile mich nicht falsch darum. Siedend heiß ist mir das Blut durch die Adern geflossen und das Herz hat mir gebrannt, und meine ganze Seele war nur ein Gefühl der Wuth, als ich erfuhr, was geschehen ist, aber all mein Zorn vermochte

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Schloss Schönbrunn

Digitized by Google

nichts zu ändern. Ich hätte den Mann, der sich so schändlich an uns vergangen hat, todtschlagen können, Mordgedanken stiegen in mir auf, aber wenn ich ihnen nachgegeben hätte, was wäre damit erreicht? Es hätte kein Unrecht ungeschehen gemacht. Carmen, es ist mir entsetzlich, Dir das Alles sagen zu müssen. Geliebte, vergiß nicht, während Du mir zuhörst, daß das Unrecht binnen Kurzem gut gemacht werden soll."

„Lieber Walter, Du erschreckst mich!" sagte sie. „Wie bleich Du geworden bist, und wie zornig Du aussiehst! Ich könnte mich vor Dir fürchten!"

„Das wirst Du nicht thun, geliebte Carmen! Komm, lege Deine weichen, kühlen Hände in die meinigen. Ihre Berührung scheint das Fiebern des Zornes zu mindern, das mir das Herz erfüllt. Laß mich weiter berichten. Ich erzählte Dir in einem meiner Briefe, daß ein großer Theil unserer Verluste durch die Schlechtigkeit und Betrügerei des Werkführers in den böhmischen Kohlenwerken — Adam Binder war sein Name — herbeigeführt wurde."

„Ja, daran erinnere ich mich sehr gut", antwortete sie.

Walter fuhr hastig fort:

„Als dieser Mensch vor Gericht gestellt wurde, um verhört zu werden, befand auch ich mich unter den Anwesenden, weil möglicherweise mein Zeugniß nöthig war. Als ich den Mann auf der Anklagebank erblickte, wußte ich gleich, wer es war, erkannte ihn gleich. Adam Binder und Pastor Werner waren ein und derselbe Mann."

„Derselbe Mann!" rief sie verwundert, aber ohne daß ihr holdes Gesicht seine Farbe und seinen glückseligen Ausdruck verloren hätte. Augenscheinlich hatte sie auch jetzt noch keine Ahnung der Wahrheit.

„Ja, die Beiden waren identisch, ich erkannte das Gesicht des Mannes auf den ersten Blick."

„Ich begreife das nicht recht; wie ist der Pastor Werner in Eure Minen gekommen?"

„Er war kein Pastor Werner, liebe Carmen."

„So ist also Adam Binder Geistlicher geworden?" fragte sie wieder.

„Er war kein Geistlicher", erwiederte der junge Mann.

„Kein Geistlicher, lieber Walter? Wie hat er uns dann trauen können?"

„Verstehst Du mich nicht?" fragte er, denn er sah, daß ihr noch immer kein Licht über die Sache aufging.

„Nein, ich habe bisher immer geglaubt, daß man in der Kirche nur von einem Geistlichen getraut werden könnte."

„Das ist auch so", antwortete er.

„Aber Walter, wir sind doch getraut, obwohl er, wie Du sagst, kein Geistlicher ist?"

„Mein Liebling!" rief er aus, „wenn ich doch lieber todt wäre, als daß ich Dir sagen muß, was ich zu sagen habe!"

Das holde Gesicht wurde leichenblaß, ein Ausdruck von Furcht und Schrecken kam in die dunklen Augen und den bleichen Lippen entrang sich ein leise verhauchender Seufzer, während sie in nervöser Erregung die zuckenden Hände zusammenpreßte.

„O Walter! Sag mir, sag mir Alles!" bat sie. „Wir, Du und ich, sind doch wirklich mit einander verheirathet? Du bist mein Gatte, ich

Digitized by Google

bin Dein Weib und nur der Tod kann uns scheiden. Ich trage den Ring am Finger, mit dem ich Dir angetraut bin, unsere Heirath muß also doch eine richtige gewesen sein!"

Walter bemächtigte sich ihrer, kalten zitternden Hände.

„Carmen", sagte er zärtlich, „vergiß nicht, alles Unrecht soll gut gemacht werden."

Ein Ausdruck tödtlicher Angst kam in ihr Gesicht: ihre Blässe erschreckte ihn.

„Was ist denn geschehen? Du sagst es mir ja nicht; ich verstehe Dich nicht! Wir sind doch Mann und Frau, Walter? Oder sind wir das nicht? Sag es mir! Sag es mir!"

Ihre Stimme erstarb in einem Stöhnen, das ihm das Herz zerriß.

„Geliebte, versuche mich zu verstehen!" flehte er. Ich kann es nicht deutlicher sagen; der Himmel weiß, daß ichs nicht kann, es nicht mit klaren Worten auszusprechen vermag. Nein, ich kann es nicht!"

„Er war kein Geistlicher!" fing sie wieder an. „Und ohne Geistlichen ist keine richtige Trauung möglich." Mit angstvollen Augen und geöffneten Lippen starrte sie ihn an. „Wenn er also kein Geistlicher war, so hat auch keine Trauung stattgefunden — und wir — o barmherziger Himmel, steh mir bei! Wir, Walter, sind nicht verheirathet, ich bin nicht Dein Weib!"

„Nein, Geliebte, ich bin an Dich gefesselt durch meine Liebe, durch meine Ehre, durch das Wort, das ich Dir gegeben habe, aber mein Weib bist Du nicht . . . Du sollst es jedoch werden, ehe noch vierundzwanzig Stunden verflossen sind . . . und dann, geliebtes Weib, soll nichts mehr im Stande sein, Dich meinen Armen zu entreißen. Dann ist Alles gut und recht, mein süßes Leben!"

„Ich bin nicht Dein Weib!" wiederholte sie; „und doch bin ich nach Deutschland gekommen, Dich aufzusuchen, ich bin Dir hierher gefolgt, habe mich Dir aufgedrängt, und doch bin ich nicht Dein Weib!"

Er glaubte, daß sie sterben würde, mit geschlossenen Augen und stillen, starren Zügen war sie zurückgesunken und kein Athem kam über ihre weißen Lippen.

„Es hat sie getödtet!" rief er aus.

Er richtete sie in seinen Armen auf und rief ihren Namen, aber als sie endlich die Augen wieder aufschlug, wußte er kaum, ob er sich dadurch getröstet fühlen könnte, die Angst und Verzweiflung, die darin lagen, waren zu groß.

„Ich bin nicht Dein Weib!" sagte sie abermals; „und doch bin ich Dir hierher gefolgt, und habe Dir geschrieben, und habe Dich meinen Gatten genannt und habe Dich lieb gehabt, und alles Das, ohne ein Recht an Dich zu haben!"

„Das ist nicht meine Schuld, geliebtes Herz. Du kannst ja eben so wenig daran zweifeln wie ich selbst und dem Allwissenden ist es bekannt, daß ich die feste Absicht hatte, eine gesetzliche Ehe zu schließen, ich leide vielleicht noch mehr als Du. Aber, geliebte Carmen, wir können jetzt ohne Verzug getraut werden."

„Nein!" antwortete sie mit langem, schmerzlichem Seufzer; „das Schicksal ist gegen uns, es soll nicht sein! Ich glaube nicht mehr daran,

Digitized by Google

ich kann es mir gar nicht mehr vorstellen. Sagtest Du nicht, daß ich niemals Dein Weib gewesen bin?"

„Nein, Geliebte, Du warst es nie, obwohl wir Beide fest davon überzeugt waren", sagte er liebevoll.

„Und ich habe alle diese Monate in der Lüge hingelebt!" rief sie aus. „Wer giebt mir meinen Glauben, meine Liebe, meine Thränen wieder? Ich bin Dir nach Deutschland gefolgt und bin nicht Dein Weib. Was soll ich thun? Ich wollte, daß ich gestorben wäre, ehe ich hierher kam und ehe ich dies erfahren mußte."

„Aber Carmen, leide ich denn nicht eben so viel wie Du? Suche Dir nur klar zu machen, geliebtes Herz, daß ich nicht schuldig bin; nicht ich habe ein Unrecht an Dir begangen, sondern dieser Schurke hat sich an uns Beiden versündigt. Siehst Du denn nicht, daß mich die Entdeckung dieser Schändlichkeit fast von Sinnen bringt? Von Dir hoffte ich verstanden zu werden, hoffte, bei Dir Trost und Mitgefühl zu finden."

Der Ausdruck wilder Angst in ihren Augen sänftigte sich. In der Absicht, sie zu beruhigen, fuhr Walter fort:

„Ich wollte Dir heute schreiben und dann wäre ich meinem Briefe gefolgt und wäre es auch nur für einen Tag gewesen, um eine gültige Trauung vollziehen zu lassen."

„Der Mann muß bestraft werden!" rief Carmen. „Wer ein solches Verbrechen begeht, darf nicht unbestraft bleiben. Was er uns Beiden angethan hat, ist viel schlimmer als Diebstahl; er muß dafür bestraft werden."

„Das wird auch geschehen", gab Walter zur Antwort; „nun aber, geliebte Carmen, möchte ich Dich bitten, die Sachlage so leicht zu nehmen, wie Du irgend kannst. Laß uns die ungenügende Einsegnung als unsere Verlobung ansehen; ich werde sogleich das Nöthige thun, daß unsere gesetzmäßige Trauung stattfinden kann."

„Nein, nicht gleich!" sagte sie; „gieb mir Zeit, den Schrecken über diese Nachricht zu besiegen. Ich bin ganz verwirrt, lieber Walter, ich, ich darf auch diesen Trauring nicht mehr tragen, ich bin ja nicht Dein Weib!"

„Aber binnen Kurzem wirst Du es sein, Geliebte! Inzwischen gieb mir den Ring, ich will nicht, daß Du ihn ferner trägst, er ist zum Sinnbild einer Lüge geworden."

Sie zog ihn langsam vom Finger, sah ihn traurig an und berührte ihn mit den Lippen.

„Lebe wohl, mein lieber, kleiner Ring", sagte sie. „Ich habe kein Recht an Dich, Du hast mich nicht mit Walter verbunden, und doch thut es mir weh, von Dir zu scheiden." Ihre Thränen fielen auf den goldenen Reif. Du wirst mich thöricht finden, lieber Walter", fuhr sie fort, aber mir ist dabei fast so weh zu Muth, als ob ich von Dir Abschied nehmen sollte. Der Ring ist mir ein Freund, ein Tröster gewesen. Wenn ich Nachts erwachte und sah ihn im Mondlicht glänzen, wars, als ob er mir Frieden und Ruhe gäbe, mir war dann, als würde er zum Bande zwischen Dir und mir."

„Du sollst, so Gott will, bald fester an mich gebunden sein", sagte Walter.

Digitized by Google

Die Sonne ging unter; ein kühler Windhauch strich über sie hin; Carmen stand hastig auf.

„Ich muß gehen", sagte sie; ich habe Lady Burton versprochen, vor acht Uhr wieder zu Haus zu sein."

„Es ist mir unerträglich, Dich von Lady Burton abhäng zu wissen", fiel er unwillkürlich ein. „Gieb mir Deine Adresse, Carmen."

Sie schrieb dieselbe auf und reichte sie ihm.

„Nun bin ich wieder Carmen Erbach", sagte sie traurig; „nicht Walters Gattin."

„Aber Du wirst sie nächstens sein", fiel er ihr ins Wort. „Ich werde die Vorbereitungen dazu sofort treffen und Dir Nachricht geben, sobald ich damit zu Stande gekommen bin. Aber schon vorher schreibe ich Dir täglich, Carmen, geliebtes Herz. Das Leben ist doch viel schöner geworden, seit ich Dich in meiner Nähe weiß."

„Dennoch standen ihre dunklen Augen voll Thränen, als sie sich trennten.

XXVII.

„Schwerer Kummer wirkt wie die Erstarrung des Winters" — diese Worte klangen Carmen unabläßig in der Seele wieder: kein Winterfrost konnte grausamer, kälter, zerstörender wirken, als der Schmerz, der ihr Inneres zerwühlte. Sie hatte Walter Hartenstein so innig geliebt, jede Empfindung ihres Herzens, jede Regung ihrer Seele stand mit ihm im Zusammenhang. Sie hatte keinen andern Gedanken mehr als ihn; ihre Liebe zertheilte sich nicht zwischen Mutter, Vater, Brüdern und Schwestern, sie hatte nur ihn, nur ihn allein. Nie hatte ihre Seele der geringste Zweifel an ihn beschlichen, seine Ehrenhaftigkeit und Treue waren für sie über jeden Verdacht erhaben. Alles, was sie an Kraft und Leidenschaftlichkeit der Empfindung besaß und so lange zurückgedrängt hatte, war in dieser Liebe zum Ausbruch gekommen.

Wie betäubt kehrte sie zu Lady Burton zurück, indem sie sich immer nur die Worte wiederholte: „ich bin nicht Walters Weib!" Alles Unglück des Menschenlebens, Alles, was die Menschenseele an Schmerz und Verzweiflung in sich tragen kann, war für sie in diesem Ausspruch enthalten, konnte sich für sie nur in dieser Form verständlich machen. Während sie nach Hause ging, fragte sie sich voll Erstaunen, wie sie den Schlag zu überleben vermocht, und warum sie nicht unter der Last ihres Schmerzes zusammengebrochen sei?

Das Geheimniß ihrer Heirath hatte sie sorgsam behütet, nie die leiseste Anspielung darauf laut werden lassen. Ihren Ring pflegte sie an einem Kettchen am Halse zu tragen, Niemand hatte ihn je gesehen und nun war auch der Ring dahin!

Für Lady Burton war es eine große Erleichterung gewesen, als ihr der deutsche Consul in Lissabon dies talentvolle junge Mädchen nachgewiesen hatte. Die Gouvernante, die sie aus Deutschland mitgebracht, war plötzlich gestorben und sie befand sich in großer Verlegenheit. Der Eindruck, den Carmen auf sie machte, war gleich im ersten Augenblick ein sehr günstiger. Ihr schönes Gesicht mit dem edlen Ausdruck gewann ihr das Herz der Dame und ihr Charakter erfüllte voll-

Digitized by Google

kommen, was ihr Aeußeres versprach. Sie wurde sowohl Lady Burton wie deren Kindern immer lieber, erfüllte ihre Pflichten mit der größten Treue, war zugleich fest und gütig, aufmerksam, freundlich und liebenswürdig. Jeder, von der Herrin des Hauses bis zum letzten Dienstboten, war ihr zugethan.

Der Gedanke, nach Deutschland reisen zu sollen, hatte sie mit Entzücken erfüllt. Sie liebte Deutschland von ganzer Seele und sehnte sich, es kennen zu lernen. Neben der innigen Liebe für ihren Gatten trug sie die innige Liebe für sein Vaterland in ihrem Herzen. Als sie der deutsche Consul rufen ließ und ihr mittheilte, daß eine vornehme Engländerin dringend wünschte, eine deutsche Gouvernante zu finden, sagte sie sich selbst, daß endlich der Tag der Erlösung für sie gekommen sei. War Walter nicht im Stande, sie aufzusuchen, so konnte sie jetzt zu ihm gehen. Ohne Weiteres nahm sie Lady Burtons Vorschläge an, die einzige Bedingung, die sie stellte, war, daß ihr gleich nach ihrer Ankunft in der Hauptstadt ein freier Tag gegeben werden müsse.

Ihre Briefe an Walter waren, um nicht wieder der Mutter in die Hände zu fallen, nach seinem Casino adressirt, jeder Droschkenkutscher wußte denselben zu finden. Carmen hatte also weiter nichts zu thun, als dorthin zu fahren und nach dem Grafen Hartenstein zu fragen.

Tausendmal und in tausend verschiedenen Formen hatte sie sich die Scene des Wiedersehens vorgestellt: seine Ueberraschung, seine Verwunderung, sein Entzücken, seine innige Freude; wie er sie ansehen und umarmen würde, wie er sie sein theures Weib, seine einzig Geliebte nannte. Ihr holdes Gesicht erglänzte in glückseligem Lächeln, so oft sie sich das Wiedersehen ausmalte.

Eines Morgens bat sie Lady Burton, ihr den versprochenen freien Tag zu gewähren.

„Haben Sie Freunde hier, Fräulein Erbach?“ fragte die Dame, und mit tiefem Erröthen antwortete das junge Mädchen:

„Freunde nicht, aber einen Verwandten.“

Lady Burton lächelte.

„Hoffentlich kennen Sie den Unterschied“, gab sie zur Antwort. „Mir scheint, als ob Freunde häufig den Verwandten vorzuziehen sind, aber Sie haben die harten Lehren des Weltlebens noch nicht durchgemacht. Jedenfalls, liebes Fräulein, wird es mir angenehm sein, wenn Ihre Verwandten Sie hier aufsuchen wollen.“

Carmen dankte der Dame und konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn sie sich vorstellte, wie sie von dem jungen Grafen Hartenstein in der Schulstube aufgesucht wurde. Dann zog sie sich sorgfältig an, ihr Anzug war ganz darauf berechnet, ihre südliche Schönheit ins rechte Licht zu stellen, und ging fort. Nicht der leiseste Zweifel, nicht die geringste Scheu stieg ihr im Herzen auf. Walter war ihr Gatte, es konnte also nichts Unpassendes darin liegen, daß sie ihn aufsuchte. Sie erinnerte sich an das schöne Saracenenmädchen, das eines Tages nach England kam, den Geliebten zu suchen, nur das Wort „Becket“ kannte und mit demselben durch die Straßen Londons irrte, bis sie den Ersehnten gefunden hatte. Sie lachte laut auf in der Freude ihres Herzens, als sie sich sagte, daß sie jetzt dasselbe that.

Während sie dem Casino zufuhr, suchte sie sich die nächste Zu-

Digitized by Google

kunft klar zu machen. Daß ihr Gatte entzückt sein würde, sie hier zu sehen, war außer aller Frage; aber daß sie zu Lady Burton zurückkehren mußte, war ihm sicherlich sehr unangenehm. Carmen dachte sich aus, wie sie ihm vorstellen wollte, daß es durchaus nöthig sei, sie bei Lady Burton zu lassen, bis dieselbe eine andere Gouvernante gefunden hatte. Es konnte acht Tage, vierzehn Tage dauern, aber auch diese gingen vorüber und dann ging sie mit ihm heim, um ihn nicht mehr zu verlassen, bis der Tod sie trennte. Ihr Herz schlug heftig, ihre Augen füllten sich mit Thränen und dann hielt der Wagen und sie sah Walter die Freitreppe herunter kommen.

„Und nun war Alles aus und vorbei! Sie war nicht einmal sein Weib. Er hatte sich gefreut, war überrascht, entzückt gewesen, ganz wie sie sichs vorgestellt hatte, aber sie war nicht sein Weib, und hatte ihn doch mit der zärtlichen Liebe der Gattin geliebt!

Auf dem Wege nach ihrem Zimmer begegnete ihr Lady Burton.

„Ihr freier Tag scheint Ihnen nicht gut bekommen zu sein, Fräulein Erbach?“ sagte die Dame, indem sie Carmens bleiches, starres Gesicht betrachtete.

„Nein, ich habe eine Enttäuschung erfahren“, antwortete das junge Mädchen und Lady Burton, der Carmens trauriger Ton und niedergeschlagenes Wesen deutlich verrieth, daß ihr etwas Schmerzliches widerfahren war, fragte nicht weiter. Sie gehörte zu den wenigen Menschen, die wissen, daß die wärmste Theilnahme stumm ist.

Carmen ging in ihr Zimmer; es war eine Wohlthat für sie, daß keinerlei Pflichten auf sie warteten. Da war sie nun in demselben Gemache, das sie heute morgen mit so leichtem Herzen, so unaussprechlichem Glücksgefühl verlassen hatte. Nichts war anders geworden, als daß sie sich nicht mehr Walters Gattin nennen durfte. Sie nahm den hübschen Hut, über den sie sich so sehr gefreut hatte, wieder ab und setzte sich nieder, um über ihr Schicksal nachzudenken, das traurigste Loos, das jemals einem jungen Mädchen beschieden war.

„Ich bin Gattin und bin es nicht, bin verheirathet und bin es nicht. Das Schicksal ist grausam mit mir verfahren.“

Ihr Zorn gegen den Mann, der all dies Elend verschuldet hatte, kannte keine Grenzen. Der Tod war, ihrer Meinung nach, noch zu geringe Strafe für ihn. Sie fragte sich, ob er wohl noch Andere in derselben Weise betrogen, noch öfter eine der heiligsten kirchlichen Handlungen, zum Unglück Anderer, mißbraucht hätte? Das südliche Blut, das in ihren Adern rollte, glühte vor Schmerz und Zorn. Wie durfte sich ein Mensch erlauben, mit einer so heiligen Ceremonie seinen Spott zu treiben!

Zu ihrem Troste hatte sie gesehen, daß Walter eben so entsetzt darüber war, wie sie selbst; hätte er die Sache leicht genommen, darüber gelächelt, oder gescherzt, so wäre sie unverzüglich nach Lissabon zurückgekehrt. Aber sein Schrecken, sein Zorn und Schmerz kamen dem gleich, was sie selbst empfand. Und dann hatte er gesagt, daß alles Unrecht binnen Kurzem gut gemacht werden sollte und sie wußte, daß er dazu thun würde, was er irgend konnte. Trotzdem vermochte sie sich einer düstern, schrecklichen Ahnung nicht zu erwehren, der Furcht vor kommen-

Digitized by Google

dem Mißgeschick, des unbestimmten Gefühls, daß sie und Walter getrennt wären und nimmer Mann und Weib sein sollten.

Sie war einfachen Sinnes und ganz uneigennützig. An die äußerlichen Vortheile, die mit ihrer Heirath verbunden waren, hatte sie kaum gedacht. Daß ein Graf Hartenstein reich sein müsse, war ihr als selbstverständlich erschienen; aber weder dieser Reichthum, noch Walters Stand und gesellschaftliche Stellung beschäftigten ihre Gedanken, nur seine Liebe hatte für sie Werth und Bedeutung.

Sie versuchte sich mit der Vorstellung zu trösten, daß ihre wirkliche Trauung vielleicht schon morgen, oder übermorgen, oder an einem der nächsten Tage stattfinden sollte, jedenfalls sobald Walter das Nöthige vorbereitet hatte. Was aber war sie, bis dies geschah?

Eine Weile wurden Schmerz und Gram durch ein Gefühl brennenden Unwillens, leidenschaftlichen Zornes und tiefverwundeten Stolzes zurückgedrängt. Aber je länger die Stunden sich dehnten, um so mehr gewann ein bitteres Gefühl die Oberhand, das sich wieder und wieder in den Worten aussprach: „wir sind nicht verheirathet, ich bin nicht sein Weib!“

Vor neun Uhr Abends hatte sie ihr Zimmer betreten, um acht Uhr früh saß sie noch in demselben Sessel. Die langen Stunden der Nacht waren vorübergegangen, während sie umsonst versuchte, sich in dem was geschehen war, zurechtzufinden.

Gut war es, daß sie eine Aufgabe zu erfüllen hatte und sich selbst bezwingen mußte. Sie hörte hin und her gehen in der Kinderstube und sie begriff, daß sie sich aufraffen müsse, um sich ebenfalls dort einzufinden.

Sie badete ihr bleiches Gesicht in kaltem Wasser; aber der rosige Hauch, der ihm sonst eigen war, kehrte nicht zurück.

„Ich sehe aus, wie eine Blume, die dem Nachtfrost ausgesetzt gewesen ist“, sagte Carmen zu sich selbst.

Mancher verwunderte Blick blieb an ihr haften. Lady Bourton war überzeugt, daß das junge Mädchen von einem Unglück heimgesucht sei, irgend einen großen Schmerz erlitten habe, aber es wurde kein Wort darüber gesprochen, und nicht einer in dem großen Hause konnte ahnen, daß die schöne junge Gouvernante eben die Entdeckung gemacht hatte, nicht mit dem Manne, den sie liebte, vermält zu sein.

XXVIII.

Der sechste Juni war gekommen. Die Freifrau von Röhn saß mit ihrer Tochter im Empfangszimmer und hatte eben einen Brief ihres Gatten erhalten, der ihr meldete, daß seine Rückkehr sich noch um zwei bis drei Tage verzögern würde. Am zehnten des Monats hoffte er jedenfalls wieder zu Haus zu sein und bat seine Frau, den jungen Grafen Hartenstein zu benachrichtigen, und hinzuzufügen, daß siebenzehn Tage vollkommen genügen würden, alles Geschäftliche zu ordnen.

Die Freifrau hatte den Brief eben gelesen.

„Ich wollte“, sagte sie in klagendem Ton zu der Tochter, „ich wollte

Digitized by Google

daß Dein Vater mir nicht immer solche Bestellungen aufbürdete. Ich habe wirklich schon ohne das übergenug zu bedenken."

Adelheid lächelte, wie über die meisten Klagen der Freifrau. Beide hatten sich innig lieb, aber Adelheid war der Mutter weit überlegen und behandelte dieselbe in gewisser Weise wie ein ungezogenes Kind. Sie lachte über ihre unüberwindliche Indolenz, und suchte ihren vielen kleinen Launen und Einfällen nach Kräften zu genügen. Gewissermaßen nahm sie mehr die Stellung der Mutter, als des Kindes ein, während die Freifrau von dem Verstande und den Talenten der Tochter die höchste Meinung hatte.

„Ich glaube, liebe Adelheid, daß diese Bestellung noch heute gemacht werden muß", fing sie wieder an. „Es ist sehr rücksichtslos von Deinem Vater, aber Rücksichten kennen Ehemänner nun einmal nicht. Wenn ich mich von kleinen Unannehmlichkeiten irritiren ließe, wäre meine Gesundheit längst zu Grunde gerichtet. Adelheild, wird Dein . . . ich meine, wird Graf Hartenstein heute zu uns kommen?"

Das liebliche Gesicht wurde dunkelroth und das junge Mädchen beugte sich tiefer auf das Buch, das sie in der Hand hielt.

„Ich weiß es nicht, Mama", gab sie zur Antwort.

„Laß uns wahrnehmen", fuhr die Freifrau fort. „Vergangenen Donnerstag ist er hier gewesen, seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen, Du vielleicht Adelheid?"

„Nein, liebe Mama, auch ich nicht."

„Die Liebhaber sind sehr verschieden", sagte die Freifrau in ihrem gewöhnlichen Klageton. Manche sind wirklich sehr unbequem, vom Grafen Hartenstein kann man das übrigens nicht behaupten.

Das Lächeln, das um den Mund der Tochter spielte, verrieth eine leise Bitterkeit.

„Nein, wirklich, Mama, daß uns Graf Hartenstein lästig gefallen wäre, können wir nicht sagen", antwortete sie. „So weit ich zurücksehe, kann ich mich auf keinen freiwilligen Besuch von ihm besinnen. Er kommt, wenn er eingeladen wird, selten oder nie, wenn das nicht geschieht."

„Ich schreibe das den sonderbaren Verhältnissen zu, in welchem Ihr zu einander steht. Es ist ja noch gar nichts festgestellt. Wir haben aber auch nie gehört, daß er irgend eine Andere bewundert, oder hast Du etwas bemerkt?"

„Nein, niemals", antwortete Adelheid.

„Ich will Dir sagen, was ich von dem Allen denke, liebes Kind", begann die Freifau wieder, diesmal mit mehr Energie als gewöhnlich. „Ich bin überzeugt, daß Dich Graf Hartenstein liebt; aber er will sich, da er ein Mann von Ehre ist, nicht darüber aussprechen, will nicht ein Wort davon verlauten lassen, bis er Deinen Vater gesehen hat und die geschäftlichen Angelegenheiten geordnet sind."

„Vielleicht ist es so!" erwiederte Adelheid und seufzte; ihr wäre es lieber gewesen, wenn er weniger an das Geschäftliche und mehr an sie selbst gedacht hätte.

„Das Beste ist, liebe Adelheid, Du schreibst ein paar Zeilen an den Grafen Hartenstein und theilst ihm mit, was Dein Vater gesagt haben will. Ich würde das selbst thun, wenn ich nicht so angegriffen wäre.

Digitized by Google

Thue es gleich, liebes Kind, wenn er das Billet diesen Nachmittag erhält, kommt er wohl mal vor."

Es lag etwas Leidenschaftliches in der Hast, womit Adelheid der Mutter gehorchte. Sie hatte noch nie an Walter geschrieben und liebte ihn doch so innig. Es war gewissermaßen eine That der Liebe, die sie jetzt vollbrachte.

„Wenn ich schreiben dürfte, was ich wollte", sagte sie zu sich selbst, als sie an dem mit Silber eingelegtem Pultchen von Ebenholz saß, „wenn ich das dürfte, würden diese Zeilen fragen: Theuerster, warum liebst Du mich nicht? warum bist Du immer so kalt und stumm? warum weichst Du mir aus, statt mich zu suchen und scheinst mich geflissentlich zu meiden? In den Augen anderer Männer bin ich schön, warum bin ich es nicht in den Deinigen? Ich liebe Dich, stumm und kalt wie Du bist, warum kannst Du mich nicht lieben? Ich lausche und warte, aber es fällt kein warmes, zärtliches Wort für mich von Deinem Lippen. Was er wohl thun oder sagen würde, wenn ich ihm so schriebe? Ob es ihm angenehm wäre? ob die kalte Ruhe seiner Züge verschwände und ein Strahl der Zärtlichkeit in seinen Augen glänzte? Wie gern, wie gern machte ich den Versuch!"

Die eingetauchte Feder berührte das Papier, die Versuchung war groß, aber die „Schicklichkeit" trug den Sieg davon. Ihr erster Brief sollte ein Muster von Anstand sein; er mußte beginnen „Lieber Herr Graf" und endigen „Ihre hochachtungsvoll ergebene Adelheid von Röhn" es durfte keine Form durch diesen Brief verletzt werden, durfte kein Wort zu viel oder zu wenig darin enthalten sein.

Aber es war hübsch zu sehen, wie sorgsam sie den Briefbogen mit dem schönsten Monogramm A. v. R., das Couvert mit dem schönsten Wappen für ihn aussuchte, hübsch und herzbeengend, denn es war ein neues Zeichen ihrer Liebe für ihn.

„Adelheid, Du könntest den Grafen auffordern, heute Abend herzukommen", sagte die Freifrau. „Wir werden zu Haus sein, ich möchte nicht mehr ausgehen."

„Liebe Mama, ich glaube wir thun am besten, das ihm selbst zu überlassen", antwortete Adelheid; „er könnte anderwärtig in Anspruch genommen sein."

Wie gern hätten sie ihn eingeladen, aber ihr Stolz gab es nicht zu. Wenn ihm daran lag, sie zu sehen, konnte er ja kommen! Jedenfalls sollte er keine Aufforderung dazu zurückzuweisen haben.

Der Brief wurde geschrieben und abgeschickt; und gegen die Erwartung der beiden Damen ließ sich bald darauf Walter melden. Es war inzwischen Abend geworden; die Lampen brannten und Blumenduft erfüllte das prächtige Gemach.

Die Freifrau nahm zuerst das Wort.

„Graf Hartenstein, Sie sehen aus, wie Ihr eignes Gespenst!" sagte sie. „Waren Sie krank?"

„Das nicht", gab er zur Antwort. „Aber die Stadt bekommt mir nicht."

Nun trat Adelheid heran, ihn zu begrüßen. Sie trug ein Kleid von schlichter weißer Seide, viereckig ausgeschnitten, mit langen, hängenden Aermeln, die ihre Arme bis zur Schulter unbedeckt ließen, ein Anzug,

Digitized by

den sie auf einem alten Bilde gesehen und mit künstlerischem Sinne nachgeahmt hatte. Ihre edle, königliche Erscheinung blendete ihn; sie reichte ihm die Hand und er beugte sich tief darauf nieder.

„Sie haben mein Billet bekommen?“ fragte sie; er bejahte.

„Ist Ihnen irgend etwas dabei eingefallen?“

Graf Hartenstein blickte verwundert auf. Ihre schönen, glänzenden Augen sahen ihm fest ins Gesicht, als ob sie ihm in die Seele blicken und seine Gedanken lesen könnten.

„Ich verstehe Sie nicht, gnädiges Fräulein“, sagte er.

Sie schüttelte den Kopf mit einem reizenden Ausdruck der Unzufriedenheit.

„Es ist Ihnen nicht eingefallen, daß es der erste Brief war, den Sie von mir bekommen haben?“ fragte sie.

„Wirklich, war es der erste? Nein, gnädiges Fräulein, daran habe ich nicht gedacht“, gab Walter unbefangen zur Antwort.

Adelheid lachte, aber es lag ein Ausdruck leiser Kränkung in dem Lachen.

„Jedenfalls werden Sie das Blatt nicht zum Andenken aufheben“, sagte sie.

„Liebes Kind“, fiel die Freifrau ein, „dergleichen ist heut zu Tage nicht mehr Mode. Briefe werden jetzt nur noch aufgehoben, wenn man sie als Beweis für empfangene Versprechungen gebrauchen will.“

Graf Hartenstein konnte sich eines Lächelns über den Nützlichkeitsstandpunct der Freifrau nicht erwehren; Adelheid zuckte die Achseln.

„Deine Ansicht der Dinge ist nicht eben poetisch, Mama“, sagte sie; dann blickte sie wieder in Walters Gesicht, das vom hellen Lampenlicht überstrahlt war und fügte freundlich hinzu: „Sie sehen übel aus, Graf Hartenstein, sind Sie leidend gewesen?“

„Ja, seelenleidend!“ gab er zur Antwort.

„Ich verstehe. Sorgen um den Hartenstein“, flüsterte sie und der Ausdruck inniger Theilnahme, der ihm aus ihren Zügen entgegenstrahlte, machte ihr schönes Antlitz doppelt schön.

Sein Herz schlug ihr warm entgegen. Er hätte ihr Alles anvertrauen, ihr die Geschichte seiner Leiden offenbaren mögen. Warum war sie nicht seine Schwester? Wie lieb hätte sie ihm werden können, wäre ihr Verhältniß zu ihm ein anderes gewesen, als es nun einmal war!

„Es thut mir weh, diesen Ausdruck stillen Leidens in Ihrem Gesicht zu sehen“, fuhr sie fort. Ich wollte, Graf Hartenstein, Sie könnten sich entschließen, mir zu vertrauen.“

„Ich wollte zu Gott, daß ichs könnte, gnädiges Fräulein“, antwortete er in trübem Ton. „Uebrigens hoffe ich, daß die peinlichen Verlegenheiten, die mich jetzt belasten, in kurzer Zeit zu Ende kommen werden.“

„Das hoffe ich auch“, sagte sie zu sich selbst. Sie glaubte, daß dieselben nur mit dem Hartenstein in Zusammenhang ständen, wußte sie doch, in welchen Geldnöthen sich der junge Mann befand. Wenn er sich nur entschließen wollte, sie und ihr Geld hinzunehmen. Sie brachte ihm Gold in Fülle zu und mit Hülfe des Goldes konnten alle seine Sorgen beendet werden!

Digitized by Google

Wie sehnte sie sich, ihm das zu sagen, aber es war unmöglich. Sie konnte die Schranke nicht niederreißen, die er aufgerichtet hatte. Sie war nicht schuld an der Kälte und Zurückhaltung, die zwischen ihnen herrschte; sie liebte ihn und wenn er sie wieder geliebt hätte, wäre sie gewiß im Stande gewesen, ihn zu trösten. Auch jetzt versuchte sie zu thun, was möglich war, sie vergaß, daß er jederzeit geflissentlich kalt gegen sie gewesen war und sah in ihm nur noch den Geliebten, den schwere Sorgen bedrückten.

Sie bezeichnete ihm einen Sitz an ihrer Seite und war so glänzend, so anmuthig, so liebenswürdig, daß sie das Herz jedes andern Mannes gefangen genommen hätte; aber während sie mit ihm plauderte, ihn zu erheitern suchte, ihm ihr Blumenangesicht zuneigte, ihr süßestes Lächeln, ihre freundlichsten Worte für ihn fand, dachte er an Carmen und verglich ihre südliche Schönheit mit der königlichen, blonden Deutschen, die ihm zur Seite saß.

Aber sein Urtheil war kein unparteiisches. Carmen besaß die volle Liebe seines Herzens, Adelheid war nur ein liebenswürdiges, schönes Weib für ihn. Nichts war im Stande, Carmen sein Herz oder seine Liebe zu entziehen, das sagte er sich wieder und wieder, während er Adelheids Worten lauschte.

Plötzlich bemerkte er, daß sie verstummt war, aber wann sie zu sprechen aufgehört hatte, wußte er nicht. Sie lachte.

„Ich fand es überflüssig, weiter zu plaudern, Sie hörten mich ja doch nicht", sagte sie.

Er bat um Verzeihung, nahm seine abschweifenden Gedanken zusammen und unterhielt sie so gut er konnte; dabei dachte er aber unaufhörlich daran, wie er es anfangen sollte, um die Trauung mit Carmen für den folgenden Tag möglich zu machen. Drei Tage Frist waren ihm noch gegeben; jedenfalls mußte die Heirath geschlossen sein, wenn der Freiherr zurückkam.

(Fortsetzung folgt.)

Schönbrunn.

Von **Karl Beer.**

(Mit der Abbildung des Schlosses.)

Wenn man aus dem Residenzleben Wiens heraustritt und durch die ländlichere Fünfhauserstraße geht, daß weht es Einen frisch und frei an aus den schönbrunner Auen, wenn man das dortige Grün so nennen darf. Es ist aber nicht das Landleben, welches man da trifft, sondern speciell das allerexclusivste Hofleben.

Wo Wien aufhört, da fängt der Hof an. Das ist ein seltsamer Satz, aber er hat seine Wahrheit in sich. Wien, das ist die Volksherrschaft, und die Regierung hat ihren feudalen Ruhepunct an die Grenzen derselben gesetzt.

Schönbrunn ist also kein wiener Palais, sondern ein kaiserlicher Palast. Es ist aber noch mehr: es ist ein Wallfahrtsort.

Der, welcher weiß, mit welcher angeborenen Liebe der echte, der alte, der Urwiener an seiner Kaiserfamilie hängt, der wird sich nicht wundern, daß die Magnetnadel des sommerlichen Sonntagsvergnügens für denselben stets und immer nach Schönbrunn deutet; es ist ihm ein angenehmes Gefühl, zu denken, daß er dieselbe Luft athmet wie sein guter Kaiser, ja daß der Blick desselben aus irgend einem Fenster zufällig auf ihn, den Bürger gerichtet sein könne. Und möge der Hof noch so weit weg sein, er könnte doch eben da hausen, und die Bäume und die Büsche und die weißen Statuen, die so todesstarr und geisterhaft aus dem dunklen Grün des Parkes herauslugen mit den sternlosen Augen, das Alles gehört dem Kaiser! Und doch wiederum gehörts auch dem Volke, denn das schöne Schloß ist Jedem offen; es ist ein Ort, wo der Herrscher alle Welt zu Gast empfängt. Selbst die Zimmer stehen den Neugierigen offen: der Salon, in welchem der Monarch noch gestern seine Cigarre geraucht hat, das Gemach, in welchem morgen der Kronprinz an seine Schwester schreiben wird, die Fensternische, in welcher der stattliche Schwiegersohn des kaiserlichen Paares seiner erröthenden Braut zum erstenmal gesagt haben mag: „Wie schön ist doch die Welt und wie glücklich bin ich."

Und auch für die Kinder, die von dem Nimbus, den Rang, Macht und Güter geben, noch keine rechte Vorstellung haben, hat Schönbrunn seine unwiderstehliche Lockung und seinen Reiz in dem prächtigen Thiergarten.

Der ist wie ein lebendiggewordenes Bilderbuch und zeigt uns die ganze kriechende und fliegende, brüllende oder zwitschernde Welt vom flinken Steinbock an über die Affen und Giraffen hinüber bis zum schläfrigstolzen Wüstenlöwen und dem breitgeflügelten Königsaar hinan.

In prächtigen freien Gelassen oder in Käfigen strecken sich da die Bewohner der Wüste und flattern die Vögel des südlichen Himmels. Und Kinder jauchzen, und alte Leute kramen ihre halbvergessene Schul-

Digitized by Google

weisheit aus und die Thiere werden angeglotzt und glotzen den Beschauer an à qui mieux.

Auch herrliche Gewächshäuser sind da mit wunderbaren Azaleengluthen und mit einer wahren Wildniß von exotischem Grünzeug — das Entzücken der Botaniker, der sensiblen Naturen und der Blumenmaler.

Der nüchterne Fremde, die alten Junggesellen und die Dichter besuchen aber Schönbrunn nicht der Loyalität und nicht seiner exotischen Anlagen wegen, sondern wegen seiner Geschichte. Man kann mit gutem Gewissen sagen: soviel Wachen und Garden, Wohnungen, Leben, Blumen, Bewohner und Besucher Schönbrunn auch haben mag, es ist kein Schloß der Lebendigen mehr, es ist ein Schloß der Todten; die Erinnerungen ersticken da den Athemzug des Moments. Mag immerhin zur Sommerszeit der Hof für einige Tage hier sein Absteigequartier nehmen; Schönbrunn ist keine Wohnung mehr, es ist ein Grab.

Es giebt Menschen, die noch ganz rüstig sind und noch recht stattlich einherwandeln durchs Leben. Aber man sieht sie niemals lächeln. Wenn man mit ihnen spricht, geben sie einsilbige Antworten. Ihr Auge scheint stets auf weit entfernten Gegenden zu ruhen. Wenn irgendwo Musik ertönt, entfernen sie sich. Wenn man ihnen von Glück oder Hoffnung spricht, fangen sie zu weinen an.

Wie solche Menschen ist Schönbrunn.

Mögen immerhin stattliche Soldaten da Wache halten und ein Heer von Dienern durcheinander furren und ein kaiserlicher Pomp eine Woche hindurch da walten: es ist dies blos eine Galvanisirung, keine Belebung. Schönbrunn ist todt. Erdrückt von seinen Erinnerungen, denen an Größe und Trauer nichts Zweites nachkommen kann.

Seine officielle Geschichte ist kurz genug, wie jedes Conversationslexikon zu erzählen weiß.

Es liegt zwischen Hietzing und Meidling, war schon unter Kaiser Matthias ein fürstliches Jagdschloß, ist in seiner jetzigen Gestalt aber erst unter Maria Theresia 1749 von Valmagini nach dem Plan von Pacassi erbaut. Die Länge des Gartens beträgt 784, die Breite 630 Klafter. Die Zahl aller Zimmer und Gemächer des Schlosses beläuft sich auf 1440. Sehenswerth sind die schöne Schloßkapelle, der große Spiegelsaal mit dem kunstvollen Plafondgemälde, die drei Landschaftszimmer, das Zimmer mit den Hamiltonschen Bildern und der Ceremoniensaal. Auf der Höhe des Parks steht das sogenannte Gloriett, ein 16 Klafter langes, 18 Klafter hohes, 1775 aufgeführtes Prachtgebäude mit einer herlichen Colonnade.

Dies sind die Thaten der Statistik.

Welch große und tragische Thatsachen aber liegen unter diesen dürren Worten, gleich Todten, über die man einen Schleier gebreitet hat! Hier in Schönbrunn wurde der Tractat 1809 unterzeichnet, jener berüchtigte Frieden, den Niemand ehrlich meinte. Das ist eines der einfachen „faits divers" der Geschichte. Man zeigt den Tisch, die Feder, das Tintenzeug dieser Begebenheit, zwei französische Adler vor der Schloßfronte verkünden sie der Welt, welche sich eben über Louis Napoleon und Eugenie moquirt hat. Schönbrunn, diese Residenz Napoleons I., würde blos

Digitized by Google

eine politische Anecdote geblieben sein, ohne die traurigen Familienscenen, die sich nach jenem Vertrage darin abspielten.

Der Vater gebot von hier aus der Welt, von dem Fleck Erde aus, wo der Erbe seiner Macht, seines Namens, seines Ruhmes, seiner Größe, in eine enge österreichische Uniform gekleidet, die Arme hülflos ausstrecken sollte mit dem Rufe: „Mutter, Mutter, ich gehe unter!"

Der Herzog von Reichstadt ist das Gespenst Schönbrunns. Man hat so viel über ihn gehört, und man weiß eigentlich so gar nichts von ihm. Die Franzosen in ihrer bekannten Gründlichkeit sagen, man habe ihn unaufgehalten sterben lassen. Ein bekannter Claviervirtuos sagte, Reichstadt habe nur in ihm gelebt. Die berühmteste Tänzerin des Jahrhunderts ließ errathen, daß sie das Glück und der Sonnenschein seines Lebens gewesen sei. Aber die nüchterne Wahrheit lautet dem Allen zum Trotz: daß Kaiser Franz und dessen sanftherzige Gemalin den Enkel zärtlich geliebt, gehätschelt, verzogen und endlich bitter und untröstlich beweint haben. Daß er der Liebling aller seiner Verwandten war, daß ihn jede Freude und jedes Glück umlächelte, und daß er gestorben sei an der Größe seines Vaters, eine Größe, die ihm keine Zärtlichkeit hinwegzulügen konnte, und die ihn erdrücken mußte.

Wie düster ist sein Todeszimmer, obwohl die Sonne so breite Strahlen dareingießt und die heitersten Tapeten von den Wänden leuchten! O das düstere, prächtige Zimmer, welches den Todeskampf — nicht eines Menschen, sondern einer Dynastie gesehen hat.

Weit später sah Schönbrunn oft den unglücklichen Kaiser Max von Mexico, ehe er noch zu dieser verhängnißvollen Würde gelangte. Wie oft schritt der thatendurstige Mann Arm in Arm mit seinem kaiserlichen Bruder durch die Zimmer, wie eifrig besprach er mit ihm seine Pläne, und der weitausblickende Kaiser rieth dem künftigen Märtyrer mit ernsten, fast flehenden Worten ab von der göttlich kindischen Idee, ein Volk gegen seinen Willen beglücken zu wollen — einer Idee, für die schon der himmlische Weise von Nazareth am Kreuze büßen mußte.

Dann wurde Schönbrunn sehr still. Eine Mutter pflegte da zu weilen, die ihren zweitliebsten Sohn betrauerte. Erzherzogin Sophie liebte in ihren letzten Jahren die Einsamkeit verschlossener Gemächer; eine Einsamkeit, deren Träume sich auf längstverlassenen Spielplätzen ergingen, zwischen frohen, lachenden Kinderschaaren; Träume, die ihr zuletzt das Herz brachen.

Schönbrunn ist seitdem nicht wieder lustig geworden. Die Adler breiten ihre steinernen Flügel aus und können sich noch immer nicht in die Lüfte erheben. Die weißen Götter des Parks und des Brunnens haben die schönste Landschaft der Welt vor Augen und keine Blicke zum Schauen. Die Gemse ist trübäugig und scheu und gefangen, und die weißen Möven lassen ihre Flügel hängen — es sind vielleicht dieselben, welche um die Novara kreisten.

Alle Fremden, die das Haus besuchen, sind froh und laut. Und Alles, was zu dem Hause gehört, ist ernst und still.

Digitized by Google

Gerechtigkeit für die Oper.

Ein Mahnwort von **Wilhelm Wolff.**

Wenn wir auch gern zugeben, wie diese und jene Opernvorstellung eine gelungene war, so will es uns doch nur in den seltensten Fällen gelingen, wirklich befriedigt das Theater zu verlassen. Die Sänger und Sängerinnen thaten ihre Schuldigkeit; und wenn die Stimmittel auch nicht bei Allen auf gleicher Höhe standen, was wohl schwer zu ermöglichen ist, so war das Ensemble doch ein gelungenes; Orchester und Chöre wirkten präcis und sicher in einander und fügen wir noch hinzu, daß auch das scenische Arrangement ein angemessenes genannt werden konnte, so fehlte eigentlich nichts, die Aufführung als abgerundet anzusehen.

Und doch vermochten wir nicht recht warm zu werden und eine Verstimmung niederzukämpfen, die um so mehr auf uns einwirkte, je genauer wir wissen, wodurch sie veranlaßt worden ist und welche Consequenzen hieraus fließen.

Die denkenden Musiker werden leicht errathen, was mir auf den Herzen liegt; aus ihrer Mitte sind schon oft gewichtige Stimmen laut geworden einen Uebelstand zu rügen, der desto mehr zu beklagen ist, als die Kunst durch ihn in recht bedauerlicher Weise geschädigt wird. Die Stimmen verhallten leider unberücksichtigt, dem Uebel wurde nicht abgeholfen, und in den letzten Jahren hat es solche Dimensionen angenommen, daß es Pflicht aller Berufenen ist, dagegen anzukämpfen, selbst auf die Gefahr hin, von Denen verlästert zu werden, gegen die sich diese Zeilen richten. Das Uebel, das ich meine, ist das Verkürzen der Opern, das Verschneiden und Weglassen der einzelnen Nummern und Gesänge. Hiermit wird ein Mißbrauch getrieben, von dem der Uneingeweihte kaum eine Ahnung hat und wobei Laune, Eigensinn, nicht selten sogar Trägheit und Chicane ihre Rollen spielen. Wagner sagt in einem seiner Musikaufsätze: Selbst wenn die Oper mangelhaft ausgeführt worden, sie wird doch einen günstigen Eindruck hinterlassen, wenn das Werk nur unverstümmelt wiedergegeben wird.

Nun wissen wir recht wohl, daß die Opern dieses Meisters, wie die modernen Opern überhaupt, nicht so aufgeführt werden können, wie sie aus der Feder der Componisten geflossen; das würde den Theaterabend übermäßig ausdehnen und vielleicht ermüden. Kürzungen sind nothwendig, nur muß dabei mit größter Umsicht verfahren werden; nie dürfen dieselben so weit gehen, daß dadurch der musikalische Zusammenhang zerrissen wird, immer muß der Hörer das Gefühl behalten: Ein vollständig in sich abgeschlossenes Ganzes zu hören! Davon ist aber nur in den seltensten Fällen etwas wahrzunehmen.

Digitized by Google

Eine Sängerin fühlt sich nicht recht disponirt, soll heißen: sie hat heute keine Neigung zum Singen, flugs läßt sie eine Arie fort, die zum Verständniß der ganzen Oper als unbedingt nothwendig dasteht. Ein Chorgesang, mangelhaft einstudirt, geht in der Probe etwas holperig: statt ihn noch einigemal genau durchzunehmen, wird er gestrichen. Daß der Act dadurch seinen Stützpunct verloren, sein ganzes Gefüge nicht mehr in einander paßt, darüber macht man sich keine Sorge. „Das Publicum versteht es ja doch nicht", so ungefähr lautet der Trost, der über alle Bedenken schnell hinweg helfen muß. Ja, es gehört keineswegs zu den Seltenheiten, daß Duette, Quartette, sogar ganze Ensemblesätze aus der Mitte, zu Anfang, wo es beliebt, beschnitten werden, aus keinem andern Grunde, als weil darin ein paar unbequeme Lagen enthalten sind, die der betreffende Tenorist nicht üben will.

Und dieses Verstümmelungssystem verschont selbst die unsterblichen Werke unserer Classiker nicht. In „Fidelio, der Zauberflöte, Don Juan, Euryanthe" ꝛc. stoßen wir auf fühlbare Lücken, vermissen wir Gesänge, die uns von Jugend auf liebe Bekannte waren. Ist es daher zu verwundern, wenn wir verstimmt das Theater verlassen und selbst bei guter Aufführung dieser Opern den Genuß nicht finden, den sie sonst gewiß jedem zu gewähren vermögen, welcher einen empfänglichen Sinn für das Schöne hat?

Man sehe sich, um von vielen Beispielen nur eins anzuführen, die „Hugenotten" an. Was hat das unvernünftige Abkürzen aus diesem schönen Werke gemacht. Nur zwei Nummern, das Duett im dritten und die Schwertweihe im vierten Acte, sind verschont geblieben, sie bilden ein geschlossenes Ganzes; den übrigen Nummern fehlt mehr oder weniger jeder musikalische Zusammenhang, sie klingen wie ein großes Potpourri, wo bald hier, bald dort ein Stückchen Melodie auftaucht, das sofort verschwindet um nicht wieder gehört zu werden Es sind Aphorismen, die ganz unverständlich scheinen, weil ihnen jede Verbindung unter einander fehlt; daß der Text dadurch unmotivirt, die Handlung unklar wird, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Hier ist Abhülfe gewiß dringend geboten, und es will mich bedünken, daß die Kapellmeister die geeignetsten Personen wären, dem Uebelstand mit Energie entgegenzutreten. Ich sage mit Energie! Denn einen harten Kampf werden sie zu bestehen haben, der sich in erster Reihe gegen die Sänger und Sängerinnen und ihren ganzen Anhang zu richten hätte. Daß die Braven dabei volle und kräftige Unterstützung von der Presse finden werden, versteht sich von selbst. Sie hat längst ihren Mahnruf auf diesem Felde ertönen lassen, sie ertheilt die ernste Aufgabe vorzugsweise nur *solchen* Dirigenten, die ein musikalisches Gewissen haben, denen die Kunst über Alles steht, die ihre Pflege und Förderung zur Richtschnur des eignen Lebens gemacht haben. Ausgeschlossen aus jeder Berechnung bleiben Musikdirectoren, die das Einüben und Tactiren der Compositionen als ein „Geschäft" betrachten, dessen schnelle Abwicklung bequem und wünschenswerth erscheint, damit die saure Arbeit abgethan ist. Sie allerdings haben keine Ahnung davon, wie schmerzlich das Herz eines Meisters berührt wird, der nach jahrelangen Mühen und Sorgen endlich ein Werk geschaffen hat, dessen Totaleindruck nun aber dadurch abgeschwächt oder ganz verkümmert wird, daß man die

Digitized by Google

darin enthaltenen Gedanken und deren Durchführung zerreißt und auseinanderschneidet, und in den meisten Fällen wird dieser Proceß von Personen verübt, die wohl viel Talent zum Zerstören besitzen, denen aber jede Befähigung fehlt, etwas zu schaffen, das Interesse für den gebildeten Menschen haben könnte.

Mit welchen Schwierigkeiten ein gewissenhafter Kapellmeister aber zu kämpfen hat, davon giebt ein Vorfall Zeugniß, der sich vor nicht allzulanger Zeit auf einem großen Stadttheater abspielte. Der Kapellmeister will sich nicht dazu verstehen, die Partie so abzuändern wie die betreffende Sängerin es absolut verlangt. Er stellt ihr vor, daß solche Aenderung ganz gegen die Intentionen des Componisten ist, daß ein fremdes Element dadurch in die Musik hineingebracht wird, das zur Anlage des Werkes in keiner Weise paßt. Umsonst! Was fragt eine Sängerin nach dem Plan des Componisten, nach dessen Intentionen, wenn sichs um ihre Bequemlichkeit handelt; sie bleibt bei ihrem Verlangen. Nun beginnt der Streit, der von beiden Seiten immer heftiger wird. Man geht zum Theaterdirector. Der versucht zu vermitteln, zu beruhigen, auszugleichen, Alles vergeblich! Die Dame läßt sich auf nichts ein und droht sofort abzureisen, wenn ihr Wille nicht durchzusetzen sei. Und der Director? Er sagt zum Kapellmeister: „Geben Sie nach, sonst muß ich Sie entlassen. Ich bekomme sofort einen andern Dirigenten, aber keine solche Sängerin.“ Höchst wahrscheinlich hat die „Primadonna“ diesen Ausgang vorher gewußt; sie triumphirt, ihre alberne Consequenz hat, wie gewiß schon oft, den Sieg davon getragen.

Nun wäre es ein Irrthum, wollte man annehmen, derartige Vorfälle seien bei Hofbühnen ausgeschlossen. Dort ereignen sich mit dem souveränen Willen der Intendanten noch ganz andere Dinge, Dinge, die ich selbst für unmöglich halten würde, wären sie mir nicht aus eigener Wahrnehmung bekannt geworden.

Es sind allerdings unter den Cavalieren, welche die Leitung der Hofbühnen inne haben, Namen von gutem Klang, Personen, denen man die höchste Achtung zollen muß. Sie haben ein warmes Herz für die Kunst, speciell für Musik, und thun Alles was in ihren Kräften steht, sie zu fördern und zu pflegen. Doch nicht alle steuern nach dieser Geistesrichtung Mir ist ein Intendant sehr genau bekannt, der für Musik wenig Interesse und noch viel weniger Verständniß hat. Das ließe sich nun allerdings entschuldigen, wenn er seine Unkenntniß einsähe und dem entsprechend handeln möchte; leider geschieht das aber nicht, er hält sich unzugänglich gegen jeden Rath, der ihm von sachkundiger Seite ertheilt wird, und da machen sich denn unter seiner Theaterleitung recht bedauerliche Mängel geltend. Der alte Herr ist ein feiner Cavalier, ein Hofmann durch und durch, als Intendant ist er nicht an seinem Platze. Die praktische Geschäftskenntniß und genaue Abwägung der gegebenen Verhältnisse, welche nothwendig sind, um das Gedeihen des Instituts zu fördern, ohne die pecuniäre Opferwilligkeit des Publicums übermäßig auszubeuten und dadurch Verstimmung hervorzurufen, gehen ihm vollständig ab. Zudem ist dem Manne auch jede Objectivität ganz abhanden gekommen; er kann keinen Tadel vertragen, selbst wenn derselbe noch so gerechtfertigt, noch so bescheiden vorgebracht ist, betrachtet Alles als gegen seine Person gerichtet, die er von der Sache nicht zu trennen weiß,

Digitized by Google

und da es ihm nicht schwer werden kann, in einer kleinen Residenz feile Federn zu dingen, die in seinem Solde arbeiten, so enthalten die sogenannten Kritiken nur Lobhudeleien und abgedroschene Gemeinplätze. Das sind recht unerquickliche Verhältnisse; doch ich will mich dabei nicht aufhalten und lieber ein ergötzliches Geschichichen erzählen, das sich im verflossenen Winter mit dem alten Herrn zugetragen hat. Ergötzlich? Nun ja! Man könnte darüber schon lachen, wenn die Sache nicht ihre sehr ernste Seite hätte, ernst und bedrückend für Jeden, dem die Kunst am Herzen liegt, dessen Seele von ihr erfüllt ist.

Der Kapellmeister, ein sehr befähigter Mann, wollte seinem Orchester eine neue Symphonie einstudiren. Dazu machten sich verschiedene Proben nothwendig, der Intendant aber — versagte die Kohlen zur Heizung des Concertsaals. Da nun der Kapellmeister mit seinen Leuten in kaltem Raum nicht probiren kann, so muß das Einstudiren unterbleiben; erst im Sommer wurde damit begonnen und das Publicum hörte in Folge dessen die neue Symphonie — ein Jahr später.

Aus dem Gesagten läßt sich mit Leichtigkeit herausfinden, daß die Schwierigkeiten, die sich dem Verlangen nach Gerechtigkeit für das Opernkunstwerk entgegenstellen, mir beim ersten Anblick unübersteiglich erscheinen, in Wirklichkeit es aber nicht sind. Wenn sich die Presse, d. h. die große achtunggebietende, die tonangebende, nicht die Winkelblätter und Blättchen, von denen die wenigsten auf eigenen Füßen stehen, der Sache bemächtigt, und sie fest im Auge behaltend, kräftiger als bisher verfolgt, so kann der Zeitpunct nicht allzufern liegen, wo eine Wendung zum Bessern in der angeregten Sache eintreten dürfte. Der Macht der Presse ist schon Schwierigeres geglückt, sie darf auch hier um den Erfolg nicht besorgt sein.

Digitized by Google

Die Kunst des Geschmackvollen in Frankreich*).

Von **Eufemia von Kudriaffsky.**

Das achtzehnte Jahrhundert erzeugte eine ganze Küchenliteratur, und wenn man die Bibliographie über diesen Gegenstand zusammenstellen wollte, so würden zwei Drittel auf dieses Jahrhundert entfallen. In Zeitschriften und Büchern breiteten sich die Beobachtungen und Erfahrungen der Küchenkundigen aus, ja selbst die Poesie holte sich ihre Begeisterung in der Küche; Ducerceau schrieb 1720 ein Gedicht über die Ravigote, eine mit Schalotten bereitete grüne Sauce. Le Bas (1758) ging noch weiter, setzte Verse, die viele Recepte enthielten, in Musik und widmete sie den Hofdamen, indem er den Wunsch aussprach, sie mögen ihren Untergebenen diese Arien zu dem Zweck vorsingen, damit sie die Saucen oder Ragouts zu kochen verstehen. Tiphaine de la Roche (1760) wußte einer Melone durch Zuthat von zahllosen Würzen, die in vielen Salzfässern den Tisch garnirten, die verschiedensten Geschmacksarten einer Wachtel, Schnepfe, Forelle, Orange oder Ananas zu verleihen. Ebenso fand man das Kauen unanständig und es wurde Alles in **gelées, Bouillis** und **Consomés** verwandelt. War man auf die Speisen so bedacht, so blieben auch die Weine nicht zurück, und dieselbe Aufmerksamkeit, die man der Küche schenkte, wurde auf den Keller ausgedehnt.

Der Appetit ging Hand in Hand mit der Leichtlebigkeit, dem prickelnden Geist des Jahrhunderts, wo die größten Geister den Freuden der Tafel nur zu sehr ergeben waren. Crebillon verließ den Tisch meist in schwankendem Zustand, Louis Racine büßte dort seine Vernunft ein, übermäßiger Genuß des Kaffees und der Liqueure kürzte die Tage von Maupertuis, und Montesquieu entblödet sich nicht, an Madame du Deffand zu schreiben: „Ich fühle, daß kein Studium, kein Buch mir eine Viertelstunde der herrlichen Soupers bei Brancas ersetzen können." In seinen Briefen spricht Diderot fortwährend vom verdorbenen Magen, und Fontenelle ließ sich noch mit neunundneunzig Jahren in einen Eßwettkampf mit allen seinen Gästen ein. Das Beispiel steckte alle anderen Staaten an, die Franzosen waren ihre Lehrmeister, auch kamen ihnen die anderen Nationen aus Neigung entgegen. Der gewaltige Minister Graf Brühl ließ 100 bis 150 Gerichte serviren, M. de Conflans zog bei einem Officiersessen den Stiefel aus und leerte ihn auf einen Zug, und in Polen besaß Stanislaus Poniatowski einen Becher, der einen Liter enthielt und den am Schluß des Mahles jeder Gast leeren mußte. Manchem kostete es das Leben. Doch war die Trunkenheit in Polen zur Ehrensache geworden.

*) So haben wir die obige Probe aus dem bereits in Heft 4 besprochenen trefflichen culturhistorischen Werk „Die historische Küche" (A. Hartleben in Wien, Pest Leipzig) benannt. Die Redaction.

Digitized by Google

Am tollsten trieb es Abbé Margon, der eines Tages vom Regenten eine Gratification von 3000 Livres erhielt und sich gleich entschloß, diese auf ein Gastmahl zu verschwenden, welches in St. Cloud zu geben er sich die Erlaubniß erbat. Er copirte dabei auf das Genaueste das durch den Bericht von Petronius historisch gewordene Gastmahl des Trimalchio, und der Regent, der ihn dabei überraschte, gestand, nie etwas Aehnliches gesehen zu haben. In Dublin veranstaltete Sir Irving im Jahre 1781 ein Festessen, wobei als grosse pièce des Desserts die Belagerung von Gibraltar in Zucker dargestellt war. Felsen, Batterien, Belagerer, Alles war treu copirt, und es betrugen die Kosten dieser Ausgeburt menschlichen Uebermuths nicht weniger als 33,750 Livres. Ein würdiges Seitenstück ist jener Kuchen, der unter der Regierung August's II. von Polen, der 1733 starb, in dem Lager zwischen Warschau und Willanow die kriegerischen Uebungen der Theilnehmer belohnen und krönen sollte. Fünf Tonnen Mehl wurden aus Frankreich gebracht, eine Tonne Milch, eine Tonne Butter und eine Tonne Hefe, nebst 4800 Eier verwendet und ein eigener Backofen für das dreißig Fuß lange und fünfzehn Fuß breite Monstrum gebaut. In feierlichem Aufzug, gezogen von acht Pferden, deren Geschirr mit Brezel behängt waren, wurde der mit Blumen übersäete Riese dahingezogen. Der Meister Pastetenbäcker marschirte mit seinem sieben Schuh langen Messer voran, sechzehn Gehilfen ließen kleine Fähnchen in der Luft flattern, Wagen mit gekochtem Fleisch und Getränken folgten nach. Der Gott Bacchus saß auf einem Faß. Vor den König gelangt, machte der Zug Halt, der Minister erklomm mit einer Leiter den Kuchen, bot das erste Stück dem König, die anderen den Hofherren und der Rest fiel als Beute dem Belagerungssturm, den die Soldaten darauf unternahmen.

So wie beim Mahl oft die ernstesten Angelegenheiten ausgetragen, Verträge, Verschwörungen mit dem Becher in der Hand beschlossen wurden, so trieb es auch den Mann der Wissenschaft, den Dichter, den Künstler zu einem Versammlungsort außer seinem Heim, und es haben sich die großen Geister oft recht finstere Spelunken wie unsere „Grüne Insel", „Ludlamshöhle" ꝛc. ausgesucht. In Frankreich diente im siebzehnten Jahrhundert „das Kreuz von Lothringen" als Cenaculum der Genies, die selbst kein eingerichtetes Home ihr eigen nannten. Racine, Boileau, Lafontaine versammelten sich ebenfalls bei einem berühmten Traiteur ihrer Zeit. Scherz und Heiterkeit belebten diese Zusammenkünfte, Uebertretungen wurden bestraft, Bücher lagen bereit, aus denen der Schuldige eine Anzahl Verse lesen mußte. Manche Scenen der „Plaideurs" hatten dort ihren Ursprung. Künstler- und Schriftstellervereine veranstalten in Wien oft ihre Aufführungen in einem großen Gasthauslocale inmitten vom Klappern der Teller und Bestecke, gewürzt durch Bratengeruch und Gemüseduft, beim Knallen der Korke und Hin- und Herrennen der Kellner. Eine seltsame Zusammenstellung, welche die „Concordia" und andere derartige Gesellschaften nicht eben zur Erbauung der ausübenden Künstler, noch weniger zur Freude wahrer Kunstverständiger in Scene zu setzen pflegte.

Nach den glorreichen Tagen Ludwigs XIV. hatten die Fremden in Paris hinsichtlich einer guten Tafel nur wenig Hilfsmittel Sie mußten sich mit den Küchen der Kneipen begnügen, die meist schlecht waren. Es

Digitized by Google

gab wohl einige Gasthöfe mit Table d'hôte, aber sie boten nur das Nothwendigste. Die Garköche für das gemeine Volk nannte man Gargotiers, und obgleich sich auch einige besserer Art vorfanden, gaben sie nur ganze Stücke; wer also einen Freund bewirthen wollte, mußte seine Bestellung vorher machen. Auch war nur privilegirten Personen das Halten solcher Traiterien gestattet. Von den späteren haben sich einige Namen auf die Nachwelt vererbt, und zwar stehen diese Namen mit besonderen Speisen in Verbindung, die durch sie berühmt wurden, z. B le veau qui tête, die Schaffüße, les frères provençaux, der Stockfisch mit Knoblauch, in der Provence „la branlade" genannt. Very war wegen seiner Entrées mit Trüffeln, Babine wegen trefflicher Fische, endlich Beauvilliers, der sich im Jahre 1782 etablirte, 1820 starb und ein treffliches Kochbuch herausgegeben hatte, wegen vieler Gerichte berühmt. Er stellte die Maxime auf, nie beim Kochen Wasser zu gebrauchen, dagegen ein Stück Eis in die Casserole zu werfen. Er zeichnete sich durch ein außerordentliches Gedächtniß aus, erkannte nach zwanzig Jahren Leute, die nur ein- oder zweimal bei ihm gespeist hatten, war Polyglott und machte seinen Gästen vortrefflich die Honneurs, welche Liebenswürdigkeit eine ziemlich unverschämte Rechnung wieder wett zu machen suchte.

Auch im achtzehnten Jahrhundert fanden sich bei den Speisewirthen, gewöhnlich um zwei Uhr, kleine geschlossene Gesellschaften zusammen, die besondere Namen führen. Da war die Gobe mouche, wo sich die Feinschmecker beriethen, le caveau, welche die leichte Conversation, den Scherz im Auge hatte und bedeutende Persönlichkeiten unter ihre Theilnehmer zählte. Der Abbé Alary gründete unter dem Namen Entresol — so genannt von dem Platz der Vereinigung — einen kleinen Club nach englischer Art, wo sich Freunde bei ihm vereinigten, auch hervorragende Personen eingeführt wurden, die Collation aber nur in Thee, Liqueuren und Limonaden bestand. Mehr noch als die Diners kamen die Soupers in Schwung und zogen auch das schöne Geschlecht in ihr Bereich, welches in der Eßgier den Männern nicht nachstand. Die jungen Damen verbargen Eßwaaren und Weine in ihren Schränken, um zu jeder Zeit ihrer Eßlust zu fröhnen. Ludwig XIV. hatte in Trianon und Choisy eine Versenkung, aus welcher ein Tischchen aufstieg, von vier sogenannten servantes, den englischen dumb waiter, umgeben, mit allem Nöthigen bedeckt, um die stete Anwesenheit der Diener zu vermeiden. Der König Stanislaus von Polen, der, obgleich er guten Tisch führte, doch mäßiger wie die anderen war und die literarischen Diners in Scene setzte, ließ sich denselben Apparat von der Zimmerdecke herabsenken. Der König von Württemberg zog es vor, in seinem Schlosse zu Deinach am Plafond einen großen Fächer, fast wie der indische Punkah, anbringen zu lassen, womit den Gästen Kühlung zugeweht wurde. Fürst Rohan, französischer Gesandter in Wien, brachte die Mode der Soupers inmitten dieser streng moralischen und durch das scharfe Auge Maria Theresiens bewachten Stadt zur Geltung. Der Einfluß auf die höhere Gesellschaft war aber derart, daß die Kaiserin, in Gefahr, ihren Einfluß zu verlieren, seine Zurückberufung anstrengte.

Kein Wunder, daß diese Schlemmerei, und in erster Reihe die Soupers, welche in erschreckend. Weise zu mancherlei Vorgängen den

Digitized by Google

Deckmantel lieferten, Montesquieu, der zwar selbst dem Messire Gaster nicht abgeneigt gewesen, zu dem Ausspruch veranlaßten: „Le dîner tue la moitié de Paris et le souper l'autre.“ Hauptmotor der petits soupers war der Regent, er entließ seine Diener, stellte sich an die Spitze seiner Gefährten und kochte selbst. Sehr geschickt in dieser Kunst, verlangte er von jedem Theilnehmer auch ein Meisterstück und sie ließen sich nicht spotten. Ludwig XV. aß erstaunlich viel, die Tafel war der einzige Gegenstand ernsten Nachdenkens bei ihm. Sein Magen, obgleich sehr elastisch, machte ihm doch oft zu schaffen. Er verstand trefflich, ein weiches Ei mit einem Gabelschlag des Köpfchens zu berauben, übte seine Hofherren in der edlen Kochkunst ein und bereitete den Kaffee, sowie die Omelette eigenhändig. Auf Jagdpartien mußte bei der Speisebereitung Alles Hand anlegen, man bediente sich gegenseitig. Seine gekrönten Zeitgenossen blieben nicht zurück; sie erfanden besondere Gerichte und gaben sich, namentlich in Rußland, unmäßig dem Trunke hin. Viele Speisen verdanken die Namen ihren Erfindern. Die Wachteln Mirepoix, dem gleichnamigen Marschall, der vole au vent de Nesle dem Marquis de Nesle, Madame de Pompadour erfand die Geflügelfilets à la Bellevue, und als Ludwig XVIII. noch Graf von Provence war, erdachte er die potage à la Xavier. Eine nach der berühmten Schönen benannte Speise, Epigrammes de volaille à la Pompadour, hatte einen drolligen Ursprung. Als sie einst einen reichen, aber sehr beschränkten Financier bewirthete, erzählte sie ihm, daß sie kürzlich bei einem Mittagmahl zum Dessert von einem Dichter mit trefflichen Epigrammen bedient wurde. Der Financier machte sofort seinem Koch Vorwürfe, daß er ihm noch keine servirt habe. Das Mißverständniß klärte sich auf, der Name wurde der erwähnten Speise beigelegt. Dem berühmten englischen Journalisten Steele verdankt man eine kostspielige Vorrichtung, mittels welcher man frischen Lachs nach London bringen konnte. Der Graf von St. Germain rühmte sich, treffliche Bonbons, die er Madame de Genlis anbot, selbst bereitet zu haben; Rousseau und Madame de Lauzun excellirten in Eierspeisen und der Herzog von Soubise bewirthete seinen König Ludwig XV. mit einer Eierspeise, welche 25 Louis kostete und wobei Fasan-, Rebhühner- und andere kostbare Eier, auch Karpfenmilch und Hahnenkämme verwendet wurden. Sein berühmter Koch Marin schrieb auch ein culinarisches Werk: „Die Gaben des Comus“. Voltaire empfahl eine Mischung von Eierdottern und Kartoffelmehl als wirksames Mittel gegen Magenleiden.

Unter allen diesen gastronomischen Experimenten kommen, wie allerwärts, Ausschreitungen vor, die theils verderblich, theils lächerlich erscheinen. So starb La Mettrie nach dem Genuß eines Adlerflügels, der Schauspieler Camerain erfand eine Potage, die 120 Francs kostete, wofür ihm de la Reynière seinen Almanac des Gourmands widmete und ihn als Vicekönig der Feinschmecker erklärte. Franklin setzte sich in den Kopf, drei Monate lang nichts zu essen, was Leben hatte. Er brachte in der That eine Liste von vierzig Gerichten zusammen, die weder mit Fleisch, noch mit Fisch bereitet wurden. Früher, als noch die grosses pièces selbst den Mittelpunct der Tafel bildeten, bedurfte man keiner weitern Ausschmückung; später kamen die großen silbernen Tafelaufsätze mit und ohne Blumen. Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurden die

Digitized by Google

Tische in ein Blumenparterre verwandelt, mit weichem Thon belegt und Blumen hineingesteckt. Dann erschienen Künstler, die sableurs, welche auf dem Tischtuch Dessins der seltensten Art mit Zucker, Brodkrumen, Marmorstaub und gestoßenem Glas bildeten. Ueberdies kamen noch Statuen, Gebäude, Brücken, sogar Schneelandschaften auf die Tafel, und von einer dieser letzteren erzählt man, daß während des Mahles allmälig der Schnee zu schmelzen, kleine Bäche zu fließen und Blumen zu sprießen begannen. Nicht weniger als die Franzosen war ihr Freund und Anhänger, Friedrich der Große, auf einen guten Tisch bedacht, zu dem er täglich selbst das Menu entwarf. Seine achtzehn Köche gehörten der deutschen, französischen, englischen und italienischen Nation an, jeder hatte seine besondere Aufgabe, seine besondere Specialität. Zu Anfang seiner Regierung wurden bei ihm vierundzwanzig Couverts gelegt und sechzehn Schüsseln servirt, später die ersteren auf den dritten Theil reducirt. Er liebte Alles stark gewürzt und kühlte seinen erhitzten Gaumen durch den Genuß von Früchten, die zu allen Jahreszeiten auf Schüsseln in seinem Zimmer stehen mußten. Sein französischer Koch, maitre d'hôtel Sieur Noël, bereitete ihm eines Tages die berühmte bombe de Sardanapale, welche nach genauen gastronomischen Forschungen sich als ein farcirter, in fetter Bouillon geschmorter Weißkohlkopf entpuppte, dessen Unterlage und Decke Schinken und Speckbraten bildeten und zwischen jedem Blatt ein Bratwürstchen hervorguckte. Friedrich der Große verfaßte der Bombe zu Ehren ein Gedicht von 137 Versen, worin es heißt:

„Ce Lucullus fameux, gourmet de Rome,
Dans ses banquets au Salon d'Apollon,
Festins fameux que Ciceron renomme
Ne gouta rien d'aussi fin d'aussi bon,
Que cette bombe à la Sardanapale,
Ce mets des Dieux qu'aucun ragout égale,
Dont vous ma'vez regalé ce midi."

Bis zu seinem Ende ließ er nicht nach, seiner Eßbegierde Rechnung zu tragen, und seine letzte Mahlzeit bestand in einer Schüssel Krebse, einem Aal und einem Hummer. Die Reinlichkeit im Essen war seine geringste Tugend und sein Platz an der Tafel war stets durch Knochen, Krumen und Fettflecken bezeichnet. Nicht anders hielt es Ludwig XVI., und es wird behauptet, daß, trotzdem sein Wagen auf der Flucht mit Eßwaaren gut versehen gewesen, er, der dringendsten Gefahr entronnen, sich ein langes Frühstück unterwegs bereiten ließ, durch welche Verzögerung die Bedeckung, die ihn in Varennes erwartete, abgezogen und seine Verhaftung möglich wurde. So sehr ihm seine Eßlust, welcher er selbst in den ernstesten Augenblicken seines Lebens fröhnte, von den Republikanern zum Vorwurf gemacht wurde, gaben sich die Häupter der Revolution trotzdem keiner lobenswerthen Askese hin. Robespierre leistete Großes im Verzehren von Orangen, im Vertilgen starker Getränke, kehrte aber später zum Wassertrinken um. Der Bürger Lejeune hatte die Grausamkeit, bei den Mahlzeiten eine kleine Guillotine aufzustellen, womit er die gebratenen Hühner köpfte, und die Früchte entzwei schnitt.

Während der Regierung Ludwig's XVI. unterhielten sich die Pariser gern im Freien, verzehrten ihren Imbiß in den Guingettes, welche,

Digitized by Google

geräumiger als die Cabarets, die Gäste an langen Tischen vereinigten und diese bei den Tönen einer Flöte und einer Violine sich durch Tanz vergnügten. Außer den Mauern von Paris gab es Etablissements mit Pavillons, welche Weinranken zierten, wo sie dann Courtilles genannt wurden. Am besuchtesten war le tambour royal dans la basse Courtille des porcherons, von einem gewissen Jean Ramponeaux gehalten. Er selbst mit seinem dicken, rothen Gesichte, seiner Silen-Figur, seinem Humor und seinem Witz war nicht minder anziehend als sein um einen Sou billiger als anderwärts ausgeschänkter Wein. Die vornehmsten Fremden fuhren bei Ramponeaux vor, dessen Abbild, auf einem Faß reitend, hoch oben am Schankhause im Winde baumelte. Marie Antoinette besuchte mit dem Grafen Artois nicht selten incognito diese Kneipe und versicherte, sich nie besser als am Fastnachtsdienstag unterhalten zu haben, wo im Saal sechshundert Personen, sich an den Händen haltend, im Tanze dahinrasten, was man die grande course nannte.

Im merkwürdigsten Gegensatz zu den starken Essern und Feinschmeckern des achtzehnten Jahrhunderts stand Napoleon I. Seine Lebensweise, die Eroberungszüge, während welcher er ein Lagerleben führte, waren Ursache, daß er unregelmäßig, schlecht und schnell aß; dennoch war seine Feldküche so eingerichtet, daß er zu jeder Zeit, wenn er Lust dazu fühlte, Geflügel, Cotelettes und Kaffee bekommen konnte. Die Zeit, die er auf seine Mahlzeiten verwendete, schien ihm eine verlorene; das Essen selbst blos eine dringende Nothwendigkeit, und hätte er Jemand an seiner Statt diese Arbeit übertragen können, so wäre ihm dies sehr angenehm gewesen. Daher kam es, daß er keine besondere Vorliebe für eines oder das andere Gericht, außer Bohnensalat, hatte; auch trank er nie mehr als eine halbe Bouteille Wein und noch dazu mit Wasser gemischt. Selbst auf St. Helena, wo ihm die Zeit recht lange schien, verwendete er nicht mehr auf das Essen als früher, und seine Lebensweise rechtfertigte seinen Ausspruch, daß drei Francs für den täglichen Nahrungsbedarf eines Menschen vollkommen genügen. Trotzdem Einfachheit seine vorherrschende Tugend war, verstand er es doch, seinen Gästen vortreffliche Gerichte vorzusetzen, war aber selbst Ursache großer Küchenreformen in Frankreich, welche immer mehr und mehr dem übertriebenen Luxus steuerten. La Guipierre, sein Koch, eine berühmte Persönlichkeit auf seinem Gebiete, verstand es, in Backwerk alle kriegerischen Embleme darzustellen und den Gästen vielfache Ueberraschungen zu bereiten.

Cambacérès ließ es sich nicht minder angelegen sein, die Gastfreundschaft zu üben und einen vortrefflichen Tisch zu führen. Dabei unterstützte ihn der Marquis von Aigrefeuille, der bei ihm fast in der Eigenschaft eines Haushofmeisters und Ceremonienmeisters lebte. Der Almanach der Feinschmecker nennt ihn auch den König dieser Kaste, welcher so gut zu tranchiren verstand, daß unbemerkt die besten Bissen auf seinen Teller fielen. Als würdiger Gefährte stand Talleyrand dem Cambacérès zur Seite. Ueberfluß und Wohlgeschmack waren seine Devise, nichts war ihm zu theuer, zu kostbar. Er verstand, Kochkünstler um sich zu versammeln, die man in ihrem Fach Genies nennen konnte, und die, von ihm ermuntert und belohnt, ihren Ehrgeiz darein setzten, der französischen Küche jenen Ruf zu gründen, den sie bis auf den heutigen Tag

Digitized by Google

bewahrt hat, und die andere Nationen dazu bewog, die besten Köche in Frankreich zu suchen und sie für ihren Dienst zu gewinnen. Der König der Köche, Carême, war zwölf Jahre im Dienst Talleyrand's; beim Sturz des Kaiserthums trug er sein: Kunst zu mehreren europäischen Potentaten, bis er bei dem König der Finanzen, bei Rothschild, eine seinem Talent und seinen Neigungen entsprechende Anstellung fand. Die Geistlichkeit blieb in der Reihe der gastfreundlichen Feinschmecker nicht zurück und Cardinal Fesch, Erzbischof von Lyon, führte einen seiner Geburt und seinem Rang angemessenen Tisch.

Hand in Hand mit der Verfeinerung auf culinarischem Gebiete ging die Literatur in diesem Fache vor sich. Der schon genannte Almanach der Feinschmecker, im Jahre 1803 begonnen, erfreute sich während vier Jahren einer Abonnentenzahl von 22,000. Der Redacteur Grimod de la Reynière war Theoretiker und Praktiker auf seinem Gebiete; er machte selbst seine Einkäufe und hatte nicht weniger als 543 verschiedene Gerichte aus Eiern erfunden. Sein Speisesaal war wie ein Tempel geschmückt. Er verschwendete monatlich 12,000 Francs auf seine Küche, ohne Holz. Von ihm stammt der Ausspruch: „Wenn das Frühstück die Mahlzeit der Freunde, das Diner jene der Etikette, das **gouter** jene der Kindheit ist, so gehört das Souper ausschließlich der Liebe an." Fünf Jahre, nachdem der Almanach ins Leben getreten, gab er ein anderes gastronomisches Werk heraus, welches nebst den Menus für jede Jahreszeit auch die Elemente der Höflichkeit bei Feinschmeckern enthielt. Er läßt sich darin eines Breiten über den schlechten Geschmack und die mangelhafte Kochkunst der Engländer aus, und schreibt es nur dem Import französischer Köche zu, daß einige große Herren in England eine besondere Tafel führen. „Obgleich mehr Trinker als Esser", so sagt Grimod, „verstehen sich die Engländer doch ebensowenig auf Weine als auf feines Essen.

Ein Gegensatz zu seinem Almanach war der Almanach der armen Teufel, welcher Bohnen, Kartoffel, Kastanien, Cider, Bier und Wein von Suresnes empfahl. Grimod erzog mehrere Schüler für sein Fach, und ein früherer Advocat, Cadet de Gassicome, veröffentlichte einen gastronomischen Curs.

Frau v. Genlis vernachlässigte neben ihren Pflichten als Schriftstellerin durchaus nicht jene der Hausfrau und setzte einen gewissen Stolz darein, sich beim **pot au feu** überraschen zu lassen. Sie schrieb sogar einen häuslichen Rathgeber — **maison rustique** — (1810), worin viele Kochregeln, meist aber für arme Leute, enthalten waren. Sie predigte darin die Beschränkung oder Ersparniß der Butter und empfahl die Zuthat von Wasser, brachte es aber nicht zu Nachahmern. Sie behauptete, daß das Berliner Backwerk alles andere überträfe, weil man statt Roggenmehl Dinkelmehl dazu verwendet. So sehr waren die culinarischen Studien gang und gäbe, daß Byron den Erfolg seines Childe Harold mit dem der „vollkommenen Köchin" in Parallele setzte, und Ludwig XVIII., der den Vorwurf bis zum Ekel hören mußte „die Bourbonen hätten nichts gelernt und nichts vergessen", wollte die erstere Behauptung zu Schanden machen und erfand das Menu zu einem Frühstück, wie es selbst der berühmte Grimod nicht vermocht hätte. Zwei Prinzessinnen von Württemberg, welche damals in Paris lebten, fanden

Digitized by Google

das größte Vergnügen darin, bei Cuvier im Jardin des plantes Kartoffel zu braten, welche die ganze dort versammelte Gesellschaft bis zum Ueberdruß verzehren mußte.

Brillat Savarin schrieb damals die Physiologie des Geschmacks und bewies darin, „daß nur der geistvolle Mensch zu essen versteht". Eingehender spricht ein Mr. de Cussy über die Bedeutung des Diners. „Es ist der Nerv des geselligen Lebens. Während der ersten Augenblicke herrscht tiefes Schweigen, es wäre ein Fehler, den Mund unnütz zu öffnen. Bei der Suppe muß der Gast die Aufmerksamkeit verdoppeln, die entrées sind vielleicht der interessanteste Theil des Diners. Die relevés verdienen eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Beim Braten und Salat sind die Gäste bereits gute Freunde geworden. Nun kommen die Vertraulichkeiten, die Versöhnungen, Alles ist voll Wohlwollen, Heiterkeit und Geist. Das Dessert ist die Lösung und Entwickelung des Diners. Es erheischt die vollständige Aufmerksamkeit des Gastes. Hier herrscht Anarchie, Jeder greift zu, wie es ihm gefällt." Wohl sind die Franzosen noch mehr Causeurs als Esser, und stellen die Heiterkeit bei Tisch noch über das Menu Brillat erfand die Omeletten mit Karpfenmilch und die Eier mit Käse. Trotz seiner Neuerungen übertraf ihn noch Balzac, der, während er arbeitete, Wochen und Monate lang wie ein Anachoret lebte, war jedoch die Arbeit zu Ende, die Gefräßigkeit eines Gargantua an den Tag legte. Den Kaffee, welchen Brillat die Blume der Mahlzeit nennt, vertilgte er in unglaublichen Quantitäten, kaufte und bereitete ihn selbst. Während seiner letzten Lebenstage behauptete er: an seinem Tod wären die 40,000 Tassen Kaffee Schuld, die er während seines Lebens verschlungen hatte.

Die meisten dieser großen Geister thaten sich in einem besondern Zweig der Kochkunst hervor; sei es durch die Neigung zu einer gewissen Schüssel, die Geschicklichkeit im Bereiten des Salats oder des Kaffees. Lacordaire war nicht weniger in der Kochkunst als auf der Kanzel zu Hause, kochte sich sein Mittagmahl, wenn er allein war, eigenhändig und erlangte im Salatmachen einen großen Ruf. George Sand bereitete selbst ihre Confitures und fand diese Arbeit mühsamer, als Mauprat oder Valentine zu schreiben. Oft sah man sie mit dem Schaumlöffel in der Hand. Lamartine lernte von seinem Lehrer Abbé Dumont im Presbyterium von Bussières die Bereitung eines einfachen Mittagsmahles und in seinen sieben Todsünden hat es Eugène Sue wohl verstanden, seine gastronomischen Kenntnisse darzulegen. Als er im Jahre 1836 im hôtel des haricots während einiger Zeit eingesperrt war, ließ er sich auf eigenem Silber von eigenen Dienern sein Diner auftragen. Als incarnirter Feinschmecker wußte Alexander Dumas ebensogut einen Roman zu verfassen, als ein vorzügliches Diner zu bereiten, und ein Franzose machte in Amerika einmal den Vorschlag, eine Lehrkanzel der Kochkunst zu errichten, wo man vom Baccalaureus zum Licenciaten, und von da zum Doctor aufsteigen konnte.

Von der ansehnlichen Reihe Kochbücher, welche den französischen Matadoren an die Hand gehen, will ich nur eines einzigen Erwähnung thun, welches, ein Prachtexemplar, seine Anleitungen durch vorzügliche Illustrationen unterstützt. Sein Verfasser ist ein gewisser Gouffé, der während dreißig Jahren Koch des Jokeyclubs in Paris gewesen und

zwei andere illustre Kochkünstler, den Koch der Königin Victoria und jenen des Fürsten Schuwaloff zu seinen Brüdern zählt. Er hat in dem genannten Prachtwerk seine langjährigen Erfahrungen niedergelegt und es hat in P. S. Debarat, Koch des Herzogs von Anhalt-Köthen, einen Uebersetzer gefunden, der seine Uebertragung noch mit einigen deutschen Speisen ergänzte. Gouffé empfiehlt beim Menu einfache Namen, erklärt alle den Prinzen, Fürsten und Fürstinnen entlehnten Benennungen als überflüssig. Ein guter Koch soll keine fremden Menus studiren, sondern selbst eines zusammenstellen, es aber nicht eher drucken lassen, bis er nicht alle Vorräthe beisammen hat, und sicher ist, daß ihm sein Herr keinen Strich durch die Rechnung macht; denn man muß den Gästen authentische Karten vorlegen. Was die Art des Servirens betrifft, entweder auf russische Art Alles tranchirt zu bringen, oder auf französische, das ganze Stück auf den Tisch zu stellen, wegzunehmen und dann zerschnitten wieder aufzulegen, so neigt sich Gouffé sowohl der einen als der andern zu. Sein Kochbuch enthält zwei Abtheilungen, die bürgerliche Küche auf gewöhnlichem, die andere, la grande cuisine, auf höherem, vornehmerem Standpunct. Ganz und gar kann sich aber Herr Gouffé von der wunderlichen Nomenclatur seiner Collegen nicht lossagen, er bringt oft den Ausdruck à la maitre d'hôtel, welches der stricte Deutsche in „Haushofmeisterbratensauce" ꝛc. übersetzt. Kalbskopf mit einer Sauce, le pauvre homme (Bettlersauce), filet de porc à la sauce Robert, Schweinsfüße à la St. Menehoulde, purée de pommes de terre, dite Parmentière, wohl wegen des Einführens der Kartoffel in Frankreich durch Parmentier, Bouillabaisse, provencalische Fischsuppe, Potage de semoule à la chiffonade d'osseile dit Leopold (Nudelgriessuppe mit Sauerampfer) Potage profiterolle au chasseur (Waidmannssuppe mit farcirten Milchbrödchen), Aprikosen à la Condé, Aprikosenkarpfen à la Dauphiné, Eierkuchen à la Celestine, der Schnellkuchen mit dem bezeichnenden Namen Tôtfait. In der französischen Baba finden wir aber die sächsische Bebe, eine Mehlverwandte unseres Kugelhupfs wieder. Da haben wir ferner Orly von Austern, oder von Brummfischen, Godard nach Gourmandgeschmack, auch à la Montmorency oder à la Regence. Godard aber ist eine Zusammenstellung von großen Garniturstücken, Hahnenkämmen, Trüffeln, Champignons, Klößchen, mit passender Sauce. Da finden wir Käsespeisen, ramequins, Longe de veau, (Nierenstück) à la bechamel dite: en surprise; Quasi de veau, Kalbskeule, Epigramme d'agneau, Trüffeln, en demi deuil, Huhn mit Teufelssauce, Rebhüner à la Siera Morena, Salat von Trüffeln und Kartoffeln à la Demidoff, und den bekannten Eispudding à a Nesselrode. Die Brioche wird als Apostelkuchen übersetzt, auch kommt das sogenannte Allerlei, ein Gemisch von jungen Gemüsen, am besten im April, Mai und Juni zu bereiten, bei Gouffé vor; desgleichen ein ähnlich componirter Salat. Den polnischen Karpfen in der schwarzen Sauce empfiehlt Gouffé mit den Schuppen zu serviren, weil sich dann die unter ihnen liegende schleimige Fetthaut am besten erhält. Weiche Eier sollen eine Minute im siedenden Wasser gekocht, dann fünf Minuten noch in demselben stehen gelassen werden. Manche Speisen werden pyramidal servirt, doch ist im Ganzen Gouffé gegen die culinarische Architektur, denn „der Geschmack geht vor dem Gesicht". Bei der Krebs-

Digitized by Google

pyramide dient ein Gestell aus Zinn, mit sich verjüngenden zackigen Reifen, bei anderen zusammengestellten Fleisch- oder Fischspeisen wird der kleine Hügel aus Reis, Brod oder Fett verfertigt, als Zierde die Trüffeln oder Krebse mit silbernen Pfeilen angespießt.

Wir wissen, daß die Franzosen sich durch die Bereitung ihrer Saucen einen besondern Ruf erworben haben; Gouffé widmet diesem Capitel auch große Aufmerksamkeit, und sagt, daß dazu weder zu schlechte, noch zu kostbare Weine, stets aber die beste Butter verwendet werden soll. Hochtrabende Saucennamen verbergen oft eine sehr einfache Procedur. So könnte die sogenannte große Spanierin ebenso gut die große Französin heißen, weil sie mit französischen Ingredienzen bereitet wird. Gewisse Fleischsorten liefern die beste Basis, auf welcher die verschiedenen Varianten aufgebaut werden können. Diese Stamm- oder Grundsaucen nennt Gouffé — Muttersaucen, und sagt, er könne daraus sowie der Maler aus wenig Farben mehrererlei Bilder, Brühen für verschiedene Geschmacksrichtungen bereiten. Die Königin von allen ist die Sauce suprême, wobei Geflügel- und Champignonessenz die Hauptzuthat sind.

Dem aus dem Orient stammenden vielbesprochenen Pilaff widmeten die französischen Köche auch ihre Aufmerksamkeit, und es ist von dem Chef de la maison d'or, Mr. Casimir, ein sehr empfehlenswerthes bekannt. Darin heißt es: Zerschneide ein Huhn, koche es mit Butter, einigen gehackten Zwiebeln, Thymian und Lorbeerblättern. Wenn Alles eine gelbe Färbung angenommen, dann thue ein halbes Pfund gut gewaschenen Karolinenreis dazu; das Ganze wird über ein sanftes Feuer gestellt, damit der Reis aufgeht. Er nährt sich von dem Hühnersaft. Thue Salz, Pfeffer, eine Prise Cayennepfeffer und Muscatnuß dazu. Schneide einige gut gekochte Tomaten in Würfel und thue sie zu dem Huhn. Feuchte den Pilaff mit gutem weißen Consomé an, bis er ganz das Geflügel bedeckt, er muß noch zwanzig Minuten am langsamen Feuer schmoren, dann ist er consistent. Thue ein Stück gute Butter, einen Löffel Kalbsfett daran, ziehe die Geflügelstücke heraus, häufe den Pilaff und lege das Huhn darauf.

Was man unter pièce de resistance versteht, ist Jedermann bekannt; wir haben noch die tourne dos (verlegene Waare), oder marinirte Fleischschnitten, und die bouchés (Appetitsbißchen) mit oder ohne Salpicon, unter welchem letztern Namen wir uns ein Gemisch von Geflügel, Wildpret oder Fisch mit Trüffeln, Gänseleber und Champignons in Würfel geschnitten, und einen Aufputz von Hummer, Austern und Garnelen vorstellen müssen.

Auf die Potages und Brühen bilden sich die Franzosen nicht wenig ein, und mit Recht. Das Osmazom ist bekannterweise jener schmackhafte Theil des Fleisches, der sich im kalten Wasser löst, und ist auch das Element guter Suppen. Ihm zu Liebe erfand der Domherr Chevrier verschließbare Kochtöpfe. Er ließ sich auch am Freitag nur jenen Spinat auftragen, der schon am Sonntag bereitet und jeden Tag mit frischer Butter neu aufgekocht wurde, also ein Seitenstück zu dem anerkannt geschätzten neunmal aufgewärmten Kraut abgiebt. Auch stellten die Franzosen den Grundsatz auf, daß zur Herstellung einer guten Fleischbrühe der Topf nur „lächeln" darf, worunter man langsames Sieden versteht,

Digitized by Google

und die verkehrte Ansicht der meisten Köchinnen widerlegt, daß stark kochendes Wasser heißer als langsam kochendes sei.

Der Name Potage ist sogar auf die lustige Person der alten Bühne übergegangen, wie es denn in jedem Lande üblich gewesen, dieser den Namen einer beim Volke beliebten Speise zu geben. Pickelhäring und Stockfisch hieß der Spaßmacher in den Niederlanden, Jack Pudding in England, Signor Maccaroni in Italien, Hanswurst in Deutschland, und Jean farine oder Jean Potage in Frankreich, woraus die Deutschen den verstümmelten Namen „Schampitasche" bildeten.

Unter die besonderen französischen Kochrecepte, welche wir der Mittheilung des großen Feinschmeckers Brillat Savarin verdanken, steht ein Thunfischeierkuchen obenan. Derselbe Feinschmecker widmet ferner ein Kapitel in seiner Physiologie des Geschmacks dem Fasan, den er ein Räthsel nennt, dessen Auflösung nur den Kennern bekannt ist, die ihn allein in seiner ganzen Güte zu würdigen verstehen. Der günstige Punct des Verzehrens tritt in dem Augenblicke ein, wo er sich zersetzt, er entwickelt sein Arom aus einem fettigen Oel, seine Rauchfarbe verändert sich; erst dann rupft und spickt man ihn, bereitet die Fülle aus in Dampf gekochtem Ochsenmark, Schnepfenfleisch, Speck, Pfeffer, Salz, feinen Kräutern und Trüffeln. Um das Austreten der Fülle beim Braten zu verhindern, schließt man ihn mit einer Brotkruste, die man mit einem leinenen Bande festbindet. Während des Bratens ruht der kostbare Vogel auf einer Brotkruste, die mit einem von Trüffeln, Lebern und Eingeweiden der Schnepfen, einer Sardelle, geraspeltem Speck und frischer Butter bereiteten Brei bedeckt ist. Diese Kruste wird von der herabträufelnden Sauce gänzlich durchzogen. „Wenn der Fasan gebraten ist", so unterrichtet uns Brillat ferner, „servirt man ihn mit Anmuth auf der Brodschnitte liegend, man umgiebt ihn mit bitteren Orangen und kann über die Folgen ruhig sein."

„Diese Schüssel äußersten Hochgeschmackes muß vorzüglich mit Weinen aus Hochburgund begossen werden. Ich habe diese einzige Wahrheit aus einer langen Reihe von Beobachtungen abgeleitet, die mir mehr Arbeit gekostet haben als eine Logarithmentafel. Ein so zubereiteter Fasan wäre würdig, Engeln vorgesetzt zu werden, wenn sie noch wie zu Loth's Zeiten auf der Erde reisten."

In der That beobachtete H. Brillat die Wirkung, welche dieser ausgezeichnete Braten auf feinschmeckende Damen und ernste Richter hervorbrachte. Die Stirnen der letzteren entrunzelten sich, ihr Mund lächelte, die Köpfe neigten sich in Zustimmung. Kein Atom der guten hier vereinigten Bestandtheile geht bei dieser Zubereitung verloren. „Deshalb", so schließt das Kapitel, „ist auch diese Schüssel trefflich genug, um auf den erhabensten Tafeln zu erscheinen."

Digitized by Google

Don Juan in Fesseln.

Geheime Geschichten einer Ehe.

(Fortsetzung.)

XVIII.

Madame Rambeau.

Clara war durch den Tod ihrer Mutter tief erschüttert worden, als man ihr die Trauernachricht nicht länger verhehlen konnte. Sie weinte unaufhörlich und ihre große seelische Aufregung zog ihr ein langwieriges nervöses Leiden zu, das ihr die größte Ruhe zur Bedingung machte. Sie durfte ihr Zimmer nicht verlassen und Raimund, der der liebevollste Krankenpfleger war, ließ es an Beweisen seiner Zärtlichkeit nicht fehlen, wenn ihn nicht das Ordnen des Testaments, durch das Clara sehr reich geworden war, nach der Stadt zu einer Besprechung mit den Testamentsvollstreckern und dem Rechtsanwalt rief. So gingen zwei Monate nach dem Tode der Frau Lenz hin.

Um dieselbe Zeit lag in einer der ärmsten Vorstädte der Hauptstadt eine arme Frau, deren müdem Herzen der Friede schon längst ein Fremder war, krank in einem alten ledernen Lehnsessel, und das Zimmer welches sie bewohnte, zeigte die armseligste Einrichtung.

Obschon über die erste Jugendblüte längst hinaus, konnte sie doch noch als jung gelten, und daß sie sehr schön gewesen war, darüber konnte kein Zweifel obwalten. Nur hatten Sorgen und Krankheit, vielleicht auch Mangel, sie zu einem solchen Zustande von Schwäche und Abzehrung herabgebracht, daß sie fast einem lebenden Skelett glich.

Ihre hageren Hände spielten krampfhaft mit einem Briefe auf ihrem Schooße und ihre dunklen Augen glühten wie feurige Kohlen vor Aufregung über den Inhalt des Briefes Dann rollten langsam zwei große Thränen über ihre hohlen Wangen auf das Papier herab. Aber sie hatte darauf nicht Acht. Ihre Gedanken wanderten weitab in die unvergessene Vergangenheit und machten sie für alle äußeren Dinge völlig unempfindlich. Sie sah sich selbst, wie sie vor zwölf Jahren war, als eine höchst unglückliche blutjunge Frau. Sie war damals nicht vernachlässigt; Vernachlässigung würde ein Segen gewesen sein im Vergleich zu der ausgesuchten Tyrannei, welcher ihre Jugend unterworfen war. Sie hatte ihren Mann aus freiem Willen und in dem guten Glauben geheirathet, daß er nach Alter, Temperament und Charaktereigenschaften zu ihr passe.

Digitized by Google

Erst in der Ehe erwachte sie aus ihrem Irrthum und fand, daß seine Liebe nur rohe Leidenschaft, seine Gutmüthigkeit nur Gleichgültigkeit gewesen war.

Nachdem die ersten kurzen Wallungen des neuen Zustandes vorüber waren, erwies sich Kuno von Burkers als ein unwissender, eigensinniger und herrschsüchtiger Mann, und seine Gattin wurde die elendeste Sclavin unter der Sonne. Selbst nach so langer Zeit konnte sie nur mit Schaudern an die hoffnungslos schrecklichen Tage jenes ehelichen Lebens zurückdenken; wie sie jede Stunde des Alleinseins mit ihrem Gatten gefürchtet und jede kurze Befreiung von seiner Gesellschaft als einen Trost begrüßt hatte.

Dann stieg vor ihrem geistigen Auge die Gestalt eines trefflichen Mannes mit einem schönen edlen Gesicht auf, und die Erinnerung an ihn war es, welche ihr die Thränen in ihre müden Augen rief. Es war ein braves Herz gewesen, das mit dem ihrigen sympathisirte und das sich bereit erklärt hatte, auf alle sonstigen Vortheile in der Welt zu verzichten, um sie aus ihren Sclavenketten zu befreien.

Nun, da sie die Vergangenheit im Lichte der Prüfungen las, welche ihr später gefolgt waren, wußte sie, daß jener rettende Mann weit mehr der Verführte, als der Verführer war, und daß sie selbst es gewesen, welche sein Mitleid mit ihrer Lage, seine Entrüstung über das rohe Verfahren ihres Gatten mit allen möglichen Mitteln hervorgerufen und sich ihm selbst in die Arme geworfen hatte. Und doch hatte dieser Mann ihr niemals durch Worte oder Geberden wegen ihres Betragens Vorwürfe gemacht, selbst dann nicht, als er sich sagen mußte, welch ein Thor er gewesen war, ihr zu trauen.

Die Scene wechselte vor ihrer Erinnerung. Sie, die jetzt schwer krank in dem zerrissenen Armstuhl eines dürftigen Zimmers lag, athmete in der reinen, Leben gebenden Luft Italiens. Sie hörte, wie Raimund, als ihm ihr Porträt plötzlich wieder vor Augen kam, das sanfte Geläute der Heerdeglocken am Abend, sie athmete den Duft der Orangen- und Limonenblüthen; sie lauschte dem Flüstern des lauen Windes in den Cypressen und Myrthen und erfrischte sich an dem reinen Hauche der Campagne. Sie rief sich den Luxus zurück, mit welchem Raimund sie umgeben hatte, die Vergnügungen, welche sie mit einander genossen, die malerischen Schauspiele, welchen er sie zuführte. Sie erinnerte sich des sanften Druckes seiner Hand, des milden Tones seiner Stimme, dem beredten, geistvollen Blicke seiner tiefgrauen Augen, der Kraft seines Wesens, aller der Schätze, die sie gedankenlos weggeworfen hatte.

Sie war damit nicht zufrieden gewesen. Das ruhige Leben, welches er für ihre beiderseitige Lage am geeignesten hielt, hatte sie bald angewidert. Sie wünschte sich in Gesellschaften, in rauschendes Leben zu mischen, während er sie erst dann in die ihm passende Gesellschaft einzuführen gedachte, wenn die Umstände es ihm gestatten würden, sie zum Altar zu führen.

Er suchte sie mit dem zufriedenzustellen, was ihre thörichte Anschauung für allzugewöhnlich hielt: Freiheit von Sorgen und Aengsten, Vergnügen des Reisens, seine eigene Gesellschaft und seine Zuneigung für sie. Sie aber achtete das Alles gering, und nach einer Weile erschien ihr die Zurückhaltung, die seine Liebe ihr auferlegte, ebenso unerträglich,

Digitized by Google

wie das Ehejoch, welchem er sie entführt hatte. Ihre Natur liebte völlige Ungebundenheit und jede Art von Aufsicht war ihr eine Qual.

Wider Willen und Absicht Raimunds hatte sie Bekanntschaften gemacht, wie die der Marchesa di Brindicci und Adolphe Rambeaus, eines gewandten Franzosen, und das Ende davon war, daß sie in dem Augenblicke, als das Gericht die Scheidung von ihrem Gatten aussprach und Raimund, der um ihretwillen so viel aufgegeben hatte, bereit stand, ihr seine Hand zu reichen, ihn verließ, um mit dem leichten Franzosen Rambeau, der nicht würdig war, Raimunds Bedienter zu sein, ein zügelloses Leben zu beginnen.

An dieses Alles erinnerte sich nun Bertha Rambeau in ihrem Elendszustande, und jeder Zug dieser Erinnerung brannte wie Feuer in ihrer Seele. Just als die Vergegenwärtigung ihres Lebens mit Adolphe Rambeau sie aufs Tiefste niederdrückte, öffnete sich die Thür ihres Gemaches und eine unsaubere alte Frau, die Wirthin ihrer Wohnung, schlürfte herein und legte einige Streifen fettfleckigen Papiers auf den Tisch.

„Diese Rechnungen laufen nun schon drei Wochen", sagte die Alte knurrend, „und ich muß Sie nun ernstlich an Bezahlung erinnern."

Sie stellte sich mit in die Hüften gestützten Armen vor sie hin. Madame Rambeau warf einen Blick der Verzweiflung auf die Rechnungen, und dieser Blick allein hätte hinreichen müssen, ein Herz von Stein zu bewegen. Er war so vollständig hoffnungslos und sagte so deutlich: „Wollte Gott, ich wäre todt, dann wäre alle Noth zu Ende!"

„Ich habe kein Geld, diese Rechnungen zu bezahlen, Frau Wilke", sagte sie endlich verzweifelt. „Werfen Sie mich auf die Straße, thun Sie, was Sie wollen, aber Geld habe ich nicht."

„Und was nützte es mir, wenn ich Sie auf die Straße werfen wollte, Frau Rambeau, da Sie mir doch dreißig Thaler schuldig sind? Ich würde doch nichts davon zu sehen bekommen. Aber etwas muß jetzt geschehen. So kann es nicht fortgehen."

„Was kann ich denn thun?" rief Bertha mit von Thränen halb erersticker Stimme. „Sie sehen, wie krank ich bin. Es ist mir unmöglich, in diesem Zustande Stunden zu geben. Ich bin fast zu schwach, zwischen Bett und Stuhl hin- und herzugehen. Hoffentlich ist es mit mir in ein paar Tagen zu Ende!"

„Sprechen Sie um Gotteswillen nicht so!" eiferte die Wirthin. „Wenn man Sie so reden hört, sollte man denken, Sie wälzten sich in Reichthümern. In meinem Hause zu sterben und mir drei Wochen Kost und Logis schuldig sein, wirklich eine schöne Aussicht! Sie sollten sich lieber aufraffen, damit Sie mich erst bezahlen Haben Sie denn nichts zu versetzen, bis Sie wieder gesund sind?"

„Ich habe ja schon Alles verpfändet, Frau Wilke, wie Sie wissen. Schmuck besitze ich gar nicht und von Kleidungsstücken kaum das Nöthigste."

„Da ist ja noch Ihr Hut und Mantel!"

„Aber was soll ich denn tragen, wenn ich ausgehen will, um Musikstunden zu geben?"

„Ich glaube, Sie werden aus dieser Thür nicht eher wieder hinaus-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Lager der Heimatlosen.

Nach dem Originalgemälde von Franz Quaglio.

Digitized by Google

gehen, bis Sie hinausgetragen werden", entgegnete die Alte mit grausamer Offenheit.

„O, das hoffe ich! Das hoffe ich!" jammerte das unglückliche Geschöpf, indem sie ihr Gesicht mit den Händen bedeckte und die Thränen zwischen ihren Fingern hervordrangen.

„Das Jammern und Weinen nützt nichts, und sterben können wir Alle nur einmal. Ich dächte aber, daß es Zeit wäre, daß Sie an Ihre Verwandten schreiben und diese von Ihrem Zustande in Kenntniß setzen, damit sie doch wissen, was kommen könnte. Ich will gewiß nicht hart gegen Sie sein, aber die Aussicht, eine Todte im Haus zu haben, paßt mir nicht, das sage ich Ihnen gerade heraus."

„Es thut mir so leid, ach, so leid!" jammerte Bertha; „aber ich habe keine Verwandten."

„Sie müssen doch Vater oder Mutter, Brüder oder Schwestern, oder sonst welche Verwandten haben. Und wo ist denn Ihr Mann?"

„Er ist schon seit Jahren todt."

„Gar keine Verwandten? So was habe ich doch in meinem Leben nicht gehört!"

„Ich habe Niemand, an den ich um Geld schreiben könnte, Frau Wilke. Bitte, quälen Sie mich damit nicht! Nehmen Sie Alles, was ich besitze und lassen Sie mich ins Armenhaus gehen, aber erwarten Sie nicht, daß ich an Jemand um Geld schreibe, denn das ist unmöglich."

„Wie Sie wollen, liebe Frau. Etwas muß aber geschehen. Ich muß mein Geld haben, und was Ihre Sachen betrifft, so sind dafür keine fünf Thaler zu bekommen. Es ist wirklich sehr traurig, daß eine ehrliche Logiswirthin auf solche Weise um ihr Geld kommen soll."

„Hut und Mantel sind gewiß ihre fünf Thaler werth, Frau Wilke. Und da liegt auch noch der Schlafrock über meinem Bett, nehmen Sie ihn; er war einst sehr theuer."

„Sie werden aber Nachts so viel vom Husten gepeinigt. Wie wollen Sie ohne die Zudecke des Schlafrocks auskommen?"

„O, es muß gehen. Bitte, nehmen Sie ihn nur, wenn er Ihnen etwas nützt!"

Die Wirthin annectirte sich, wenn auch mit anscheinendem Widerstreben, die Artikel, murmelte etwas von der unvermeidlichen Nothwendigkeit und verschwand.

Als die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, rief Bertha den Namen „Raimund!" mit leidenschaftlichem Schmerze aus. Indem sie sich von ihren unumgänglich nöthigen Kleidungsstücken trennte, unterzeichnete sich gleichsam ihr Todesurtheil; und der Gedanke an das Grab, welchem sie rasch zuschritt, bildete einen so crassen Gegensatz zu den heiteren sonnigen Scenen, welche sie im Geiste durchwandert hatte. Sie schrie nach dem Manne, der ihr diese Scenen in der Wirklichkeit bereitet hatte und dessen schönes, mildes Antlitz den lichtesten Punct in ihrer ganzen Vergangenheit bildete. Gar oft hatte sie während der letzten traurigen Jahre ihres Lebens an ihn gedacht, aber niemals hatte sie sich der Hoffnung zu überlassen gewagt, daß sie noch Anspruch auf seine Zuneigung machen dürfe.

Erst als sie den Brief nochmals überlas, welchen sie an demselben Morgen empfangen und über dem Gespräch mit ihrer Wirthin fast ver-

gessen hatte, dachte sie an die Möglichkeit, daß er, der sie so sehr geliebt hatte, vielleicht ihren schnöden Verrath übersehen und ihr in ihrer äußersten Noth seine helfende Hand reichen könne.

Es war eine bezeichnende Thatsache, daß Bertha Rambeau unter all den vielen Bekannten, welche sie während ihres Weges durchs Leben gefunden hatte, sich nur an den Einen um Hülfe glaubte wenden zu können, den sie am meisten gekränkt hatte. Der Glaube an Raimunds Edelherzigkeit hatte sie indeß zu keiner Zeit und selbst da nicht verlassen, wo sie ihm schnöde den Rücken wendete, um mit einem Unwürdigen davon zu laufen.

Sie kannte Raimunds Adresse und so entschloß sie sich denn endlich, Angesichts ihrer Todesnoth, ihn um Hülfe anzurufen Die Zeilen, welche sie schrieb, klangen so gewöhnlich als möglich, und doch sollten sie die tiefsten Leidenschaften in einer starken Mannesbrust aufregen und die schmerzlichste Wunde wieder aufreißen, die ihm je im Leben geschlagen worden war.

„Lieber Raimund! Ich weiß kaum, wie ich an Dich schreiben soll; aber ich bin verlassen und sterbenskrank und habe keinen einzigen Freund in der Welt. Wenn Du die böse Vergangenheit vergessen kannst, willst Du zu mir kommen? In wenigen Tagen wird es zu spät sein, denn ich bin sehr krank. Ich habe kein Recht, zu verlangen, daß Du kommst, aber ich kenne sonst Niemand, der es thun würde.

Deine Bertha Rambeau."

Diese Zeilen ließ die unglückliche Frau an Raimund Werder abgehen.

XIX.

Der Retter.

Werder war allein, als er diesen Brief erhielt. Er kam ihm des Morgens nebst anderen Postsachen zu, während er allein sein Frühstück einnahm. Obschon das Wetter warm war, kam ihm doch das Zimmer ohne Clara kalt und öde vor, und er konnte es nie betreten, ohne sich des letzten Males zu erinnern, wo er hier gemeinsam mit seiner jungen Frau weilte, was nun seit dem Tode seiner Schwiegermutter anders geworden war.

Als er Berthas Schreiben zur Hand nahm, erkannte er deren Schrift nicht; denn die Hand der Armen war schwach geworden und Feder und Papier waren nicht von der besten Art. Seine erste Empfindung, als er den Brief geöffnet und die Unterschrift gelesen hatte, war Zorn und Entrüstung. Nachdem er aber den Inhalt erfaßt hatte, milderte sich sein Gefühl, er wurde unsicher und fragte sich, was er thun solle. Zwei Monate früher würde er ohne eines Momentes Zaudern gewußt haben, was er thun werde, er würde mit dem Briefe sofort in Claras Zimmer gegangen sein und ihr die Sache offen vorgelegt haben. Nun aber empfand er ein unüberwindliches Mißtrauen gegen den bloßen Versuch, den Gegenstand seiner Frau nahe zu bringen. Der Arzt hatte ausdrücklich bestimmt, daß die Leidende so wenig als möglich gestört werden dürfe und daß jede Veranlassung zur Aufregung von ihr fern gehalten werden müsse.

Digitized by Google

Werder fühlte und wußte, daß Clara nicht aufgehört hatte, sich der unmittelbaren Ursache zum Tode ihrer Mutter zu erinnern. Wie konnte er nun mit einem Briefe von dem Original des verhängnißvollen Porträts in der Hand zu ihr gehen und ihren Rath darüber einholen, ob er Bertha Rambeau in ihrem Elende besuchen solle? Was würde jede verheirathete Frau unter ähnlichen Umständen wohl geantwortet haben?

Werder kannte die Damen gut genug; er strich sich seinen mächtigen Schnurrbart und wußte was er zu denken hatte.

Schon in einem ähnlichen, doch weit weniger einschneidenden Falle hatte er, in Folge der Bemerkung Claras über seine unverbesserlichen Don Juanneigungen, Bedenken getragen, ihr Mittheilung zu machen. Er hörte nämlich, daß der Pastor Steyber gestorben sei und daß sich bei seinem Tode herausgestellt habe, daß sein ganzes, ohnehin nur bescheidenes Vermögen in unglücklichen Speculationen in Zuckerfabrikation draufgegangen sei. In Folge dessen mußten seine Witwe und Töchter ihren Lebensunterhalt durch eigene Thätigkeit erwerben und Werders weichem Herzen that es weh, sich vorstellen zu müssen, daß die hübsche kokette Emma zu einem dienstbaren Leben unter fremden Leuten verurtheilt sein solle. Er hatte es sich als möglich gedacht, daß seine eigene Frau, in der Fülle ihres ererbten Reichthums etwas thun können, um das junge Mädchen vor einem so unerwartet traurigen Schicksal zu bewahren, vielleicht sie zu ihrer eigenen Gesellschafterin zu machen; doch erinnerte er sich plötzlich der anzweifelnden Bemerkungen seiner Schwiegermutter über seine Tändelei mit Emma, und er mußte davon abstehen, den Namen von Emma Steyber vor seiner Frau auch nur zu erwähnen.

Um wie viel mehr mußte er sich nun bewogen fühlen, ihr Bertha Rambeaus Brief nicht vorzulegen; obschon es ihm weit lieber gewesen sein würde, ihr sagen zu können, was er für seine Christenpflicht halte und wie glücklich er sein werde, wenn er ihre Zustimmung dazu erhalte.

Er ging deshalb mit sich allein zu Rathe, in welcher Form er Berthas Schreiben erwiedern solle. Die Wahrheit zu sagen, glaubte er nicht daran, daß Bertha todtkrank sei, weil diese Frau ihn schon einmal so frivol betrogen hatte, daß er keine Garantie dafür sehen konnte, sie werde es nicht wiederholt thun.

Die Liebe für Bertha war in seinem Herzen bis auf das letzte Fünkchen erloschen. Er konnte elegisch an die Vergangenheit denken, aber er hatte kein entfernt ähnliches Gefühl für die Gegenwart. Mild gegen die, welche er liebte, konnte er hart und kalt sein wie Stahl gegen die, welche ihn verließen und verriethen.

Dennoch konnte er sich von ihrem Hülferuf nicht kalt hinwegwenden. Es handelte sich nicht um seine Liebe, diese wurde nicht beansprucht, sondern seine Barmherzigkeit. Nicht an einem sterbenden Hunde hätte er vorbeigehen können, ohne erst zu sehen, ob er ihm helfen könne; und dieses Weib, was auch aus ihr geworden sein mochte, war doch einst rein, und er selbst hatte dazu beigetragen, daß sie den geordneten Lebensweg verließ.

Zunächst war er entschlossen, ihr zu schreiben und Geld zu senden, aber bei genauerer Erwägung stand er davon ab. Wenn sie wirklich so schwer krank war, wie ihr Brief sagte, dann kam möglicherweise das Geld gar nicht in ihre Hände und verschaffte ihr auch keine Erleichterung.

Digitized by Google

Und dann würde er sich auch einen ewigen Vorwurf daraus gemacht haben, sie einsam sterben zu lassen, nachdem sie die letzte Bitte um seinen Anblick ausgesprochen hatte.

Sie war ihm einst die ganze Welt und nun hatte sie in der ganzen weiten Welt nichts mehr als ihn.

So entschloß er sich denn endlich, sie persönlich aufzusuchen, um ihr die erbetene Hülfe so schleunig als möglich zu bringen. Ob er aber Clara über dieses Vorhaben Mittheilung machen solle oder nicht, war ihm eine schwerer zu lösende Frage. Sollte er die Gefahr wagen, sie durch Aufregung kränker zu machen, indem er ihren Argwohn hinsichtlich einer Handlung wachrief, die sie niemals in demselben Lichte sehen würde, wie er?

Er trug kein Bedenken, auf eigene Faust zu handeln. Hätte er noch einen Rest der alten Liebe für Bertha in sich gespürt, dann allerdings würde die Vorbereitung eines geheimen Besuches zu ihrer Unterstützung ein Verrath seiner Pflichten gegen Clara gewesen sein. Doch davon wußte er sich frei.

Und doch fühlte er sich wie ein Verbrecher, als er sich, vor seinem Gange zu Bertha, von seiner Frau mit Kuß und Umarmung verabschiedete und er meinte, seine Absicht müsse ihm auf der Stirn geschrieben stehen. Um sein Gewissen besser zu beschwichtigen, war er wärmer als gewöhnlich gegen Clara.

„Ich muß Dich für heute verlassen, liebstes Weibchen", sagte er innig. „Ich habe Geschäfte in der Stadt und kann vor Abend nicht zurück sein."

„Ist es wieder etwas mit dem abscheulich langweiligen Rechtsanwalt, Raimund?"

„Hm, so etwas Aehnliches, mein Schatz. Wie wird sich mein kleines Frauchen während meiner Abwesenheit die Zeit vertreiben?"

„Das weiß ich wirklich nicht", antwortete Clara müde.

Ein Tag verging ihr jetzt so ziemlich wie der andere.

„Mein armes Kind! Es thut mir so leid um Dich. Ich will doch ein Billet an Frau Holding senden und sie bitten, Dich auf einige Stunden zu besuchen."

„Wie Du willst, Raimund."

Raimund riß sich halb widerwillig von ihr los, sandte das Billet an Frau Holding nach Rüdersfeld, ertheilte einige geschäftliche Anweisungen für den Tag und fuhr sodann nach der Stadt zu seiner geheimen Expedition. Unterwegs schien sein Gehirn zu wirbeln und er war nicht im Stande, seine Ideen genügend zu entwirren, um sich darüber klar zu werden, mit welchen Empfindungen er vor Bertha treten könne.

Als er das ihm in Berthas Billet bezeichnete Haus erreicht hatte, fragte er nach Madame Rambeau. Das Dienstmädchen der Wirthin wurde sowohl durch die fremdartige Ausdrucksweise, als das vornehme Auftreten Werders so verwirrt, daß sie nicht sogleich zu antworten vermochte. Die Bewohner dieses Hauses, und fast der ganzen Gegend gehörten mehr oder weniger niederen Classen an, und die Bezeichnung „Madame" wurde unter ihnen, in Beziehung auf eine von ihnen selbst, gar nicht ausgesprochen. Bertha war ihnen nur als „Frau Rambohn" bekannt. Wie der Name geschrieben wurde, und daß er corrumpirt war, wußten sie nicht.

Digitized by Google

„Wenn Sie die kranke Frau Rambohn meinen", erwiederte das Mädchen, „die wohnt eine Treppe."

Und auf der Höhe der ziemlich ausgetretenen Holztreppe zeigte sich auch schon mit voller Neugier die Wirthin, Frau Wilke.

„Die wohnt bei mir", ergänzte die Letztere.

„Wollen Sie ihr sagen, daß ein Freund, Namens Werder, da sei, sie zu besuchen."

„Gehen Sie nur gefälligst selbst den Gang hinter", versetzte Frau Wilke. „Sie wohnt letzte Thür hinten hinaus."

Wegen einer Mietherin, die mit der Bezahlung so bedeutend im Rückstand war, mochte sie sich nicht in besondere Bewegung setzen, da sie erst kurz zuvor laut im Hause erklärt hatte, daß sie nun diese Person „satt" habe.

Er klopfte an die bezeichnete Thür, öffnete rasch und geräuschlos und stolperte über die Schwelle. Wenn seine Frage, die er in dem düstern Gemache selbst stellte, überhaupt beantwortet wurde, so geschah es mit so schwacher Stimme, daß er sie nicht hören konnte. Er erhob aber den Blick und sah, halb durch den Ofen verdeckt, eine weibliche Person stehen, welche das Gesicht ihm zuwendete.

Konnte dies Bertha Rambeau sein? Diese abgezehrte Gestalt mit dem farblosen, hohlwangigen Gesicht, den tiefliegenden Augen, den zerfallenden Kleidern und der kraftlosen Haltung?"

„Gerechter Himmel!" dachte er. „Sie war das reizendste, heiterste und sylphidenartigste Wesen, welches je das Herz eines Mannes verlockt hatte. Sie war die schlanke Schönheit selbst gewesen. Ihre leuchtenden, dunklen Augen hatten Sternen geglichen. Um ihre knospenden Lippen hatte immer eine so kindliche Schelmerei gespielt, daß man ihr auch ein lockeres Leben stets zu verzeihen geneigt sein konnte."

So tief also war die schöne Bertha von Burkers, seine „Venus victrix" gesunken; das Weib, für welches Werder zu den äußersten Opfern fähig gewesen war! Die Veränderung war so entsetzlich, daß er für den Augenblick sprachlos war.

„Sind Sie es wirklich?" stotterte er.

„Ja, ich bin Bertha", ergänzte sie mit gespenstigem Lächeln.

Dann aber wurde sie von ihren Empfindungen überwältigt und sank schluchzend in den alten Sessel zurück, von welchem sie sich erhoben hatte, um ihn zu begrüßen.

„Weinen Sie nicht, bitte!" flüsterte er ihr zu, blaß vor Erschütterung.

Er trat ihr näher und ergriff ihre Hand.

„Es thut mir innig leid, Sie in diesem Zustande zu finden", sagte er.

„O, Raimund — Raimund!" jammerte sie; „warum habe ich Sie je verlassen!"

Diese vertrauliche Anrede, welche von ihren Lippen wie ein Verzweiflungsschrei kam, raubte ihm fast seine Fassung. Die Erinnerung an die Vergangenheit tauchte mit einem schweren Vorwurfe in ihm auf. Er war gegenwärtig glücklich und sie befand sich im äußersten Elend. Es kam ihm in seinem Gewissen so vor, als hätte er diese Frau nie

Digitized by Google

ihrem traurigen, ehelichen Loose entziehen sollen und es schien ihm nun ein unverzeihliches Vergehen zu sein, daß er es gethan hatte. Er beugte sein Haupt über sie und es standen ihm Thränen in den Augen.

„Haben Sie mir vergeben?" flüsterte sie.

„Ihnen vergeben, arme Seele! Wer wäre ich, wenn ich „Nein" sagen wollte? Ich fühle es, Bertha, daß wir Beide schon hier auf Erden unsere Strafe erhalten haben. Ich verzeihe Ihnen Alles herzlich gern. Verschlimmern Sie nicht durch Zweifel solcher Art Ihren Zustand, der ja traurig genug ist."

Die wenigen Worte, welche sie gesprochen hatten, waren wiederholt durch einen verdächtigen Husten unterbrochen worden.

„Sie sind stets so gut gegen mich gewesen", fuhr sie mit Anstrengung fort, „und ich, ich war Ihrer unwürdig."

Sie wollte den Kopf erheben, um ihn anzusehen, aber die Aufregung wirkte so heftig auf ihren elenden Körper, daß sie ohnmächtig zurücksank.

Werder blickte in äußerster Verlegenheit in dem dürftigen Gemache umher. Nicht einmal ein Glas Wasser war zu sehen. Er ging hinaus und rief laut den Gang entlang.

„Hören Sie, Frau Wirthin! Madame Rambeau ist unwohl geworden. Bringen Sie Wasser! Schnell!"

„Na, unwohl ist sie schon lange", versetzte das schlampige Dienstmädchen gleichgültig vom Ende des Ganges her.

„Sie ist in Ohnmacht gesunken! Machen Sie rasch!"

„O, das passirt ihr des Tages zwanzig Mal", entgegnete das Mädchen roh. „Hier steht ein Krug mit Wasser und da ist auch ein Topf. Sie können sich nehmen, so viel Sie wollen."

Angeekelt durch diesen Mangel an Theilnahme, schöpfte Werder selbst Wasser, ging in Berthas Zimmer zurück, benetzte ihre Stirn mit dem Wasser und öffnete das Fenster, um frische Luft einzulassen.

„Ist Ihnen nun besser?" fragte er, als sie die Augen aufschlug.

„Ich werde nie mehr besser werden", erwiederte Bertha seufzend. „Ich bin dem Tode nahe, und es ist hart, sehr hart, allein aus der Welt zu gehen."

„So sind Sie wirklich ganz allein?"

„Ja, schon seit vier Jahren."

„Wie haben Sie da gelebt?"

„Ich gab Musikunterricht. Aber der Husten, der mich seit vorigem Winter befallen hat, nöthigte mich, einen Schüler nach dem andern aufzugeben, bis ich keinen mehr hatte. Nun bin ich dem Hunger ausgesetzt."

Sein Herz schmolz dahin in Mitleid für sie, aber seine nächsten Worte klangen hart.

„Und wo ist denn Rambeau?"

„Ich weiß es nicht. Er ging nach Amerika, glaube ich. Ich habe seitdem nichts von ihm gehört."

„Dieser Bube!"

„Sie haben Recht, so zu sprechen. Hart, wie mein Leben war, würde ich doch lieber ins Armenhaus gegangen, als zu ihm zurückgekehrt sein."

Digitized by Google

„Arme Frau! Der Wechsel erwies sich also doch nicht als besonders gut."

Sie blickte flehend zu ihm auf.

„O, Raimund! Wüßten Sie, was ich gelitten habe, dann würden Sie mich bedauern. Wenn ich daran denke, was ich leichtsinnig von mir geworfen habe, wie Sie mich liebten und mich von Burkers befreiten, der meine Jugend verdarb —"

„Still! Still! Es ist mir unerträglich, das jetzt zu hören. Dies ist Alles vorbei. Vergessen Sie, was wir einander gewesen sind und betrachten Sie mich als einen Freund, der Ihnen zu helfen gekommen ist, aber lassen Sie nicht durch fatale Erinnerungen an Vergangenes das wenige gute, welches ich Ihnen erweisen kann, noch geringer werden. Sagen Sie mir offen, wie es mit Ihnen steht, Bertha. Haben Sie keinerlei Bedenklichkeiten. Ich bin Gott sei Dank reich genug, und werde es als ein Vergnügen empfinden, Ihre Lage erleichtern zu können."

„Ich habe Ihnen nichts mitzutheilen, was Sie nicht sehen", erwiederte die Unglückliche. „Ich glaube nicht, daß ich noch viele Tage leben werde, und das ist auch am besten, denn ich besitze keinen Groschen mehr, um meinen Hunger zu stillen."

„Großer Gott! So weit ist es? Wer ist Ihr Arzt?"

„Ich habe keinen. Als ich noch kräftiger war, ging ich in die Klinik. Jetzt bin ich zu schwach zum Gehen."

„Was haben Sie heute schon genossen?"

„Nichts", antwortete sie mit schwacher Stimme.

„Und ich verschwende nutzlos die Zeit mit Gesprächen! Bertha, das Erste, was Sie mich thun lassen müssen, ist, einen Arzt herbeizuschaffen."

„Kann das noch etwas helfen?"

„Das weiß ich nicht, aber ich würde nicht zufrieden leben können, wenn ich es nicht thäte. Gestatten Sie mir, Sie einige Minuten zu verlassen. Ich werde so schnell als möglich wiederkommen."

Er nahm seinen Hut und eilte hinweg. Es gab Aerzte genug in der Nähe und er kehrte in Zeit von wenigen Minuten mit einem solchen zurück.

Der Arzt untersuchte Bertha genau, während ihr Husten allein die Stille unterbrach, und Werder, am Fenster stehend, in den engen Hof hinaus blickte, und Betrachtungen über den Wechsel des Lebens anstellte.

„Sagen Sie mir, Herr Doctor, was am Besten für Madame Rambeau zuthun ist", sprach er, als dieser seine Untersuchung beendet hatte. Unterwegs hatte er ihm mitgetheilt, daß Bertha die Witwe eines alten Freundes von ihm sei, welche dieser im vollen Elend zurück gelassen habe, und daß er alle Kosten ihrer Behandlung und Pflege bestreiten werde.

Der Arzt wendete sich ihm zu und sah ihn an und in diesem Blicke las Werder die Hoffnungslosigkeit des Zustandes der Kranken.

„Das erste was ich für die Kranke empfehle, ist ein besseres Zimmer", erklärte der Arzt. „Dieser dumpfige Winkel ist kaum passend für eine Kranke, und die Wirthin ist, so weit ich sie kenne, viel zu herzlos, um ihr die Pflege anvertrauen zu können. Während Sie die Woh-

Digitized by Google

nung miethen — ich empfehle Ihnen Nummer zwölf eine Treppe in derselben Straße — will ich hier bleiben und eine Stärkung verschreiben, damit die Kranke fähig ist, fortgebracht zu werden.

„Nützt es denn bei mir noch etwas?“ fragte Bertha mit einem Hoffnungsstrahl in ihren Augen.

„Ob es etwas nützt? Natürlich!“ rief der Doctor, mit der Absicht sie aufzuheitern. „In Zeit von wenigen Tagen werden Sie ein ganz anderes Wesen sein.“

„Aber ich habe weder Hut noch Mantel zum Ausgehen“, bemerkte Bertha mit weiblicher Sorge über ihre äußere Erscheinung.

„Lassen Sie das meine Sorge sein“, versetzte Werder.

Sie winkte ihn bei Seite und flüsterte ihm zu, daß ihre Sachen verpfändet seien und daß die Wirthin die Leihhausscheine habe.

„Ich werde Alles in Ordnung bringen. Beunruhigen Sie sich nicht darüber. Vertrauen Sie mir!“

Wie süß klang es ihr, ihm vertrauen zu sollen! Und doch sah Bertha, bei all seiner Freundlichkeit, daß es nur Mitleid sei, welches ihn bewegte.

Werder ging, um die Wohnung aufzusuchen, welche ihm der Arzt empfohlen hatte. Unter dem Vorwande, ihm die Localität genauer beschreiben zu wollen, begleitete ihn der Doctor bis zur Treppe.

„Miethen Sie nur wöchentlich“, sagte er ihm leise. „Sie wird keine vierzehn Tage mehr leben; aber lassen Sie die Wirthin nichts davon merken, weil sie die Kranke sonst schwerlich aufnehmen würde.“

Diese Worte klangen schauerlich in Werders Ohren wieder, während er seinen Zweck ausführte. Und doch, welch besseres Loos konnte für das arme Geschöpf erwünscht werden, als eine Welt zu verlassen, für die sie körperlich zu schwach zum Leben war?

Die Wohnung, welche er sah, gefiel ihm, es waren zwei helle, geräumige, luftige Zimmer, mit der Aussicht nach einem freundlichen Garten. Er zahlte der Wirthin die ersten acht Tage voraus, bestellte alle möglichen Gemächlichkeiten für die neue Bewohnerin, begab sich dann zum nächstliegenden Confectionsgeschäft und kaufte für Bertha die erforderlichen Kleidungsstücke.

Hierauf kehrte er mit einer Droschke nach der jetzigen Wohnung Berthas zurück. Schon jetzt fand er die Kranke wunderbar besser aussehend. Freudige Aufregung und das Stärkungsmittel, welches ihr der Doctor verordnet hatte, verliehen ihr eine künstliche Stärke, die einen eigenen, peinlichen Eindruck machte.

„Ich habe Ihnen diese Sachen gebracht“, sagte Werder, indem er ein Pack auf den Tisch legte. „Ob Ihnen Alles gefällt, weiß ich nicht. Ich mußte mich auf die Auswahl des Kaufmanns verlassen.“

Die arme Bertha war entzückt über den Anblick eines eleganten Mantels und Hutes und eines prächtigen modernen Kleides mit Atlasbesatz. Sie hatte seit ihrer früheren Verbindung mit ihm so reizende Sachen nicht besessen und sie war noch immer eitel genug, sich gern schön zu kleiden.

„Ich will das Kleid sogleich anlegen“, rief sie, nahm das Paket und wollte in die anstoßende Kammer gehen. Aber jetzt erwies sich ihre scheinbare Kraft als trügerisch und sie war nahe daran, hinzufallen.

„Langsam — langsam!“ sagte der Arzt, sie stützend. „Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie nicht schon jetzt die nöthigen Kräfte haben können.“

Er half ihr, die Kammer zu erreichen und schloß die Thür hinter ihr.

„Wird ihr die Uebersiedelung schädlich sein?“ flüsterte Werder.

„Ihr kann nichts mehr Schaden thun“, versetzte der Arzt, ebenso leise. „Sie können sie essen und trinken lassen, wozu sie Lust hat. Die Lungenflügel sind beide vollständig zerstört. Die Auflösung ist nur eine Frage von wenigen Tagen.“

„Wollen Sie sie bis zum letzten Augenblicke behandeln, Herr Doctor?“

„Natürlich, wenn Sie es wünschen. Sie hat einst bessere Tage gesehen, nicht wahr?“

„Ja, sie hat bessere Tage gesehen“, erwiederte Werder, ohne sich auf weitere Erklärungen einzulassen.

„Herr Doctor“, sagte eine schwache Stimme aus der Kammer hervor, „ich bin jetzt bereit.“

Der Arzt ging, ihr beizustehen und brachte sie in das Wohnzimmer zurück. Sie sah durch die elegante Tracht ganz verändert aus und ihre Wangen glühten, vor glückseliger Aufregung, mit krankhaftem Roth.

Die Wirthin, welche Werder vollständig bezahlt hatte, war nun die Höflichkeit selbst, ärgerte sich aber doch, daß ihr Bertha nun, wo Geld für sie zu erlangen war, entzogen wurde, und machte ein bittersüßes Gesicht, als die beiden Herren die kranke Frau zum Wagen führten.

Als Bertha in ihrer neuen freundlichen Wohnung aufs Sopha sank und eine ordentliche Wärterin sich präsentirte, um ihre Wünsche zu erfüllen, erschien ihr der Wechsel so groß, daß sie kaum daran glauben konnte. Sie lehnte sich matt in die Kissen zurück, während Thränen froher Dankbarkeit ihre Wangen herabrollten.

„Ich will bei Madame bleiben, bis sie einige Nahrung zu sich genommen hat“, sagte der Doctor. „Sie hat sich bei der Umquartierung brav gehalten, besser als ich dachte. Aber ich möchte doch, daß sie etwas Stärkendes genießt, ehe ich gehe. Auch möchte ich Ihnen rathen, eine geübte Krankenwärterin anzunehmen, die immer bei ihr bleibt, was von dem Dienstmädchen der Wirthin natürlich nicht verlangt werden kann. Ich kenne eine ausgezeichnete Frau, die sofort bereit sein wird.“

Werder ertheilte ihm die Ermächtigung und der Arzt holte die Frau sogleich herbei. Werder wartete so lange, bis sie kam und gab ihr Vollmacht, keine Ausgabe zu scheuen, welche zu Berthas Bequemlichkeit dienen konnte.

„Madame Rambeau war in der letzten Zeit zu krank“, sagte er, „um auf ihre Garderobe sehen zu können. Besorgen Sie ihr Alles was sie wünscht und lassen Sie es ihr an nichts fehlen.“

Zu Bertha selbst sagte er, ihr die Hand zum Abschied reichend:

„Nun, gute Nacht, Bertha! Ich hoffe, daß Sie recht angenehm ruhen und neugestärkt erwachen. Ihre guten Freunde hier werden, wie ich überzeugt bin, auf Ihr Wohlergehen bedacht sein.“

„Werden Sie wiederkommen?“ fragte sie mit schwacher Stimme und einem flehenden Blicke.

Digitized by Google

„Ja, ich hoffe es. Vielleicht in einigen Tagen", antwortete er unsicher.

„Ach, Herr Doctor, sagen Sie ihm, daß es in einigen Tagen zu spät ist!" flüsterte Bertha wehmüthig.

„Bah, Unsinn, Madame!" erwiederte der Arzt. „Ich werde ihm nichts der Art sagen. Einige Tage! Was denken Sie? Sie werden bald frisch wieder aufleben."

Ein Hustenanfall Berthas bildete einen seltsamen Commentar zu seiner aufmunternden Erklärung. Aber zu Werder sagte der Arzt, als er ihn auf den Vorsaal begleitete:

„Kommen Sie bald wieder, wenn Sie sie noch am Leben sehen wollen."

Werder versprach Bertha noch, daß er am zweiten Tage sich wieder einstellen wolle.

„Ich habe Ihnen etwas von größter Wichtigkeit zu sagen. Darum muß ich Sie wiedersehen, ehe ich sterbe", bemerkte Bertha.

Werder entfernte sich nun rasch; aber alle diese Arrangements hatten so viele Stunden in Anspruch genommen, daß er erst in später Nachtstunde nach Hause fahren konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Wie die Alten sungen.

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

Welch' schöner Tag! Verjüngend rieseln warme
Lenzschauer durch der alten Glieder Mark.
Wie freut mich's, Liebe, heut an Deinem Arme
Zu wandeln durch den dichtverwachs'nen Park.

Denkst, Isabelle, Du des Frühlingstages? —
Es ist nun längst schon über dreißig Jahr —
Wir wandelten im Schatten dieses Hages,
Ein junges, redescheues Liebespaar.

Noch war von keinem Mund ein Wort gesprochen:
Da schnitt ich stumm in jene Buche ein
Zwei Herzen, die von einem Pfeil durchstochen,
Und selig-lächelnd schauteſt Du darein.

Das Zeichen steht noch, — sonst ist Viel vergangen,
Und mancher Stamm sank schon im Buchenwald —
Verblichen sind uns Beiden Haar' und Wangen,
Es dünkt mich oft, die Welt auch wurde alt.

Wie? oder wär sie's nicht? Still! hörst Du Tritte?
Da überraschen wir ein Stelldichein!
Sieh unsern Freund! Beim Himmel, ist das Sitte?
Dort küßt er unser jüngstes Töchterlein!

Nur zu! Wir haben's anders nicht getrieben,
War auch so keck nicht unsre Huldigung.
Ich seh, die Welt hört nimmer auf zu lieben
Und in der Liebe bleibt sie ewig jung!

Oswald Lenz.

Digitized by Google

Eine Frauenconvention in Amerika.

Von **J. Wackwitz-Busch.**

Vor einiger Zeit waren wir in Washington, dem Sitze der Intelligenz, der Politik und der Willkür. Wenn es nicht ein Verrath an unserer Republik wäre, so dürfte man Washington eine Residenz nennen, denn ihrem Charakter hängt in der That etwas Höfisches an. Aber ich will hier nicht davon sprechen, ich will Washingtons Beschreibung überhaupt einer gewandteren Feder überlassen, ich will nur etwas erzählen, das ich in dieser Stadt mitzusehen und anzuhören die Ehre hatte und das mich sehr erregte, menn auch weniger befriedigte.

Es fand nämlich eine echt amerikanische Frauenstimmrechtsconvention unter dem Vorsitze der bekannten Susan B. Anthony statt und ich wohnte ihr bei.

Ich hatte die genannte Dame noch nie gesehen, desto mehr aber von ihr gehört. Ich wußte, daß sie und ihre Lehre viele Freunde, aber auch viele Gegner besaß, daß sie zugleich beliebt und verrufen war. Man sagte ihr nach, daß sie nicht immer in ihren Vorträgen die Regeln des Anstandes und der Schicklichkeit beobachten sollte, setzte aber dazu, daß dennoch die anständigsten Leute beiderlei Geschlechts sich zu ihren Vorträgen drängten und ihre Lehren für vernünftig und naturgemäß gelten ließen, wenn sie auch nicht den Muth hätten, sich öffentlich zu ihren Jüngern zu bekennen.

Also ich sollte Mrs. Anthony zu sehen bekommen. In einer mäßig großen Halle waren Damen und Herren versammelt, auch junge Mädchen befanden sich darunter, reizende Geschöpfe in prachtvollen Toiletten. Auf der Tribüne saßen einige Vertreter und Vertreterinnen des Frauenstimmrechts. Eine in schwarze Seide gekleidete Dame, die eine Brille trug, hinter welcher ein Paar scharfe Augen hervorleuchteten, trat hervor. Sie war weder jung, noch alt, weder schön, noch häßlich, aber sie war interessant. Nachdem sie einige langweilige Briefe, die vom Frauenstimmrecht handelten, vorgelesen hatte, setzte sie sich nieder. Eine andere Dame erhob sich, ihr Name war Lady Stanton, sie war die Präsidentin dieses Vereins und nahm als solche das Wort.

Die Versammlung müsse erfahren, sagte sie, daß die Convention beschlossen habe, die Redefreiheit unter allen Umständen aufrecht zu erhalten. Nun hätte sie gestern der Frau Doctor Mary Walker versprochen, sie heute hier einzuführen und ihr das Wort zu vergönnen, was sofort geschehen müsse. In demselben Moment erschien eine kleine, fette Frau, welche fast wie ein Mann gekleidet war, denn sie trug Beinkleider von schwarzem Sammet und eine Art Kutte darüber. Ihr Anblick machte auf mich einen entsetzlichen Eindruck, ich fühlte, wie mir das Blut zum Herzen drängte und wie ich mich im Namen dieser Dame schämte. Und doch ist sie eine der berühmtesten Frauen Amerikas, diese kleine Frau Doctor Walker, die sich nicht nur als Frauenstimmrechtslerin, sondern auch als Heldin und ausgezeichnete Krankenpflegerin in den Unionskriegen ausgezeichnet hat.

Ich sah, wie Mrs. Anthony, das war die Dame mit der Brille, erbleichte und wie sich die Augen der Walker zornfunkelnd auf sie richteten. Es war in der That ein schöner Scandal, der jetzt seinen Anfang

Digitized by Google

nahm. Eine Flut von Vorwürfen entströmte den Lippen der Hosendame, welche das Publicum anzuhören berufen zu sein schien. Was ich verstand, war ungefähr Folgendes:

„Es kann wohl zwanzig Jahre her sein, als man mich liebte und ehrte, überall, wo ich als Vertreterin der Frauenrechte bekannt war. Damals freilich war ich noch jung, schön, glücklich und frei. Jetzt ist es vergessen, was ich als Kämpferin für unser niedergedrücktes Geschlecht geleistet, was ich geopfert, als ich für das Vaterland ins Feld zog und mitten im Kugelregen der Union so gute Dienste leistete, wie keine andere Frau je vollbracht. Was hat man jetzt übrig für mich, für Mary Walker, was? Haben Sie vergessen, welche Behandlung mir am Donnerstag Abend zu Theil wurde? Ja, ich muß es sagen. Susan Anthony scheint es sich zu ihrer Lebensaufgabe zu machen, mich zu beleidigen und zu insultiren."

Diesen Worten folgten so heftige und beißende Vorwürfe gegen die Dame mit der Brille, daß diese aufsprang wie eine gereizte Löwin und sich mit der Frage an das Publicum wandte, ob man wohl glaube, daß sie hierher gekommen sei, um sich ausschimpfen zu lassen?"

Einzelne Stimmen aus der Versammlung gaben hierauf Antwort, ohne jedoch die Doctorin Mary Walker in ihrem Redeeifer unterbrechen zu können, deren Erbitterung und Feindschaft gegen die Rivalin keine Grenze zu kennen schien. Viele der Zuhörer geriethen in Bewegung, die Damen auf der Tribüne starrten bleich und verwirrt nach der kleinen Doctorin hinüber. „Um Gott!" hörte ich eine Stimme hinter mir, „die Walker geberdet sich wie eine Verrückte und spricht doch ganz klug!"

Die kluge Dame ließ ihre Stacheln nun auch die Bureauchefs des Departements fühlen.

„Ja", rief sie zornig aus, „ich hätte eine Stelle im Schatzamt erhalten können, aber man verlangte von mir eine Veränderung meiner Bekleidung, und wie wäre daran zu denken!"

Sie stellte hierauf den Antrag, daß, da gewisse Oberhäupter des Regierungsdepartements den Frauen die Kleidung vorzuschreiben wagten und Denen, welche sich dieser tyrannischen Machtanmaßung nicht fügen könnten, weil sie zu gute Republikanerinnen seien, eine öffentliche Anstellung versagten, der Congreß sich ins Mittel legen und ein Gesetz für die richtige, der Gesundheit angemessene Bekleidung der Frauen bestimmen wolle."

Hierauf folgte tiefe Stille, die endlich von der Präsidentin unterbrochen wurde, welche bemerkte, daß dieser Beschluß nicht bestätigt werden könne, bevor er nicht von einem Comité geprüft worden sei. Worauf einer der anwesenden Herren sich erbot, den betreffenden Antrag zu stellen. Mary Walker weigerte sich indessen, darauf einzugehen und ein allgemeiner Streit brach los, der endlich damit endete, daß einige der Anwesenden anfingen, ihren mitgebrachten Proviant zu essen, Andere die Halle verließen und noch Andere sich gleichgültig verhielten. Auch wir hatten genug und dachten an den Rückzug. Als wir uns von unseren Plätzen erhoben, fing die kleine Doctorin gerade an, einen von ihr selbst verfaßten Artikel vorzulesen. Er schien sehr scharf gepfeffert zu sein, zu scharf für die Ohren einer deutschen Frau.

Dichtungsräthsel.

II.

Die Verse Heinrich Heine's

Die Gestalt der wahren Sphinx
Weicht nicht ab von der des Weibes;
Faselei ist jener Zusatz
Des betatzten Löwenleibes.

Doch zum Glücke kennt sein eignes
Räthsel nicht das Frauenzimmer;
Spräch' es aus das Losungswort,
Fiele diese Welt in Trümmer.

sind von mehreren Lesern gedeutet worden. Indem wir nachfolgend zwei der uns zugegangenen Lösungen dieses Dichtungsräthsels als die klarsten mittheilen, glauben wir, daß dieselben der Auffassung der Majorität unserer Leser entsprechen dürften.

O L. in Hamburg schreibt:

Das Räthsel des Weibes ist seine Schwachheit; dem Manne ein Räthsel, weil er, der Starke, sie nicht begreift. Die geistige Schwachheit des Weibes, das Unvermögen desselben, die Lebensweisheit so zu erfassen, wie es der Mann vermag, seine Unbeständigkeit und Inconsequenz, alle diese Arten der Schwachheit, die das Weib von jeher zur Sclavin des Mannes machten, und die doch wiederum in dessen Augen seinen Hauptreiz ausmachen, da sie, bei ihm Schutz suchend, seiner Eitelkeit schmeicheln! Der Mann will ein Weib das lacht, aber keins das denkt! Ein Weib, das denkt, ist eben so ekel, wie ein Mann der sich schminkt! Lachen soll es, nichts als lachen, um den gestrengen Herrn der Schöpfung bei Laune zu erhalten! Aus der Orsina spricht allerdings die Eifersucht, die gekränkte Eigenliebe, aber bekanntlich ist die Eifersucht hellsehend. Sie ist ein Weib das denkt; aber sie ist doch ganz Weib in ihrem Zorn. Die Eitelkeit ist verletzt, da braucht sie den Geist als Waffe. Wenn also der Mann ein Weib will, das geistig unter ihm steht, so würde das Losungswort, das, wenn ausgesprochen, nach seiner Ansicht die Welt in Trümmer sinken macht, heißen: „Ich will geistig frei werden." Damit verliert das Weib in den Augen des Mannes seinen Reiz; seine Eitelkeit will, daß das Weib sich seinem Geist und seiner Stärke unterordnet. „Wie verpönt sind doch die Blaustrümpfe!"

„Doch zum Glücke kennt sein eignes Räthsel nicht das Frauenzimmer." Nun, es giebt genug derselben, die in einer bewunderungswürdigen Geistesdämmerung durchs Leben gehen, und vielleicht gab es zu Heines Zeit noch eine größere Anzahl. Damals spukte die Frauenfrage wohl noch kaum! Vielleicht will auch Heine mit seinem „Intrümmersinken" sagen, daß, wenn das Weib zum Verlangen nach geistiger Freiheit kommt, es auch zugleich zur Einsicht gelangen muß, daß ihm zum „Fliegen die Flügel fehlen." Heine hat eben keine große Meinung von den Frauen.

Frau D. Zwirnemann in Cassel schreibt:

Räthselhaft erscheint das Weib, doch scheint es auch nur so. Wer das Weib kennt, weiß, daß dessen Handlungsweise durch den Impuls seines Herzens geleitet wird. Unberechenbar ist das Empfinden des Letzteren, da es durch momentane Einwirkung bedingt ist. Für den vorzugsweise Verstandesmenschen, also den Mann, der Alles logisch abmißt und wägt, erscheint demnach des Weibes Thun unfaßlich, oft rätbselhaft und unklar. Das eigentliche Räthsel des Weibes besteht wohl einzig in dessen unbewußter Anziehung, die es durch echte Weiblichkeit auf den Mann ausübt. Groß ist die Macht der Liebe! Durch sie bewirkt das Weib viel Gutes, ja das Beste, und durch sie weiß es zu herrschen und zu beeinflussen. Würde es jedoch seine Weiblichkeit aufgeben, und die Losung: „Ich will herrschen", als sein Recht beanspruchen, dann stünde es schlecht um die Welt, die selbst Gefahr lief, in Trümmer zu fallen. Im Bereich des Gefühls ist das Weib groß, mächtig und stark, doch das Ordnen und Lenken der weitverzweigten menschlichen Einrichtungen im weiten Gebiet der ganzen Welt, das ist ein Werk des Verstandes und gebührt dem Manne.

Digitized by Google

Soweit die Lösungen des Dichtungsräthsels, dem wir ein neues folgen lassen, mit der Bitte an unsere Leser, ihre Meinung darüber auszusprechen, was bedeuten soll:

Der gute Gesell.

Von **Nikolaus Lenau.**

Des Menschengeschlechts uralter Gefährte,
Der nie von seiner Seite gewichen
Seit dem Verluste des Paradieses,
Wo er mitleidig sich angeschlossen;
Der nie wird weichen von seiner Seite,
So lang auf Erden ein Mensch noch athmet;
Der unbekannte, der namenlose
Wohlthäter der armen sterblichen Menschen,
Er sei gepriesen von meinem Liede,
Der alte, treue, gute Gesell.

Als der Mensch gebrochen mit seinem Gotte,
Und als der electrische Schlag der Sünde
Durch die ganze lange Kette der Herzen
Vom ersten Ahnen zum fernsten Enkel
Erschütternd schlug das Geschick des Todes
Und die weithin tönende Klage;
Als die ersten Thränen auf Erden flossen,
Der Morgenthau des schmerzlichen Tages;
Als hinter dem ersten Menschenpaare
Sich donnernd geschlossen des Edens Pforte:
Da folgte den weinenden Fortgewies'nen
Der gute Gesell, nachtragend heimlich
Auf dorniger Bahn ein Freudenbündel,
Das er noch eilig zusammengerafft
Im Eden, für ihre traurige Flucht. —

Kein strenger Richter, kein scharfer Denker,
Kein Weiser ist der gute Gesell:
Doch ist er ein Cicerone der Schöpfung,
Ein wortgewandter, mit warmem Herzen.
Er führt uns an die Werke des Meisters,
Und weiß er nicht viel vom tiefen Geheimniß,
Vom Sinn und Geiste des ewigen Meisters,
So weiß er von den herrlichen Bildern
Doch süß zu schwatzen, mit funkelndem Auge,
Daß friedlich und wohl uns wird im Herzen.
Kein Weiser ist der gute Gesell,
Doch ein zauberkundiger Menschenfreund.
Die Armuth schmerzt und der bittere Mangel:
Inmitten der irdischen Güter stehn,
Wie sie blühn und vergehn, und selbst vergehn,
Und sie nie gekannt und genossen haben:
Das schmerzt am Ende, wenn noch so leise. —
Da kommt der gute Gesell in die Hütte,
Wo der arme Mann mit Weib und Kindern
Beim Abendmahl sich's behagen läßt
Den Kienspan zündend, und seinem Häuflein
Die Lust am kärglichen Mahl beleuchtend.
Der Zauberer kommt und schüttet heimlich
In die Schüssel allen Wohlgeschmack der Erde;
Und der arme Mann ist froh, und betrachtet
Sein Weib, einst schön gepriesen und reizend,
Nun welk von Sorgen und Mutterliebe;
Doch sieht er es nicht, die blassen Wangen
Hat ihr geschmückt der gute Gesell
Mit unverwelklicher Herzensjugend. —

Digitized by Goog

Der einsame Wandrer im fremden Gebirg,
Der, ohne Heimat und Reisepfennig,
Entgegenzweifelt der Nachtherberge:
Mit einmal fühlt er den Muth gehoben
Und schreitet rüstig durch's dämmernde Thal,
Und fester greift er den Wanderstab,
Denn der unsichtbare gute Gesell
Geht mit und lüpft ihm die schwere Bürde.
Und raunt ihm ein lustiges Hoffnungsliedlein;
Er hat die Vögelein aufgestiftet
Und das hüpfende Bächlein angemuntert,
Ihm auch zu singen ein Hoffnungsliedlein;
Und findet das Lied auch nie Erfüllung,
So hat's doch wohlgetban zur Stunde;
Der gute Gesell nimmt's nicht so genau. —
Dort liegt an Ketten im finstern Kerker,
Den Tod erwartend, ein Verbrecher;
Jetzt naht dem Unglückseligen leise
Der gute Gesell und schenkt erbarmend
Ihm einen festen, gesunden Schlaf;
Noch steckt er ihm zu den guten Bissen,
Nachsichtig heimlich, hinter dem Rücken
Des bösen Gewissens, der Todesfurcht. —

Er weiß die trüben Erinnerungen,
Die bangen Zweifel, verlorne Sehnsucht
Allmählig der Seele zu entwenden.
Wie die Mutter dem Kind ein schneidend Geräth,
Womit es spielen möchte, verriegelt.
Undankbar hab' ich ihn fortgewiesen,
Wenn er mich heilsam bestehlen wollte,
Wenn er mich freundlich wollte beschenken.
Dann ward er schüchtern und scheu zuletzt,
Und immer seltner kam er und seltner.
Verscheuchter Gefährte meiner Jugend,
O komm zurück und verzeih den Undank,
Du lieber, milder, guter Gesell! —

Wer ist er denn, der gute Gesell?
Woher des Weges, wie heißt sein Name?
Wir spüren ihn Alle, doch nennt ihn Keiner.
Es ist die Hoffnung vielleicht sein Kind,
Es ist der Glaube vielleicht sein Bruder,
Und seine Mutter gewiß die Liebe.
Er ist ein heimlicher, namenloser
Wohltäter der armen sterblichen Menschen.

Salonpost.

Benno W. in Halle. Wenn Sie die Sparsamkeit, mit der Sie in Ihrer Orthographie eine Menge Buchstaben sparen, doch auf Ihre „sogenannten" Gedichte ausgedehnt und dieselben sich und uns ganz erspart hätten!

Ch. E. in Fr. An Ihnen sehen wir, wie unrichtig Voltaires Wort ist: „Ideen sind wie Bärte; Frauen und Knaben haben keine."

B. v. St. Vor fünfzig Jahren betrugen die durchschnittlichen Unterhaltungskosten eines preußischen Soldaten 188 Thaler und jetzt 680 Mark.

Kl. in Eger. Prinzessin Mathilde von Sachsen ist am 19. März 1863 geboren. Die Gemalin Rudolf's von Habsburg hieß nicht Mechthild, sondern Gertrud (die zweite Elisabeth) der Vergleich des österreichischen Kronprinzen mit seinem großen Ahn dürfte also in dieser Beziehung unzutreffend sein.

S. M. in D. Auch für die lyrische Gedankenmalerei, die jetzt à la Hieronymus Lorm Mode wird, gilt Paul Heyse's Wort: Ihr wißt, daß ich von aller Gedankenmalerei Kopfschmerzen kriege, daß mir eine einzige, ganz gedankenlose Tizian'sche Venus einen ganzen Olymp voll geistreicher Motive aufwiegt, die auf so einem Topfkuchen von allegorischem Berg herumkrabbeln.

B in Hamburg. Allerdings ist die Idee der Tennyson'schen Verse, die wir jüngst als Uebersetzungsaufgabe brachten, viel poetischer in den Versen ausgesprochen:

Besser, daß das Herz Dir bricht
Von dem Kuß der Rose,
Als Du kennst die Liebe nicht
Und stirbst liebelose.

Amina Bellini in M. Die Toiletten, welche Adelina Patti als Violetta in der „Traviata" trägt, sind folgende. Im ersten Act strahlt die Diva in einer Toilette aus Velours épinglé, rosa Atlas und Tüll, verziert mit den reichsten Stickereien und Magnolias. Im zweiten, auf dem Lande spielenden Acte trägt die Patti eine Gartentoilette in himmelblauem satinirtem Surah mit einem Casaque bergère von crêmefarbigem Atlas, gemalt à la Pompadour und mit Gold gestickt. Der dritte Act, welcher bekanntlich eine bewegte Gesellschaftsscene bringt, zeigt die berühmte Sängerin in einer Toilette von weißem Atlas mit feinen Perlstickereien und weißen Camelias. In der Sterbescene trägt die Künstlerin einen Schlafrock von weißem Plüsch, atlasgestreiftem und satinirtem weißen Surah, garnirt mit Spitzen und farbigen Bändern. Muß das nicht für eine Modedame ein Vergnügen sein, so elegant zu sterben?

B. S. in Breslau. Daß Karl Vogt's Verständniß für den Humanismus nicht über die Anschauungsweise eines Quartaners hinausgeht, hat er neulich wieder durch eine Bemerkung in der „neuen freien Presse" bewiesen. In einem Feuilleton sagt er dort wörtlich: Wie schön, wenn man Homerum, sei es auch nur nach der Uebersetzung von Voß, aus dem Stegreife citiren kann! Professor Virchow hat dem in Antwerpen versammelten Congresse der Aerzte eine Rede gehalten, in welcher er viel von Schliemann und Troja sprach und nachwies, daß der Studirende der Medicin nothwendig Griechisch lernen müsse, da Jeder in den Fall kommen könne, nach Troja gehen und alte Töpfe studiren zu müssen, wozu das Griechische außerordentlich nützlich sei. „Ach Gott", sagte die kluge Else, „wenn ich jetzt den Peter heirathe und wir kriegen ein Kind und das Kind wird groß und wir schicken es herunter Bier zapfen, da geht vielleicht der Nagel da oben los und die Hecke fällt herunter und schlägt dem Kinde den Schädel ein!" Und Alle sagten: „Ach! Was haben wir für eine kluge Else!" Soweit das berühmte enfant terrible der Naturwissenschaft. Daß Vogt Virchow's Aeußerungen entweder gänzlich mißverstanden oder absichtlich entstellt hat, dürfte nicht mehr Verwunderung erregen.

Julie D. in L. Die Heidelberger Schloßruine hat, wie Ihr stimmungsvolles Gedicht beweist, nicht nur Matthisson sondern auch Sie zu schöner Empfindung angeregt. Nur scheint uns das Schlußbild etwas zu gewagt. Daß das Heidelberger Schloß im Kuß vergeben möge, ist zwar sehr schmeichelhaft für die alte Ruine, aber der Kraft des betreffenden Küssers wäre doch etwas zu viel zugemuthet, abgesehen davon, daß es nicht Jedermanns Geschmack sein dürfte, alte bemooste Ruinen zu küssen. Beseitigen Sie also das kühne Bild und wir werden Ihren Versen die Aufnahme in den Salon nicht versagen.

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr. 1 bis 3. Kinder-Anzüge.

Nr. 1. Kindervisite von Beigetuch mit maronfarbenem Sammet garnirt. Die ganz geraden Vordertheile werden in der Mitte geknöpft und endigen in zwei Sam-

Nr. 1 bis 3. Kinder-Anzüge, davon sind Nr. 2 u. 3 Vorder- und Rückansicht.

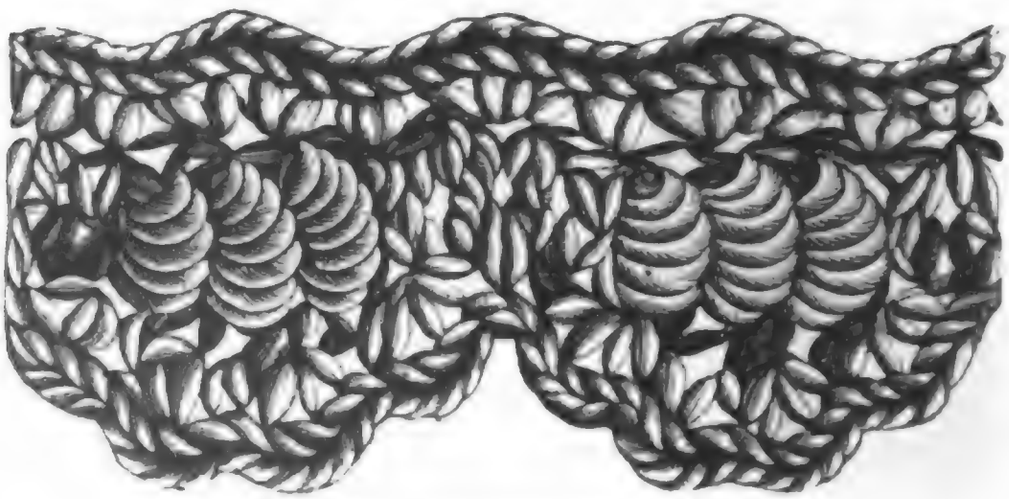
metrevers. Mandarinenärmel von Tuch mit Sammetaufschlägen, Sammetkragen und Tuchtaschen. Hut von maronfarbenem Plüsch und Federn.

Nr. 2 u. 3. Anzug für einen Knaben oder ein Mädchen von acht Jahren. (Vorder- und Rückansicht.) — Der Rock von graublauem Cashmir ist ringsum gefältelt. Eine über den Rock gelegte blaue Atlasschärpe verdeckt den untern Theil eines regelmäßig gefältelten Gilets von Crêpe de Chine. Die Vordertheile des Cashmirjackets treten über dem Gilet mit Revers und Atlaskragen zurück; am untern Theil sind zwei kleine Atlasmotive angebracht. Das Jacket wird durch zwei Atlasbänder zusammengehalten. Der Schooß desselben ist bis zum Rücken angesetzt. Der Rücken besteht aus zwei gleichen Hälften, welche ganz unten in der Mitte offen blei-

Nr. 4. Gehäkelter wollener Paletot. Rückansicht. (Mit Dessin.)

Nr. 5. Gehäkelter wollener Paletot. Vorderansicht. (Mit Dessin.)

ben und mit zwei kleinen Atlasrevers garnirt sind. Ellbogenärmel mit Atlasaufschlägen. Halskrause von gefälteltem Krepp. — Der Hut von Abbildung 2 ist ein Toque von Fischotterpelz mit einem Pfaufasanflügel garnirt. Derjenige von Abb. 3 ist ein großer beigefarbener Filzhut mit graublauem Sammet gefüttert. Auf der Rückseite eine Gruppe beigefarbene Atlasschleifen und vorn eine beigefarbene Feder.



Nr. 6. Dessin der Besatzcontour zum wollenen Paletot.

Nr. 4 bis 6. Wollener Paletot (tunesische Häkelarbeit, Rück- und Vorderansicht) und Dessin der Besatzcontour.

Diese Arbeit wird in fünfdrähtiger grauer und scharlachrother sächsischer Wolle mit der beinernen Nadel ausgeführt. Das hier vorgeführte Modell ist für kleine Kinder von zwei bis drei Jahren berechnet. Am sichersten geht man, wenn man sich von der Taille des Kindes zuerst einen Papierschnitt zurechtmacht. Die Häkelei ist die gewöhnliche tunesische. Die beiden Hälften des Rückens, sowie jedes der

Digitized by Google

Vordertheile werden zuerst abgesondert gearbeitet und dann durch Nähte oder Doppelmaschen mit einander verbunden. Mit der grauen Wolle wird die Kette für die Länge des Vordertheils angelegt und diese giebt nach dem Papierschnitt den Anhalt für das Weiterarbeiten. Für das Zunehmen macht man auf der Nadel eine neue Schlinge, indem man in die Kette zwischen zwei verticale Maschen sticht. Beim Abnehmen wird jedesmal eine Masche übersprungen. Sind alle vier Theile fertig, so verbindet man sie in der Weise, wie bereits oben angedeutet. Für die Garnirung der Contouren des Kragens, der Aermel, der Taschen und des untern Randes wird von scharlachrother Wolle eine Kette in der erforderlichen Länge angelegt. Die erste Reihe beginnt mit einer Doppelmasche in zwei aufeinander folgende Luftmaschen, 1 Stäbchen in die folgende *, dann ein umwundenes Picot. Letzteres wird in folgender Weise gemacht. Die Wolle wird zehnmal auf die Nadel umschlungen und

Nr. 7. Gamaschenschuh für einen Säugling. (Häkelarbeit.)

diese in die bezeichnete M. gestochen; über alle auf der Nadel befindlichen M. hinweggegangen, 1 Luftm., 2 Mal wiederholt vom Zeichen * an, 1 St. in die nächste M. Die Reihe vom Anfang an wiederholt. — **2. Reihe:** Mit der rothen Wolle 1 Doppelm., welche durch 1 Lm. zwischen jede der Dm. und der umwickelten Picots der vorhergehenden R. getrennt wird. — **3. Reihe:** Mit grauer Wolle. 1 Dm. zwischen die 2 Dm. der vorhergeh. R., * 1 Dm. unter die Lm., 3 Lm., 1 Dm. unter die nämliche Lm. Vom Zeichen * an drei Mal wiederholt, dann die R. nochmals angefangen. Für die obere Partie 1 Dm. in die mittelste M. des umwundenen Picots, 1 Lm., 1 Dm. in die näml. M., 1 Lm., darüber 1 M. übersprungen, 1 Dm. in die folgende, 1 Lm., 1 M. übersp., 2 durch eine Lm. getrennte Dm. in die folgende, 1 Lm., 1 M. übersp., 1 Dm. in die folgende, 1 Lm. Vom Anfang der R. wiederholt. Diese Garnirung wird mit der Nadel an den Paletot angenäht.

Digitized by Google

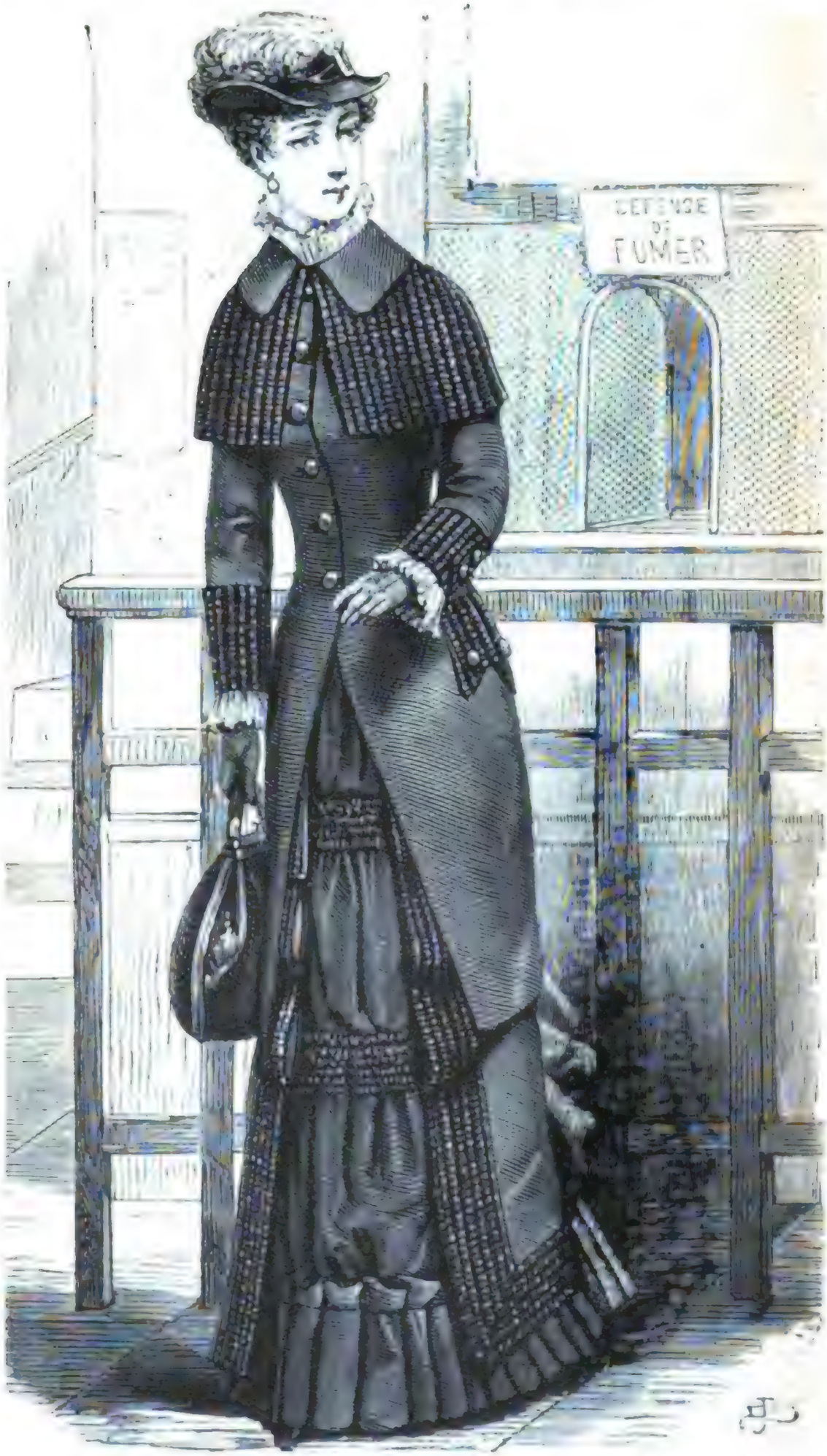
Nr. 7. Gamaschenschuh für einen Säugling. (Häkelarbeit.)

Diese so häufig vorkommende Arbeit wird in sächsischer fünfdrähtiger weißer und

Nr. 8. Anzug für Morgenspaziergang, Reisen ꝛc. (Rückansicht.)

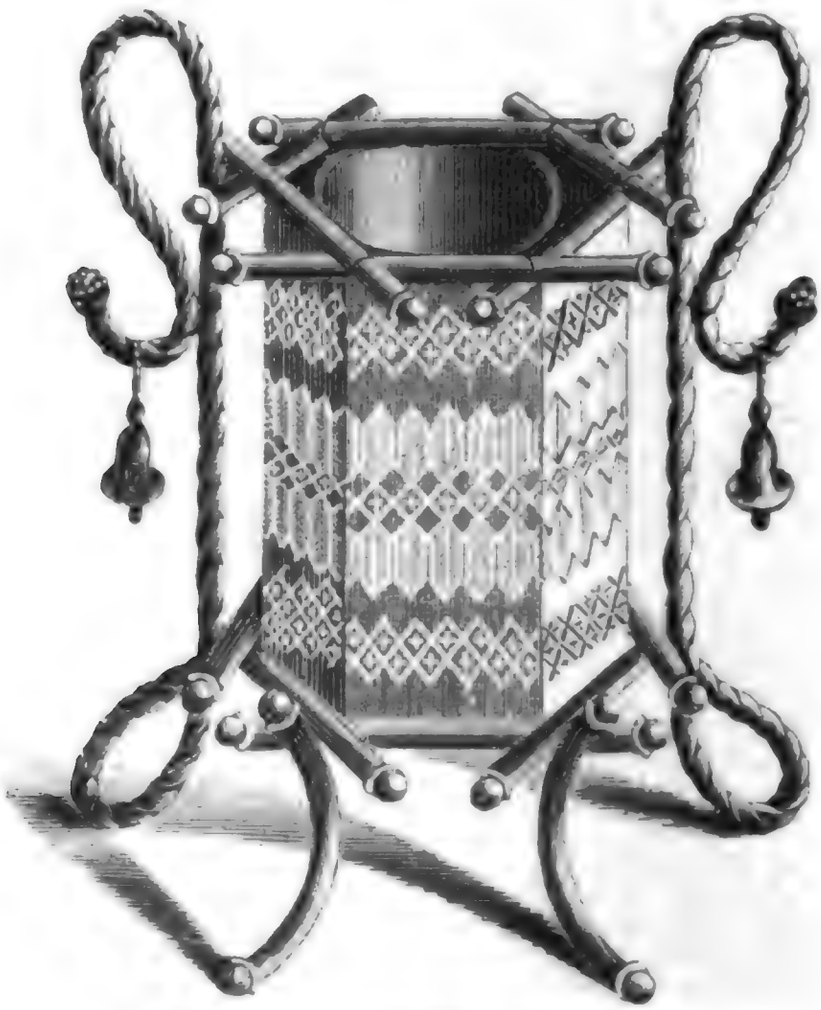
Digitized by Google

blauer Wolle mit der tuneſiſchen Häkelnadel ausgeführt. Der Anfang wird mit der Fußſpitze gemacht und werden 22 Maſchen angelegt. Hierauf folgen ſieben ganz



Nr. 9. Anzug für Morgenſpaziergang, Reiſen ꝛc. (Vorderanſicht)

gerade Reihen, dann werden zu jeder Seite 7 M. nachgelassen und 4 R. über die 8 M. der Mitte gehäkelt. Alsdann wieder 8 M. zu jeder Seite angelegt und 8 gerade Reihen gehäkelt. An jeder Seite mit 2 M. zugenommen, um die Wade zu bilden. Auf diese folgen 6 R. in weißer Wolle, dann 1 R. in blauer Wolle. Die beiden Theile vom Ende des Fußes ab werden zusammengelegt und zusammengenäht, wodurch die Hälfte der Sohle gebildet wird. In gleicher Weise werden die Beintheile zusammengenäht und die Maschen wieder aufgenommen, um die Ferse zu bilden, welche mit der ersten Naht der Fußspitze verbunden wird. Für das obere Ende wird eine durchbrochene Reihe in weißer und eine eben solche in blauer Wolle und darüber als Garnirung eine kleine blaue Zacke gehäkelt. Eine Reihe blauer Atlasknöpfe wird an der einen Seite angebracht und der Schluß durch kleine Bogen im Kettchenstich in blauer Wolle simulirt.



Nr. 10. Bouquetständer. (Mit Dessin.)

Nr. 8 und 9. Anzug für Morgenspaziergang, Reisen ꝛc. (Rück- und Vorderansicht.)

Der Rock von Phantasiestoff zeigt vorn eine unter zwei sechsfach eng gezogenen querlaufenden Streifen gereihte, und vorn dadurch unregelmäßige bauschige Falten bildende Schürze, welche am Fuße mit einem hohen Röhrenvolant abschließt. Der zweite Rock bildet eine eckig geschnittene Tunica. Die Taille wird durch einen eng anliegenden Paletot von gleichem Stoff mit kurzer Pelerine und langen Aermeln vertreten. Die Pelerine, der Besatz der Tunica, ferner die Aermelaufschläge und Taschen ꝛc. sind von feingestreiftem Sammet, dessen Grund mit Goldfäden durchwirkt ist. Auf der Rückseite ist der Rock schottisch gefältelt und die Tunica drapirt. Die großen Knöpfe auf Vorder- und Rückseite des Paletots und auf den gezackten Taschenpatten sind von Steinnuß oder Büffelhorn.

Nr. 10 u. 11. Bouquetständer. (Mit Dessin.)

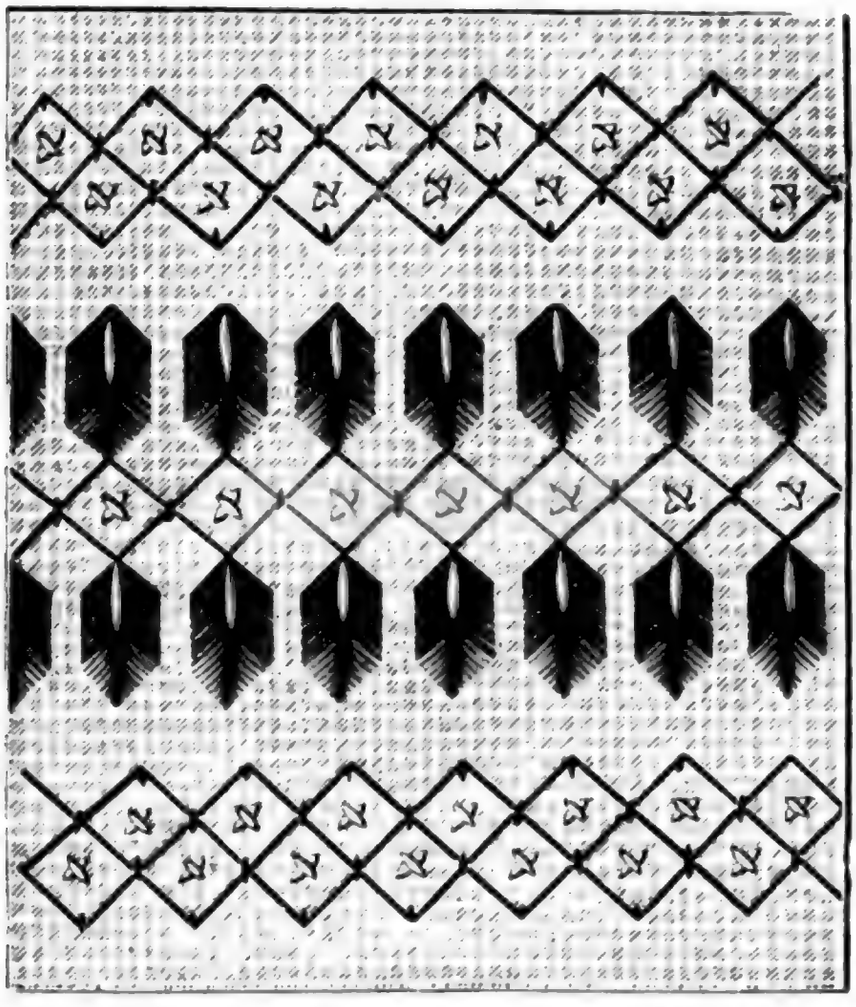
Dieses neue originelle Modell eines Bouquetständers besteht aus einem Gestell

Digitized by Google

von glatten und gewundenen Spanischrohr-Stäben mit vergoldeten Kugeln an den Enden, einer das Wasser enthaltenden Zinkvase und einer dieselbe verdeckenden und am Gestell befestigten Umhüllung von Carton, der mit einer Canevasstickerei überzogen ist. Die Höhe des eigentlichen Ständers ist zu 19 Cmtr. und die größte Breite zu 16 Centimeter angenommen. Der Streifen von brasilianischem Canevas wird nach dem Dessin Nr. 8 in Seide im Lanzettstich wie folgt gestickt: Die Rauten bronzefarben, die Kreuze roth, die Palmblätter wieder bronzefarben mit rothen Ausläufern und die Blattrippen gelb. Der fertiggestickte Canevasstreifen wird auf den vorher in die passende Form gebrachten Carton gezogen und die Verbindungsnaht recht sauber und streng anpassend ausgeführt. Wird eine weitere Garnirung mit Quasten, Lambrequins oder dergl. für nöthig gehalten, so ist die Ausführung derselben dem Ermessen der Verfertigerin anheim gegeben.

Nr. 12 bis 14. Stadt-Anzüge.

Nr. 12 u. 13. Anzug von Radzimir und gesticktem Caschmir. (Rück- und



Nr. 11. Dessin zum Bouquetständer.

Vorderansicht.) — Fußfreier Rock von schwarzem Seidenstoff. Am untern Rande ein Plissévolant von Radzimir. Auf dem Vordertheil eine Art zweiten Rocks von Radzimir, bestehend aus senkrecht gereihten Bahnen, deren mit schwarzem Atlas gefütterte Enden als Revers zurückgeschlagen die auf Abbildung ersichtlichen stumpfen Zacken ergeben. Durch das Reihen bildet sich auf jeder dieser Bahnen der querlaufende wellenförmige Faltenwurf. Ueber diese Bahnen-Garnitur fällt eine in breite regelmäßige Falten geordnete kurze Caschmirschürze. Auf der Rückseite zwei übereinander gestellte Puffs, der eine von gesticktem Caschmir, der andere von Radzimir. Die bis an die Büste zu knöpfende Taille ist gleichfalls von gesticktem Caschmir. Ihre Vordertheile haben zwei Brustfalten. Die Schöße treten vorn vom Schluß ab auseinander und bilden über den Hüften in Verbindung mit den Seitentheilen zwei gefältelte Draperien. Die beiden Hälften des den Rücken bedeckenden Hintertheils verlängern sich in zwei viereckig herabfallende Bahnen. Zwei Schluppen von schwarzem Atlasband verdecken die Verbindung der Draperien. Den Ellbogenärmel garnirt

Digitized by Google

12
13
14

ein einfacher Aufschlag von Radzimir. Glatte Halskrause. Schwarzer Plüschhut mit Spitzen und Blumen, und Bindebänder von schwarzem Atlas.

Nr. 14. Ueberrock von Radzimir mit Passementeriegarnirung. — Die vorn shawlförmig geschlossenen Vordertheile werden schräg geknöpft und zwar von rechts oben bis herab in die Taillenmitte vermittels nur einer Reihe großer Knöpfe. Das gute Sitzen über der Brust wird hier mit nur einer Brustfalte erzielt. Der Rücken ist glatt, die Passementeriegarnitur daselbst längs herab zu beiden Seiten der Mitte-

Nr 15. Diner-Anzug.

naht aufgesetzt. Um den Halsausschnitt ein großer glatter Kragen, der vorn über der Brust die Shawlrevers vertritt. Ellbogenärmel mit Passementerieaufschlägen. Renaissancehut von schwarzem Filz, mit Federn und Atlasband garnirt. Atlasbindebänder.

Nr. 15. Diner-Anzug.

Das Vordertheil des Rockes von fischotterbraungestreifter Faille bildet zugleich die gepuffte und gefältelte Schürze, welche in einen Volant endigt, unter dem ein

Digitized by Google

anderer, viel kleinerer, um die ganze Robe laufender Volant hervorgeht. Die Rückſeite des Rockes iſt durchaus von kleinen Volants bedeckt; der Rand jeder dieſer kleinen Volants iſt mit einem der Länge des Stoffes nach genommenen Streifen von fiſchotterbraungeſtreiftem Sammet beſetzt. Das Vordertheil der Prinzeßtaille hat die Länge einer Tunica. Sie iſt ſhawlförmig offen, mit Revers und bis an den untern Theil der Taille geknöpft; auf die Knöpfe iſt ein in Reihfalten geordnetes Failleplaſtron geſetzt, das rechts angenäht und links durch Agraffen geſchloſſen iſt. Die von der Taille ausgehenden Bahnen ſind längs der Schürze befeſtigt und auf dem Rock drapirt. Eine andere der Länge nach genommene Sammetdraperie verbreitet ſich über den untern Theil der Taille und iſt auf der vordern Mitte mit-

Nr. 16. Nachthemd von Percal oder Nanſouck.

tels einer Sammetagraffe zuſammengezogen. Der anliegende Rücken iſt ziemlich lang und endigt in zwei übereinander geſtellte ſchluppenförmige Puffs. Ein Failleſkragen verbindet die Sammetrevers. Die Ellbogenärmel endigen in zwei Failleſchrägen und eine ſchräg aufgeſetzte Sammetſchleife. Halskrauſe von rüſchirtem Tüll d'Esprit.

Nr. 16. Nachthemd von Percal oder Nanſouck.

Die vordere Mitte ſchmückt ein doppeltes Jabot von beſticktem und feſtonnirten Muſſelin. Hiermit übereinſtimmende Garnirungen finden ſich wieder rings um die Paſſe als Streifen, um den Halsausſchnitt als Kragen, an den Aermeln als Manſchetten und rings um den Fuß des Nachtkleids als Volant.

Nr. 17 u. 18 Kurzer Anzug für ein junges Mädchen. (Vorder- und Rückansicht.)
Der Rock von glattem Wollenstoff ist schottisch gefältelt und ungefähr handhoch

Nr 17. Kurzer Anzug für ein junges Mädchen. (Vorderansicht.)

über dem untern Rande mit einer Blende von farbig gestreiftem Phantasiestoff garnirt. Die Falten der Paniers, welche die kleine Tunica bildet, werden an der Seite

Nr. 18. Kurzer Anzug für ein junges Mädchen. (Rückansicht.)

Digitized by Google

unter einer geschmackvoll arrangirten Schleife gehalten. Lange Taille mit Shawlrevers vom gestreiften Stoff und einem kleinen gefältelten Gilet. Lange anliegende Aermel. Auf der Rückseite bildet die Taille in Prinzeßform einen zweiten Rock auf der Robe, welcher unter breiten Bandschleifen drapirt ist.

Nr. 19. Wandtasche zum Aufhängen.

Das Gestell dieser Tasche wird aus starkem, mit crêmefarbenem mattirten und gesteppten Atlas gefütterten Carton gefertigt, welcher mit einem, im Tapisseriestich zu stickenden Canevasstreifen überzogen wird. Der Phantasievogel in der Mitte ist

Nr. 19. Wandtasche zum Aufhängen

im Kurzstich in gespaltener Wolle. Kopf und Hals sind lila, der Körper rosa, die Flügel gelb, die Füße und der Schnabel grau und die Krone auf dem Kopfe roth. Zu den Blumen werden weiche Farben: blau, rosa und lila, und zu den Blättern gebrochenes Grün genommen. Der Grund ist im Kreuzstich in mattschwarzer Wolle. Bordüre, Schnüre und Quasten sind von derselben Wolle.

Nr. 20 u. 21. Löschblatthalter mit permanentem Kalender. (Mit Dessin.)

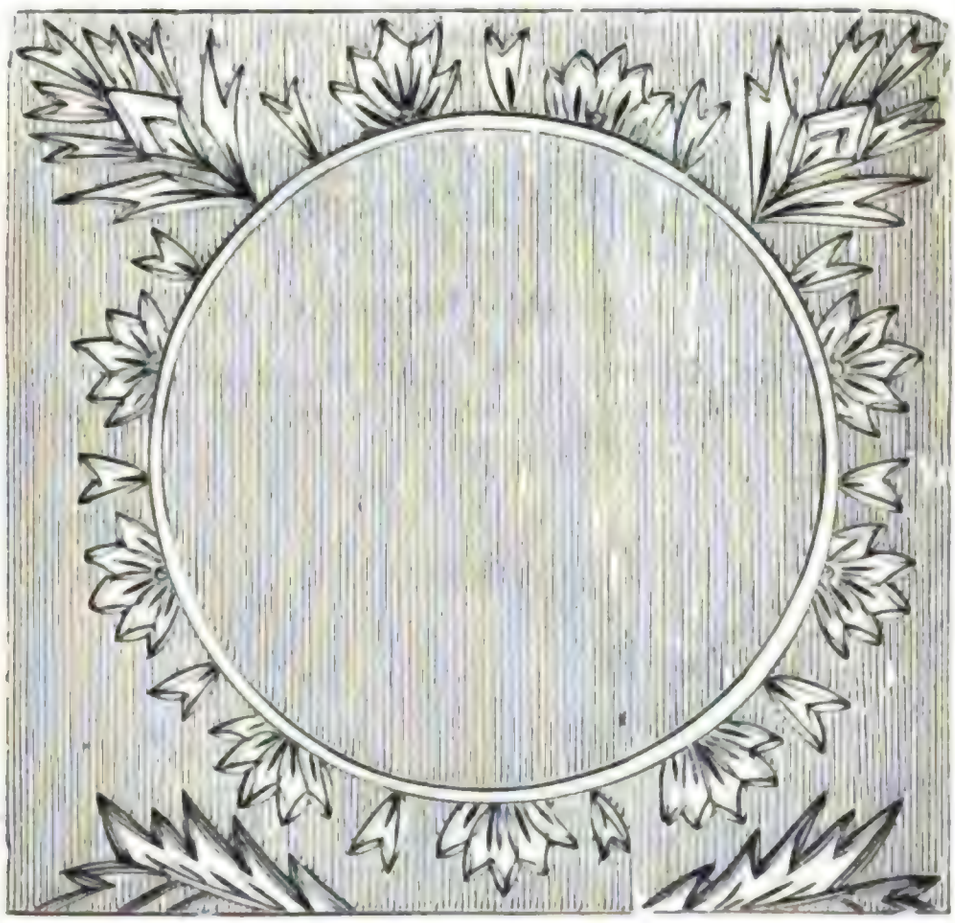
Der beim Schreiben so unerläßliche Löschblatthalter hat eine weitere Vervollkommnung durch einen permanenten Kalender erhalten. Zu jeder Seite des Handgriffes in der Mitte der Platte befindet sich eine metallene Zifferblatt-Scheibe mit

Digitized by Google

einem großen und einem kleinen Knopf. Durch ein wenig Drehen des großen Knopfes wird der eine Zeiger auf der einen Scheibe auf den Datum und mittels des kleinen Knopfes der andere Zeiger auf den Tag gestellt. In gleicher Weise wird auf der andern Seite der Monat und das Jahr markirt. Um die den Halter

Nr. 20. Löschblatthalter mit permanentem Kalender. (Mit Dessin.)

bildende Holzplatte zu verzieren, überziebt man sie mit schwarzem Caschmir, auf welchem das unter Nr. 21 dargestellte Dessin in verschiedenen Farben im russischen Stich gestickt ist.



Nr. 21. Dessin zum Löschblatthalter.

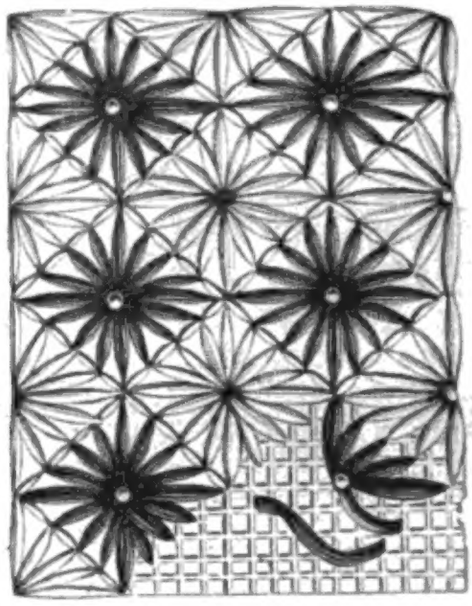
Nr. 22. Wollenstickerei auf Canevas.

Das unter dieser Nummer gegebene Dessin stickt man auf Canevas in Langstichen mit Wolle in zwei Farben. Diese Arbeit eignet sich für kleine Teppiche, Kissen, Reisetaschen, Pantoffeln 2c.

Digitized by Google

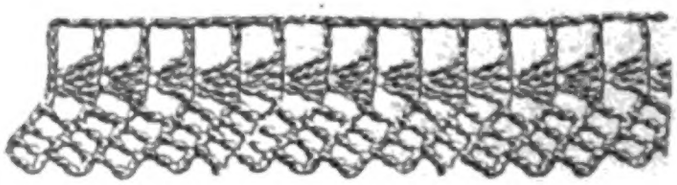
Nr. 23. Gehäkelte Spitze.

Für diese quer zu häkelnde Spitze sind 14 einfache Maschen anzulegen. 1 Stäbchen in die fünfte M. von rechts nach links gezählt, 1 einf. M., 1 St. mit einem Zwischenraum von 1 M. vom ersten St., 1 einf. M., 1 St. mit 1 M. Zwischen-



Nr. 22. Wollenstickerei auf Canevas.

raum, 2 einf. M., 4 St. in die dritte M. vom letzten St. an gezählt, 3 einf. M., 1 St. in die letzte M. Umwenden und 7 einf M., 4 St. in ein und dieselbe M. über die St. der vorhergehenden Reihe, 2 einf. M., 1 St. in das erste Loch;



Nr. 23 Gehäkelte Spitze.

hierauf 3 Mal 1 einf. M. und 1 St. Diese St. in die folgenden Löcher. Umwenden und 2 M. übergezogen, um wieder beim ersten St. anzukommen; 4 einf. M., 1 St. u. s. f.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

3 9015 06355 4789

Digitized by Google

Digitized by Google